Stanford University Libraries
3 6105 119 108 590

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON

JULIUS LOHMEYER

BERLIN

VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

1. Jahrgang. Oktober 1902. Heft

Digitized by Google

Jahrgang 1902/3. Oktoberheft.

Inhalt:

Die „Deutsche Monatsschrift“ erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang.

Abonnementspreis

vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25)

Einzelne Hefte M. 2.—.

Die „Deutsche Monatsschrift“ ist zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1902 No. 1895) oder vom Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Deutsche Monatsschrift

für das

gesamte Leben der Gegenwart

Herausgegeben von

JULIUS LOHMEYER

Band III

Oktober 1902 bis März 1903

BERLIN

Verlag von Alexander Duncker

1903

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen und Novellen.

Dichtungen.

Deutschtum im Auslande.

Koloniales und Übersee.

Heer und Flotte.

Volkswirtschaft und Sozialreform.

Naturwissenschaft.

Literarische Rundschau.

Seite

Verzeichnis der Mitarbeiter
am
dritten Bande
der

Deutschen Monatsschrift.

Die „Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart" wurde vor Jahresfrist begründet, um eine über dem Hader der Parteien stehende, vornehme, von nationalem Leben durchdrungene Revue grossen Stiles ins Leben zu rufen.

Der wohl einzig in der Geschichte des Zeitschriftenwesens dastehende Erfolg des ersten Jahrgangs hat gezeigt, dass die „Deutsche Monatsschrift" tatsächlich eine Lücke in der periodischen Litteratur ausfüllt. Sie hat diesen ihren raschen Aufschwung erreicht

durch einen Mitarbeiterkreis, wie er von solcher Bedeutung sich kaum je um eine deutsche Monatsschrift sammelte,
durch eine seltene Vielseitigkeit und Gediegenheit der Beiträge,
durch ihre ruhige, parteilos abwägende Haltung und warmherzige nationale Gesinnung,
durch ihre aufbauende, über den Lärm des Tages sich erhebende Richtung,
durch Hereinziehung der weiten Gebiete kolonialer, weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Fragen,
durch feinfühlige Berücksichtigung des Gemüts- und Geisteslebens auch der deutschen Frauen.

Die „Deutsche Monatsschrift" ist sich auch in diesem neuen Jahrgange ihrer hohen Aufgabe vollbewusst. Das beigeheftete Verzeichnis zeigt, dass in stets steigendem Masse unsere genanntesten Dichter, Gelehrten und angesehensten Patrioten sich zu lebendiger Mitwirkung um unser Werk scharen.

Wir weisen freudigen Stolzes auf die demnächst erscheinenden Arbeiten aus ersten Federn hin, die über neue Probleme in Staats- und Völkerleben, Ethik und Erziehung, Volkswirtschaft und Technik, über Litteratur und Kunst, geographische, ethnographische und naturwissenschaftliche Fragen, Heer und Flotte bedeutsame und anregende Beiträge veröffentlichen.

Der Verlag der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart".

Alexander Duncker.

Im September 1902.

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte.

Erzählungen, Novellen, Dichtungen:

Georg Freiherr von Ompteda: Frieden. Novelle.
Adolf Stern: Veit, der Glasbläser. Novelle.
Isolde Kurz: Römische Novelle.
Otto von Leitgeb: Das Gelübde. Erzählung.
Helene Pichler-Felsing: Auf Abbruch. Erzählung.
Hermine Villinger: Aus der Kleinstadt.
Bernhardine Schulze-Smidt: Das Problem. Novelle.
Dichtungen von Felix Dahn, Emil Prinz von Schönaich-Carolath, Carmen Sylva, Carl Busse, Victor Blüthgen, Johannes Trojan, J. Reginus, Julius Lohmeyer.

Litteratur:

Fritz Lienhard: Carlyles Welt- und Lebens-Anschauung.
„ „ Jean Pauls Reichtum.
Adolf Bartels: Ueber Litteraturwissenschaft.
Isolde Kurz: Geistige Strömungen in Italien.
Victor Blüthgen: Reformbestrebungen a. d. Gebiet der Jugendlitteratur.
Karl Strecker: Die Franzosenherrschaft auf der deutschen Bühne.
Wolfgang Kirchbach: Goethestudien.
Otto von Leixner: Tolstoi und das Deutschtum.
Adolf Stern: Neuere deutsche Lyrik und Epik.
Alexander v. Peez: Römer in Hellenland. Ein Kulturbild.

Kunst und Musik:

Dr. Hermann Muthesius-London: Unsere ländlichen Bauten.
Dr. Leopold Schmidt: Das Opernwesen der Gegenwart.
Baurat Otto March: Unsere Wohnung.
Dr. Erich Haenel: Kunstberichte.

Staats- und Völkerleben:

Dr. Hermann Oncken: Politik, Geschichte und öffentliche Meinung.
Dr. Hermann Muthesius: Junge Deutsche in England.
Prof. Dr. K. von Stengel: Entwicklung des deutschen Parlamentarismus.
Dr. Karl Peters: Grossbritannien und seine Kolonien.
Prof. Dr. Dietrich Schäfer: Was lehrt uns der Untergang der Hansa?
Prof. Dr. Adolf Wagner: Die Reichsfinanzreform.
Dr. Rudolf Krauss: Schwäbisches Geistesleben in Vergangenheit und Gegenwart.
Paul Dehn: Das Problem des Stillen Oceans.
Wirkl. Geh. Rat M. von Brandt: Die Zukunfts-Entwicklung Chinas.
Dr. Valckenier, Chefredakteur d. „Utrechter Dagblad“: Deutschland und die Niederlande.
Prof. Dr. Alfred Biese: Bismarcks Welt- und Lebensanschauung.
Freiherr von Zedlitz und Neukirch: Drohende Landflucht und ihre Verhütung.

Ethik, Erziehung:

Prof. Dr. Rudolf Eucken: Der Kampf um die Weltanschauung.
Houston Stewart Chamberlain: Deutschland und England.
Hans Schliepmann: Zeitpredigten.
Dr. Hans F. Helmolt: Weltgeschichtl. Anschauung u. deutsche Gesinnung.
Pr. Dr. Theobald Ziegler: Welche Gefahren drohen der sittlichen Gesundheit unseres Volkes?
Prof. Dr. Johannes Reinke: Gotteserkenntnis.
Prof. Dr. Hermann Rassow: Weltpolitik und Schule.
Karl König: Kopf- und Seelen-Wahrheiten.
„ : Gottesbewusstsein der modernen Menschen.

Deutsche im Auslande:

Prof. Dr. Wilhelm Förster: Die Himmelsbeobachtung als ein Verbindungsmittel mit den Volksgenossen in der Fremde.
Dr. Wilhelm Rohmeder: Die Betätigung des völkischen Pflichtgefühls.
Dr. Alfred Funke: Deutsche Ansiedlungen in Brasilien.
Marine-Oberpfarrer Gustav Goedel: Deutsche Sprache u. Seemacht.
Dr. Wilhelm von Sturz: Der Zusammenschluss des Deutschtums in den Vereinigten Staaten.

Technik und Naturwissenschaft:

Prof. Dr. W. Dönitz: Ueber den derzeitigen Stand der Serumtherapie.

Prof. Dr. Ludwig Schleich: Unser Nervenleben.

Prof. Dr. Julius Janitsch: Die photographische Reproduktion in Deutschland.

Diplom-Ingenieur Paul Heyck: Ueber das Wesen und die Ausnutzung der Energie vom technischen Standpunkt.

Dr. Wilhelm M. Meyer: Ueber Vulkanismus.

Koloniales:

Prof. Dr. Hans Meyer: Der deutsche Idealismus in der Entdeckungsgeschichte Afrikas.

Hermann von Wissmann: Meine Kämpfe in Ostafrika. IV. V.

Graf Joachim von Pfeil: Meine erste Forschungsreise.

" " " " Bureneinwanderung in Südwestafrika.

Otto Finsch: Koloniale Schwachheiten.

Volkswirtschaft und Sozialreform:

Prof. Dr. Otto Hintze: Karl Marx und die materialistische Geschichts-Auffassung der Sozialdemokratie.

Prof. Dr. H. Wichelhaus: Erfolge der chemischen Industrie.

Prof. Dr. Gustav Schmoller: Wirtschaftliche Fragen.

Prof. Dr. Max Sering: Preussische Domänen-Politik.

Heer und Flotte:

Admiral Kühne: Die erste preussische Expedition nach Ostasien 1858—62 und ihre Bedeutung für Deutschlands jetzige Weltstellung.

Generalleutn. Alb. von Boguslawski: Militärische Ergebnisse des Burenkrieges.

Geh. Rat Prof. Busley: Ueber Unterseeboote.

Generalmajor von Bernhardi: Die militärischen Anforderungen an die deutsche Nation.

Kapitainleutnant Georg Wislicenus: Zusammenwirken der Flotte und der Handelsmarine.

Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Neumayer: Von der deutschen Seewarte.

Oberstleutnant W. v. Bremen: Kolonialarmeen in Vergangenheit und Gegenwart.

Miles: Die Heerestechnik auf der Düsseldorfer Ausstellung.

Geographie und Reisen:

Prof. Dr. Friedrich Ratzel: Geographische Fragen.

Prof. Dr. Otto Krümmel: Die internationale Erforschung der nordeuropäischen Meere.

Prof. Dr. Heinrich Schurtz: Spanien nach seiner Niederlage.

Prof. Dr. Ed. Heyck, Die ersten deutschen Pioniere in Brasilien.

Prof. Dr. Karl Dove: Die moderne Verkehrs- und Handelsgeographie.

Hauptmann a. D. Karl Tanera: Allgemeine und politische Beobachtungen bei einer brasilianischen Reise.

Was unserem Volke Not ist:

Ein Sprechsaal mit Beiträgen unserer Mitarbeiter: Adolf Biese, Fritz Lienhard, Adolf Bartels, Hans Schliepmann, Otto von Leixner, Karl König, Paul Luther, Emil von Schenkendorf u. a.

Ständige Monats-Berichte.

Theodor Schiemann:
Ueber auswärtige Politik.

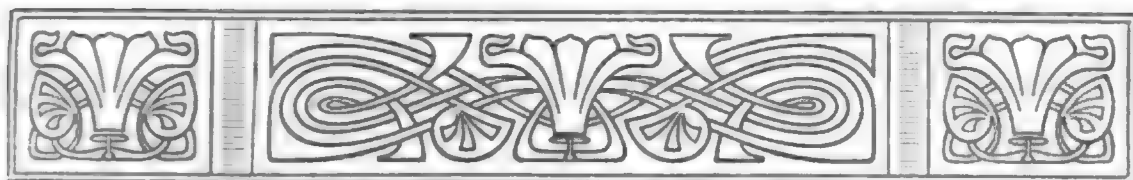
Wilhelm von Massow:
Ueber innere Politik.

Paul Dehn:
Weltwirtschaftliche Rundschau.
Das Deutschtum im Auslande.

Carl Busse:
Ueber neuere Litteratur.

Fritz Lienhard:
Berichte über das Theater.

Leopold Schmidt:
Musikalische Rundschau.



Vor allem fahren wir fort, an die Sonne zu glauben, wie dicht auch das Gewölke sein möge, das sie unserm schwachen Auge verbirgt.

Friedrich Christoph Dahlmann.

Frieden.

Novelle
von
Georg Freiherrn von Ompteda.

Ich bin von Jugend auf kränklich gewesen, habe nie regelmäßig die Schule besucht, war immer ein Schwächling, ein Sorgenkind und habe infolgedessen nie in meinem Leben etwas geleistet. Ich habe auch früher nie etwas geschrieben. Heute wo ich sechszig Jahre alt bin, ist es das erste Mal, daß ich die Feder ergreife. Warum? Ich möchte meinem armen Leben irgend einen Wert verleihen, indem ich menschliche Dokumente beibringe, ohne Rücksichten, ohne Schönfärberei, ohne Verheimlichung. Alles was ich erzähle, ist geschehen. Ich gebe Bescheidenes, aber nur Wahrheit. Etwas macht mir möglich zu sprechen: Alle, von denen ich berichten will, leben nicht mehr.

I.

Mein Vater besaß eine Fabrik in unmittelbarer Nähe einer großen Stadt. Ich nenne sie nicht, ich gebe auch den Industriezweig nicht an; eines kommt mir dabei zu Hülfe, mein Vater war eigentlich nicht ein eifriger Industrieller. Die Industrie betrachtete er als Brot für seine Familie und andererseits fühlte er die Verpflichtung, was sein Vater gegründet weiter zu führen.

Seine eigentliche Neigung lag auf anderen Gebieten. Er war ein Träumer und Phantast; er begeisterte sich für die Künste, für Geschichte, Erd- und Himmelskunde, für Botanik und Zoologie, für alle Neuerungen der Technik, für alle Errungenschaften menschlichen Geistes gestern, heute und morgen, nur für seinen eigenen Betrieb nicht.

Er hatte sich ein Laboratorium eingerichtet und trieb dort Chemie, obgleich die Chemie in keinem Zusammenhang mit seinen Werken stand.

Ich erinnere mich noch, wie er mich als Kind, während die Brüder lernen mußten, mitnahm und mir diese und jene chemischen Vorgänge zeigte.

Er war groß, etwas stark, er hatte einen blonden Vollbart, der ihm fast bis auf die Brust herabreichte, damals schon, ich glaube sehr zeitig mit weißen Haaren durchzogen. Ich sehe ihn noch an den Retorten und an organischen Verbrennungsapparaten stehen, mit strahlendem Gesicht beobachten, wie er sich dann ab und zu mir zuwandte und mir sagte: Es gelingt!

Es beschäftigte ihn offenbar ein unklares Problem. Er sprach davon, daß er der Lösung eines großen zukunftsreichen Geheimnisses auf der Spur wäre. Ich meine jetzt, er versuchte das Eiweiß, jene allernährende, alles Organische aufbauende Substanz auf eine künstliche Weise, synthetisch aus Elementen oder einfacheren Verbindungen zusammenzusetzen. Er sprach einmal von ganz analogen Experimenten, durch welche die synthetische Zusammensetzung des Indigo und manches andern organischen Körpers, zur Bewunderung der Welt geglückt wäre. Von einem Gelingen dieser seiner Experimente versprach er sich die weittragendsten Wirkungen, ja die Lösung der Ernährungsfrage überhaupt, und damit schließlich auch die der sozialen Frage, kurz eine neue Beglückung der Menschheit.

Solange mein Vater der Fabrik vorstand, gedieh sie nicht; er verstand es nicht, sie vorwärts zu bringen. Er kümmerte sich zu wenig darum, er war kein Geschäftsmann. Er ließ seine Leute schalten und walten, und ich glaube, es ist während seiner Regierungszeit, wie er es selbst nannte, sogar ein Rückschritt zu verzeichnen gewesen.

Das wäre vielleicht für uns alle pekuniär gefährlich geworden, wenn nicht mein ältester Bruder, Theodor, der nüchternste, arbeitssamste Mensch, den ich je gesehen, der geborene Kaufmann mit Unternehmungsgeist und doch ganz Zahlenmensch, jemand, der selbst allerlei neue Maschinen konstruierte und dabei nicht ein Gramm Phantasie besaß, die Fabrik übernommen hätte.

Der Vater überließ sie ihm ruhig, er atmete auf, daß er sich damit nicht mehr zu beschäftigen brauchte. Er vermehrte nur noch seine Bibliothek, kaufte hier und da einmal eine Bronze, ein gutes Bild, eine Radierung und stundenlang saß er in seinem Laboratorium, in dem aber in den späteren Jahren garnichts mehr geschah, nichts versucht wurde, in dem die Chemikalien verdarben, eintrockneten und alles verstaubte.

Dort träumte er regungslos in seinem Stuhl, starrte vor sich hin, grübelte und tat nichts und dann kam er zu Tisch und sagte: Ich habe lange gearbeitet!

Was hatte er getan? Nichts! Aber es war keine Lüge, er glaubte es selbst, er hätte gearbeitet.

So will ich denn auch von meinem zweiten Bruder erzählen: Erich war Offizier geworden. Er stand in einem Dragoner-Regiment; ein Mensch erregt, heftig, immer im Gang, ein ausgezeichneter Reiter, der zum Leid meiner Mutter Rennen ritt.

Er konnte sich mit Theodor nicht vertragen. Theodor, der für ihn arbeiten mußte, der für ihn in der Fabrik das Geld gewann, das Erich dann auf den Rennplätzen vertat. Ich glaube, mein ältester Bruder hätte am liebsten dem Jüngeren die Zulage abgeschnitten, aber das war des Vaters Sache. Und mein Vater hat immer und oft für den Dragoner bezahlt, wenn er Schulden gemacht hatte, wenn er Geld, wenn er Pferde brauchte. Nie verlor er dabei ein Wort.

Das waren meines Bruders Erich frühere Jahre; später kam eine Wandlung mit ihm. Ich meine, es fand etwa um das dreißigste Jahr herum statt. Aber das greift in meine Geschichte ein, und ich glaube, ich muß das später erzählen.

Nun zu meiner Mutter, meiner lieben guten Mutter. Ich sehe sie vor mir in verschiedenen Lebensaltern. Als ich noch ein Kind war, mit schwarzem, nachtschwarzem Haar und kohlschwarzen Augen. Ich fand die Mutter so schön! Ich dummes Kind habe es ihr oft gesagt, aber sie lächelte dann nur schmerzlich.

Ich konnte mir den Grund nicht erklären, denn sie hätte sich doch freuen müssen, doch es schien, als wollte sie an ihre Schönheit nicht erinnert sein.

Man wird sagen, was versteht so ein Knabe davon! Aber ich habe später andere Menschen gefragt, als die Mutter nicht mehr lebte, ich habe eifrig alles zusammengetan, was ich erfahren konnte; ich hatte ja nichts im Leben zu arbeiten, zu suchen, es war ja meine Beschäftigung. Und ich habe von ihrer Schönheit gehört, in den verschiedensten Worten, aber alle sprachen gleichmäßig davon, wie schön meine Mutter gewesen.

Dann kam die spätere Zeit, als ich schon erwachsen war; da begann sie genau wie der Vater, schon frühzeitig zu ergrauen und noch steht sie vor mir als eine Frau mit silbernem Scheitel, etwas traurig, etwas müde, immer noch mit ihren herrlichen Augen, sodaß ich mich erinnere, wie Leute zu mir sagten:

Ihre Frau Mutter muß ja aber einmal wunderschön gewesen sein!

Wie etwas Seltsames, nicht der Natur Entsprechendes, als fiele es ihnen auf. Und warum fiel es ihnen auf, fragte ich mich. Da gab es

nur eine Erklärung: Wie kam es, daß eine so schöne Frau Söhne zur Welt gebracht, die alle häßlich waren.

Theodor war riesig, dick, mit dem Gesicht eines Fauns, von dem er doch garnichts hatte. Vielleicht war es der dünne Bart, den er lang trug, als wollte er dem Vater nachahmen.

Erich war zwar schlank und gut gewachsen, aber klein und dadurch entstellt, daß ihm ein Pferd das Nasenbein zerschlagen hatte.

Und ich bin immer, wie ich erzählte, schwächlich, kränklich, ungesund, klein gewesen.

Meine Mutter war eine Frau, die ihr Haus zu führen wußte. Ich habe später manchen Haushalt kennen gelernt, den meiner Geschwister, auch manchen in nächster Nähe gesehen, da kann ich wohl sagen, daß keiner in Ordnung war im Vergleich zu dem meiner Mutter.

Sie hatte nicht bloß ein seltenes Talent mit den Dienstboten zu verkehren, alles praktisch im Hause einzurichten, sondern sie kümmerte sich auch wirklich um jede Kleinigkeit, was bei einem so großen Haushalt etwas sagen will.

Es gab zwar nicht Bälle, Diners und Abendgesellschaften, unsere gesellschaftlichen Beziehungen waren nicht groß, aber so etwas hätte ihr auch nichts bedeutet. Eine vorher angesagte noch so große Anzahl von Personen zu bewirten, wäre meiner Mutter eine Kleinigkeit gewesen: die Schwierigkeiten im Haushalt lagen bei uns anderwärts.

Wenn mein Vater ausging und er Bekannte traf, so brachte er sie mit zu Tisch und wenn er niemanden fand, suchte er geradezu jemand. Es war ihm förmlich ein Bedürfnis nicht allein zu sein, und in der Tat erinnere ich mich kaum, daß wir jemals ohne einen Fremden am Tisch gesessen hätten.

Manchmal kam Besuch oder die Leute fielen unangemeldet in die Suppe, denn sie wußten, wie mein Vater darüber dachte. Es war eine Schwäche, eine Leidenschaft, eine Passion von ihm, jeden Menschen, mit dem er fünf Worte gewechselt, zu Tisch einzuladen. Das ging soweit, daß er nicht bloß seine Bekannten bat, sondern auch Bekannte von Bekannten und deren Bekannte und Freunde wieder aufforderte.

Ich erinnere mich, daß, wenn ich als Kind mit dem Vater spazieren ging, er oft einen Jugendgenossen von sich traf, einen Geschäftsfreund, jemand, der die gleichen Neigungen zu chemischen Problemen hatte wie er, manchmal einen Maler, einen Bildhauer, einen Schriftsteller, oder einen Gelehrten: die wurden dann regelmäßig beim Arme genommen und mitgeschleppt.

Begegnete ihnen mein Vater mit Jemandem, den er nicht kannte, so genügte es, daß man gegenseitig den Namen nannte und auch der Fremde wurde sofort aufgefordert. Mein Vater pflegte zu sagen:

Es widersteht mir, jemand zu Tisch zu bitten und ein anderer steht dabei, hört es mit an und wird nicht eingeladen.

Da galt es dann immer Essen und Trinken bereit zu haben für eine unbestimmte Anzahl Leute. Die Mutter konnte nie wissen, waren wir sechs, zehn oder gar zwölf Personen bei Tisch.

Aber niemals, so lange ich denken kann, erwuchs daraus irgend welche Schwierigkeit; man hörte keinen Lärm im Haus, kein Eilen und Hasten; Boten flogen nicht davon zum Kaufmann, zum Fleischer. Man sah keine erregten oder mißmutigen Gesichter, es ging alles ganz von selbst. Es war wie in einem Restaurant, wo sie auf zehn Gäste genau so eingerichtet sein müssen wie auf hundert.

Meine Mutter verlor nie ein Wort, ich glaube, hätte der Vater plötzlich seine sämtlichen Angestellten mitgebracht, es würde sich Platz und Essen gefunden haben. Er lud auch nicht selten seine Prokuristen ein oder die Herren vom Contor. Immer setzte man sich rechtzeitig zu Tisch, immer war das Essen fertig, und das größte Rätsel: meine Mutter eilte nicht fortwährend geschäftig hinaus, sondern unterhielt sich mit dem Besuch, ehe es zu Tisch ging. Es war, als liefe in diesem Hause alles von selbst.

Ich habe manchmal darüber nachgedacht, woher dieser Drang meines Vaters kam, niemals allein mit der Familie zu sein. Es war doch merkwürdig bei einem Mann wie er, der im Grunde ein Träumer genannt werden mußte und ein Phantast, ein Mann, der gern seinen Gedanken überlassen blieb.

Ich habe dann gefunden, daß er diesem Hange nachging, wenn er in seinem Laboratorium saß, in seiner Bibliothek verweilte, wenn er seine Radierungen besah. Dann, dann war er immer allein.

Seltsam, ich kann mich nicht erinnern, jemals die Eltern allein mit einander gesehen zu haben. Wenn die Gäste gegangen waren, zog sich der Vater zurück. Er arbeitete oder meinte es zu tun, und meine Mutter beschäftigte sich im Hause. Sie bereitete das vor, was ihr dann, wenn der Vater Gäste zuführte, spielend im Haushalt gelang.

Meine Eltern wohnten getrennt. Ich habe das als Kind nicht bemerkt, ich fand es in späteren Jahren unpraktisch und als der Vater anfing zu kränkeln, beinahe unrecht, denn zwischen den Schlafzimmern der Beiden lag eigentlich das ganze Haus. Ein riesiges altes Gebäude,

einst ein Gutshof, mit einem unendlichen Gang, der vier oder fünf Mal um die Ecke führte, ein Haus, in dem man sich wirklich verirren konnte. Zu verschiedenen Zeiten war es gebaut, treppauf mußte man und treppab, kaum drei Räume lagen gleich hoch.

Ich habe als Kind, ich weiß es, den Vater mehr geliebt als die Mutter. Er liebkoste mich, er erzählte mir allerlei Geschichten und gerade während der langen Zeiten, da ich krank war und nichts lernen konnte, bemühte er sich all' die Lücken in meinem Bildungsgang zu schließen. Spielend suchte er mir Kenntnisse beizubringen; ich habe dadurch allerlei gelernt, aber System lag nicht darin. Ich hätte nie ein Examen machen können und darf glücklich sein, daß ich darum gekommen bin.

Die Mutter sprach wenig mit mir. Ich kannte sie nur still, einsam und verschlossen. Es war, als wüßte sie uns Kindern nichts mitzuteilen, sie war immer wie gedrückt, sehr ernst, entsetzlich ernst.

Diese Stimmung schwebte auch über dem Hause, man hörte nie in der Familie ein Lachen; es wurden keine Scherze gemacht, es wurde nichts erzählt, es herrschte Stille, fast Grabesschweigen.

Das traf aber nur zu, wenn wir allein waren. Sobald Gäste sich im Haus befanden, taute der Vater auf; dann schlug sein Hirn förmlich Funken, dann machte er Scherze, erzählte Anekdoten, berichtete aus seinen Jugendjahren Erfahrungen, die er gemacht, und mir stehen noch hundert Geschichten ins Gedächtnis geschrieben von allerlei seltsamen Menschen, die er kennen gelernt, von abenteuerlichen Käuzen, von ganz verrückten „Genies“, wie er sie nannte.

Wurde dann ein Tropfen getrunken, so löste er ihm noch mehr die Zunge, und wir saßen oft nach dem Essen zwei Stunden lang bei Tisch. Man trank Kaffee, einen Schnaps, die Zigarre brannte und wenn die Brüder schon gegangen waren wegen ihrer Schularbeiten, so blieb ich, das Sorgenkind, das nichts lernte und nichts tat, zurück und durfte lauschen.

Nie schickte man mich fort, denn nie fiel ein Wort, das für Kindesohren nicht bestimmt gewesen wäre, niemals, trotz aller Lustigkeit, ja Ausgelassenheit, in der sich der Vater manchmal erging, wenn die rechten Menschen um ihn versammelt waren, wenn er Hof hielt, denn so war es fast.

Mein Vater hatte etwas Keusches, Reines, er ging jedem zweideutigen aus dem Wege, ich glaube, bei einer Geschichte, wie sie unter Männern hier und da erzählt wird, würde er rot geworden sein. Trotz aller Lustigkeit und bei einer wunderbaren Darstellungsgabe, denn er erzählte gut, kam nie ein unanständiges, gemeines Wort oder nur grobes Wort,

über seine Lippen. Dabei hatte alles was er sprach Charakter und Eigenart.

Etwas Seltsames habe ich später an meinem Vater bemerkt — oder ich weiß nicht, ist es mir erst klar geworden, indem ich dies schreibe? — er berührte nie irgend welche Beziehungen zwischen Mann und Frau; er sprach nie von Liebe. Es war, als gäbe es etwas Derartiges nicht. Und doch hatte dieser Mann etwas Starkes, etwas Männliches. Es gab keine Halbheiten bei ihm, keine Zwittergedanken, er war ein weicher Mensch, aber ein Mann.

Während mein Vater mit seinen Gästen bei aufgehobener Tafel noch bei Tisch saß, stand gewöhnlich meine Mutter auf und beschäftigte sich im Hause; meist erschien sie dann nicht wieder.

Der Vater aber nahm diesen und jenen Besucher — nicht alle, denn von manchen trennte er sich, wenn sie aufstanden — mit in sein Zimmer hinüber, in die Bibliothek, wie wir es nannten.

Zum Abendessen versammelte sich die Familie erst wieder, aber auch nun waren wir nicht allein, sondern meist erschien jemand, den der Vater zu Tisch gehabt, gleich noch ein zweites Mal. Befanden wir uns aber allein, so redete er meist mit uns Kindern, gab uns gute Lehren, und sprach dieses und jenes durch, was ihm im Laufe des Tages aufgefallen war. Wir hatten uns daran gewöhnt, zu fragen. Alles und jedes wurde gefragt, was wir uns nicht gleich erklären konnten, und immer wußte der Vater eine Antwort.

Die Mutter war stumm dabei, der Vater redete nicht mit ihr und doch war sie nicht von geringem Verstand, als daß sie nicht hätte teilnehmen können. Sie war im Gegenteil eine kluge Frau, die über manches eigene Ansichten hatte, viel las und überall gut beschlagen war.

Das kam zum Ausdruck, wenn sie sich mit den Gästen unterhielt, und ich habe manchmal gestaunt über das, was die Mutter wußte. Aber vom Vater habe ich nie ein anerkennendes Wort gehört, nie eine Zustimmung. Er selbst zog sie niemals ins Gespräch. Dabei war er nicht etwa rücksichtslos oder hart gegen sie; das hätte seiner ganzen Natur nicht entsprochen.

Er war im Gegenteil artig, vielleicht, wie ich mir später klar machte, gar zu artig, denn er hatte etwas Zeremonielles, in der Art wie er sie behandelte. Er sprang immer zu, wenn sie einmal etwas fallen ließ, es aufzuheben, er rückte ihr den Stuhl, er brachte ihr das Kissen in den Rücken, daß sie bequem sitzen sollte, er hatte tausend Aufmerksamkeiten für sie und seltsam, seltsam, dabei redete er nicht mit ihr.

Mir war das Abendessen lieber noch als der Mittagstisch, denn manchmal erzählte der Vater dann noch mehr, als wenn mehrere Fremde anwesend waren, die er dann oft reden ließ, während er in Sinnen versank. Und es war alles so klar, so gerecht und richtig, was dieser Mann urteilte und sprach, und er wußte über alles und jedes Bescheid und nie wiederholte er sich.

Da wurden wir Kinder in früheren Jahren schon mit Dingen bekannt, die andere wohl kaum hörten.

Ich will etwas herausgreifen: Eines Tages redete er über die Entwicklung unserer Sprache und dann zitierte er lange Stellen aus althochdeutschen und mittelhochdeutschen Gedichten. Den nächsten Tag war etwa von religiösen Gebräuchen der Südsee-Insulaner die Rede. Dann hielt er einen förmlichen Vortrag über das Entstehen des deutschen Nationalgefühls. Das Werden war es, was ihn immer interessierte.

Wir wurden bekannt gemacht mit den Reisen der Gebrüder Schlagintweit, wir hörten von Goethe, die Stellung Irlands zu England ward uns historisch entwickelt. Dürers Lebensgang rollte sich vor uns auf, als ob wir den gleichen Erdenweg mit ihm geschritten wären.

Einmal erzählte der Vater uns genau die Schlacht bei Eylau. Er nahm dazu Bleistift und Papier und ließ die Truppen aufmarschieren, ja die Veränderungen, die zu verschiedenen Zeitpunkten der Schlacht in der Truppenverteilung stattgefunden, wurden uns graphisch vorgeführt.

Aus seinen Worten ahnten wir längst, ehe unsere heutige Entwicklung gekommen, die Zukunft der Elektrizität.

Er sprach dazwischen von einem neuen Öler für Maschinen. Die Lebensweise des Eisvogels wurde uns so genau erklärt, als ob der Vater sich nur mit dem Studium dieses Tieres beschäftigt hätte.

Max Klinger's Anfänge als Radierer gaben ihm ein Ahnen in die Seele, hier erwache ein Genie. Dann ward uns Michel Angelos Größe staunend klar, und am Abend wußte der Vater von spanischen Volkssitten zu erzählen, setzte uns vulkanische Erscheinungen auseinander, redete vom Urtext des neuen Testamentes.

Eins blieb dieser Tafelrunde fern: Klatsch! Alles, was sonst das Leben der meisten Menschen erfüllt, Redereien über den lieben Nächsten, interessierten ihn nicht, und wenn wirklich einmal einer ein solches Thema anschlug, so wurde der sonst so weiche, liebenswürdige Mann zuerst unruhig, dann fast grob — die einzigen Male, wo ich eine starke Erregung, ein Aufflammen von Leidenschaft bei ihm bemerkt habe.

Er pflegte dann zu sagen: Es ist alles nicht wahr!

Oder er frug geradezu, wenn Jemand, der die Gepflogenheit des Hauses nicht kannte, von irgend einem Skandal des lieben Nächsten berichtete: Sagen Sie mal, sind Sie dabei gewesen?

Und wenn das noch nicht half, kam das weitere:

— Würden Sie das dem Betreffenden ins Gesicht wiederholen?

Dann schlug er die Hände zusammen, preßte die Finger ineinander, als wollte er beten und meinte:

— Gott gebe uns Mut, Mut, physischen und moralischen, und hört ihr, ihr Kinder, merkt euch das für das Leben, der moralische steht viel höher.

Und ich erinnere mich Worte von ihm wie:

— Es sollte jeder Mensch alles vertreten können, was er sagt.

Einmal sprach er etwas Merkwürdiges, das ich damals nicht verstand, das mir erst in viel späteren Jahren klar geworden ist. Er sagte: Man muß mit etwas, das man einmal getan hat, rechnen und abrechnen können. So wenige Menschen haben den Mut, etwas Gegebenes hinzunehmen.

Bei Tisch gab es gewöhnlich zwischen uns Brüdern Streit. Theodor und Erich waren immer verschiedener Ansicht. Theodor nahm alles schwer und tragisch, Erich alles kinderleicht, und es kam dahin, daß, wenn der eine etwas behauptete, der andere nur, weil es der Bruder gesagt, vom Gegenteil überzeugt schien. Ich stand dazwischen, entschied mich nicht für den einen und nicht für den andern, aber ich hatte das Gefühl, als wären sie mir beide nicht gewogen.

Ein enges Verhältnis zwischen uns gab es nicht, und das kam daher, daß die beiden, die arbeiten mußten und sich schinden, sich darüber ärgerten, daß ich nichts tat.

Ich fühlte es aus allerlei spitzen Bemerkungen heraus. Theodor pflegte zu sagen: Nun, Du hast ja nichts zu tun, wie gewöhnlich!

Und wenn sie noch arbeiten mußten, rief mir Erich zu, ehe er auf sein Zimmer ging:

— Ruhe Dich nur schön aus, denn Du hast morgen einen schweren Tag!

Wenn wir abends aufstanden, so trennte sich die ganze Familie. Die Mutter sagte „gute Nacht", und meinte mit einer ständigen Redensart: Ich habe noch zu tun.

Aber sie ging meist in ihr Zimmer und schloß sich ein.

Der Vater setzte sich dann in die Bibliothek, entweder mit dem Besuch oder allein, und ich dummer Junge wurde zu Bett geschickt.

II.

Als die Brüder längst aus dem Hause waren, blieb ich noch daheim, einmal war ich der Jüngste und dann bedurfte ich oft der Pflege. Ich hatte keinen Beruf, was hätte ich da anders anfangen sollen?

Theodor war auf dem Gymnasium in der Stadt und da Haus und Fabrik zu weit entfernt lagen, als daß er täglich den Schulweg hätte viermal machen können, hatte ihn der Vater zu einem seiner Lehrer in Pension getan. Theodor war immer einer der Ersten in seiner Klasse, er lernte nicht übermäßig leicht, er hat niemals spielend etwas erreicht, aber er war schon als Knabe so gewissenhaft, daß er es trotzdem zu Erfolgen brachte.

Anders Erich. Dem wurde es nicht schwer, er wußte etwas auswendig, wenn er es dreimal gelesen hatte, nur vergaß er es ebenso schnell wieder. Er war damals schon leichtsinnig, gründete auf der Schule mit anderen ein Korps, äffte studentisches Wesen nach, rauchte, obgleich es ihm sehr schlecht bekam, schon als ganz kleiner Kerl, schwänzte die Schule, machte allerlei Unsinn und brachte es trotz seiner Begabung fertig, zwei Mal hintereinander sitzen zu bleiben.

Da nahm man ihn von der Schule fort, der Gedanke einen Hauslehrer zu nehmen, wurde erwogen und längere Zeit hindurch war mein Vater der festen Überzeugung, das wäre das richtige.

In diesem Punkt setzte ihm die Mutter, die sich sonst unter alles beugte, Widerstand entgegen. Der Vater hatte eine Unterredung mit ihr, der keiner von uns beiwohnte, und dann ging die Mutter wie gedemütigt mit gesenktem Kopfe davon. Ich sehe sie noch aus dem Zimmer treten, es war als hätte sie einen Schlag bekommen und dabei war die Unterredung drinnen — denn wir Bengels hatten gelauscht — niemals laut gewesen, kein böses Wort war gefallen, ich glaube, das hätte der Natur meines Vaters widersprochen.

Ich, der ich über alles Derartige nachgedacht habe, kann mir heute erklären, warum der Vater durchaus seinen Willen haben wollte: Mit dem Hauslehrer ständig am Tisch, wäre er nie mit der Mutter allein gewesen.

Ich weiß nicht warum sich dieser Plan dennoch zerschlug, jedenfalls eines Ostern wurde Erich ins Kadetten-Corps gesteckt und da er das nötige Alter schon hatte, kam er gleich nach Lichterfelde.

Wir haben ihn Jahre lang nur zu den Ferien gesehen und er wurde uns allmählich fremd. Das Verhältnis zwischen Theodor und ihm änderte sich; sie zankten sich nicht mehr, sondern der Kadett „schnitt“ den „Pennäler“, wie er sagte.

Erich redete nur noch von Uniformen und militärischen Verhältnissen, und Theodor, der Schüler, wie ich, der Nichtstuer, schienen ihm gleich verächtlich.

Der Vater liebte nicht die Zeit, in der wir außer dem Hause waren. Es war mir immer, als empfände er die Gegenwart von uns Kindern wie ein Bindeglied zwischen ihm und der Mutter. Ich merkte es in den langen Jahren immer mehr, der ich immer nur beobachtete und nichts tat, wie es der Vater zu vermeiden schien, mit seiner Frau allein zu sein.

Standen nun die Ferien in Sicht, so war der Vater gut gelaunt, in der Hoffnung, es würde jetzt noch mehr Leben im Hause sein. Beim Ferien-Anfang jubelte er dann laut auf wenn die Brüder kamen, küßte sie überaus herzlich, lief Arm in Arm mit ihnen in Hof und Garten spazieren, und bei Tisch fragte er sie genau aus über jede Kleinigkeit, wie es ihnen ergangen.

Vor allem mußte Erich erzählen. Aber eine rechte Aussprache kam nicht zu Stande, weil alles, was Erich sprach, immer in eine gewisse Spitze gegen das Gymnasium und gegen das Civil auslief und sehr bald alles wiederum, wovon Theodor redete, eine Art Schärfe annahm, indem er tat, als wäre er gewissermaßen der Hüter des heiligen Feuers der Wissenschaft und Erich nur eine Art höherer Idiot mit rotem Kragen und blanken Knöpfen.

So kam es, daß des Vaters Begeisterung und Freude über die Anwesenheit der Brüder bald verflog. Es machte mir den Eindruck, als wäre er beinahe zufrieden, daß die Ferien bald wieder zu Ende gingen. Ich pendelte, als eine Null zwischen all dem umher, fühlte mich manchmal unglücklich, war aber doch wohl meist zufrieden, daß ich nichts zu tun brauchte, denn ich war unendlich faul.

Endlich kam die Zeit, daß beide Brüder ihre Examina gemacht, und nun wurde es ganz still im Haus. Theodor, von dem es feststand, daß er die Fabrik einmal übernehmen sollte, besuchte das Polytechnikum in Charlottenburg, und da er ungeheuer fleißig war, sahen wir ihn nicht einmal während der Ferien. Er benutzte diese dazu — ich glaube übrigens, auf des Vaters Wunsch — um andere Länder zu sehen, dort Maschinen, Fabrikeinrichtungen und Arbeiterverhältnisse zu studieren.

Er war uns auf diese Art Jahre lang entrückt, und erschien nicht einmal zu Weihnachten, denn auch da befand er sich auf Reisen.

Erich aber war bei einem Provinz-Dragoner-Regiment eingetreten, und nachdem er erst einmal Offizier geworden war, kam auch er nur

noch selten nach Haus. Es gab nur noch ein Interesse für ihn auf der Welt: er hatte sich, wie ich schon erzählt, dem Rennsport zugewandt.

Der Vater war halb unglücklich über diese kostspielige Leidenschaft, halb stolz auf seinen Sohn. Unglücklich, weil er meinte, Erich könne doch einmal wenigstens im Jahr seine Eltern besuchen, stolz, weil der Junge in den Zeitungen stand. Der Sportteil, sonst nie beachtet, wurde in diesen Jahren immerfort gelesen.

Da war Erich Zweiter gewesen, dort hatte er ein Rennen gewonnen und die spärlichen Karten, die er ab und zu schickte (denn Briefe kamen nur, wenn er Geld brauchte) waren von den verschiedensten deutschen Rennplätzen aus datiert. Sie enthielten eigentlich nur immer die Mitteilung, daß er ein Rennen gewonnen, oder welchen Platz er belegt.

Ab und zu schrieb ihm wohl der Vater, er möchte sich doch einmal zu Hause zeigen. Dann kündete Erich an, er würde dann und dann auf einen oder zwei Tage kommen. Im Hause herrschte großer Jubel, es wurden Vorbereitungen getroffen, wie zum Empfang des Königs, diese oder jene Bekannten wurden schon im Voraus nach des Vaters alter Gewohnheit zu Tisch eingeladen und im letzten Augenblick traf dann ein Telegramm ein, er hätte keinen Urlaub bekommen.

Da gab es Verstimmung und böse Gesichter, aber merkwürdigerweise galt Ärger und Zorn nicht Erich, sondern nur seinem bösen Kommandeur, der ihn nicht fortließ, während er ihn doch auf sämtliche Rennplätze schickte.

Ich hatte schon damals die Ansicht, dies müsse eine falsche Auffassung der Dinge sein, aber weniger aus Erkenntnis, als weil ich immer anderer Meinung war, wie die Übrigen im Haus.

Zu Weihnachten pflegte aber Erich wirklich zu kommen, und in diesen Tagen gab es Niemand mehr im Hause als ihn. Mit der Mutter sprach der Vater ja überhaupt kaum ein Wort, aber auch ich trat dann gänzlich zurück, sodaß ich nicht gerade mit den freundlichsten Gefühlen auf meinen Herrn Bruder blickte.

Regelmäßig pflegte dann Erich eine größere oder kleinere Geldsumme, die er gebeichtet, mitzunehmen; den Vater schien das aber wenig zu verstimmen.

Ein paar Tage darauf war das Gleichgewicht wieder hergestellt, ich wurde mit ins Laboratorium genommen, ich durfte mit spazieren gehen, soweit ich nicht wegen ewiger Erkältung oder meines schwachen körperlichen Zustandes halber geschont wurde, und Erich schien für den Augenblick wieder die zweite Rolle zu spielen.

So vergingen einige Jahre, und ich war schon stark in den Zwanzig. Immer noch führte ich mein unglückliches, unnützes, krankes Dasein im Haus, und da ich nichts gelernt und auch nichts hatte lernen können, gab es wohl keine Aussicht, daß sich darin etwas ändern konnte.

Jetzt kam die Zeit, wo Theodor hätte in die Fabrik eintreten sollen, aber er befand sich in England und wollte nicht zurückkehren. Ich erfuhr zuerst nicht den Grund. Es blieb dabei, er kam nicht. Einmal des Abends setzte mir der Vater auseinander warum.

Er hatte sich, ohne die Eltern davon zu benachrichtigen, in England, wo er Teilhaber einer Fabrik war, verheiratet. Er hatte einfach die Tatsache den Eltern angezeigt mit den kühlen Worten des Verstandes- und Rechenmenschen: er wäre mündig, brauche Niemanden zu fragen und hätte es für gut befunden, sich am heutigen Tage mit Fräulein Ellen Lesly zu vermählen. Er würde sie später einmal den Eltern vorstellen.

Er erwähnte nichts von der Familie seiner Frau, sagte nichts über ihr Aussehen, schickte keine Photographie, sie schrieb keinen Brief, um sich als Schwiegertochter einzuführen, genug, die Eltern hatten recht, erzürnt zu sein. Der Vater fragte immer:

— Wodurch habe ich das nur verdient? Habe ich ihm nicht Vertrauen genug gezeigt? Ein Vertrauen ist doch des anderen wert. Aber mein Junge ist das nicht, sie steckt dahinter! Sie, diese Engländerin! Diese verdammten Weiber!

Und ich sah ihn so erregt, wie noch nie. Ich glaube sogar, daß es das erste Mal war, daß dieser feine, fast zarte Mann, den Ausdruck „Weiber" brauchte, der bei ihm schon einen hohen Grad von Entrüstung vorstellen mußte.

Die Sache wurde Erich mitgeteilt. Der schrieb einen Brief, etwa des Inhaltes:

„Was mein Bruder tut oder nicht, ist mir vollkommen gleichgültig, aber ich empfinde den Schmerz, den er Euch, liebe Eltern, angetan, indem er Euch gewissermaßen übergangen hat."

Darauf kam eine längere Trostrede und die Versicherung, er sei ein guter Sohn und zwar in Ausdrücken, daß dem Vater, als er den Brief vorlas, die Tränen in die Augen traten.

Erich hatte die Stimmung richtig berechnet, denn am Schluß legte er wiederum einen kleinen Pump an, der ihm in Anbetracht der weichen und guten Gefühle, die er eben geäußert, auch sofort ohne jede Verwunderung noch Widerrede honoriert wurde.

So gingen wieder einige Jahre hin, und es änderte sich nichts. Ich glaube nur, daß die Geschäfts-Unkenntnis und Träumerei des Vaters anfing hier und da der Fabrik ernstlich Schaden zu tun, sodaß es am Platz gewesen wäre, Theodor, trotz seiner Verheiratung, unter allen Umständen zurückzurufen.

Doch es geschah nicht. Die Mutter hatte keinen Willen, sie sprach in den letzten Jahren weniger denn je, zog sich immer mehr zurück und der Vater war in seinen Sohn Erich so verliebt, daß er an Theodor wohl garnicht mehr dachte.

Eines Tages rief mich der Vater in sein Zimmer, und ließ mich feierlich setzen, so daß ich das Gefühl hatte, er wolle mir eine Eröffnung machen. Er steckte sich eine Zigarre an, denn ohne die konnte er nicht reden, nahm mir gegenüber Platz, und sprach davon, ich sei nun ein erwachsener Mann und er könne, dürfe und müsse mit mir einmal ein ernstes Wort reden.

Ich spannte die Aufmerksamkeit an, denn ich meinte, es müsse irgend etwas Außerordentliches kommen und ich empfand, daß das, was er nun endlich sagte, diese Einleitung garnicht zu rechtfertigen schien. Er eröffnete mir nämlich, er habe sich entschlossen, ein junges Mädchen, eine Waise, in sein Haus zu nehmen und dieses Mädchen würde binnen kurzem bei uns eintreffen.

Finanzielle Dinge waren nie mit mir besprochen worden und gingen mich ja auch nichts an. Ob dies Aufnehmen einer Waise im Hause eine Mehrbelastung oder gar Überladung des Budgets bedeutete, darüber zu richten war nicht meines Amtes. Es schien mir auch wirklich nicht darauf anzukommen, ob ein Mensch mehr bei uns lebte oder nicht, denn allein bei Tisch waren wir doch nie.

So fand ich denn zwischen der Eröffnung und dem Tone, in dem sie gemacht ward, und der Wichtigkeit, die ihr beigemessen wurde, ein gewisses Mißverhältnis. Das mochte der Vater in meinen Zügen lesen. Darum sagte er, indem er mir näher rückte, und — ich sehe ihn noch vor mir — mir die Hand auf die Schulter legte:

— Mein lieber Junge, es ist keine Stütze etwa oder Gesellschafterin für Deine Mutter. Es wird mehr sein, und darum meine ich mit Euch Kindern darüber sprechen zu sollen. Es ist ein Mädchen, das einen dauernden Platz im Hause haben wird. Verstehst Du? Einen Platz, nun sagen wir wie Du selbst, wie Erich, wie Theodor.

Ich begriff noch immer nicht. Er fuhr fort, und jetzt war er fast wie beschämt, als könne er mir nicht in die Augen blicken:

— Weißt Du, ich gedenke nämlich dieses Mädchen gewissermaßen Euch gleich zu stellen!

Nun blickte ich auf, und er fuhr fort, als wolle er mich nicht zu Worte kommen lassen:

— Ja, gewissermaßen Euch gleichzustellen, Du wirst es richtig auffassen, meine Kinder stehen meinem Herzen ja näher, und so meine ich das auch nicht. Ich möchte es mehr wirtschaftlich ausdrücken: ich habe die Absicht, dieses Mädchen an Kindesstatt anzunehmen. Wirklich, regelrecht an Kindesstatt. Ich sage Dir wieder, daß sie Euch den Platz in meinem Herzen nicht streitig machen wird, ja überhaupt, überhaupt. . . .

Und er brach ab und ging im Zimmer auf und ab, dann erklärte er mir, während er immer seinen Weg fortsetzte, Einzelheiten.

Er hielte es für nötig, mich davon in Kenntnis zu setzen, wie er es schriftlich auch Erich gegenüber getan (Theodor erwähnte er nicht), weil, wenn er an Kindesstatt jemand annehme, damit natürlich auch eine Erbberechtigung in Verbindung stehe. Er müsse uns also davon sprechen, denn wir könnten uns ja benachteiligt fühlen. Dieses Gefühl, daß er etwa ungerecht handle, möchte er um keinen Preis bei uns aufkommen lassen. Er hätte das Mädchen pekuniär uns auch nicht gleich gestellt, — denn er müsse bei dieser Gelegenheit sagen, daß er in Anbetracht dieser neu eintretenden Umstände ein Testament gemacht habe — sie bekomme nur einen gewissen Teil, den unter anderen Verhältnissen allerdings natürlich wir erhalten hätten.

Mir war es peinlich, wie der Vater sich gewissermaßen über seine Handlungen bei mir, dem Sohne, entschuldigte, und ich sprang auf und fiel ihm um den Hals. Da gab es plötzlich eine lange gerührte Szene, der Vater küßte mich, hielt mich lange umschlungen und fing fürchterlich an zu weinen.

Einen Mann weinen zu sehen, ist mir immer etwas Schreckliches gewesen, aber den Vater, meinen lieben guten Vater in Thränen zu erblicken, das konnte ich nicht überwinden und ich flehte ihn an, er möchte aufhören, wir würden nie ein Wort verlieren, er wäre der beste Vater der Welt. Aber es half nichts, er schluchzte immer wieder auf, er war gänzlich gebrochen.

Den Tag über blieb er in seinem Zimmer. Er erschien sogar nicht einmal bei Tisch, sodaß ich mit der Mutter allein blieb. Die aber fragte mich nur:

— Hat es Dir der Vater gesagt?

Ich erzählte ihr, was vor sich gegangen. Sie gab darauf keine Antwort, sie starrte vor sich hin, und es war ein schreckliches, einsames Mahl, denn heute saß kein Dritter mit am Tisch.

Die Mutter schien ebenso gerührt zu sein wie der Vater, ihr standen unausgesetzt die Thränen in den Augen. Die verschlossene Frau hatte ich noch nie so gesehen. Ich weiß, daß bei diesem Mittagessen sich eine leise Wandlung in meinen Gefühlen zur Mutter vollzog; es war, als rührte ein Finger eine Saite, die noch nie erklungen. Ich empfand Mitleid, unendliches Mitleid mit ihr.

Und doch warum sie bemitleiden? Es fehlte ihr nichts, sie bekam, was sie wollte, sie lebte, wie sie es für gut befand! Und doch fühlte ich irgend eine Last auf ihr ruhen, ein Unglück in ihrem Leben, nicht zu enträtseln, wozu ich als Sohn auch nicht berufen war. Ich hatte das Bewußtsein, du bist ihr Liebe und Entgegenkommen schuldig, du bist zu hart, zu streng, zu kalt, zu zurückhaltend gegen sie gewesen.

Ich sagte mir aber dann, das war sie gegen mich auch. Ich überlegte mir: war sie wirklich wie eine Mutter? Lebte sie nicht dahin, als hätte sie mir blos das Leben geschenkt und mich dann dem Vater überlassen?

Und ich begann zu grübeln. Hatte sie nicht einen Grund dazu? Doch den Grund fand ich nicht.

Am nächsten Tage war der Vater wieder wie gewöhnlich. Er brachte zwei junge Künstler mit zu Tisch, von denen er ein paar kleine Sachen erworben hatte, um ihnen seine Radierungen zu zeigen. — Von dem neuen Gast in unserem Hause war nicht mehr die Rede.

Und seltsam, ich wagte nicht daran zu rühren. Ich hätte doch fragen können: — Wann kommt sie denn, diese Schwester?

Ich tat es nicht, und es verging abermals längere Zeit. Niemand sprach wieder davon. Jetzt begann mich müßigen Menschen die Neugierde zu plagen. Wie alt war sie? Wie sah sie aus? Wie hieß sie? Wie würde ihr Charakter wohl sein? Könnten wir beide gute Kameradschaft halten, wirklich wie zwei Geschwister? Nun, ich wollte ihr entgegenkommen, an mir sollte es nicht fehlen. Aber wenn sie mir nun unsympathisch war?

Das alles erregte mich umsomehr, als ich mich gerade in jener Zeit besonders unwohl fühlte. Ich war nervös, grillig und wohl auch launisch.

Auf meinen Zustand hat das Wetter immer einen großen Einfluß geübt. Es war schlecht, die Atmosphäre war mit Elektricität geladen, kommende Gewitter, die nicht zum Ausbruch kamen, Schwüle in der Luft, Wetterleuchten rundherum am Horizont, aber kein befreiender, reinigender Blitz, nicht Einschlag und Donner, keine Abkühlung, keine Gesundung

Da tat ich — man denke immer daran, daß ich ein kranker, vielleicht zum Teil eingebildet kranker, verzogener Mensch war — etwas, das mich Jahre lang gereut hat. Ich fragte einmal, als sich von diesem Adoptivkinde noch immer nichts zeigte:

— Nun, wo ist denn diese berühmte Schwester?

Es war, ich kann nicht mehr sagen bei welcher Gelegenheit, ich weiß nur, daß Vater und Mutter anwesend waren. Ich dachte mir nichts dabei, es war Nervosität, es war Rüpelhaftigkeit, Dummheit, Albernheit, aber die Wirkung war ganz jäh und schrecklich.

Der Vater zuckte zusammen, wurde heftig, wie ich ihn nie gesehen, ballte die Fäuste, stampfte mit dem Fuß auf und rief:

— Nur Geduld, sie wird schon kommen! Sie wird schon kommen!

Dann rannte er in seine Bibliothek und warf dröhnend die Tür zu.

Die Mutter aber blickte mich an, wie ein gequältes Tier, das seinen Peiniger anfleht, es genug sein zu lassen, dann ging auch sie fort, und ich stand allein.

Aber Ihr Blick grub sich in mein Herz, und ich eilte ihr nach. Ich konnte sie nicht erreichen. Sie hatte sich eingeschlossen. Ich pochte an ihrem Zimmer, ich bekam keine Antwort. Ich bat und flehte, ich hätte ihr etwas zu sagen, ich wollte ihr Abbitte leisten. Nichts rührte sich.

Als ich sie wiedersah, war alles vorbei, sie hatte völlig ihre Fassung wiedergewonnen, und ich törichter Mensch gewann es nicht über mich, von neuem davon anzufangen.

III.

Ich hatte mich schon an den Gedanken gewöhnt, daß meine zukünftige Adoptivschwester überhaupt nicht kommen würde, als eines Tages die Mutter mich, ehe sie auf ihr Zimmer ging, bei Seite zog und mir die Worte zuflüsterte: — Sei gut mit ihr!

Ich blieb vor einem Rätsel; aber abends, als wir uns im Eßzimmer versammelten — der Vater hatte den Radierer Diestel, der später zu Namen gekommen ist, einen jungen Künstler, noch ganz in seinen Anfängen, mitgebracht — trat die Mutter herein, und ein junges Mädchen folgte ihr.

Sie war so blond wie die Mutter schwarz, nur ihre Augen waren dunkel, jenes seltsame Spiel der Natur, das ab und zu eintritt bei verschiedenfarbigen Eltern und das durch den Gegensatz zwischen der Nacht der Blicke und dem Gold des Haares umso seltsamer wirkt.

Sie mochte sechzehn oder siebzehn Jahre alt sein, hatte ein läng=

liches Gesicht, war schlank und zierlich und blickte sich beim Eintreten erstaunt, forschend, suchend um.

Ihr Auge drang in alle Ecken, lief zur Decke, glitt über den Tisch, huschte über die Gesichter der Anwesenden; sie erinnerte in diesem Augenblicke an ein Tier, das in einen Raum tritt, den es noch nicht kennt und das sich darin zurecht zu finden sucht.

Das Mädchen war schwarz gekleidet. Ich erklärte es mir damit, daß sie Waise war.

Meine Mutter hätte sie einführen müssen, sie vorstellen, oder doch wenigstens ein Wort sprechen. Aber sie tat nichts davon, sie blieb an der Tür stehen, der Vater auf der anderen Seite des Tisches.

Das dauerte wohl eine Minute. Ein paar Mal war es mir, als wollte der Vater auf das Mädchen zugehen; er zuckte, er machte eine Bewegung, er streckte die Hand aus, ließ sie wieder sinken, setzte das eine Bein vor, aber schließlich blieb er stehen.

Der junge Maler war, wie man es oft bei beginnenden Künstlern findet, scheu und zurückhaltend, aber seine großen klugen, schwarzen Augen sahen sich nach allen Seiten um und schienen das ganze Bild aufzusaugen, als sollten sie es mit dem Stifte festhalten.

Man wird sich wundern, wie mir das alles so im Gedächtnis geblieben ist, aber es war ein Augenblick, den ich nie vergessen werde. Das dürfte der gute Erzähler wohl nicht sagen, er könnte dadurch aufmerksam machen auf etwas, das kommt, und so eine falsche Spannung erwecken, weil nachher nichts erfolgt. Aber es wird später klar werden, warum dieser Moment mir in die Seele eingeschrieben blieb.

Ich war so eigentümlich berührt, daß ich nicht wußte, was ich tun sollte. Ich erwartete irgend eine Äußerung, eine Bewegung. Ich hatte das Bewußtsein, du mußt diesen Bann brechen, es muß irgend etwas geredet werden, nur ein Laut muß tönen in dieser Stille — so geht es nicht weiter.

Und ich trat plötzlich auf das Mädchen zu, mit den Worten: — Guten Tag, liebe Schwester! — zog sie an mich und gab ihr einen Kuß.

Wir küßten uns auf den Mund, oder ich küßte sie, müßte ich eigentlich sagen, denn ich tat es, und sie ließ es nur geschehen. Sie war erstaunt in dem ungewohnten Hause, in dieser Lage, die ihr wohl höchst merkwürdig vorkam, sich außer uns, zwei fremden Menschen gegenüber zu sehen.

Sie errötete und schaute mich an, und ich sah diese großen schwarzen Augen, die ich meinte schon irgendwo einmal erblickt zu haben, die mir

so freundlich und bekannt entgegengrüßten, daß ich nichts Fremdes in ihnen entdeckte.

Erst dann sah ich mich um und noch heute erinnere ich mich so genau, ach so genau, als wäre es in dieser Stunde erst geschehen, eines Strahlens, eines Blickes meiner Mutter, als wollte sie mir versichern, daß sie mich, ihren Sohn, lieb hätte.

Auch auf des Vaters Gesicht war eine Veränderung vorgegangen. Er hatte plötzlich Bewegung und Worte gefunden, er kam um den Tisch herum, nahm langsam des Mädchens schmale Hand in seine Rechte und legte die Linke schließlich darauf. Er blickte ihr in die Augen und sagte, und ich kann die Worte wörtlich wiedergeben, denn mir ist es wieder, als hörte ich sie noch im Ohre klingen:

— Sei gegrüßt Margarete, bei Deinem Eintritt in unser Haus. Gott segne Dich! Mögest Du Dich wohl fühlen bei uns.

Er machte eine längere Pause, dann sagte er — und dabei war es mir, als ob seine Stimme ein wenig zitterte:

— Und die Du keinen Vater . . . . .

Er fügte hinzu: Keine Eltern hast, erkenne mich, erkenne uns als solche an, ich will Dir den Vater ersetzen.

Es war, als wolle er noch etwas hinzufügen, aber er brachte nichts mehr heraus, er hielt nur lange ihre Hand, und dann erstarb dieser feierliche Moment, verlosch wie ein schlechter Aktschluß auf der Bühne.

Denn nach dieser Anrede, aus der Herzlichkeit geklungen, mußte doch irgend etwas erfolgen. Der Vater hätte ihr den Empfangskuß geben müssen. Er tat es nicht, er behielt ihre Hand, er sah sie an, das Mädchen schlug die Augen nieder und ihre Finger lösten sich, ohne daß etwas geschehen wäre.

Der Vater räusperte sich; Margarete, wie sie genannt worden war, trat bis an die Wand zurück, faltete über ihrem schwarzen Kleid die weißen Hände und blieb stehen wie eine Bildsäule, unbeweglich.

Es hatte etwas von einer verpaßten Gelegenheit. Der feierliche Moment war nicht mit einem Ausklingen zu Ende gegangen, es fehlte etwas, das letzte, zur Krönung. Aber nun war es zu spät, in solchen Augenblicken läßt sich nichts nachholen.

Wir setzten uns zu Tisch und es kam ein Abendessen, wie wir deren Hunderte erlebt. Ein Abendessen, vielleicht besonders angeregt, denn der Vater hat selten so viel erzählt. Es war, als spräche er für ein Publikum, es war, als wolle er über etwas hinwegkommen, es war, als müsse er den schlechten Anfang wieder gutmachen.

Er zeigte sich weich und herzlich, wissenschaftlich und belesen, als glänzender Erzähler, Schilderer und Causeur. In einer wundervollen Manier redete er von tausend Themen durcheinander. Er sprach wie ein Buch, ohne einen Satz zu verbessern. Er gönnte sich kaum die Zeit zu essen, es war etwas Unruhiges heute an ihm, etwas Nervöses.

Nur zwischendurch leerte er ein Glas nach dem andern und ich meinte zu unterscheiden, daß der nüchterne Mann schließlich ein ganz klein wenig mehr getrunken hatte, als ihm gut war.

Wir anderen kamen nicht zum Sprechen. Die Mutter saß da mit zusammengekniffenen Lippen, sie blickte Margarete nicht an, sie sah nur vor sich hin auf das Tischtuch. Sie gab dem Diener Winke zum Wechseln der Teller und als die Tafel aufgehoben wurde, erhob sie sich hastig und sagte laut, als wolle sie genau feststellen, was sie mit dem neuen Familienmitglied vornähme:

— Ich werde Dir Dein Zimmer zeigen, daß Du Dich eingewöhnst.

Darauf folgte ein kurzer Abschied, ein Gutenachtsagen wie immer, indem der Vater die Mutter auf die Stirn küßte. Margarete gab er mit einem herzlichen kurzen Druck die Hand, wandte sich gleich darauf ab und sagte zu mir, der ich ihm, wo ich älter geworden, sonst immer in die Bibliothek folgte:

— Schone Dich heute, mein Junge. Gute Nacht, gute Nacht!

Dabei fühlte ich mich heute gerade besonders wohl. Aber ich ging und der Vater verschwand mit dem stummen jungen Maler, der nicht ein Wort gesprochen.

IV.

Margarete behielt ihren Namen nicht: man fand ihn zu unbequem, zu lang. Grete sollte sie nicht genannt werden, denn so hieß unsere langjährige Köchin, und schließlich dachte man daran, daß sie in der Taufe auch den Namen Frieda empfangen.

Das nahm der Vater auf, er taufte sie gewissermaßen ein zweites Mal, indem er mit seiner tiefen tönenden Stimme sagte:

— Frieda! Sie soll Frieden bei uns finden, und es soll Frieden über ihr sein!

Es waren eigene Worte, die ich mir mit der poetisch phantastischen Art des Vaters erklärte. Aber seltsam, das Mädchen hieß seitdem nicht Frieda, sondern „Frieden“. „Frieden sollte über ihr sein!“

Einmal wurde in einem Brief an Erich dieser Name erwähnt und

in seiner Antwort — sie wird wohl wiederum eine Bitte um Geld enthalten haben — machte er sich lustig über dieses „Frieden".

Da erlebten wir es zum ersten Mal, daß der Vater seinem Lieblingssohn scharf antwortete. Er verbat sich eine Kritik; wie er das Mädchen genannt, so hieße es. Die Folge davon war die, daß Erich mehrere Wochen nicht mehr schrieb.

Frieden wurde allmählich eingeführt in den Haushalt, sie sollte sich um alles kümmern und die Mutter ein wenig entlasten. Es wurde gesagt, die Mutter wäre leidend, die Mutter wäre müde, die Mutter wäre krank. Ich wunderte mich darüber, denn ich hatte nie etwas davon bemerkt, aber da es so hieß, mußte es wohl sein. Und die Mutter zog sich immer mehr zurück, man sah sie nicht mehr viel im Haus.

Frieden dagegen übernahm die Schlüssel, rechnete mit der Köchin ab, besorgte die Wäsche, leitete alles, was in einem so großen Haushalt, wie bei uns, unerläßlich schien.

Sie war scheu und still, sie sprach nicht viel, und man redete auch nicht mit ihr, die Mutter niemals und der Vater sehr selten. Er blieb bei seiner etwas zeremoniellen Art, die er doch gegen seine Söhne nicht hatte. Er reichte Frieden täglich die Hand, wenn er sie bei Tisch zum ersten Mal am Tage sah, er gab ihr wieder die Rechte gegen Abend, wenn er sich in sein Zimmer zurückzog.

Dazwischen fielen wenig Worte und nie harte. Man konnte auch dem Mädchen nicht böse sein, denn Frieden ging still ihren Pflichten nach und tat Niemand etwas zu Leide.

Der einzige, der sich bei Tisch mit ihr unterhielt, war ich. Wir saßen nebeneinander und wenn der Vater eine längere Auseinandersetzung hatte, über Politik, über einen Kunstgegenstand, über eine Frage der Technik oder der Wissenschaft, oder wenn er blos mit seinen Gästen gewöhnliche Dinge redete, dann wandte ich mich manchmal meiner Pflegeschwester zu.

Ich bekam immer nur eine kurze Antwort, denn jedesmal traf sie, wenn sie ein paar Sätze gesagt, ein Blick der Mutter, der anzudeuten schien:

„Du bist hier angenommenes Kind, Du darfst das Wort nicht führen, lasse den Vater sprechen."

Und doch waren diese Blicke niemals hart, wie die einer bösen Stiefmutter, und oft ruhten die Augen der Mutter auf dem Mädchen mit einem warmen Ausdruck, aber jedesmal, wenn ich hinsah, wandte sie den Blick ab.

So kam es, daß wir nicht gern laut sprachen und es begann zwischen uns bei Tisch ein flüsternder Verkehr, so, daß wir in kurzer Zeit gute Kameraden wurden. —

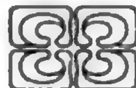
Eins hätte ich gern gewußt, wie Frieden Waise geworden. Aber ich wollte daran nicht rühren, denn ich meinte, die Wunde sei noch zu frisch. Ich wollte warten, bis sie von selbst mir davon erzählte.

So kam es, daß ich nur Weniges erfuhr, denn es schien, als wäre es stillschweigendes Übereinkommen, um dem armen Kind nicht wehe zu tun, von der Vergangenheit nicht zu reden. Nur ab und zu hörte ich einmal eine Äußerung der Mutter:

— Sie hat keine leichte Jugend gehabt!

Und dann wieder: Sie ist immer elternlos gewesen.

Allmählich aus diesem und jenem, setzte es sich mir zusammen, daß sie auf dem Lande in Sachsen bei einem Geistlichen erzogen worden, daß sie als kleines Kind schon dorthin gekommen war, und ihre Eltern nie gekannt hatte. (Fortsetzung folgt.)



Meerfahrt.

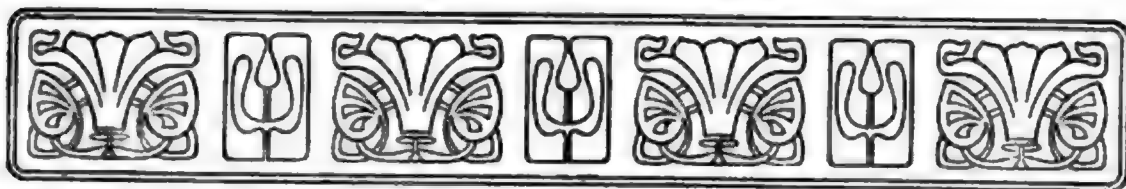
Es pflügt mit triefendem Buge
Das Schiff die Wasserbahn,
Zornmütig singt seine Fuge
Im Mastwerk der Lenzorkan.

Was schert uns Kampf und Toben?
Lehn' dich an meine Brust,
Wir Beide, schaumumstoben,
Sind uns des Siegs bewußt.

Was kümmern uns die Bilder
Von Tod in Sturm und See?
Mein Herz ist frühlingswilder
Als jede Wetterbö.

Und deines brandet weicher
Und sanfter von Begehr
Doch ist es perlenreicher
Und tiefer als das Meer.

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.



Entstehung, Wesen und Bedeutung der neueren Armenpflege.[1])

Von

Gustav Schmoller—Berlin.

In den Zeiten primitivster Kultur hat in der Regel die Mutter für die unerwachsenen Kinder gesorgt; aber wie man daneben viele Kinder tötete, so hat man die Alten umgebracht, die Kranken sich selbst überlassen; die Fürsorge war eine fast ausschließlich individuelle. Der rohe Naturmensch ist mitleidlos und unbarmherzig. Es bedeutete einen der größten sozialen Fortschritte, daß mit der Entstehung der Gentilverbände und der patriarchalischen Familien wohl in Zusammenhang mit dem Hackbau, der Viehzähmung, dem Ackerbau und anderen technischen Fortschritten kleine soziale Gruppen entstanden waren, deren sympathische Gefühle stark genug, deren Mittel reich genug waren, eine naturalwirtschaftliche Fürsorge für alle Glieder im Falle der Krankheit und der Not eintreten zu lassen. Die in dieser Zeit in Sippe und Familie entstandenen Sitten der gegenseitigen Unterstützung haben sich auch auf die kleinen agrarischen Gemeinden und Genossenschaften der Folgezeit sowie auf die Grundherrschaften als vergrößerte Familien, dann auch auf die Gilden und Zünfte als die Nachbildungen der Gentilverbände, endlich auch da und dort auf kleinere Stämme und primitive Staatsgebilde bis auf einen gewissen Grad übertragen. Das gemeinsame Grundeigentum, wie die theokratische Vorstellung von einem Eigentum Gottes, das Allen — also auch den Armen — zu Gute kommen müsse, die religiösen Vorschriften über Armenunterstützung, wie sie bei den höheren Rassen schon in den Zeiten einfachen nomadischen und agrarischen Lebens sich ausbilden, sind mit eine Folge der damaligen Geschlechts-

[1]) Die folgende Abhandlung habe ich in der Akademie der Wissenschaften 31. Juli gelesen; sie bildet die Einleitung zu der Darstellung der neueren Armenpflege im 2. Bande meines Grundrisses der Volkswirtschaftslehre, welcher nächstes Jahr erscheint. G. Sch.

verfassung, ihrer Gefühle und Vorstellungen, ihrer ganzen sozialen Einrichtungen.

Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß es nur innerhalb der Familien und kleinen Verbände eine Unterstützung in Krankheit und Not gab und zwar meist um den Preis gänzlicher Unter- oder Einordnung der Einzelnen in sie. Immer lösten sich viele Einzelne aus Familie und Verband ab oder wurden ausgestoßen, ganze Abteilungen wurden immer wieder, wie im ver sacrum der Römer, hinausgeschickt, sich selbst eine Existenz zu erkämpfen oder unterzugehen. Und die größeren höher entwickelten Gemeinschaften, die Gemeinde- oder Kantonstaaten, noch mehr die größeren Staaten, wenn sie eine oder mehrere Millionen Seelen umfaßten, waren nicht mehr von gleich starken Gemeingefühlen beherrscht, hatten weder die Mittel noch die Einrichtungen, für die nicht von den Ihrigen unterstützten Armen, Kranken, Alten, Verwitweten, Waisen und Arbeitslosen zu sorgen. So entstand in dem Maße, als die Gemeinwesen größer und komplizierter wurden, als die alte patriarchalische Familie, die alten kleinen Verbände sich lockerten und auflösten, als die Naturalwirtschaft zurücktrat und die Geldwirtschaft siegte, die Klassengegensätze stiegen und die Bevölkerung wuchs, ohne daß sofort die entsprechenden technischen und organisatorischen Fortschritte der Volkswirtschaft und der Staatsverfassung das Wachstum begleiteten, ein Massenelend, das uns im Altertum wie in der neueren historischen Entwicklung in bestimmten Staaten und Zeiten fast erschreckend entgegentritt. Wo es solchen Umfang erreicht hat und zum allgemeinen Bewußtsein gekommen ist, da ist von Armut im heutigen Sinne die Rede; das heißt, da gibt es zahlreiche Menschen, welche sich weder selbst mehr erhalten können, noch von ihren Verwandten und nächsten Genossen unterhalten werden, da fühlen sich die Armen als Klasse, als Stand durch die bewußte Gemeinsamkeit ihres Elends. Da entsteht das Problem, sie unschädlich zu machen und zu unterstützen und in irgend welcher Form tritt die Forderung hierzu an die Wohlhabenden, an die Organe der Kirche, der Gemeinde, des Staates heran, für die Bettelnden zu sorgen, sie ohne Gegenleistung zu unterstützen.

Die Armut ist ohne Zweifel in den größeren, reich gewordenen antiken Staaten nach dem Siege individualistischer Wirtschaftsinstitutionen noch viel größer gewesen, als in den neueren vom 14. Jahrhundert an bis in die erste Hälfte des 19. Man hatte im Altertum noch nicht die Gegengewichte und Einrichtungen, wie sie in den letzten Jahrhunderten sich entwickelten.

Freilich, wo ein solches Massenelend als Klassenerscheinung auftrat, mußten nach und nach Gegenbewegungen entstehen. Es erwuchs erst in kleineren, dann in weiteren Kreisen das Mitleid; es entstanden Versuche aller Art, der Not zu steuern. Wir sehen z. B. in Athen Ansätze zu einer Armenpflege für die Vollbürger, wir sehen in vielen antiken Städten die Kolonisation sich mit der Fürsorge für die ärmeren Bürger verbinden; wir sehen die römischen Aristokraten und den Prinzipat geschäftig, für billiges Brot oder gar für kostenlose Ernährung der Armen, wenigstens in den Hauptstädten, zu sorgen. Am tiefsten aber hat das Christentum die Pflicht der Armenunterstützung erfaßt; es hat in den Zeiten der sich auflösenden egoistischen antiken Welt mit der ganzen Wucht seiner sittlichen Überzeugung diese Pflicht gepredigt und sie auch in den ersten kleinen Christengemeinden praktisch in glücklicher Weise durch die Diakonentätigkeit durchgeführt. Nachdem freilich das Christentum Staatsreligion geworden war, hat es zwar mit Energie an dem Gedanken, für die Armen zu sorgen, festgehalten; es wurde verfügt, daß ein Drittel oder ein Viertel des kirchlichen Einkommens zur Armenpflege verwendet werde; der ganzen Folgezeit christlicher Kultur wurde das Prinzip der Armenpflege so überliefert. Aber die Durchführung geschah schon im römischen Reiche in einer Weise, die fast mehr zur Förderung als zur Linderung der Armut beitrug. Die vergrößerten Gemeinden fanden in ihren Bischöfen und übrigen Klerikern nicht mehr die guten Organe wie ehedem. Tausende und abertausende von Armen wurden ohne rechte Kritik und individuelle Untersuchung in die kirchlichen Armenlisten eingetragen. Es entstanden große Stiftungen, Armen-, Waisen-, Krankenhäuser, kirchliche Brotverteilung und ähnliches, wozu man sich drängte. Im Laufe des Mittelalters entzogen sich die Weltpriester meist der ausübenden Armenpflege und überließen sie den Klöstern, bestimmten Orden oder auch den vornehmen reichen Herren in Stadt und Land. Man lehrte so eindringlich als möglich, daß der Christ durch Almosengeben den Himmel erkaufe, aber man hatte keinen Sinn für eine richtige gesellschaftliche Ordnung dieser Tätigkeit. Man gab planlos an der einen Stelle zu viel, an der anderen nichts, und so ist im späteren Mittelalter, gerade als mit zunehmender Bevölkerung und Auflösung der alten Verbände die Zahl der Mittellosen sehr stieg, das ungeregelte, kirchlich-klösterliche und private Almosengeben, das Stiftungen machen, Krankenhäuser bauen und alles dieser Art ein Hauptmittel gewesen, die faulen Bettlerscharen und ein arbeitsscheues Proletariat zu vermehren. Im 15. und 16. Jahrhundert wurden die herumziehenden Bettler zu einer förmlichen Landplage und Gefahr für

die Gesellschaft. Es war die Zeit der beginnenden Geldwirtschaft, der geschlossenen inneren Kolonisation, des endlich hergestellten Landfriedens; eine starke Bevölkerungszunahme fand nirgends mehr Unterkommen; wir hören von der Übersetzung des Handwerkes, der Schließung der Städte und Dörfer.

Was einzelne Städte wie Ypern und die nominalistische Geistlichkeit hauptsächlich in Paris bereits praktisch und theoretisch ergriffen hatten, wurde nun in den protestantischen Ländern mit der Einziehung der Klöster zur Notwendigkeit: eine einheitliche weltliche Gesetzgebung über die Armenpflege, eine staatliche Unterdrückung des Bettels und planlosen Almosengebens, die Verpflichtung der Gemeinden für ihre Armen zu sorgen, die Einführung von Armensteuern, soweit die Stiftungen und milden Gaben nicht reichen. Der Grundgedanke, der sich mit der Reformation durchrang, ist der: es soll nicht mehr durch planloses Almosengeben das Seelenheil gefördert werden, sondern es soll aus Nächstenliebe dem notleidenden Gemeindegenossen durch eine geordnete Armenpflege das Nötigste nach genauer Prüfung gegeben, der Arme soll zur Arbeit angehalten werden; Gemeinde und Staat sollen als christliche Obrigkeit all dies ordnen. Der Gedanke der öffentlichen, staatlich geordneten Armenpflege bricht sich mit Macht Bahn. An die Stelle der aus polizeilichem Gesichtspunkte entworfenen Bettelordnungen traten nun erst die städtischen Armen- und Kastenordnungen des 16. Jahrhunderts, und bald auch die landesherrlichen Armengesetze, die freilich nicht überall das Richtige gleich trafen, noch weniger es praktisch durchzusetzen vermochten. Das Problem war in sittlicher, wirtschaftlicher und administrativer Hinsicht zu schwierig. Auch die germanisch-protestantische Welt ist vielfach erst im 19. Jahrhundert zu einer guten Armengesetzgebung und Verwaltung gekommen. Aber sie hat das Prinzip festgestellt. Die romanisch-katholische hat in Frankreich, Italien und anderwärts die schlimmen Zustände des 13.—15. Jahrhunderts bis ins 19. Jahrhundert erhalten; das Tridentinum hat ausdrücklich das Prinzip der Gemeinde- und Staatsarmenpflege als falsche Konkurrenz der kirchlichen verworfen. Auch einzelne katholische Länder hatten zuerst im 16. Jahrhundert das Prinzip der Gemeinde- und Staatsarmenpflege ergriffen, es dann aber für lange wieder ganz beseitigt. Erst neuerdings haben Frankreich und Italien sich den germanischen Einrichtungen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr genähert. Im Ganzen hat sich von 1524 bis 1900 die staatlich geordnete Armenpflege der Kulturstaaten als ein wichtiger Bestandteil der sozialen Ordnung, der Volkswirtschaft und Staatsverwaltung aus-

gebildet; sie hat die privatrechtliche Unterstützungspflicht der Verwandten und Dienstherren so wenig beseitigt als die kirchliche, vereinsmäßige und private Armenunterstützung. Aber sie hat große staatliche Gesetze und Einrichtungen doch zum Kern und Mittelpunkt des Armenwesens gemacht; sie fehlen heute auch in den romanischen Ländern, die keine öffentliche Pflicht der Armenunterstützung im Prinzipe anerkennen, sondern den Armen auf freiwillige Unterstützung verweisen, nicht.

Die heutige Armenpflege kann definiert werden als die große wirtschaftliche und rechtliche Institution, als die Summe zusammengehöriger, teils freigesellschaftlicher, teils staatlicher Einrichtungen, welche den Zweck haben, die Verarmten ohne Gegengabe durch Unterstützungen vor der äußersten Not zu bewahren und zwar in der Weise, daß die aufgebrachten Mittel vom Armen nicht als sein klagbares Recht gefordert, sondern ihm von den gesellschaftlichen Organen als eine humane und öffentliche Pflicht dargereicht werden und so, daß immer mehr Staat und Gemeinde mit ihrer öffentlichen Armenpflege nach festen Verwaltungsgrundsätzen eintreten und der freien Privat-, Vereins- und kirchlichen Armenpflege nur noch bestimmte ergänzende Funktionen überlassen. Die Gemeinde und die ihr zunächst übergeordneten Selbstverwaltungsorgane wurden die Hauptträger der Armenpflege, der Staat aber ordnete rechtlich die Ansprüche und die Organe und tritt für einzelne Zwecke ganz, für andere unterstützend ein. —

Man hat, um die neuere Institution des Armenwesens zu rechtfertigen, sich bemüht, verschiedene allgemein theoretische, rechts- und wirtschaftsphilosophische Gründe anzuführen; z. B. daß der Staat das Eigentum nur schützen, die Rechtsordnung nur aufrechterhalten könne, wenn er Jeden vor äußerster Not bewahre, daß er so das zu geringe Einkommen der unteren Klassen ergänzen müsse, daß gegenüber Zufällen und Schicksalsschlägen die Gesellschaft die Pflicht einer Gesamthaftung habe, daß die unteren Klassen das Recht auf Existenz hätten. Solche Theorien sind nicht falsch, aber sie sagen nicht mehr, als daß im heutigen Staate und in der heutigen Volkswirtschaft eine den wirtschaftlichen Zusammenhängen entsprechende soziale und staatliche Verpflichtung zur Armenhülfe vorhanden sei. Als historische Ursachen der Armenpflege hat man das Christentum und die Reformation genannt, als wirtschaftliche die moderne Produktionsweise; auch das ist nicht falsch, aber zu generell, so daß nur eine konkrete Ausführung die volle Wahrheit enthüllt. Wir haben in den einleitenden Worten schon unsere Ansicht über die Ursachen angedeutet. Wir vervollständigen das Gesagte kurz mit einigen Worten.

Die christliche Weltanschauung ist der sittliche Boden, auf dem das Armenwesen der westeuropäischen Kulturvölker sich entwickelte; der Bankerott des mittelalterlichen gedankenlosen Almosengebens und die Bettlerplage bilden den Anstoß zu den Reformen, die seit 1500 Platz griffen. In den seit 1500 sich bildenden einheitlichen Staaten und Marktgebieten mußte, weil eben jetzt das Elend so stieg, weil es aus den immer enger sich knüpfenden sozialen Zusammenhängen, aus der komplizierter werdenden Gesellschaftsverfassung entsprang, weil auf Gemeinde und Staat damals mancherlei bisher kirchliche Pflichten übergingen, zumal in den protestantischen Staaten, die moderne, durch Gesetze geordnete Armenpflege entstehen. Die wirtschaftliche Nötigung zu ihr aber lag in den damaligen großen Fortschritten der Arbeitsteilung, der Geldwirtschaft, in dem Zurücktreten der Natural- und Eigenwirtschaft der Familie. Damals begannen sich die gesellschaftlichen Kreise zu bilden, die von einem reinen Geldeinkommen leben sollten, das aber nicht regelmäßig war und nicht regelmäßig sein konnte: die Heimarbeiter, die Tagelöhner, die Söldner, später die Manufaktur- und Fabrikarbeiter. Sie verloren die alte Eingliederung in die naturalwirtschaftlichen Sippen-, Familien-, Gemeinde- und grundherrlichen Verbände; sie waren noch lange nicht fähig, für die Zeiten des mangelnden Geldverdienstes zurückzulegen. Wirtschaftliche Umwälzungen, wie das Bauernlegen, die Entstehung der neuen gewerblichen Betriebsformen, die Folgen des neuen Verkehrs, trafen sie unvorbereitet; noch halb naiv und gedankenlos, halb roh und wirtschaftlich unerzogen, dem Tage lebend, sanken sie in der neuen Wirtschaftswelt zunächst eher herab, als daß sie stiegen; Trunk- und Genußsucht, Spielsucht und Faulheit nahmen teilweise zu. Das Leben vom Tag zum Tage blieb das alte, während die neue Wirtschaftsverfassung Vorsorge für Wochen, Monate, Jahre forderte. Das Wesentliche war, daß die unteren Klassen die Lebensgewohnheiten und Sitten, welche die Voraussetzung leidlicher wirtschaftlicher Existenz in der neuen Geldwirtschaft waren, noch Generation und Jahrhunderte lang nicht so erlernten wie die Mittel- und oberen Stände. So verfielen immer wieder nicht bloß Einzelne, sondern erhebliche Teile ganzer Gesellschaftsklassen leicht in dem gesteigerten Daseinskampf jener äußersten Not, welche zu Versuchen geordneter Armenpflege nötigte. Es ist lehrreich, daß noch die beste neuere Statistik über den sozialen Stand der Verarmten, die schwedische von 1884—1885, uns zeigt, wie wenige Personen des Bauernstandes bis herab zu den kleinen Häuslern der Armenpflege verfallen, wie die reinen Geldlohnarbeiter die acht- bis zehnfache Zahl der übrigen Klassen zum

Heer der Armenunterstützten stellen. Jede Ansässigkeit, jede Eigenwirtschaft macht die Verarmung unwahrscheinlicher.

Es war der erste Eintritt in die moderne Wirtschaftsverfassung, der die Bettlerheere, das Lohnsinken und die Entstehung der öffentlichen Armenpflege im modernen Sinne zwischen 1500 und 1650 schuf. Es war natürlich, daß der volle Eintritt in diese Wirtschaftsverfassung von 1750—1900 die Armut noch mehr steigerte, aber auch die armenpflegerischen Reformen zum Abschluß brachte, die von 1650 bis 1800 gestockt hatten; ja eine Reihe von Institutionen (wie Sparkassen-, Genossenschafts-, Versicherungs-, Arbeitervereinswesen) begründete, die über die öffentliche Armenpflege hinausführen. Es war jetzt erst das volle Verständnis erwachsen, daß die öffentliche Armenpflege in ihrem bureaukratisch-kommunistischen Charakter Schattenseiten habe, die bekämpft werden müssen, daß die Erziehung, die moralische und die geldwirtschaftliche, den unteren Klassen allein dauernd Besserung bringen, die Quellen der Massenarmut verstopfen könne.

Vom Standpunkt dieses historischen Überblickes verstehen wir auch einigermaßen die zahlenmäßigen Nachrichten über die unterstützten Armen zu verschiedener Zeit, in verschiedenen Ländern und Landesteilen. In England war die Zahl schon im 16. Jahrhundert sehr groß, wir wissen, daß sie von 1650—1700 noch stieg, von da bis 1750 sank, um dann gewaltig anzuwachsen, bis 1803 auf 12 Prozent der Bevölkerung, 1815 bis auf 15 Prozent; dann trat Rückgang bis 1842—1846 auf 8 Prozent, bis 1897 auf 2.7 Prozent (1. Januar 1900 797630 Personen) ein, während in Irland 1891—1895 nur 2.25, in Schottland 2.31 gezählt wurden, in Irland 1871—1875 gar nur 1.46; das reichere England hat trotz seiner großen Armenabnahme noch mehr Arme als die anderen ärmeren Königreiche, die eben nicht so dicht bevölkert und nicht so in die heutige Geld- und Weltwirtschaft verflochten sind. In Frankreich zählte man 1881—1885 3.98, 1894 4.49 Prozent, in dem viel ärmeren Österreich 1881—1885 nur 1.20 Prozent. In den Niederlanden hat dichte Bevölkerung, früherer großer Reichtum und sein starker Niedergang 1750 bis 1815, sowie ein Übermaß von Armenstiftungen es gegen 1800 dahin gebracht, daß in den größeren Städten 17, 25, ja 50 Prozent der Einwohner irgend eine Armenunterstützung bekamen, während die Zahl für das ganze Land sich neuerdings dort auf 5.30 Prozent ermäßigte. Norwegen zählte 1895 8.3, Schweden 5.2, Dänemark 1890 3.39, die Schweiz 1870 4.3, 1890 3.7 Prozent Arme. In Preußen war die Zahl sicher bis 1840 viel niedriger, dann aber in den ungünstigen Jahren 1846—1849 stieg sie auf 5 Prozent (776882). Nach der Deutschen Reichs-

Armenstatistik von 1885 zählte man auf 46.8 Millionen Seelen 886571 direkt und 705815 Mitunterstützte, zusammen 1.59 Millionen oder 3.4 Prozent; in Preußen war es 3.3, in einigen der kleinen Staaten 1.7, in den Städten über 100000 Einwohner 6.91 (Hamburg 9.6, Straßburg 12.1, Metz 15.9), in den ländlichen Gemeinden nur 2.16 Prozent. Gewiß bleibt fraglich, ob diese Zahlen alle vergleichbar sind, ob sie auch aus demselben Staat und derselben Zeit stammend nicht wegen verschiedener Reichlichkeit der Unterstützung mehr Unterschiede der Armenpflege als der Armenzahl andeuten. Ein ungefähres Gesamtbild geben sie aber doch. Und es vervollständigt sich, wenn wir hinzufügen, daß einige neu kolonisierte Staaten der nordamerikanischen Union noch gar keine Armen, der Staat New York aber schon eine sehr hohe Armenziffer, die Oststaaten neuerdings zeitweise förmliche Bettler- und Vagantenheere hatten, welche zu einer ebenso schlimmen Gefahr wurden als die der europäischen Staaten im 16. Jahrhundert.

Die Armeneinkünfte des Staates New York wurden 1895 auf 5 Millionen Dollar für die öffentlichen und 14 Millionen für die privaten Anstalten beziffert, 4 Dollar zusammen pro Kopf angegeben; die Statistik glaubt, es seien mit der privaten Wohltätigkeit 6 oder 25.2 Mark pro Kopf der Bevölkerung. Die englische Armensteuer zeigt folgende Bewegung: 1750 0.5 Millionen £, 1801 4.0, 1818 7.8, 1860 5.4, 1891 bis 1895 9.2; der gesamte öffentliche Armenaufwand war 1871—1875 durchschnittlich 12 Millionen, 1892—1895 fast 20 Millionen £, mit der privaten Tätigkeit sicher über 30, d. h. 400 bez. 600 Millionen Mark. Für Frankreich werden 1885 184 Millionen Franks als Ausgabe der Armenanstalten angegeben, wovon auf die Spitäler 111, auf den Staat 7.5, die Departements 43.4, die Gemeinden 28.3 Millionen Franks fielen. In Italien gaben 1880 die Opere pie 135, die Provinzen 20 und die Gemeinden 63 Millionen Lire für die Armen aus. In Schweden wurden 1884 auf 4.6 Millionen Einwohner 9—10 Millionen Kronen (gleich 10 bis 11 Millionen Mark) Armenaufwand berechnet. Für Deutschland schätzte Adickes den öffentlichen Armenaufwand mit Ausschluß Bayerns und Elsaß-Lothringens 1881 auf 50—60 Millionen Mark; die Statistik ergab 1885 fürs ganze Reich 92.4 Millionen Mark; es dürften heute sicher über 100, mit der Vereins-, kirchlichen und privaten Wohltätigkeit 140—150 Millionen sein. Der Stadt Berlin kostete das Armenwesen 1806 0.22 Millionen, 1861 1.8 Millionen, 1898 16.2 Millionen Mark. Die öffentliche Armenlast pro Kopf der Bevölkerung ist in den meisten Staaten gegenwärtig 2—4 Mark, in Deutschland etwa 3, in England

etwa 6; mit der privaten, kirchlichen und Vereinstätigkeit steigen die Ausgaben teilweise um die Hälfte, teilweise auf's Doppelte und mehr. Auf den unterstützten Armen gab die öffentliche Pflege in Deutschland 1885 40—57 Mark, in Schweden 87, in Norwegen 42 Mark aus. Mit den anderen Unterstützungsarten wird man auch wesentlich höher kommen.

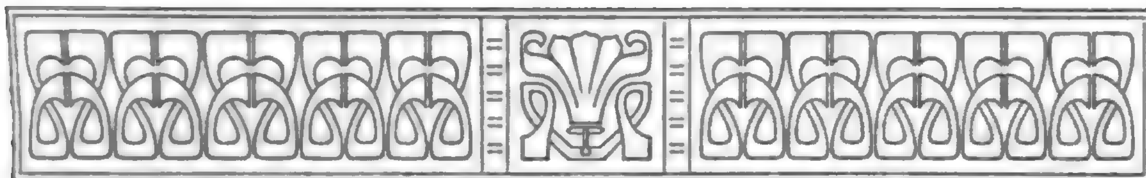
Was sagen uns alle diese Zahlen? Wenn wir uns auf einen optimistischen Standpunkt stellen wollten, so könnten wir sagen, 2—5 Prozent der Bevölkerung sei eine mäßige Zahl und sie hätte ja vielfach abgenommen. Wir könnten, was die Lasten betrifft, anführen, daß, wenn nach Giffen das englische Einkommen 1885 534 Millionen £, die öffentliche Armenlast im gleichen Jahre 15 Millionen £ betragen habe, das immer etwa nur 3—4 Prozent ausmache. Aber wir dürfen dabei doch nicht vergessen, welch furchtbares Elend, welche Verzweiflung, welchen Hunger, welche degenerierende Lebenshaltung und Rohheit die 10—12 Millionen öffentlich Unterstützter in Europa (3 Prozent von etwa 357 Millionen 1890) umschließen; wir dürfen nicht vergessen, daß neben diesen die doppelte oder dreifache Zahl von Menschen steht, die der öffentlichen Armenunterstützung nahe sind. Und wir müssen hinzunehmen, daß die Mittel der Unterstützung doch noch recht kümmerliche für die vorhandene Not sind, daß es Jahrhunderte bedurfte, bis man sie zu regelmäßiger Hebung brachte, bis man halbwegs die richtigen Formen für die Finanzierung und Verwaltung des Armenwesens fand. Mäßig gegenüber dem Nationaleinkommen, ist der Armenaufwand sehr groß und sehr drückend für die Gemeinden, die teilweise an der äußersten Grenze der Leistungsfähigkeit angekommen sind.

Es ist also doch nicht zu viel, wenn wir die der Armenpflege zu Grunde liegenden Tatsachen als eine große und furchtbare Wunde unseres sozialen Körpers betrachten. Die Ankläger unserer Gesellschaftsordnung sehen darin mit Recht das Zugeständnis ihrer Unvollkommenheit, das moralische und wirtschaftliche Defizit unseres sozialen Mechanismus. Andererseits aber liegt in den Bemühungen, eine Armenpflege zu organisieren, durch sie die Armut zu lindern und ihr vorzubeugen, die nun seit 2000 Jahren im Gange, seit 400 Jahren energisch von Gemeinde und Staat in Angriff genommen sind, doch der Versuch, über das Problem Herr zu werden, mag es auch bis jetzt entfernt nicht ganz gelungen sein. Die führenden Kulturvölker haben in ihren Religionssystemen den Punkt gefunden, von dem aus sie korrigierende Handlungen und Einrichtungen schufen. Und das Reformationszeitalter hat mit dem Prinzip einer staatlichen Rechtsordnung der Armenpflege und der Forderung an die Selbstverwaltungskörper, als Träger derselben zu

fungieren, einen großen weltgeschichtlichen Fortschritt herbeigeführt; es hat mit dieser Reform den Prozeß der Übertragung der Hülfe für Verunglückte und Verarmte von den engsten und kleinsten sozialen Organen auf die größten und leistungsfähigsten zu einem gewissen Abschluß gebracht. Es wurde damit den öffentlichen Organen eine ganz neue Art der Verantwortung und der sozialen Pflichterfüllung auferlegt. Es handelt sich dabei um eine der großen, Staats- und Volkswirtschaft von Grund aus umgestaltenden Institutionen, um eine der wichtigsten Verstaatlichungsmaßregeln wirtschaftlicher Einrichtungen. Die Ausführung mochte noch so schwierig sein, sie mochte zeigen wie schwer Staat und Gemeinde, bezahlte Beamte und gewählte Gemeindevertreter solche Pflichten gut erfüllen können, sie mochte von Anfang an darauf hinweisen, daß wir nur durch noch bessere Einrichtungen (wie sie z. B. im Versicherungswesen liegen) über die bisherige Armenpflege hinauskommen müssen. Aber die Bahn großer sozialer, vom Staate herbeigeführter, durch das öffentliche Recht geordneter Reformen war doch mit der Armenpflege und ihrem Prinzipe eröffnet. Erst nachdem sie begründet, nachdem man Jahrhunderte lang sich bemüht hatte, sie zu verbessern, sie richtig einzufügen in den Mechanismus der Volkswirtschaft und der öffentlichen Verwaltung, nachdem man hierdurch die letzten psychologischen und wirtschaftlichen Ursachen der Armut erkannt hatte, konnte man die Einrichtungen so verbessern, wie es neuerdings wenigstens da und dort gelang, konnte man hoffen, noch Besseres an ihre Stelle zu setzen.

Und auch in aller ihrer Unvollkommenheit hat die öffentliche Armenpflege doch seit vielen Generationen unendlich viel Gutes geschaffen, hat zahllose Menschen gerettet, in Gemeinde und Staat höhere Triebe eingepflanzt, in das roh egoistische Wirtschaftsgetriebe des Marktes und der Geldwirtschaft sympathische Gefühle und Handlungen eingefügt, die schlimmsten Härten und Dissonanzen der neueren Volkswirtschaft abgemildert und versöhnend ausgeglichen.

Das dürfen wir nicht vergessen, wenn wir unser Armenwesen als ein integrierendes Glied unserer Volkswirtschaft richtig beurteilen wollen.



Persönliche Erinnerungen an den Feldmarschall Grafen von Moltke.

Von

Wilhelm von Kardorff-Wabnitz.

Als ich im Jahre 1868 in den Deutschen Reichstag gewählt war, und in diesem in den Reihen meiner Partei an der Seite meines unvergeßlichen treuen Freundes, des Grafen von Bethusy-Huc einen Platz belegt hatte, fand ich mich nur durch den Gang von dem berühmten Strategen, dem Grafen von Moltke getrennt, dessen Sitz auf den Bänken der Konservativen neben dem meinigen lag.

Schon als Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses, dem ich seit 1866 angehörte, war ich dem großen Feldherrn vorgestellt, und dieser hatte sich sofort nach meiner Familie erkundigt, und mir nach Feststellung meiner Herkunft gesagt: „Bei Ihrem Großvater in Kopenhagen bin ich als dänischer Kadett mehrfach im Hause gewesen." — Dieser mein Großvater war dänischer General (starb als kommandierender General in Schleswig-Holstein 1820 in Itzehoe) und die Beziehungen zu dem damaligen dänischen Kadetten v. Moltke ergaben sich sehr natürlich aus dem Umstande, daß die Familie der v. Moltke und die meinige ihre Stammsitze in derselben Gegend Mecklenburgs hatten; daß Angehörige beider Familien seit Jahrhunderten in dänische Dienste zu treten gewohnt waren, und daß zwischen beiden auch wenn schon ziemlich weit zurückliegende verwandschaftliche Verbindungen bestanden hatten.[1])

„Ich war immer froh, wenn ich als Kadett zu Ihrem Großvater kommen durfte, denn im dänischen Kadettenkorps war Schmalhans Küchenmeister; wir wurden unglaublich knapp gehalten", äußerte der

[1]) Die Gemahlin Gebhards v. Moltke, des Stammvaters aller jetzt lebenden Moltkes, war eine v. Kardorff (1523); meine Ureltermutter Agnes v. Kardorff war eine Tochter dieses selben Gebhard v. Moltke und eine noch frühere Stammmutter Jutte v. Kardorff (1490) entstammte demselben Hause v. Moltke-Strietfeld.

Feldmarschall gelegentlich später; und als ein mir leider früh entrissener Sohn als Liegnitzer Ritterakademist einmal mit Schulkameraden herausgelaufen war, um etwas von den großen militärischen Manövern bei Liegnitz zu sehen, hatte der vorüberfahrende Feldmarschall ihn als den kleinsten mit auf seinen Wagen genommen und, nachdem er gehört, daß es mein Sohn war, ihm Butterbrod und Wein zum Frühstück gegeben und dazu gesagt: „Als ich so ein junger Bursch in Ihren Jahren war, da hat Ihr Herr Urgroßvater mir manchmal zu essen gegeben, ich hoffe, daß Sie einen ebenso guten Appetit mitbringen, wie ich ihn damals zu haben pflegte".

Da mein Großvater bis zu seinem Tode dänischer Soldat war, größtenteils in Kopenhagen selbst gestanden hatte, war es natürlich, daß die Söhne in Kopenhagen geboren und als Dänen erzogen, dem Vater folgend gleichfalls in dänische Dienste gingen, der älteste als Soldat, die beiden jüngeren, von denen mein Vater jung als Amtmann in Eismar in Holstein starb, in Zivildienste. Der jüngste Bruder Carl v. Kardorff war der letzte dänische Landdrost in Lauenburg und als solcher Chef des dortigen kleinen Regierungskollegii. Dieser starb glücklich vor der Lostrennung Schleswig-Holsteins von Dänemark, die ihm das Herz gebrochen haben würde, denn er liebte sein Dänemark über alles. Zu seinem Regierungskollegium gehörte aber auch ein Bruder des Feldmarschalls, ein Regierungsrat v. Moltke, und ich erinnere mich, daß bei einem Besuche, den ich meinem Onkel in Ratzeburg abstattete, dieser mir mitteilte, daß gestern der Regierungsrat Moltke mit seinem Bruder, dem preußischen Obristleutnant Moltke bei ihm gegessen und Whist gespielt habe. Herr v. Moltke war zu jener Zeit Begleiter des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (des späteren Kaiser Friedrich), als dieser in Breslau das 11. Infanterie-Regiment erhalten hatte. „Dieser Moltke," sagte damals mein Onkel, „ist aus dänischen Diensten fortgegangen, um in preußische überzutreten. Nun, er hat ja allerhand erlebt, im türkisch-ägyptischen Kriege hat er freilich wenig Glück gehabt. So weit, wie er es in der preußischen Armee gebracht hat, hätte er es in Dänemark auch wohl gebracht." — Mein Onkel konnte ihm das Verlassen des dänischen Dienstes nicht verzeihen!

Ich mußte unwillkürlich an diese Äußerung denken, als ich in der Schlacht von Gravelotte auf der Anhöhe zwischen Rezonville und Gravelotte den alten Moltke dem Könige Wilhelm die Mitteilung machen sah, daß die französischen Linien überall zurückwichen, daß die Schlacht also gewonnen sei, und mir unmittelbar darauf durch einen Freund aus des

Königs Umgebung von dem Inhalte dieser Mitteilung Kenntnis gegeben wurde. Solche gigantische Feldzüge wie den österreichischen und französischen zu leiten, würde einem dänischen General nimmer beschieden gewesen sein.

Im Parlamente sprach der Feldmarschall bekanntlich selten, aber sobald er das Wort ergriff, herrschte in der sonst so geschwätzigen unruhigen Versammlung eine Totenstille; — auch die Gegner lauschten mit einer gewissen Ehrerbietung den Worten des greisen Feldherrn, dem unser Vaterland so unendlich viel Dank schuldig war. In der Tat hatte ich denselben Eindruck immer bei seinen Reden, den ein Kollege mit den Worten wiedergab: Die Ausführungen Moltkes sind in der Regel nicht nur kondensierter, sondern potenzierter gesunder Menschenverstand.

Eine Gelegenheit, dies bestätigt zu sehen, bot sich mir, als ich mit dem Feldmarschall über eine Frage zu verhandeln hatte, die seiner Zeit den Reichstag in eine gewisse Aufregung versetzte, nämlich über die Frage des militärischen Septennates.

Die regierungsfreundlichen Parteien des Reichstages, welche zu dieser Zeit über eine beträchtliche Majorität verfügten, — es war im Jahre 1880 — waren zu der Meinung gekommen, daß die zuletzt nach schweren Kämpfen vereinbarte Festlegung der Friedens-Präsenzstärke des Heeres auf 7 Jahre doch die Gefahr nicht beseitigt habe, daß ein oppositioneller Reichstag wiederum die jährliche Feststellung der Friedenspräsenzstärke durch das Budget verlangen und damit die Wehrhaftigkeit des Vaterlandes gefährden könne. Es war daher der Wunsch laut geworden, durch ein sogenanntes Aeternat, d. h. durch eine nach Prozenten der Bevölkerung ein für alle Mal festzustellende Präsenzstärke solche Gefahren zu beseitigen. Für einen dahin formulierten Antrag war eine, wenn auch knappe Majorität im Reichstage zu haben, während ein Teil der regierungsfreundlichen Parteien nur das Septennat mit verstärkten Garantien verlängern wollte.

Fürst Bismarck war unpäßlich und wir wußten nicht, welcher Ansicht er sich anschließen würde. Unter diesen Umständen wurde mir der Auftrag zuteil, den Feldmarschall Moltke zu sondieren, ob er es wohl übernehmen wolle, mit dem bettlägerigen Reichskanzler zu verhandeln und uns das Resultat mitzuteilen.

Der Feldmarschall übernahm die Mission, aber er war ein sehr entschiedener Gegner des Aeternates: „Solche Dinge muß man nicht auf ewig festlegen wollen. Wer weiß, ob wir nicht Zeiten entgegengehen, in denen wir, umringt von Feinden, viel schwerere Opfer von dem Volke fordern müßten, als das Aeternat sie verlangt. Und wenn nun gar für das Aeternat nur eine geringe, für die Verlängerung des Septennates

eine sehr starke Reichstagsmajorität zu bekommen ist, wird bei dem Reichskanzler wahrscheinlich doch auch der Eindruck auf das Ausland mitbestimmend wirken, den eine starke Majorität immerhin ausübt."

Es kam so, wie der Feldmarschall es vorhergesehen hatte, der Reichskanzler entschied sich sofort für die Verlängerung des Septennates.

In jenen Jahren hatte ich häufig Gelegenheit gehabt, den Feldmarschall zu sehen und zu sprechen, bei meinem Freunde Graf Bethusy, dessen älteste Tochter sich mit dem ältesten Neffen des Feldmarschalls, dem jetzigen Divisionsgeneral in Hannover) verlobt hatte. Auch manchen Robber Whist habe ich dort mit ihm gespielt. Er war ein eifriger und guter Whistspieler. „Haben Sie in Frankreich auch manchmal Whist gespielt, Exellenz?" fragte ihn eines Tages während solcher Whist-Partie Herr von Bennigsen. „Jeden Tag, wenn es irgend ging," war die Antwort. Der Point war ein Pfennig, man konnte im besten Falle eine Mark verlieren, aber der Feldmarschall spielte so aufmerksam und bedacht, als ob es sich um große Summen Gewinnst oder Verlust handelte. „Lieber Graf, weshalb spielten Sie Pique?" wurde eines Tages mein Freund Bethusy von ihm gefragt. „Exellenz", erwiderte mein Freund, ich hatte so meine Ideen, daß Sie Pique haben würden." — Aber lieber Graf, man spielt Whist doch nicht nach Ideen, sondern nach Regeln, replizierte kopfschüttelnd der Feldmarschall.

Es konnte kaum verschiedenere Charaktere geben, wie der Feldmarschall und mein Freund Bethusy. Dieser geistvoll, lebendig, gesprächig, immer idealen Gesichtspunkten zugänglich, dabei aber nie das im politischen Leben praktisch erreichbare aus den Augen verlierend — „einer von den wenigen Parlamentariern mit einer wirklich staatsmännischen Begabung", sagte in den letzten Jahren seines Lebens gelegentlich einmal in Friedrichsruh der Fürst Bismarck zu mir. Ihm gegenüber der Feldmarschall, so gemessen, so wortkarg. Aber beide fanden sich in dem Punkte der glühenden selbstlosen Vaterlandsliebe, und ihr persönlicher Verkehr wurde mit den Jahren ein immer innigerer.

Als ich das Landrathsamt des Kreises Oels übernommen hatte, begegnete ich auf der Eisenbahn zwischen Oels und Bernstadt wiederholt dem Feldmarschall, wenn dieser von Kreisau, seiner Besitzung, nach Bankau zum Grafen Bethusy fuhr, und eines Tages bat er mich, ihm auf der Bahnstrecke die Namen der einzelnen Ortschaften ins Gedächtnis zurückzurufen.

„Ich habe hier im Oelser Kreise die topographische Aufnahme in den zwanziger Jahren gehabt, aber mein Gedächtnis läßt mich für die Ortsnamen im Stiche. Was ist z. B. das für ein Dorf?" u. s. w.

Als ich nun dazu überging, die einzelnen Dörfer aufzuzählen, fiel er bei „Allerheiligen“ ein: „Ja Allerheiligen, das kenne ich noch, da habe ich wochenlang im Quartier gelegen, bei einer Frau von Kleist, und das ging merkwürdig zu. Es war damals Sitte, daß die Offiziere, die zum Topographieren in einen Kreis beordert waren, die einzelnen Meßtischtafeln unter sich verloosten. Und da hatte ich Wabnitz gezogen, ja Ihr Gut Wabnitz, und mein Kamerad Frhr. von Buddenbrock Allerheiligen. Aber ehe wir uns in unsere Quartiere begaben, kam Buddenbrock und bat, ob wir nicht tauschen wollten. Er wollte gern nach Wabnitz. Der Vorschlag paßte mir sehr gut, denn ich hatte zur Kleistschen Familie Beziehungen —; aber nachträglich hörte ich erst, daß in Wabnitz eine Erbtochter, ein Frl. von Hettersdorf war, und Buddenbrock heiratete diese natürlich. — Nun denken Sie sich einmal, daß ich nach Wabnitz gekommen wäre und die Erbtochter heimgeführt hätte! Dann säße ich vermutlich heute in Wabnitz und nicht Sie.“

Exellenz, erwiderte ich, sollte es nicht für Deutschland doch so besser gewesen sein, als wenn Sie sich in jungen Jahren hätten verabschieden lassen, um sich nach Wabnitz zu setzen?

„Wer weiß? Herr v. Kardorff — am Ende hätte ein Anderer das, was mir gelang, auch leisten können! Aber es ist müßig, darüber heute zu philosophieren, man muß die Dinge nehmen, wie sie einmal gekommen sind.“

In den letzten Jahren seines Lebens gab ich unwillkürlich die Veranlassung, daß der Feldmarschall noch einen unvermuteten Besuch Seiner Majestät des uns leider jetzt auch durch den Tod entrissenen, so allgemein geliebten Königs Albert von Sachsen erhielt. Ich war im Bethusyschen Hause Ohrenzeuge gewesen, als der Feldmarschall sich einmal über die hohe militärische Befähigung des Königs in so superlativischen Lobeserhebungen äußerte, wie solche an sich gar nicht in seiner Gewohnheit lagen. Als ich einige Zeit später nach Sibyllenort befohlen war, sprach der König Albert gelegentlich wiederum seine große Verehrung für den Feldmarschall aus, und ich konnte wahrheitsgemäß erwidern, daß dieses Gefühl der Verehrung auf vollster Gegenseitigkeit beruhe, wie ich aus dem Munde des Feldmarschalls selbst vernommen habe.

Nach Aufhebung der Tafel erkundigte sich der König bei mir, wie weit Kreisau von Sibyllenort läge und ob den Feldmarschall Sein Besuch wohl stören würde. Ich antwortete, daß meiner Auffassung nach der Feldmarschall sich glücklich schätzen würde, durch solchen Besuch ausgezeichnet zu werden, und daß Majestät nicht voraussetzen solle, daß diese Ehre das Gleis des täglichen Lebens in Kreisau im mindesten

stören werde. Dies sei bei den Lebensgewohnheiten des Feldmarschalls vollständig ausgeschlossen.

Der geplante Besuch wurde ausgeführt und als ich dann wieder einmal nach Sibyllenort befohlen war, sagte Seine Majestät: Ich bin in Kreisau gewesen und habe wirklich den Eindruck gehabt, daß sich der Feldmarschall über den Besuch freute, — aber die spartanische Einfachheit, in der der alte Herr in Kreisau lebt, hat mir imponiert; so etwas kommt in unserer luxuriösen Zeit sonst nicht mehr vor.

Wie mir schien, hatte ich in meiner Prophezeiung Recht behalten, daß auch der hohe Besuch den Feldmarschall nicht aus dem Gleise seiner einfachen Lebensgewohnheiten herauszubringen vermocht hatte.

Diese Einfachheit seiner Lebensgewohnheiten war charakteristisch für den großen Schlachtenlenker. In der harten knappen Zeit nach den Napoleonischen Kriegen aufgewachsen, in der Jugend auf spärliche Mittel angewiesen, war es ihm zur zweiten Natur geworden, so sparsam wie irgend möglich zu wirtschaften und er blieb bei dieser Sparsamkeit, auch als die Dotationen und das Gehalt seiner hohen Stellung es ihm ermöglicht hätten, sich Komfort und Behaglichkeiten in reichem Maße zu verschaffen. Wenn z. B. belehrende Reisehandbücher es den Touristen besonders zu empfehlen pflegen, möglichst wenig Gepäck mit sich zu führen, so war solche Mahnung für den Feldmarschall ganz überflüssig. Bei seinen vielfachen Reisen — und er gehörte beiläufig zu den Reichstagsmitgliedern, die von den freien Fahrkarten, so lange diese noch für ganz Deutschland bestanden, den ausgiebigsten Gebrauch gemacht hatten — behalf er sich mit einem nahezu unglaublichen Minimum von Gepäck. Auf kleineren Touren, z. B. bei dreitägigen Besuchen bei Graf Bethusy in Bankau, führte er nur in der Tasche eine oder die andere notwendige Bürste mit sich, und mein Freund Bethusy, dem dies besonderes Vergnügen bereitete, half ihm mit Kleidern und Wäsche aus, soweit dies notwendig wurde. Mit einem Diener ist er, glaube ich, auch in seinen letzten hohen Lebensjahren niemals gereist.

Wenn der Feldmarschall als „großer Schweiger" berühmt war, so ist ja das richtig, daß er den schwatzhaften Leuten nicht zuzuzählen war, aber wenn die Gesellschaft und das Gesprächsthema ihm zusagten, nahm er doch an der Unterhaltung mit lebendigem Interesse Teil, und dann war es ein Genuß ihm zuzuhören, mochte er etwas aus dem reichen Schatze seiner Lebenserfahrungen mitteilen, oder seine Meinung über eine Tagesfrage mit der ihm eigentümlichen Klarheit auseinandersetzen. Und ich habe kaum Jemanden kennen gelernt, der es so konsequent zu ver-

meiden verstanden hätte, persönlichen Abneigungen, wie sie doch schließlich jeder Mensch zu besitzen pflegt, irgend welchen Ausdruck zu geben: ich habe häufig sehr entschiedene Äußerungen gegen die Bestrebungen politischer Gegner aber niemals ein mißgünstiges unfreundliches Wort gegen irgend eine Person aus seinem Munde vernommen.

In einer Zeit, in der ich lebhaft für die Wiederherstellung des Silbers zum Münzmetalle (den sogenannten Bimetallismus) agitierte, wollte es der Zufall, daß ich nach einer kurz zuvor im Reichstage über dieses Thema stattgehabten Debatte auf der Berlin-Hamburger Bahn in dasselbe Koupee geriet, in dem der Graf Moltke Platz genommen hatte, und das Glück wollte es, daß kein dritter Passagier zu uns einstieg. Der Feldmarschall folgte einer Einladung des Großherzogs von Mecklenburg nach Schwerin und redete mich zu meiner Überraschung, sobald wir den Bahnhof verlassen hatten, auf die Währungsfrage an, um mir zu sagen, es freue ihn, Gelegenheit zu haben, mir aussprechen zu können, daß ich in meinem Kampfe gegen das Monopol des Goldes nach seiner Auffassung durchaus Recht habe. „Ich kann ein wirkliches Sachverständigen-Urteil für mich nicht in Anspruch nehmen, wie Herren, welche sich mit dieser Geldfrage jahrelang wissenschaftlich beschäftigt haben" äußerte er in seiner gewohnten Bescheidenheit, „aber mir leuchtet ein, daß der gesamte Verkehr des Erdballs einer edelmetallischen Basis bedarf, und sich um so solider gestalten muß, je breiter diese Basis ist, welche man durch die Ächtung des Silbers erheblich verkleinern wird; — daß die nun unausbleibliche Ausdehnung der Kreditverhältnisse nur der geldgebenden Großfinanz zu Gute kommen wird; und daß die Landwirtschaft, welche mit Silberländern zu konkurrieren hat, unter der Verallgemeinerung der Goldwährung schwerer zu leiden haben wird, als die nur mit Goldländern konkurrierende Industrie."*)

Unsere Unterhaltung glitt auf andere Themen hinüber. Von der Verschiedenheit der als Geld fungierenden Dinge bei den wilden Völkern kamen wir auf die Eigentümlichkeiten und Verschiedenheiten der verschiedenen Rassen und Völkerstämme und ich wurde unwillkürlich darauf aufmerksam, einen wie edlen germanischen Typus die Gestalt, die Gesichts-

*) Dieser Währungskampf ist durch die Niederlage Bryan's gegen Mc Kinley bei der amerikanischen Präsidentenwahl zu Ungunsten des Silbers entschieden und die überraschend großen Goldfunde der letzten Dezennien in Südafrika, Klondyke, Australien und Sibirien haben die Befürchtungen, welche die Verallgemeinerung der Goldwährung hervorrief, einigermaßen abgeschwächt, obschon die vom Feldmarschall mit wunderbarer Klarheit erfaßten Konsequenzen der Ächtung des Silbers noch heute nicht überwunden sind.

und Kopfbildung des Feldmarschalls darstellte: seine hohe schlanke Figur, die kühn hervortretende Adlernase, die hohe Denkerstirn, der Ausdruck ruhiger Energie, der in den fein geschnittenen Gesichtszügen lag. Die bekannten großen etwas abstehenden Ohren verstießen zwar gegen die bei uns geltenden Regeln klassischer Schönheit — aber nach buddhistischer*) Lehre sind sie ja das Zeichen der Selbstlosigkeit und Gutmütigkeit.

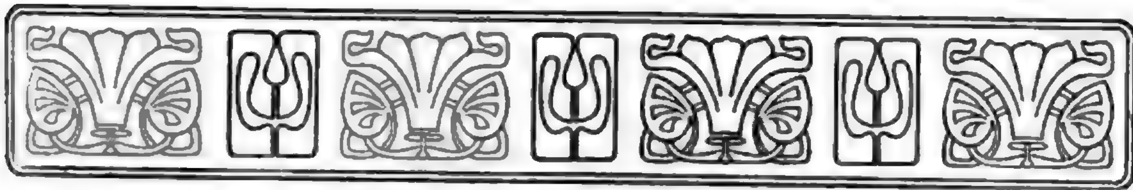
Als ich in das Koupee eingetreten war, machte mir der alte Herr einen müden und greisenhaften Eindruck, während des Gespräches erschien er um Dezennien verjüngt, frisch und lebendig.

Diese meine Wahrnehmung erzählte ich beiläufig dem Fürsten Bismarck einmal in Friedrichsruh und dieser erwiderte:

„Wie ein hinfälliger, abgelebter Greis sah Moltke aus, als er im Jahre 1870, unmittelbar vor Ausbruch des Krieges, sich bei mir zu einer Konferenz mit mir und dem Kriegsminister einstellte. Ich dachte bei mir: Der ist den Strapazen eines neuen Feldzuges nicht mehr gewachsen! Es handelte sich um die Konsequenzen der bekannten Emser Depesche, und Moltke saß auch anfangs ziemlich teilnahmlos, in sich versunken da. Auf einmal erfaßte er es, daß wir tatsächlich vor Anfang des Krieges standen, und mit dem Augenblicke war er wie umgewandelt: aus dem Greise wurde ein Jüngling, so daß ich Roon sagte: Nun sehen Sie dies an! Hätten Sie unserm Freunde Moltke diesen Blutdurst zugetraut? und als er mit den Worten: Wir dürfen keine Minute verlieren! das Zimmer verließ, schritt er aufgerichtet, in strammer Haltung und erhobenen Hauptes aus derselben Türe, durch die er kurz zuvor als müder alter Mann eingetreten war. — Meine Besorgnis, daß er nicht mehr imstande sein werde, den kommenden Feldzug zu leiten, war vollständig behoben.“

Wer eine Ahnung von der geistigen Tätigkeit des Feldmarschalls gehabt hat, von seiner großartigen Geschichtskenntnis, von seiner allseitigen kulturellen Bildung, von dem hohen und vornehmen Standpunkte, von welchem aus er bei abgeklärtem philosophischen Denken alle Dinge anzusehen pflegte, von der Zurückhaltung und Bescheidenheit seines Auftretens, von der selbstlosen treuen Hingabe seines ganzen Wesens an das deutsche Vaterland und seinen kaiserlichen Herrn, wird mir recht geben, daß es schon als ein besonderer Vorzug erscheinen muß, mit dem Verewigten die Berührungen und Beziehungen gehabt zu haben, die mir beschert waren.

*) Buddha selbst pflegt mit sehr großen Ohren dargestellt zu werden.



Das Bildungsstreben des deutschen Lehrerstandes und seine nationale Bedeutung.

Von

Rudolf Eucken—Jena.

Über einen Mangel an Interesse für die Schule kann man heute wahrlich nicht klagen, oft jedoch läßt die Sorge um die Schule die um den Lehrer vergessen. Seine mühsame und aufopfernde Arbeit wird leicht hingenommen wie etwas selbstverständliches, sein persönliches Ergehen und Befinden scheint das Gelingen des Unterrichtswerkes kaum zu berühren. Eine solche Denkweise ist geneigt dem Lehrer zu verargen, was sie jedem anderen bereitwillig zugesteht: ein Streben nach Verbesserung der Lebensbedingungen und nach Hebung seiner sozialen Stellung. Man mutet ihm eine Geringschätzung aller Außendinge als „bloßer Äußerlichkeiten" zu, die man für sich selbst als eine überspannte Schwärmerei ablehnen würde. Augenscheinlich gilt das Wort Comtes: Chacun reconnaît la religion indispensable chez les autres, quoique superflue pour lui keineswegs bloß für die Religion.

Solche Gleichgültigkeit gegen den Lehrer ist unbillig auch deshalb, weil gerade jetzt der Lehrerstand unter wachsenden Aufgaben steht, die seine Kraft aufs Äußerste anspannen und die vollste Hingebung der Gesinnung verlangen. Kaum irgend welcher andere Beruf wird so stark von den Gegensätzen des modernen Lebens betroffen, keiner hat so energisch dafür zu kämpfen, daß sich nicht der von den Neuerungen erhoffte Gewinn in einen Verlust verwandle. Vor allem wirkt hier mit herber Schroffheit der moderne Gegensatz von Arbeit und Seele. Das Unterrichtsverfahren hat sich gegen die ältere Art überaus verfeinert und weit schärfer von aller Zufälligkeit der Individuen abgehoben, die Schulen sind zu großartigen Komplexen mit sorgfältig berechneten Abstufungen und Verzahnungen gewachsen; diesem Räderwerk muß sich willig einfügen und in unablässiger Handreichung mit Genossen arbeiten, wer erfolgreich wirken will. Jenes aber kann nicht geschehen ohne Ein-

schränkung der Freiheit, und wie kann bei solcher die Persönlichkeit des Lehrers zu ihrem Recht kommen, an der doch aller seelische Erfolg des Unterrichts hängt? Jene Wandlung der Arbeit brachte mit sich einen Ausbau der Methode, große Fortschritte in dieser Richtung sind unverkennbar. Aber der Methode pflegt ein starkes Selbstbewußtsein innezuwohnen, und dieses kann leicht zu einer Lockerung des Zusammenhanges der Lehrtätigkeit mit der wissenschaftlichen Forschung und ihrer Bewegung führen. Ohne solchen Zusammenhang aber droht die Tätigkeit zu einer mechanischen Routine herabzusinken. Das moderne Leben mit seinen raschen Wandlungen stellt immer neue Forderungen an den Unterricht, das Fassungsvermögen des Menschen aber bleibt begrenzt wie es war; so muß immer von neuem ein Gleichgewicht zwischen Altem und Neuem gesucht werden, so bleibt nur zu hoffen, daß nicht den Nützlichkeitsbestrebungen des Tages bleibende Notwendigkeiten geistiger Bildung aufgeopfert werden, wie es z. B. geschah, als man bedauerlicherweise den philosophischen Unterricht aus dem Lehrplan der höheren Schulen strich.

Wie die höheren Schulen von diesem Übermaß der Gegenstände besonders bedroht werden, so hat ihre Arbeit eine weitere Spannung durch die neuerdings erfolgte Anerkennung gleicher Rechte der drei Hauptlehranstalten erhalten, die wir trotz naheliegender Bedenken schließlich für einen Vorteil erachten. Durch jene Gleichberechtigung sind nun die Schulen in einen Stand freier Konkurrenz getreten; alle Konkurrenz aber macht das Leben anstrengender und aufregender; so wird es sich wohl auch hier bewähren. — Kurz, die Tätigkeit des Lehrers ist von Jahr zu Jahr mühsamer geworden, der Kräfteverbrauch wächst unablässig, die volle geistige Frische ist immer schwerer zu bewahren. Um diese Probleme leicht zu nehmen, um sie als eine bloße Privatangelegenheit des Lehrers zu betrachten, muß man gering von dem Geist in der Schule denken, muß man nicht gerade hoch in der inneren Kultur stehen. Denn für diese gibt es einmal keinen zutreffenderen Maßstab als der Grad der Achtung vor der stillen, aber im Stillen mächtigen Arbeit des Lehrers.

Im Näheren der Probleme aber besteht ein merklicher Unterschied zwischen den Verhältnissen des höheren und denen des Volksschullehrerstandes. Auch dort ist noch manches im Fluß und es drängen noch manche Wünsche zur Befriedigung. Aber es entzweien nicht sowohl prinzipielle Gegensätze die Gemüter als man um ein Mehr oder Weniger, um ein rascheres oder langsameres Tempo der Bewegung streitet. Mit

besonderer Freude ist die Tatsache zu begrüßen, daß der enge Zusammenhang der Lehrtätigkeit mit der wissenschaftlichen Forschung, dieser Lebensquell alles Unterrichts, jetzt seitens der Preußischen Unterrichtsverwaltung voll anerkannt wird. Das zeigt z. B. die kürzlich begründete, in sicherem Gange fortschreitende „Monatsschrift für höhere Schulen", das zeigt die Bereitstellung eines Postens von 25 000 Mark zur Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen im höheren Lehrerstande samt den vortrefflichen Ausführungsbestimmungen. So steht zu hoffen, daß vereinte Arbeit hier glücklich weiterführe, und daß das gute Recht der Lehrer mehr und mehr zur allgemeinen Anerkennung gelange.

Weit mehr Spannungen und ungelöste Fragen zeigt heute das Gebiet des Volksschulwesens; von ihnen sei hier eine Erscheinung ins Auge gefaßt, die über den besonderen Kreis hinaus eine große Bedeutung für das Kulturleben und die nationale Entwicklung hat: das immer mächtiger anschwellende Bildungsstreben des deutschen Volksschullehrerstandes. Die Tagespresse bringt darüber nur gelegentliche Notizen, die in ihrer Zerstreutheit kein deutliches Bild vom Ganzen geben, noch seine Wichtigkeit erkennen lassen. In Wahrheit geht eine große zusammenhängende Bewegung durch jenen Lehrerstand: wir gewahren ein sehr entwickeltes Vereinswesen, das keineswegs bloß die persönlichen Interessen der Lehrer, sondern vornehmlich die Angelegenheiten ihrer Berufsarbeit und geistigen Weiterbildung verficht, wir gewahren eine unermüdliche litterarische Tätigkeit, wie sie namentlich in einer ausgedehnten pädagogischen Presse zu Tage tritt, wir gewahren als am meisten charakteristisch das Streben, mit der Arbeit und der fortschreitenden Bewegung der Wissenschaften einen engeren Zusammenhang zu gewinnen, und da jene an erster Stelle Sache der Universitäten ist, irgend welchen Zugang zur Universität, ja möglichst ein geregeltes Universitätsstudium zu erreichen. Solches Streben ist nicht ohne Erfolg geblieben. Trotz aller Schwierigkeiten ist die Zahl der Volksschullehrer, welche Universitäten besuchen, in unablässigem Wachstum begriffen. Immerhin handelt es sich einstweilen noch um eine kleine Minorität, für das große Ganze kommt jenes Verlangen nach höherer wissenschaftlicher Bildung namentlich zum Ausdruck in der Einrichtung von Vortragskursen für Volksschullehrer, die teils in den Universitätsstädten selbst, teils an anderen Orten durch Professoren abgehalten werden. Diese Kurse, die wohl von Jena ausgingen und zuerst in Thüringen feste Wurzel schlugen, haben sich zusehends über ganz Deutschland ausgebreitet und sind in unablässigem Fortschreiten begriffen. Es sind dabei die mannigfachsten Gebiete behandelt: Philosophie und Päda-

gogik, Geschichte und Litteratur, die verschiedensten Zweige der Naturwissenschaften u. s. w. Die Erfahrungen, die dabei gemacht wurden, sind die denkbar besten. Eine warme Begeisterung, ein tiefer Ernst, ein unermüdlicher Fleiß, ein eifriges Streben, die empfangenen Anregungen durch weitere Studien zu vertiefen, ein langes Nachwirken der Eindrücke. Um die Vorlesungen zu hören, mußten manche Lehrer stundenweite Wege machen, weder Sturm noch Regen, weder Hitze noch Kälte haben sie davon abgehalten; auch das war bezeichnend für den hier waltenden Geist, daß man keineswegs eine Popularisierung, eine bequeme, aber abschwächende Darbietung des Stoffes wünschte, sondern daß man zu den letzten Quellen vordringen wollte und in keiner Weise vor der Mühe und Arbeit zurückscheute, die das kostet. So hat wohl jeder, der bei diesen Kursen als Redner tätig war, den Eindruck eines echten Bildungsstrebens empfangen und es als eine Freude empfunden, im Gegensatz zu so vielfacher geistiger Übersättigung der Zeit hier ein durchaus frisches, von wirklichem Hunger und Durst nach mehr Teilnahme am Wissen und Geistesleben erfülltes Auditorium zu finden.

Ein solches ernstes und opferfreudiges, einen ganzen großen Stand durchdringendes Streben läßt sich unmöglich auf kleinpersönliche Motive, auf sozialen Ehrgeiz u. s. w. zurückführen. Vielmehr ist der innerste Trieb ohne Zweifel der, die eigene Berufsarbeit zu heben, die Volksschule in eine engere und fruchtbarere Beziehung zum Ganzen des geistigen und nationalen Lebens zu bringen. Im Zusammenhange dieses Strebens, nicht davon abgelöst, will das Verlangen nach der Universität verstanden sein. In Wahrheit sind an dieser Stelle große Wandlungen in Fluß und stoßen eine ältere und eine neuere Denkweise unversöhnlich zusammen. Es handelt sich dabei um die prinzipielle Fassung und Bewertung der Volksschule. Jene ältere Denkweise beschränkte ihre Aufgabe darauf, den breiten Volksmassen einen recht bescheidenen Grundstock durchaus unentbehrlicher Kenntnisse und Fertigkeiten zu übermitteln; bei solcher Beschränkung der Aufgabe genügte auch für den Lehrer eine mehr handwerksmäßige Unterweisung, die sich ihm in möglichster Abgeschlossenheit gegen die geistigen Bewegungen der Zeit beizubringen empfahl. Jede engere Berührung mit diesen konnte hier als eine gefährliche Störung erscheinen. Diese alte Denkweise wirkt noch mächtig in den bekannten Stiehl'schen Regulativen vom 1., 2. und 3. Oktober 1854, diesen traurigen Dokumenten politischer Reaktion und religiösen Unverstandes. Hieß es hier doch hinsichtlich der Privatlektüre der Zöglinge der Lehrerseminarien kurz und bündig: „ausgeschlossen von dieser Privatlektüre muß die so-

genannte klassische Litteratur bleiben"! Daß eine solche Denkweise jetzt gänzlich erloschen sei, wer möchte es behaupten? Aber sie ist mehr und mehr eine Sache extremer Parteien geworden, die das Rad der Zeit zurückdrehen möchten, die lebendige Arbeit folgt durchgängig einer neuen Denkweise.

Diese neue Denkweise ist mit dem Ursprung und der Weiterentwicklung der neueren Pädagogik untrennbar verbunden und verwachsen. Männern wie Pestalozzi und Fröbel ist die Volksschule nicht eine bloße Notschule, eine Spezialschule für das niedere Volk, sondern eine allgemeine Bildungsschule, eine Stätte „entwickelnd erziehender Menschenbildung"; im Ganzen seiner Kräfte soll hier der Mensch ergriffen und zur Menschlichkeit gehoben werden. Mögen die Mittel dafür hier einfacher sein als an anderen Lehranstalten, das wesentliche Ziel ist dasselbe, und eben die größere Einfachheit der Mittel gewährt den Vorteil eines direkteren Eingreifens in das Werden und Wachsen der Seele. Jene leitenden Männer lebten der Überzeugung, daß sich überhaupt die Bildung weit mehr bis in die ersten Anfänge zurückerstrecken, daß sie in gesteigertem Maße Elementarbildung werden müsse, auch daß aller weitere Unterricht, der sich nicht an solche Elementarbildung anschließe, keine rechte Wurzelkraft zu gewinnen vermöge. So hoch schätzen konnte man die Anfänge nicht, ohne die ihnen zugewandte Lehrtätigkeit als etwas überaus Wichtiges und Schwieriges anzuerkennen; das Wachstum der Aufgabe der Volksschule mußte unmittelbar auch die Arbeit und die Stellung des Lehrerstandes erhöhen. Auch die Anforderungen an seine Bildung mußten damit andere werden. Als Menschenbildner wirken kann der Volksschullehrer nicht ohne eine wissenschaftliche Methode, nicht ohne ethische Überzeugungen und psychologische Einsichten, er kann es auch nicht ohne eine größere Freiheit der Bewegung und ohne eine engere Berührung mit dem geistigen Leben seiner Zeit. In der Konsequenz eines solchen Strebens liegt aber unverkennbar die Forderung, den Volksschullehrerstand zur Universität in Beziehung zu setzen. Denn die Universität ist einmal die Hauptstätte, wo Lehre und Forschung einander berühren und durchdringen, wo die Probleme mitten im Fluß sind und der Einzelne sich zu geistiger Selbständigkeit und Eigenart aufringt; ein Gebiet unserer geistigen Arbeit ganz und gar von der Universität ausschließen, das heißt ihm die Freiheit der Bewegung verkümmern, das heißt seinen Zusammenhang mit dem Ganzen des Geisteslebens lockern.

Eröffnung der Universitäten für die Volksschullehrer — wir empfinden ganz und gar, wie viel Befremdliches, ja Abstoßendes dieser

Gedanke beim ersten Eindruck für viele haben mag, wie viele Schreckbilder mit ihm aufsteigen mögen: Überflutung der Universitäten mit ungenügend vorgebildeten Massen und dadurch Herabdrückung ihres wissenschaftlichen Niveaus, ungeheure Steigerung der Ansprüche der Lehrer, ohne irgendwelche Möglichkeit, sie mit den gegebenen Mitteln zu befriedigen, Gefahr einer künstlichen Hinaufschraubung der Volksbildung u. s. w. Wird jemand, so fragt man, der eine akademische Bildung genossen hat, Lust haben auf's Dorf zu gehen und Kindern die Elemente beizubringen? Wer die Sache näher erwägt, wird nicht so rasch mit seinem Urteil fertig sein. Zunächst besagt die Eröffnung der Universitäten für Volksschullehrer keineswegs, daß sofort sämtliche Lehramtskandidaten den Weg durch die Universität nehmen müßten, es wird sich dabei zunächst nur um eine Elite handeln. Aber der Wunsch besteht allerdings, daß die Zahl der akademisch Gebildeten allmählich wachse, daß die Seminarbildung sich mehr und mehr dahin erweitere und vertiefe, um einen Übergang zur Universität zu ermöglichen, daß auch die Universitäten Einrichtungen zur Förderung des pädagogischen Studiums treffen, daß eine fortschreitende Verbesserung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage eine Dotierung der Lehrstellen gestatte, welche den gesteigerten Mühen und Kosten einigermaßen entspricht, u. s. w. Kurz, es steckt in diesen Bewegungen viel Hoffnung auf die Zukunft, viel „Zukunftsmusik“, wie die Gegner sagen werden. Aber ohne ein starkes Vertrauen auf die Zukunft kam noch nie eine geistige Bewegung in Fluß; auch sind die Erwartungen von der Zukunft mehr als bloße Utopien, wenn sie dieselbe Richtung weiter verfolgen, welche die Zeit tatsächlich schon eingeschlagen hat. Und daß dies in Wahrheit der Fall ist, daß es sich bei jenem Bildungsstreben nicht um ein vereinzeltes Problem, sondern um ein Stück einer allgemeinen Kulturbewegung handelt, das gedenken wir im Folgenden zu zeigen.

Jenes Streben zu weiterer Hebung der Volksschule entspricht zunächst ihrem tatsächlichen Wachstum im Laufe des 19. Jahrhunderts. An Hemmungen und Rückschlägen hat es wahrlich nicht gefehlt, und daß ein gewisser Überschwang stürmischen Vordringens, im besonderen eine Überspannung des Vertrauens auf eine alleinseligmachende Methode, auch wohl eine Verquickung unverwerflicher Forderungen mit problematischen Weltanschauungen diese Rückschläge mit hervorgerufen hat, soll nicht geleugnet werden. Aber wir brauchen nur das Augenmerk von den einzelnen Vorgängen mit ihren Schwankungen auf das Ganze zu richten, wir brauchen nur den Stand des Volksschulwesens zu Beginn des

20. Jahrhunderts mit dem zu Beginn des 19. zu vergleichen, um eines gewaltigen Fortschritts innezuwerden. Bis in ihre einfachsten Formen hinein ist die Volksschule in Stoff und Methode mächtig gewachsen, sie hat sich zu den großen Organismen der achtklassigen Bürgerschule ausgebaut und ist zur Mittelschule aufgestiegen, die immer neue Gegenstände in ihren Bereich zieht. Weitere Anforderungen stellen die Fortbildungsschulen, deren große Bedeutung immer mehr Anerkennung findet. Solches Wachstum der Leistungen war nicht möglich ohne eine entsprechende Hebung der Lehrerbildung; wie viel wir darin weitergekommen sind, zeigen mit besonderer Deutlichkeit die neuen preußischen Bestimmungen für die Präparandenanstalten und die Lehrerseminare vom 1. Juli 1901, ein wichtiger Markstein der Entwicklung dieses Gebietes. Daß solcher Steigerung der Bildung und Tätigkeit der Lehrer auch ein Wachstum der sozialen Stellung entspricht, erweist augenscheinlich die Zulassung der Lehrer zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. Wer diese Wandlungen als Ganzes überschlägt, dem kann der Wunsch nach Möglichkeit einer Universitätsbildung nicht mehr verwunderlich vorkommen. Auch fehlt es schon in der gegebenen Lage nicht an sachlichen Aufgaben, die nach jener Richtung weisen. Sind nicht für die Lehrerseminare wie für die Mittelschulen akademisch gebildete Pädagogen in hohem Grade erwünscht? Ohne solche Notwendigkeit oder doch Zweckmäßigkeit der Sache würden schwerlich Staaten wie das Königreich und neuerdings auch das Großherzogtum Sachsen hervorragend tüchtigen Lehrern die Universität geöffnet und durch Einrichtung einer besonderen Prüfung das pädagogische Studium in gewissem Umfange offiziell sanktioniert haben. Und wenn die Lehrerschaft über die dabei gezogenen Grenzen hinausstrebt, kann sie sich nicht darauf berufen, daß unsere Volksbildung dringend einer noch weiteren Steigerung bedarf, daß wir namentlich im Fortbildungswesen alle Kräfte einsetzen müssen, um nicht hinter anderen Nationen, z. B. hinter Dänemark, dauernd zurückzubleiben. Hier ist noch ein großes Feld für fruchtbare Tätigkeit offen. Läßt sich aber dabei eine durchgreifende Erhöhung denken ohne eine entsprechende Steigerung der Bildung des an erster Stelle zu jener Aufgabe berufenen Lehrerstandes?

Weiter steht jenes Vordringen der Volksschule in einem unverkennbaren Zusammenhange mit allgemeinen Bewegungen des Kulturlebens. Das 19. Jahrhundert hat hier einen großen Umschwung gebracht, indem es die Aufgabe voranstellte, den geistigen wie den materiellen Besitz der Menschheit weit mehr den einzelnen Individuen zu übermitteln, eine

gleichmäßigere Verteilung der Güter herbeizuführen. Der älteren Überzeugung, wie sie noch die Zeit unserer klassischen Litteratur beherrschte, erschien nur eine auserlesene Minderheit zur vollen Teilnahme am Geistesleben berufen, während die Übrigen, weniger durch menschliche Schuld als durch ein unabwendbares Schicksal, sich mit dürftigen Brosamen zu begnügen hatten. Bei dieser Denkweise war die Hauptsorge dem Schaffen geistiger Inhalte zugewandt, ihre Größe und Schönheit mußte über die geringe Zahl der Teilnehmenden trösten und hat jene Zeit darüber getröstet. Ein Streben nach Aufhebung oder doch Verringerung der schroffen Kluft, welche hier die Menschheit spaltete, lag ganz außerhalb des Gesichtskreises.

Wir wissen, einen wie großen Wandel das 19. Jahrhundert darin gebracht hat, wie ihm überall der lebendige Mensch vorantrat, wie sein glühendes Verlangen dahin ging, alle Individuen in die Bewegung hineinzuziehen, allem „was Menschengesicht trägt", an den geistigen und materiellen Gütern teilzugeben, solche Förderung aber nicht nur von draußen her zuzuführen, sondern sie überall auf eigene Tätigkeit zu gründen. Im Verlauf dieser Bewegung haben die breiten Schichten des Volkes sowohl mehr Wohlstand als mehr politische Macht erlangt, nicht minder ist ihre Bildung in unaufhörlichem Wachsen begriffen, und es hat der Gedanke einer starren Kluft dem einer fortlaufenden Verkettung und einer allmählichen Annäherung weichen müssen. Das muß auch auf das Schulwesen wirken, das gibt der Volksschule eine andere Stellung und Bedeutung, als ihr der ältere Kulturtypus zugestand.

In diesen Wandlungen hat auch die Universität eine andere Stellung zum nationalen Leben erhalten, als sie in früheren Jahrhunderten besaß. War sie damals namentlich eine Stätte gelehrter Tradition, die von den Bewegungen der Zeitumgebung kaum berührt wurde, so hat die Neuzeit darin eine völlige Veränderung gebracht. Wie wenig könnten die heutigen Universitäten dem gefallen, der sie nach dem Bilde der Universitäten des 17. Jahrhunderts mit seiner exklusiven Gelehrsamkeit mäße! Mühsam genug haben sich die einzelnen Fortschritte vollzogen. Wie harte Widerstände hatte z. B. die Einführung der deutschen Sprache statt der herkömmlichen lateinischen zu überwinden, wie langsam hat die philosophische Fakultät, früher ein bloßer Durchgang zu den „oberen" Fakultäten, eine Selbständigkeit gewonnen, wie viele Berufe endlich, die früher gar keine Berührung mit der Universität hatten, haben bei wachsender eigener Bedeutung einen Zugang zu ihr gefunden und haben jetzt bei ihr eine sichere und angesehene Stellung. So z. B. das landwirtschaftliche Studium.

Läßt sich nun solcher Bewegung zur Universität gerade an der Stelle Halt gebieten, wo sie sich heute befindet, und kann man es der Volksschule verdenken, wenn auch sie den Mittelpunkt wissenschaftlichen Lebens zu erreichen sucht, nach dem andere Gebiete so erfolgreich gestrebt haben. Wie oft ist in diesen Dingen etwas selbstverständlich geworden, was noch kurz vorher als unmöglich galt!

Das ist es, was bei dem gesamten Bildungsstreben der deutschen Volksschullehrer beachtet sein will: es ist nicht eine singuläre und isolierte Erscheinung, sondern ein Stück einer großen geistigen Bewegung; zu dieser Bewegung kann man sich verschieden stellen, und es mag jemand seine Pflicht darin finden, sich dem Strom der Zeit entgegenzuwerfen. Aber jedenfalls sollte man jene Erscheinung in ihrem Zusammenhange würdigen, und man sollte nicht an der einen Stelle schroff abweisen, was man an anderen Stellen bereitwillig zugesteht.

Wie jenes Bildungsstreben als ein Stück eines unsere ganze Zeit durchdringenden Strebens verstanden sein will, so greifen auch seine Ziele und Wirkungen ins Ganze, so sollte auch das Interesse dieses Ganzen bei seiner Schätzung gegenwärtig sein. Wir Deutschen haben besonderen Anlaß, alles was die innere Kraft und Durchbildung unseres gesamten Volkes zu erhöhen verspricht, mit Aufmerksamkeit und Sympathie zu begleiten. Zwischen dem, was wir innerlich erstreben, und dem, was uns Natur und Schicksal äußerlich zuweisen, besteht ein weiter Abstand. Wir möchten unsere geistige Art, wir möchten einen eigentümlichen Kulturtypus als einen wesentlichen Faktor in das weltgeschichtliche Leben einführen, wir halten uns für fähig, Aufgaben zu lösen, die im Interesse der gesamten Menschheit liegen, wir sträuben uns mit aller Kraft dagegen, zu einem bloß provinziellen Dasein herabzusinken. Wie aber wollen wir mit unseren kargen Mitteln, mit unserem beschränkten Gebiet, mit unserer Umklammerung durch fremde, ja feindliche Großmächte eine solche Weltstellung erringen und behaupten, wie können wir mit Mächten, denen eine fast unbegrenzte Entwicklung offensteht wie Amerika und Rußland, auch nur in Wettbewerb treten? Wir können es nur, wenn wir alle Nachteile der äußeren Lage durch eine Steigerung der inneren Kraft überwinden, wir bedürfen der stärksten intensiven Kultur, der gründlichsten inneren Durchbilduug, wir dürfen keine Kräfte bei uns schlummern und umkommen lassen, sondern müssen alle Individuen geistig mobil machen. Und dafür ist unentbehrlich die Hebung der Volksschule, der nicht weniger als 95 Prozent der männlichen Jugend angehören. Nun schlägt uns aus den Kreisen, die sich dem Dienst der Volksschule widmen, ein ernstes

und eifriges Streben nach Erhöhung der Arbeit entgegen; sollen wir uns dessen nicht auch in nationalem Interesse freuen und muß uns nicht solche Anerkennung einer nationalen Bedeutung vor einer gleichgültigen oder gar unfreundlichen Behandlung dieser Sache schützen?

Es gibt kein irgend bedeutsames Streben nach Neuem, das sich leicht und glatt in die überkommene Lage einfügt, das nicht Mühe macht und auch Gefahren bringt, das nicht in manchem noch unfertig ist und auf die Hülfe weiterer Erfahrung vertraut. Wer solche Dinge ohne Liebe und ohne Glauben betrachtet, der wird rasch zu einem verneinenden Votum gelangen. Denn er sieht an dem Neuen nicht das freudige Aufstreben, sondern nur die Schwierigkeiten und Widerstände, er haftet an dem Kleinen und Problematischen, das einmal alles menschliche Unternehmen begleitet, er kennt kein Wachstum über die gegebene Lage hinaus, sondern betrachtet diese als starr und unveränderlich. Solche skeptische, zugleich durch das Gewicht der Bequemlichkeit unterstützte Denkweise mag sich in ihrer Greisenhaftigkeit klug und überlegen dünken, irgend welches Große hat sie nie gefördert. Dieses entsprang immer einer jugendlichen Denkweise, welche die Dinge als im Fluß und die menschliche Kraft als steigerungsfähig betrachtet, welche in dem Streben vornehmlich die innere Notwendigkeit sieht und aus solcher Notwendigkeit des Grundgedankens auch das Vertrauen auf die Möglichkeit einer Durchführung im Einzelnen schöpft. Aus solcher Denkweise sind Menschen und Völker groß geworden, sie ist unentbehrlich auch für den aufsteigenden Weg des deutschen Volkes.

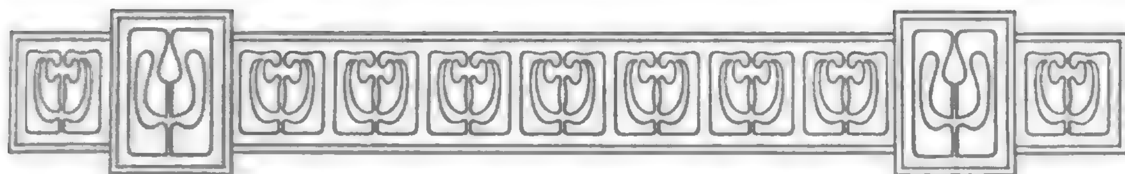
Tage voller Glanz und Stille —

Tage voller Glanz und Stille,
Wie sie nur der Herbst uns beut —
Also ruht ein heitrer Wille,
Der sich des Gethanen freut,

Der in lächelndem Besinnen,
Ungebrochen, unerschlafft,
Ohne drängendes Beginnen
Sammelt die erprobte Kraft —

Tage ohne Wunsch und Klage,
Atmend nur der Stunde Heil,
Gottgeküßte Sonnentage
Werdet einst mein herbstlich Teil.

Julius Lohmeyer.



Die Familie ohne Autorität.

Eine lose Plauderei
von
Peter Rosegger.

Über drei Dinge wird in unseren Tagen zu viel geschrieben und geredet, über Kunst, Gesundheit und Erziehung. Folge davon, daß wir unkünstlerisch, kränkelnd und ungezogen geworden sind. Gewisse Dinge sind so persönlich, daß sie nicht gesprochen, sondern gelebt werden müssen. Je mehr man über sie theoretisiert, je unpersönlicher werden sie, fortwährende Betrachtungen können ureigene Wesenheiten aus uns herausheben und sie uns gegensätzlich machen und sie verflüchtigen.

Was besonders die Erziehung angeht — diese ist keine Lehre, sondern ein Beispiel. Somit will ich nicht lehren, vielmehr ein Beispiel erzählen und mein Freund wird dann darüber nachdenken, ob und inwieweit man dieses Beispiel nachahmen soll oder nicht.

Das Haus des Abgeordneten Rysand war berufen in der ganzen Stadt — gleichsam ein Knochen, wie ihn jeder Rudel braucht, um sich an ihm die Zungen zu wetzen, oder die Zähne auszubeißen. In Rysands Familie ging es nämlich ganz eigentümlich zu. Zehn Kinder, teils erwachsen, teils unerwachsen, bildeten den Ärger der Leute. Und dort, wo sie anerkennen, ja heimlich bewundern mußten, war der Ärger am größten. In Rysands Haus ging es ganz anders zu, als in anderen Häusern. Da gabs Leben, Kampf zwischen den Mitgliedern — und auch ungezügelte Liebe. Immer wurde gestritten, nie gezankt, immer gab es Gegnerschaft, nie Trotz, überall Gegensätze, die zusammen — Harmonie bildeten. Die Eltern glichen sich nicht und lebten in Eintracht, die Kinder glichen sich nicht, jedes war anders, jedes strebte einer anderen Richtung zu, ging seinen besonderen Neigungen nach, und doch blieb alles in einem einheitlichen Kreise, in dem es also viele Gestalten und nur einen Geist gab. Zwischen Mutter und Töchter herrschte vertraulicher

Freimut, zwischen Vater und Söhnen eine geradezu burschikose Kameradschaft. Das ganze Haus mit seiner naiven Ehrfurchtslosigkeit und seiner Liebesfrische war eine heitere Anarchie. Dem Pädagogen zum Kopfschütteln, dem Pietisten zum Ärgernis, dem Menschenkenner zur Freude. Und zum heimlichen Neide Allen, die bei größter Genauigkeit und Strenge in ihrem Hause ein solch treues Familienleben nicht zuwege brachten.

Und eines Tages wurde Rysand von einem alten Hofmeister mit Fleiß befragt, wie er denn das mache, seine Kinder so zu erziehen.

„Ich? Meine Kinder," versetzte Rysand, „aber mein Herr, die erziehe ich ja garnicht."

„Nein, es muß im Hause doch eine Autorität sein?"

„Gewiß. Und sie ist auch."

„Das möchte ich wissen, wer bei Ihnen die Autorität hat!"

„Das ist kein Geheimnis. Jeder hat sie. Jeder für sich. Wir sind ein demokratischer Staat — also ohne König, oder bloß mit einem zeitweilig gewählten. Wir sind protestantisch und protestieren gegen jede Willkürherrschaft. Bei uns giebt es keinen Zwang, als den der Umstände — diesen fügt sich jeder. Zehn Kinder sind mir gegeben und die zehn Gebote darüber, und die Naturgesetze dazu, ich brauche ihnen weiter nichts vorzuschreiben. Ich sage keinem: So mußt du es machen, dies und das mußt du meiden. So lange sie noch schwach und dumm waren, wurden sie schweigend geführt, aber nicht von vorne, sondern von hinten an einem starken aber losen Bande, daß sie es kaum merkten. So konnten sie nicht in den Abgrund fallen, wohl aber anstoßen. Sie stießen auch an, aber höchstens nur ein parmal, denn das tat weh und sie merkten es sich. Hätte ich sie mit Worten zurückgehalten, so würden sie entweder meine Weisung und Warnung übertreten oder niemals recht erfahren haben, weshalb man eigentlich nicht anstoßen soll. Der Mensch ist so eingerichtet, daß ihn nicht das Studieren, nur das Probieren vorwärts bringt, und Gottlob, daß es so ist, sonst gäbe es bald nur noch Begriffe, aber keine Tatsachen. Meine Kinder sollen durch das Anstoßen erzogen werden und ihre Fehler müssen sie erst fühlen, um sie künftig zu vermeiden. Kommen sie mit Wunden heim, so werden sie weder ausgescholten noch bedauert, sie müssen ihre Sache selber leiden und tun es ohne weiteres. Kommen sie mit einem Erfolg, dann freuen wir uns gemeinsam. Das, was Sie Autorität nennen, würden meine Kinder so wenig ertragen, als ich es selbst je ertragen hätte. Trotz allen meinen Abhängigkeitsverhältnissen hatte ich immer das Gefühl:

Du mußt nicht, du tust es freiwillig, kannst es ändern wann du willst. Das Müssen hätte ich nicht ausgehalten, da hätte ich wahrscheinlich die größten Dummheiten gemacht, um ihm zu entkommen. Das eigene Wollen hat mich gehalten und Fehltritte habe ich gebüßt, ohne es ungerecht zu finden, eben weil es meine eigenen waren. Wer eine fremde Autorität hat, und wäre es gleich Vater und Mutter, der verläßt sich drauf und ist geneigt, ihr die Verantwortung zuzuschieben, er wird nie selbständig und bleibt moralisch ein Schwächling: ein Gelingen hält er sich selbst zu gut, ein Fehlschlagen schiebt er der Autorität zu, die ihn leitet. In wichtigen Punkten halte ich meine Kinder schon fest, aber nur so, daß sie es nicht merken, daß sie glauben, sie hielten sich selbst."

Da schüttelte der Hofmeister seinen Kopf und sprach: „Wenn sie also Wort und Lehr verschmähen, wie wissen Ihre Kinder, was recht und unrecht ist."

Darauf antwortete Rysand: „Die Kinder sehen es am Vorbilde und sehen es durch Erfahrung. Man brauchts ihnen kaum ein einzigmal zu sagen. Sie haben es sehr bald weg, was sich rächt und was sich lohnt. — Das Wort Erziehung sollte man ausstreichen, das Wort Vorbild sollte man dafür hinsetzen. Die Gebote darf der Vater seinen Kindern, der Vorgesetzte seinen Untergebenen nicht verkünden aus den Wolken herab, er muß sie ihnen vorleben auf der Erde. Dieses Vorleben des Richtigen hat wohl seinen Haken. Wer es kann, der ist Erzieher, Vater und König, wer es nicht kann, der ist trotz aller schönen Worte und weisen Lehren ein lächerlicher Wicht. Eine Autorität, die kein rechtes Vorbild ist, wirkt geradezu demoralisierend, um so demoralisierender, je salbungsvoller sie sich gibt.

„Ich habe," sprach der Hofmeister, „in meiner Praxis immer erfahren, daß nach strenger Strafe gewiß die Fehler ausbleiben."

„Weil man sie Ihnen mit um so größerer Sorgfalt verheimlicht. Ich dächte, die einmal vorhandenen Fehler müsse man eher hervorlocken, als sie zurückschrecken, man muß sie doch genau kennen, um ihnen entgegenwirken zu können. Ich habe sogar ein parmal solche Fehler scheinbar selbst begangen, um den Jungen zeigen zu können, wie man sie unterkriegt."

„Und hat das Vorbild nie versagt?"

„Wenn das Vorbild versagt, mein Freund, dann versagt die Gewalt erst recht."

„Gingen Ihre Kinder stets gerne in die Schule, Herr Rysand?"

„Gingen sie nicht willig, so wurden sie auch nicht gezwungen. Das stützige Kind wurde bloß immer aufmerksam gemacht, wie Andere gerne

in die Schule gehen und welches Vergnügen sie dabei haben und wie ganz anders sie dastehen. Eines Tages war es zeitig aus dem Bett und flugs mit dem Buche davon — in die Schule.

„Und geschieht es nie, daß Ihre Kinder vor entscheidenden Schritten ratsbedürftig sind?"

„Das geschieht sogar sehr oft. Weil man sich aber nicht beim Tyrannen Rates erholt, sondern beim Freunde, so kommen sie zu mir. Ich rate nicht Jedem gleich, sondern jedem nach seinem Charakter, nach seinen Anlagen; so wird kein Persönlichkeitsgefühl verletzt, wohl aber der Mut an sich selbst gestärkt. Der Grundsatz, daß die Erziehung den Eigenwillen brechen soll, ist durchaus verwerflich, er paßt für Sklaven, aber nicht für ein freies Volk. Der Eigenwille muß vielmehr gekräftigt, beständig gemacht und veredelt werden, niemals soll er vom Trotz, immer von der Vernunft geleitet werden. Die Vernunft kommt auch nicht aus klugen Worten, sie wird ausgebildet durch Überlegung, und Überlegung kommt von Erfahrung, oder wenn Sie wollen, vom Anstoßen."

„Zugegeben, Herr Rysand, daß Ihre Grundsätze bei gutgearteten Kindern am Platze sind, doch möchte ich nicht in einem Hause wohnen, wo Jeder tut, was er will."

„Jeder, mein Lieber, tut bei uns durchaus nicht, was er will. Er merkt es sehr bald, wie weit er in seiner Eigenmächtigkeit gehen darf, ohne anzustoßen und sich selbst zu schädigen. Im ganzen sucht Jeder seinen Vorteil, der bei dem enge geschlossenen Gemeinwesen aber sofort fraglich wird, sobald er in die Rechte eines Andern greift. Der Eine mag für sich manchmal eigennützige, rücksichtslose Anwandlungen haben, sofort regt sich in den neun Übrigen der Gerechtigkeitssinn und das neunfach Gute besiegt das einfach Böse."

„Wenn aber von den zehn fünf oder mehr eigennützig sind?"

„Eigennutz hält nicht zusammen, nicht einmal bei fünfen; er zersplittert sich und bleibt schließlich immer in der Minorität. Unsere Verfassung ist so, daß von den zehn eines, das im Rechte ist, Sieger bleibt gegen neun, wovon jeder für sich was anderes will. Und für alle Fälle bin ich da mit —"

„Der Autorität?"

„Nein, mit der freundlichen Vermittlung. In kleinen harmlosen Dingen mag Jedes seine Besonderheit haben — das ist mir gerade recht, es macht das Leben im Hause mannigfaltig, es führt eine Menge von Gesichtspunkten, Plänen und Aufgaben ins Haus, und diese Welt im Kleinen wird zu einer Vorbereitungsschule für die draußen harrende große Welt."

Nun fragte der Hofmeister: „Wie wollten Sie aber bei einem mißratenen Kind ohne Gewalt auskommen?“

„Die meisten solcher Unglücklichen sind eben durch Gewalt und Roheit verdorben worden. Nun heilt man nicht mit denselben Mitteln, die verdorben haben. Gewalt erzieht nie. Was ich Ihnen da sage, paßt ja gewiß nicht für alle Fälle. Vielfach wirds allerdings stimmen: Einen, bei dem Güte umsonst, überlasse man sich selbst. Was eine milde Gewalt des Vorgesetzten nicht vermag, das vermag die herbe des Lebens. Des Lebens Arbeit und Not ist die beste Erzieherin für solche Naturen, die wir die mißratenen nennen, bei denen wir aber manchmal die mißkennenden sind.“

„Ich komme aus dem Staunen nicht heraus,“ rief der Hofmeister. „So sagen Sie mir doch, geschätzter Herr Rysand, was hält bei solchen Grundsätzen Ihr Haus zusammen?“

„Daß Sie noch fragen können! Was eben die ganze Welt zusammenhält.“

„Und was ist denn das endlich?“

„Die Liebe.“

„Die Liebe?“ fragte der Hofmeister mit gerunzelter Stirn. „Ein altes Schlagwort. Aber bedenklich. Liebe macht weich.“

„Wie das Feuer Eisen weich macht, daß man etwas draus bilde,“ rief Rysand bewegt. „Ein heiß Gemüt stärkt manches junge Herz vielleicht zu leidenschaftlichem Streite, zu begeisterter Verteidigung persönlicher Ideale, zu glühendem Zorn gegen Widerwärtiges. Aber besser ein sprühendes Herz, denn ein kaltes und sprödes. — Sie sehen, daß meine Kinder nach allen vier Himmelsrichtungen auseinanderstreben. Ganz wild flattern sie des Morgens davon und ganz zahm kehren sie des Abends zurück. Die Freude lockt sie hinaus, das Leid bringt sie wieder heim. Je ferner sie gewesen, je größer ist ihre Liebe zur leidenden Mutter, zum sorgenden Vater, zu den lustig hadernden Geschwistern geworden. Oh gewiß, es ist eine Autorität, die sie zwingt, treu und fest an den Ihrigen zu halten, dem Vorbilde der Eltern nachzustreben und den frischen ehrgeizigen Konkurrenzkampf mit den Geschwistern aufzunehmen und munter durchzuführen, es i s t eine Autorität, die mit sanfter Gewalt die tollen Herzen bändigt — diese Autorität heißt Liebe.

„Ja, also gut denn,“ fragte der Hofmeister. „Jetzt sagen Sie mir gütigst das Eine noch — woher nimmt man die Liebe?“

Rysand war starr und schwieg.

„Ich kenne das nicht,“ sagte der Andere kalt. „Ich habe derlei nie erfahren.“

„Aber, Sie — Sie sind doch ein Mensch!"

„Höchst wahrscheinlich. Vielleicht sogar ein recht glücklicher. Ich kann sagen, mein Platz war vielfach an der Sonne. Stets sorgenlos, nie gebunden, nie verheiratet!"

— Ein alter Hagestolz. Und ich konnte mit ihm von Liebe sprechen wollen?!

Erlebte Wahrheiten.

Von

Otto von Leixner.

Sobald eine Philosophie dich zu trösten beginnt, ist sie ein Glaube geworden.

* * *

Lerne zu denken, um nicht als Tor zu handeln; hüte dich, dem Reize des Denkens zu erliegen, sonst wirst du nicht handeln wollen.

* * *

Begriffe vermögen nicht Leidenschaften zu töten. Du mußt Leidenschaft wecken, um eine Leidenschaft töten zu können.

* * *

Es ist das schönste Gebet, wenn man aus tiefstem Herzen sprechen kann: „Vater, ich danke dir, daß du mich hast leiden lassen."

* * *

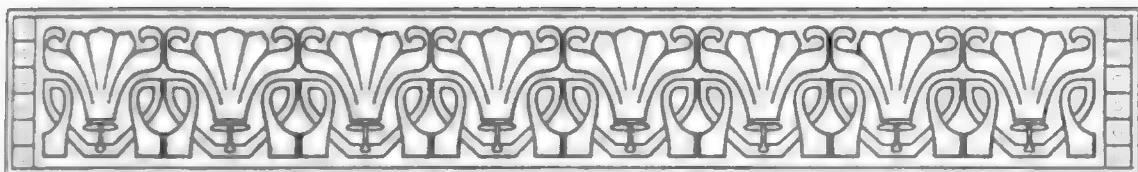
Deine sittlichen Siege sollst du ebenso schamhaft verhüllen, wie deine Niederlagen.

* * *

Zum Schweigsamen nur spricht das All. Dem Schwätzer gegenüber verstummt es.

* * *

Die Mehrheit der Menschen hat den Mittelpunkt des Lebens außerhalb des Selbst. Ihr ganzes Leben ist blos ein Mitgerissensein.



Reichsgewalt bedeutet Seegewalt!
Kaiser Wilhelm II.

Unser Kaiser und die Flotte.

Eine zeitgemäße Betrachtung
von
Georg Wislicenus—Hamburg.

Der Flottengedanke, ja, das Bewußtsein jämmerlichster Ohnmacht zur See war schon seit 1848 im deutschen Volke vorhanden und trat gelegentlich sogar recht lebendig zu Tage. Gerade unter den Demokraten waren es nicht die schlechtesten, die am lautesten nach einer deutschen Flotte riefen; aber trotzdem Friedrich List eindringlich mahnte, trotz Herweghs und Freiligraths berauschender Sänge, und trotzdem dänische Linienschiffe vor den deutschen Küsten kreuzten, kam nichts Brauchbares zustande. Es ist eben doch so ein eigen Ding mit der sachgemäßen Verwandlung eines Wunsches Vieler in die Tat. Die Flotte wollte wohl jeder, aber keiner wußte recht, wie sie geschaffen, geübt und gebraucht werden mußte; die Triebkraft fehlte, es mangelte am einheitlichen festen Willen zur Tat. Kein Themistokles, kein Colbert war zur Stelle, der das schwere Werk von der richtigen Kante anzupacken verstanden hätte. Viele Köche verderben den Brei; die Demokratie ist noch zu keiner Zeit imstande gewesen, ohne eigenmächtige Führer, die eben nur dem Blute und dem Namen nach keine Monarchen waren, Erfolge zu erringen. Man denke doch nur an Cromwell und an den gewaltigen Korsen, den Phönix der Revolution! Die achtundvierziger Flotte strandete an der Vielköpfigkeit des Flottenausschusses, an der Machtlosigkeit der Bundes-Zentral-„Gewalt". Die Geschichte dieses traurigen Flottentraumes ist der beste Beweis, wie kläglich es um ein Volk bestellt ist, wenn schwatzhafte Verständnislosigkeit gepaart mit philisterhaftem Mangel an Initiative Trumpf im Lande ist. Um die Größe der Arbeitsleistung bei der deutschen Flottenschöpfung richtig zu schätzen, darf man gewisse Imponderabilien im Charakter unseres Volkes nicht außer acht lassen. Für Männer, wie Themistokles, Colbert und Cromwell, war die Arbeit nicht allzuschwierig,

ja verhältnismäßig leicht, denn sie beherrschten seekundige Völker, denen schon aus der Urväter Zeiten her die Kraft des poseidonischen Scepters, des Dreizacks, in Fleisch und Blut saß. Im Volke der Griechen lebte die Argonautensage, klangen die homerischen Seegesänge; in Frankreich hatten schon Heinrich IV. und Richelieu dem klugen Colbert tüchtig vorgearbeitet; und Englands Anspruch auf die Herrschaft über alle Meere der Erde war schon in Richard Löwenherz verkörpert.

Wie ganz anders aber sah es in Deutschland noch in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts aus; kein einigermaßen gesittetes Volk, einschließlich der Brasilianer und der Türken, war so harmlos unbeholfen in seekriegerischen Dingen, wie wir Deutschen. Sogar im Jahre 1870 war die deutsche Flotte noch so schwach, daß sie ernsthaften Angriffen auf unsere Küsten nicht hätte widerstehen können, und trotzdem blieb Jahrzehnte nach dem glorreichen Landkriege das Schlagwort lebendig, die Flotte sei nur zum Küstenschutz bestimmt, trotzdem ringsum in allen Seestaaten die mächtigsten Flotten gebaut und ständig vergrößert wurden.

Wir Deutschen sind sicherlich ein tüchtiges, vom lieben Gott und von unsern Eltern und Lehrern mit prächtigen Eigenschaften, besonders mit guten und schönen Geistesgaben reich ausgerüstetes Volk; und wir sind auch wirklich, wie der alte Scherr einmal sagt, eine Nation von Arbeitern deutschausdauernder Art; aber schwerfällig sind wir, heidenmäßig schwerfällig, das ist wohl kaum zu bestreiten, wenn wir mit uns Einkehr halten und uns selber kennen zu lernen trachten. Und diese echte deutsche Schwerfälligkeit hat den Männern, die mit weitem Blick für die zukünftige Entwicklung unseres Vaterlandes gearbeitet haben oder noch arbeiten, das Handeln oft recht schwer gemacht. Eine der schwersten Aufgaben aber war es wohl, unserm Volke mit seiner urecht binnenländischen und bis vor kurzem auch recht kurzsichtig-kleinstädtischen Veranlagung auch nur notdürftig hinreichendes Verständnis für Deutschlands täglich, ja stündlich wachsendes Bedürfnis nach Seegewalt zu wecken. Hand aufs Herz: was wußten wir denn alle zusammen noch vor einem Jahrzehnt von dem gewaltigen Einfluß der Seemacht auf die Geschicke aufstrebender, tatkräftiger Völker? Doch herzlich wenig! Selbst seemännische Kreise und sogar recht erfahrene alte Admirale begnügten sich mit dem altgewohnten Gedanken, daß die sehr, sehr bescheidene deutsche Flotte auch zukünftig kaum ein höheres Ziel haben könne, als die Verteidigung der deutschen Küsten im Sinne der Grabenverteidigung einer großen Festung; im Heere hatte das Meer sowieso nur die Bedeutung eines ungewöhnlich breiten, aber darum ziemlich sturmfreien

Grabens. War von andern Flotten die Rede, so zuckte man gleichgültig die Achseln und dachte sich nichts Schlimmes dabei, daß die Seeherrschaft seit langem drüben von unsern liebwerten Vettern in Erbpacht genommen sei. Man ließ den Dingen ihren Lauf, ganz im Sinne des Schillerschen Poeten, da man glaubte, bei der Teilung der Erde doch endgültig zu kurz gekommen zu sein. „Da das Wasser bekanntlich nicht unser Element ist“ — begann ein Gutachten über Flottensachen von tüchtigen preußischen Generalen aus jener guten alten Zeit, als noch die einflußreichsten Gegner aller „Kriegsmarine-Gelüste“ im preußischen Kriegs- und Finanzministerium saßen, trotzdem schon der große Gneisenau gelehrt hatte, daß der richtige Gebrauch des Dreizacks einen Angriffskrieg auf alle Küsten des Feindes zu führen erlaube.

Unser Treitschke wird ewig Recht behalten: „Männer machen die Geschichte“. Ohne kraftvolle Einwirkung einzelner begnadeter Persönlichkeiten kommt nie und nirgends Großes zu Stande. Treitschkes Wort: „Die Nation und ihre Regierungen blickten noch kaum hinaus über die armselige Beschränktheit ihres binnenländischen Stilllebens“, gilt im seepolitischen Sinne für unser Volk bis zu dem Augenblicke, als das kühne herrliche Kaiserwort erklang: „Reichsgewalt bedeutet Seegewalt!“ Sowohl wir Kinder des neuen Reichs, wie auch unsre lieben Väter aus der Zeit der jämmerlichen Kleinstaaterei waren zwar aufrichtige Patrioten, aber doch seepolitisch gänzlich ungeschult und unerfahren; nur einige wenige, wie Friedrich List und andere, erkannten schon frühzeitig die schweren Gefahren, die dem Vaterlande von fremden Seemächten drohen, aber das waren nur Wegweiser, nicht Männer der Tat, ihr Volk auf den rechten Weg zu führen.

Nur feste Entschlossenheit an der richtigen Stelle führt zum Ziele; sie ist die Grundbedingung, die den mächtigen Anstoß geben muß und Gottlob gegeben hat, um den Stein ins Rollen zu bringen. Ists erst so weit, dann finden sich schon Hände genug, um an der Arbeit mitzuhelfen. Ein tüchtiges und gesundes Volk arbeitet gern für die Zukunft, wenn ihm nur erst das Ziel deutlich gezeigt wurde; ihm gilt das Wort des alten Johannes Scherr: „Wohl einem Volke, dem das Bestehende stets nur die Saat des Werdenden, die Gegenwart allzeit nur die Aufschrittstufe zur Zukunft ist! — Laßt uns von Geschlecht zu Geschlecht das Zeugnis verdienen, daß wir an unserm Lande unsere Pflicht und Schuldigkeit getan.“

Strenges Pflichtgefühl gegen Land und Volk ist aber von jeher ein Erbteil des Hohenzollerngeschlechts gewesen; seine hervorragenden Fürsten

haben bei verschiedenen Gelegenheiten im Gegensatz zur Tagesmeinung und im Widerspruch mit den Wünschen einzelner Stände oder Parteien Einrichtungen ins Leben gerufen und gefördert, die sich nachher als unentbehrlich für das Gedeihen des Landes erwiesen. Wer zweifelt heute noch daran, daß das wichtigste Lebenswerk Kaiser Wilhelms des Großen, die Neugestaltung des preußischen Heeres, gegen den Willen der Mehrheit seines Landtages, eine rettende Tat war, ohne die Preußen und mit ihm Deutschland allen Nachbarn zum Spielball geworden wäre? Aber die kurzsichtige Menge war damals nicht zu bekehren, sie vermochte nicht zu erkennen, daß ihr König weit vorausschauend für die Zukunft des Landes arbeitete.

Geradezu überraschend und bewunderungswürdig ist es, daß dieser unser alter Heldenkaiser, der die gewaltigste Titanenarbeit auf dem Festlande vorzubereiten und durchzuführen hatte, doch zugleich schon vor nun vierzig Jahren die Notwendigkeit einer starken Kriegsflotte für sein Land klar vorausempfand; das beweist sein Ausspruch im November 1861 in Breslau: „Unsere Flotte ist zwar noch klein, aber sie wird als würdiges und hoffentlich dereinst glorreiches Glied der allbewährten Wehrkraft Preußens sich einfügen. Sie dient nicht dem Kriege allein, auch im Frieden soll die Flotte dem Schutze von Handel und Wandel dienen, und die letzten Monate beweisen, wie das Erscheinen unserer Schiffe auch in der Ferne (auf der ersten ostasiatischen Expedition) dem engeren wie dem weiteren Vaterlande nutzbringend werden kann und werden wird. Innigen Dank als Anerkennung und Aufmunterung für Alle, die sich an diesem großen zukunftsreichen Werke beteiligen!"

Noch mehrere Beweise liegen dafür vor, daß schon König Wilhelm sehr ernsthaft an die Stärkung der norddeutschen Seemacht dachte; eine seiner ersten Regierungshandlungen war ein Antrag beim deutschen Bunde auf Schaffung von Verteidigungsmitteln für die norddeutschen Küsten, der allerdings leider infolge der mißgünstigen Haltung Hannovers keinen Erfolg hatte, trotzdem kein Geringerer als Moltke die Verhandlungen über die Einrichtung einer Flottille von Panzerkanonenbooten im April 1862 in Hamburg leitete. Einen treuen, unermüdlichen Fürsprecher und Gehülfen in der Heranbildung der kleinen preußischen Flotte hatte der König in seinem Vetter, dem Prinzadmiral Adalbert von Preußen, dessen Verdienste um die Marine unvergänglich sind, dem es aber doch auch nach dem großen Kriege nicht gelang, seine Überzeugung von der Notwendigkeit einer großen Flotte allgemein zur Geltung zu bringen; die beispiellosen Erfolge des Heeres schadeten damals der gesunden Flotten-

entwicklung und schwächten geradezu die Grundsätze ab, die 1867 in den Motiven zum Gesetz über die Erweiterung der Bundeskriegsmarine ausgesprochen worden waren. Diese Grundsätze sind nichts anderes, als eine systematische Bearbeitung der oben angeführten Worte König Wilhelms aus dem Jahre 1861; denn sie besagen klar und deutlich, daß Norddeutschland in die Reihe der größeren Seemächte eintreten müsse, um seine politische Bedeutung zu heben, um ferner den Seehandel des Landes und seine Küsten und Häfen zu schützen. Schon damals ging die Erkenntnis so weit, daß als wichtigster Punkt der Grundsatz aufgestellt wurde, man müsse mit der Flotte „für alle Zukunft seinen Einfluß in europäischen Angelegenheiten, zumal wenn diese solche Länder betreffen, die nur zur See erreichbar sind, wahren können."

Daß Kaiser Wilhelm der Große dieses politische Programm am Abend seines Lebens nicht mehr selber in Angriff nahm, darf Niemand wundern; er hat wahrlich genug getan, daß er Deutschlands Machtstellung auf dem Festlande schuf und sicherte. Um so größere Arbeit blieb für den Nachfolger, Deutschlands seepolitische Stellung zwischen den Seemächten der Erde zu begründen und zu sichern. Die Zeiten ändern sich, und jede Zeit hat ihren eigenen Maßstab. So wenig Friedrich der Große sich seiner mächtigen Widersacher mit den paar Regimentern des Großen Kurfürsten hätte erwehren können, so wenig genügt für das Deutschland von heute mit seinen wichtigen überseeischen Beziehungen das herrliche Heer, das Kaiser Wilhelm der Große geschaffen und zum Siege geführt hat.

Kaiser Wilhelm II. erkannte sofort, welche Aufgabe ihm zugefallen war, um im Geiste seiner Vorfahren für Deutschlands Wohl weiterzuwirken. Schon der erste kaiserliche Befehl an die Marine ließ darauf schließen, daß der Flotte künftig eine stärkere Würdigung als bisher zu teil werden würde. Im Jahre 1885 hatte der erste Chef der Admiralität, General von Stosch, die seit dem Flottengründungsplan von 1873 veränderte seepolitische Lage mit den Worten bezeichnet: „Aber wie klein war damals noch die deutsche Welt!" Ein volles Jahrzehnt später, als die Flottennot sehr groß war, aber vom Reichstage noch nicht anerkannt wurde, erinnerte der Kaiser an die gewaltig veränderten Verhältnisse, die ernste Arbeit für die Sicherheit des Deutschtums erheischen: „Unser deutsches Reich ist ein Weltreich geworden, Tausende von deutschen Landsleuten wohnen in allen Teilen der Erde, deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. An Sie also ergeht die ernste Pflicht, dieses größere deutsche Reich auch fest an das

heimische anzugliedern!“ (18. Januar 1896.) In der Tat ist ein Reich, wie das deutsche, das auf allen Meeren, mit allen Völkern der Erde stetig wachsende Welthandelspolitik zu treiben gezwungen ist, um leben zu können, ein Weltreich zu nennen, auch wenn es nicht über Riesenländereien verfügt, wie die drei großen Weltreiche Großbritannien, Rußland und die Vereinigten Staaten. Jedenfalls hat Deutschland alle Ursache, daran zu arbeiten, diesen drei Weltreichen ebenbürtig zu bleiben, damit es nicht zu ihrem Spielballe wird. Jedes Weltreich, wie man es auch auffasse, ist eine Seifenblase, wenn ihm die Macht fehlt, sich zu behaupten; die deutsche Welthandelspolitik, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt hatte, forderte Sicherung. Dieses größere deutsche Reich, d. h. alle die idealen und realen deutschen Beziehungen in allen Weltgegenden, können nur fest an die Heimat angegliedert werden, wenn eine haltbare Kette, nämlich eine starke Flotte, geschaffen wird.

Unser Kaiser hat also seinem Volke ein neues hohes Ziel gezeigt, ein Ziel, das alle tüchtigen Deutschen tatsächlich über allen Parteihader, über alles öde und unfruchtbare Gezänk und Gezeter erhoben hat und sie angefeuert hat, nützliche fruchtbare Arbeit gemeinsam zu schaffen. Der Ausbau der Flotte hat tatsächlich, wenn auch leider noch nicht alle, so doch schon viele Parteien und eigensinnige Köpfe im Reiche unter einen Hut gebracht, sie zu gemeinsamer, edler Tätigkeit vereint und unedle Sonderbestrebungen zurückgedrängt. Die wachsende Flottenbegeisterung in den letzten Jahren ist der beste Beweis dafür, daß der gute Sinn des deutschen Volkes für hohe Ziele denn doch noch kräftig sein kann, wenn er nur auf die richtige Art geweckt und wach gehalten wird. Und das hat unser Kaiser, er allein und er ganz persönlich, so meisterhaft verstanden, daß das Ausland überall uns um diesen Herrscher dieser seiner machtvollen Überzeugungskraft halber beneidet.

Erst am 1. Januar 1900, also nach einem Jahrzehnt mühevoller Arbeit für die Stärkung der Flotte, und erst nachdem das deutsche Volk nach unermüdlichem heißen Bemühen seines Kaisers genügendes Verständnis für seine Ziele gewonnen hatte, äußerte Kaiser Wilhelm II. die Grundsätze seines großen Zieles in einer feierlichen Ansprache: „Und wie mein Großvater für sein Landheer, so werde auch Ich für Meine Marine unbeirrt in gleicher Weise das Werk der Reorganisation fort- und durchführen, damit auch sie gleichberechtigt an der Seite Meiner Streitkräfte zu Lande stehen möge und durch sie das Deutsche Reich auch im Auslande in der Lage sei, den noch nicht erreichten Platz zu erringen. Mit beiden vereint hoffe Ich in der Lage zu sein, mit festem Vertrauen

auf Gottes Führung den Spruch Friedrich Wilhelms I. wahr zu machen: „Wenn man in der Welt etwas will dezidieren, will es die Feder nicht machen, wenn sie nicht von der Force des Schwertes soutenieret wird.““

Wer genauer zusieht, muß erkennen, daß es sich um eine gänzliche Neuschöpfung des veralteten Schiffsmaterials handelte, als Kaiser Wilhelm II. den Oberbefehl über die Marine übernahm. Vom Kern der Flotte, den dreizehn Panzerschiffen, waren nur die vier kleinen Ausfallkorvetten der Sachsenklasse damals (1888) noch als kampffähige Schiffe zu rechnen; „Kaiser“ und „Deutschland“ waren längst nicht mehr auf der Höhe der technischen Entwicklung des Kriegsschiffbaues, und der Rest, nämlich „König Wilhelm“, „Friedrich Karl“, „Kronprinz“, „Hansa“, „Friedrich der Große“ und „Preußen“, waren gänzlich veraltet. Aber noch viel schlimmer sah es unter den Kreuzern aus; die acht größten waren gedeckte Korvetten, denen man, als sie älter wurden, eine Rangerhöhung zu teil werden ließ, indem man ihnen den stolzeren Namen Kreuzerfregatten beilegte, aber ohne ihre stets geringe Gefechtskraft zu erhöhen. Die neunte dieser Kreuzerfregatten war zwar jung von Jahren, nämlich 1885 vom Stapel gelaufen, ist aber für ihre Geburtszeit das sonderbarste Schiff, das in unserer Marine je gebaut worden ist; diese „Charlotte“ war nämlich genau so altmodisch-harmlos gebaut, wie die damals schon zwanzigjährige schmucke „Elisabeth“, die älteste der neun Fregatten, die noch aus der romantischen Zeit der langen und träumerischen Segelschiffsreisen stammte. Diese großen Kreuzer sowohl wie auch die für den Auslandsdienst bestimmten kleinen Kreuzer, die 1888 vorhanden waren, hatten nach dem damaligen Stande der Technik nur noch Wert als Schulschiffe, aber nicht als wirkliche Kriegsschiffe. Damals hatte die russische Marine schon zehn zum Teil sehr starke gepanzerte Kreuzer, von den Flotten der großen Seemächte gar nicht zu sprechen, bei denen schon geschützte Schnellkreuzer moderner Art in großer Zahl zu finden waren, neben vielen starken Panzerkreuzern. Tatsächlich war von den wichtigsten Kampfschiffen, den Linienschiffen und großen Kreuzern, beim Regierungsantritt unsers Kaisers nicht ein einziges mustergültiges und vollwertiges Exemplar vorhanden. Aber wenn man die Flottenlisten des Jahres 1888 betrachtet, so findet man sowohl in der englischen, wie in der französischen, russischen, italienischen und sogar in der spanischen Marine vorzügliche neue Linienschiffe von 10000 bis 14000 Tonnen Größe, wie auch ausgezeichnete Panzerkreuzer und für ihre Zeit schnelle und tüchtige geschützte Kreuzer. Daraus geht deutlich und unwiderleglich hervor, daß damals unsere Marine ganz unverhältnismäßig ungünstig

zu den übrigen Marinen stand, ja daß sie geradezu in ihrer Entwicklung diesen fremden Marinen gegenüber ganz wesentlich zurückgeblieben war. Das giebt ein ungefähres Bild von der Größe der Arbeit, die unsers Kaisers harrte; er mußte vom Grunde aus neu aufbauen. Und weil es sich darum handelte, lange Vernachlässigtes so bald als möglich nachzuholen und überdies den wachsenden Anforderungen des deutschen Welthandels nach Schutz und Sicherung auch noch gebührende Rechnung zu tragen, so war in der Tat: „Volldampf voraus!“ dringend geboten.

Mit festem Willen und fester Hand begann die schwere Arbeit; zunächst machte der Kaiser die Marine mündig, indem er Seeoffizieren die Leitung übertrug. Die obersten Marinebehörden wurden dann zweckmäßiger eingerichtet, um die Entwicklung der Flotte besser fördern zu können. Durch die häufigen und oft ganz überraschenden Besuche und Besichtigungen des neuen und sehr sachkundigen Kaiserlichen Herrn kam frisches Leben in den ganzen Marinebetrieb. An Bord der Kriegsschiffe, in den Seekriegshäfen, in den Werkstätten und auf den Hellingen der Marinewerften, wie auf den Schießplätzen der Marineartillerie, überhaupt überall wirkte die Gegenwart des Kaisers anspornend, erfrischend, belebend, ja begeisternd. Sein scharfes Auge sah Alles, beachtete auch das anscheinend Kleine und Nebensächliche und ließ sich vor allen Dingen nie ein X für ein U machen. Den alten Generalen, die vorher die Marine geleitet hatten, hatten findige Seeleute bei den lange im Voraus angesagten Musterungen allerlei Mängel und Fehler gelegentlich geschickt vertuschen können, sobald sie erst die „Steckenpferde“ der Chefs kannten. Das wurde nun mit einem Male ganz anders; jetzt mußte jeder, vom Admiral bis zum Schiffsjungen, stets ganz genau „Farbe bekennen;“ und jedem wurde gründlich auf den Zahn gefühlt, damit er zeigen sollte, was er gelernt und was er leisten könnte. Wer aber Tüchtiges leistete, der durfte auch der persönlichen Anerkennung seines Kaisers gewiß sein. Dank seiner außergewöhnlich großen, fast leidenschaftlichen Liebe zum Seewesen hat sich unser Kaiser schon als Prinz zumeist durch eigenen Eifer und hartnäckiges, emsiges Studium eine solche Fülle maritimer Kenntnisse erworben, daß ihm auch von unparteiischen Ausländern unter den besten Fachkennern des Seekriegswesens stets einer der ersten Plätze eingeräumt wird. Dank seiner hohen Geistesgaben beherrscht er alle Fächer des Seewesens mit außergewöhnlicher Gründlichkeit und Vielseitigkeit, so daß er längst für alle strebsamen Seeoffiziere auch in rein fachwissenschaftlicher Hinsicht zum leuchtenden Vorbild geworden ist. Es würde hier viel zu weit führen, wenn alle die zweckmäßigen

Neuerungen, die der Kaiser in der Marine einführte, im einzelnen besprochen werden sollten; es sei nur erwähnt, daß ihm besonders viele und wichtige Anregungen für den Schiffbau zu danken sind, sowohl was Schiffsform, Panzerung, Anordnung und Aufstellung der Geschütze, als auch Einrichtung der Gefechtsmasten, der Kommandotürme, des Ankergeschirrs, Ausführung des Farbenanstrichs und zahlreicher anderer Einzelheiten betrifft. Größte Aufmerksamkeit widmete der Kaiser auch von Anfang an der sachgemäßen, dem Kriegszweck der Flotte angepaßten Ausbildung der Seeoffiziere, Ingenieure, Unteroffiziere und Mannschaften. Um den Wetteifer der Schiffsbesatzungen bei den wichtigsten Übungen, den Schießübungen mit den Geschützen, anzuspornen und stets wach zu halten, stiftete er besondere Kaiserpreise und Kaiserabzeichen für die besten Leistungen. Auch die seetaktischen und seestrategischen Geschwaderübungen wurden erst unter seiner Anleitung systematisch eingerichtet und zur unmittelbaren Vorbereitung für den Krieg entwickelt und vervollkommnet.

Außerordentlich emsig wirkte der Kaiser von Anfang an durch persönliche Belehrung und Unterweisung, um für seine große Lebensaufgabe Verständnis zu finden. Zunächst entwickelte er seine großen Pläne nur im Kreise der Fachgenossen, vor dem Seeoffizierkorps. Hervorragend wichtig war ein Vortrag in der Marineakademie in Kiel, den der Kaiser am 4. April 1891 über die Kriegführung zur See hielt. In Deutschland ist damals über diesen Vortrag sehr wenig bekannt geworden; die kurzsichtige, von albernen Witzblättern künstlich gemachte sogenannte öffentliche Meinung bildete sich damals bei uns noch ein, der Kaiser treibe nur Marinesport, seine Gedanken an eine große Flotte seien nur Phantasiegemälde. Viel aufmerksamer hörte schon damals das Ausland auf die Stimme unseres Kaisers, und so findet man in der besten französischen Marinezeitschrift, der Revue Maritime (Band 113, Seite 203), die Kernpunkte der kaiserlichen Gedanken aus jenem Vortrage als Motto einer sehr ausführlichen Arbeit über die deutsche Marine vorangesetzt; danach soll Kaiser Wilhelm damals gesagt haben: „Der Angriff ist wirksamer als die Verteidigung. Auch die deutsche Flotte muß imstande sein, kräftig die Offensive ergreifen zu können, und sich bemühen, beim ersten Zusammentreffen mit der feindlichen Flotte diese in geordneter Schlacht zu zerstören. — Die Marine des Reichs muß dem Heere gleich kommen!“ Der französische Aufsatz ist im Mai 1892 veröffentlicht; es ist anzunehmen, daß der Wortlaut der kaiserlichen Gedanken genau richtig wiedergegeben ist, weil er sich dem Sinne nach völlig mit dem deckt, was Kaiser Wilhelm II. für notwendig erachtet. Weil jeder Seekrieg

zur Hauptsache an einer Küste spielt, kommt es darauf an, was schon Roon früher ausgesprochen hat, ihn womöglich an die feindliche Küste zu verlegen, weil damit nicht nur die eigene Küste, sondern auch der eigene Seeverkehr am besten geschützt ist. „Krieg führen heißt angreifen“ sagte Moltke, und das gilt für den Seekrieg umsomehr, als er keine taktische Defensive kennt. Auch eine Verteidigungsflotte ist zum taktisch offensiven Kampfe mit der Flotte des Angreifers gezwungen; denn Schiffe können weder hinter Festungswerken geschützt kämpfen, noch können sie Küstenwerke mit Erfolg unterstützen, weil ihre besten Eigenschaften verloren gehen, wenn sie, wie Küstenwerke an einer Stelle festgelegt, kämpfen müßten. Darum hätte man besser überhaupt keine Flotte, sondern nur starke Küstenbefestigungen gebraucht, wenn wirklich nur die deutschen Küsten geschützt werden sollten. So machte der Kaiser dem verhängnisvollen Schlagwort von der nur für die Küstenverteidigung bestimmt sein sollenden Flotte endgiltig den Garaus. Auch stärkeren Gegnern gegenüber, die uns vor der eigenen Küste bedrohen, kann nur die Angriffsflotte wirksam sein, weil nur sie imstande ist, mit dem Feinde um die Entscheidung zu ringen. Deshalb darf die Entwicklung der Flotte überhaupt nicht, wie dies leider früher geschehen, an die feste Küstenverteidigung angelehnt oder gar angebunden werden, sondern sie muß unbedingt, um in die rechte Bahn zu gelangen, die See selbst und die deutschen Seeinteressen zu ihrem Ausgangspunkt nehmen. Alle diese Erwägungen sind teils unserem Kaiser persönlich zu danken, teils sind sie durch ihn angeregt, in Fluß gebracht und zur Klärung gelangt.

Einen recht wunden, jetzt zum Segen des Landes längst überwundenen Punkt in der Geschichte unserer Flottenentwicklung bildete die kurzsichtige und eigensinnige Stellung der Opposition im Reichstage gegen die hohen Ziele des Kaisers, umsomehr, als sie mit einer unbegreiflichen Unkenntnis oder Verbohrtheit in Marinedingen verbunden war. Die Vertreter der Regierung mochten die besten Gründe vorbringen, immer fanden sich überkluge Tiftler, die von uferlosen Flottenplänen, Marineschwärmerei, Weltmachtgelüsten, Paradeflotten und dergleichen sprachen und damit wirklich zum Schaden der gesunden Flottenentwicklung bis in die Kreise der Nationalliberalen hinein viele sachunkundige Reichstagsmitglieder kopfscheu und „dumm“ machten. Der traurige Redekampf um den Kreuzer „Ersatz-Leipzig“ im Frühjahr 1894 ist wohl eins der drastischsten Beispiele für jene klägliche Zeit, die in vielem an die Zeit der Heeresreorganisation in Preußen erinnert. Das Leitmotiv

des Führers der Opposition kennzeichnete Richter selbst mit den Worten: „Wir erkennen hier wieder die Spur subjektiver Vorliebe für die Marine, der überall entgegenzutreten wir uns für verpflichtet halten.“ Das wurde 1894 gesagt, gehandelt aber wurde stets danach; natürlich, ein „unentwegter“ Volkstribun hat noch nie begriffen und wird nie begreifen, daß ein Kaiser, wie der unsrige, nur danach strebt, seine schwere und verantwortungsvolle Pflicht gegen sein Land so gut als möglich zu erfüllen. Das verstößt aber gegen die liberale Gerechtigkeit, dem Lenker des Staatsschiffs gerecht zu werden oder gar etwas richtig zu finden, was er tut. Gottlob, die Mehrheit des Volkes hat sich auf die Dauer doch nicht betören lassen; trotz aller böswilligen und unverständigen Kritik, trotz vieler schwerfälliger und eigensinniger Widerstände führte die unablässige, hartnäckige Aufklärungsarbeit des Kaisers doch schließlich zum Ziele. Der erste schöne Erfolg war die Annahme des ersten Flottengesetzes, der aber doch nur ein Zwischenerfolg sein durfte, weil dieses erste Gesetz lediglich die Versäumnisse der letzten Jahrzehnte im Flottenausbau gut machte, aber nach wie vor der Schlachtflotte größeren Seemächten gegenüber lediglich die Bedeutung einer Ausfallflotte ließ. Sehr gefährlich blieb trotz des ersten Flottengesetzes besonders unsere Stellung England gegenüber, das zeigte die Beschlagnahme der deutschen Reichspostdampfer vor der ostafrikanischen Küste. Auch die Vergewaltigung der spanischen Seemacht war ein Fingerzeig dafür, was zur See schwache Völker von den seemächtigeren bei passender Gelegenheit zu erwarten haben.

Diese Ereignisse der letzten Jahre hatten manchen noch Wankelmütigen bekehrt. Die Stimmung unter den führenden Geistern des Volkes drängte nun schon von selbst auf schnelleren Ausbau der Flotte. Was alle fühlten, faßte der Kaiser in seinem herrlichen Mahnruf am 18. Oktober 1899, beim Stapellauf des Linienschiffes Kaiser Karl der Große in Worte: „Bitter not ist uns eine starke deutsche Flotte!“ Klar und überzeugend begründete er seine Forderung: „Blicken wir um uns her, wie hat seit einigen Jahren die Welt ihr Antlitz verändert. Alte Weltreiche vergehen und neue sind im Entstehen begriffen. Nationen sind plötzlich im Gesichtskreis der Völker erschienen und treten in ihren Wettbewerb mit ein, von denen kurz zuvor der Laie noch wenig bemerkt hatte. Ereignisse, die umwälzend wirken auf dem Gebiete internationaler Beziehungen sowohl wie auf dem Gebiete des nationalökonomischen Lebens der Völker und die in alten Zeiten Jahrhunderte zum Reifen brauchten, vollziehen sich in wenig Monden. Dadurch sind die Aufgaben für unser

deutsches Reich und Volk in mächtigem Umfange gewachsen und erheischen für Mich und Meine Regierungen ungewöhnliche und schwere Anstrengungen, die nur dann von Erfolg gekrönt sein können, wenn einheitlich und fest, den Parteiungen entsagend, die Deutschen hinter uns stehen." Die Rede zündete im ganzen Volke und rief eine mächtige, tiefe Bewegung für die Schaffung der vom Kaiser für erforderlich erachteten starken Flotte hervor. So entstand die neue Flottenvorlage, die kurz und bündig die Verdoppelung der Schlachtflotte forderte. Dieses zweite Flottengesetz fand eine stolze Mehrheit von $^2/_3$ aller Stimmen im Reichstage; und das war kaum sechs Jahre nach jener kläglichen Zeit, wo selbst die Nationalliberalen sich nicht entschließen konnten, für die „Ersatz-Leipzig" zu stimmen. Daran kann man ermessen, wie nachhaltig und gründlich die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer starken Flotte ins Volk gedrungen war.

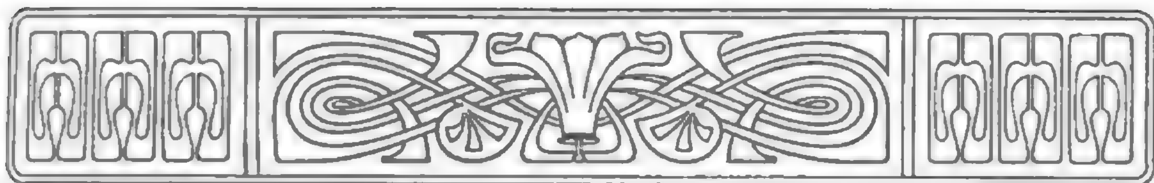
Es war aber auch die höchste Zeit, sollte die überraschende Entwicklung der deutschen überseeischen Beziehungen nicht schwer gefährdet werden. Schon kurz vor dem Beginn der Palästinareise hatte der Kaiser 1898 in Stettin daran erinnert: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!" Die deutsche Welthandelspolitik fordert dringend Deckung durch eine starke Flotte, um gegen alle Widersacher und Neider auf allen Meeren der Erde genügend sicher zu sein. Verlangt doch jeder Deutsche, daß sein Handel und Wandel überall gegen gewalttätige Übergriffe fremder Seemächte geschützt werde. Der deutsche Seehandelsverkehr bringt uns mit allen anderen Völkern der Erde zusammen. Die Tüchtigkeit des Deutschen aber schafft ihm dabei viel Neid und Mißgunst; schon manche schwere Drohung ist von den Angehörigen großer Seemächte gegen unseren erfolgreichen Welthandel ausgestoßen worden. Deshalb muß es das Ziel der deutschen Seepolitik sein, unsere Welthandelspolitik zu fördern und zu schützen: „Reichsgewalt bedeutet Seegewalt, und Reichsgewalt und Seegewalt bedingen einander so, daß die eine ohne die andere nicht bestehen kann!" Auch diese Erkenntnis ist dem deutschen Volke zuerst vor allem durch den Kaiser geworden.

Die Reichsgewalt für alle Zukunft auch auf dem Meere zu sichern, das ist das hohe Ziel Kaiser Wilhelms II.; was er dafür tut, das ist nur natürliche, schlichte Pflichterfüllung im Sinne der Lebensarbeiten seiner hohen Vorfahren. Die Lücke in der Schutzwehr des Vaterlandes, auf die schon Kaiser Wilhelm I. hinwies, mußt gedeckt werden, das sieht heute ein Blinder; aber vor einem Jahrzehnt waren wir fast alle noch blind.

Darum gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Viel schuldet das deutsche Volk seinem Kriegsherrn: zunächst aufrichtige, ehrliche Reue, daß es sein standhaftes Ringen und Kämpfen für die Flotte so lange Zeit mißkannt und oft genug in alberner Weise bespöttelt hat; dann ferner innigen, heißen Dank für die treue und treffliche Arbeit und große Mühe, die er Jahr aus Jahr ein der deutschen Flotte gewidmet hat. Wir sollten uns wahrlich ein Beispiel am Auslande nehmen, das seit vielen Jahren ein viel feineres Gefühl und viel schärfere Augen für die Bestrebungen und Leistungen unseres Kaisers hat. Ein bedeutender französischer Politiker schrieb schon vor fünf Jahren: „Und warum will Kaiser Wilhelm durchaus die deutsche Kriegsflotte weiterentwickeln? Weil die Entwicklung des Handels und der Gewerbe in Deutschland eine außerordentliche Ausdehnung der Handelsflotte herbeigeführt hat, weil der größte Handelshafen der alten Welt sich nicht mehr in England, sondern in Deutschland befindet, und weil Kriegsschiffe nötig sind, um so ungeheuere Handelsinteressen zu schützen. Man kann nicht einmal ernstlich hoffen, daß die Deutschen dumm genug sein werden, mit dem Kaiser über eine Frage zu streiten, bei der der Monarch den gesunden Menschenverstand und den wahren Instinkt nationaler Interessen auf seiner Seite hat.“ Nach der Annahme des zweiten Flottengesetzes schrieb ein angesehenes englisches Fachblatt: „Wenn die deutsche Flotte auf die Höhe gebracht wird, wie sie der Kaiser beabsichtigt, ist es leicht möglich, daß wir unfähig sind, selbst nach einem Siege eine Blockade vorzunehmen.“ Die lebhaften und geistreichen Franzosen haben der Tätigkeit und der Persönlichkeit unseres Kaisers von jeher ungeschminktes und doch sehr warmes Lob gespendet. Sogar solch alter radikaler Republikaner, wie Eduard Lockroy, schämt sich keineswegs, seine helle Bewunderung für Kaiser Wilhelm II. ganz unverhohlen auszudrücken: „Wenn man von der deutschen Marine spricht, muß man vom Kaiser sprechen, nicht nur weil er ihr Kriegsherr ist, sondern auch weil er sie zur mächtigsten Europas machen will. Ihm sind zum größten Teil die errungenen Fortschritte zu danken. Er verfolgt die Durchführung seines Plans mit einer Hartnäckigkeit, die nichts zu ermatten vermag. Die Geschichte seines Kampfes gegen die Mehrheit des Reichstags ist berühmt. Der Sieg muß ihm ganz sicher bleiben (der Brief ist im September 1900 geschrieben). Bei den letzten Verhandlungen hat man ihm ein Kreuzergeschwader für die auswärtigen Meere, das in der amtlichen Vorlage vorgesehen war, verweigert. Die Ereignisse in China werden ihm die Begründung für dessen Notwendigkeit geben. Seine große Tatkraft hält Deutschland stets in

Atem. Er überrascht oft, aber er bezwingt alle, ihm zu folgen. In der Art, wie er die Flotte durchsetzt, liegt ein hoher moralischer Zwang." — An anderer Stelle: „Am Eröffnungstage (des Stettiner Hafens) hat der Kaiser das Wort gesagt, das in ganz Deutschland wiederhallte: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser". Er hatte Recht. Der alte Kontingent genügt der modernen Betätigungskraft nicht mehr. Und nicht allein die Zukunft Deutschlands liegt auf dem Wasser: auch die Zukunft Europas und die aller gesitteten Völker." So spricht ein alter Revolutionär und Kommunard, freilich ein ungewöhnlich gescheiter und tüchtiger Mann; Bebel und Richter könnten recht viel von ihm lernen, wenn sie sonst wollten. Heute stehen bei uns noch mißgeleitete Volkshaufen mürrisch bei Seite und verkennen noch, daß gerade das Wohl der deutschen Arbeiterklasse am allermeisten von der Kraft Deutschlands zur See, von seiner Bewegungsfreiheit auf den Seestraßen und in den Seehäfen des Weltverkehrs abhängt; aber die Zeichen mehren sich, daß auch deutsche Arbeiter ihren Verführern den Rücken kehren und im Flottenbau die einzige gesunde Lösung der sozialen Frage erkennen werden. Weil das deutsche Volk stark wächst, wird ihm seine Scholle und sein heimischer Betrieb zu klein, der Welthandel wird ihm täglich unentbehrlicher und benötigt immer dringender der Sicherung, die nur eine starke Flotte schaffen kann.

Noch ist der Bau nicht vollendet, aber er ist doch schon in feste Bahnen geleitet, der schwierigste Anfang ist überstanden und die fernere Entwicklung ist zu erkennen, soweit wir Menschen Zukünftiges zu schauen vermögen. Viele seepolitische Gründe drängen und zwingen dazu, daß der Bau nicht nur gründlich und gut, sondern auch so bald als irgend möglich durchgeführt werde. Es gibt keine Großmächte mehr, die nicht Seemächte sein müßten. Darum sorge jeder in seinem Kreise dafür, das Verständnis für die kaiserliche Seepolitik im deutschen Volke zu vertiefen; denn wir können unserm Kaiser und Herrn für seine emsige Fürsorge um die Flotte nicht besser danken, als daß wir alle ihm sein Werk fördern helfen zu Deutschlands Wohl!



Der Sieg Hebbels.

Von

Adolf Bartels—Weimar.

Man soll nicht zu früh die Siegesfanfaren blasen, lautet eine alte Regel; denn oft genug kehrt der Feind mit verstärkten Kräften zurück und verwandelt den Sieg in eine Niederlage. Das gilt auch für Kampf und Sieg des Dichters, so lange er lebt; ist er aber einmal in Person dem litterarischen Auf und Ab und Hin und Her entrückt, liegt sein Lebenswerk vollendet vor, dann beginnen jene Prozesse des Vergessenwerdens oder endgültigen Durchdringens, die sich gewissermaßen mit Naturgewalt vollziehen, auf die Freund und Feind, die litterarischen Parteien kaum irgend welchen Einfluß haben, und bei denen es in der Regel auch keine Revision giebt. Wer dürfte es beispielsweise wagen, Heinrich von Kleist, dessen Durchdringen eines der langsamsten und merkwürdigsten in deutscher Litteratur gewesen ist, seine Stellung noch einmal zu bestreiten, was hülfe es, da doch seine Werke jetzt zum eisernen Bestand jeder Bibliothek gehören? Und wiederum, wenn irgend jemand einen im Ganzen vergessenen Poeten wie Kotzebue „rettete", würde ihn das für die Nation wieder lebendig machen? Nein, es geschieht jedem Dichter, wenn die Zeit gekommen ist, nach seinem Recht, da kann uns weder der törichte Hochmut der lebenden Erfolgreichen noch die ewig wiederkehrende Klage der angeblich Verkannten irre machen, und was ein rechter Mann ist, der erwartet auch in diesem Zeitalter der unverfrorensten Reklame- und wüstesten Cliquenwirtschaft seine Zeit, mag sie auch erst nach seinem Tode liegen, nicht in blinder Zuversicht oder gar genialischer Selbstüberhebung, aber in fröhlicher Hoffnung. Was etwas ist, das wird auch etwas, was etwas für sein Volk bedeutet, das gelangt auch zur Wirkung. Wir habens im letzten Jahrzehnt wieder an Friedrich Hebbel gesehen, dessen Durchdringen jetzt in der Hauptsache vollendet ist, dessen Werke jetzt in ganz Deutschland, wie er es sich selber gewünscht, neben denen

Heinrichs von Kleist stehen. Und es ist kaum ein deutscher Dichter mehr verkannt, verketzert, verleumdet worden als der Dithmarscher Friedrich Hebbel! Seine Feinde hat er auch heute noch, aber sie vermögen nichts mehr, sie kommen gegen die Macht der Tatsachen nicht mehr auf.

Am deutlichsten spricht immer die Verbreitung der Werke. Wir haben ja leider keine Bücherverkaufsstatistiken, aber wenn die Buchhändler von einem freigewordenen Dichter eine Ausgabe nach der andern veranstalten, so ist sicher, daß er „geht". Von Hebbel gibt es jetzt mindestens ein halbes Dutzend Ausgaben seiner Gesamtwerke — ich erwähne außer der noch nicht vollendeten großen wissenschaftlichen von Professor Richard M. Werner die aus der Kuhschen Originalausgabe hervorgewachsene, schon in Zehntausenden von Exemplaren verbreitete von Hermann Krumm (Hesses Klassiker-Ausgaben), eine neue, auch Tagebücher und Briefe berücksichtigende von Adolf Stern und die treffliche Auswahl von Karl Zeiß unter den Klassikern des Bibliographischen Instituts —, und seine einzelnen Dramen und Gedichte finden sich in allen billigen Volksbibliotheken, werden dort auch, vor allem die „Nibelungen", verhältnismäßig sehr stark gekauft. Weiter ist die Zahl der Aufführungen Hebbelscher Dramen im letzten Jahrzehnt ganz bedeutend gestiegen, trotz der elenden Bühnenwirtschaft, die in Deutschland im allgemeinen herrscht, und zwar geben nicht bloß die großen, sondern auch schon die kleineren Bühnen vielfach Hebbelsche Stücke. Daß das in noch weit höherem Maße geschehen muß, ist jedem genaueren Kenner des deutschen Dramas und wahrem Bühnenfreunde klar, die Notwendigkeit wird aber auch ohne die Einwirkung der Hebbelverehrer von den Bühnenleitern dann sofort eingesehen werden, wenn der mit Sicherheit vorauszusagende Zusammenbruch des modernen Repertoires — wenige abgespielte klassische und im übrigen neueste Sensationsstücke — erfolgt. Über das Anwachsen der Hebbel-Litteratur will ich hier nicht reden, da es sich da meist um Fachschriften handelt; wer aber auch nur eine Anzahl für das breitere Publikum bestimmter Zeitschriften verfolgt, wird zugeben müssen, daß man jetzt ebenso häufig auf den Namen Hebbel stößt wie früher selten, und daß die früher nicht ungewöhnliche Verwechslung von Hebel und Hebbel bei einem gebildeten Manne heute allmählich eine Unmöglichkeit geworden ist — finden sich doch, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, jetzt schon die Setzer mit beiden Namen zurecht. Hebbel ist nun vierzig Jahre tot, und es ist nichts versäumt worden, ihn in Vergessenheit zu bringen; dennoch lebt er stärker als je — nein, es ist nicht zu leugnen. Gewiß, er hat auch seine Freunde und Vorkämpfer gehabt, ich selber gehöre seit zwei Jahr-

zehnten dazu, aber wie wenig haben wir alle im Grunde tun können! Die Kraft im Dichter selber hat gesiegt.

Ein bißchen muß ich doch wohl noch Rückschau halten auf den Kampf Hebbels und den Kampf um Hebbel, obwohl man auch auf litterarischem Gebiete nach errungenem Siege vergeben und vergessen soll. Bekanntlich hat der Dichter mit seiner „Judith“ einen jener Aufsehen erregenden Erfolge gehabt, wie sie die Sehnsucht fast aller unserer modernen Dichter sind, und auch „Genoveva“ und besonders „Maria Magdalene“ haben noch Sensation gemacht; dann aber ist eine schwere Periode des Ringens für Hebbel eingetreten, die erst mit dem Erfolg der „Nibelungen“ kurz vor seinem Tode ein Ende nimmt. Er hatte alles gegen sich, die Jungdeutschen mit Gutzkow und Laube, die den größten Teil der Tagespresse und der Theater beherrschten, die „poetischen“ Realisten wie Auerbach, Otto Ludwig und Freytag, deren kritisches Orakel Julian Schmidt war, die Münchner, Geibel und Heyse an der Spitze, und wenn man auch vielen der gegen ihn gerichteten Angriffe den unwillkürlichen Respekt anmerkt, es fehlten doch auch die bodenlosen Gemeinheiten nicht, mit denen die Deutschen ihre größten Männer öfters einmal zu regalieren pflegen, doch wohl häufiger als andere Völker. Was half es, daß Hebbel seinen schlimmsten Gegner Julian Schmidt, der, wenn er auch nicht direkt gemein wurde, doch oft dicht an die Gemeinheit hinstreifte, in seiner „Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers“ für alle ästhetisch Einsichtigen ein für allemal gründlich abtat — Schmidt blieb doch einstweilen der große Mann und vor allem bei seinen Fachgenossen so hoch angesehen, daß sich noch Scherer zu seiner Darstellung der neuen Litteratur bekannte, obgleich inzwischen auch die bekannte Lasalle-Buchersche Schrift gegen ihn erschienen war. Nun hatte Hebbel zwar auch einen kleinen Freundeskreis, und Leute wie Rückert, Mörike, Gervinus, Vischer, Rötscher u. s. w., also die wahrhaft Kompetenten, ließen sich gelegentlich über die Größe des Mannes, des Dramatikers anerkennend vernehmen, aber trotzdem gelang das Streben der Gegner, den Dichter als poetischen Sonderling, halb wilder Berserker, halb düstrer Grübler, hinzustellen, und zu unmittelbarer Wirkung ist sein Drama bei seinen Lebzeiten daher kaum gelangt. In seinem Schaffen ließ sich Hebbel dadurch nicht im geringsten beirren — man vergleiche die herrliche, beim Beginn der „Nibelungen“ geschriebene Tagebuchstelle: „Eins darf ich mir sagen zu einigem inneren Trost: Hätt' ich die Wahl jetzt, ein Theaterstück hervorzubringen, welches über alle Bühnen der Welt gehen und die Anerkennung aller kritischen Schöppenstühle finden, aber nach einem Jahrhundert verurteilt werden sollte, oder

ein würdiges Drama zu erzeugen, das aber mit Füßen getreten und bei meinen Lebzeiten nie zu einiger Geltung gelangen, später aber gekrönt werden sollte, ich wäre nicht eine Sekunde in der Wahl zweifelhaft. So genügt man denn doch wenigstens nach einer Seite dem höchsten Gesetz" — dennoch hat er natürlich seine Verbannung von der Bühne, an der Heinrich Laube die größte Schuld trägt, als ihm geschehendes Unrecht empfunden. „Ich gehöre nicht zu der Schar von Dramendichtern," schrieb er 1861 an Klaus Groth, „die im Kampf mit dem Publikum liegen; das Publikum war mit kaum einer Ausnahme immer für mich, und Judith, Maria Magdalene, Genoveva, Agnes Bernauer, Michel Angelo, jetzt die Nibelungen haben jedesmal und überall gezündet, wie nur je deutsche Stücke in Gegenwart und Vergangenheit. Ich liege bloß im Kampf mit den Intendanten und den von diesen abhängenden Journalisten, namentlich in Wien, wo das „junge Deutschland" dekretiert und mit einem polnischen Ochsenkopf siegelt, und ich werde nicht aus staatlichen, kirchlichen oder gar ästhetischen Gründen ausgesperrt, sondern aus Parteirankünen der allerniedrigsten Art." Das ist inzwischen als historische Wahrheit anerkannt, und die späteren Erfahrungen haben es bestätigt: Kaum je hat auch in unseren Tagen ein Hebbelsches Stück dem Publikum mißfallen, aber die Tageskritiker haben sich freilich noch sehr oft bei Gelegenheit Hebbelscher Dramen blamiert — jetzt gibts freilich auch schon viele Hebbelkenner unter ihnen — und die Schuld, daß der Dichter noch nicht häufig genug erscheint, liegt nach wie vor an den Bühnenleitern, nur daß doch das „jüngste Deutschland", das heute zu Wien dekretiert, nicht den allgemeindeutschen Einfluß Heinrich Laubes hat. — Nach seinem Tode geriet Hebbel zunächst halb und halb in Vergessenheit: Die Bühnen führten ihn kaum noch auf, und wenn sie es einmal taten, dann begegneten sie der höchsten Verständnislosigkeit der Kritik, wie denn beispielsweise in Frenzels „Berliner Dramaturgie" Salomon Mosenthal bedeutend besser wegkommt als Hebbel, und Paul Lindau Geibels „Brunhild" ruhig den „Nibelungen" Hebbels gleichstellt; die Jugend aber las ihn kaum, durch die Litteraturgeschichten, die die Julian Schmidtschen Phrasen meist stereotyp wiederholten, zurückgeschreckt. Wohl erschienen darauf in den sechziger und siebziger Jahren die Gesamtwerke Hebbels, von Emil Kuh herausgegeben, und dessen große Hebbel-Biographie, allzuviele neue Hebbelverehrer jedoch wurden dadurch nicht gewonnen, eher die Feinde des Dichters noch vermehrt; wohl ward vor allen Adolf Stern, der den Dichter auch persönlich gekannt hatte, nicht müde, in seinen litteratur-historischen Schriften immer und immer wieder

auf die Größe Hebbels hinzuweisen, aber auch er gewann doch nur engere Kreise — die Zeit war Hebbel dem Tragiker immer noch entgegen, und selbst ihre besten Köpfe und ehrlichsten Menschen konnten, wie es das Beispiel Heinrich Bulthaupts zeigt, kein rechtes Verhältnis zu ihm gewinnen. Da, im Anfang der achtziger Jahre, ziemlich gleichzeitig mit der entstehenden Revolution der Litteratur, findet wenigstens ein Teil der deutschen Jugend zu Hebbel den Weg, meist wohl von Adolf Stern geleitet, und als dann 1885 die Tagebücher des Dichters hervorzutreten beginnen, ist plötzlich eine ziemlich starke Hebbel-Gemeinde da.

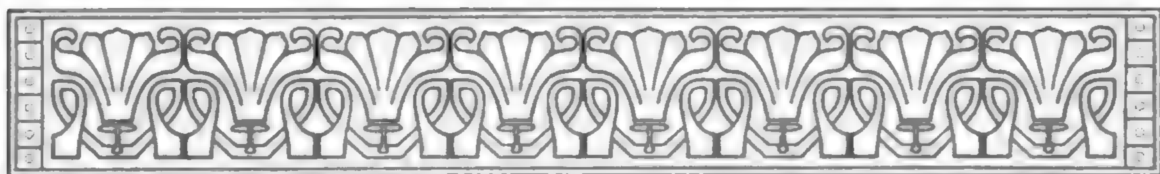
Dem Herausgeber der Tagebücher Hebbels und später auch seines Briefwechsels, Felix Bamberg, ehemaligem Generalkonsul des Deutschen Reiches in Genua, gebührt unbedingt der Dank der Hebbelverehrer; denn er hat die Herausgabe nicht ohne Aufwendung eigener Mittel bewirkt. Freilich, seine Ausgaben genügen nicht; denn er hat sehr viel Wichtiges weggelassen, unter anderem alles, was Hebbel in jüngeren Jahren gegen die Juden gesagt hat; auch verrät sich eine gewisse Eitelkeit oft sehr unangenehm. Charakteristisch ist, daß die Verlagsbuchhandlung vor Annahme des Manuskripts der Tagebücher dieses Wilhelm Scherer zur Begutachtung vorlegte, und daß der Litteraturhistoriker sich dahin äußerte, daß die Tagebücher „ein litteraturhistorisches Denkmal ersten Ranges“ seien. Daß doch diese Herren auch das mächtigst Lebensvolle immer nur tot sehen! Hebbel feierte nun aber durch die Tagebücher seine litterarische Auferstehung, für die Allgemeinheit nicht gerade als Dichter, aber als Persönlichkeit — es ergötzt mich noch, wenn ich daran denke, wie erstaunt damals die deutsche Kritik war, in dem immer beiseite geschobenen Dichter plötzlich einen der geistesgewaltigsten Deutschen anerkennen zu müssen. Zur Anerkennung des Dichters bequemte man sich auch jetzt noch nicht, es ward Mode, die Persönlichkeit auf Kosten des Poeten zu erheben, und noch heute trifft man wohl Leute, die Hebbel zu kennen vermeinen, wenn sie die Tagebücher durchblättert haben. Der Zugang zu dem Dichter ist freilich bedeutend schwerer, oder wenn nicht gerade der Zugang, doch die volle Erkenntnis seiner Bedeutung. Langsam verbreitete sich diese übrigens nun auch: Man erkannte in weiteren Kreisen die selbständige dichterische Weltanschauung Hebbels, die wiederum seine Auffassung des Tragischen bedingt, und ferner den Geist der ehernen Notwendigkeit, der die voll ausgereiften Organismen seiner Dramen bis ins Einzelne durchdringt. Der als der grausamste und grüblerischeste Verschrieene unserer Dramatiker erschien jetzt als der wahrste und echteste, und es ließen sich Stimmen

hören, die auf Shakespeare nur Hebbel genießen zu können erklärten. Die ästhetische Arbeit Kuhs an Hebbels Dramen wurde als veraltet erkannt, die jüngere Generation drang weit tiefer. Und da dann in den neunziger Jahren die Werke Hebbels frei wurden und gleichzeitig seine Dramen wieder auf die Bühnen gelangten — die Initiative des Berliner Königlichen Schauspielhauses in dieser Beziehung gilt als dessen einzige künstlerische Tat seit langen Jahren —, so vollzog sich das Durchdringen Hebbels verhältnismäßig rasch. Heute ist es, wie gesagt, vollendet. Feinde hat der Dichter freilich auch heute noch: er gehört zu den scharf geprägten Persönlichkeiten, deren Wesen die kleinen Geister ohne weiteres revoltiert. Aber es besagt wirklich wenig, wenn ihn, der sich wie kein anderer über sich selber klar war, Erich Schmidt mit Klopstock als den eitelsten der deutschen Dichter hinstellt, oder wenn des Berliner Professors Schüler von dem „ewig auf der Flucht vor sich selbst befindlichen Hebbel“ spricht — ich möchte nur wissen, wie man auf solcher „Flucht“ Werke wie die „Nibelungen“ fertig bringt. Wie jeder Große, fordert Hebbel natürlich vollständiges Einleben in sein Wesen und seine Werke, und das ist freilich jedermanns Sache nicht. Ich habe aber noch keinen ästhetisch Begabten gefunden, der sich nach gründlicher Beschäftigung mit Hebbel wieder von ihm abgewandt hätte. Und daß das Volk, dem kürzlich jemand ernsthaft Hackländer statt Hebbel empfahl, die große fortreißende Wirkung dieses Dichtergeistes spürt, wenn es ihm auch nicht in allen Einzelheiten zu folgen vermag, beweist jede Aufführung seiner Dramen.

Und nun zur Hauptsache: Was haben wir denn, was hat das deutsche Volk durch den eben geschilderten Prozeß des Durchdringens in Friedrich Hebbel de facto gewonnen? Ich antworte kurz und bündig: Einen wirklichen Tragiker. Diese sind nicht gerade häufig, und die Welt hat sie auch nicht gern — das Geheimnis der langdauernden Bekämpfung Hebbels ist eben, daß er ein echter Tragiker war und die sogenannte „Versöhnung“ von seinen Dramen ausschloß. „Das Höchste, was das Drama erreicht“, schrieb er schon in seiner ersten ästhetischen Bekenntnisschrift, in seinem „Wort über das Drama“, „ist die Satisfaktion, die es der Idee durch den Untergang des ihr durch sein Handeln oder durch sein Dasein selbst widerstrebenden Individuums verschafft, eine Satisfaktion, die bald unvollständig ist, indem das Individuum trotzig und in sich verbissen untergeht und dadurch im voraus verkündigt, daß es an einem andern Punkt im Weltall abermals kämpfend hervortreten wird, bald vollständig, indem das Individuum im Untergang selbst eine geläutertere Anschauung seines Verhältnisses zum Ganzen ge-

winnt und in Frieden abtritt. Doch dies genügt auch im zweiten Fall nur halb, denn wenn der Riß sich auch wieder schließt, warum mußte der Riß geschehen? Hierauf habe ich nie eine Antwort gefunden, und keiner wird sie finden, der ernstlich fragt." Man erkennt hier schon den Geist, aus dem Hebbels Tragödie fließt. Doch hat er darum nicht etwa Anklage- und moderne Sackgassenstücke wie die Ibsens geschrieben. „Ich kenne diesen Autor (Hermann Grimm, den Üchtritz auf seine Novellen hin mit Hebbel verglichen hatte) bis jetzt durchaus nicht" erklärte er 1857, „aber ich kenne die Absonderlichkeiten manches Andern meiner Zeitgenossen, und ich hoffe doch, daß die meinigen, selbst die aus der frühesten Zeit, sich wesentlich von den ihrigen unterscheiden. Ihnen ist es immer nur um die Absonderlichkeit selbst, um die unnütze und unfruchtbare Spannung der Phantasie zu thun, die sich einer Sackgasse gegenüber wohl einstellen muß. Ich dagegen gehe, wenn ich nicht irre, beständig auf die Selbstkorrektur der Welt, auf die plötzliche und unvorhergesehene Entbindung des sittlichen Geistes aus, und wenn ich mich daher auch mit ihnen zuweilen auf demselben Wege befinden mag, so ist mein Ziel doch von dem ihrigen unendlich verschieden." Dazu stimmt weiter, daß Hebbel die Poesie als das Gewissen der Menschheit definiert. Wir wollen im übrigen auf seine dramatische Theorie, seine Anschauung vom Tragischen nicht näher eingehen: Eine gründliche Auseinandersetzung, die zweckmäßig mit der Erörterung der Theorien Otto Ludwigs in seinen „Studien" zu verbinden wäre, würde Bogen erfordern. Was Hebbels Praxis anlangt, so haben alle seine Dramen unzweifelhaft eine einheitliche Weltanschauung, weit und tief gehende, scharf profilierte Probleme, volle und sichere Ausgestaltung der Konflikte, einen mächtigen Bau, gründliche Motivierung — kurz, es ist allezeit der Geist der Notwendigkeit über ihnen. Wir sehen das jetzt, unsere Väter aber sahen es noch nicht oder wollten es, ein problemfeindliches Geschlecht, wie sie waren, nicht sehen und sprachen von Hebbels gesuchten Konflikten und seiner Neigung zur Grübelei — ja, auf jeder Straße findet man die echte Tragödie freilich nicht, „in die Hölle des Lebens kommt nur der hohe Adel der Menschheit, die anderen stehen davor und wärmen sich." Als Klaus Groth dem Dichter einmal den Ernst, die Einsamkeit, das Grübeln, Drang und Ringen nach Wahrheit, Einfachheit und Treue als seine schaffende Prinzipien nannte, da nahm er sie alle an bis auf die Grübelei — er hatte eben eine andere Auffassung vom Ernst des Lebens als seine Zeitgenossen und ließ sich auf Relativitäten nicht gerne ein.

(Schluß folgt.)



Kantbiographieen.[1])

Von

Houston Stewart Chamberlain—Wien.

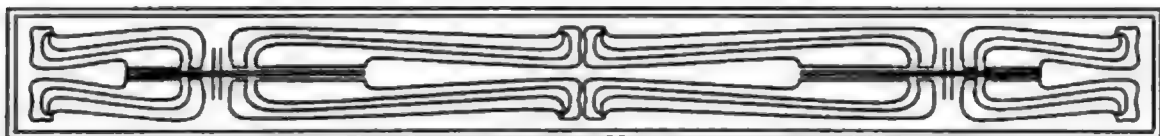
Die meisten Gebildeten, wenn sie sich aufrichtig fragten: „Was ist mir Kant, der Mensch?" müßten sich gestehen: „Er ist mir nichts. Ich weiß von ihm nur, daß es ein sehr pedantisch pünktlicher Herr war, nach dem die Nachbarn ihre Uhren zu richten pflegten, und daß in seinen Vorlesungen ein Student mit einem abgerissenen Knopf immer auf der ersten Bank sitzen mußte, weil der Professor sonst aus dem Konzept kam."

Im besten Falle weiß der Gebildete noch die alberne Anekdote von der Köchin, welche erfährt, ihr Herr habe bewiesen, es gäbe keinen lieben Gott, und die nun weinend zu ihm hineinstürzt mit der Frage, woher denn die armen Leute fortan Trost und Hoffnung schöpfen sollten, worauf Kant sich hinsetzt und seine „Kritik der praktischen Vernunft" schreibt, zum Beweise, daß es doch einen lieben Gott gäbe. Ich erinnere mich, vor einigen Jahren mit einem ordentlichen Professor der Philosophie ein Examen angestellt zu haben, bei dem herauskam, daß er rein garnichts über das Leben des größten Denkers aller Zeiten wußte, außer dem Datum der ersten Auflage der „Kritik der reinen Vernunft", 1781, da er nicht bloß es nie für nötig befunden hatte, sich aus einer ausführlichen Biographie über das Wesen und die Schicksale des merkwürdigen Mannes zu orientieren, sondern — wie er mir gestand — selbst in den Handbüchern der Geschichte der Philosophie stets grundsätzlich den kurzen Lebensbericht überschlage! Und doch ist Kant einer der verehrungswürdigsten Männer, die Deutschland hervorgebracht hat, geeignet — wie vielleicht überhaupt kein zweiter unter den Allergrößten — als ein Muster eiserner Pflichttreue, fleckenloser Rechtschaffenheit, phrasenloser Bescheidenheit, völliger Selbstbeherrschung, wankelloser Treue vor-

---

[1]) Immanuel Kant. Die Lebensschilderungen seiner Zeitgenossen Borowski, Jachmann und Wasianski, neu herausgegeben von Alfons Hoffmann. Halle a. d. S. bei Hugo Peter, 1902, Preis 2 Mark.

gehalten zu werden. Freilich gewinnt man diese Überzeugung auch aus Kants eigenen Schriften, ohne über sein Leben etwas zu wissen; doch in diesen Schriften sich zurechtzufinden, ist nicht Jedermanns Sache, wogegen dieses hohe, strenge, würdige Leben für jeden Menschen, der sein eigenes Leben ernst auffaßt und die Zeit als das Saatfeld der Ewigkeit erkennt, Interesse besitzt. Der Mensch Kant ist Allen zugänglich, und gar Manchem wird auch der Philosoph Kant zugänglicher werden, wenn er erst den Menschen kennen und verehren gelernt hat. — Mit Freude und Dankbarkeit ist darum die Veröffentlichung Alfons Hoffmanns zu begrüßen; denn durch sie sind die fast verschollenen, nur auf größeren Bibliotheken erhältlichen Schilderungen Kants von seinen Schülern und langjährigen Freunden Borowski, Jachmann und Wasianski dem deutschen Volke neu geschenkt worden. Kein anderes Buch über Kant ist so geeignet, ein Volksbuch zu werden. Die Verfasser sind nicht Fachphilosophen; zwei sind Geistliche, der dritte Pädagog; was sie schildern, ist nicht ein philosophisches System, sondern einen Menschen, den sie gut gekannt und — weil sie ihn gut kannten — herzlich verehrt haben. Ihre Redeweise ist schlicht, altmodisch, anheimelnd; sie möchten nicht für Schmeichler und Lobredner gehalten werden, und hat die Liebe sie zu begeisterten Worten hingerissen, so setzen sie gleich einen Dämpfer auf; bei aller Bewunderung ahnen sie doch nicht die weltbewegende Bedeutung Kants, sondern sie sind stolz auf ihn als einen berühmten Preußen und Königsberger. Indem wir diese Berichte lesen, lernen wir zugleich die geistige Atmosphäre kennen, in der Kant von der Wiege bis zum Grabe gelebt hat; es ist gleichsam, als ob wir selber bei ihm einkehrten und uns an seinen gastfreundlichen Tisch setzten. Gewiß sind es keine litterarischen Meisterwerke, die ich hier den Lesern der „Deutschen Monatsschrift“ empfehle, doch ein Meister in des Wortes vollster Bedeutung ist ihr Gegenstand, und gerade die Anspruchslosigkeit der Verfasser verleiht ihrem Berichte einen schier unvergänglichen Zauber. Kein Wunder, daß eine erste Auflage von zweitausend Exemplaren innerhalb weniger Wochen vergriffen war. Dieses Buch hat eine große Zukunft. Niemand wird es ohne Rührung und Erhebung aus der Hand legen, und gewiß bleibt das Bild des verehrungswürdigen deutschen Weisen jedem Leser bis ans Lebensende im Gedächtnis haften als eine dauernde Bereicherung des Gemütes.



Der Ultramontanismus und das Deutsche Reich.

Von

Georg Kaufmann-Breslau.

I.

Der Krieg von 1864 nahm das Siegel der Schmach von unserer Stirn, das der Übermut des kleinen Dänemark unter dem Beistande der neidischen Nachbarn im Osten und Westen daraufgebrannt hatte. Wir begannen wieder Zutrauen zu gewinnen zu unserer Kraft. Dann gingen wir durch das Läuterungsfeuer des Bruderkrieges von 1866 und wir bestanden die Probe und sahen nun den Weg vor uns, der uns zur Einheit und Macht führen sollte. Wie regten sich da die verborgenen Kräfte, wie schüttelten wir von uns ab die Wolken des Haders und den Staub des Eigennutzes und der Rechthaberei! Wir schufen den Norddeutschen Bund und das Zollparlament und wenn sich in seinen Sitzungen der Streit der Interessen und das Gezänk der politischen, konfessionellen und wirtschaftspolitischen Gegensätze auch bisweilen überlaut erhob, so wurden sie doch von dem guten Willen besiegt, der sich in allen Gruppen fand, und von jener begeisterten Stimmung, die ihren Höhepunkt auf dem Feste erreichte, das den Mitgliedern des Zollparlaments im Mai 1868 auf der Berliner Börse gegeben wurde. Bismarck fand das richtige Wort, indem er hier den süddeutschen Brüdern als Scheidegruß die Worte zurief: Die kurze Zeit unseres Beisammenseins ist schnell vergangen wie ein Frühlingstag; möge denn die Nachwirkung sein wie die des Frühlings auf die künftige Zeit! Ich glaube, daß Sie (die Süddeutschen) nach der Gemeinsamkeit der Arbeit für die deutschen Interessen die Überzeugung mit nach Hause nehmen werden, daß Sie hier Bruderherzen und Bruderhände finden werden für jegliche Lage des Lebens!

Diese Worte rissen die Festgenossen zu stürmischer Begeisterung fort, die sich erneute, als nun der bairische Ministerpräsident, der spätere Reichskanzler Fürst Hohenlohe, im Namen der Süddeutschen antwortete:

„Die Arbeit deutschen Geistes hat das Band der Stämme enger geschlungen. Diesem Verständnis deutschen Geistes ist eine Aufgabe zu Teil geworden, edler, herrlicher und höher, als andere sogenannte civilisatorische Missionen." Man fühlte, welch eine Summe von Aufgaben und Hoffnungen mit den Worten angedeutet war, man stand ja mitten in den Kämpfen, die im Namen dieses Geistes gegen die Unordnung und Not der bundestäglichen Vergangenheit geführt wurden. Es folgten die Jahre des Kampfes von 1870/71 mit ihren unvergeßlichen, alles Edele und Große unserer Volksnatur weckenden und steigernden Erlebnissen und Erfolgen, und daran schlossen sich Jahre schwerer Arbeit, in denen die Verfassung des Reichs ausgebaut, der Friede gesichert und die wirthschaftliche Selbständigkeit unserer Industrie den älteren Industrieländern gegenüber vollendet wurde. Es war mehr als ein Jahrzehnt stetigen oder doch nur durch vorübergehende Störungen gehemmten Fortschritts. Die Bevölkerung nahm zu, der Wohlstand stieg und trotz der mannigfaltigen Kämpfe, namentlich auf sozialem und kirchlichem Gebiete war das geistige Leben der Nation frisch und zuversichtlich. Man hatte das Gefühl, daß unser Volk nun zu einem reichen Wirken berufen sei im Sinne des Geistes maßvoller Freiheit, in dem die Ordnungen des Reichs geschaffen waren.

Da kam der Rückschlag. Er begann mit einem Umschwung der Wirtschaftspolitik und es folgte dann der Umschwung auf kirchenpolitischem Gebiet. Wohl behauptete der Staat grundsätzlich seinen Standpunkt der katholischen Kirche gegenüber, daß er ihr Recht im Staat durch seine Gesetzgebung zu regeln habe — und es blieb auch von den zum Schutz dieses Standpunkts erlassenen Gesetzen der wichtigste Teil erhalten: aber es wurde doch der Kurie eine so große Zahl von Konzessionen gemacht, daß man im Volke Bismarcks berühmtes Schlagwort aus der Zeit des siegreichen Vorgehens: „Nach Canossa gehen wir nicht" nur noch spöttisch anführte.

Die Kurie dankte diese Erfolge der politischen Organisation der Katholiken in der Zentrumspartei, und diese Partei sah durch solche Erfolge ihre Kräfte ins Ungeheure wachsen. Auch strömten ihr aus den Parteien, die durch die Entwicklung der deutschen Dinge seit 1866 ähnlich wie die Ultramontanen verbittert und verstimmt waren, zahlreiche Hülfstruppen zu, besonders aus den Reihen der Partikularisten und der Feudalen. Dazu kamen dann noch die offenen Gegner Preußens und des Reichs, die Polen und die Protestler aus Elsaß-Lothringen. Jahr um Jahr steigerte sich so der Einfluß des Zentrums, und die Männer, welche den

Geist der Gesetzgebung der Gründungsperiode des Reichs festzuhalten suchten, sahen sich in eine meist hoffnungslose Opposition gedrängt. Diese Verstimmung trug in den verschiedenen Ländern und Provinzen des Reichs noch eine besondere lokale Färbung, trat auch hier früher, dort später hervor, aber im ganzen trägt sie den gleichen Charakter und seit lange beherrscht sie alle Gebiete des Reichs. Am frühesten gewann sie ihre volle Schärfe unter den Beamten, Offizieren und sonstigen Zugewanderten in Elsaß-Lothringen. Denn hier war die ultramontane Partei im offenen Bunde mit dem Protestlertum, der schroffen Opposition gegen die deutsche Herrschaft. Man konnte es hier mit Händen greifen, daß die Regierung eine Torheit beging, indem sie die Ultramontanen zu gewinnen suchte, aber die Regierung verharrte seit 1879 dabei, nachdem sie bis dahin etwas mehr Vorsicht und Selbständigkeit bewahrt hatte.

Der Wechsel des Systems fiel hier zusammen mit dem erzwungenen Rücktritt des Oberpräsidenten v. Möller am 1. Oktober 1879 und der Einrichtung der Statthalterschaft. Der erste Statthalter, der Feldmarschall Edwin v. Manteuffel, charakterisierte gegen Ende seines Regiments (er starb 17. Juni 1885) in der letzten Rede an den Landesausschuß, die Volksvertretung des Reichslandes, am 15. Januar 1885 sein System mit den Worten: „Wunden zu heilen, Gefühle zu schonen, dem Volke die Religion zu bewahren, durch gerechte, die geistigen und materiellen Interessen fördernde Verwaltung dem Lande die Übergangsperiode zu erleichtern". Das Regiment seines Vorgängers beschuldigte er der „subalternen Auffassung, Elsaß-Lothringen müsse als ein erobertes Land behandelt werden". Nichts war verkehrter als diese Charakteristik der Periode Möller. An schonender Behandlung der Elsaß-Lothringer und ihrer Einrichtungen hatte es in jenen 9 Jahren (1871—79) gewiß nicht gefehlt, vielmehr war man mit notwendigen Maßregeln zu zaghaft gewesen, namentlich auch den Klerikalen gegenüber. Wer jene Jahre im Elsaß erlebt hat, der erinnert sich wohl noch des Hohnes, mit dem die deutsche Verwaltung wegen dieser Zaghaftigkeit von Elsässern und von Schweizern kritisiert wurde. Den Beweis erbringt schon die Tatsache, daß die dringendsten Maßregeln über das Töchterschulwesen mehr als zwanzig Jahre zu spät erlassen wurden. Eine ganze Generation hatte man in französischen oder von französischem Geist beherrschten meist klerikalen Anstalten erziehen lassen, ehe man dagegen einschritt.

Manteuffels Vorgehen fand herbe Kritik und vielfachen Widerstand. Vorgänge wie die Maßregelung des Oberförsters Mang, des Lycealdirektors Deecke, des Ministerialrats Baumeister und des Unterstaats-

sekretärs v. Pommer-Esche, des späteren Oberpräsidenten der Provinz Sachsen, sowie zahlreiche Kundgebungen in der Presse und in Gerichtsverhandlungen machten das auch den Fernstehenden kund. Aber was so bekannt wurde, das waren nur Symptome einer anhaltenden und allgemein verbreiteten Aufregung, die sich der Deutschen und auch der Elsässer bemächtigt hatte, die nicht klerikal oder radikal französisch dachten. Man sah die Anfänge einer Gewöhnung der Elsässer an das deutsche Regiment, das Ergebnis der Arbeit von neun schweren Jahren, zu Grunde gehen. Ich erinnere mich, daß in einem geselligen Kreise von höheren Beamten verschiedener Ressorts ein Toast ausgebracht wurde, der nur die Worte enthielt: Auf daß unser Fell immer dicker werde! und lauten Beifall erregte, freilich jenen herben Beifall, mit dem man sich auch der Formel erfreut, die einen traurigen Zustand richtig charakterisiert. Man mußte Augen und Ohren verschließen, wenn man sich nicht ärgern wollte über das täglich dreistere Triumphgeschrei der mit den Protestlern — der französischen Partei — verbündeten Klerikalen. Ein Lehrer klagte damals dem Staatssekretär v. Hofmann, der übrigens selbst nur gezwungen diesen traurigen Kurs mitmachte: Die Lehrer müssen doch nach ihrer Überzeugung sprechen, die Schüler sind sehr feinfühlig gegen jede Unwahrhaftigkeit und es ist unmöglich, daß die Lehrer dem Wechsel der Ansichten der Regierung gemäß den Geist ihres Unterrichts ändern. Schaffen Sie sich eine doppelte Garnitur von Lehrern an, wenn es verlangt wird, bald in diesem, bald in dem entgegengesetzten Geiste zu lehren. Und die Dinge lagen so, daß der Staatssekretär die Berechtigung dieser Klage und Anklage nicht leugnen konnte. Viel verspottet wurde die Torheit des Abbé Winterer, der sich nicht scheute: Schillers Glocke und Chamisso's Gedicht von der alten Waschfrau als unsittlich und für die Jugend verderblich zu bezeichnen und zu fordern, daß sie aus den Schulbüchern verbannt würden. Die Sache war aber sehr ernsthaft, denn Winterer war im Landesausschuß und in der Presse ein sehr mächtiger Mann und ungern schlug ihm die Regierung etwas ab. Auch lag jene Forderung gar nicht außerhalb des Rahmens der sonstigen Urteile und Beschwerden der Klerikalen über den Geist des Unterrichts in den deutschen Schulen. Das Lehrerkollegium des Straßburger Lyceums hat damals einen schweren Kampf führen müssen, um den Schülern der oberen Klassen in dem Lesebuch für den deutschen Unterricht in Sekunda und Prima auch ferner Proben aus Walther von der Vogelweide und aus Luther behalten zu können. Durch derartige Reibungen und durch direkte oder indirekte Eingriffe in die Disziplin und die Tätigkeit der Schulen wurden nicht

wenige der besten Kräfte des Lehrerstandes gelähmt und gehindert und die schwächliche Nachgiebigkeit der Regierung ermunterte die Klerikalen zu immer dreisterem Vorgehen. Unter den folgenden Statthaltern wurden zwar die schlimmsten Mißbräuche dieses Systems beseitigt, namentlich wurden die Formen des amtlichen Verkehrs gegen die dreisten Eingriffe des Klerus und seiner vornehmen Freunde besser gewahrt; aber der Einfluß des Klerus blieb groß und der Übermut und die Dreistigkeit seiner Angriffe sind geblieben. Nicht wenige haben sich unter diesen Terrorismus gebeugt oder haben geradezu das Gefolge dieser Herren gemehrt. Andere haben im Zorn die Faust geballt und sich verzweifelnd gefragt, ob es sich lohnte, Elsaß-Lothringen im schweren Kampfe zurückzugewinnen, damit diesen Klerikalen und Franzosen der Weg zur Herrschaft und zugleich zum Einfluß auf die deutsche Reichsregierung bereitet werde.

Die historische Betrachtung wird ruhiger denken, aber auch die Verbitterung der Beteiligten verstehen, zumal seither im übrigen Reich zu ähnlichen Klagen Anlaß genug gegeben ist. Die Gleichgültigkeit gerade der gebildeten und wohlhabenden Kreise gegenüber dem öffentlichen Leben ist eine praktische Äußerung dieser Verstimmung und zeigt, wie weit sie verbreitet ist. Der schwarzen und der roten Internationale, dem Zentrum und der Sozialdemokratie scheint die Zukunft des Reichs überantwortet zu sein. Sie allein zeigen politische Energie. Die einst vorherrschenden Parteien der Liberalen erscheinen in vielen Gegenden nur noch als ein Häuflein von Führern und Agitatoren ohne rechtes Gefolge. Bei den Wahlen finden sich zu ihren Fahnen wohl noch leidliche Mengen zusammen, namentlich wenn einzelne Fragen von stärkerem — namentlich wirtschaftlichem — Interesse die Wahlparole bilden: aber bei den Wahlen allein wird die politische Arbeit nicht getan. Wahltage sind Schlachttage, aber es bedarf auch des Zusammenhaltens in der übrigen Zeit, des organisierten Auftretens, der Pflege der gemeinsamen Interessen, besonders der Presse und des Vereinswesens. So lange sich die Gegner der ultramontanen Partei dazu nicht aufraffen, so lange wird das Reich ihre Herrschaft tragen müssen.

Von einem Umschwung in der Regierung ist eine wirkliche Befreiung nicht zu erwarten. Nicht als ob es unmöglich wäre, daß der Kaiser durch starke Eindrücke und besonders peinliche Verletzungen des monarchischen Selbstgefühls seitens der Klerikalen veranlaßt würde, in die Wege der Bismarckischen Poltik von 1871—76 einzulenken: allein die Regierung ist auf keinem Gebiete machtloser als auf dem kirchlichen, sobald sie hier einem Massengefühl begegnet. Das hat König Friedrich

Wilhelm III. im Kampf mit den Altlutheranern erfahren und noch gründlicher im Kölner Kirchenstreit, und Friedrich Wilhelm IV. im Kampf mit den Deutschkatholiken und mit den Gegnern seiner Pläne für die protestantische Kirche, das hat endlich Bismarck erfahren im sogenannten Kulturkampf.

Daß dem so ist, das gehört zu den wenigen politischen Erfahrungssätzen, die weiter ins Volk gedrungen sind. Als einer meiner Freunde um die Wende des Kulturkampfes einen Bauern im Münsterlande, den er als durchaus nicht klerikal gesonnen kannte, fragte, warum er trotzdem immer mit dem Zentrum halte, da erhielt er die Antwort: „Ich habe zweimal die Regierung im Kampfe mit den Geistlichen gesehen, — er hatte schon 1837 erlebt — und beidemale ist die Regierung schließlich gewichen; ich halte es mit dem Klerus."

Die Regierung kann deshalb mit dem Klerikalismus nicht eher brechen und nicht eher wieder den Geist kirchlicher Freiheit im protestantischen Sinne zur Richtschnur nehmen, den der Minister v. Manteuffel 1856 in einer überaus merkwürdigen Denkschrift mit Recht als den Geist bezeichnet hat, ohne den Preußen seine Mission nicht erfüllen könne: ehe nicht die breiten Massen die Bedeutung der klerikalen Angriffe auf die Grundlagen des deutschen Staates erkennen und über das rasche Anwachsen der Kerntruppen und Kriegsmaschinen des Klerikalismus, die Klöster, Bruderschaften und Vereine, nicht mehr mit jener Gleichgültigkeit hinwegsehen, die heute üblich ist. Gewiß sind unter den Ultramontanen ebenso viele treue und eifrige Beamte und Bürger, ebenso viele liebe und gute Kameraden als unter anderen Gruppen und Konfessionen unseres im Reichtum seiner Gegensätze fast erstickenden Vaterlandes: aber Ziel und Zweck der ultramontanen Agitation geht dahin, auf Schule und Universität, in der Werkstatt, im Vereinsleben, überall und auf allen Gebieten Katholiken von den Protestanten abzusondern und im Bewußtsein des Gegensatzes zu erziehen. Damit wird die Grundlage unseres Volkslebens tatsächlich untergraben; in der Theorie aber ist sie in zahlreichen Dekreten der Päpste wie die, welche die Ketzer verfluchen, den Protestantismus für eine Pest erklären, die Gleichberechtigung anderer Konfessionen im Staat mit der katholischen Kirche untersagen, die Behandlung der Schule, die Ehegesetzgebung und andere fundamentale Ordnungen des deutschen Reichs wie der Einzelstaaten verwerfen und verfluchen — längst und wiederholt verworfen und verurteilt. Diese Dekrete der Päpste, deren wichtigste vor einem Menschenalter in dem Syllabus Pius IX. zusammengefaßt und erneut sind, beanspruchen aber Gehorsam von jedem

Katholiken. Gewiß wird in Zeiten wie die jetzigen den Katholiken nicht auferlegt, sich gegen alle durch den Syllabus verurteilten Gesetze aufzulehnen. Die Kurie weiß sich starken Staaten und Zeitrichtungen gegenüber anzupassen: aber es ist darum die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß die Kurie von ihren Gläubigen verlangt, die Grundsätze, auf denen die Gesetzgebung über Schule, Kirche, Ehe und andere Gebiete im deutschen Reich beruht, anzusehen als Ordnungen, die mit dem Willen und Gebote Gottes unvereinbar seien und denen man sich nur zu unterwerfen habe, so lange es an der Macht fehle, sie zu zerbrechen. Aber wo sie es vermochte, hat die Kurie die Untertanen zum Aufruhr und zum Widerstand gegen die Gesetze aufgerufen, hat Rebellen und fremde Eroberer unterstützt und solchen Aufruhr einen Kampf für Gottes Ehre genannt und mit dem Schleier der Heiligkeit umgeben. Als sich 1648 die deutschen Staaten nach einem dreißigjährigen Religionskriege über die Grundlagen eines friedlichen Zusammenlebens der Katholiken und Protestanten geeinigt hatten, sprach die Kurie die Verwerfung dieser Friedensbestimmungen aus. In gleicher Weise verwarf sie 1701 den feierlichen Staatsakt, durch den sich der Hohenzoller Friedrich I. zum Könige erklärte: das sei eine Beleidigung Gottes, es dürfe ein Ketzer nicht mit königlichen Ehren erhöht werden. In ähnlicher Weise erklärte sie andere Verträge und Akte der Regierung und Gesetzgebung in den verschiedensten Staaten für nichtig, in unseren Tagen, wie ehemals. Es ist nun leider eine weitverbreitete Gewohnheit, solche Erklärungen der Kurie als leere Formalien zu behandeln, denen man keine Bedeutung beizumessen habe. Die Kurie könne nun einmal nicht anders, sie sei durch ihr Wesen gezwungen, eine Anerkennung der ketzerischen Religionen, wie sie der westfälische Frieden aussprach, zu verwerfen und ebenso die Erhebung eines Ketzers zu königlichen Ehren. Die Kurie meine damit nichts Böses, sie könne erwarten, daß man sie gewähren lasse. Solch Räsonnement ist scheinbar ein Akt historischer Objektivität. Allein man sehe doch nur einmal genauer zu. Was wird da gefordert? Der Staat und im besonderen die Protestanten im Staat sollen sich von der römischen Kurie verfluchen und verwerfen lassen und sich dabei trösten, daß die Kurie das nicht ernsthaft meine. Ist denn die Kurie eine zahnlose Alte, die in der Welt nichts mehr will und nichts beansprucht, als daß man sie ihr Leben in Ruhe beschließen und bis ans Ende in der Art, die ihr gefällt, fluchen lasse? Ist die Kurie nicht eine verjüngte Macht, verjüngt durch die Machtmittel, die ihr die Preßfreiheit und der Parlamentarismus des modernen Staats darbieten? Nein, in Akten wie die Verwerfung der kirchlichen Feststellungen

des Westfälischen Friedens im 17. Jahrhundert und die Verwerfung der preußischen Königskrone im 18. Jahrhundert nimmt die Kurie das Recht in Anspruch, politische Verträge der Staaten unter einander wie die Gesetze der Einzelstaaten zu verwerfen und die Unterthanen von ihrer Befolgung zu lösen. Ob sie sich mit solchen Erklärungen in Breven und Bullen begnüge, oder ob sie Krieg und Aufruhr entfesselt, das hängt davon ab, ob sie einen Kondottiere findet, der den Krieg führt, oder beutelustige Nachbarn, die über den Staat herfallen und ihre Gier unter dem Vorwande verbergen möchten, für Gottes Kirche zu streiten. Das haben England und Frankreich erfahren, Venedig und Florenz und so viele andere Staaten, besonders aber das heilige römische Reich deutscher Nation und seine Fürsten. Leere Formen sind solche Flüche des Papstes, wenn er keine Macht hat; Brandfackeln aber sind es, die Stadt und Land in Flammen setzen, wenn er Macht dazu findet, und recht grausame Mordbrenner in ihrem Dienste hat die Kurie sogar mit dem Kardinalshute belohnt.

Verwandt dieser irrigen Beurteilung der Angriffe der Kurie auf die Verträge und die Gesetzgebung der Staaten ist die noch allgemeiner verbreitete Neigung in der geschichtlichen Betrachtung der päpstlichen Politik, den Mißbrauch der geistlichen Gewalt im Kampfe für politische Zwecke — sei es auch nur um ihren Nepoten ein Lehen oder gar eine Krone oder eine vorteilhafte Heirat oder eine reiche Einnahme zu verschaffen — als etwas Harmloses anzusehen, als etwas, was man der Kurie eigentlich nicht als Mißbrauch anrechnen dürfe. Und in welch entsetzlichem Umfang ist dieser Mißbrauch getrieben worden: wie sind die Söhne zum Kampf gegen die Väter aufgehetzt, wie viele Städte und Länder sind Jahre hindurch mit dem Interdikt belegt und des Trostes der Religion beraubt worden, weil es die Familienpolitik der Päpste so mit sich brachte! das war im achten Jahrhundert so und im neunten, in der Zeit jenes Menschen, den Otto I. vom päpstlichen Stuhle entfernen mußte, ebenso in der Zeit Heinrichs III. und weiter in der Zeit Gregors VII. und Bonifaz VIII., und um von den Päpsten der Renaissancezeit zu schweigen, nicht anders im 16., 17. und 18. Jahrhundert.

Zu dieser Betrachtungsart mischt sich dann leicht eine ungesunde Sentimentalität. So pflegt man den Kampf König Philipp des Schönen von Frankreich mit Bonifaz VIII. und den erfolgreichen Überfall des Papstes in Anagni als ein Verbrechen darzustellen, das ein kriegerischer Monarch gegen einen armen wehrlosen Greis beging. Allein dieser wehrlose Greis — der übrigens nach der neuesten Forschung etwa zehn Jahre

jünger gewesen zu sein scheint als man bisher annahm — war ein rücksichtsloser Gewalthaber, der die Welt mit Aufruhr und Verrat, mit Krieg und Brand erfüllte wie nur irgend ein weltlicher Fürst und der überdies zu einem großen Teile seiner Maßregeln durch kleinliche Familienpolitik getrieben wurde. Wohl hatte Bonifaz VIII. einige Regentengaben, die der Historiker nicht übersehen darf, und auch in der ganzen Art, wie er das Papsttum zu erneuern suchte, liegt eine gewisse Größe: aber zu solch sentimentaler Betrachtung ist kein Grund vorhanden. Er ist mit List und Gewalt bekämpft worden, genau wie er seine Gegner mit List und Gewalt bekämpfte. Man tut wahrlich schon mehr als genug, wenn man bei seiner Beurteilung außer Rechnung läßt, daß dergleichen Waffen einem Manne am wenigsten ziemen, der als „Stellvertreter Christi“ angesehen sein will.

Die Kurie ist ihrem Wesen nach keine religiöse Einrichtung, sondern eine politische, sie ist ein Staat, und ihr Ziel ist Herrschaft. Den Kampf um diese Herrschaft führte sie im Mittelalter offen und direkt. Alle Staaten sollten von ihr abhängig sein und die Könige dem Papste die Füße küssen. Heute führt sie diesen Kampf im Namen der Freiheit der römischen Kirche in den Staaten; aber das Ziel ist das gleiche.

Das Aufsichtsrecht, das der Staat über alle Korporationen, ihre Besitzungen und Rechte ausüben muß, um eine jede bei ihrem Rechte schützen zu können, soll den Besitzungen und Privilegien der römischen Kirche gegenüber möglichst aufgehoben werden. Der Staat soll ihren Besitz schützen, ihren Ansprüchen den Nachdruck seiner Gewalt leihen, aber damit soll seine Rolle zu Ende sein. Die Rolle, die die Kurie dem Staate zumutet, ist wie im Mittelalter die Rolle des Büttels. Und weiter beansprucht sie auf allen Gebieten, die den Glauben und die Sitte berühren, maßgebenden Einfluß zu haben, und damit reicht sie, wohin sie will. Es ist nicht möglich eine Schranke zu ziehen, die nicht mit diesem Grundsatz durchbrochen würde. Giebt der Staat im Grundsatz das zu, was die Kurie unter Freiheit der Kirche versteht, so hat er das Szepter aus der Hand gegeben und ist vor allem unfähig, die anderen Konfessionen vor dem rücksichtslosen Druck zu schützen, den die römische Kirche überall da ausübt, wo sie die Macht dazu hat. Bei diesem Kampfe um die angebliche Freiheit spielt heute eine große Rolle die Klage, daß in Preußen den Katholiken nicht die „Parität“ gehalten werde, die gleiche Berücksichtigung bei Besetzung der Ämter im Staat. — Nun ist zunächst der ganze Gedanke zu verwerfen, daß der Staat bei der Wahl seiner Beamten darauf sehen solle, daß von jeder

Konfession ein ihrer Zahl entsprechender Prozentsatz angestellt werde. Der Staat soll die Brauchbaren nehmen ohne Ansehn der Konfession, einzig nach den Regeln sich richtend, die für die Laufbahn bestehen! Wir sind Bürger des Reichs, gleichviel welche Konfession ein jeder hat. Es heißt den Begriff des Bürgers zerstören, wenn wir ihn konfessionell spalten.

Aber bei diesem Paritätsgeschrei ist regelmäßig noch eine andere Täuschung. Die ultramontane Presse berechnet ihre Forderungen nach der Kopfzahl der Katholiken, während doch höchstens die Kopfzahl derjenigen Katholiken gerechnet werden könnte, welche die nötigen Studien und Prüfungen bestanden haben. Noch wichtiger ist aber Folgendes. Die ultramontane Agitation fordert Stellen nach der Zahl der Taufschein-Katholiken, bei den Berufungen in höhere Aemter will sie aber nur die „echten“ d. h. die zur ultramontanen Partei gehörenden oder doch der kirchlichen Leitung sich nicht entziehenden Männer gelten lassen. Werden liberale Katholiken angestellt, so wird das als eine Täuschung, als eine verschleierte Durchbrechung der Parität hingestellt.

Über alle diese Dinge ist seit den letzten Jahrzehnten lebhaft gestritten worden. Mit besonderer Schärfe hat Bismarck vor nun 50 Jahren bei Gelegenheit des badischen Kirchenstreits die Grundzüge dieser Verhältnisse klargelegt. Der Führer der Ultramontanen war damals der Bischof von Mainz, Freiherr v. Ketteler. Er leugnete zwar die Rolle zu spielen, die man ihm zuschrieb, aber das mag in Nebenfragen zutreffen, in der Hauptsache war er es, der damals den ultramontanen Agitationen Leitung und Nachdruck lieh. Der Freiherr v. Ketteler war nun nicht bloß ein kluger, energischer und vor allem in der Benutzung der Presse höchstgewandter Fechter, sondern auch ein Mensch, den man persönlich lieben und achten möchte. Die Auswahl aus seinen Briefen, die Raich 1879 herausgegeben hat, bietet — so der Brief an seine Großnichte S. 508 — gar manche Stelle, die ein liebenswürdiges Empfinden, Höflichkeit des Herzens und wirkliche Frömmigkeit offenbaren. Aber seine Argumentationen fordern nicht nur oftmals den Widerspruch heraus, sondern möchten uns gar an seiner Ehrlichkeit zweifeln lassen. Er denkt auf der einen Seite ganz modern und auf der andern wieder ganz mittelalterlich. Er behandelt die kirchlichen Bestimmungen des Westfälischen Friedens als das Grundgesetz des Reichs, und vindiziert doch dem Papste, der sie verwarf, das Recht solche Bestimmungen für nichtig zu erklären. Bei jeder tiefer gehenden Debatte wiederholt sich dieser Gegensatz und so ist es fast überall, wo man mit Ultramontanen über dergleichen Fragen kämpft. Sie sind empört, wenn man den Syllabus zitiert als Beweis, daß der

Papst die Katholiken nötige, die Grundlagen der Verfassung des deutschen Reichs zu bekämpfen. Sie behaupten, der Syllabus sei keine Erklärung ex cathedra — aber sie entziehen sich der Erklärung, daß der Syllabus irrige und nichtige Behauptungen enthalte. In gleicher Weise suchen sie die Bulle Unam sanctam bei Seite zu schieben. Und doch ist kein Zweifel, daß Bonifaz die ganze Bulle und alle ihre Bestimmungen als bindende Vorschrift gemeint hat und jeden mit dem Banne getroffen hätte, der sich eine Auswahl gestattete. Die Ultramontanen haben einen Vorrat von Worten und Begriffen, die andere Menschen nicht oder nicht so verstehen. Sie leben in einer anderen Welt und reden eine andere Sprache.[1]) Darum ist die Gefahr so groß, die sie dem Deutschen Reiche bringen. Darin liegt es auch, daß es ihnen gelungen ist, einen großen Teil der orthodoxen Protestanten in die Vorstellung einzuwiegen, daß die frommen Katholiken ihnen näher ständen als die liberalen oder gar die dogmenlosen Protestanten. Diese orthodoxen Protestanten nennen die römische Kirche gern die Schwesterkirche, und in dem Apostolikum glauben sie ein gemeinsames Dogma mit ihr zu haben. Allein das Apostolikum wird von der römischen Kirche anders verstanden als von den Protestanten, und Schwesterkirche wird die protestantische Kirche von den Ultramontanen nie genannt und auch andeutungsweise nur dann, wenn sie für ultramontane Zwecke ins Schlepptau genommen werden soll. „Pestis" hat Leo XIII. — und der gilt ja doch wenigstens den Gutgläubigen als Friedenspapst — den Protestantismus genannt und als eine Pest wird er auch von allen Ultramontanen oder „echten" Katholiken angesehen. Diese Haltung der orthodoxen Protestanten, dies Werben um die Gunst der römischen Kirche und um eine Anlehnung an sie reicht noch weit zurück in die Tage vor dem Kulturkampf, ja vor 1848, sie ist aber durch die Entwicklung der politischen Verhältnisse seit 1866 und weiter durch die Ausbildung der Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Theologie in letzter Zeit noch verstärkt.

Diese dem Katholizismus zugewandte Seite der Protestantischen Kirche ist nun von ganz besonderer politischer Bedeutung durch den Einfluß, den diese Richtung unter dem protestantischen Adel gewonnen hat. Das Organ der deutschen Adelsgenossenschaft, das deutsche Adelsblatt, bringt zahlreiche Artikel die kirchliche Fragen behandeln oder berühren. Ich habe mehrere Jahrgänge darauf durchgesehen, und alle

[1]) Vergl. die vorzüglichen Artikel von Dr. Leopold Karl Goetz in den „Deutschen Stimmen" 1900 Heft 6 und 7.

waren von Protestanten aber in dieser um die Gunst der Ultramontanen und der „Schwesterkirche" bemühten Richtung geschrieben. Manche soziale und politische Antriebe wirken zusammen, den deutschen Adel in diese Richtung zu treiben, ein wesentliches Moment ist die partikularistische Verstimmung über den Sieg Preußens im Jahre 1866, in der sie sich mit den Ultramontanen in Preußen begegneten. Aber damit berühre ich die geschichtliche Entwicklung des Ultramontanismus, die eine besondere Behandlung erfordert. Die Summe aber der vorstehenden Erörterung ist die traurige Tatsache, daß die Gefahr einer weiteren Dauer des vorherrschenden Einflusses der Ultramontanen im Deutschen Reiche und im besonderen in Preußen groß ist, und daß kein Friede und keine ruhige Entwicklung zu erhoffen ist, ehe dieser Einfluß nicht gebrochen ist.

Wer da glaubt, daß dies Urteil zu hart und zu sehr vom protestantischen Standpunkt aus gefaßt sei, der mag die Worte lesen, die Baumstark in seiner Schrift „Plus ultra" darüber geschrieben hat. Baumstark wurde zwar von den Ultramontanen gehaßt und verfolgt, aber selbst so ultramontane Blätter wie die „Germania" und die „Kölnische Volkszeitung" mußten ihm bei seinem Tode das Zeugnis ausstellen, daß er bis an sein Ende ein treuer Katholik gewesen sei. Und seine Worte lauten wie folgt:

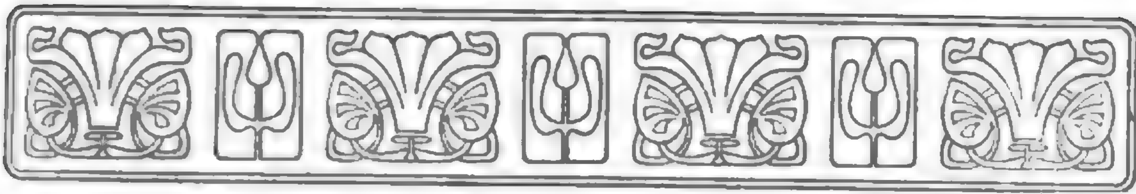
„Religiöser Friede ist für unser deutsches Vaterland nur möglich, wenn die ultramontane Richtung gebrochen, der religiöse Parlamentarismus vernichtet wird. Für die katholische Sache konnte nicht leicht ein größeres Unglück eintreten als die Bildung der religiös-politischen Zentrumspartei im deutschen Reichstag und preußischen Landtag. Die Zentrumspartei hat unter dem Vorwand einer diokletianischen Verfolgung, die nie bestand, und aus Haß sowohl gegen das protestantische Preußen als gegen das nicht ihren Wünschen entsprechende Deutsche Reich das preußische und das deutsche Volk bis ganz nahe an den Rand des Bürgerkrieges geführt. Ich betrachte den politischen Katholizismus der Zentrumspartei als ein religiöses Unglück für die katholische Kirche und zugleich als ein wahres Nationalunglück für das Deutsche Reich."

Auf dem eben beendeten Katholikentage, der großen Heerschau, welche das Zentrum jährlich über sein Gefolge abzuhalten pflegt, wurde verkündet: „Wir verurteilen aufs Schärfste die Religion zum Aushängeschild weltlicher Bestrebungen zu machen" und: „Keine Autorität achtet die ihr gezogenen Schranken so sehr wie die katholische Kirche." An solchen Worten haben die Kurie und ihre Verfechter nie Mangel gehabt — aber die Zustände, die in Italien, Österreich und Spanien in jenen Dezennien

des 19. Jahrhunderts erwachsen sind, in denen der Klerus Schulen und Universitäten und alle andern Gebiete des öffentlichen Lebens und der Regierung beeinflußte, wie die Aufstände in Belgien und die demagogischen Agitationen des Klerus in Polen und Irland beweisen, daß das alles leere Worte sind. Wie sich im 11. Jahrhundert Gregor VII. gegen die Staatsordnung erhob, mit der die frommen Kaiser des sächsischen und salischen Hauses regiert hatten und jeden Rebellen unterstützte, der ihm im Kampfe gegen die legitime Gewalt zu nutzen versprach, so untergräbt die klerikale Partei auch heute jede staatliche Gewalt, die ihrer Herrschsucht Schranken zieht. Und heute wie vor tausend Jahren wird die Religion mißbraucht um Geld und Gut zu häufen — es war und wird ein abscheulicher Wunderschwindel getrieben und eine Erbschleicherei, die vielleicht am schärfsten von dem frommen Kaiser Karl dem Großen gekennzeichnet[2]) ist, deren Spur man aber heute in der klerikalen Presse und in dem lawinenartigen Anwachsen der Güter der toten Hand ebenso wiederfindet. Das alles liegt vor Augen, und kann auch nicht beseitigt werden durch all die Werke der Liebe und des hingebenden Opfermuts, die wir an vielen unserer katholischen Brüder und Schwestern bewundern. Es handelt sich nicht um die katholische Religion, sondern um den Mißbrauch, den die politische Organisation der katholischen Kirche und ihre Vorkämpfer mit der Religion treiben. Das sollten sich vor allen doch auch die Konservativen sagen, die in den Klerikalen mit aller Gewalt Verbündete finden wollen, weil sie sich geängstet fühlen durch die nivellierende Gesetzgebung und die sozialen Bewegungen der Zeit.

---

[2]) In dem Kapitulare von 811. Monumenta Germaniae Legum Sectio II, Tom. I p. 160 f. „Heißt das der Welt entsagen, wenn man tagtäglich nichts anderes tut und denkt, als wie man seine Besitzungen vermehre? Wenn man die Leute bald mit dem höllischen Feuer bedroht, bald mit den Freuden des Paradieses lockt, bis die schwächeren Gemüter und unklaren Köpfe ihre Kinder enterben und ihr Gut an die Kirche schenken?" Diese Übersetzung ist aus meiner deutschen Geschichte bis auf Karl den Großen, II, 374 f. entnommen.



Wilhelm Hertz.[1])

Von

Adolf Stern—Dresden.

Als am 7. Januar d. J. der lebensvolle und liebenswürdige Dichter Wilhelm Hertz aus dem Leben schied, zeigte sich eine in den litterarischen Kämpfen der jüngsten Vergangenheit ganz selten gewordene, nahezu verschwundene Übereinstimmung aller ästhetischen Parteien von rechts und links, ein schier wunderbarer Einklang freudigen Lobes für den Verstorbenen. Es war, als ob allerseits gefühlt werde, daß der Besitz einer so durch und durch gesunden, mit den Urelementen poetischer Anschauung und Belebungskraft getränkten, mit kräftigem Natur- und feinem Kunstgefühl erfüllten Erscheinung, wie der Dichter des prächtigen „Bruder Rausch“ und der poetische Erneuerer von Meister Gottfrieds „Tristan und Isolde“, gewichtig in die Wagschale jedes litterarischen Bekenntnisses falle. Einen Augenblick lang wußten Alle, daß dieser schwäbische Poet, der in schlichter unbeirrter Sicherheit und Sachlichkeit seines eigenen Weges gegangen war, dem Endziel phantasievoller und reiner Gestaltung doch ein gutes Stück näher gekommen sei, als hundert Zielbewußte, auf den Fahrrädern moderner Programme und den Automobilen der Selbstberäucherung. Dergleichen Augenblicke der Besinnung pflegen leider nicht anzudauern, aber in ihnen ist man allerseits empfänglich für die Würdigung eines ganz selbständigen, ganz aus seinen eigensten Wurzeln und in seinem eigenen Boden erwachsenen Talents und so wird es den beiden Studien, die Weltrich dem Gedächtnis des Epikers, Lyrikers und poetischen Übersetzers Wilhelm Hertz widmet, an teilnehmenden Lesern nicht fehlen. Sie betiteln sich „Nekrolog“ und „Kritische Studie über Bruder Rausch, ein Klostermärchen“, schließen also eine kurze Biographie, eine Charakteristik des Dichters und eine Analyse seiner vollendetsten und prächtigsten Dichtung ein. Den innersten gesunden Kern der Persönlichkeit und der dichterischen Eigenart feinfühlig heraushebend, das außerordentlich Harmonische der Erscheinung und der Tätigkeit des Mannes mit besonderem Nachdruck betonend, einen vom

---

[1]) Wilhelm Hertz. Zu seinem Andenken. Zwei litteraturgeschichtliche und ästhetisch-kritische Abhandlungen von Richard Weltrich. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Gr. 8°. 92 S. M. 1.50, geb. M. 3.

Schicksal begnadeten Menschen in ihm erkennend, den Gemütsreichtum, den Gesinnungsadel und die vornehme Genußfreudigkeit, die in Wilhelm Hertz so glücklich gemischt und ausgeglichen waren, nach Gebühr würdigend, rühmt Weltrich das aufstrebende, sorgenfreie und im höchsten Sinne maßvolle Dasein, das dem Helden seines Nekrologs vom Glück gegönnt wurde. „Was zur Wohlgestimmtheit dieses Lebens nicht am wenigsten beitrug, ist der Umstand, daß Wilhelm Hertz keinen Zwiespalt von Neigung und äußerem Beruf zu erfahren hatte und daß die beiden Seiten seiner Begabung und Geistesrichtung, die dichterische und die wissenschaftliche, einander ergänzten. Im Fach der deutschen Litteraturgeschichte und Sprache an Hochschulen wirkend, hat Hertz die seinen Studien angemessene und ihm erwünschte amtliche Stellung gefunden und hat als Gelehrter auf dem Gebiete der Germanistik, der Sagenforschung und der Altertumskunde sich litterarisch betätigt.“ Den Wert der wissenschaftlichen, zumeist kleineren, aber meisterhaft sicheren, gründlichen und formell vollendeten Arbeiten des Dichters schlägt Weltrich mit allem Recht hoch an, rühmt den erstaunlichen Reichtum des Wissens und den Reiz der Abrundung, wie des sprachlichen Ausdrucks, in ihnen und hebt hervor, daß der Dichter dem Prosaisten und Forscher in diesem Stücke zu gute gekommen sei. Wenn er aber weiter meint, daß die wissenschaftliche Arbeit auch den Poeten gefördert habe, indem sie vor seiner Phantasie eine Stoffwelt ausbreitete, die episch neuzugestalten ihn immer wieder anlockte, und schließlich ausspricht: „Lebenseindrücke haben Wilhelm Hertz zum Lyriker gemacht; der Epiker Hertz aber ist aus den altdeutschen, angelsächsischen, altfranzösischen und altbretonischen Studien des Forschers und Dozenten emporgewachsen,“ so scheint uns die Fülle und Frische des persönlichen Urquells auch der Hertzschen Epik viel zu gering veranschlagt. Die Stärke der vom Leben und der lebendigen Anschauung genährten Phantasie verleugnet sich gerade in den kleineren epischen Dichtungen von Hertz nicht, ihr Abstand von den akademischen Produkten anderer „germanistischer Dichter“ ist ein ganz außerordentlicher; Hertz gehört zu den Belebern alter Überlieferungen und Sagen, die das Blut, das in den Adern alter Vorgänger pulst, in den eigenen Adern pochen fühlen, das Leben, das andere vor ihnen gestaltend ergriffen haben, in neuer Jugend schöpferisch erleben und schauen. Er war also der Stoffwelt, die seine Wissenschaft vor ihm ausbreitete, in weit minderem Maße zu Dank verpflichtet, als es Vielen scheinen will, ja er durfte sich des subjektiven, ihm allein gehörigen, rein poetischen Instinktes berühmen, der ihn das Leblose, Zufällige, bloß Historische in seinen Stoffen und Sagenüberlieferungen weit hinwegschieben und alle Kraft in der Belebung des menschlich Ergreifenden, menschlich Bleibenden sammeln ließ.

Im Grunde empfindet dies Niemand feiner und schärfer als Weltrich selbst, wie die eingehende Darstellung aller Verdienste des besten Gedichts von Wilhelm Hertz, die überaus gelungene Vergleichung seines Klostermärchens „Bruder Rausch“ mit den Überlieferungen in dänischen, niederdeutschen und hochdeutschen Drucken des sechzehnten Jahrhunderts überzeugend erweist. „Was Wilhelm

Hertz überliefert fand, hat ihm nur die Anregung, man kann kaum sagen, den Rohstoff gegeben; denn etwa die Hälfte seiner zehn Gesänge ist aus völlig frei schaffender Phantasie hervorgegangen, ist dem Stoffe nach eigene Erfindung und auch das Übrige ist in jeder Zeile so ganz sein geistiges Eigentum, daß nicht etwa von einer Überarbeitung eines älteren litterarischen Werkes, sondern nur von einer durchgreifenden Umdichtung der Sage, von einer Neudichtung gesprochen werden kann." Wollte aber eingewendet werden, daß dies nur von „Bruder Rausch", nicht jedoch von den übrigen kleinen epischen Dichtungen „Lanzelot und Ginevra", „Hugdietrichs Brautfahrt" und „Herr Heinrich" gelte, so mag man allenfalls zugeben, daß hier neben dem Rohstoff auch einzelne Motive und Züge von den mittelalterlichen Gedichten übernommen wurden, muß aber doch darauf beharren, daß die eigentliche, uns in Mitleidenschaft ziehende Belebung von der schöpferischen Phantasie, der unmittelbaren Anschauung und Empfindung des modernen Dichters ausgeht. Beruht doch auch der Vorzug der Hertzschen Erneuerungen mittelhochdeutscher und altfranzösischer Dichtungen („Rolandslied", „Aucassin und Nicolette", die poetischen Erzählungen der Marie de France und die anderen Gedichte des Spielmannsbuches, Wolframs „Parzival" und Gottfrieds „Tristan und Isolde"), Erneuerungen, die bewußt auf der Grenze wissenschaftlicher und poetisch-künstlerischer Arbeit verbleiben müssen, vor hundert ganz achtbaren Bemühungen, zum Teil auf jener Unmittelbarkeit. Selbst wo Hertz sich mit der Nachempfindung begnügen wollte, ist sie unwillkürlich, unbewußt Neuempfindung geworden. Bei der Stärke seines poetischen Gefühls, der sicheren Bildkraft seines Gestaltungstriebes, hatte Hertz eben nicht nötig, sich ängstlich an alte Vorbilder anzulehnen und war gewiß genug, den Hauch und Schimmer des Sagen- und Märchenhaften, der zu seinen Stoffen gehörte, doch niemals mit plumper Hand wegzuwischen. Und wenn Weltrich am Schluß seiner Studie über „Bruder Rausch" rühmt: „Tiefsinn wohnt in dem Werke, das doch, dem Leser gefällig, mit jedem Reiz des Schönen sich geschmückt hat. Denn die helle Lebensfreude atmet es, Grazie umfließt es, ein Strom von Wohllaut ist seine Sprache und aus allen Ecken und Enden quillt Schalkhaftigkeit und goldener Humor," so möchte ich einen guten Teil dieses Lobes auch auf „Hugdietrichs Brautfahrt" und „Herr Heinrich" übertragen sehen. Die Freude an der Gesamterscheinung dieses schwäbischen Poeten mag im Preis seines Meisterwerkes „Bruder Rausch" gipfeln, aber sie muß sich auf seine epischen Anfänge und die schönsten seiner lyrischen Gedichte zurückerstrecken.

Von besonderem Wert ist in Weltrichs Nekrolog der Nachweis, daß Hertz, dessen philosophische Jugendbildung in die Zeit der materialistisch-mechanischen Weltauffassung fiel, sich doch des Gefühls oder der Ahnung einer hinter dem Gegensatz von Natur und Geist vorhandenen Einheit nicht erwehrte. „Hätte der Dichter die philosophische Bewegung der Gegenwart Schritt für Schritt verfolgen können, so wäre ihm das Wiedererwachen eines metaphysischen Bedürfnisses nicht entgangen und schwerlich ohne Einfluß auf ihn geblieben." Doch

auch ohne das: „Die Meinung, daß der überwiegend düstere Charakter seiner philosophischen Weltansicht ihm das Leben getrübt habe, wäre sehr irrig. Wohl hatte auch er Stunden, in denen er die uralte Trauer aller Kreatur über Scheiden und Tod mitempfand und der Sinn und Endzweck des Lebens ihm zur Rätselqual wurde; aber er fand sich für seine Person in den Gedanken der Vergänglichkeit und in dem herrlichen Gedicht „Der Dinurstrom", gewinnt er dem mit der Kurzlebigkeit behafteten Lose des Menschen sogar eine tröstende und erhebende Auffassung ab." Daß ein so glücklich veranlagter Mensch und Dichter in seinen Schöpfungen das beste Gedächtnismal hat, hindert nicht, daß ihm auch ein anderes seines Lebens und Wirkens zu teil werde und nach diesen Umrissen zu urteilen, ist Weltrich zur Ausführung auch dieses Denkmals berufen.

Wanderers Herbstlied.

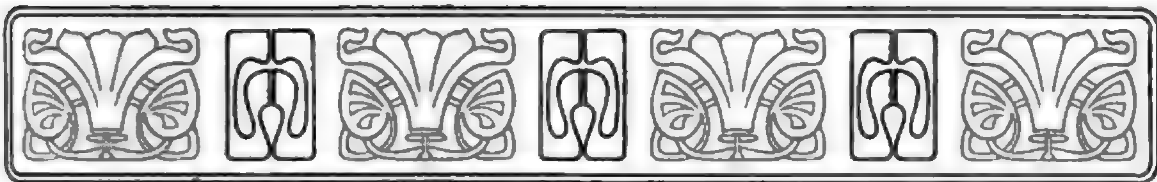
Der hohe Bergwald steht entlaubt
Und war doch erst so frisch und grün, —
Und wähntest du, begehrlich Haupt,
Du solltest ewig blüh'n?

Sieh fern im Duft dein Jugendbild!
Es grüßt und lächelt und entschwebt.
Dir wird so still, so wehmutmild;
Getrost, du hast gelebt.

Der Freuden Lenz, der dir verblich,
War sterblich wie der Lenz der Au;
Doch über all dem öffnet sich
Des Himmels ew'ges Blau.

Es kommt ein Tag mit sanftem Licht,
Da führt auch dich dein Weg zur Ruh'.
Was drüben liegt, dich schreckt es nicht —
Drum wandre, wandre zu.

Wilhelm Hertz.



Wiener Brief.

Von

Cato.

Nachdem Jahre hindurch die Atlantische Seite des Weltteils im Vordergrunde gestanden ist, scheint nunmehr die dem Orient zugeneigte, die Mittelmeerseite, die Aufmerksamkeit des Politikers auf sich ziehen zu wollen. Eine von der Ostsee, sagen wir von Polen über Böhmen, Ungarn, die Czernagora, Albanien und Macedonien südwärts gezogene Linie deutet ungefähr die Länder an, in welchen es gährt; nun ist das Alles keine ungewohnte Erscheinung, in diesen Gegenden gährt es immer, aber die Besonderheit liegt darin, wenn es sich bewährt, daß seit etwa drei Jahren die unorganischen Trübstoffe eine Verstärkung durch Eingreifen staatlich wohlorganisierter Elemente empfangen haben.

In der polnischen Bewegung ist noch manches dunkel, aber zwei Umstände geben zu denken: der erste, daß bedeutende finanzielle Mittel dort am Werke sind, die es versuchen dürfen, im Kampf um den Bodenbesitz selbst mit der starken Geldmacht der deutschen Regierung zu ringen; der zweite, daß sich die revolutionäre Regung in Polen nicht gegen Rußland, sondern ausschließlich gegen das deutsche Reich gewendet hat. Sie dürfte ihren Antrieb von einer Seite empfangen haben, welche Rußland gefällig sein wollte, und das ist auch gelungen. Ohne Mitwirkung der Geistlichkeit war die polnische Bewegung nicht denkbar.

Daß es nicht Österreich-Ungarn ist, welches bei Leitung der polnischen Dinge das entscheidende Wort spricht, ist vorauszusetzen. Aber gleichwohl ist von Polen nach dem durch innere Kämpfe zerrissenen Österreich nur ein Schritt. Wenn es gegen das deutsche Reich geht, reicht der Czeche dem Polen die Hand. Die Äußerungen der czechischen Abgeordneten in der Delegation haben zwar an sich geringen Wert, sind jedoch wegen der notorischen Beziehungen czechischer Parteiführer zu dem Vertreter einer westlichen Großmacht nicht bedeutungslos. Auf die österreichischen Fragen soll hier nicht weiter reflektiert werden, allein daß

die niemals zur Ruhe kommenden österreichischen Zustände, trotz aller Liebe und Ehrerbietung, die dem Kaiser Franz Josef gewidmet wird, viel Zündstoff enthalten, viel Zündstoff aufhäufen und daher in gegebenem Falle eine Entladung begünstigen würden, bedarf keiner ausdrücklichen Beteuerung.

Die systematische Aufwühlung der ganzen Ostgrenze hat mit dem Kriege, den England in Afrika zu führen hatte, begonnen. Ohne Zweifel hat durch diesen Krieg die konservative Seite der europäischen Mächte gelitten, nicht gerade dadurch, daß England in dieser Zeit im Osten untätig blieb, wohl aber dadurch, daß seine Kontrolle der Weltlage im allgemeinen fehlte und sein natürliches Schwergewicht sich weniger geltend machte, daher die Mächte des Zweibundes ihre Glieder freier regten.

Letztere Tatsache ist am deutlichsten in Italien hervorgetreten. Mit der bewundernswerten Empfindlichkeit jener Nadeln, welche in der Erdbebenwarte des weiland Pater Sechi am Vesuv spielen, hat Italien sich der wirklichen oder von ihm vermuteten Machtverschiebung angepaßt. Wirtschaftliche Rücksichten haben zwar die Erneuerung des Dreibundes ermöglicht, aber man darf es aussprechen: das Herz Italiens ist nicht mehr ganz in diesem Lager. Es entgeht mir nicht, daß sich gegen diese Auffassung mancherlei Berechtigtes anführen läßt: der Besuch in Berlin, die dort gewechselten Reden, die starke und klare Persönlichkeit des Monarchen. Aber der König Italiens ist doch auch ein Volkskönig, nicht nur in der gewöhnlichen konstitutionellen Art, sondern auch in dem Sinne, daß er die Interessen, die Stimmungen, und nicht minder die Leidenschaften und Vorurteile seines Volkes in sich aufnimmt. Der Berliner Besuch, die Berührung des Savoyers mit dem interessenverwandten Hohenzollern mögen die konservative Seele Viktor Emanuels gestärkt haben, aber, in die heimischen Strömungen zurückversetzt, wird die entgegengesetzte Seele allmählich wieder die einstweilen zusammengefalten Flügel regen . . . . .

Es ist manchmal ratsam, auch in die Witzblätter einen Blick zu thun. Vor mir liegt eine Nummer des in Bologna erscheinenden „Papagallo“, darin steht eine hervorragende Figur, Rußland, zwischen zwei Gruppen, nämlich auf der einen Seite die Großmächte, auch der Sultan, auf der andern Seite die kleinen Balkanvölker und, gleichsam als ihr Wortführer, Italien, welches auf einer Leiter zu dem Ohre des Russen emporgestiegen ist. Was es einflüstert? Das ängstliche Lauschen der konservativen Gruppe wie die hoffnungsvollen Geberden der die Leiter Italiens haltenden revolutionären Gruppe reden deutlich genug. Es ist nicht anzunehmen, als habe der König Italiens in St. Peters-

burg in diesem Sinne sich wirklich geäußert, aber wohl darf man an talienische Politiker glauben, welche wünschen, der König habe so gesprochen, und die Meinung verbreiten wollen, das Ohr des Zaren sei für solche Worte zugänglich. Einen besondern Stempel erhält die Zeichnung des „Papagallo" durch die Figur des Österreichers, welcher in Gestalt eines rohen Henkers erscheint, wie er etwa auf altitalienischen Bildern bei der Kreuzigung Christi dargestellt ist. Jeder, der die Geschichte der Jahre 1848 und 1859 kennt, weiß, was das zu bedeuten hat. Es handelt sich wieder um heißbegehrte „Unerlöste." Jetzt aber steht Bosnien-Herzegowina im Vordergrunde, und man braucht nur an Cetinje zu denken, um den Sinn des Zukunftsbildes vollständig zu begreifen. Es könnte vom Fürsten der schwarzen Berge entworfen sein, dessen Einfluß auf die italienische Politik seit dem Einzuge seiner Tochter als Königin in Rom von Tag zu Tag zu wachsen scheint.

Das deutsche Reich wird bei diesen geheimen Vorgängen noch aus dem Spiele gelassen. Man wendet sich zunächst nur gegen dessen Vorlande und Verbündete in Wien und Konstantinopel. Das einzige Wort „Polen" jedoch und die Stellungnahme des von Rampolla geleiteten Klerus zeigen das letzte Ziel, wohin die Bewegung strebt. Sollte jemals in Mitteleuropa wieder der große Krieg um das linke Rheinufer entbrennen, so wird die Ostgrenze von Posen über Prag, Triest bis Serajewo aufflammen und einen bedeutenden Teil der Streitkräfte binden.

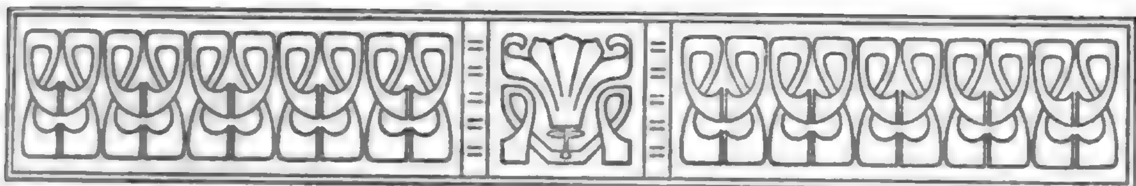
Unter diesen Umständen fällt am meisten Eins auf: die olympische Ruhe, mit welcher das meistbedrohte Österreich-Ungarn alle Warnungen an sich vorübergehen läßt. Scharfe Beobachtung der keimenden Ideen war zwar niemals Österreichs Stärke. Allemal hat es sich überraschen lassen. Oft und oft hielt es dann dem Gegner statt wirklicher Macht nur ein beschriebenes Papier als Talisman entgegen. Seine inneren Kräfte zu stählen, ihnen die Richtung zu weisen, auswärtige Freunde zu werben, mit den leitenden Ideen der Zeit sich auseinanderzusetzen, das ist dem Donaureiche fast nie gelungen. Vorbereitende Arbeit war in Wien selten beliebt, und oft genug reichte dann, wenn die Krise kam, die sonst ganz achtbare Heereskraft nicht aus, den von allen Seiten ausbrechenden Wogen siegreich die Spitze zu bieten. An all das also sind wir schon gewöhnt, aber daß in einer Zeit großer, tiefgreifender Bewegungen, die vielleicht an schmerzliche, jedoch unvermeidliche Ereignisse innerhalb der Dynastie anknüpfen werden, Österreich-Ungarn der Welt und seinen Verbündeten nichts Anderes zu bieten hat, als die ewigen Reisen nach Ratot, Budapest, Wien und Ischl, daß ferner die wichtigsten

Fragen ungeordnet bleiben, Alles in der Schwebe ist, daß die rastlose Arbeit weiterblickender Staatsmänner aus Mangel des erforderlichen energischen Rückhaltes vergeblich bleibt, die mühsam ins Gleichgewicht gebrachte Währung stockt, die Handelsverträge in der Luft schweben, die Staatsausgaben jede Reserve aufzehren, während gerade Italien sich finanziell außerordentlich gestärkt hat, und nunmehr nach Ost und West seine für Österreich selten Gutes verkündenden Fühlfäden ausbreitet — das begreife, wer will und kann! Viele werden es nicht können. Unter diesem Umständen muß man fragen: wo bleibt der gewiegte Minister des Äußern, Graf Goluchowski? Oder gehört auch er zu Jenen, welche hypnotisiert auf das mystische A E J O U starren? Warum hat er in Berlin gefehlt? Erst seine Anwesenheit wäre als der richtige Beweis für den lebendigen Fortbestand des Dreibundes verstanden worden. Freilich hätte man ihm von Wien aus Eines mitgeben müssen: den Rückhalt eines zielbewußten, auf fester Grundlage ruhenden Staates. Läge das ehrwürdige Kaiserreich auf einer Insel im Stillen Ozean, so könnte man sich ja ungestört ein Jahrzehnt hindurch um die Ausgleiche mit Czechen und Magyaren raufen. Da aber Österreich im mittleren Europa an der Schwelle des Orientes, also dem gefahrvollsten Punkte des Weltteiles, gelegen ist, so darf es sich jenen Luxus nicht mehr länger gönnen, muß mit künstlich angeschwellten Strömungen ein Ende gemacht werden, muß der Leiter des Auswärtigen erklären, daß er ohne Roß nicht reiten kann, muß Österreich wieder aus einem Zirkus, auf welchen alle Nachbarn mit Achselzucken blicken, zu einem Staate werden, der eine Pflicht, eine Aufgabe, eine lebendige Seele hat, mit Einem Worte gesagt: es muß in Österreich endlich wieder einmal regiert werden!

Die Klugheit des Staatsmanns besteht in der richtigen Wahl der Zeit.
Cavour.

* * *

Ein grosser Staat regiert sich nicht nach Parteirücksichten.
v. Bismarck 1867.



Im Vorort.

Eine Plauderei

von

Heinrich Seidel.

I.

Am Fuße des Fichtenberges bei Steglitz, an dessen Abhängen sich jetzt die großartigen Anlagen des neuen Berliner Botanischen Gartens ausbreiten, entspringt die Bäke. Sie fließt nicht wie eine schmale Quelle, sondern gleich als ein richtiger Bach aus den Teichen am Fuße des Fichtenberges ab, das heißt, jetzt ist dort nur noch ein einziger Teich, denn die übrigen, die mit dem schönen Baumbestand, der sie umgab, eine Zierde der Gegend bildeten, sind zugeschüttet worden und der Bebauungswut zum Opfer gefallen. Die Bäke nimmt bald einen von Lankwitz kommenden anderen Bach als Zufluß auf und wandert dann durch Wiesen und Erlenwäldchen bedächtig weiter nach Groß-Lichterfelde. Denn sie ist keines von den Gewässern, die es eilig haben, und zuweilen ist es recht schwer festzustellen, nach welcher Seite hin sie eigentlich fließt. Wenn sie den genannten etwas höher gelegenen Ort erreicht hat, verengt sich ihr Tal und streckenweise ist ihr Lauf gerade gelegt. Dieser Umstand aber, sowie der andere, daß sie hier, wie es für einen modernen Kulturort unerläßlich zu sein scheint, über einen Untergrund von verdächtigen Topfscherben und blechernen Konservenbüchsen einherschleicht, tut ihrer malerischen Erscheinung aber nicht den geringsten Abbruch, und die Bäke ist deshalb ein sehr beliebtes Objekt für dilettantische Photographiebeflissne. Ich glaube, sie gehört zu den am meisten photographierten Bächen in Norddeutschland. Die stattlichen Erlenbäume, durch die sie dahinfließt, deren feinste Verästelungen das stille Wasser wiederspiegelt, die seitwärts einfallenden Lichter, eine zierliche Brücke in der Ferne, und ganz am Ende ein Ausschnitt sonniger Landschaft geben ein Bild von solchem Reiz, daß der Nichtwissende gleich verwundert fragt:

„Wo ist das?" Worauf der auf seinen Ort nicht wenig stolze Lichterfelder etwas geschwollen antwortet: „Natürlich hier — unsere Böke."

Dieses schmale Bäketal, das Groß-Lichterfelde ziemlich genau in der Mitte durchschneidet und mit Wiesen, Erlenwaldungen, schönen alten Bäumen, großen und kleinen Teichen geziert ist, wird von drei Straßen durchkreuzt, die die Ost- und Westhälfte des Ortes mit einander verbinden. Hinter der dritten dieser Straßen erweitert sich das Tal wieder zu einer breiten langgestreckten Wiesenfläche, durch deren Mitte sich der Bach in den so beliebten „launischen Bogen" dahin windet. Diese sehr niedrig gelegene Wiese, die ebenfalls noch von dem weit ausgedehnten Orte fast ganz umschlossen ist, stellt wahrscheinlich einen im Laufe der Jahrhunderte zugewachsenen Teil des langgestreckten Teltower Sees dar. Das wäre der Lauf der Bäke, soweit er für Lichterfelde in Betracht kommt, allein da dieses kleine Gewässer bei seiner Länge von nur etwa 20 Kilometern sonst noch mancherlei Bemerkenswertes bietet und auch seine Tage gezählt sind, da in seinem Tale der neue Teltowkanal angelegt wird, so möchte ich ihn doch bis zu seinem Ende verfolgen.

Die Bedeutung Berlins beruht nicht zum geringsten Teile darauf, daß es im Mittelpunkte des alten Flußtales liegt, durch das die Gewässer der Weichsel und Oder in alter Zeit nach Westen und schließlich in Vereinigung mit der Elbe in die Nordsee strömen. Die ganze Mark ist erfüllt von diesen alten Wasserläufen. Sie kennzeichnen sich als stille Ströme wie die Havel, die für ihre fließende Wassermasse viel zu breit sind und fortwährend große seeartige Erweiterungen zeigen oder als eine fortlaufende Kette von langgestreckten Seeen und Wiesentälern, die an ein schmales Flüßchen oder einen Bach aufgeruht sind oder als riesige ebene Moorflächen von einem schmalen Flüßchen durchströmt wie z. B. das Rhinluch. In solchen Gegenden ist es verhältnismäßig leicht, Kanalverbindungen herzustellen und so geschah es, daß Berlin schon früh der Mittelpunkt eines großen Wassernetzes wurde und mit Weichsel, Oder, Elbe, Nordsee und Ostsee in Verbindung trat. In einem solchen alten Flußtale fließt nun auch als fadendünner Rest alter Wasserherrlichkeit die Bäke dahin und sie wird ganz verschwinden, damit durch den Teltowkanal dem großen Wassernetze eine neue Masche hinzugefügt wird.

Einen Begriff von der einstigen Stattlichkeit dieses alten Wasserlaufes gibt der langestreckte Teltower See, der eine tiefere Stelle des alten Flußlaufes bezeichnet und zwischen ansteigenden Ufern in einer Breite von einem halben und einer Länge von zwei Kilometern sich zu der guten alten Kreisstadt Teltow hinzieht. Auf die 3000 Einwohner

dieser Stadt blickt das Dorf Groß-Lichterfelde mit seinen 25000 Seelen (und was für Seelen) natürlich mit Achselzucken. Aber eins hat Teltow, was ihm niemand nachmacht, das sind seine Rüben, für die bekanntlich auch der große Goethe eine tiefe und innige Schwärmerei hatte. Nun, der wußte überhaupt, was gut schmeckt auf allen Gebieten. Die Teltower Rübchen sind ein Produkt der Vermükerung; sie entarten in jedem guten Boden und scheinen nur in einer bestimmten Sorte märkischen Sandes zu gedeihen, der sich in der Umgegend vom Teltow findet. Und wie die kleine wilde Walderdbeere einen Duft besitzt, wie keine der riesigen Gartensorten, so verdichtet sich auch in dem kleinen Teltower Gewächs ein wahrhaft vornehmes Rüben-Aroma, das nicht seines Gleichen hat. Wo aber diese kleinen Dinger wirklich wachsen, ist mir ein Rätsel, denn in der Umgegend von Teltow habe ich nie ein Rübenfeld gesehen, soviel ich auch danach ausschaute. Ich denke mir, sie werden von kleinen unterirdischen Sandgnomen gezogen auf Feldern, die in der vierten Dimension liegen und dem profanen Auge verborgen sind.

Zwischen Teltow und dem Dorfe Schönow bildet die Bäke den allmählich zuwachsenden Schönower See und geht dann wieder durch ein weites Wiesental, zur Rechten begrenzt von sandigen Kiefernhügeln und sumpfigen Erlenbrüchen des Klein-Machnower Forstes. In dem Dorfe Klein-Machnow angelangt, hat sie sich durch allerlei Zuflüsse so verstärkt, daß sie zur Arbeit angehalten werden und eine schon seit vielen Jahrhunderten bestehende Mühle treiben kann. Dieses Dorf, an einem schönen dunklen See gelegen, der auf der gegenüberliegenden Seite Eichenhochwald wiederspiegelt, zeichnet sich aus durch sehr breite mit schattigen Kastanienalleen bepflanzte Straßen, alte Strohdachhäuser und sonst noch Vielerlei, das dem Auge eines Malers wohltut. Im Sommer ist es deshalb besetzt mit vielen Malmännern und Malweibchen und es gibt wohl keinen gerümpeligen Winkel in diesem Dorfe, der nicht schon hundert Mal in einem Skizzenbuche stände. Ein ruinenhaftes, aber noch ziemlich in den äußeren Umrissen erhaltenes Schloß, zeigt nach Fontane die Merkwürdigkeit, daß es keine Geschichte hat, während in der Mark sonst das Umgekehrte stattzufinden pflegt, nämlich, daß die alte Burg oder das Schloß verschwunden, seine Geschichte aber noch vorhanden ist. Das Dorf ist seit Jahrhunderten im Besitz der Familie v. Hake. Aus ihr sind zwei General-Leutnants und ein General hervorgegangen, doch am bekanntesten und populärsten ist wohl jener Hans v. Hake, der dem Ablaßkrämer Tetzel damals in der Golmhaide bei Jüterbogk den Geldkasten wegnahm. Zu dem Gutshofe führt ein hübsches altes Sandsteintor mit einem

Medusenhaupt und einer Minerva geziert. Dies übt eine sonderbare Anziehung auf die wandernden Herren Lichtbildner aus und kein Photographenkasten kann dort vorbei ohne ein oder mehrere Male zu knipsen.

Wenn die Bäke Klein-Machnow verläßt, tritt sie in ein schmales fünf Kilometer langes Wiesental, das sich als ein altes zugewachsenes Flußbett kennzeichnet, überall von sandigen Kiefernhügeln eingefaßt ist und den einsamsten Teil ihres Laufes darstellt. Nach kurzer Zeit, wenn der Teltowkanal dort das alte Flußbett wieder eingenommen hat, wird sich das wohl ändern.

Dann gerät die Bäke wieder in den Bereich der Kultur, indem sie von der Wannseebahn und der Berlin-Nordhausenerbahn überschritten wird und dort liegt sehr anmutig der freundliche Ort Kohlhasenbrück, an dessen Namen sich wieder eine historische und zugleich litterarische Erinnerung knüpft, an den Rechtsfanatiker und Aufrührer Hans Kohlhase, dessen Schicksal Kleist den Stoff gab zu seiner berühmten Novelle „Michael Kohlhaas“. Nur drei Kilometer weit davon in der Nähe des Wannsees am Ufer des Stolper Lochs steht das Denkmal des unglücklichen Dichters an jener Stelle, wo er sich selber den Tod gab und wo er begraben liegt.

Gleich darauf findet die Bäke ihre Fortsetzung durch den schmalen, über drei Kilometer langen Griebnitzsee, der an der linken Seite von den terrassenförmig aufsteigenden Gärten schöner Villen der Kolonie Neu-Babelsberg, an der rechten von der Potsdamer Forst begrenzt wird, unbedingt der schönste Teil des Weges der Bäke, die nach dem Verlassen dieses Sees und nach kurzem Lauf zwischen Babelsberg und Glienicke hindurch in die Havel einmündet.

Es möchte fast scheinen, ich hätte diesem kleinen Bache zu viel Aufmerksamkeit gewidmet, aber es ist ein Nekrolog lieber Leser und die Bäke kann sagen: „Moritura te salutat!“ Sie wird dahingehen, aber ihr Tal wird bleiben und in diesem Tale wird ein Stärkerer wandern, der Schiffe und Lasten auf seinem Rücken trägt und das Rückgrat bilden wird für die große Vorortkette, die sich, jetzt noch mannigfach unterbrochen, über Steglitz, Groß-Lichterfelde, Teltow, Klein-Machnow und Neubabelsberg nach Potsdam hinzieht. Die im Innern dieses Kreises dem Grunewald zu gelegenen Orte Schmargendorf, Dahlem, Zehlendorf, Schlachtensee, Nikolassee und Wannsee werden allmählich mit sich und den vorgenannten äußeren Orten zusammenfließen und der Grunewald mit seinen schönen Havelufern wird eingeschlossen sein von einem gewaltigen Häuser- und Gärtengürtel und der Zukunftspark Berlins sein. Schon jetzt sagen Zeitungsnachrichten, daß dieser Forst für diesen Zweck endgültig

bestimmt ist und die Pläne für seine Umwandlung in einen Volkspark ausgearbeitet worden sind:

Der Gründer von Groß-Lichterfelde, ein Herr Carstenn aus Hamburg, der im Jahre 1864 die beiden gänzlich verschuldeten und devastierten Güter Lichterfelde und Giesensdorf kaufte mit der Absicht dort einen Vorort zu gründen, der gewissermaßen eine Station bilden sollte auf dem von ihm mit weitem Blick vorausgesehenen Vormarsche des westlichen Berlins nach Potsdam, hat die Blüte dieses Ortes und das Herannahen der von ihm vorausgesehenen Zukunft noch erlebt, allerdings unter traurigen Umständen. Er hatte im Jahre 1871 dem Militärfiskus ein Terrain von über 92 Morgen zur Erbauung des Kadettenhauses geschenkt und im Anschluß daran Verpflichtungen übernommen im Betrage von mindestens einer Million Mark. Als er dann im Anschluß an die große wirtschaftliche Krisis des Jahres 1873 in Schwierigkeiten kam, geriet er mit dem herzlosesten aller Ungetüme, dem Fiskus, in Streit und endlose Prozesse, und erstritt schließlich für die letzten Jahre seines Lebens als verarmter Geschenkgeber eine jährliche Rente von etwa 43000 Mark. Er hat sie nicht lange genossen. Vor einigen Jahren starb er und auf dem alten Dorfkirchhof von Groß-Lichterfelde liegt er begraben. Seine Schöpfung aber ist gediehen. Im Jahre 1864 hatten die beiden Dörfer Giesensdorf und Lichterfelde, auf deren Feldmarken Groß-Lichterfelde erbaut wurde, zusammen 622 Einwohner, jetzt im Jahre 1902 hat es 25000 und, wie man sagt, ein Straßennetz so groß wie das von Breslau, was sich dadurch erklärt, daß seine Häuser fast alle in Gärten oder Parks liegen und manche Straßen auch erst unvollkommen bebaut sind. Hoffentlich geht es mir mit dem geliebten und verehrten Leser nicht so wie es mir mit einem Süddeutschen erging, mit dem ich auf einer Reise von Leipzig nach Berlin zusammen in einem Schnellzuge fuhr. Wir unterhielten uns sehr gut, bis wir durch Groß-Lichterfelde kamen. „Wenn der Zug nur hier hielte," sagte ich, „wäre ich zu Hause, so aber muß ich erst nach Berlin fahren und dann wieder zurück." Dann pickte plötzlich der Kikrikihahn des Lokalstolzes an meinem Gehirn und ich ließ mich hinreißen, zu sagen: „Ein merkwürdig weitläufig gebauter Ort, er hat nur 19000 Einwohner, damals waren es nicht mehr, aber sein Straßennetz ist so groß wie das von Breslau." Der Süddeutsche war ein sichtlich wohlwollender und gutmütiger Mann, aber nun war es mit einmal aus. Er zog sich in sein Schneckenhaus zurück und deckelte sich zu. Kein Wort sprach er mehr und beharrte in einem vorsichtigen Mißtrauen. Ich glaube, hätte ich ihm nun noch

einen Schuß aus unserem Lichterfelder Riesengeschütz versetzt, wobei der Lokalstolz alle feindlichen Batterien zum Schweigen bringt, hätte ich ihm nun noch die absolut wahre Tatsache mitgeteilt, daß dieser Ort die erste elektrische Personenbahn der Welt gehabt hat, da hätte er wahrscheinlich die Notleine gezogen und den Zugführer um einen anderen Mitreisenden weniger gestörten Geistes gebeten. Aber ich tat das nicht, sondern erinnerte mich eines kleinen Erlebnisses, das ich einmal in Kissingen gehabt hatte. Im Mai des Jahres 1890 saß ich dort in einer kleinen Weinstube und unterhielt mich sehr angenehm mit den Wirtsleuten. Dies Jahr zeichnete sich aus durch einen ungewöhnlichen Frühling, der im Norden von Deutschland sehr warm, im Süden aber außerordentlich kühl verlaufen war. Deshalb hatte die Regel sich umgekehrt und der Norden war dem Süden etwa vierzehn Tage vorausgekommen, sodaß bei meiner Abreise aus Berlin der Flieder schon im Verblühen war, während er hier in Kissingen eben erst anfing sich aufzutun. Und ich ahnungsloser Säugling lasse mich hinreißen, diese beleidigende Tatsache den Wirtsleuten in aller Unschuld mitzuteilen. Aus wars — hinein ins Schneckenhaus, Deckel zu!

Das milde Antlitz lächelnden Vertrauens
Ward in des Argwohns Fratze jäh verkehrt.

Man begegnete mir nur noch mit einer stillen wortkargen Vorsicht und einer sanften beleidigenden Duldung, die deutlich sagte: „Nur nicht reizen!“ Kurz, man zeigte mir, daß man für Berliner Wind eine sehr feine Nase habe.

Das soll mich aber nicht abhalten, der Wahrheit gemäß mitzuteilen, daß hier in Lichterfelde am 16. Mai 1881 wirklich die erste elektrische Bahn der Welt eröffnet wurde und auch jetzt noch im Betriebe ist. Ja, und auch die Wiege des neuen elektrischen Schnellbetriebes kann man es nennen, denn die Versuchsbahn für diesen befand sich ebenfalls hier. Sonst aber ist Lichterfelde ein Ort, der von industriellen Anlagen verschont geblieben ist und die sogenannten Minarete der Arbeit fehlen ihm. Lichterfelde ist eine Gartenstadt oder vielmehr ein Gartendorf und fast alle seine Häuser liegen im Grünen. Da gibt es kleine und große Schlösser mit Türmen und Giebeln, umgeben von Parks mit Gebüschgruppen und kleinen Wäldchen und weiten Rasen. Plätze, auf denen im Frühjahr Magnolien blühen und im Sommer die Bananen ihre fabelhaften Blätter entfalten. Da gibt es stattliche Landhäuser, von denen ein Schimmer behablicher Wohlhabenheit ausgeht, in großen wohlgepflegten Gärten, da findet man Villen jeder Art und Form, von denen

fast keine der anderen gleicht, denn wenn der Deutsche sich ein Landhaus baut, baut er sich eins nach seiner Nase. So gibt es denn dort langweilige und lustige, stilvolle und regellose, Villen mit Säulen und Karyatiden und fidele Landhäuschen mit Erkern, Türmchen und bunten Giebeln, düstre Särge von dunkelroten Ziegeln und schneeweiße Putzkästchen, die wie Zelte aus dem Grün schimmern. Manche sind flach bedacht, manche steil und hoch gegiebelt. Diese wenden die schmale, jene die breite Seite der Straße zu. Während viele der Häuschen bis oben berankt sind von Efeu, Rosen und Kletterwein, verschmähen andere wieder diesen echten Landhausschmuck und stehen vornehm und gebildet da, umgeben von einer steifen feierlichen Leibwache aus geschorenem Taxus und Lebensbäumen. Ja, ein Häuschen kenne ich, das liegt auf einem kleinen Hügel, der in regelmäßiger Anordnung bepflanzt ist mit den verschiedensten Koniferen und anderen dunkelfarbigen Gewächsen und es sieht genau aus wie ein Mausoleum. Ich stellte es mir stets vor, als einzig bewohnt von einer einbalsamierten Leiche, die in dem schwarz ausgeschlagenen Hauptzimmer auf einem Postament zwischen Lorbeerbäumen in einem offenen Sarge ruht und ewig mit leeren Augen an die Decke starrt, bis ich endlich die Entdeckung machte, daß dort ein ganz fideler alter Herr wohnt, der eine Vorliebe für guten Rotwein und Teltower Rübchen mit Hammelfleisch hat.

In diesen verschiedenartigen Häusern wohnen nun ebenso verschiedenartige Leute. Viele Geschäftsleute und große und kleine Industrielle, die ihren Wirkungskreis in Berlin haben und meist von Lichterfelde nur ihr Haus und ihren Garten und den Weg nach dem Bahnhofe kennen, Gelehrte, Professoren, Schriftsteller und andere Geistesarbeiter, denen die ländliche Stille dieses Ortes zusagt, sehr viele Beamte, und Offiziere außer Dienst jeder Art, zahlreiche Rentner und manch ein kleinerer oder größerer Cincinnatus, der hier nun in aller Ruhe seinen Kohl baut. Überhaupt ist der Gartenbau in Lichterfelde sehr beliebt und besonders die Obstzucht wird von Dilettanten und Meistern, Kennern und Nichtkennern mit gleichem Eifer betrieben. Zuweilen werden im Herbst Ausstellungen veranstaltet, wo es sich zeigt, wer am Ort die schönsten Äpfel, die dicksten Kartoffeln und die schwersten Kürbisse gezogen hat. Da diese Zucht aber vorzugsweise in den Hintergärten betrieben wird, so fällt das im Äußern weniger auf und der Charakter des Ortes wird bestimmt durch die blütenreiche Vorgärten, deren fast kein Haus entbehrt. Auf ihren Frühling sind die Lichterfelder stolz und freuen sich, wenn ihn das erste Schneeglöckchen einläutet.

Leuchtende Krokus folgen, blauschimmernde Scillas und goldne Narzissen. In glühenden Farben leuchten die Tulpen, in zarteren die Hyazinthen. Bei dem Buschwerk hat schon im Februar der Seidelbast den Anfang gemacht, ihm folgt dann die golden schimmernde Forsythia und später bedeckt sich Prunus triloba mit tausenden von kleinen Röschen. Die japanische Quitte wird zum brennenden Busch, auf den Rasenplätzen entfalten die Magnolien ihre unzähligen Tulpenblüten und der Rotdorn hebt sich mit riesigen Farbenflocken aus dem hellen Grün. Und dann kommt die schöne Zeit, wo der Flieder blüt und der Goldregen seine schimmernden Trauben dazwischen hängt, wo der Faulbaum duftet und die Herzen unruhiger schlagen. Ihre Majestät die Königin naht, die Rose. Liebevoll gepflegt von vielen beschaulichen älteren Herren tut sie nun ihre Knospen auf schneeweiß, blaßrot, dunkelrot und purpurschwarz, zart gelb, lachsfarbig und weiß mit rosigem Anhauch. Die hohe Zeit ist da und dazu singen die Vögel unglaublich, denn Lichterfelde ist ein Ort, wos „von allen Zweigen schallt“. Das ist nun wohl nicht grade etwas besonderes und es wird wohl viele Orte im Deutschen Reiche geben, wo ländliche Stille herrscht, und alte Herren Rosen pflegen und wo es im Frühling noch viel schöner blüt und singt als hier, aber daß man das Alles haben kann 18 Minuten weit entfernt von dem brausenden Mittelpunkt der viertgrößten Stadt der Welt, das ist es, was einem solchen Vorort den Wert verleiht.

II.

Als ich im Jahre 1895 hierher zog, hatte ich mir als alter Vogelfreund ein Verzeichnis angelegt von den Vögeln, die ich zu finden hoffen dürfte, fand aber meine Erwartung nachher bei Weitem übertroffen, denn hier fehlt eigentlich nichts, was man nach dem Charakter des Ortes, der außer vielen Gärten in seinem Bereich auch noch Kornfelder, Erlenbrüche, Wiesen und unbebautes Land enthält, erwarten darf. Sogar der komische Wendehals hat schon vier Jahre hintereinander in meinem Garten gebrütet, und vor kurzem nisteten noch Kiebitze und Rebhühner innerhalb des Ortsbezirks. Auch zweier bewohnter Storchnester kann sich Lichterfelde noch rühmen; das eine steht auf einer verwitterten Ulme in der Nähe der alten Dorfkirche, das andere höchst stilvoll auf dem Strohdach einer Scheune in dem früheren Giesensdorf. Wenn manche die schnelle Bevölkerungszunahme unseres Ortes mit diesem Umstande in Verbindung bringen wollen, so ist dagegen zu bemerken, daß nach den neuesten ornithologischen Forschungen die freundliche

Tätigkeit dieser Vögel überschätzt wird und jedenfalls nicht in dem Maße stattfindet, wie wir in unserer Kindheit anzunehmen geneigt waren.

Natürlich ist die Amsel sehr häufig, obgleich sie erst vor etwas mehr als zwanzig Jahren in die Gärten Berlins und seiner Umgegend eingewandert ist, doch auch Nachtigallen sind noch in reicher Anzahl vorhanden. Wir hatten im vorigen Jahre dicht hinter unserem kleinen Garten einen richtigen Nachtschläger, der den ganzen Tag und fast die ganze Nacht hindurch sang, so daß er fast ohne Schlaf und Nahrung auszukommen schien. Wenn dieser bei Sonnenaufgang noch in voller Arbeit war und dazu von den benachbarten Wipfeln die Amseln ihre schwermütige Weise tönen ließen und dazwischen die Pirole ganz nahe am Hause ihre lauten Flötenrufe schallen ließen, da gab das ein Morgenkonzert, dem nur ein eiserner Schlaf auf die Dauer zu widerstehen vermochte. Der Pirol, dieser schöne stattliche Sänger, mit seinem Kleide von Gold und Sammetschwarz ist am Orte sehr häufig und hat viel von seiner Eigenschaft als einer der scheuesten und flüchtigsten Waldvögel verloren, so daß ich häufig die Gelegenheit hatte, ihn in allernächster Nähe zu beobachten. Diesem Umstande verdankte ich die Entdeckung einer Tatsache, die weder in der berühmten 12bändigen Naturgeschichte der Vögel Deutschlands von J. F. Naumann, noch im Brehm, noch in einem mir sonst zur Verfügung stehenden Werke dieser Art erwähnt war. Ich fand nämlich, daß der Pirol außer seinen allgemein bekannten wundervollen Flötenrufen, auch noch einen leisen schwatzenden und rasch dahinfließenden Gesang besitzt. Dieser ist nicht gerade schön mit krächzenden, schirkenden und schmatzenden Tönen gemischt, und hat mit den melodischen Flötenrufen, die oft ganz unvermittelt in ihn eingeflochten werden, gar keine Ähnlichkeit. Als ich dies in verschiedenen ornithologischen Zeitschriften bekannt gemacht hatte, kamen bald Zustimmungen von solchen, die, aufmerksam geworden, dieselbe Beobachtung gemacht hatten, aber auch von solchen, die den Gesang seit lange kannten, ja schon in der Jugend von ihrem Vater oder sonst einem älteren Manne darauf aufmerksam gemacht worden waren. Sie hatten aber, da sie keine Bücher dieser Art lasen, das für allgemein bekannt und für nichts besonderes gehalten. Das bestätigte mir wieder einmal eine Beobachtung, die ich schon früher gemacht hatte, daß nämlich im Volk bei Leuten, die Gelegenheit und Neigung zur Naturbeobachtung haben, eine Menge von Kenntnissen aufgespeichert sind, die nur darum nicht ans Licht kommen, weil die Leute gar nicht ahnen, daß sie etwas Neues und Unbekanntes wissen.

Mein Grundstück ist nur klein, nur etwas über zehn Ar groß und doch habe ich eine Menge Mieter, denen ich fünfzehn kleine Villen in Gestalt von Nistkästen errichtet habe und denen bei meiner Vizewirtin, der bekannten Mutter Grün außerdem mancherlei Wohngelegenheiten zur Verfügung stehen. Zwar sind manche der Villen nur von dem Proletariervolk der Feldsperlinge bewohnt, doch habe ich in den anderen auch ein besseres Publikum, Wendehals, Kohlmeise, Blaumeise und Gartenrotschwanz, eine oder zwei pflegen auch von Hummeln bewohnt zu sein. Im Buschwerk und in den Schlinggewächsen, die das Haus beranken, nisten fast alljährlich die Amsel, die Zaungrasmücke, der Gartenlaubvogel und der graue Fliegenschnäpper und in den Bäumen zuweilen der Buchfink und der Grünfink, so daß es an Frühlingsmusikanten nicht fehlt, um so mehr, da auch die umliegenden Gärten und Parks reich mit Singvögeln besetzt sind.

Von zahmen Tieren machen sich besonders die Hunde bemerklich, deren es in Lichterfelde unzählige gibt, Hunde von allen Arten und von jeder Größe. Riesige Neufundländer, Bernhardiner und Doggen, und in der Mittellage Bullenbeißer, Pudel, Dalmatiner, Wolfsspitze und alle Arten Jagdhunde. Ferner gibt es viele Foxterriers, deren jeder eine Ehre darin sucht, die dunkelbraunen Flecken auf seinem weißen Fell so blödsinnig wie möglich angeordnet zu tragen und außer Pintschern, Möpsen, Bolognesen und sonstigen kleinen Taschen- oder Nipptischhunden auch Hunde, die nach den Urteil der Kenner eigentlich garkeine sind, sondern nur eine Sammlung von Rasseneigentümlichkeiten, deren eine so schlecht wie möglich zu der anderen paßt, Hunde mit Pintscherkopf, Schlappohren, Windhundsleib, Teckelbeinen und dem gerollten Schwanze eines Spitzes und ähnliche sinnreiche Komposita. Der eigentliche Charakterhund von Lichterfelde aber ist der Teckel, nicht jenes schlanke geschmeidige, an Wiesel und Marder erinnernde Rassetier, das man in Forsthäusern findet, sondern der starkknochige, wohlgenährte, philisterhafte Biederteckel, der sein gutes Auskommen hat. Der Teckel ist bekanntlich einer der mutigsten und kampflustigsten aller Hunde und diese Eigenschaft verleugnet auch diese Abart nicht. Ich kenne einen, der öfter mit einem alten Ehepaar spazieren geht, und dem es Vergnügen macht, die größten Hunde anzugreifen und zu besiegen. Ich hatte einmal günstige Gelegenheit, den Verlauf eines solchen Kampfes mit anzusehen und seine Taktik dabei zu beobachten. Dem Teckel war ein so großer Hund begegnet, der ihm höchst wohlwollend entgegenkam. Er stand neben ihm, sah sehr liebenswürdig auf ihn hinab, wedelte mit dem Schwanze und bot ihm offenbar

seine Freundschaft an. Der Teckel sah abwehrend und tückisch aus und knurrte warnend. Der andere, dadurch nicht belehrt, fuhr fort mit seinen Freundlichkeiten und nun plötzlich stieß das kleine Tier ein Kriegsgeheul aus, machte einen ungeheuren Satz und verbiß sich mit geschicktem Griff in das Nackenfell des Riesen hinter dem Ohre und hing dort fest wie eine Zecke. Der große Hund, gekränkt in seinen heiligsten Gefühlen und schmerzlich berührt durch den Biß der spitzen Teckelzähnen, machte vor Schreck einen großen Sprung bis auf die Mitte der Straße. Da er dadurch seinen Peiniger aber durchaus nicht los wurde, so suchte er sein Heil in der Flucht und fing an in großen Sätzen höchst kraftvoll auszureißen. Der Teckel aber schaukelte dabei nach vorn und schaukelte nach hinten, er baumelte hin und her wie eine Quaste und man sah ihm deutlich an, welches Vergnügen ihm diese zusammengesetze Art der Fortbewegung machte. Der große Hund geriet in Verzweiflung, machte die tollsten Sätze und stieß heulende Laute aus, allein er wurde seinen Feind nicht eher los, bis dieser es satt hatte und abfiel wie ein vollgesogener Blutigel. Ich habe nie einen Hund so schnell um die nächste Ecke verschwinden sehen; der Teckel aber, geschwollen von den stolzesten Gefühlen und sozusagen über den ganzen Leib hinweg bis in die Schwanzspitze grinsend vor Wonne, watschelte behaglich wieder seiner Herrschaft nach.

Viele dieser Hunde, sowohl die Teckel, als auch die andern Arten langweilen sich, wenn sie sich hinter den Gittern ihrer Grundstücke eingesperrt im Garten herumtreiben und finden eine Erheiterung darin, fremde vorübergehende Hunde durch die Gitterstäbe hindurch zu beleidigen und zu kränken. Daraus entsteht dann gewöhnlich ein wütendes Zwiegespräch, dem das Gefühl gegenseitiger Unnahbarkeit noch mehr Nachdruck verleiht. Kommen keine Hunde vorbei, so nehmen sie auch mit Menschen vorlieb und begleiten jeden Vorüberkommenden mit wütendem Gebell bis an die Grenze ihres Reiches. Ich ging einmal spazieren und kam an eine Eckvilla, die die hübsche Inschrift trug:

„Ich mißfalle mannigem Mann,
Der mir auch nit gefallen kann!“

Sofort nahm mich so ein kleiner Kläffer in Empfang und begleitete mich innerhalb des Gitters mit gewaltigem Schimpfen um die Ecke herum. Als ich in der anderen Straße ging, suchte ich durch Freundlichkeit und Sanftmut sein Herz zu gewinnen, indem ich zu ihm sagte: „Ei, du bist ja ein gutes Hündchen, ein artiges Hündchen, ein liebenswürdiges Hündchen.“ Das aber reizte ihn nur zu noch größerem Zorn, und er gab mir zu verstehen, wenn er mich nur auf der anderen Seite des

Gitters hätte, da würde er mich niederreißen und mich hinterschlucken auf einen Happs. Da riß auch mir endlich die Geduld und ich sagte zu ihm:

Ich mißfalle mannigem Hund,
Der mir auch nit gefallen kunnt!

Der kleine Köter schäumte vor Wut und gab mir sein Mißfallen noch zu erkennen, als ich schon zwei Grundstücke weiter war. Er muß übrigens seinem Herrn eine Mitteilung über diese Angelegenheit gemacht haben, denn als ich kürzlich wieder bei dem Hause vorbeikam, war die Inschrift verschwunden.

Wir haben in Lichterfelde auch ganz etwas Vornehmes, nämlich einen litterarhistorischen Hund, eine Bulldogge, die einem bekannten Dichtersmanne gehört. Dieser Hund hat die Ehre, in eine Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, Aufnahme gefunden zu haben und darf nun doch wohl zu dem Hunde des Aubry und anderen berühmten Litteraturhunden Kollege sagen.

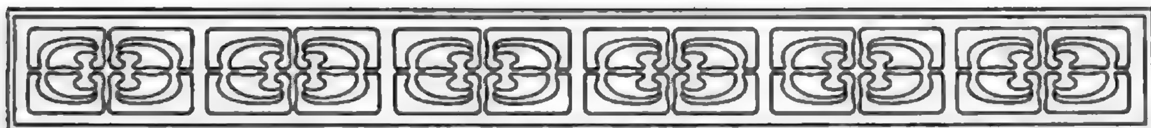
Die Krone aber aller Hunde an diesem Orte ist Lykoppe. Als mein Bruder Werner zur See ging und als Schiffsjunge soeben die erste Stufe der nautischen Ruhmesleiter bestiegen hatte, wurde er von dem ersten Matrosen gefragt: „Wo heißt Du?" Der Name Werner war damals noch sehr selten und ungebräuchlich und im Volke gar nicht bekannt. Als nun mein Bruder seinen Vornamen nannte, sagte der Matrose: „Wierner? Dat 's jo gorkein Nam! Du heißt Robert!" Und so hat er denn, bis er Steuermann wurde, Robert geheißen. Bei Lykoppe hätte jener Mann wahrscheinlich gesagt: „Lykoppe, dat 's jo gorkein Nam! Du heißt Bello!" Aber der Hund heißt wirklich so, ich kann nichts dafür. So habe ich ihn rufen hören und glaubwürdige Zeugen haben es mir bestätigt. Die Entstehung Lykoppes ist sehr seltsam und ungewöhnlich. Die Natur hatte die Absicht, eine riesige rauhe Raupe zu bilden, eine Raupe, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat, eine Raupe, die der ganzen Lepidopterenkunde einen Stoß gegeben hätte. Als sie nun mit schaffensroten Ohren mitten in der besten Arbeit und fast fertig war, kam ihr plötzlich das Bedenken, daß ihr diese Raupe kein Mensch glauben würde. Um nun das schöne Werk nicht ganz umkommen zu lassen, entschloß sie sich kurz, nahm von den acht Paren Raupenbeinen sechse weg, ließ nur ganz vorne und ganz hinten ein Par stehen und, siehe da, es war ein Hund, eine Art von kurzbeinigem Pintscher, den man durch eine Rundwalze hat gehen lassen und ihn dadurch um das dreifache verlängert hat. Wenn man ihn von ferne so langsam dahin-

trotten sieht, glaubt man immer noch, daß dort eine große Raupe kriecht. Lykoppe lebt in guten Verhältnissen und in der kühlen Jahreszeit trägt er einen fein gehäkelten Überzieher mit vier kleinen Hosenbeinchen daran, durch die seine Füße gesteckt werden. Zuweilen wird er spazieren geführt von einem Dienstmädchen und man sieht gleich, daß Lykoppe hier die Hauptperson ist. Er geht, wohin er will und bleibt zurück, wo er mag und weder Locken noch freundliches Zureden vermögen seine Schritte zu beschleunigen. Lykoppe ist ein Herr und stolz auf seine Männlichkeit. Wenn er jene Zeremonie erfüllt, die gute Hundesitte so oft als möglich zu verrichten vorschreibt, bietet er einen erhabenen Anblick dar. Das eine Beinchen gegen den Mittelpunkt der Erde gerichtet, das andere gegen den Zenith gekehrt, so daß beide zusammen eine schnurgrade Linie bilden, gewinnt er dann das Ansehen einer zweiflügeligen Schiffsschraube und der Ausdruck seines ganzen Wesens sagt: „Mir kann keiner!"

Doch von den Tieren ist nun wohl genug die Rede gewesen und es wird Zeit, wieder zu den Menschen und den menschlichen Einrichtungen zurückzukehren. Dieses Dorf Groß-Lichterfelde hat an höheren Bildungsanstalten ein Gymnasium, ein Realgymnasium, zwei höhere Töchterschulen und ein Kadettenhaus für tausend Kadetten, das von den Einheimischen kurzweg „das Korps" genannt wird. Für die jungen Leute, denen die höhere Bildung nur unter einem gewissen Druck beizubringen ist, sorgen einige sogenannte „Pressen". Außer der katholischen Kapelle und der protestantischen Kirche im Kadettenhause, sind noch die beiden alten Dorfkirchen da und zwei stattliche neue, deren eine sehr schön und sehenswert ist und ein herrliches Geläut besitzt. Regiert wird der Ort weise und wohlwollend von einem stattlichen Amtshause aus und für die Herstellung des leiblichen Wohles sorgt das stattliche Kreiskrankenhaus, dessen Chef kein geringerer als Schweninger ist. Als Garnison liegen hier außer den 1000 Kadetten die Gardeschützen, wohl eins der vornehmsten Infanteriebataillone Preußens. Zwei schöne Denkmäler zieren den Ort, eines für Kaiser Wilhelm I. und eins für Bismarck.

Groß-Lichterfelde müßte nicht in Deutschland liegen, wenn es nicht unzählige Vereine besäße, Vereine, die sich mit dem Wohle des Staates beschäftigen und solche, die ihre Aufmerksamkeit mehr dem engeren Kreise der Gemeinde zuwenden. Es hat eine Loge, „zu den drei Lichtern im Felde", mehrere Turn- und Gesangvereine und sogar einen Künstlerverein, der von Zeit zu Zeit Ausstellungen veranstaltet, wo man sich über die Blüte der Kunst an diesem Orte unterrichten kann. Mir ist von allen diesen Vereinen nur einer genauer bekannt, einer, der von

Leuten, die nicht die Ehre haben, ihm anzugehören, der „Klub der Mißvergnügten" genannt wird. Dieser Klub gefällt mir sehr, weil er ganz im Gegensatz zu seinem Namen aus lauter stillvergnügten Leuten besteht, die sich am Donnerstag Abend bei einem Glase Wein treffen, um sich zu unterhalten, was sein einziges Prinzip ist, und ganz besonders gefällt er mir, weil er keine Statuten hat. Ich habe eine vielleicht unberechtigte Abneigung gegen Statuten, sie kommen mir immer vor, wie Stacheldrahtzäune und diese, das wird mir wohl jeder zugeben, hat doch gewiß der alte Beelzebub selbst in einem seiner genialsten Augenblicke erfunden. Zwar einige wenige ungeschriebene Gesetze gibt es doch. Sie werden von den weisen Männern des Vorstandes in deren untrüglichen Gedächtnissen aufbewahrt und zur rechten Zeit angewendet. Eine geschäftliche Sitzung findet nur einmal im Jahre statt; sie dauert etwa fünf Minuten und besteht darin, daß sämtliche Mitglieder des Vorstandes durch Akklamation wiedergewählt werden. Dem Klub gehören die verschiedenartigsten Männer an, vom Grafen bis hinab zum bloßen Zeitgenossen, von der Exellenz bis hinunter zu solchen Leuten, deren simpler Name auch nicht mit dem kleinsten Ornament verziert ist. Natürlich bezahlt man in diesem Klub auch einen Jahresbeitrag, denn was wäre ein Verein ohne Beitrag, ihm fehlte geradezu das Rückgrat. Da der Klub aber so gut wie gar keine Ausgaben hat und es gegen die sehr idealen Anschauungen seiner Mitglieder verstößt, nutzlose Schätze anzusammeln, so hat man die geradezu geniale Einrichtung getroffen, am ersten Donnerstag des Jahres, wo der Beitrag gezahlt werden muß, eine allgemeine Neujahrsbowle anzusetzen und so das kaum in der Kasse geborgene Geld in angenehmer Weise wieder flüssig zu machen. Zwar gelingt dies nie ganz und die findigen Mitglieder des Vorstandes halten dann das Jahr hindurch fleißige Umschau, um eine würdige Veranlassung zu finden, ein passendes Ereignis durch eine zweite Bowle zu feiern. Es gelingt ihnen meistens. Ein sehr freundliches Licht wirft es aber auf die bürgerliche Solidität der Angehörigen dieses Klubs, daß sie sich förmlich dazu drängen, ihre Pflicht zu erfüllen und daß an dem Tage, wo es heißt: „der Beitrag wird bezahlt!" der Besuch so stark ist, wie sonst nie im Jahre.



Erwin Rohde.[1])

Von

Wolfgang Golther—Rostock.

Erwin Rohdes zwei große Arbeiten, die „Geschichte des griechischen Romanes" und die „Psyche", gehören zu den sehr wenigen gelehrten Schriften, die weit über die enge Zunft der Fachgenossen hinaus wirkten und sich einen ehrenvollen Platz in der Litteratur errangen. Der klassische Philologe hat darin zwei Fragen aufgegriffen, die allgemeine Teilnahme erregen, indem der Roman die vergleichende Litteraturgeschichte und Sagenkunde, die Psyche die Ursprünge der Religion behandelt. Aber vor allem spricht sich darin die Persönlichkeit des Verfassers aus. Rohdes Gelehrtennatur wird getragen und beschwingt durch ein kräftiges Stück Künstlertum. Rohde war Nietzsches Freund und gewann dadurch persönliche Beziehungen zu Richard Wagner. So berührt sich die stille Arbeit des Gelehrten unmittelbar mit lebendigster Kunst und Weltanschauung.

Crusius, Rohdes Fachgenosse und Nachfolger in Heidelberg, hat aus reichlich fließenden Quellen, aus Briefen und Tagebuchblättern, die er taktvoll und gründlich benützt, ein schönes Lebensbild des seltenen Mannes entworfen. In zwölf Abschnitten wird der äußerlich schlichte, innerlich um so reichere Lebensgang erzählt von den Schuljahren in Hamburg und den Studienjahren in Bonn, Leipzig, Kiel bis zu den Lehrjahren in Kiel, Jena, Tübingen, Leipzig und Heidelberg. Mit besonderer Teilnahme beschreibt Crusius die Entstehung von Rohdes gelehrten Arbeiten. Dieser Hauptteil der gründlichen, mit Anmerkungen und Nachträgen fast allzu schwer belasteten Schrift geht zunächst den klassischen Philologen an und kann hier nicht näher besprochen werden. Die äußere Form des Buches hätte vielleicht, gerade um Rohdes willen, nach etwas mehr künstlerischer Abrundung streben dürfen. Aber andrerseits verdient Crusius' außerordentliche Sorgfalt, die sich auch im Register trefflich bewährt, alle Anerkennung. Sie verstattet jedem, rasch und bequem das herauszuholen, was ihm an Rohde das Wichtigste und Wesentlichste dünkt.

Ein schönes Bild, Rohde im 30. Lebensjahr, eröffnet das Buch. Auge und Antlitz gemahnen leise an König Ludwig II., der künstlerische Zug tritt

---

[1]) Crusius, Erwin Rohde. Ein biographischer Versuch. Mit einem Bildnis und einer Auswahl von Aphorismen und Tagebuchblättern Rohdes. Tübingen und Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr (P. Siebeck) 1902. 8° VI, 296 Seiten. M. 6.60.

stark hervor. Rohde war glücklich, seine beiden Seelen, die künstlerische und die gelehrte, fanden den rechten Ausgleich, er geriet in keinen innern Zwiespalt und hat sein Leben lang den hohen Idealen, zu denen ihn der junge Nietzsche begeisterte, echte Treue gehalten. Er wußte sich aber auch zurückzuhalten und zu bescheiden, wo Anlage und Fähigkeit versagten. Es ist erhebend, die in hohen, überpersönlichen Zielen wurzelnde Freundschaft der beiden jungen, gleichgestimmten Seelen aufblühen und sich festigen zu sehen. Und wir empfinden aus den Augenblickstimmungen der Briefstellen von neuem den tiefen Schmerz über Nietzsches Abfall, zu dessen Erklärung und Entschuldigung Chamberlain im Vorwort zur 3. Auflage der Grundlagen S. 16—17 für mein Gefühl das allein richtige Wort gefunden hat. Mit Scharfblick erkennt Rohde fremde, unedle Einflüsse, die Nietzsches Wandlung wesentlich mit bestimmten. So schreibt er z. B. S. 97: „Die Forderungen des alten N. waren allerdings für diese Welt zu hoch gespannt, nichts kam in dieser Zeit jemals ihnen entgegen. Jeder von uns hat wohl in seiner eignen Person es tausendmal erfahren. Aber das Hohnlachen, das er nun für seine eigenen einstigen Ideale hat, klingt krank und schneidend, mir wird bei seinen Deduktionen nicht frei und heiter zu Mute, sondern beengt und schmerzvoll. Ich hoffe aber bestimmt, daß der mir wenigstens geradezu unheimliche Einfluß, den Rée mit seiner Sophistik auf die im Grunde so ganz verschiedene Natur N.'s gehabt hat, ein vorübergehender sein werde und er dereinst auch sich selber wieder finden wird." Später, als sich diese schöne Hoffnung nicht erfüllte, meinte Rohde, an Nietzsche Spuren einer Erkrankung zwar nicht des Denkens, wohl aber des Empfindens wahrzunehmen. Und zum Fall Wagner schreibt er: „Sein Verhalten zu Wagner zeigte, daß wirklich längst etwas krank war in ihm; denn sicher wäre ihm in diesem Falle diese Art des Kampfes unmöglich gewesen nach seiner ganzen Natur." Daß es aus geringfügigem äußerem Anlaß zum Bruche kommen mußte, war nur natürlich. Als der überreizte Nietzsche mit abschreckenden Trivialitäten und mit Verleugnung jeglichen Anstandsgefühles deutsche Art und Kunst beschimpfte, war er von Rohde geschieden. Vom vierten Teil Zarathustra schreibt Rohde S. 177: „Ein wunderliches, aber ergreifendes Buch, an dem ich überall den tiefsten, eignen Klang einer zum Abgrund hinabschreitenden großen Seele höre. Wie N. sich so in seine Traumwelt förmlich familiär einlebte, ich kann das Alles nur mit wehmutsvoller Erschütterung lesen. Diese Erfahrung, den tiefsten und reichsten Geist, der Einem begegnet ist, im Wahnsinn und in die Unzugänglichkeit seiner Wahnwelt verschwunden zu wissen — das klingt immer wieder auf in Einem mit einem unbeschreiblich traurig machenden Totenglockenklang." Viele gedankenlose Nachbeter des kranken Nietzsche sollten doch zur Einsicht kommen bei der Haltung Rohdes, der Nietzsche tiefer liebte und verstand, als irgend sonst ein Mensch. Und gerade darum war ihm des Freundes herrliches, unvergängliches Teil unverlierbar, die Welt des jungen, edlen und wahrhaft großen Nietzsche, die Rohde einst ihm aufbauen half.

Rohdes Verhältnis zur Kunst überhaupt und zu Wagner im besondern erhellt am besten aus folgenden Aussprüchen: „Das Gefühl habe ich allerdings von Bayreuth mitgenommen, daß wir dort unsere Heimat zurückgelassen haben und daß ich die moralische Verpflichtung habe, mich im Kampf um dieses höchste Gut Dir, mit meinen schwächeren Kräften, als einen Waffenbruder an die Seite zu stellen" (S. 52).

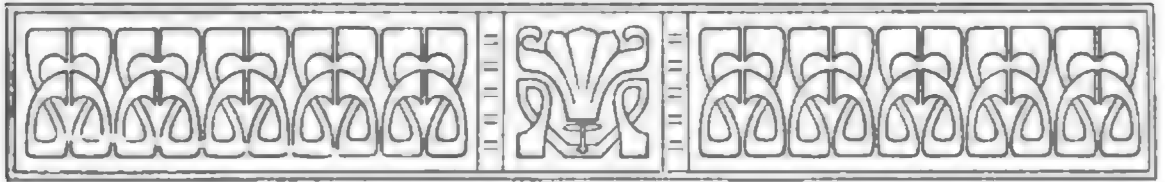
Rohde hat Wagners Büste „stets vor Augen, eine fortwährende Erquickung mit seinen in jedem Zuge festen, bedeutenden und stolzen Linien"; ein kleinlicher Gedanke, meint er, könne in solcher Gegenwart gar keine Wurzel schlagen (S. 90).

Zum Tristan schrieb er 1875: „Gewiß gibt es in der Welt keine andere Musik von solcher Notwendigkeit; meine Seele sang unmittelbar mit in diesem tönenden Meeresrauschen der stürmenden Empfindung. Da ist nichts von künstlich-künstlerischer Willkür". Der Tristan blieb neben den Meistersingern sein Liebling (S. 126).

„Neulich habe ich Wagners und Liszts Briefwechsel gelesen und bin selten so im Innern ergriffen worden. Mir wenigstens vergeht allemal, wenn ich solche unmittelbarste Lebensäußerungen Wagners, dieses vollblütigen und lebenskräftigen Menschen (den nur allzuheftiger Lebensdrang, und nicht Blutarmut, zuweilen lebenssatt und trübe machte) lese — mir vergeht die Lust (vielmehr sie kommt gar nicht auf), über ihn zu Gericht zu sitzen, ich lasse mich froh und begeistert tragen in dem starken und voll bewegten Element" (S. 159).

Auch Rohde hat es beim Parsifal, soweit dieses Werk andre als rein künstlerische Zwecke zu verfolgen schien, nicht über sich gewonnen, dem Meister Gefolgschaft zu leisten. Aber es blieb für ihn das erhebendste Ereignis seines Lebens, daß er einem Genius, wie Wagner, sich persönlich hatte nähern dürfen, er kannte keine tieferen künstlerischen Eindrücke, als die waren, die er von den Festspielen mitnahm (S. 119).

1876 eilte Rohde, sobald er konnte, aus der „Dunstluft" der Universität heraus nach Bayreuth, dem „einzigen Ort der Welt, wo er sich und alle seine Leiden völlig los wurde" (S. 88). Während der kranke Nietzsche die übermächtigen Eindrücke einer Wagner'schen Partitur einfach nicht mehr aushielt und daher zu Bizet hinabstieg, findet Rohde gerade nach schweren Erlebnissen, daß der Bayreuther Aufenthalt für ihn fast die Wirkung einer Heilkur habe (S. 182). Wer ist nun decadent, Nietzsche, der Wagner'sche Musik nimmer aushält, oder Rohde, der aus der heiligen deutschen Meisterkunst stets neue Erhebung, Schaffens- und Lebenskraft zieht? Männer wie Rohde sind wundervolle, ach leider nur zu seltene Erscheinungen in unsrem Hochschulleben. In ihnen lebt und wirkt der Glaube an die Kunst und an die Künstler, die „höchsten Wohltäter, die wir heroisch verehren sollten" (S. 231). Darum eignet seiner wissenschaftlichen Tätigkeit eine höhere Weihe, Gestaltungskraft des Künstlers, schlichte Größe und Wahrheit.



Was uns not ist.

Die sogenannte „Kolonialmüdigkeit".

Von

Moritz Schanz—Chemnitz.

Es ist in der letzten Zeit in der deutschen Presse, soweit diese sich überhaupt mit kolonialen Fragen beschäftigt, wiederholt von einer „Kolonialmüdigkeit des deutschen Volkes" die Rede gewesen. Der Ausdruck „Kolonialmüdigkeit" ist aber wohl kaum richtig gewählt, denn leider hat sich das deutsche Volk in seiner überwiegenden Zahl bislang überhaupt nur herzlich wenig um seine Kolonieen gekümmert und die Kenntnisse darüber sind selbst in gebildeten deutschen Kreisen vielfach geradezu überraschend geringe.

Am Anfang unserer Kolonialbewegung, zur Zeit der Flaggenhissungen, da fühlte sich allerdings unser nationaler Stolz angenehm angeregt, und man nahm lebhaftes Interesse an den Personen und Taten unserer unternehmenden Pioniere über See. Damals hielt man es bei uns für selbstverständlich, daß Deutschland in letzter Stunde von den als „herrenlos" betrachteten Ländern sich zu sichern suchen müsse, was eben noch möglich sei.

Als es aber dann galt, den erworbenen Landbesitz in ruhiger Arbeit mit Aufwendung entsprechender Mittel zu entwickeln und nutzbar auszugestalten, da versagte die Mitwirkung des deutschen Volkes vielfach leider nur zu schnell, und es stellte sich bald heraus, daß es in Deutschland in weiten Kreisen an Verständnis für koloniale Aufgaben überhaupt fehlte und daß man sich im besonderen zunächst nicht mit dem Gedanken vertraut machen konnte oder wollte, daß der Besitz von Kolonieen nicht nur Rechte verleiht, sondern auch Verpflichtungen betreffs Aufschließung und Entwicklung der beanspruchten Gebiete auferlegt.

Gewiß sind die von Deutschland erworbenen überseeischen Ländereien im allgemeinen ja nicht gerade die besten unseres Planeten, und es wäre in der Tat auch sehr verwunderlich gewesen, wenn man uns, den zuletzt Gekommenen, die fettesten Bissen übrig gelassen hätte; aber unsere Kolonieen sind der Entwicklung fähig und wert, und je schneller, zielbewußter und tatkräftiger wir an diese Entwicklung herangetreten wären, umso besser würde es gewesen sein.

Das ist nun leider freilich meist nicht geschehen.

Sehen wir von den verhältnismäßig unbedeutenden Marshall-Inseln und von Samoa ab, so bietet zur Zeit eigentlich nur das dem Marineamt unterstehende

Pachtgebiet von Kiautschou ein wirklich erfreuliches Bild. Unsere, heutigen Tages Gott sei Dank ja von den lebhaften Sympathieen der Nation getragene Marineverwaltung hat es verstanden, sich für die Entwicklung dieses so wichtigen Stützpunktes in Ostasien vom deutschen Reichstag die nötigen Mittel in einem Umfange bewilligen zu lassen, der es gestattete, so Tüchtiges leisten zu können, daß unsere Freunde und unsere Neider, gern oder ungern, bewundernd die außerordentlichen Fortschritte anerkennen müssen, welche wir im fernen Osten in so kurzer Zeit bereits erzielt haben.

Wie anders in unseren großen afrikanischen Schutzgebieten, die unter der Verwaltung der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes stehen!

Dort zielbewußtes, durch Gewährung ausreichender Mittel unterstütztes Vorwärtsstreben; hier mannigfach Unklarheit und Schwanken betreffs der zur Entwicklung führenden Wege, und die größte Schwierigkeit, bezw. Unmöglichkeit, von der Volksvertretung die nötigen Mittel zur wirtschaftlichen Erschließung zu erlangen.

Fürwahr, eins der undankbarsten Ämter, Direktor der Kolonial-Abteilung zu sein, wenn man Kolonieen zu verwalten hat, die der Majorität des Reichstags Hekuba sind und die gewisse Parlamentarier jederzeit geneigt wären an fremde Mächte zu verramschen!

Gewiß, wenn man andauernd die Mittel zur Entwicklung unserer afrikanischen Schutzgebiete in falsch verstandener Sparsamkeit beschneiden oder ganz verweigern wollte, dann war allerdings schon der Erwerb derselben überflüssig und man würde noch jetzt gut daran tun, sie je eher, je besser, überhaupt loszuschlagen; die Engländer oder die Franzosen werden gern Käufer dafür sein, vielleicht auch die unternehmenden Nordamerikaner.

Aber es ist denn doch anzunehmen, daß die Mehrheit des deutschen Volkes nicht geneigt und gewillt sei, sich selbst das Armutszeugnis auszustellen, daß es nicht im Stande wäre, eigene Kolonieen zu verwalten und zu entwickeln, obgleich sich doch Deutsche in fremden Gebieten vielfach als die besten aller Kolonisten erwiesen haben.

Nein! Abtreten wollen wir unsere Kolonieen nicht, aber wir müssen uns betreffs deren Verwaltung und Erschließung ein Beispiel an anderen Mächten nehmen, die teilweise eine Jahrhunderte lange Erfahrung hinter sich haben und auch nicht von heute zu morgen Meister in der schweren Kunst der Kolonialverwaltung geworden sind. Betrachten wir z. B. das Vordringen der Franzosen und der Engländer in Afrika, dasjenige der Russen in Zentral- und in Ost-Asien und die großen finanziellen Aufwendungen, welche diese drei Nationen im letzten Jahrzehnt dort allein für Eisenbahnbauten gemacht haben und weiter machen, so erscheint das, was wir darin bislang in unseren Schutzgebieten geleistet haben, geradezu verschwindend gering und dies legt uns die dringende Mahnung nahe, die Besserung der Verkehrswege auch in unseren Kolonieen weit mehr als bislang und vor Allem zu fördern.

Es ist wahr, Mißgriffe sind in unseren Schutzgebieten von Regierungs- und von privater Seite gemacht worden, aber das ist schließlich angesichts unserer bisherigen geringen eigenen Erfahrung in praktischer Kolonisation gewiß nicht zu verwundern und darf uns nicht die Freude am ganzen Kolonialbesitz verleiden. Eine derartige Kleinmütigkeit wäre einer großen Nation unwürdig.

Nein, wir wollen unsere Kolonieen **nicht** aufgeben, denn jemehr die Großstaaten sich bestreben, sich wirtschaftlich gegeneinander durch Schutzzölle abzuschließen, um so wichtiger ist und wird es, über ausgedehnte Absatz- und Produktions-Gebiete zu verfügen, deren Wirtschaftspolitik man seinen eignen Wünschen und Bedürfnissen entsprechend gestalten kann. Wie sehr wird außerdem die Erlangung und Weitergewährung von Handels- und Schiffahrts-Rechten in **fremden** Kolonieen erleichtert, wenn man in der Lage ist, auf dem Prinzip des „do ut des“ auch seinerseits entsprechende Zugeständnisse in eigenen Schutzgebieten machen zu können.

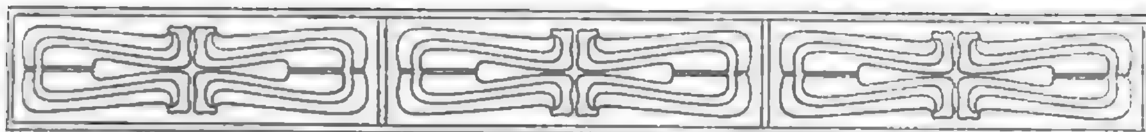
Schon diese einfache weltwirtschaftliche Betrachtung sollte uns den Wert unseres Kolonialbesitzes in ein günstiges Licht rücken. Liegt unsere Zukunft auf dem Wasser, so darf das Wasser auch für uns nicht uferlos sein, sondern es muß uns an seinen Gestaden sichere Stützpunkte bieten, über denen unsere eigene Flagge weht.

Aber freilich, schon Fürst Bismarck hat erklärt, daß eine Kolonialpolitik nur dann mit Erfolg zu treiben sei, wenn sie von der Zustimmung des ganzen Volkes getragen werde und bislang fehlt es bei uns bedauerlicherweise in weiten Kreisen nicht nur an dieser Zustimmung, sondern vielfach sogar noch an jedem Verständnis für die Kolonialbewegung überhaupt.

Um hierin allmählich eine Besserung anzubahnen, tritt mit ihrem selbstlosen Wirken die Deutsche Kolonialgesellschaft ein, welche unter dem Präsidium Seiner Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg heute in allen deutschen Gauen verteilt und unter den verschiedensten Berufsklassen rund 33000 Mitglieder, eine größere Zahl, als irgend eine der kolonialen Gesellschaften außerhalb Deutschlands überhaupt zählt, und deren Streben dahin geht, dem deutschen Volke mehr und mehr die Bedeutung der kolonialen Frage zum Bewußtsein zu bringen.

Möge es der Deutschen Kolonialgesellschaft, welche wie alljährlich, so auch in diesem Herbste eine neue Werbekampagne beginnt, gelingen, einen nennenswerten Zuwachs an eifrigen Mitgliedern zu gewinnen, welche in immer weiteren Kreisen Interesse und Verständnis für unsere Kolonieen erwecken helfen!

Das deutsche Volk ist seiner Kolonieen nicht „müde“, sondern es will zum Verständnis kolonialer Dinge überhaupt erst erzogen sein, und daran nach Kräften mitzuwirken, ist die Pflicht eines jeden Kolonial-Freundes und -Kenners.



W. von Oechelhaeuser: Neue Rechte — Neue Pflichten.

Eröffnungsrede zur 43. Hauptversammlung deutscher Ingenieure in Düsseldorf am 16. Juni 1902 (nebst zwei Anhängen). Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Vereines deutscher Ingenieure. Berlin 1902.

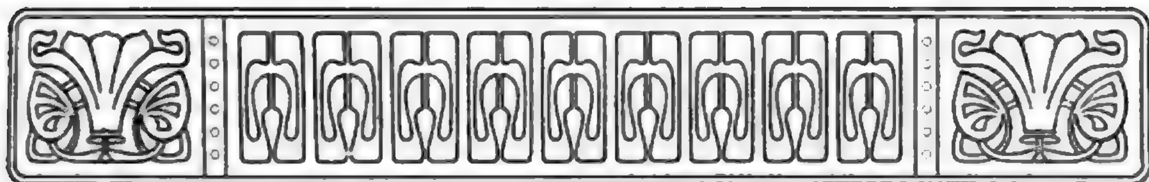
Wer immer von der Bedeutung der Aufgabe durchdrungen ist, die verschiedenen Strömungen in unserem reichgestalteten deutschen Leben zu gemeinsamer Wirkung und gegenseitiger Ergänzung zu vereinen, der wird mit lebhaftester Freude von der Rede des Herrn von Oechelhaeuser, des Vorsitzenden des Vereines deutscher Ingenieure, Kunde nehmen. Denn in kräftiger und formvollendeter Weise kommt hier eine Denkart zum Ausdruck, welche die eigne Arbeit durchaus als ein Glied des nationalen Lebensganzen faßt, und welche für sie eine höhere Schätzung nicht verlangt, ohne ihr zugleich einen bedeutenderen Sinn zu geben. Durch alle Erörterung geht die Forderung an den modernen Ingenieur, den Interessen- und Gesichtskreis so weit als möglich zu fassen; neue Rechte kann der so mächtig aufstrebende Beruf nur erringen, indem er neue Pflichten auf sich nimmt. Namentlich nach zwei Richtungen stellt die neue Lage neue Forderungen: der moderne Ingenieur muß sich noch mehr, als bis jetzt schon geschehen ist, der sozialen Aufgaben annehmen, er, der besonders mit dem Arbeiterstande in persönliche Berührung kommt, ist vor allem berufen, zur Förderung sozialer Verständigung zu wirken. Sodann aber darf der Ingenieur bei sich selbst über seinem Berufe nicht den Menschen vergessen, er muß mit aller Energie nach einer universalen, harmonischen Bildung streben und daher auch die Philosophie, die Religion, die Kunst in sein Interesse einschließen. Es gilt, „den genug im Leben vorhandenen zentrifugalen Kräften, dem vielseitigen und hastigen Wirken nach außen die zentripetale Kraft einer geistigen und ethischen Vertiefung entgegenwirken zu lassen und wieder Gleichgewicht in unser inneres Kräftesystem zu bringen, damit eine harmonische Lebensauffassung und innere Befriedigung dem modernen Menschen ebenso weit möglich werde, wie zu der Zeit, als wir nur das Volk der Dichter und Denker waren." Von hier aus ergibt sich, in Versöhnung der antiken und der modernen Kultur, ein „Neu-Humanismus".

Dieser „Neu-Humanismus" ergibt mit Notwendigkeit eigentümliche Überzeugungen hinsichtlich der Bildungswege, er nimmt eine bestimmte Stellung zu den Fragen der Schulreform. Durchaus fern liegt unserm Autor eine Geringschätzung der klassisch-humanistischen Bildung: „Nicht genug können wir Ingenieure wiederholen, welch' tiefe Hochachtung und welch' aufrichtiges Dankesgefühl wir den Leistungen der humanistischen Gymnasien und der Universitäten in Ver-

gangenheit und Gegenwart zollen, und wie auch wir von der Überzeugung durchdrungen sind, daß die Gymnasien ihre Eigenart auch für die Zukunft zu bewahren und nach wie vor große Kulturaufgaben zu lösen haben." Nur dagegen geht die Verwahrung, daß der hier eingeschlagene Weg für alle der einzig mögliche zur Höhe des Lebens sein solle; dafür hingegen wird gestritten, daß die moderne Zeit mit ihren unendlich vielseitigeren Kulturaufgaben auch eine weitergehende Teilung der Arbeit in Vorbildung unseres wissenschaftlichen Nachwuchses fordere. „Wenn früher der Lehrplan der technischen Hochschulen so eingerichtet war, daß er die bei dem Gymnasialabiturienten bestehenden großen Lücken mathematischer und naturwissenschaftlicher Vorbildung in den ersten beiden Semestern auszufüllen vermochte, wenn früher, als unser internationaler Verkehr noch in den Windeln lag, die Kenntnis der modernen Sprachen nebensächlich war, oder von Fall zu Fall bei Gelegenheit erworben werden konnte, — so gebietet heute die internationale Konkurrenz eine viel intensivere Ausnutzung der Zeit für die jetzt so vielfach vermehrten wissenschaftlich-technischen Wissensgebiete und deshalb eine intensivere, wenn auch keineswegs einseitige mathematisch-naturwissenschaftliche und neusprachliche Vorbildung auf Realgymnasien und Oberrealschulen." Solche Bildung kann auch in idealer Hinsicht neues bringen; sie ist z. B. besonders geeignet, eine humane und objektive Schätzung moderner Kulturvölker zu bewirken, an der es uns oft noch fehlt.

Je mehr so der moderne Ingenieur seine Arbeit mit den höchsten Idealen der Menschheit verknüpft, desto mehr darf er auch die ihr gebührende Schätzung verlangen. Die deutsche wissenschaftliche Technik muß in Deutschland selbst, unter allen Gebildeten, ein ebenso großes Ansehen erreichen, wie sie es im Ausland schon seit längerer Zeit besitzt. Auch muß sich im Durchschnitt des deutschen Lebens weit mehr die technische Intelligenz heben, um auf die Stufe zu kommen, die sie z. B. in England und in Amerika schon heute einnimmt. Erhält der Ingenieur die richtige Stellung im nationalen Leben, so kann er mit den Eigenschaften, die vornehmlich sein Beruf entwickelt, aufs Fruchtbarste ins Ganze wirken; als solche werden hier namentlich angeführt seine „vielseitige und praktische Lebenserfahrung, die Gewohnheit logischen Denkens bei wissenschaftlicher Beobachtung der uns sichtbar umgebenden Welt, seine Übung, mit Menschen aller Stände umzugehen, seine zeitersparende Energie und seine organisatorische Erfahrung und Umsicht".

So in Kürze die Hauptgedanken der Rede, sie ist in Form und Inhalt ein beredtes Zeugnis für die Wahrheit ihrer Grundidee, daß die technische Bildung keineswegs zum Materialismus treibt, sondern daß „je höher die technische Intelligenz steigt, desto natürlicher sie auch zu idealer Betätigung im Leben führt". Und zugleich ist alles hier von dem Streben durchdrungen, die Hauptbewegungen der modernen Kultur zu voller gegenseitiger Verständigung und Anerkennung zu bringen. Sollten solche Bestrebungen in dem zerklüfteten Leben der Gegenwart nicht mit besonderer Freude zu begrüßen sein? —n.



Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

Oktober 1902.

Die „deutsche Monatsschrift" ist vor Jahresfrist unter politischen Verhältnissen ins Leben getreten, die wir in einer raschen Uebersicht unserer Beziehungen zu den großen europäischen Mächten charakterisiert haben. Wer sich die Mühe giebt, diese einführenden Artikel nachzulesen, wird finden, daß die Prognose, welche wir gestellt haben, in allen Punkten durch die Ereignisse bestätigt worden ist. Was seither geschehen ist, haben wir in unseren Monatsübersichten zu charakterisieren versucht, um in dem sonstigen Wandel der politischen Strömungen festzuhalten, was eine bleibende Spur zu hinterlassen schien. Es wird daher nützlich sein, einen Augenblick mit der chronistischen Tätigkeit innezuhalten, um das Plus und Minus unserer gegenwärtigen Stellung richtig zu erfassen. Wir denken dabei weniger an materielle Werte, die sich in Zahlen und Zahlengruppen zusammenfassen lassen, als an jene Machtfaktoren, die Bismarck mit einem oft wiederholten Wort die „Imponderabilien" genannt hat. Ist es auch ein ohne allen Zweifel falscher Satz, den wir noch neuerdings bei einem unserer jüngsten Bismarckbiographen lasen, daß es ein Fehler sei, „die äußere Politik mit der inneren in Widerspruch zu setzen", da es doch ein Fundamentalsatz Bismarckscher Politik war, die äußere Politik in völligster Unabhängigkeit von der inneren zu erhalten, so ist es doch unerläßlich, daß der leitende Staatsmann die Machtmittel des Staates in festen Händen hält, um sie ausspielen zu können, wenn Interesse und Ehre des Staates es verlangen. Als Bismarck den Kampf auf Leben und Tod — denn das war es — mit dem frondierenden Liberalismus der sechziger Jahre ausfocht, ruhte dieser Machtfaktor in seiner Übereinstimmung mit dem Könige, in dem treuen Festhalten beider am Bündnis vom 20. September 1862 und jedesmal, wenn infolge von Seiteneinflüssen das Bündnis in Frage gestellt zu sein schien, gab es eine politische Krisis von äußerster Schärfe. Die Tage vor dem Frankfurter Fürstenkongreß und die schweren letzten Wochen, die zwischen dem italienischen Bündnis vom 8. April 1866 und dem Ausbruch des Deutsch-österreichischen Krieges liegen, mögen dafür als Beispiel dienen. Keine der politischen Krisen, die seither noch häufig zwischen Kaiser und Kanzler aufkamen, kann jenen beiden verglichen werden.

Die Kompromisse sind allezeit so getroffen worden, daß die vom Kanzler als notwendig erkannte politische Haltung sich durchsetzte, wenn auch nicht ohne ein Nachgeben Bismarcks, der mit der Eigenart seines Herrn zu rechnen pietätvoll gewohnt war und auch in seinem Interesse wie in dem der Sache, die er vertrat, rechnen mußte. Seither haben diese Verhältnisse sich von Grund aus geändert. Zwei Kaiser und drei Kanzler sind hingegangen, die Welt um uns und wohl auch die Welt in uns ist anders geworden, die ganze Generation derjenigen, die das neue Reich bauten oder am Bau mithalfen, ist nicht mehr oder hat sich auf den Altenteil zurückgezogen, um von Ferne, oft kopfschüttelnd, zuzuschauen wie so ganz anders die Entwickelung geht als sie vorauszusehen meinten. Als der große Kaiser und der große Kanzler schieden, da meinte wohl mancher wie jenes Bäuerlein beim Tode Friedrich des Großen: wer soll nun die Welt regieren? und pessimistische politische Propheten sahen die alten Bündnisse zusammenbrechen und, inmitten eines für Deutschland drohenden sozialen Bürgerkrieges, Ost und West sich die Hände reichen, um den stolzen Bau des Deutschen Reiches wieder niederzureißen, und — wenn es erlaubt ist ein Wort des Grafen Beust zu variieren — die Improvisation Bismarcks wieder aus der politischen Welt wegzufegen. Die so urteilten, waren aber nicht Politiker der Bierbank, sondern erfahrene und in den Geschäften ergraute Männer, Zivilisten und Militärs von unanfechtbarer patriotischer Gesinnung! So schwer ist es, sich in einer neuen Zeit zurechtzufinden. Man hat nicht ganz mit Unrecht die Last der Mißverständnisse, welche die ersten Regierungsjahre Kaiser Wilhelm II. drückte und sie unserm Kaiser mindestens ebenso schwer machte wie uns älteren, die sich leidenschaftlich nach den alten Zeiten zurücksehnten, darauf zurückgeführt, daß die Generation der Zeitgenossen Kaiser Friedrichs um ihr Anrecht am Regiment gekommen ist. Denn die 99 Tage brachten das Phantom einer neuen Aera, keine neue Zeit. Die kam erst nachher und auch dann ganz anders als der Schein zu weisen schien. Im Wesentlichen blieb es bei dem alten Satz, daß die Welt regiert wird von den Männern, welche zwischen 40 und 60 Jahren stehen; das verjüngende Element lag in der Persönlichkeit des Kaisers und eigentlich nur in der nächsten militärischen Umgebung desselben machte das natürliche Bedürfnis sich geltend, Altersgenossen um sich zu sehen. Aber allerdings die psychologisch so verständliche Abneigung unseres alten Herrn, treue Diener zu entlassen, weil sie eine hohe Altersgrenze erreicht hatten, die dazu noch immer weit zurückstand hinter dem Alter des Monarchen, diese Rücksicht konnte nicht mehr genommen werden. Eine ohne Zweifel notwendige Verjüngung der Armee bahnte sich an, und wenn das rasche Tempo, das dabei in den ersten Jahren eingehalten wurde, vielfach schmerzte und verstimmte, so kann bei rückschauender Betrachtung doch nicht übersehen werden, daß der Kaiser in Erfüllung seiner Herrscherpflichten so handeln mußte. Die nicht seltenen Ausnahmen, die hervorragenden Führern gegenüber gemacht wurden, konnten zugleich als Beweis dafür dienen, daß das Prinzip nicht eigensinnig festgehalten wurde, wo außerordentliche Gaben und Verdienste auch außerordent-

liche Maßnahmen rechtfertigen. Auch hat die öffentliche Meinung sich über diesen Punkt bald völlig beruhigt. Weit länger dauerte das Staunen über ein anderes Novum. Es war in den letzten 30 Jahren niemals vorgekommen, daß der König in direkte geschäftliche Beziehung zu den diplomatischen Vertretern des Auslandes trat. Benedetti betont in seinen politischen Aufsätzen mit ganz besonderem Nachdruck diese Thatsache. Das änderte sich nunmehr völlig. Kaiser Wilhelm II. liebt es persönlich einzugreifen, und wo es ihm nötig scheint auch seine Person auszuspielen. Die Botschafter der großen Mächte haben fast alle die Ehre gehabt, durch einen Besuch des Kaisers überrascht zu werden. Natürlich gehen die Urteile über die Zweckmäßigkeit einer solchen Initiative weit auseinander. Von den Herrschern der letzten Menschenalter haben unseres Wissens nur Napoleon III. und die Kaiser Alexander I. und Nikolaus I. ähnlich verfahren. In all diesen Fällen lag ein starkes Selbstbewußtsein diesem Tun zugrunde. Sie hatten keinerlei Scheu vor den diplomatischen Finessen der Herren vom Fach. Immerhin ist ihren Ministern des Auswärtigen diese Praxis oft unbequem gewesen, wofür sich in der Epistolarlitteratur der russischen wie der französischen Staatsmänner die allerdrastischsten Belege vorführen ließen. Man wird prinzipiell über Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit dieser Methode nicht mit einem „Ja“ oder „Nein“ entscheiden können; das hängt von den Persönlichkeiten ab, und wohl auch davon, wie weit die Minister der Auswärtigen Angelegenheiten und der Monarch zusammen arbeiten. Daß es in Preußen jemals ein „secret du roi“ gegeben hat, wie in Frankreich unter Ludwig XV., ist völlig ausgeschlossen. Die bedenkliche Seite liegt aber in der Wiedergabe solcher spontaner Kundgebungen durch die betreffenden fremden Diplomaten. Wer einigermaßen vertraut ist mit Gesandtschaftsberichten, weiß auch, welche Rolle in ihnen, ganz abgesehen von der größeren oder geringeren Gedächtnisstärke des Referenten, die politische Fantasie, und häufig auch sehr kleinliche persönliche Interessen spielen. Die Berichte über die Ansprachen des ersten Napoleon bei Gelegenheit seiner großen Empfänge, und ganz ebenso die Berichte über die Ansprachen, die Kaiser Nikolaus I. dem diplomatischen Korps zu halten pflegte, können dafür als Beleg dienen. In dem uns beschäftigenden Fall ist es aber ganz unmöglich, ein Urteil abzugeben, weil das diplomatische Geheimnis seine Schleier über den Verlauf jener gewiß sehr bedeutsamen Unterredungen gedeckt hat und voraussichtlich noch lange decken wird. Von der außerordentlichen geistigen Energie, mit der Kaiser Wilhelm schwierige geschäftliche Fragen durchdringt, hat der verstorbene Finanzminister Miquel das folgende drastische Beispiel erzählt: Er habe dem Kaiser einen fast zweistündigen Vortrag über sein großes Finanzreformprojekt gehalten, worauf der Kaiser, um sich zu überzeugen, daß er richtig verstanden habe, in einem 1/4 stündigen Vortrage den wesentlichen Inhalt so rekapitulierte, daß der Finanzminister meinte, keiner seiner Räte wäre dessen fähig gewesen.

Wir meinen also, daß die ungewöhnliche Initiative auf ungewöhnliche Eigenschaften zurückgeht, und nicht nach der Schablone beurteilt werden will.

Das Januartelegramm an den Präsidenten Krüger, das anno 96 bei uns von der öffentlichen Meinung mit lautem Jubel begrüßt wurde und die erste Periode pessimistischen Urteils zum Abschluß brachte, wird heute, da sich die Wirkungen übersehen lassen, in Betreff seiner Zweckmäßigkeit weit weniger günstig beurteilt. Es will uns aber scheinen, als seien die Akten über dieses Telegramm noch keineswegs geschlossen; weder steht fest, wem die Initiative, noch wem die Formulierung gehört, und endlich haben wir triftigen Grund zur Annahme, daß Kaiser Wilhelms Glückwunsch an den Präsidenten Krüger keineswegs der einzige gewesen ist, der von hoher Stelle nach Prätoria abgegangen ist. Einen wesentlichen Fortschritt finden wir in der mit höchster Energie durchgesetzten Verstärkung der Armee und der Flotte, wobei von letzterer fast gesagt werden kann, sie sei neu geschaffen worden. Beides aber ist der Nation gleichsam abgerungen worden, und wenn über die Frage der Zweckmäßigkeit unserer zweijährigen Dienstpflicht das Urteil auch heute noch auseinander geht, auch noch nicht gesetzlich festgelegt ist, daß wir an ihr ein dauerndes Institut haben, so darf in der Frage des Ausbaus unserer Seemacht ein Widerspruch heute kaum noch erhoben werden. In keiner einzigen Frage hat Kaiser Wilhelm das Urteil der Nation sicherer erobert als in dieser. Die Flotte ist heute nicht nur sein Lieblingskind, sondern auch unser Stolz und unsere Hoffnung, ohne daß wir dabei vergäßen, daß unsere europäische Stellung mit unserem Heere steht und fällt.

Merkwürdig bleibt aber doch dieses Ringen des Kaisers mit unserer öffentlichen Meinung. Ist über einen Punkt der Friede geschlossen worden, so taucht mit absoluter Sicherheit ein neues Kampfesobjekt auf, mag es nun unseren sozialen Ordnungen, unserer Handelspolitik, kolonialen Fragen oder dem Ausbau unseres Kanalsystems gelten. Wenn Kampf Leben bedeutet, so ist Deutschland niemals lebendiger gewesen als heute. Natürlich haben wir, wie jeder denkende Patriot, unerfüllte Wünsche, deren Verwirklichung uns unerläßlich erscheint, wenn anders das Reich seinen Ausbau glücklich weiter führen soll. Dazu gehört vor allem das entschlossene Anfassen einer kolonialen Eisenbahnpolitik. Hier stecken wir noch ganz in den Kinderschuhen, namentlich sobald wir die bewunderungswürdigen Leistungen zum Vergleich heranziehen, deren sich die anderen großen Kulturvölker rühmen dürfen. Was haben nicht alles Engländer, Franzosen und Russen während des letzten Jahrzehnts geleistet! Rußland und Frankreich fast ausschließlich aus der Initiative des Staates heraus; England durch eine beneidenswerte Verbindung staatlicher Einsicht und privater Unternehmungsfreudigkeit. Wir haben dem gegenüber, fast könnten wir sagen, garnichts aufzuweisen und stehen deshalb heute in der Gefahr, daß unsere Kolonieen durch das Eisenbahnnetz, mit welchem die Fremden sie teils isolieren, teils exploitieren, für eine weite Zukunft lahm gelegt werden. Nur in Schantung haben wir nach dieser Richtung energisch und erfolgreich gearbeitet. In Afrika bleibt noch alles zu tun. Nun tritt solchen und ähnlichen Plänen allerdings die Apathie des Reichstags entgegen, und damit kommen wir auf eine Frage, der wir die allerhöchste Wichtigkeit

beilegen: Deutschland hat nie eine Volksvertretung gehabt, die in der allgemeinen Schätzung niedriger gestanden hätte als die heutige; und zwar gilt das nicht nur vom Reichstage, sondern auch von den Vertretungskörpern der Einzelstaaten. Während des letzten Jahrzehnts hat sich eine Verknöcherung des Parlamentarismus vollzogen, die den Charakter eines chronischen Leidens angenommen hat. Wir haben in der langen Reihe der deutschen Parlamentarier keinen einzigen Mann, auf den die Nation ihre Blicke richtet, und abgesehen von einigen Führern der radikalen und sozialistischen Opposition, die noch heute davon zehren, daß sie dem großen Bismarck in die Flanken fahren durften, auch keinen einzigen Namen, der jedem Gebildeten bekannt wäre. Was es giebt, sind routiniers und Fraktionscelebritäten, deren Ruhm nicht weit über die Fraktionskneipe hinausreicht. Daneben gewiß eine große Reihe von fleißigen und gründlichen Arbeitern, deren Tätigkeit, in den Kommissionen konzentriert, nur selten an die Öffentlichkeit dringt, und obgleich es immer mehr Stil wird, zu den Fenstern hinaus zu reden, ist das Interesse an den Verhandlungen fast völlig erlahmt.

Vielleicht liegt die Schuld daran, daß der Parlamentarismus zu einer politischen Berufskarriere geführt hat und daß die Notwendigkeit, seinen Sitz im Parlamente zu behaupten, den Parlamentarier in solche Abhängigkeit von seinen Wählern setzt, daß er nicht mehr führt, sondern geführt wird. An die Stelle der persönlichen Überzeugung tritt die immer schablonenhafte Überzeugung der Partei, die wiederum als eine von den Wahlkreisen oktroyierte Interessenvertretung erscheint. Nebenher aber geht ein hyperkluges Finassieren und Diplomatisieren von Partei zu Partei und von Parlament zu Regierung, sodaß die diplomatischen Aufgaben der Reichsregierung diesem durch Gründe nicht zu überzeugenden Parlament gegenüber fast schwieriger erscheinen, als der diplomatische Verkehr mit den fremden Mächten. Bei diesen hat man es mit klar zu übersehenden Interessen zu thun, mit welchen ein Kompromiß schließlich gefunden werden kann; bei jenen handelt es sich um Glaubensartikel und über Glaubenssachen läßt sich zwar streiten, aber kein Kompromiß schließen. Überdenkt man die notwendigen Schlüsse, die sich aus diesen Verhältnissen für die Regierung ergeben, so scheinen sie uns dahin zu weisen, daß ihr nichts übrig bleibt, als häufiger wie bisher vom Parlament an die nicht durch solche Glaubenssätze gebundenen Urwähler zu appellieren und so mit einer Agitation in den Wahlkampf einzutreten, die das Parlament zwar formell zurückzuweisen berechtigt ist, die aber zur sittlichen Notwendigkeit wird, sobald es sich um Lebensfragen des Ganzen handelt. Daß die größere Summe geistiger Kräfte und die bessere politische Einsicht auf Seiten der Regierung ist, halten wir für feststehend; wenn und wo das der Fall ist, muß auch Macht und Einfluß des Parlaments, das keine entsprechende geistige Potenz dagegen zu halten hat, stetig abnehmen, und wir glauben nicht, daß außer den Parlamentariern selbst politische Köpfe ein solches Resultat bedauern werden, wenn nicht bald eine Verjüngung des Parlaments der offiziellen Vertretung der Nation die Fühlung mit den

Lebensinteressen der Gesamtheit wiederbringt, die sie heute verloren zu haben scheint.

Zu den Glaubenssätzen des Parlaments gehört bekanntlich auch, daß Bier und Tabak nicht besteuert werden dürfen. Es ist aber eine unabweisliche Notwendigkeit, daß wir zu einer von beiden Steuern greifen, um unsere arg geschädigten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. Geben wir den Tabak preis, weil an ihm tatsächlich eine lange Reihe von Groß- und Kleinindustrieen hängt, die einem Monopol des Staates erliegen würden, und weil die Erfahrung unserer Nachbarstaaten beweist, daß die Aufrechterhaltung der Qualität von dem Fortbestand der Konkurrenz abhängig ist, so bleibt die Biersteuer, deren Durchführung aus übel angebrachter Scheu vor bayrischer Grobheit unterlassen wird. Im ganzen übrigen Deutschland wird es abgesehen von den Besitzern der Bierpaläste nur Wenige geben, die nicht unter vier Augen zugestehen, daß die Einführung einer Biersteuer nicht nur eine notwendige Maßregel ist, sondern in ihrer Wirkung auch von dem einzelnen Konsumenten kaum gespürt werden würde. Das Reich aber hätte, sobald wir über die Biersteuer verfügen, gesicherte Finanzen. Eine gute Politik aber bedarf guter Finanzen, und so erscheint uns die Lösung dieser Bierfrage in ihren Konsequenzen von entschiedener Bedeutung für die Stellung Deutschlands auf dem Felde der großen Politik.

Die Anforderungen, die in dieser Hinsicht an das Deutsche Reich gestellt werden müssen, sind aber in dem letzten Jahrzehnt erstaunlich gewachsen. Während in Europa sich ein Gleichgewichtssystem zwischen den rivalisierenden Gruppen: Dreibund, Zweibund und Großbritannien herausgebildet hat, das neuerdings noch dadurch einen besonderen Charakter gewonnen hat, daß aus den engeren Bundeskreisen durch eine Reihe besonderer Verständigungen gleichsam Brücken in das Lager des ehemaligen Gegners hinüberführen, so daß man fast den Eindruck einer paneuropäischen Friedensallianz gewinnt, sind alle europäischen Großmächte genötigt, in weit höherem Grade als früher mit den Mächten der anderen Weltteile zu rechnen. Der spanisch-amerikanische Krieg hat der Politik der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine erobernde Richtung in den großen Orient hinein gegeben, deren Etappen durch die Annektierung der Hawai-Inseln und der Philippinen, so wie durch den amerikanischen Anteil an der Samoagruppe kenntlich werden, während gleichzeitig eine Organisation des amerikanischen Großkapitals von unerhörter Stärke in die englischen Kolonieen und in Europa eindringt, um auf dem Wege der freien Konkurrenz schließlich zu einer übermächtigen Monopolisierung bestimmter Produktionen zu gelangen.

Durch die Nachwirkungen des japanisch-chinesischen Krieges aber ist die ganze Welt in Bewegung gesetzt worden. Während Japan durch diesen Krieg, trotz der Schranken, welche ihm die russisch-deutsch-französische Allianz zog, in die Reihe der großen Mächte eintrat, spitzte sich das chinesische Problem zu einem Weltproblem zu, denn mit der Frage der wirtschaftlichen Erschließung Chinas kombinierten sich andere höchst verwickelte Aufgaben. Es galt diesem selbst-

zufriedenen und selbstgerechten eigenartigen uralten Kulturstaat die Formen völkerrechtlich geregelten Verkehrs aufzunötigen, die sich in Europa zu allgemeiner Anerkennung durchgerungen hatten, und gleichzeitig zu verhindern, daß China dem Ehrgeiz Japans dienstbar wurde oder dem Expansionstrieb Rußlands und Englands zum Opfer falle.

In Afrika endlich ist durch den Verlauf, den der Krieg Englands mit den beiden heldenmütigen Burenrepubliken genommen hat, nicht nur die Erschließung Südafrikas bis zum Zambesi mächtig gefördert worden, sondern zugleich das neue Problem des englischen Imperialismus gestellt worden, der darauf ausgeht, die Kraft der englischen Kolonieen zur Lösung der Aufgaben heranzuziehen, die sich der Ehrgeiz der englischen Politiker stellt.

Es leuchtet sofort ein, wie groß die Anforderungen sind, die damit an uns herantreten, wenn wir nicht ins Hintertreffen gelangen wollen. Und hier möchten wir behaupten, daß die Vorbereitungen, die von Seiten unserer Regierung während dieser Krisen getroffen worden sind, an keiner Stelle die Zukunft vergeben haben. Der Angriff der amerikanischen Trusts ist abgeschlagen worden, in der Südsee haben wir gewonnen, nicht verloren, in China eine Bedeutung errungen, die respektiert werden muß, in Afrika, dem heute noch schwächsten Punkt unserer Aufstellung, die Möglichkeiten und die Aussichten der Zukunft wenigstens nicht verspielt. Aber das alles wird unsicher, wenn wir nicht fest zusammenhalten, und die Freude an der Kritik größer bleibt, als die Lust an schaffender politischer Arbeit.

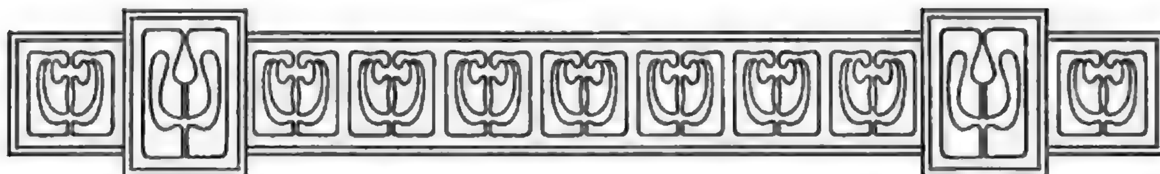
Es lässt sich eine grosse, des Namens würdige Nation gar nicht denken, deren politisches Leben nicht von religiösen Ideen angeregt und erhoben würde, die sich nicht unaufhörlich damit beschäftigte, dieselben auszubilden zu einem allgemein gültigen Ausdruck und zu einer öffentlichen Darstellung zu bringen. L. v. Ranke.

* * *

Eine männliche, aufwärts gehende Nation schöpft aus Beleidigungen, die ihr zugefügt werden, neue Kraft, neue Impulse zu einheitlichem, energischem Auftreten, neuere bessere Einsicht in die Mittel und Wege, die zu ergreifen sind. Schmoller.

* * *

Es kann keinen grösseren Irrtum geben, als zu glauben, Nationen könnten grossmütig und uneigennützig gegen einander handeln. Dies ist eine Täuschung, die ein gerechter Stolz bei Zeiten von sich werfen sollte.
G. Washington.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow—Berlin.

10. September 1902.

Im nächsten Jahre werden für den deutschen Reichstag und auch für das preußische Abgeordnetenhaus Neuwahlen stattfinden. Daß die Generalabrechnung über die politische Lage, die damit verbunden ist, schon im voraus die umfassendsten Betrachtungen und Berechnungen hervorruft, versteht sich von selbst. Es handelt sich ja doch um die Vorbereitungen zu einem Feldzug, dessen Ausgang dem innerpolitischen Leben für eine längere Zeit — für fünf Jahre, wenn alles normal verläuft — das Gepräge geben soll. Die Berechnung dessen, was man dabei zu erwarten hat, ist für keinen der Beteiligten so ganz sicher, daß nicht die größte Spannung vorhergeht und der Wettlauf der Parteibestrebungen zu besonderen Anstrengungen angeregt wird. Es ist daher für die Parteien von Wert, lange vorher schon beurteilen zu können, welche Wahlparole auszugeben ist, d. h. auf welche das öffentliche Interesse in Atem haltende Frage die Agitation sich zu konzentrieren hat.

Den kommenden Wahlen gegenüber befinden wir uns nun in einer eigenartigen Lage. Das ist ja klar, daß die Zoll- und Handelspolitik des Reichs im Mittelpunkt der bevorstehenden Kämpfe stehen wird. Aber wir sind bereits mitten in diesem Kampfe und können, so wie jetzt die Dinge liegen, durchaus noch nicht übersehen, bis zu welchen Erscheinungen die Frage gefördert sein wird, wenn der eigentliche Wahlkampf beginnt. Diese Ungewißheit hat einen charakteristischen Ausdruck darin gefunden, daß man eine staatsrechtliche Doktorfrage herausgefunden hat, mit deren Hülfe einige Parteien anscheinend erreichen wollen, daß die Wahlen möglichst weit hinausgeschoben werden und der jetzige Reichstag Gelegenheit erhält, das jetzt vorliegende Kampfobjekt, den Zolltarif, noch bei Zeiten aus dem Wege zu schaffen. Die angedeutete Doktorfrage bezieht sich auf den Ablauf der Legislaturperiode oder mit anderen Worten auf die Dauer der Gültigkeit der durch die allgemeinen Wahlen den Abgeordneten erteilten Mandate. Die Abgeordneten werden auf fünf Jahre gewählt, aber mit welchem Tage tritt ihr Mandat in Kraft? Mit dem Tage der allgemeinen Wahlen oder mit dem Tage des ersten Zusammentritts des neugewählten Parlaments? Eine klare,

jeden Zweifel ausschließende Bestimmung mit Gesetzeskraft besteht darüber nicht, und so ist es nicht zu verwundern, daß die subtile Gründlichkeit der Staatsrechtstheoretiker daraus eine Streitfrage gemacht hat. Dennoch wird es schwer sein, einen Zweifel darüber auch in der Praxis aufrechtzuerhalten, denn das politische Leben läßt sich nicht so leicht durch verschlungene Irrpfade juristischer Schlußfolgerungen ziehen, wenn diese mehr das interessante Spiel eines scharfsinnigen Geistes, als den praktischen Bedürfnissen angepaßt sind. Die Mehrheit der Staatsrechtslehrer vertritt schon jetzt den Standpunkt, daß der Tag der allgemeinen Wahlen auch den Beginn des Mandats bezeichne. Die andere Ansicht der Minderheit, wenn sich auch theoretisch manches für diese anführen läßt, hat so viele praktische Gründe gegen sich und führt zu solchen Widersprüchen, daß sie die ernsthafte Probe einer wirklichen Entscheidung der gesetzgebenden Gewalten über diese Frage niemals bestehen würde. Man wird also schon jetzt daran festhalten können, daß die Versuche, eine längere Mandatsdauer für den jetzigen Reichstag herauszurechnen, weil er erst am 6. Dezember 1898 beinahe sechs Monate nach den allgemeinen Wahlen zum ersten Male zusammengetreten ist, praktisch bedeutungslos bleiben werden. Wir müssen damit rechnen, daß die Neuwahlen schon im Frühsommer 1903 stattfinden werden, und es fragt sich, wie weit denn der jetzige Reichstag mit der Aufgabe gekommen sein wird, deren Bewältigung ihm in dem bevorstehenden parlamentarischen Winterfeldzug obliegt.

Seit Monaten ist die Lage kaum verändert; sie scheint mehr den Pessimisten, als den Optimisten recht zu geben. Der Zolltarif hat in der Kommission die erste Lesung passiert und ist so gründlich verballhornt worden, daß Freund und Feind im Grund des Herzens über das Eine vollkommen einig sind: „So kann die Sache nicht bleiben." Die eigentlichen Wünsche der Agrarier, ja auch die der gemäßigten Agrarier vom Zentrum und von der konservativen Partei sind nicht erfüllt worden; immerhin haben sie von ihren Wünschen genau so viel in den Tarif hineinzubringen gewußt, daß er für seinen Zweck — nämlich als Unterlage für Handelsvertragsverhandlungen zu dienen — nahezu unbrauchbar geworden ist. Infolgedessen haben auch die übrigen Mitglieder der grundsätzlich tariffreundlichen Mehrheit keine Freude daran, und noch weniger ist es den verbündeten Regierungen zu verargen, daß sie in dem verunstalteten Wechselbalg, den ihnen die Kommission vor die Tür gelegt hat, nicht ihr Kind erkennen wollen. Die tariffreundlichen Parteien aber freuen sich, denn es ist im politischen Leben wohl lange nicht dagewesen, daß Politiker mit solcher Hingebung und solcher Gründlichkeit einen ganzen Sommer hindurch in 101 Sitzungen die Geschäfte ihrer schärfsten Gegner besorgt haben, wie es die sogenannten Freunde der Zolltarifpolitik getan haben. Aus diesem nahezu hoffnungslosen Zustande soll sich nun eine zweite Lesung der Vorlage in der Kommission entwickeln, die das Schlimmste so weit in Ordnung zu bringen hat, daß das Plenum seine zweite Lesung schon in kürzester Zeit wenigstens beginnen kann, ohne sich zum Kinderspott zu machen. Dann wird erst die eigentliche Obstruktion

auf den Plan treten, d. h. falls dann die sogenannten Mehrheitsparteien sich soweit auf die Lage besonnen haben und ihrer Verantwortlichkeit bewußt geworden sind, daß sie wirklich etwas Brauchbares zustande zu bringen suchen. Es stehen nur wenige Wochen dazu zur Verfügung, denn nach den Weihnachtsferien fordert der neue Etat unerbittlich sein Recht, und es ist nicht anzunehmen, daß gerade der Zolltarif die gewohnheitsmäßigen Etatsdauerredner, die alle der Opposition angehören, veranlassen könnte dem hohen Hause etwas zu schenken. Das wird gerade vor den Neuwahlen am allerwenigsten geschehen, wo das Bedürfnis, die eigne Partei und die eigne Person als besondern Träger des Volkswohls erscheinen zu lassen, in geometrischer Progression zu wachsen pflegt. Wer möchte unter diesen Verhältnissen voraussagen können, wie weit es dem Reichstage in seiner nun bevorstehenden Tagung glücken wird, die Gestalt und das Schicksal des Zolltarifs zu entscheiden? Es wird aber für die Wahlen von großer Bedeutung sein, ob die Vorfrage der künftigen Handelspolitik, die Herstellung eines geeigneten Zolltarifs, bereits zu einer Lösung geführt ist oder nicht.

Trotz allen diesen Symptomen, die die jetzige Lage als unerquicklich und beängstigend erscheinen lassen, hört man in unterrichteten Kreisen, daß die verbündeten Regierungen ihre Stellung noch keineswegs verloren geben. Allerdings muß man ja zugestehen, daß dieser Optimismus sich nicht so sehr auf bestimmte Tatsachen in den verschiedenen Parteilagern als auf allgemeine Erwägungen stützt. Die Regierung hat mit dem Nachteil zu kämpfen, daß sie noch nicht auf bereits Erreichtes hinweisen kann, um von vornherein Vertrauen in ihre wirtschaftspolitische Einsicht und Respekt vor ihrer entsprechenden Festigkeit zu erwecken. Besonders auf innerpolitischem Gebiet steht sie vorläufig noch da als Rechtsnachfolgerin eines Systems, das mit den jetzigen Handelsverträgen die nationale Wirtschaftspolitik nur einseitig entwickelt hat. Diese Anschauung mußte dadurch verstärkt werden, daß die verbündeten Regierungen bei der Ausarbeitung einer neuen Unterlage für die künftigen Handelsverträge die Entwicklung des letzten Jahrzehnts nicht einfach zurückrevidieren konnten, daß sie auf einander und auf die verschiedenen Bedürfnisse der verschiedenen Länder des Deutschen Reichs Rücksicht zu nehmen hatten und daher gezwungen waren, ihre Tarifvorschläge so zu machen, daß sie bereits als Ergebnis eines Kompromisses an die Öffentlichkeit traten und in höherem Grade als andre Vorlagen das Vertrauen und die Opferbereitschaft der Volksvertretung in Anspruch nahmen. Es war bis zu einem gewissen Grade verständlich, daß sich das Selbstbewußtsein des Reichstags dagegen auflehnte und daß dadurch das Mißtrauen erweckt wurde, als ob die Reichsregierung ihr Versprechen, sich der früher zurückgesetzten Landwirtschaft anzunehmen, nicht vollständig einlösen wolle. Die agrarische Opposition ließ sich dadurch verleiten, mit der ohnehin gereizten und verbitterten Stimmung der landwirtschaftlichen Kreise durch weitere Agitation und leidenschaftliche Erregung so leichtfertig zu spielen, daß sie sich selbst den Weg zur Rückkehr auf einen sachlichen und maß-

vollen Standpunkt vollständig verlegte. Sie bestand auf ihrem Schein, die Regierung habe der Landwirtschaft Hülfe zugesagt, aber der Zolltarif löse dieses Versprechen in ungenügender Weise ein. So kam es, daß das „Unannehmbar", das die Regierung den meisten am Zolltarifentwurf vorgenommenen Änderungen wieder und immer wieder entgegensetzte, hartnäckigem Unglauben begegnete. Die Mehrheit, die sich grundsätzlich als dem Tarif freundlich bekannt hat, glaubt immer noch den verbündeten Regierungen weitere Zugeständnisse im Sinne von Zollerhöhungen ablocken zu können. So lange dieser Glaube noch die geringste Stütze hat, liegt es in der Natur der Sache, daß die Verfechter dieses Standpunkts nicht die geringste Bereitwilligkeit merken lassen, davon abzugehen. Es ist die naturgemäß für sie gegebene Taktik, daß sie sogar zuversichtlich erklären: wenn wir unsre bescheidenen Forderungen nicht erreichen, hat der ganze Zolltarif für uns keinen Wert. Ja, ein großes konservatives Blatt ging sogar — wahrscheinlich zum Entsetzen vieler seiner eigenen Anhänger — kühnlich einen Schritt weiter und erklärte, daß die Landwirte sich, wenn sie nicht eine größere Erhöhung der Getreidezölle durchsetzen könnten, in das Lager des Freihandels begeben würden. Die Regierung hat aber wohl recht, wenn sie meint, daß die Opposition, die das „Unannehmbar" der Regierung nicht ernst nimmt und nur für ein taktisches Manöver hält, auch ihre eigenen Versicherungen damit unter den Gesichtspunkt der bloßen Taktik stellt und nicht beanspruchen kann, daß man sie mit allen Folgerungen für bare Münze nimmt.

Einmal muß doch auch die Erkenntnis kommen, daß die Unmöglichkeit, den agrarischen Forderungen über das mit der allgemeinen Lage, den sozialen Verhältnissen und dem bundesstaatlichen Charakter des Reichs gegebene Maß hinaus entgegenzukommen, bitterer Ernst ist. Ob dann auch der gleiche Ernst in der agrarischen Forderung „Alles oder nichts" zu suchen ist, ob dann die Landwirte und ihre parlamentarischen Vertreter wirklich bereit sind, auf unleugbare Vorteile ganz zu verzichten, nur weil diese Vorteile nach ihrer Meinung nicht ausreichend sind, das ist mindestens wohl des Zweifels wert.

Daß die Regierung das Vertrauen auf den gesunden Sinn und das Verantwortungsgefühl der Mehrheit der Volksvertretung bis zum letzten Augenblick nicht sinken läßt, sondern es entschlossen auf die Probe ankommen lassen will, wird man keinesfalls tadeln dürfen. Die Regierung bedarf dieser Probe gerade im Hinblick auf die nächsten Wahlen, wo die Folgen einer unbegründeten Nachgiebigkeit und eines Zurückweichens vor einer Entscheidung sich voraussichtlich schwer rächen würden. Läßt die Mehrheit den Zolltarif fallen, macht sie der Regierung eine maßvolle, für die Landwirtschaft möglichst wohlwollende Handelspolitik unmöglich, so erfordert die Lage, daß die Stellung der Regierung dem Lande gegenüber vollkommen klar ist, damit die extremen Parteien die Verwirrung, die die unausbleibliche Folge eines solchen Ausgangs sein würde, nicht noch mehr ausnützen, als ohnehin schon geschehen wird. Hat aber die Regierung bereits einen Sieg erfochten, so wird das auf die ganze weitere Situation einen heilsamen Einfluß ausüben.

Man wird also trotz der beunruhigenden Erscheinungen, die den Fortgang der Zolltarifberatungen begleiten, es billigen müssen, daß die Regierung mit unverwüstlichem Vertrauen daran festhält, die Angelegenheit ihren regelrechten Verlauf nehmen und die volle Wucht der Verantwortung für die bevorstehende Entscheidung auf die Schultern des Reichstags fallen zu lassen. Es ist die einzige Art, wie die Schwierigkeiten, die durch die Lage bei den nächsten Wahlen drohen, gemildert werden können.

Nur eine Milderung freilich, nicht eine Beseitigung der Schwierigkeiten wird man erwarten können. Denn die Wahrscheinlichkeit bleibt bestehen, daß im neuen Reichstage die Extreme eine Verstärkung erfahren werden. Selbst wenn der Zolltarif schon vorher zustande kommt, wird die Frage seiner Verwertung bei dem Abschluß neuer Handelsverträge die Gegensätze in voller Schärfe einander gegenüberstellen. Die agrarische Agitation wird lebhafter werden als je, wenn die Parole in den Wahlkampf geworfen wird, daß ein Zolltarif, der die Wünsche der Landwirtschaft unbeachtet gelassen habe, nun zu neuen Handelsverträgen im Geiste Caprivis benutzt werden solle; die Wahlagitation wird sich auf dieser Seite zu einem heftigen Sturm gegen die Politik der Handelsverträge überhaupt entwickeln. Und für die Gegner des Zolltarifs wird die Erhöhung der Getreidezölle eine Tatsache sein, die die volle Erbitterung der mit dem Geschrei über Brotwucher irregeleiteten Masse in den Wahlkampf hineinbringt. So muß man sich darauf gefaßt machen, daß ebenso der Radikalismus bei den Wahlen seine Triumphe feiern wird, wie auf der andern Seite die Extremen von der Rechten durch den wilden Interessenkampf die besonnenen Konservativen an die Wand drücken werden. Der Platz für die Mittelparteien wird dadurch unleugbar eingeengt werden. Kommt der Zolltarif nicht zustande, so wird die Wahlbewegung an Heftigkeit gewinnen, ohne in ihrem Charakter wesentlich verändert zu werden.

Das sind trübe Aussichten, die, wie gesagt, nur gebessert werden können, wenn die Regierung eine besondere Festigkeit in der Durchführung ihrer Absichten zeigt, — Absichten, die allein geeignet sind, eine sichere Fahrt des Reichsschiffs durch die Parteistrudel rechts und links zu ermöglichen. Die Versuchung ist sehr groß, durch ein Nachgeben vielleicht schneller und leichter einen scheinbaren Erfolg in der nächstliegenden Hauptfrage zu erzielen. Aber die Erwägung der Nachwirkungen wird sicherlich dazu beitragen, die Versuchung zu überwinden. Schafft auch die anscheinend unbegreifliche Unbeugsamkeit der verbündeten Regierungen gegenüber den geringen Mehrforderungen der sogenannten Kompromißparteien vorübergehend eine unbequeme Situation, sie wird sich bei den drohenden Verwirrungen der Wahlbewegung dennoch belohnen.

Die Parteien messen schon jetzt ihre Kräfte und handeln in Voraussicht der Rechenschaft, die sie vor dem Volke bei der Vorbereitung der Neuwahlen abzulegen haben. Am rührigsten sind, wie leider immer bei uns, die beiden Hauptfeinde unsrer nationalen Entwicklung, der Ultramontanismus und die

Sozialdemokratie. Es ist bezeichnend, daß beide in der großen wirtschaftspolitischen Frage, die die Tageskämpfe durchdringt, ihre Stellung auf verschiedenen Seiten, aber als Gegner der Regierung gewählt haben. Daß die Sozialdemokratie sich die Brotwucherparole nicht entgehen läßt und von dieser Stellung aus gegen das Prinzip des Schutzes der nationalen Arbeit Sturm läuft, versteht sich von selber. Für den Ultramontanismus bedarf die Wahl der Stellung einer sorgfältigen Erwägung. Die oft im Zentrum auftretenden radikalen Gelüste sind in diesem Falle vollständig in den Hintergrund gerückt. Die klerikalen Politiker wollen sich nicht in eine Stellung drängen lassen, die ihnen in der Wahlbewegung unbequem werden kann und sie unter Umständen in die Gefolgschaft der Radikalen bringt ohne entsprechenden politischen Nutzen. Sie vertreten die für ihre guten ländlichen Wahlkreise sicherere Politik der agrarischen Wünsche, die ihnen die bequemere Bundesgenossenschaft eines großen Teils der Konservativen verschafft. Sie vertreten sie so weit, daß sie mit den Agrariern auf die Halbheit und Kurzsichtigkeit der Regierung schelten, sich im Ruhme der Bauernfreundlichkeit sonnen, auf dem Lande für sich Stimmung und der Regierung das Leben so sauer wie möglich machen, aber das alles nur, um im entscheidenden Moment vielleicht doch noch einen andern Ausweg zu finden, bei dem das Zentrum den rettenden Engel für die Regierung spielt.

Während bei dem Zentrum und der Sozialdemokratie die Stellung zu den agrarischen Wünschen nur als Mittel zur Machterweiterung der Partei dient, ist es den nationalen Parteien und dem fortgeschrittenen Liberalismus mit der wirtschaftspolitischen Frage heiliger Ernst, und ihre Meinungsverschiedenheiten darin hindern sie, überhaupt die Gefahr zu sehen, die von der schwarzen und roten Internationale droht. Es ist natürlich nicht die geringste Hoffnung zu hegen, daß das einmal anders werden könnte. Man muß schon zufrieden sein, wenn einigermaßen der Bann gebrochen wird, unter dem das extreme Agrariertum gegenwärtig die konservative Partei hält. Hier fehlt es ja nicht an Symptomen, daß in der konservativen Partei eine gewisse Selbstbesinnung eintritt und daß es doch schließlich nicht das von allen sonstigen Parteigrundsätzen völlig losgelöste Programm des Bundes der Landwirte allein sein kann, das für einen konservativen Politiker die Richtschnur zu geben hat. Es hat ernste Auseinandersetzungen zwischen Agrariern und Konservativen gegeben, und sie nehmen an Schärfe und Offenherzigkeit eher zu als ab. Wenn daraus freilich von den Gegnern die Hoffnung auf eine Spaltung abgeleitet wird, so wird das wahrscheinlich eine Täuschung geben. Aber eine Spaltung ist auch gar nicht das, was man vom nationalen Standpunkt erwarten und wünschen soll. Nur das ist zu wünschen, daß die an sich ganz berechtigten Bestrebungen des Bundes der Landwirte nicht das politische Leben der Gesamtheit dahin beeinflussen und beherrschen, daß es von einer ganzen Partei nur unter dem Gesichtspunkt des wirtschaftlichen Interesses einer einzelnen Erwerbsgruppe betrachtet wird. Die konservative Partei soll wieder eine wirkliche politische Partei werden, die sich nur darum

der Landwirtschaft annimmt, weil sie dieser helfen will, die ihr gebührende Stellung im Interesse der Gesamtheit einzunehmen, die aber der in diesem Sinne wirkenden Interessenorganisation nur so weit Spielraum läßt, als höhere politische Rücksichten auf die Allgemeinheit es gestatten. Auch hier wird es wesentlich von der Festigkeit der Regierung abhängen, ob die Konservativen den Bann der Agrarier abzuschütteln vermögen. Wenn auch für die nächsten Wahlen nicht viel davon zu hoffen ist, so kann vielleicht doch der Grund zu einer Gesundung des Parteilebens gelegt werden, die bei künftigen Fragen wieder einen besseren Zusammenschluß der auf nationalem Boden stehenden Parteien gegen Ultramontanismus und Sozialdemokratie als die eigentlichen Feinde ermöglicht und zugleich den politisch impotenten bürgerlichen Radikalismus zurückdrängen hilft.

Die Reichstagswahlen werden auch eine gewisse Rückwirkung auf die gleichfalls im nächsten Jahre stattfindenden Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause ausüben, wenn auch hier andere Grundsätze und Fragen im Vordergrunde stehen. Der künftige preußische Landtag wird sich zweifellos mit der Kanalvorlage zu beschäftigen haben, die in den letzten Zeiten der Amtsführung des Herrn v. Miquel zu so erbitterten Kämpfen Anlaß gab. Die Stellung, zu der die Regierung in der Reichspolitik den Agrariern gegenüber genötigt ist, wird auch für die Landtagswahlen gewisse Folgen nach sich ziehen, weil die Agrarier auch in der Kanalfrage als scharfe Gegner der Regierung auftreten. Auch hier werden die Mittelparteien einen schweren Stand haben.

Von besonderem Interesse aber wird das Verhalten der Sozialdemokratie bei diesen Wahlen sein. Bisher erschien es bei der Natur des Wahlrechts in Preußen vollkommen ausgeschlossen, daß ein sozialdemokratischer Abgeordneter in das Abgeordnetenhaus gewählt werden könne. Die Partei drückte daher ihren Protest gegen das Dreiklassensystem bei den Wahlen, wie gegen die indirekten Wahlen überhaupt, dadurch aus, daß ihre Anhänger sich nicht an den Wahlen beteiligten. Inzwischen hat der Parteitag dieses Prinzip fallen lassen, und wir werden es nun im kommenden Jahre zum ersten Mal erleben, daß die Sozialdemokraten auch bei den Landtagswahlen in Aktion treten. Aber über die nähere Ausführung dieses Planes sind eben jetzt in der Partei mancherlei Erörterungen gepflogen worden, die erkennen lassen, wie sehr die Meinungen noch auseinandergehen. Die einen hoffen wirklich zu erreichen, daß ein paar sozialdemokratische Abgeordnete in den Landtag gewählt werden, die dort als „Hechte im Karpfenteich", wie einst die ersten Sozialdemokraten im Reichstage, der Partei im Lande zugleich den weiteren Ansporn zu energischer Tätigkeit geben. Die andern geben diese Hoffnung von vornherein auf; sie wollen durch das Eintreten der sozialdemokratischen Scharen in den Wahlkampf vorerst nur das Gewicht der radikalen Opposition verstärken, mit andern Worten durch Unterstützung des Freisinns zunächst die Macht der konservativ-nationalliberalen Mehrheit brechen helfen. Für sie ist dann erst später die Frage aufzuwerfen, wie die Bresche zu weiteren Sturmläufen zu benutzen ist. Daneben ist in der

Partei der Gedanke aufgetaucht, die Wahlen zu einer Machtprobe zu machen, nicht indem man um die Abgeordnetensitze kämpft, sondern indem die Beteiligung der sozialdemokratischen Massen zu einer Obstruktion gegen den Wahlakt selbst ausgenutzt wird. Man will sich die Bestimmungen der Wahlordnung zu Nutze machen, um die Wahl so lange aufzuhalten, daß ihr Abschluß an dem festgesetzten Tage unmöglich wird. Die überschlauen Väter dieses Gedankens haben nur den Fehler gemacht, diesen Plan schon jetzt öffentlich zu besprechen. Sie hatten dabei vergessen, daß die Wahlordnung nicht auf Gesetz, sondern auf Verordnung der Regierung beruht und daher jederzeit auf demselben Wege geändert werden kann. Wir brauchen in der Tat weder die Obstruktion, noch einen wirklichen Erfolg der Sozialdemokratie bei den Landtagswahlen zu fürchten, aber immerhin spricht sich in den vorbereitenden Erörterungen der Wahlbeteiligungsfrage ein Symptom aus, das auf eine Verschärfung der inneren Gegensätze hindeutet. Hoffen wir, daß es bis dahin noch gelingt, allen den Elementen, die mildernd und ausgleichend wirken können, neue Verstärkungen zuzuführen.

Auf einem deutschen Berge.

Graue Felsen; stiller Hochseen Blinken.
Bäche murmeln zwischen dem Gesteine.
Nach der Donau rinnt der Quell zur linken,
Doch der rechte schießt hinab zum Rheine.

Deutsches Land, soweit die Blicke gehen! —
Schiffe wandern fernhin mir zu Füßen,
Wo zur Ernte reif die Halme stehen;
Rauchverhüllte Städte seh' ich grüßen.

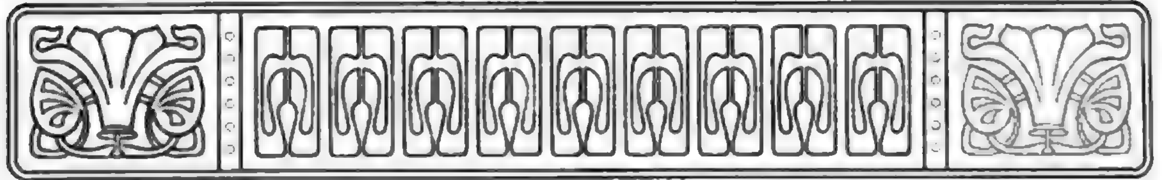
Hammerwerke pochen durch die Frühe,
Und im Bachgrund kreischen hell die Sägen. —
Volk der Arbeit, Volk der herben Mühe,
Gott mit dir auf allen deinen Wegen!

Schmilz das Eisen; webe Tuch und Linnen
Sende Waren aus in ferne Zonen;
Streb' und schaff' in ruhelosem Sinnen,
In der Werkstatt wie auf Königsthronen!

Schmiede Waffen; häufe Gold im Schreine;
Laß im Sturme stolze Banner schweben,
Nur verlerne nie, mein Volk, das eine:
Deinen Blick nach oben zu erheben!

Höhenlüfte laß ums Haupt dir wehen,
Wär's auch nur in seltnen Feierstunden;
Jede Prüfung wirst du dann bestehen,
Deutsches Volk, von keinem überwunden!

Reinhold Fuchs.



Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn—Berlin.

Moderne Massenwanderungen. — Deutsche in den britischen Kolonieen.

Die Zeit der Völkerwanderungen ist vorüber. So große Völker- und Eroberungszüge, wie sie ehedem die Welt erschütterten, können nicht mehr unternommen werden. Die Erde ist verteilt. Dagegen vollziehen sich in erstaunlichem und immer steigendem Umfange Massenwanderungen, nicht wie einst organisiert zu kriegerischen Eroberungen, sondern individuell zu friedlichen Zwecken. Ermöglicht wurden diese Massenwanderungen durch die Heranziehung der Dampfkraft für die Beförderung, durch die größere Leistungsfähigkeit, Schnelligkeit und Billigkeit der modernen Verkehrsmittel. Vordem war das Reisen zeitraubend, kostspielig und unter Umständen gefährlich. Heutzutage kann jedermann reisen und tatsächlich reist Jedermann. Alle Menschen reisen aus einer gemeinsamen Ursache, um ihre Lage zu verbessern, sie reisen nach Orten mit höheren Löhnen oder günstigeren Erwerbsaussichten, in Geschäften oder im Dienst, aber auch zum Vergnügen und zur Erholung. Harmlos und überall willkommen sind die Vergnügungs- und Badereisenden. In steigender Zahl, zu Hunderttausenden, gehen sie allsommerlich von der Stadt aufs Land, in die Bäder oder auf die Berge. Wer andere Reisen unternimmt, wird dazu durch Erwerbsrücksichten veranlaßt. Fortdauernd unterwegs sind die Geschäftsreisenden und Hausierer, in Deutschland annähernd 100000 Personen. Dazu kommen der Zug in die Stadt, die sog. Sachsengänger mit dem Drang nach dem Westen innerhalb Deutschlands, die Zu- und Abwanderungen fremder Arbeiter in den meisten Staaten der Erde und endlich die Auswanderung. Diese Massenwanderungen zeigen sich nicht nur in Deutschland und nicht nur in Europa, sondern in allen Erdteilen, sie übertreffen an Zahl und Ausdehnung alle früheren Völkerwanderungen und haben allmählich weltwirtschaftliche Bedeutung erlangt. Den modernen Kulturstaaten gemeinsam ist der Zug in die Stadt. Viele Millionen hat er veranlaßt, ihre überlieferten Wohnsitze auf dem Lande oder in den kleinen Städten aufzugeben und in die großen Städte zu ziehen in der Hoffnung, dort günstigere Lebensbedingungen zu finden.

Nicht weniger eingreifend waren die inneren Arbeitswanderungen. Von 1895 bis 1900 sind in Deuschland annähernd 500000 Menschen aus den land-

wirtschaftlichen Gegenden des Ostens in die industriellen Bezirke des Westens übergesiedelt. Im rheinisch-westfälischen Industriebezirk Dortmund wohnen bereits über 75000 polnische Arbeiter, mit den Familien annähernd 350000 Köpfe. Alljährlich gehen mehr als 100000 landwirtschaftliche Arbeiter, sog. Sachsengänger, aus dem Osten nach Mittel- und Westdeutschland, kehren aber zu Beginn des Winters wieder zurück. Diese inneren Arbeiterwanderungen, die auch anderwärts zu beobachten sind, haben sich erst in den letzten Jahrzehnten massenhaft entwickelt und stellen der Sozialpolitik neue schwierige Aufgaben.

Noch umfangreicher sind die internationalen Arbeiterwanderungen von übervölkerten Ländern nach solchen Staaten, wo Arbeitskräfte gesucht werden. In Europa sind Frankreich, die Schweiz, Deutschland und andere Staaten Zielpunkte dieser Arbeiterwanderungen und sie bewegen sich in der Hauptsache von Italien und von den slavischen Ländern des Ostens her. Nach dem Osten Deutschlands kommen alljährlich als Ersatz für die Sachsengänger über 30000 russisch-polnische Arbeiter. Bei der letzten Volkszählung wurden in Deutschland nicht weniger als 779000 Ausländer ermittelt gegen 206000 in 1871. Davon waren 391000 Österreicher und Ungarn, vielfach tschechische und polnische Arbeiter, 88000 Holländer, 70000 Italiener, 55000 Schweizer, 47000 Russen und Polen, 26000 Dänen, 25000 Belgier und Luxemburger, 20000 Franzosen, 16000 Engländer, 18000 Nordamerikaner u. s. w. Das sind, mit Ausnahme der Nordamerikaner, ganz überwiegend fremde Arbeiter, die in den verschiedensten Gegenden Deutschlands lohnendere Beschäftigung als in ihrer Heimat finden. Frankreichs Bedarf an fremden Arbeitskräften ist noch größer. In Frankreich sind über 1 Million Fremde, darunter 395000 Belgier, 292000 Italiener, 91000 Deutsche, 77000 Spanier, 75000 Schweizer, 36000 Engländer, 26000 Luxemburger, 15000 Russen und 12000 Amerikaner. Verhältnismäßig am stärksten ist die Zahl der Fremden in der Schweiz (393000 = 13 Proz. der Gesamtbevölkerung).

Diese Arbeiterwanderungen beschränken sich keineswegs auf Europa, sie finden sich auch in anderen Erdteilen. Seit einiger Zeit wird eine Art überseeischer Sachsengängerei von Europa nach Amerika beobachtet. Italienische, slovakische, polnische und russische Arbeiter wandern nach Amerika und kehren, wenn sie hinreichende Ersparnisse gemacht haben, in die Heimat zurück. Italiener, Spanier und Portugiesen verrichten zweimal im Jahre Erntearbeiten, im Sommer in der Heimat, während des nördlichen Winters nochmals in Argentinien und kommen dabei trotz der häufigen Seereisen immer noch auf ihre Rechnung.

Ein nahezu unerschöpfliches Reservoir für Arbeitskräfte ist China. Annähernd 7 Millionen Chinesen finden ihren Erwerb im Auslande. Zunächst wanderten sie in die benachbarten Gebiete, nach Hinterindien und den Inseln des Indischen Meeres, nach Sibirien, dann nach Australien, später auch nach Nordamerika, wo ihrer trotz aller Verbote mindestens noch 200000 wohnen. In Peru und Bolivia sind sie anzutreffen und sogar schon in manchen Gegenden Afrikas. Nur Europa blieb bisher von ihnen verschont. Mit den Chinesen

konkurrieren, aber in erheblich geringer Zahl, Japaner und Javaner. Bekanntlich will man Chinesen, weil sie so billig und anstellig sind, auch in den Goldfeldern Transvaals beschäftigen, ja sogar in dem deutschen Samoa.

Alle diese internationalen Arbeiterwanderungen erfolgen nur auf Zeit. Die Wanderarbeiter haben die Absicht, früher oder später in ihre Heimat zurückzukehren, und verwirklichen in der Regel auch diese Absicht, wobei sie durch Nachzüge ersetzt werden. Wer dagegen auswandert, sucht eine neue Heimat und so unterscheidet sich die Auswanderung wesentlich von den Arbeiterwanderungen. Ehedem war die überseeische Auswanderung vergleichsweise unerheblich. Schmoller nimmt an, daß bis zum Jahre 1700 nicht über 1 Million Menschen europäischer Rasse außerhalb Europas zu finden waren. Die Zahl der Europäer in fremden Weltteilen, einschließlich ihrer Abkömmlinge, wird für das Jahr 1800 auf 9,5 Millionen veranschlagt. In der Zeit von 1820 bis 1900 wanderten aus Europa nach der nordamerikanischen Union annähernd 18 Millionen Menschen aus, davon 7 aus England und 5 aus Deutschland. Die Auswanderung aus anderen europäischen Staaten entwickelte sich erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Nach Schmollers Schätzung suchten im Laufe des 19. Jahrhunderts 20 Millionen Europäer neue Wohnsitze jenseits des Meeres, darunter 6 bis 7 Millionen Deutsche. Nach anderen Annahmen sollen im Laufe des 19. Jahrhunderts sogar 30 Millionen Menschen aus Europa ausgewandert sein. Die Zahl der Europäer und ihrer Abkömmlinge außerhalb Europas berechnet Schmoller auf 91 Millionen.

Diese nationalen und internationalen Wanderungen mögen wirtschaftlich und technisch betrachtet, überwiegend vorteilhaft gewesen sein. In sozialer Hinsicht zeigten sie aber bedenkliche Schattenseiten. Die Menschen wurden von der Scholle gelöst, weite, bisher seßhafte Kreise mobilisiert, die überlieferte Bodenständigkeit erlitt eine empfindliche Erschütterung. Das empfand man zunächst in den Gegenden und Staaten der Abwanderung, wo die Entwicklung eine stillstehende war und die Arbeiter nicht festgehalten werden konnten. Schärfer traten die sozialen Nachteile der Wanderungen an ihren Zielpunkten hervor, wo die Bevölkerung in aufsteigender Entwicklung begriffen und größere Nachfrage nach Arbeitskräften vorhanden war. Die einheimischen Arbeiter blickten mißgünstig auf die Konkurrenz der Eingewanderten, die zu billigeren Lohnsätzen arbeiteten und somit auch die Löhne drückten. Zwischen einheimischen und fremden Arbeitern, insbesondere zwischen deutschen und italienischen, deutschen und polnischen, am schärfsten zwischen französischen und italienischen, französischen und belgischen, nordamerikanischen und italienischen, brasilianischen und italienischen Arbeitern kam es wiederholt zu Reibungen, sogar zu blutigen Zusammenstößen, wobei die fremden Arbeiter immer den Kürzeren zogen. In Frankreich verlangte man besondere Gesetze zum Schutze der nationalen Arbeiter, den gänzlichen Ausschluß der fremden Arbeiter oder doch wenigstens das Verbot, sie nicht zu niedrigeren als den heimischen Löhnen zu beschäftigen. Man schlug auch eine Sonderbesteuerung der fremden Arbeiter vor. Indessen konnte keiner dieser

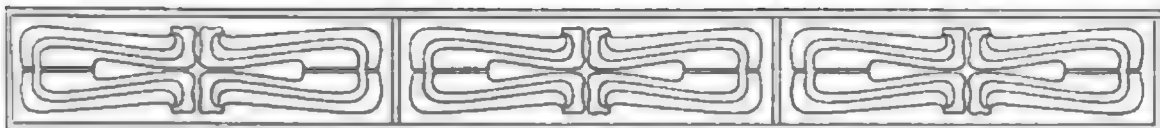
Vorschläge verwirklicht werden, hauptsächlich wegen der Meistbegünstigungsverträge, und nur staatliche und städtische Behörden beschränkten die Zahl der fremden Arbeiter. Immerhin hat die internationale Freizügigkeit bereits gesetzliche Beschränkungen erfahren und zwar durch republikanische Regierungen. Von der nordamerischen Union ist die Einwanderung chinesischer Kulis verboten worden. Australien hat die Einwanderung chinesischer Kulis erschwert und will fortan auch Japaner, Javaner u. s. w. nicht einlassen in der Befürchtung, es könne die mongolische Rasse mit ihren ungezählten Millionen und mit ihrer eigenartig überlegenen Konkurrenz die weiße Rasse verdrängen. Außerdem hat die nordamerikanische Union weitgehende Beschränkungen der Einwanderung erlassen, die Einwanderung kranker und unbemittelter Personen, die von Arbeitern mit voraus abgeschlossenen Verträgen verboten und bereitet weitere Verschärfungen vor. Immer neue Ländergebiete werden der Kultur erschlossen, die Nachfrage nach Arbeitskräften wird größer und so ist im Hinblick auf die fortschreitenden Verkehrserleichterungen anzunehmen, daß die modernen Wanderungen in Zukunft sich noch steigern werden, mögen auch Rückströmungen dagegen hervortreten. Mit der Zeit werden die Kulturstaaten sich genötigt sehen, die internationale Freizügigkeit einzuengen und nach Maßgabe der nationalen Interessen die fremde Einwanderung zu beschränken oder aber das Fremdenrecht zu verschärfen.

Die weiße Rasse macht nur den vierten Teil der Bevölkerung der Erde aus. Würde sie durch die Überzahl der anderen Rassen überflutet werden, so wäre es um die Zivilisation geschehen. Die gelbe Gefahr ist noch nicht akut geworden. Unbestritten herrscht die europäische Rasse. Darin erblickt Schmoller die wichtigste politische, wirtschaftliche und kulturelle Erscheinung des 20. Jahrhunderts. Von der Art, wie die einzelnen Nationen und Staaten daran teilnehmen, hängt nach seiner Auffassung die Geschichte Europas und der ganzen Welt wie der einzelnen Staaten ab. Auf Grund ihrer starken Volkskraft können die Deutschen mit Vertrauen in die Zukunft blicken, denn es leben auf der Erde rund 49 Millionen Briten, 45 Millionen Anglo-Amerikaner, 80 Millionen Russen und 83 Millionen Deutsche.

Dieselbe „Saturday Review“, die vor fünf Jahren den baldigen Ausbruch kriegerischer Konflikte zwischen England und Deutschland verkündet und versichert hatte, daß alle Engländer auf dem Erdenrund aufatmen und gewinnen würden, wenn Deutschland besiegt wäre, behauptet jetzt das Bestehen einer Anglophobie in Deutschland und erklärt, um ihre Behauptung glaubhaft zu machen, daß die Deutschen für ihren Engländerhaß ausreichenden Grund hätten. Ein großer Überschuß an Arbeitskräften sei in Deutschland vorhanden, der starke Strom der deutschen Auswanderung wolle kein Ende nehmen, verlaufe sich aber in Ermangelung geeigneter deutscher Kolonien nach den britischen Besitzungen. Diese seien voll von Deutschen, die sich sehr schnell ihrer Umgebung assimilierten und bald aufhörten, Deutsche im nationalpolitischen Sinne zu sein. Nur höchst ungern ertrage das junge, ehrgeizige und energisch vorwärts strebende Deutschland

diesen bedeutenden Verlust an brauchbaren Landeskindern, es möchte seine Auswanderer lieber nach eigenen Kolonieen richten, suche solche Kolonieen zu erlangen, finde aber dabei fast überall in der Welt die Engländer im Wege.

Es gibt heutzutage Zeitungen, und sie gehören zu den gelesensten, deren oberstes Bestreben es ist, ihren Lesern Behagen zu verursachen und mit Behagen wird der englische Chauvinist die Auslassungen der „Saturday Review“ lesen, die nunmehr hoffen darf, neue Abnehmer zu gewinnen. Die Welt will nun einmal getäuscht sein und deshalb wird sie getäuscht. Es ist undankbar, die Auslassungen der „Saturday Review“ richtig zu stellen, da dieses Blatt die Wahrheit seinen Lesern doch vorenthalten wird. Immerhin mögen einige Tatsachen gegen Obiges angeführt werden. Von jeher hat sich nur ein geringer Bruchteil der deutschen Auswanderung nach den britischen Kolonieen gewendet. In dem Jahrzehnt von 1892 bis 1901 gingen 370000 deutsche Auswanderer nach Amerika, 8900 nach Brasilien, 21500 nach dem übrigen Amerika, zumeist nach Argentinien und anderen südamerikanischen Staaten, 7000 nach Afrika, zum größeren Teil nach den ehemaligen Burenrepubliken, 2300 nach Australien und 1250 nach Asien. Es ist sicherlich sehr hoch gegriffen, wenn man annimmt, daß von den 415000 deutschen Auswanderern des letzten Jahrzehnts annähernd 10000 sich in den britischen Kolonieen niedergelassen haben. Nach einer neueren Statistik wohnen in Kanada 335000, in Südafrika 35000 und in Australien 106000, insgesamt also in den für die deutsche Auswanderung in betracht kommenden britischen Kolonieen 476000 Deutsche gegenüber 10 bis 12 Millionen Deutschen in der nordamerikanischen Union. Unrichtig ist sonach die Behauptung, daß sich der „starke Strom“ der deutschen Auswanderung, der seit 1897 auf 22000 Köpfe jährlich zurückgegangen ist, in den britischen Territorien verläuft und daß die britischen Kolonieen voll von Deutschen sind. Seit neuerer Zeit assimilieren sich übrigens die Deutschen in den britischen Kolonieen nicht mehr so leicht und rasch wie ehedem. Die Deutschen sind gerade in den britischen Kolonieen, namentlich in Australien und auch in Südafrika, mehr und mehr bestrebt, ihre nationale Eigenart zu wahren und somit einen unzweifelhaften Vorzug des Engländertums zu betätigen. Wie erwähnt ist die deutsche Auswanderung seit Jahren kaum nennenswert. Man beklagt in Deutschland, daß sie sich in der Hauptsache nach der nordamerikanischen Union richtet, und ist bemüht, ihr neue Ziele zu weisen, die für das wirtschaftliche Gedeihen wie für die Erhaltung der nationalen Art der Auswanderer günstiger sind. An den Auslassungen der „Saturday Review“ ist nur so viel richtig, daß in dem Streben des Deutschen Reiches nach Kolonieen, die für deutsche Auswanderer geeignet sind, sich der Engländer überall in den Weg stellt. Infolgedessen hat sich im deutschen Volke zwar keine Anglophobie entwickelt, wohl aber ein Gefühl des Mißtrauens und der Abneigung, das durch das Verhalten der englischen Presse immer neue Nahrung findet. Ob die englische Politik gegenüber Deutschland, die der Praxis der Geschäftswelt gegen einen unbequemen Konkurrenten nachgebildet ist, klug war, wird die Zukunft zeigen.



Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn—Berlin.

Die Deutschen und die anderen Kulturvölker. — Deutsche Soldaten im Auslande. — Nordeuropa. — Nordamerika. — Brasilien. — Argentinien. — Maßnahmen anderer Staaten.

Die Deutschen und die anderen Kulturvölker. Das Verhältnis der Deutschen zu den anderen großen Nationen im Weltverkehr zu klären, das deutsche Volk zu lehren, andere Nationen zu verstehen, bezeichnete Professor Dr. Schröer von der Kölner Handelshochschule in seiner einleitenden Vorlesung über englische Litteratur und Geschichte als eine wichtige Aufgabe deutscher Wissenschaft. Seit Jahrhunderten war es, wie er ausführte, das Verhängnis der deutschen Nation, das Ausland mißzuverstehen, weil die Deutschen selbst keine harmonische, in sich gefestigte Nation bildeten. Die Deutschen vergaßen ihren eigenen Wert und überschätzten abwechselnd die Franzosen, die Italiener, die Spanier, die Engländer u. s. w. Schier unglaublich seien die schiefen Urteile in Deutschland über Frankreich und England, die als fertige Phrasen von einem Geschlecht auf das andere übertragen wurden. Das mag, wie wir meinen, vorübergehend richtig gewesen sein. Heute ist darin doch eine wesentliche Besserung eingetreten. Thatsächlich besteht in Deutschland eine unbefangenere und richtigere Kenntnis fremder Länder und Völker als bei irgend einem anderen Volk. In dieser Hinsicht stehen die Deutschen zweifellos voran. Allerdings müssen die Deutschen bemüht sein, ihre Kenntnis fremder Länder und Völker immer weiter zu entwickeln angesichts der Thatsache, daß jetzt auch Fremde aus aller Herren Länder nach Deutschland kommen, um deutsche Verhältnisse kennen zu lernen. Vorbehaltlos wird man jedenfalls Professor Schröer beistimmen, wenn er betont, daß endlich auch der Deutsche keine höheren Ideale kennen sollte, als das, ein echter Deutscher zu sein, deutsch zu denken und deutsch zu handeln, daheim wie im Auslande, nicht fremden Götzen zu huldigen und den eigenen Wert nicht zu unterschätzen. Anderwärts ist man vielfach weitergekommen, da man sich bemüht, das Nationalgefühl schon in der Schule lebendig zu erwecken. Freilich können wir uns bei diesen Bemühungen Frankreich nicht zum Beispiel nehmen wegen der plumpen und rohen Art seines Verfahrens. So heißt es u. A. in dem Handbuch der Volkserziehung von Charbonneau: „Frankreich ist das schönste Land der Welt. Die Franzosen sind allen anderen Menschen an Geist, Verstand und Gemüt überlegen. Frankreich ist ein heldenmütiges und selbstloses Volk, der natürliche Vorkämpfer des Wahren, Schönen und Guten, dessen unbesiegbares Heer alle Tugenden versinnlicht.“

Deutsche Soldaten im Auslande. Ende 1900 verfügten die Niederlande in ihren indischen Besitzungen über ein Heer von nahezu 36000 Mann. Darunter befanden sich nur 14000 Europäer und zwar 11000 Niederländer, 1318 Deutsche, 1216 Belgier, 179 Schweizer, 93 Luxemburger u. s. w. Die Zahl der Deutschen in der niederländischen Kolonialtruppe (zu vergleichen Juniheft, Seite 455) hat seit Jahren erheblich abgenommen. Wenn indessen die Niederlande in neue Kämpfe mit den streitbaren Atjehs verwickelt werden sollten, dann sind sie genötigt, ihr Kolonialheer zu verstärken. Nach den bisherigen Erfahrungen sind aber die Niederlande bei dem Stande ihrer Bevölkerung nicht in der Lage, zwei angemessene Heere, eins für das Mutterland und eins für die Kolonien, zu erhalten und sie werden aufs neue im Auslande Anwerbungen betreiben müssen. Unter den bestehenden Verhältnissen hat man deutscherseits nicht die geringste Veranlassung, etwaige Anwerbungen irgendwie zu begünstigen.

Nordeuropa. Wie im Südosten, so ist auch für die Völker des Nordens Deutsch die Vermittelungssprache im internationalen Verkehr, weil von allen fremden Sprachen die deutsche am meisten gelernt und gesprochen wird, namentlich in den gebildeten und geschäftlichen Kreisen. An dem nordeuropäischen Naturforscherkongreß, der Mitte Juli zu Helsingfors in Finnland abgehalten wurde, beteiligten sich Schweden, Norweger, Dänen, Finnländer und Russen. Die Verhandlungen des Kongresses erfolgten in deutscher Sprache, weil sie den meisten Teilnehmern geläufig war. Mit ihrem Auslandshandel neigen die so nordeuropäischen Völker ja auch ganz überwiegend zu Deutschland.

Nordamerika. Beachtenswerte Bedenken vom nationalen Standpunkt gegen die Forderung nach strengem Schutz der deutschen litterarischen Erzeugnisse in der nordamerikanischen Union, sind von der „Rheinisch-Westfälischen Ztg." erhoben worden. Mache man es den 900 deutsch-amerikanischen Blättern unmöglich, nach Belieben aus den deutschen Zeitungen und Zeitschriften alle Romane, Novellen und Feuilletons unentgeltlich nachzudrucken, so würden mindestens 850 dieser Zeitungen bald zu erscheinen aufhören müssen. Das ist übertrieben. Die deutsch-amerikanische Presse steht nicht so ungünstig da, wie man vielfach in Deutschland annimmt. Von kundiger Seite wird bestritten, daß sie sich im Rückgang befindet. Immerhin sind erhebliche Wandlungen zu bemerken. Die älteren angesehenen Zeitungen, wie die „Neu Yorker Staatszeitung", der „Philadelphia Demokrat" und die „Westliche Post" in St. Louis, haben aufstrebende Konkurrenten erhalten, die in Deutschland noch nicht genügend bekannt sind. Das „Neu Yorker Morgen-Journal" soll 50000, die „Abendpost" in Chicago, ein vorzüglich redigiertes Nachrichtenblatt, 75000, die „Germania" in Milwaukee, ein protestantisch gehaltenes Wochenblatt, über 100000 und die „Germania" als Nachmittagsblatt mindestens 35000, endlich die „Freie Presse", ein Wochenblatt in Lincoln, weit über 100000 Abnehmer haben. Die deutsch-amerikanische Presse hat einerseits Rückschritte, aber andererseits doch wieder große Fortschritte gemacht. Gleichwohl sind die Bedenken der „Reinisch-West-

fälischen Ztg." begründet. Man sollte gegenüber dem Nachdruck der deutsch-amerikanischen Blätter, die in ihren großen Sonntagsbeilagen einen umfangreichen Unterhaltungsstoff zu bringen gezwungen sind, nachsichtig sein und sich nicht auf einen allzu strengen Standpunkt stellen. Wenn die deutsch-amerikanische Presse in ihrer Nachdrucksfreiheit beschränkt würde, dann wäre eine sehr empfindliche Beeinträchtigung dieser Presse wie des Deutsch-Amerikanertums überhaupt zu befürchten, ohne daß die deutschen Schriftsteller auf höhere Einnahmen aus Nordamerika rechnen könnten. Angesichts der Nachdrucksfreiheit in Nordamerika müssen sich die deutschen Schriftsteller und Buchhändler mit dem Bewußtsein begnügen, durch ihre Nachsicht zur Verbreitung der deutschen Litteratur und zur Erhaltung des Deutschtums in Nordamerika beizutragen. Übrigens ist die Ausfuhr deutscher Bücher und Zeitschriften nach Nordamerika nicht unbedeutend und belief sich im Jahre 1900 auf 6¼ Mill. Mark. Dazu kommen dann noch die Honorare, die freiwillig oder durch Vereinbarung von deutsch-amerikanischen Verlegern bezahlt werden.

Brasilien. Nach einer Mitteilung der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft berichtete der „Urwaldbote", daß der brasilianische Professor Dr. Moniz vom staatlichen Gymnasium zu Bahia in einer Ansprache bei einer Prüfungsfeier seine Landsleute aufforderte: nicht mehr den Franzosen nachzuäffen, sondern bestrebt zu sein, von den ernsten und fortgeschrittenen Nationen, insbesondere von deren Urtypus, den Deutschen, zu lernen. Er verglich den gegenwärtigen Zustand der Einzelstaaten Brasiliens, in denen das deutsche Element vorherrscht oder auch nur thätig ist, wie Parana, Santa Katharina, Rio Grande do Sul und Sao Paulo mit dem jener Staaten, wo das „Africo-Lusitanische" Element überwiegt. Er beleuchtete die vielfachen Vorzüge der deutschen Kultur, „die, allen andern durch ernste Richtung überlegen, durch moralisches Gewicht und Fruchtbarkeit an vornehmen Handlungen das beste Heilmittel für entkräftete und im Stadium des Beginnens befindliche Nationen sei." Brasilien gleiche einem Kinde, das noch viel zu lernen habe und für das es keine bessere Lehrmeisterein gebe als die deutsche Kultur. — Nach Berichten aus den Hansakolonien im brasilianischen Staate Santa Katharina hat die Sao Paulo-Rio Grande-Bahngesellschaft von der Zentralregierung die nachgesuchte Konzession für die Erbauung einer Zweigstrecke von Sao Paulo durch den nordwestlichen Teil von Rio Grande do Sul über die deutschen Ansiedelungen nach Sao Francisko erhalten und zwar mit Zinsbürgschaft, so daß die Ausführung dieser für die deutschen Ansiedlungen wichtigen Eisenbahnverbindung mit dem Meere gesichert erscheint. In den beteiligten Kreisen nimmt man an, daß französisches und belgisches Großkapital nicht länger zögern wird, sich an der Herstellung eines Schienenweges zu beteiligen, der von dem besten Hafen an der südbrasilianischen Küste ausgeht, die fruchtbaren Gebiete der deutschen Ansiedlungen durchschneidet und die nächste Verbindung mit der Hochebene und dem Hinterlande sowie mit der wichtigen Linie Sao Paulo-Rio Grande bildet. An dieser für die deutschen

Ansiedlungen erfreulichen Nachricht ist nur bedauerlich, daß auf belgisches und französisches Kapital gerechnet wird und daß das deutsche Kapital wieder einmal versagt, obschon eine an sich gewinnverheißende Förderung deutscher Interessen in Frage steht. Wenn es sich um Anleihen fremder Staaten mit ganz sicherem Gewinn für die Banken handelt, dann wird deutsches Kapital stets beschafft. Für schöpferische Unternehmungen, die eine ernsthaftere Tätigkeit erfordern, sind die großen Banken nicht zu haben. Ist die neue Bahn fertig gestellt, dann wird sie günstigen Einfluß üben auch auf die Entwickelung der Handels- und Schiffahrtsbeziehungen zwischen Deutschland und Brasilien. — In Porto-Alegre, der Hauptstadt des brasilianischen Staates Rio Grande do Sul, dem Mittelpunkte der deutschen Kolonien in Süd-Brasilien, ist ein stattliches Bismarck-Denkmal enthüllt worden. — Pastor Faulhaber gedachte Mitte September nach der Meyer'schen Kolonie Neu-Württemberg abzureisen.

Argentinien. Nach einer Statistik des Vereins „Germania" leben in Argentinien 83000 Deutsche, davon 44000 in Buenos-Aires und 13000 in La Plata, die übrigen in den mittleren und südlichen Provinzen des Landes, hauptsächlich in Corrientes und Curdoba.

Maßnahmen anderer Staaten zu Gunsten ihrer Angehörigen im Auslande. Die italienische Regierung hat eine Untersuchung über die Zahl wie über die politische und soziale Organisation der Italiener in Argentinien anstellen lassen. Danach leben am La Plata 400000 Italiener. Die italienischen Schulen daselbst sollen insgesamt nur von 3500 Kindern besucht werden. In Buenos-Aires bestehen 56 italienische Unterstützungsvereine und gewerbliche Gesellschaften, befinden sich aber untereinander in großer Uneinigkeit. Infolgedessen hat die italienische Regierung einen Ausschuß ernannt mit der Aufgabe, die Italiener in Argentinien nach nationalen Grundsätzen zu organisieren.

Im Herbstwald.

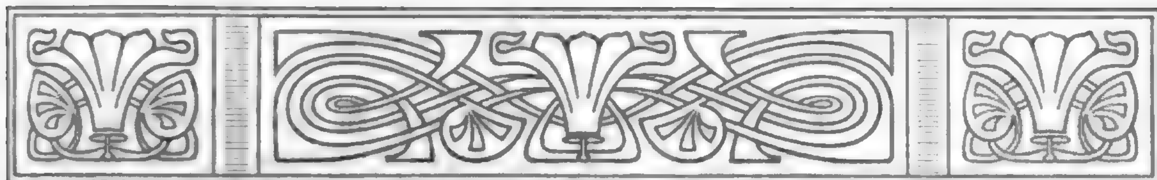
Durch des Herbstwalds tiefes Schweigen
Wandl' ich hin — wie ist er schön!
Und das Herz berührt so eigen
All die Schönheit im Vergehn.

Welke Blätter niederschweben
Bei des leisen Windes Hauch,
Und doch spricht von neuem Leben
Jeder Zweig an Baum und Strauch.

Kaum ist Sommer fortgegangen,
Und schon siehst Du hoffnungsvoll
Junge Knospen wieder prangen,
Die der Lenz erst öffnen soll.

Soll dich das nicht fröhlich machen?
Was dem Tod so ähnlich sieht,
Ist nur Schlaf, dem das Erwachen
Folgt beim neuen Lerchenlied.

Johannes Trojan.



Litterarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse—Berlin.

Von deutscher Lyrik und deutschen Lyrikern.

Vom deutschen Roman war an dieser Stelle bisher fast ausschließlich die Rede; von der Schönheit unserer Lyrik hab' ich noch nichts gesagt. Und doch brennt mir das Herz, wenn ich ihrer denke, und immer wieder scheint sie mir unvergleichbar an Herrlichkeit und allem vorzuziehen, was deutscher Geist auf Gebieten der Wortkunst geschaffen. Wo sind noch so reine Wunder der Schönheit erblüht? Wo hat unser Wesen sich gleich tief und schön abgespiegelt? Wo drängt sich bis zu diesem Tage eine gleich große Fülle von Talenten? Wie arm ist im Verhältnis zu ihr unser Theater! Wie wenig erfreulich unsere Romanlitteratur! Hier wie dort stellen andre Nationen uns Größen entgegen, daß selbst unsere Besten still davor zurücktreten müssen. Aber die Lyrik der übrigen Völker erblaßt gegen die unsere; und jede große Litteraturbewegung, die jemals eingesetzt und Frucht gebracht hat: sie hat vor allem, und oft einzig und allein, unserer Lyrik neuen Glanz zugetragen. Die beiden großen Epochen unserer Dichtung, sie waren Blütezeiten der Lyrik. Über die Jahrhunderte reicht Goethe Herrn Walther von der Vogelweide die Hand. Man könnte sich vorstellen, daß einst eine Zeit käme, in der kaum noch ein Gedenken unserer Tage, unseres Volkes lebte. Dann würde man, wie man jetzt Homer sagt, Goethe oder „Faust" sagen, und man würde nicht so an einen bestimmten Dichter, sondern an eine ganze Kultur denken, an den höchsten Wesensausdruck, den eine verschollene Nation sich geschaffen hat und in dem ihr Größtes und Eigenstes unsterblich fortlebt. Dieser höchste Wesensausdruck aber wäre lyrisch.

Man kann das wohl nicht oft genug sagen. Und man muß gerade das den Roman bevorzugende Publikum daran erinnern, dem es gefällt, an unserer Lyrik mit Gleichgültigkeit oder Nichtachtung vorüberzugehen, anstatt ihr, wenn schon keine verständnisvolle Teilnahme, doch einen gewissen dankbaren Respekt zu bezeugen. Denn ohne sie würden wir trotz all unserer Romane und Dramen innerhalb der Weltlitteratur stets nur an einer zweiten Stelle rangieren; sie allein führt uns auf einen ersten Platz. Immerhin: wir haben heute ein größeres Publikum auch für Lyrik, als vor zwanzig, dreißig Jahren. Daß der Kreis

trotzdem klein ist und immer klein bleiben wird, liegt in der Natur der Sache und hat schließlich auch sein Gutes. Die gewerbliche Ausbeutung fällt hier fort; man atmet gleichsam in reineren Lüften. Und ob der Goldregen an ihm vorbei rollt, ob der Beifall der Menge anderen schallt — er hat doch ein glückliches Los, der Lyriker! Mit leichtem Gepäck, sagt Voltaire, kommt man am ersten auf die Berge und in die Unsterblichkeit. Was die Zeit dem Lyriker oft vorenthält, gibt ihm die Zukunft; was seinen Liedern den lauten Erfolg verstellt, verleiht ihnen auch längere Dauer. Wie schnell altern Romane; wie merklich beginnen auch schon Werke zu welken, die unsterblich schienen! Aber gleichzeitig und früher entstandene Lieder leben und wiegen sich und halten sich auf stillen Flügeln. Denn der Vers reinigt und läutert; er duldet nichts Fremdes, Unedles in sich; er scheidet alles nicht Notwendige aus. Ich weiß nicht, von wem das Wort stammt: ich muß einen langen Brief schreiben, weil ich zu einem kurzen keine Zeit habe. Die gebundene Form zwingt allein schon zu ungeheurer Konzentration; das Menschliche wird rein herausdestilliert. Der Roman aber, und sei es der bedeutendste, schleppt immer ein gewaltiges Stück seiner Zeitlichkeit mit und muß es seiner Natur nach; er ist mehr an die zeitlichen Bedingungen gebunden — das erklärt und verursacht seine raschere Aufnahme; das aber auch sein schnelleres Absterben und Vergehen. Das Höchste kann er nicht geben, das empfand schon Schiller. Das Reinste und Feinste, das Geheimnis und Wunder, schwebt und blüht in der Lyrik. Und es sind Kinder mit sonntäglichen Herzen, die es offenbaren, und sie wissen nicht, was sie tun. Aber sonntägliche Herzen gehören auch dazu, das Wunder aufzunehmen. Deshalb bleibt der Kreis der wahren Lyrikfreunde so klein, und es steckt viel Wahres in dem Wort, daß die echten Lyrikleser fast so selten sind wie die echten Lyrikschöpfer. Lyrik ist auch der Prüfstein für jeden Kritiker — ein Prüfstein, vor dem verschwindend wenige nur bestehen. Von der Lyrik will ich reden, von meiner „langen Liebe". Nur im Fluge ein paar neuere Strömungen kennzeichnen, ein paar Namen nennen und ein paar Bücher. Bevor das jüngere Geschlecht auftrat, war Emanuel Geibel fast unbedingter lyrischer Alleinherrscher — zum bitteren Verdruß seines heimlichen Rivalen Theodor Storm. Ein Dichter, dem gerade von der Jugend schweres Unrecht geschehen ist, der seit dem unglücklichen Wort von Julian Schmidt immer wieder als Backfischpoet verketzert worden. Er trug sich längst anders, als man noch immer seine abgelegten Kleider klopfte. Er mochte manchmal, wie Storm den Erfolg seines „Immensee", den Erfolg seiner „Gedichte" verwünschen, dieser Gedichte, die gewiß weich bis zur Weichlichkeit, zart bis zur Schwäche, sinnig bis zur Geistlosigkeit sind. Aber in wie strenger Selbstzucht rang er sich über sein erstes Buch empor! Mit wie mächtigem und klingendem Pathos begleitete er sein Volk auf dem großen Wege, den es nahm! Ein wie gesundes sittliches Gefühl lebte in diesem Manne! Er hat — der erste nach Heine! — wieder einmal einen lyrischen Stil geschaffen, in dem hunderte nun drauflosdichteten und sangen; einen Stil, der noch heute in allen Versbüchern älterer Poeten, mit stärkerer

oder schwächerer individueller Beigabe und Färbung, zu finden ist. Mit der Zeit kompromittierten hundert kleine Geibels den großen Geibel, wie das üblich ist. Und die drauflosschlagende Jugend meinte gar nicht so Geibel, sondern seine Troßbuben, als sie gegen ihn zum Sturm rief. Es war gar zu viel emporgeschraubte Mittelmäßigkeit da, die alles überschwemmte. Eine Generation, die unentwegt Kaiser und Lorbeerreiser, Rhein und Wein, deutsche Treue — stets auf's Neue, Herz und Hand — Vaterland reimte; liebenswürdige Menschen von untadelhafter Gesinnung und geringem Talent — Rittershaus war der Typus. Und eine solche Null wie Bodenstedt konnte zum lyrischen Heiland Deutschlands mit der gewandt gereimten Philosophie des „Mensch, ärgre Dich nicht!" werden, anstatt gleich als Poet für Bonbondevisen erkannt und eingeschätzt zu werden! Daß Geibel selber den guten Mirza-Schaffy in seiner ganzen Nichtigkeit erkannte, wer wußte das damals? Man steckte sie alle in einen gemeinsamen Sack und schlug zu. Nur wenige konnten sich neben Geibel und seinem Kreise behaupten. Da saß fern im Süden Eduard Mörike, der Goethe der Idylle, und „lieblich in sich selbst vergessen" lauschte seine Muse auf „der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge", und das selige Schweben der luftigen Geister fing er mit ein in sein Lied. „Früh, wenn die Hähne krähen" und eine Handvoll anderer Strophen, das ist ein Höchstes der Poesie, wovon man nur staunend reden kann. Und hoch im Norden saß Theodor Storm, ein erstklassiger Lyriker, wenn auch ein zu spezieller, und rang so lange mit dem Gotte, bis er ihn segnete. Er kam nicht ganz so hoch wie Mörike. Zu viel schleswig-holsteinischer Boden, zu viel Erdschwere ist in seinen Gedichten, so daß sie nur langsam fliegen können; zu groß war seine plastische Kraft im Verhältnis zur reinen Empfindung. Fontane hat ihn als „Husumer" gekennzeichnet, d. h. auch als Poet war er ein etwas kratzbürstiger Partikularist. Sein letztes Wort war immer: **ich**; Geibels letztes Wort: **wir**. So wurde Geibel, der mehr allgemein-deutsche, der Dichter der Zeit, nicht der speziell schlewig-holsteinische Storm, der zwar tiefer, aber nicht so weit sah, dessen Einzelstimme sich nicht zur Stimme des Volkes erweitern konnte, der zu sehr in sich selbst beschlossen war, um sich entfalten zu können. Aber welch eine schwere, dunkle Süßigkeit, welche Gefühlskraft in seinen Versen! Jedes Wort echt stormisch! Doch in dem Gedichte, das er sein „unsterbliches" nannte, im „Oktoberlied", nähert er sich Geibel oder wenigstens: geht er aus seinem „Husumertum" heraus. Storms schönstes Lied ist nicht mehr streng stormisch. Doch aber ist Storm derjenige, an den die moderne Lyrik am stärksten anknüpft. Jede Weiterentwicklung mußte mit einem Kampfe gegen den herrschenden Poeten, also gegen Geibel, einsetzen. Denn von Geibel aus ließ sich nicht vorwärtskommen. Er, der als Lyriker ein durch Heine gegangener Platen ist, hat das strenge Formprinzip des Dichtergrafen, aber er hatte genug von Heine gelernt, um diese Platensche Formen biegsamer, melodischer, lebendiger zu machen. Mit ihm war das musikalisch-formalistische Prinzip an die vorläufige Grenze seiner Ausbildungsfähigkeit gelangt. So erscheint er manchmal zu glatt,

zu poliert; er wollte alles schön haben, auch den Schrei. Storm dagegen liebte eine gewisse Sprödigkeit, wenn er dadurch das Eigentümliche besser ausdrücken konnte. Er betonte das Charakteristische ungleich mehr, als Geibel. Er hat das wunderbare Wort gesprochen, daß der Lyriker, wenn er genug geglättet, die Raspel über das Gedicht gehen lassen müsse. Und nichts zeigt besser den Unterschied der beiden Dichter, als die Nachfolger, die sie haben. Sanfte, sauber geglättete Schönredner, liebenswürdige Poeten ohne Herzensleidenschaft, Epigonen und Epigönchen, das ist in der Hauptsache die Geibelschule. Wenn man die Namen nur zählt, nicht wägt, übertrifft sie die Stormschule, von der man überhaupt kaum reden darf, ungeheuer. Aber an Storm knüpft die Entwicklung. Der geborene Erbe Storm'schen Geistes ist gleichzeitig der „lyrische Häuptling" der Modernen, mit dem wohl kein zweiter moderner Lyriker sich messen kann: Detlev von Liliencron. Die junge Lyrik ist also nicht etwas von übermütigen Talenten aus der Erde gestampftes, zusammenhangloses Neues, sondern die notwendige und organische Fortentwicklung der älteren.

Worin die Weiterführung gegenüber Storm bestand, ist leicht gesagt: Das formalistisch-musikalische Geibel'sche Prinzip wird jetzt noch energischer, als Storm es getan, zu Gunsten des charakteristischen Ausdrucks zurückgedrängt. Wenn Storm etwa die Umgebung eines Teiches malt, so giebt er das zitternde Schilf, die Libellen, die darüber fliegen, 2c. Liliencron tut dasselbe, aber er setzt noch etwa einen zerrissenen Stiefel in das Bild, den ein Vagabund da zurückgelassen. Er ist derber, kühner, kräftiger als Storm, daneben auch wohl geschmackloser. Er vergreift sich leichter. Mit den „Adjutantenritten und anderen Gedichten", die Liliencron 1884 erscheinen ließ, machte die deutsche Lyrik jedenfalls einen Schritt vorwärts. Es war wieder einmal ein Buch für Männer in einer Zeit, wo das gesamte lyrische Publikum nur aus Frauen bestand. Von nun ab treibt es überall von neuer Lyrik; weitere Schichten, besonders eben auch die Männer, werden für die Dichtung zurückgewonnen.

Wer überhaupt Interesse für deutsche Litteratur hat, muß die „Adjutantenritte" und die „Gedichte" Liliencrons kennen. Wie viel Kraft und Kühnheit steckt drin; welch herrliches Dichterherz schlägt da! Eine Lebensfröhlichkeit, ein „verruchter" Optimismus jauchzt empor: Große Kunst ist fröhliche Kunst. Ein Krieger und ein Jäger mit einem Kinderherzen, das durch keine Gemeinheit des Lebens seinen Glauben und seine Freude verlor — das ist der Liliencron seiner ersten Bücher. Er hat später sich in Sackgassen verlaufen, hat das Charakteristische übertrieben betont, bis es alle Formen sprengte, bis eine gewisse Zuchtlosigkeit Platz griff. Das ist der zweite, minder erfreuliche Liliencron, den schlagend folgendes charakterisiert: In der ersten Auflage der Adjutantenritte sprach ein Vers von einem Dörflein, das weltverloren „im Versteck" lag; in der zweiten Auflage liegt das Dörfchen nicht mehr „im Versteck", sondern „tief im Dreck". Noch ein Schritt weiter: und der „konsequente" Realismus mußte in der Lyrik zum Verlassen der Versform überhaupt führen. Die konsequenten Realisten, die

Theoretiker à la Wilhelm Bölsche, erklärten auch damals die Lyrik für überlebt. Aber erst später zog ein jüngerer Poet die letzten Konsequenzen. Das war Arno Holz. Dem Alter nach gehörte nämlich Liliencron gar nicht zu den „Modernen“. Er ist 1844 geboren; die übrigen Vertreter neuerer Lyrik stammen aus den sechziger oder gar siebziger Jahren. Und der Altersunterschied war auch ein Wesensunterschied. Die Jugend, die 1885 in der Anthologie „Moderne Dichtercharaktere“ ihr erstes poetisches Manifest herausgab, war von nationalen, sozialen und religiösen Ideen erfaßt. Sie schwärmte für Wildenbruch und pries das deutsche Vaterland; sie gab ihrer Gottessehnsucht Ausdruck und ihrem Mitgefühl mit den Enterbten. Liliencron jedoch kam ihr, genau wie Wildenbruch, nur mit dem nationalen Zuge entgegen; das soziale und religiöse Element fehlte seiner Poesie. Von den lärmvoll auftretenden Dichtern der Anthologie sind heut nur wenige noch übrig. Die einen sind gestorben, wie der talentvolle, aber kranke und phrasenhafte Conradi; die andern sind eine zeitlang sehr überschätzt worden und dann in litterarischen Berufen gelandet wie die Gebrüder Hart. Die Dritten haben dem Anfang nichts folgen lassen. So bleibt fast nur Arno Holz. Arno Holz steht und fällt als Lyriker mit seinem „Buch der Zeit“: das ist das soziale Bekenntnisbuch der jüngeren Lyrik. Die Anschauungen mögen teilweise unreif darin sein — es ist doch ein wuchtiges und glaubensstarkes und frisches Buch. Der ostpreußisch-kühle Kopf, auch etwas Berlinertum, macht sich wohl geltend, allerhand Mätzchen und Kunststücke mit exotischen Reimen fehlen nicht, aber öfter spricht ein leicht begeistertes Herz, und es ist aller Ehren wert, wie die schneidige Klinge schlägt. Das Höchste, ein Herz voll süßer Verworrenheit, hat dieser Arno Holz allerdings nicht: die reine Lyrik blüht auch im „Buch der Zeit“ nur vereinzelt. Man weiß, daß er nachher ein litterarischer Experimentator ward; seine Experimente waren immer solche der Form. Er hat — konsequenter Weise — den oben schon gekennzeichneten letzten Schritt getan und Vers und Reim über Bord geworfen. Über die Lyrik, die dabei herauskam, ist viel gewitzelt worden. Man mußte schließlich einsehen, daß es mit dem konsequenten Realismus, auf den Liliencron hinaus wollte und an dem Holz strandete, nicht vorwärts ging. Ein neuer Weg ward versucht; ein neuer Heiland und Führer gefunden: Richard Dehmel. Aus dem Realismus sprang man kopfüber in einen mystischen Symbolismus. Es fällt mir schwer, über Richard Dehmel hier zu reden. Ich verstehe ihn vielleicht nicht. Ich sehe wohl das Chaos in ihm, aber noch nicht die Sterne, die daraus geboren sein sollen. Ich sehe einen sentimentalisch zerrissenen Poeten von faustischem Drang, vielleicht mit Genie-Anlagen, der in dunklen Tiefen wühlt, der aber ohne Verbindung ist mit dem lebendigen Volksempfinden. Er stammelt wunderliche Gedanken und Gefühle hinaus, die bald wie eine halbe Offenbarung klingen, bald ganz unverständlich sind. Es ist, als wären sie in Schmerzen und zu früh losgerissen; sie haben etwas Nacktes und Schamloses. Man fühlt oft ihre Notwendigkeit, ihre individuelle Begründung — aber es ist klar, daß sie nur für ebenso sentimentalisch zerrissene Menschen Erlösungen sein können.

Daneben standen und stehen Dichter, die mehr zeitloser Schönheit nachstrebten. So vor allem Gustav Falke, ein feiner Poet, ein kunstvoller Flötenbläser, immer apart, immer auch, wenn er sich selbst gibt, vornehm. Die rechte Ursprünglichkeit, die Kraft und Leidenschaft fehlen: Er ist keine hinreißende, starke Persönlichkeit. Erst neigte er zu Liliencron, dann schien er sich Conrad Ferdinand Meyer zum Meister zu erkiesen. Hat er nicht die tönende Gewalt und die große Geste des würdigen Schweizers, so erfreut er durch einfachere Innigkeit und stillleuchtende Schönheit. Von ihm stammen Gedichte, die zum besten gehören, was die junge Lyrik geschaffen. Seinen „Ausgewählten Gedichten" oder seinem Versbuch „Tanz und Andacht" darf man nicht vorübergehen. Pausbäckiger, aber auch protziger, frischer, aber auch geschmackloser ist Otto Julius Bierbaum. Bald archaisiert er, bald macht er Singspiele und Chansons — alles mit dem Beigeschmack des Spielerigen nnd Selbstbewußten. Auch seine Einfachheit ist Spiel, ist gekünstelt; wo sie echt ist, hat er aber Herzenstöne, die jeder ihm danken wird. Es ist bezeichnend, daß gerade er der Überbrettl-Dichter ward. Er verliert sich gar zu leicht, wie der selige Hoffmann von Fallersleben, über die Linie hinaus, die das Volkslied vom Gassenhauer und der Trivialität trennt. Den etwas düstern, selten die Reflexion überwindenden Deutsch-Schotten Mackay, und den ewig unfertigen und bombastischen, aber manchmal einen reinen Klang findenden Karl Henckell möcht' ich noch nennen — damit wäre die Reihe der bekannteren, etwa zwischen 1884 und 1890 aufgetretenen Lyriker erschöpft. Es wird niemand verlangen, daß ich der unzähligen, mehr oder minder talentvollen Mitläufer gedenke.

Zweierlei fällt auf, wenn man die bisher genannten Namen überschaut. Es fehlen die Frauen; es fehlen Österreicher und Süddeutsche. Durchweg waren alle bekannteren Poeten Norddeutsche; speziell norddeutsch war die ganze moderne Litteratur; der Süden und Österreich schien völlig ausgeschaltet. Das ist nicht besonders verwunderlich; ich habe die Erklärung dafür ausführlich an anderer Stelle zu geben versucht. Hier sei nur kurz daran erinnert, daß die ungeheuren politischen Umwälzungen, die den Gegensatz der Zeiten und Generationen schufen oder verstärkten, alle vom Norden, von Preußen her, durch Bismarck geschahen. Wie die politische, so ging auch die litterarische Hegemonie vom Süden auf den Norden über. Das wird noch an andrer Stelle zu streifen sein. Und die Frauen, die bisher gefehlt hatten, setzen nun doppelt kräftig ein; sie errangen die größten lyrischen Erfolge seit Jahrzehnten. Zuerst Johanna Ambrosius. Ich war damals, als ihr Ruhm das Land durchklang, der Erste, der mit aller Kraft gegen sie vorging — sie ist heut endgültig abgetan, und ihr beispielloser Erfolg hat nur bewiesen, wie wenige Leute etwas von Lyrik verstehen. Dann kam Anna Ritter. Erst vor kurzem hab' ich an dieser Stelle über sie gesprochen, über ihre Gedichte, die ebenso die Prinzessin wie die Nähterin in Flammen setzten. Daß diese Gedichte gut, zum Teil sogar wundervoll waren, erklärt den Erfolg nicht. Männliche Poeten von ebenso viel Talent werden unendlich viel weniger gekauft. Nein, ein ganz anderes Moment kam dazu:

Anna Ritter ist das erste Weib in der Geschichte unsrer Lyrik, das ganz Weib zu sein wagte. Und wiederum: Es mußte die ganze Frauenbewegung vorhergehen, um eine solche Selbstsicherheit in einer Frau hervorzurufen. Vorher hatten die schönsten Mädchenlieder männliche Poeten geschrieben; Chamisso sprach „Frauenliebe und -Leben", Frauenempfinden aus. Unsere Dichterinnen dagegen waren männlich-wuchtig wie die Droste, die ja höchste weibliche Lebenserfüllung nie erfahren, oder sie waren Empörerinnen, Kämpferinnen wie Ada Christen, oder zarte Nachempfinderinnen wie Betty Paoli. Nun sang mit einem Male ein Weib von Weibesglück und Weibesschmerzen, ein Weib, das höchste Lust und tiefsten Schmerz empfunden, und wie eine Erlösung und Offenbarung ging es durch die Herzen der Frauen: So sind wir . . hier verklärt sich unser Glück und Leid im Liede! All die heimlichen Empfindungen, von denen der Mann nichts weiß und wissen kann, leben auf, treten frei hervor. Das Weib selbst hatte sich zum ersten Mal lyrisch befreit in ihrem Liebes- und Muttergefühl. Was die Droste wunderbar zart, aber doch gleichsam aus der Entfernung in ihrem Gedicht „Die junge Mutter" gegeben, das erschien persönlicher, näher, freier in den Versen, in denen Anna Ritter die Ahnung der Mutterschaft unendlich schön und keusch ausdrückte. Hier knüpft die Entwicklung an. Halb durch den Erfolg berauscht, halb berauscht durch die Gedichte selbst, begann alles Weibliche ähnlich zu dichten. Es war selbstverständlich, daß Anna Ritter keine männliche Nachfolgerschaft hatte. Auch ihr Publikum ist ja in der Hauptsache weiblich. Und die kleineren Formtalente empfanden bald, was den Erfolg vor allem geschaffen hatte: es hieß, sich selbst, das Weib in sich ganz frei, ganz schrankenlos zu geben, wie sich seit Jahrhunderten schon frei und schrankenlos der Mann gab. Es wiederholt sich auch ewig, daß die kleineren Talente stets übertreiben und verzerren. In Anna Ritters beiden Gedichtbüchern lebte eine natürliche, durch Liebe und Mutterschaft geadelte Sinnlichkeit. Sie sprach von ihren weißen Armen, die sich nach dem Geliebten sehnten; von der Form, die sie liebt, weil sie ihn entzückt. Das genügte den Nachfolgerinnen nicht; sie mußten das übertrumpfen. Und das unerquickliche Schauspiel hebt an, daß eine ganze Reihe von Poetinnen in unverhüllter Sinnlichkeit in Bezug auf den eigenen Körper schwelgt. Da lockt die eine mit ihrem „jungen heißen Mädchenleib", der Opfer und Altar ist; die andere spielt lyrisch mit anderen Intimitäten ihres Körpers; die dritte träumt von Orgien wildester Art — man glaubt es nicht, was etliche „Dichterinnen", die schließlich doch auch „Damen" sind, an Schamlosigkeit leisten. Paul Grabein hat eine Anthologie moderner Liebeslyrik von Frauen zusammengestellt. Man erlebt sein blaues Wunder, und man möchte mit einem wackren Manne sagen: Wenn meine Frau so dichten würde, kriegte sie Prügel! Das Tollste stammt übrigens von jungen Mädchen.

Es wäre töricht, die Schuld dafür Anna Ritter aufzubürden. Diese Schuld, die nur an den kleineren, sittlich schwächeren Persönlichkeiten selbst liegt. Es widerstrebt mir, hier viele Namen zu nennen. Die Demi-vierge-Lyrik ist

kein erfreuliches Kapitel. An seiner Spitze steht die vielberühmte Marie Madeleine, deren Versbuch „Auf Kypros“ vor wenigen Jahren ein gewisses Aufsehen erregte und viel gekauft ward — etwa wie man einen Band Haremsgeschichten oder Marcel Prévost kauft. Es steckt nichts dahinter, alles ist flüssige, den Laien bestechende Form, in der gewisse „jungfräuliche“ Beichten abgelegt werden. Genug davon! Wie es zu gehen pflegt, kam nach Marie Madeleine eine andere Jungfrau, Dolorosa, die noch stärkere Trümpfe ausspielte. Und wer weiß, welche Heldin der modern gewordenen Cabarets sie wieder aussticht. Das Einzige, was diese „freien“ Dichterinnen verhüllen, ist ihr bürgerlicher Name.

Aber ich bin in Verfolgung dieser Entwickelung fast aus der Litteratur herausgekommen. Eine echte Dichterin mag uns wieder zurückreißen: Agnes Miegel. Auch in ihren „Gedichten“ ist manches Schiefe, aber eine Farbenpracht, eine „eingepreßte“ Glut, ein tönender Rhythmus, eine starke Bildlichkeit, daß man am Ende doch freudig bewundert. Und um die Damenlyrik hier gleich abzutun: Das letzte Jahr brachte uns in Lulu von Strauß und Torney ein schönes Talent, das zwar an Genialität mit Agnes Miegel nicht mitkommt, aber in den reinsten Proben seines Könnens fast herzensechter erscheint. Es ist interessant genug, daß beide — Agnes Miegel wie Lulu von Strauß — in ihren Versbüchern die Ballade pflegen. Die Ballade, die aus der modernen Dichtung fast verschwunden war. Dieses Ablehnen der Ballade von Seiten der Jugend ist ein erfreuliches Zeichen; eine ursprüngliche Jugend hat mit sich selbst genug zu thun; der Schmerzensschrei an eine untreu gewordene Töchterschülerin liegt ihr besser und zeugt von mehr innerer Herzensleidenschaft, als das Aufsuchen und balladische Gestalten alttestamentlicher oder schottischer oder sonstiger Stoffe. Der reife, ruhige, minder empfängliche und minder ursprüngliche Mann mag eher mit Notwendigkeit dazu greifen. Seit Theodor Fontane's Tode blieb Felix Dahn der einzige echte und bedeutende Balladendichter Deutschlands. Da erhielt er unvermutet Sukkurs aus der Jugend: Börries von Münchhausen gab sein Buch „Juda“ und seine Balladen heraus. Sehr talentvolle, meisterhaft geformte, aber auch sehr lärmvolle Bücher, in denen das Meiste nur äußerlich glänzend gegriffen ist: tönendes Erz, denn die Liebe, das Herz fehlt. Unter diesem Einflusse ist manche Ballade der beiden genannten Dichterinnen entstanden. Aber beide sind wärmer: Lulu von Strauß hat ihr Bestes denn auch in der reinen Lyrik geleistet, Agnes Miegel ihr Höchstes in einer Art historischer Lyrik, wie man sie bei Hermann Lingg findet und deren schönstes Juwel der unsterbliche „James Monmouth“ von Theodor Fontane ist.

Noch vor Schluß des Jahrhunderts erschienen auch die „Lieder eines Zigeuners“ von Georg Busse-Palma. Was über diese im Wurf erstaunlichen Lieder zu sagen ist, hab' ich in den Worten, mit denen ich sie einleitete, ausgesprochen. Hier nur so viel, daß das Gedichtbuch von Agnes Miegel und das von Busse-Palma mir die stärksten lyrischen Leistungen der letzten Jahre, also etwa nach Anna Ritter, zu sein scheinen. Andere urteilen möglicher Weise anders,

und wenigstens zweier strebender Poeten soll noch gedacht sein. Der eine, Hans Benzmann, hat schönes geschaffen, ohne bisher ganz aus sich herausgekommen zu sein. Er ist als Persönlichkeit nicht frei und stark genug, um die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich ziehen zu können. Der andere, der Elsässer Fritz Lienhard, wirkt wieder gerade durch seine sympatische und ehrliche Persönlichkeit; seine durch Mannhaftigkeit der Gesinnung ausgezeichneten „Gedichte“ gehören zu den erfreulichsten lyrischen Erscheinungen der letzten Jahre.

Alle diese zuletzt genannten Dichter waren weder von Liliencron, noch von Dehmel sonderlich beeinflußt. Die deutsche Lyrik, die erst dem konsequenten Realismus, dann dem mystischen Symbolismus zu verfallen schien, machte sich bald von beiden Extremen frei und schlug einen Mittelweg ein. Künstlerisch stehen alle diese Poeten auf einer Mittellinie, die allein zu vollendeten Kunstwerken zu führen scheint; die Form ist ihnen nicht Nebensache; das feste Strophengefüge wollen sie nicht entbehren. Aber auch hier wurde bald gesündigt. Eine neuromantische Strömung machte sich immer bemerkbarer. Eine Phantasie-, eine Artistenkunst, die bald auf die Form den ausschlaggebenden Wert legte und zum ausgesprochensten Formalismus gelangte, entstand. Und hier griff charakteristischer Weise Österreich ein.

Es ward schon oben gesagt, daß fast alle modernen Dichter Norddeutsche sind; die Erklärung ward auch angedeutet. Besonders Österreich fiel völlig aus. Wie sollte eine lebenskräftige Dichtung auch in dem Lande gedeihen, das seit einem halben Jahrhundert fast immer nur resignieren mußte! Alles, was Großes in Deutschland geschah, geschah gegen oder ohne Österreich. Ich habe in meiner „Geschichte der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert“ eingehender nachzuweisen versucht, daß, wie nach Goethes Zeugnis Friedrich der Große und der siebenjährige Krieg den ersten wahren und höheren eigentlichen Lebensgehalt in die deutsche Poesie brachten, so auch das Genie Bismarck und die Taten des großen Krieges 1870/71 einen neuen „Lebensgehalt“ unserer Dichtung vermittelten; daß genau im gleichen Abstand, etwa je 13 Jahre nach Beendigung dieser Kriege, ein neues Sturm- und Dranggeschlecht auftrat. Und vor allem gilt Goethes Wort weiter: Das ganze (protestantische) Deutschland gewann „einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können“. Das paßt wörtlich auch in unserem Falle auf Österreich, das keinen Bismarck und kein Sedan hatte. An welchen großen Taten hätte sich da die Dichtung aufranken können? An den Mißerfolgen der äußeren Politik, an den unglücklichen Kriegen? Was soll die Herzen der Poeten füllen? Die unglückseligen Zustände im Innern, der Nationalitätenhader? So erklärt es sich leicht, daß Österreich zurückstand, als im Norden eine moderne Dichterjugend auftrat; so erklärt es sich auch, daß, da der echte Lebensgehalt fehlte, besonders der Formalismus, das Artistentum in Österreich gedieh. Das Leben gab den Poeten nichts; alles mußte ihnen die Phantasie geben.

Der hervorragendste Repräsentant dieser wurzellosen, echt österreichischen

Artistenkunst ist Hugo von Hofmannsthal (Loris). Alles ist hyperfein, hyperästhetisch, nach dem verruchten Grundsatz l'art pour l'art geschaffen, ohne Frische, ohne Bodensätzigkeit. Eine Dichtung, die nur Luftwurzeln hat. Und eine Reihe weichwattierter Lyriker schließt sich an: die ganze Gruppe Stefan George. Wie sehr diese Kunst schließlich bloß äußere Form wird, zeigt sich schon jetzt in der scharfen Betonung des Äußerlichen. Da muß alles auf Japanpapier gedruckt und mit Zierleisten geschmückt sein; da werden alle Worte klein geschrieben, Kommata völlig ausgemerzt, die großen Anfangsbuchstaben zu Beginn der Verszeilen vermieden. Dergleichen endet schließlich beim Figurendichten der alten Meistersänger. Mehr oder minder sind alle jüngeren österreichischen, vor allem wienerischen Poeten diesem Artistenthum verfallen. Der Prager Hugo Salus, der noch am gesündesten scheint, ist im Grunde doch auch graziöser Formalist, mit dem leisen Stich ins Versfeuilleton, ein lyrischer Plauderer von großer Feinheit. Mit einem Wort: ein Künstler. Nicht so ein wirklich bedeutender Dichter. Auch der zu blasse Rainer Maria Rilke gehört hierher, und die Linie setzt sich fort bis zu dem schon widerlich verkünstelten Richard Schaukal. In Deutschland, im Reiche hat dieses Artistentum wenig Freunde, noch weniger Jünger gefunden. Hans Bethge, an sich ein harmloser Stormianer ohne Eigenart, spielt sich in letzter Zeit darauf hinaus und strebt in blassen stilisierten Gedichten nach der schwindsüchtigen Sezessionslinie. Es ist nicht gefährlich und ziemlich egal, wem er nachahmt. Dünner Tee ohne Rum! Heinrich Vogeler-Worpswede ist für diese Poeten, denen man frische Luft in die Lungen pumpen möchte, der geborene Zeichner.

Damit dürfte von neueren Strömungen sicherlich Alles, von neuen Dichtern hoffentlich das Meiste genannt sein, was in Betracht kommt. Es sei ausdrücklich betont: von neuen, jüngeren; die neben Geibel und Storm stehenden echten Poeten der älteren Generation habe ich, um die Linie der historischen Entwicklung mit größerer Deutlichkeit zeichnen zu können, absichtlich fortgelassen. Und ich glaube wohl sagen zu dürfen, daß schwerlich jemandem im deutschen Vaterlande mehr Lyrik durch die Hände läuft, als mir, aber immerhin ist es möglich, daß ein Name vergessen ist, der Erwähnung verdient. Das Meiste, was nicht genannt ist, ward mit Absicht übergangen. Denn auch heut ringen hunderte und tausende nach dem Kranz des Lyrikers — unabsehbare Massen, aus denen im Lauf des Jahrzehnts wieder ein Dutzend Talente ausgesiebt werden. Es ist ein Jammer, so viel vergebliches heißes Ringen zu sehen. Aber neben dem Mitleid steht der Zorn:

„Alt und Jung und Groß und Klein,
Gräßliches Gelichter!
Niemand mehr will Schuster sein,
Jedermann ein Dichter!"

Goethe hat das gesagt. Es ist heut aber, bei viel größerer Verallgemeinerung der Bildung, noch schlimmer als zu seiner Zeit. Und die ungeheure Überproduktion, verbunden mit einer solchen Massen gegenüber natürlichen Rat-

losigkeit des Publikums, hat die echten aufstrebenden Talente in eine schlimme Lage gebracht. Nur unter großen Opfern und unsagbaren Mühen gelingt es ihnen manchmal, die nicht verwunderliche Zurückhaltung der Verleger und die noch größere des Publikums zu überwinden. Das legte mir den Gedanken nahe, eine Sammlung zu schaffen, die sich den besten jüngeren Talenten öffnen und sie einführen sollte. Starke Begabungen hervorzuziehen, vor Verbitterung und Enttäuschungen zu bewahren — andererseits dem Publikum einen gewissen Halt und Anhalt zu geben, das ist der Zweck, den die im Grote'schen Verlage erscheinende Sammlung „Neuere deutsche Lyriker“ verfolgt. Ich darf ruhigen Herzens davon reden: aus reiner Liebe zu unserer herrlichen Lyrik ist das Unternehmen geboren. Und es gibt im Lande verkappte Lyrikfreunde genug, die für den Hinweis dankbar sind. Der erste Band bringt „Lieder und Gesänge“ von Alfons Paquet. Ein männlicher, oft harter Poet, dessen geniale Ansätze vor allem für die Zukunft viel verheißen. Dagegen ist der zweite Band: „Sternschnuppen“ von Adolf Holst das Buch eines so liebenswürdigen, herzbestrickenden Troubadours, daß ich Allen raten möchte: Nehmt es, lest! Ich glaube, man wird mir dankbar sein. Und der dritte Band wird Verse von Hermann Hesse bringen — Verse voll feiner, tiefer Schönheit, voll Sonntagsheimweh und unbekannter Traurigkeit. Den Dreien ist die Arena geöffnet — die Zeit wird lehren, wer am besten besteht. Aber — über hundert, die sich für bedeutsame Talente hielten, meldeten sich! Auch das mag in einem Kapitel über die neuere Lyrik nicht unerwähnt sein.

In der großen Welt und der kleinen Litteratur geht es im ganzen viel gerechter zu, als die Toren oder die Erbitterten glauben. Mit unfehlbarer Sicherheit greift unser Volk früher oder später das Echte heraus und hält es fest. Noch ist kein Dichter zu Grunde gegangen, der mit heißem, gläubigem Herzen und ruhiger Kraft sich hohen Zielen zugewendet und seinen Weg unbeirrt verfolgt hat. Jedes Ding lebt immer so lange, als es wert ist, zu leben. Das ist mein unerschütterlicher und fröhlicher Glaube. Auch aus der strebenden und lebenden Lyrik der Gegenwart — so verworren ihr Bild dem Fernerstehenden sich darstellen mag — wird das Echte sich heraussondern: es wird nicht schlechter sein, als das Echte vor ihm war. Wir können mit aller Kraft und aller Liebe und Begeisterung ja keinen Sieg erzwingen — nur ihn erleichtern, daß er rascher erfolgt. Aber auch das ist schon eine hohe Aufgabe: viel Kraft, die sich zerreibt, kann dadurch früher für größere Zwecke frei werden. Nur in diesem Betracht sei hier der Wunsch ausgesprochen, daß die Freunde unserer Dichtung auch der zartesten und feinsten Kunst nicht vorübergehen und sich hin und wieder vor allem der aufstrebenden Talente erinnern, deren Namen nach bestem Wissen und Gewissen hier genannt wurden.

Bücherschau.

Das Reichsland. Monatshefte für Wissenschaft, Kunst und Volkstum, herausg. von Prof. G. Köhler, Metz. Verlag von Rudolf Lupus, Metz. Viertelj. M. 2.50.

Im künstlerischen und geistigen Leben der Reichslande regt es sich seit wenigen Jahren recht verheißungsvoll. Die Westmark hat lange brach gelegen; der begabte fränkisch-alemannische Stamm, der dort am linken Rheinufer wohnt, untermischt mit keltischen Bevölkerungsteilen der Wasgauberge, scheint wieder Lust zu besonders gearteter geistiger und künstlerischer Arbeit zu bekommen. Kultur ist ein weiterer Begriff als Politik; Kultur-Ideale sind etwas Umfassendes, worin sich Einzel-Persönlichkeit und Nation zusammenfinden zu gemeinsamem Schaffen nach einem hohen Ziele hin. Das Ringen um breite, umspannende, vertiefte Kultur-Ideale, von denen Poesie und Religion und wirtschaftliche Lebenseinrichtung gleicherweise Teile sind, geht durch die ganze Welt. Rät man nun den Elsässern, sich diesem edlen Ringen moderner Menschheit weitblickend anzuschließen, selbstverständlich in den uns angeborenen Formen deutscher Sprache und deutschen Geistes, so heißt das nicht etwa „Politik treiben", so heißt das vielmehr zu geistiger Arbeit ermuntern, zur gesunden Bethätigung unseres Lebensorganismus auffordern, in Formen, die unserer tieferen Natur entsprechen. In diesem weiten Sinne will die neue Monatsschrift „Das Reichsland" zur Kulturarbeit anregen, auf bewußt nationalem Boden, aber ohne politischen oder konfessionellen Sonder-Standpunkt. Die Hefte sind schön angelegt, das Ganze macht einen vornehmen Eindruck. Wirtschaftliche, historische, ästhetische Aufsätze sind durchsetzt mit Gedichten, mitunter auch in elsässischer Mundart; auch Novelle, Märchen oder Humoreske sind vertreten; ein Beiwerk von Bücher-Besprechungen und neuerdings eine Zeitschriftenschau fehlen nicht. Der Herausgeber, Prof. Gustav Köhler, Oberlehrer in Metz, hat sich schon früher durch dichterische Arbeiten hervorgethan und zeichnet sich durch eine gewisse Warmherzigkeit des Tones vorteilhaft aus. Das Blatt will Frieden und Freudigkeit, nicht Kritik, nicht Nörgelei. Es wäre dringend zu wünschen, daß sich die verschiedenen regsamen Gruppen, die dort litterarisch hervortreten, der von Christian Schmitt begründete „Alsabund", der auf bewußt nationalem Boden steht, dann die Gruppe der elsässischen Dialekt-Dichter (Stoskopf, Greber), die „Jüngsten", die in einem kleinen Lärmblatt, „Der Stürmer", soeben mit viel Talent und Unreife für modern-poetischen Geist eintreten — dazu die sehr begabte Künstlerschaft (Malerei): daß sie alle sich einigen möchten zu einem gemeinsamen Vorgehen. Denn unsere Westmark hat noch nicht Interesse genug, so viel Gruppen und Gründungen auf einmal zu tragen. Mit einiger Besorgnis sieht darum der warmherzige Unbefangene der Entwicklung der Dinge zu, mit Besorgnis, ob das alles denn auch Dauer und Lebenskraft in sich birgt. Wir hoffen es einstweilen, wir freuen uns des Erreichten. Fritz Lienhard.

Sophus Ruge, Columbus. Zweite Auflage. Mit drei Bildnissen und zwei Karten (Geisteshelden, eine Sammlung von Biographien, begründet von A. Bettelheim. Fünfter Band). Berlin 1902, E. Hofmann & Co. Kl. 8°. 214 S. Geh. M. 2.40; Leinenband M. 3.20; Halbfranzband M. 3.80.

Nichts liegt weniger im Charakter unserer Zeit als der Trieb zur Legendenbildung. Man kann sie im Gegenteil eine Legendenzerstörerin nennen. Beim An-

blick einer das Wunderbare streifenden Größe fühlt sie sich mißtrauisch gestimmt. Auf dem Wege zur Unsterblichkeit hat sie gerade an der Stelle, wo es anfängt, merklich in die Höhe zu gehen, ein Paßrevision eingerichtet und läßt keinen hindurch, der sich nicht klar über seine Ansprüche ausweisen kann. Mit geschärften kritischen Organen prüft man alle Zeugnisse der Vergangenheit, und wenn sich die Phantasie auch nicht gleich immer ohne weiteres ihre poetisch verklärten Helden rauben läßt, so fährt man doch fort, emsig nach den Spuren der sicheren Überlieferung zu suchen und drängt das Phantastische in immer engere Grenzen zurück. Dabei kann es leicht kommen, daß gerade in dem Augenblicke, wo die traditionelle Bewunderung sich aufs höchste scheint steigern zu müssen, an ihre Stelle eine nüchterne, sich mehr und mehr limitierende Anerkennung tritt. So ist es auch dem Columbus gegangen. Die vierhundertjährige Jubelfeier der Entdeckung Amerikas, die ihm unerhörte Ehrungen zu versprechen schien, hat seinem Ruhme geschadet. Des Forschens nach den Einzelheiten seines Lebens war kein Ende. Vor allem analysierte man auch seinen Charakter. Schließlich suchte man genau zu bestimmen, was er wirklich selbst geleistet hatte und wieviel von dem ihm reichlich zugemessenen Ruhm vielmehr anderen zukommt. Und welches ist das Ergebnis dieser kritischen Bemühungen? Die gebildete Welt, heißt es jetzt, mache sich ein ganz falsches Bild von Columbus. Sein Name habe weit tüchtigere und kühnere Seeleute völlig in Schatten gestellt. Ein glücklicher Zufall nur habe ihm den Ruhm der Unsterblichkeit in den Schoß geworfen. Vor allem gleicht er heute nicht mehr einem einsamen, aus der Ebene plötzlich zu den Wolken sich erhebenden Berge. Seine Pläne lagen vielmehr in der Richtung seiner Zeit, und er gehörte dieser Zeit mit seinem ganzen Denken an. Wer die Erfolge des Columbus nicht bloß als Thatsache hinnehmen, sondern zugleich ihre vielseitige Bedingtheit verstehen will, der kann sich keinen besseren Führer wünschen als den Verfasser dieses Buches. Aber auch das Poetische, Phantastische, Mystische, was die Stärke seines Wesens ausmacht, wird ihm von gebührend gewürdigt. Columbus nimmt außerdem nicht bloß in der Geschichte der Entdeckungen, sondern auch in der Geschichte des Naturgefühls eine hervorragende Stelle ein. Es wird das auch von A. Biese in seinem Buche über die Entwicklung des Naturgefühls in warmen Worten anerkannt und durch prächtige Citate bekräftigt. Auch die vorliegende Schrift bringt umfangreiche Auszüge aus dem Tagebuche des Columbus, das in Fernandez de Navarrente einen vortrefflichen Herausgeber gefunden hat. Wer sich in diese Aufzeichnungen vertieft, für den hört „der Entdecker Amerikas“ auf, ein legendenhaftes Wesen von unbestimmten Umrissen zu sein: man hört ihn dort förmlich atmen und fühlt deutlich den Pulsschlag seines geistigen und sittlichen Lebens.

Gr.-Lichterfelde b. Berlin. O. Weißenfels.

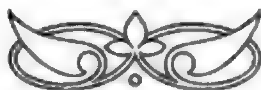
Hermann Kretzschmar, Die Ausbildung der deutschen Fachmusiker. Eine musikalische Zeitfrage. Jahrbuch der Musikbibliothek Peters, 8. Jahrgang, Leipzig, C. F. Peters, 1902.

Der bekannte Leipziger Musikgelehrte behandelt in dem auch als Sonderabdruck erschienenen Artikel die Frage, was Deutschland den Konservatorien zu danken hat und was an ihnen zu vermissen bleibt. Nicht weniger interessant als die Stellungnahme Kretzschmars zu Gunsten der oft mit Leidenschaft bekämpften Lehranstalten sind die Ausführungen, die er der Abhandlung vorausschickt. Er beschäftigt sich dort mit der zeitgenössischen Kritik und wirft ihr vor, daß sie sich allzu einseitig darauf beschränke, die praktische Musik in Betracht zu ziehen. Alles, was mit den musikalischen Werken und ihren Schöpfern zu thun hat, was dazu dienen soll, ihnen das rechte Verständnis zu vermitteln, gilt ihm als „Kompositionskritik“; dieser stellt er die „Organisationskritik“ gegenüber, die sich mit den gegebenen Bedingungen, gewissermaßen mit dem Boden, auf dem die Komposition gedeiht, befassen und durch

sorgsame Prüfung der Verhältnisse unserer musikalischen Erziehung die Grundlagen der deutschen Musik vor weiterem Verfall bewahren soll.

Wie jeder vorurteilslose Beurteiler sieht Kretzschmar in der Gegenwart eine Zeit des Stillstandes gegenüber jener stetigen Entwicklung und Produktivität, die allein die Epoche von Beethoven bis Wagner erlebt hat. In der richtigen Erkenntnis, daß solche Wandlungen nicht vom Zufall abhängen, sucht er nach tieferliegenden Gründen für diese Erscheinung und findet sie in den Mängeln der Ausbildung und Erziehung unserer Berufsmusiker. Wo das musikalische Vermögen des gesamten Volkes gestärkt ist, pflegen sich auch die führenden Talente einzustellen. Das wichtigste Mittel aber, die musikalische Kultur zu heben, erblickt der Verfasser nächst der Pflege der Hausmusik in der Wirksamkeit der öffentlichen Lehranstalten. Das Studium bei einem einzelnen Meister bleibt wohl das Ideal; aber nur selten ist es zu verwirklichen, nicht immer trifft der richtige Schüler mit dem richtigen Lehrer zusammen. Auf rein autodidaktischem Wege ist, wie die Geschichte lehrt, noch kein Musiker zu wirklicher Bedeutung gelangt. Die Mehrzahl aller Studierenden bleibt somit auf den Besuch von Konservatorien angewiesen. Für diese, italienischen Mustern nachgebildeten Lehranstalten tritt nun Kretzschmar maßvoll und, wie man zugeben muß, nicht ohne Berechtigung ein. Es ist in der That kein Zweifel, daß hauptsächlich ihnen der Aufschwung des öffentlichen Konzertlebens zu danken ist. In zwei Punkten erscheinen sie jedoch dem Verfasser verbesserungsbedürftig. Einmal bedauert er die Trennung der musikalischen von der allgemein menschlichen Erziehung, durch die der Bildungsstand der deutschen Musiker nicht immer die wünschenswerte Höhe aufweist. Als einen zweiten Uebelstand bezeichnet er die Vielseitigkeit des Lehrplans, die nicht genug auf die Forderungen der heutigen, das Spezialistentum bevorzugenden Praxis eingeht. Hier wäre indessen zu bedenken, ob ein Nachgeben gegenüber solchen Tendenzen wirklich ratsam, ob nicht gerade das Konservatorium der letzte Hort jener Universalität ist, die dem Musikerstande sich einst so heilsam erwiesen hat.

Die Kretzschmarsche Schrift greift unmittelbar in die wichtigsten Zeitfragen ein, die alle, die es angeht, bewegen. Das Persönliche darin macht sie doppelt wertvoll, wenn man auch dem Verfasser nicht überall beistimmen kann. So wird es z. B. Manchem fraglich erscheinen, ob wir wirklich „verarmt“ sind, ob die Gründung der großen Orchester- und Chorvereine, die Kammermusikvereinigungen und die zahlreichen öffentlichen Musikschulen den Verlust der Privatkapellen, der Musikkollegien, der Stadtpfeifereien und Kantoreien früherer Jahrhunderte nicht wett machen. Dergleichen Fragezeichen beeinträchtigen jedoch nicht den Genuß, den die Lektüre der geistvollen und anregenden Auslassungen Kretzschmars allen musikkundigen Lesern bereiten wird. Leopold Schmidt.

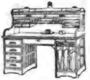


Neuerschienene Bücher für die Bücherschau bitten wir an die Verlagsbuchhandlung einsenden zu wollen. Besprechungen behält sich die Redaktion vor.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Deutsche
Schreibtische

100 Sorten in jeder Preislage von 15 bis 500 Mk.



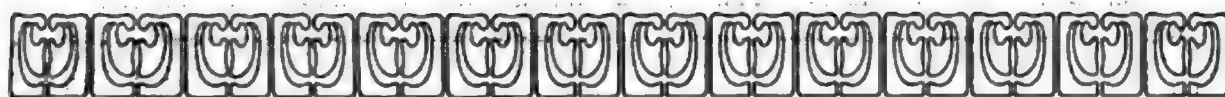
eigenartig zweckmässig unübertroffen

Marke
Stolzenberg.

Fabrik
Stolzenberg

Berlin W. 8
Charlotten-
Strasse 23.

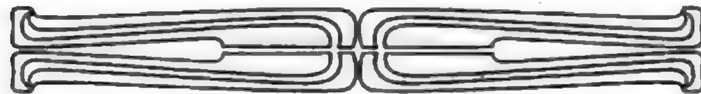
Digitized by Google



Litterarischer Anzeiger

der

„Deutschen Monatsschrift".



Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig.

Vorzügliche Geschenkwerke!

Harnack, Prof. D. Adolf,

Das Wesen des Christentums.

16 Vorlesungen vor Studierenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899/1900 an der Universität Berlin gehalten.

26.—30. Tausend. M. 3.20; geb. M. 4.20

Es ist eine unbestrittene Tatsache, daß seit manchem Jahrzehnt kein theologisches Buch einen ähnlich großen Eindruck bei Freund und Feind gemacht hat. — Jeder Gebildete sollte sich ein eigenes Urteil verschaffen.

Harnack, Prof. D. Otto,

Goethe in der Epoche seiner Vollendung.

Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung.

Zweite umgearb. Aufl. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Die innere Entwicklung der gewaltigen Persönlichkeit kommt hier noch klarer zur Anschauung, als es in der ersten Auflage der Fall war. Die zahlreichen neuen Veröffentlichungen Goethescher Werke, Briefe, Gespräche sind eingehend berücksichtigt.

Orient oder Rom.

Beiträge zur Geschichte der spätantiken und frühchristlichen Kunst von Prof. Dr. Josef Strzygowski.

Mit 9 Tafeln und 53 Abbildungen im Texte.
Geschmackvoll kartoniert M. 17.—.

Die glänzend geschriebenen und ebenso ausgestatteten Aufsätze sind berufen, eine große Umwälzung in der bisherigen Beurteilung des römischen Einflusses auf den Orient hervorzurufen.

— Zum Verständnis des biblischen Orients. —

Babel und Bibel.

Ein Vortrag von Prof. Dr. **Frdr. Delitzsch.**

Mit 50 Abbildungen. M. 2—; kart. M. 2.50

Der Vortrag hat in den weitesten Kreisen der Gebildeten Aufsehen erregt, da die Ergebnisse der assyrisch-babylonischen Forschungen für die Beurteilung des AT. bisher nur in sehr engen Kreisen gewürdigt worden sind.

Die babylonische Kultur

in ihren Beziehungen zur unsrigen. Ein Vortrag von Dr. **Hugo Winckler.** Mit 8 Abbildungen.

M. —80; kart. M. 1.30

Der Verf., der unbestritten zu den besten Kennern des alten Orients gehört, weiß in dem kleinen Heft eine Fülle von Beziehungen nach zwischen dem Leben der Gegenwart und dem der vorchristlichen Jahrtausende, deren verbreitestes Quellenbuch das AT. ist.

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen, herausg. von d. Vorderasiat. Gesellschaft. Jährlich 4 Hefte zu je 60 Pfg.; Preis d. Jahrgangs M. 2—; hübsch in Leinen geb. M. 3—

Bisher behandelte Themen:
Amarna-Zeit. — Arabien vor dem Islam. — Aramäer. — Biblische und babylonische Urgeschichte. — Festungsbau. — Hettiter. — Himmels- und Weltenbild. — Hölle und Paradies. — Keilschriftmedizin in Parallelen. — Phönizier. — Politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens. — Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter. — Unterhaltungslitteratur der alten Ägypter. — Völker Vorderasiens.

Verzeichnis der Herren Mitarbeiter:
Billerbeck, A., Oberst a. D. — Jeremias, Dr. A. — v. Landau, Dr. W. — Messerschmidt, Dr. L. — Niebuhr, C. — v. Oefele, F., Dr. med. — Šanda, Dr. A. — Weber, Dr. O. — Wiedemann Prof. Dr. A. — Winckler, Dr. H. — Zimmerer, Prof. Dr. H.

„Aus diesen kleinen Heften kann man mehr lernen, als aus manchem dickleibigen Buche." Frankfurter Zeitung.

Hilty's neuestes Buch.

„Für schlaflose Nächte". Taschenf.
Gedr. bis 20. T. M. 3—, geb. M. 4—
in Leder mit Goldschnitt M. 5.50

Der Zweck dieses Büchleins ist, in kurzen Worten Gedanken anzuregen, die über das Trübe im Leben hinausheben. Zumeist in schlaflosen Nächten entstanden, sollen die den Tagen eines Jahres folgenden kurzen Absätze eine Handreichung bieten zur Erleichterung von Leiden, sodann dürfte das Buch aber für jedermann als ganz vortrefflicher, täglicher Lebensgefährte sich erweisen.

Hilty, Glück. Drei Teile.

I. Gedruckt bis 50. Tausend;
II. bis 35. T.; III. bis 20. T.
Je M. 3—; gebunden M. 4—;
Liebhaberband M. 5.50.

Jeder der drei Teile von Hilty, Glück bildet eine selbständige Sammlung geistvoller Aufsätze, wennschon jeder folgende Teil ein Weiterbau des vorangehenden ist.

Seit Jahrzehnten hat in deutscher Sprache kein ähnliches Werk annähernd gleiche Verbreitung gefunden.

Hilty, Lesen u. Reden.

Zwei Vorträge:
„Ueber das Lesen" und „Offene Geheimnisse der Redekunst".
Gedr. bis 11. Tauf. M. 1.40; geb. 2.40

Das Buch Hiob.

Neu übersetzt und kurz erklärt von **Friedrich Delitzsch.**

Vornehm geh. M. 2.50; geb. M. 3.50

Professor Delitzsch, der Vertreter der Assyriologie an der Berliner Universität und Leiter des entsprechenden Museums, ist mit neuen Gesichtspunkten und nicht als Theologe an dieses großartige Denkmal uralter Literatur, das schon vielfach in Parallele mit Goethe's Faust und Dante's göttlicher Komödie gestellt worden ist, hervorgetreten und bietet hier eine ganz neue Bearbeitung, bei welcher er eine Volkssage von einer Dichtung großen Stils klar scheidet.

Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin SW. 12.

Wörterbuch für die deutsche Rechtschreibung

nebst Worterklärungen und Verdeutschung der Fremdwörter

von Prof. Dr. **Gustav Gemss.** 8. (280 S.) Gebunden 1.50 M.

Das nach den neuen, von den Regierungen des deutschen Reiches festgesetzten Regeln für die Rechtschreibung, denen sich auch Österreich und die Schweiz angeschlossen haben, ausgearbeitete Wörterbuch läßt es sich in erster Linie angelegen sein, die Schreibweise der in der deutschen Schriftsprache vorkommenden Wörter und Redewendungen im weitesten Umfange vorzuführen und zwar in durchaus übersichtlicher Weise. Den Fremdwörtern sind gute deutsche Übersetzungen beigegeben, sowie Hinweise auf ihren Ursprung, der in vielen Fällen ihre Schreibweise erklärt. Da bei den deutschen Wörtern ihre Herkunft angegeben ist und auch die sogenannten Lehnwörter nebst den Rücklehnwörtern und Rückfremdwörtern behandelt werden, so bietet das Buch wichtige Ausblicke auf die Entwicklungsgeschichte unserer Muttersprache. Die Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche, besonders ist der große und scharfe Druck hervorzuheben, der, wie das Papier alle hygienischen Ansprüche erfüllt.

Erziehung und Erzieher

von

Rudolf Lehmann.

gr. 8. (VIII u. 344 S.) Geb. 7 Mark.

Auszüge aus Besprechungen:

Tägliche Rundschau: „Dem Verfasser ist Erziehung der Jugend Lebensaufgabe und Herzensbedürfnis. Eine Erziehung, der als Ideal Bismarck und Goethe vorschweben, erscheint ihm als die rechte Leitung für unsere Jugend. Das Buch wird allen, denen es in die Hand kommt, reiche Anregung bringen und sicherlich manchen dazu bewegen, in der Erziehung wieder eine der höchsten und ernstesten Aufgaben der Menschheit zu sehen."

Münchener Allgem. Zeitung: „Ein Buch, worin ohne alles Geklingel im ruhigsten Ton und mit stets treffendem Ausdruck auf dem Grund umfangreicher Sachkenntnis die wichtigen und einschneidenden Fragen, welche jedes Elternherz der gebildeten Stände heutzutage mehr als je vorher bewegen, besprochen und einer auf Einsicht beruhenden Entscheidung entgegengeführt werden."

Nationalzeitung: „Ein Buch, das in der Wirrsal moderner Erziehungsfragen einen ruhigen Stern abzugeben vermag. Dem voll und dauernd wirkenden Eindruck dieser Arbeit wird man sich nicht entziehen können."

Kreuz-Zeitung: „Wer ein treffliches Buch über den deutschen Unterricht schreibt, der muß auch etwas von Erziehung verstehen. Sinnend und ansprechend ist alles, was R. L. sagt, so daß man durchweg gespannt bleibt und sich lebhaft erregt fühlt. Er schreibt nicht wie ein Mann von der Zunft, sondern wie ein philosophisch geschulter und wie ein weltmännisch gebildeter Mann, der über den Sachen steht, nur die Hauptpunkte ins Auge faßt und sich ebenso an das Haus und die Eltern, wie an die Schule und die Lehrer wendet."

Geschichte der deutschen Litteratur

von **Wilhelm Scherer.**

Neunte Auflage.

Mit dem Bilde Scherer's in Kupfer gestochen.

Gebunden in Leinwand 10 M.,

Gebunden in Liebhaberband 12 M.

Unter allen ähnlichen Werken nimmt die bekannte und weit verbreitete Litteraturgeschichte von Scherer den ersten Platz ein. In großen Zügen, anschaulich und in fesselnder Darstellung, schildert sie die geistige Entwickelung des deutschen Volkes von den ersten Anfängen bis auf Goethes Tod.

Schiller's Dramen.

Beiträge zu ihrem Verständnis von

Ludwig Bellermann.

Zweite Auflage. — I. Bd. Geb. in Leinwand 6 M., II. Bd. Geb. in Leinwand 9 M.

Jeder, der von der Größe und Gewalt der Schiller'schen Dramen durchdrungen ist, wird diese geistreichen, schlicht und verständlich gehaltenen Erläuterungen nicht ohne großen Genuß zu Ende lesen.

Lessing.

Geschichte seines Lebens und seiner Schriften

von **Erich Schmidt.**

Zwei Bände. — Zweite veränderte Auflage.

Geh. 18 M. Eleg. geb. in 2 Leinwandbde. 20 M.

„Wir stehen nicht an, dieses Buch für eine der glänzendsten biographisch-kritischen Leistungen, die einem deutschen Dichter bis jetzt zu gute gekommen sind, zu erklären. Dem Verfasser steht ein eminentes Talent für schlagende Charakteristik zu Gebote."

(Deutsche Litteraturzeitung.)

Verlag von M. Heinsius Nachfolger in Leipzig.

Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo.

Meine Frau und ich.

Zwei Erzählungen von **Nicolai** (**Henrik Scharling**).

Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung von **P. J. Willatzen.** Mit 100 Illustrationen von **Ant. C. Baworowski.**

2 Bände in geschmackvollem Einband Preis je M. 5.—.

„Fesseln den Leser durch goldigen Humor."
(Vossische Zeitung.)

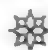
„Das sind Bücher, die wie frische, reine Bergluft wirken."
(Deutsche evangelische Kirchenzeitung.)

Probe der Abbildungen aus: **Meine Frau und ich.**

„Ein warmer, religiöser Zug geht durch die ganze Erzählung, ohne sich jedoch aufdringlich geltend zu machen. Es ist ein Familienbuch im besten Sinne. — Ungern trennt man sich von dieser freundlichen Welt."

(Blätter für litterarische Unterhaltung.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

C. F. Amelangs Verlag in Leipzig. 

Adalbert Stifter's Studien.

Mit Illustrationen
von
Franz Hein u. Fr. Kallmorgen.

3 Bände, gr. 8°.
In Ganzleinen gebunden 10 Mark.

Einzelne Bände gebunden 3 Mk. 50 Pf.

„Die liebevollen Naturschilderungen, welche Stifter seinen Novellen eingeflochten hat, finden in Fr. Kallmorgen einen vorzüglichen künstlerischen Interpreten. Die hier gebotenen Schöpfungen dieses Künstlers zählen zu dem Besten, was wir auf dem Gebiete der Illustration in den letzten Jahren gesehen haben."

Kunst für Alle.

Adalbert Stifter: Ausgewählte Werke

in drei Bänden (enthaltend: Studien, Bunte Steine, Erzählungen).

Mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich.

Gebunden in Halbfranz 10 Mark. **In Halbleinen gebunden 8 Mark.**

In neuer Ausgabe erschien: **Der Nachsommer.** Eine Erzählung. 5. Aufl.

Oktav, VI, 458 Seiten. **Elegant gebdn. 3 Mark.**

Im Herbst 1902 wird erscheinen:

Martin Greif: Neue Lieder und Mären.

Kl. 8° Format, ca. 19 Bogen. Eleg. brosch. M. 3.50, in Ganzleinenband M. 4.—.

Über Greif als Lyriker urteilt „Der Kunstwart":

„. . . Blättert man nur in den Gedichten, so weht einem ja der Odem einer Poesie entgegen, wie sie kaum Einem der Lebenden in ähnlicher Weise so tiefen und vollen Stromes entsprudelt, wie Greif . . ."

und ferner:

„Der innige Ton und die sinnige Erfassung der Dinge, die in diesen Liedern herrschen, verbunden mit einer reizvollen Natürlichkeit und Anmut der Sprache, geben diesen Dichtungen einen Zauber, wie er sonst nur noch in den namenlosen Liedern unserer Volkspoesie zu finden ist." Dr. O. Lyon.

Früher erschien von Martin Greif:

Gesammelte Werke

in 3 Bänden, brosch. 12 M., gebund. in Ganzleinen 15 M. (Bd. I: Gedichte. Bd. II und III: Dramen.)

Gedichte.

Sechste reich vermehrte Aufl. (8. Tausend). In elegantem Leinenbande m. Goldschn. 5 M., m. Marmorschnitt 4 M.

Dramen.

2 Bände. Eleg. brosch. 8 M., gebunden in Halbleinen 10 M.

„. . . . Hohe Begeisterung, edle Sprache und nationales Gefühl vereinigen sich bei ihm zu schönem Dreiklang!" Die christl. Welt.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Schriften von Peter Rosegger

Weltgift. Roman. — Weihnachtsnovität 1902. — Ein stattlicher Band in eleg. Ausstattung brosch. M. 4.—, in Leinen M. 5.—, Halbfrz. M. 5.50

Sonnenschein. Erzählungen. 16.—18. Tausend . .	brosch. M	4.—	geb. 5.—
Mein Himmelreich. Bekenntnisse etc. 20. Tausend	„ „	4.—	„ 5.—
Erdsegen. Ein Kulturroman. 16.—18. Tausend . .	„ „	4.—	„ 5.—
Mein Weltleben. Mit dem Bildnis des Verfassers. 15. u. 16. Tausend	„ „	4.—	„ 5.—
Das ewige Licht. Schriften eines Waldpfarrers. 31.—33. Tausend	„ „	4.—	„ 5.—
Der Waldvogel. Neue Geschichten. 10. Tausend .	„ „	4.—	„ 5.—
Als ich jung noch war. Waldheimatgeschichten. 13. Tausend	„ „	4.—	„ 5.—

Ausgewählte Schriften. Oktavausgabe in bester Ausstattung. 30 Bände brosch. M. 90.—, geb. M. 126.—, Halbfrz. M. 145.—.

Ausgewählte Schriften. Volksausgabe. Zwei Serien zu 15 Bänden. Gebunden mit Bibliothekskasten pro Serie M. 45.—.

Ausgewählte Schriften. Miniaturausgabe. 19 Bände in elegantem Rotleinen mit Goldschnitt, pro Band (herabgesetzt) M. 4.—.

Ausgewählte Werke. Prachtausgabe. 6 Bände in Lexikon-Format mit ca. 900 Illustrationen, eleg. geb. pro Band (herabgesetzt) M. 7.50.

Ausführliche Verzeichnisse mit Inhaltsangabe für die Gesamtausgaben gratis.

Man verlange gratis und franko:

Drei deutsche Dichter und ihre Werke.

Illustrierter Verlagskatalog

mit Originalbeiträgen der Autoren.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Auf Pfaden des Glücks.

Lebenssprüche von **Julius Lohmeyer.**

Mit Titelzeichnung und Vignetten von **Alexander Rothaug.** Kl. 8°. Kart. Preis **1 M. 60 Pf.**

Rühmenswert ist an diesen Sprüchen nicht allein die vollendet schöne Form und der Gedankenreichtum des Inhaltes, Vorzüge, die für sich allein schon ins Gewicht fallen — sie sind auch sonnig durchleuchtet von einer Lebensfreude, einer Herzenswärme, die in unserem Zeitalter des Scepticismus und des Nihilismus wie Märchentöne aus fernen schöneren Tagen berühren.

Spartanerjünglinge.

Eine Kadettengeschichte in Briefen von **Paul von Szczepański.**

Kl. 8°. Geheftet 2 M., gebunden 3 M. Luxus-Ausgabe auf holl. Büttenpapier in 50 numm. Exemplaren gedruckt und in Kalbleder gebunden **12 M.**

Ueber die „Spartanerjünglinge“ schrieb Peter Rosegger:

„Ich will durch Andeutungen des Inhalts die erschütternde Wirkung des Ganzen nicht vermindern. Lieber warmherziger Leser, und bist du eine herzige Leserin, um so besser, — du solltest mir in diesem Augenblick versprechen, die „Spartanerjünglinge“ zu lesen. Es ist deinetwegen, daß du wieder einmal etwas liesest, das dir nimmer aus dem Gedächtnis entschwindet.“

Sie emanzipiert sich.

Novelle

Von

Paul von Szczepański.

Kl. 8°. Geheftet **2 M.**, gebunden **3 M.**

Der aus dem modernen Leben gegriffene Stoff und die flüssige Darstellungsweise wird bei allen Freunden einer angenehmen unterhaltenden Lektüre Beifall finden.

Der Narr des Glücks.

Roman von **Paul von Szczepański.**

Kl. 8°. 2 Bde. Geheftet **6 M.**, gebunden **8 M.**

Über den „Narr des Glücks“ urteilte Otto von Leixner: „Es giebt eine Menge Spielerromane, deren Schauplatz ‚das Paradies des Teufels‘, die Riviera mit Monte Carlo, bildet. Man sollte glauben, der Stoff sei schon gänzlich erschöpft. Dieser Roman aber beweist, daß auch diesem Vorwurf neue Seiten abgewonnen werden können. Die Hauptgestalt ist so eigenartig durchgeführt, daß sie bis zum Schluß die Teilnahme des Lesers fesselt.“

Aus Krim und Kaukasus.

Reiseskizzen von **Wilhelm von Mallow.**

Mit 1 Titelbild und 37 Abbild. im Text sowie 1 Übersichtskarte.

8°. Geh. **3 M. 60 Pf.**, geb. **4 M. 80 Pf.**

v. Mallow geleitet den Leser mit kundiger Hand durch die immer noch vom Reisestrome wenig berührten Gebiete der Krim und des Kaukasus, überall das Wesentliche an Land und Leuten hervorhebend. Die Schilderungen sind lebendig und fesselnd geschrieben; sie knüpfen überall an das Selbsterlebte und -gesehene an, ohne indessen die wissenschaftliche Seite zu vernachlässigen, und das Land bietet hierzu mannigfachen Stoff auf dem Gebiete der Geschichte, der Sprachen- und Völkerkunde.

Deutschland in China.

von **Rudolf Zabel.**

8°. Geh. **7 M. 50 Pf.**, geb. **9 M.**

Das inhaltreiche Werk ist unter der in den letzten Jahren ja recht reichlich strömenden Chinalitteratur seit langer Zeit wieder einmal eine wirklich gute und beachtenswerte Erscheinung, ein vorzüglicher Führer durch die komplizierte Politik des Ostens an kundiger Hand. Auch derjenige, der nichts weiter in dem Buche sucht, als eine unterhaltende angenehme Lektüre und eine zusammenhängende übersichtliche Schilderung des chinesischen Feldzuges, wird dabei auf seine Rechnung kommen.

Demnächst erscheint:

Goethe und der Protestantismus des zwanzigsten Jahrhunderts.

Von Karl Trost.

Etwa Mk. 1.—.

Eine vollinhaltlich ausgebaute und abgerundete Bekenntnis-Schrift, die die feinsten Richtlinien des Protestantismus sowie die tieferen Elemente Goethescher Lebensanschauung erfaßt hat und ihre Berührung in dem Streben nach Heraufbildung menschlicher Persönlichkeiten darlegt.

Der christliche Gottesglaube in seinem Verhältnis zur gegenwärtigen Philosophie.

Von

Lic. theol. Dr. phil. Georg Wobbermin,

Privatdozent an der Universität Berlin.

Etwa Mk. 2,—.

Inhalt: Nietzsche und Avenarius in ihrem Verhältnis zur gegenwärtigen Philosophie. — Die Erkenntniskritik als Grundlage des heutigen Philosophierens. — Die Kosmologie und der christliche Gottesglaube. — Die Biologie und der christliche Gottesglaube. — Die Psychologie und der christliche Gottesglaube. — Die Spekulation und der christliche Gottesglaube.

Alexander Duncker, Verlag, Berlin W. 35.

Anton Springer

Handbuch der Kunstgeschichte

Vier Bände in Leinen gebunden
Mit 2000 Abbildungen u. 40 Farbendrucken.

I. **Altertum.** 378 Seiten mit 652 Abbildungen und 8 Farbendrucken. 6. Auflage. Gebunden 8 Mark.
II. **Mittelalter.** 408 Seiten mit 529 Abbildungen und 6 Farbendrucken. 6. Auflage. Gebunden 7 Mark.
III. **Die Renaissance in Italien.** 312 Seiten mit 323 Abbildungen und 12 Farbendrucken. 6. Auflage. Gebunden 7 Mark.
IV. **Die Renaissance im Norden u. die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts.** 404 Seiten mit 409 Abbildungen und 14 Farbendrucken. 6. Auflage. Gebunden 8 Mark.

Kunstgeschichte in Bildern

5 Grossfoliobände mit etwa 3000 Abbildungen auf 500 Tafeln, die Hauptwerke der gesamten Kunstgeschichte darstellend.

Abt. I: **Das Altertum,** 100 Tafeln, geheftet M. 10.50, gebunden M. 12.50
Abt. II: **Das Mittelalter,** 100 Tafeln, geheftet M. 10.50, gebunden M. 12.50
Abt. III: **Die Renaissance in Italien,** 110 Tafeln, geh. M. 10.50, geb. M. 12.50
Abt. IV: **Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts ausserhalb Italiens,** 84 Tafeln, geh. M. 8.50, geb. M. 10.—
Abt. V: **Die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts,** 100 Tafeln, geheftet M. 10.50, gebunden M. 12.50

Springer's Handbuch der Kunstgeschichte

4 Bände mit 2000 Abbildungen und 40 Farbentafeln ist die reichhaltigste, beste und wohlfeilste Kunstgeschichte.

Preis zusammen Mk. 30.—. Jeder Band auch einzeln käuflich.

Zu Wundt's 70jährigem Geburtstag!

W. Wundt's Philosophie und Psychologie

in ihren Grundlagen dargestellt
von
Dr. Rudolf Eisler.

VI, 210 Seiten 8° 1902. M. 3.20, geb. M. 4.—.

Dieses Buch ist für alle jene, die durch innere und äussere Verhältnisse nicht in die Lage kommen, die Schriften Wundts selbst zu studieren, aber doch ein Gesamtbild von dem Schaffen und Denken dieses Philosophen haben möchten, ferner für jene, die nicht dazu kommen, alles zu lesen, was Wundt geschrieben, endlich als Vorbereitung und Erleichterung für das Studium der Werke Wundts in erster Linie bestimmt. Der Verfasser hofft insbesondere so manche Missverständnisse, denen die Wundtsche Philosophie ausgesetzt ist, und die grossenteils aus der unzureichenden und unvollständigen Kenntnis der Lehren des Leipziger Philosophen entspringen, durch sein Buch zu beseitigen. Er möchte zum besseren Verständnis und zu einem auch auf weitere Kreise sich erstreckenden Bekanntwerden der Philosophie Wundts sein Scherflein beitragen. Bei dem billigen Preise ist eine weite Verbreitung des Buches leicht möglich.

Ueber die allgemeinen Beziehungen
zwischen

Gehirn und Seelenleben

von
Prof. Dr. Th. Ziehen
in Utrecht.

1. u. 2. Aufl. 66 Seiten. 1902. M. 1.80.

Deutsche Litteraturzeitung: Die vorliegende sehr lesenswerte Schrift ist die erweiterte Ausgabe eines allgemeinverständlichen Vortrags; zahlreiche Anmerkungen sind beigefügt, welche auf eine grosse Litteratur aus alter und neuer Zeit verweisen. Inhaltlich zerfällt der Vortrag in drei Teile, der erste behandelt die allmähliche Entwickelung unserer Erkenntnis von dem Sitz und dem Organ der Seele (S. 6—25), der zweite betrifft die Beziehungen zwischen den materiellen Vorgängen im Gehirn und den damit verbundenen subjektiven Erscheinungen (Empfindungen und bewussten Vorstellungen, der dritte enthält die Grundzüge der „immanenten Philosophie", also der psychophysiologischen Erkenntnistheorie des Verfassers (S. 50—56).

Politisch-anthropolog. Revue: In der am Autor bekannten klaren und allgemein verständlichen Weise wird zunächst dargestellt, wie vom Altertum bis zur Gegenwart die Lehre vom Zusammenhang des Gehirns mit dem Seelenleben sich allmählich entwickelt hat. Die naturwissenschaftlichen Erfahrungen unserer Zeit, welche unwiderleglich das Gebundensein aller Seelenvorgänge an Gehirnprozessen beweisen, werden kurz, aber übersichtlich erwähnt. Dann wird auf die verschiedenen Lösungen des Problems eingegangen, welche näheren Beziehungen zwischen den materiellen Prozessen des Gehirns und den Empfindungen herrschen. Die verschiedenen Theorien des Dualismus und Monismus werden schliesslich zu widerlegen versucht. Dr. Max Brahn.

Ueber Kunst und Künstler

von
Dr. P. J. Möbius
in Leipzig.

VIII, 296 Seiten mit 10 Abbildungen auf 7 Tafeln. 1901. M. 7.—, geb. M. 8.50.

In dem Buche über „Kunst und Künstler" sucht der Verf. die Fragen zu beantworten, wie der Mensch zu den Künsten komme, und welche Eigenschaften der Künstler habe. Er kommt mit Gall zu der Annahme bestimmter einzelner Kunsttriebe, deren fünf unterschieden werden. Er zeigt, dass einzelne dieser Triebe, die von jeher Bestandteile des Menschen sind, bei einzelnen Menschen von Geburt an besonders stark entwickelt sind und dass der ungewöhnlich starke Trieb oder das Talent den Künstler zu seiner Thätigkeit nötigt.

Im ersten Teile führt der Verfasser seine eigene Auffassung aus und knüpft daran Betrachtungen über das Verhältnis zwischen dem Kunsttriebe und dem Geschlechtstriebe, sowie über den erzieherischen Wert der Künste.

Im zweiten Teile wird eine Uebersetzung der Aufsätze Gall's über die Kunsttriebe gegeben, der der Verfasser erläuternde und kritische Bemerkungen hinzugefügt hat. Wie Gall's Angaben über die äusseren Zeichen der Talente zu verstehen seien, wird an ausgewählten Künstlerbildern gezeigt.

Verlag von F. SCHNEIDER & Co., Berlin W. 66.

Das Deutsche Jahrhundert

in Einzelschriften

von

Dr. A. Berthold, Carl Bleibtreu, Dr. Carl Busse, Dr. J. Duboc, Dr. A. Gottstein, Dr. Max Osborn, Kaptn. Erwin Schäfer, Dr. Leop. Schmidt, Prof. Dr. Richard Schmitt, Carus Sterne, Paul Wiegler, Dr. A. Wilhelmj, Prof. Dr. Wunschmann

herausgegeben von

George Stockhausen.

2 Bde. gross 8° in Leinwandband M. 20.—, in eleg. Halfranzband M. 24.—.

Für gebildete Leser ist hier eine fesselnd und anregend geschriebene Geschichte deutschen Geisteslebens im XIX. Jahrhundert geboten, die sich sowohl durch die Tiefe der wissenschaftlichen Auffassung als wie durch die lebendige Frische der Darstellung auszeichnet. Die einzelnen Gebiete sind von Fachgelehrten geschrieben, die ihren Stoff vollständig beherrschen und imstande waren, dem Leser ein klares Bild von der Entwickelung unseres Geisteslebens zu geben. So ist in dem Deutschen Jahrhundert ein Nachschlagewerk ersten Ranges geschaffen, das in keiner Familienbibliothek fehlen sollte. — Die einzelnen Abteilungen des Deutschen Jahrhunderts sind von folgenden Mitarbeitern bearbeitet, und auch einzeln käuflich, und zwar:

I: DR. CARL BUSSE, Geschichte der deutschen Dichtung. M. 3.—, geb. M. 4.—.

II: DR. MAX OSBORN, Geschichte der deutschen Kunst. M. 3.—, geb. M. 4.—.

III: DR. J. DUBOC u. WIEGLER, Geschichte der Philosophie. M. 3.—, geb. M. 4.—.

IV: DR. A. BERTHOLD, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte. M. 2.—, geb. M. 3.—.

V: PROFESSOR DR. RICH. SCHMITT, Deutsche Geschichte. M. 2.50, geb. 3.50.

VI: DR. LEOP. SCHMIDT, Geschichte der Musik. M. 2.50, geb. M. 3.50.

VII: KAPT. E. SCHÄFER, Geschichte der deutschen Kriegsmarine. M. 2.—, geb. 3.—

VIII: CARL BLEIBTREU, Geschichte der Kriegskunst. M. 2.50, geb. M. 3.50.

IX: DR. A. GOTTSTEIN, Geschichte der Hygiene. M. 2.—, geb. M. 3.—

X: PROF. DR. WUNSCHMANN, Geschichte der Physik. M. 2.50, geb. 3.50.

XI: DR. A. WILHELMJ, Geschichte der Chemie. M. 3.50, geb. M. 4.50.

XII: CARUS STERNE (Dr. Ernst Krause), Geschichte der biologischen Wissenschaften. M. 3.50, geb. 4.50.

Professor Graesel, Oberbibliothekar a. d. Kgl. Universität Göttingen, schreibt in den »Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen« vom Juli 1902: . . . Dieses **bedeutende Sammelwerk** zur Geschichte des 19. Jahrhunderts kann Bibliotheken, besonders auch den Schulbibliotheken **zur Anschaffung warm empfohlen werden.**

Deutsche Zeitung vom 16. März 1902: . . . **Handbücher wie das Deutsche Jahrhundert entsprechen thatsächlich einem dringenden Bedürfnis.** Es ist die knappste und **übersichtlichste Rundschau über Entwickelung und Stand** der verschiedenen Gebiete des **Können und Wissens im 19. Jahrhundert.**

Monographien des Kunstgewerbes

Herausgeber:
Prof. Dr. Jean Louis Sponsel

Verlag:
Hermann Seemann Nachfl.
in Leipzig

Das Kunstgewerbe steht unter den Kulturgütern, die in den letzten Jahrzehnten eine so unvergleichliche Blüte erfahren haben, in der vordersten Reihe. Der mächtige Aufschwung des Kunstgewerbes hat ebensowohl in Amerika wie in England, in Skandinavien wie in Belgien, in Frankreich wie in Deutschland eine neue Epoche der künstlerischen Entwickelung eingeleitet. Den gewerblichen und angewandten Künsten wird wieder allgemeines Interesse gewidmet.

Dieser grossen Kulturströmung will die Sammlung „MONOGRAPHIEN DES KUNSTGEWERBES" dienen, herausgegeben von Prof. Dr. JEAN LOUIS SPONSEL, dem in der Fachwelt wie in den Kreisen der Kunstfreunde und Sammler in gleicher Weise bekannten Dresdner Forscher. Die Bücher unserer Sammlung sollen sowohl das moderne als auch das historische Kunstgewerbe darstellen und sein Verständnis fördern. Ausser den einzelnen kunstgewerblichen Gebieten sollen auch die grossen Blütezeiten des Kunsthandwerks und seine wichtigsten Pflegestätten behandelt werden.

Die „MEISTER DES KUNSTGEWERBES", eine Sondergruppe der grösseren Abteilung, sollen endlich die bahnbrechenden Schöpfer, die Pioniere und Genies des Kunsthandwerkes wie in einer Galerie vereinigen.

Die Mitarbeiter der Sammlung haben sich sämtlich durch eigene Forschung auf dem von ihnen behandelten Gebiete heimisch gemacht und beherrschen ihren Stoffkreis so, dass sie die leitenden Züge der Entwicklung, die durch das Material bedingte technische Behandlung und die Stellung unserer Zeit zu den Werken der Vergangenheit und der Gegenwart durchaus exakt und erschöpfend darzustellen vermögen. Ebenso haben sie sich in der gerade für das Kunstgewerbe so wichtigen Frage der Kennerschaft durch langjährige Erfahrung erprobt und bewährt. Jedes Heft wird so reich als nur möglich und so eingehend, als es der Stoff verlangt, durch Abbildungen illustriert. Auch werden da, wo grösstmögliche Treue der Wiedergabe geboten ist, Lichtdrucke — und da, wo die farbige Wiedergabe der Originale für deren Wirkung in erster Linie steht, Farbentafeln beigefügt.

Bis jetzt sind folgende Bände erschienen:

Dr. Wilhelm Bode, Berlin, Geheimer Regierungsrat, Direktor an den Berliner Museen. „Vorderasiatische Knüpfteppiche aus älterer Zeit". Preis in Leinw. geb. 8 M., in Leder geb. 9 M.

Dr. Gustav E. Pazaurek, Kustos des Nordböhm. Gewerbemuseums in Reichenberg. „Moderne Gläser", Preis in Leinw. geb. 6 M., in Leder geb. 7 M.

Dr. Adolf Brüning, Direktorialassistent am kgl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin. „Die Schmiedekunst seit dem Ende der Renaissance". Preis in Leinw. geb. 6 M., in Leder geb. 7 M.

Dr. Hermann Lüer, wiss. Hülfsarbeiter am königl. Kunstgewerbemuseum in Berlin. „Technik der Bronze-Plastik". Preis in Leinw. geb. 5 M., in Leder geb. 6 M.

Prof. Richard Borrmann, Direktorialassist. am königl. Kunstgewerbemuseum Berlin. „Moderne Keramik". Preis in Leinw. geb. 5 M., in Leder geb. 6 M.

In Vorbereitung für Herbst 1902:

Dr. Wilhelm Bode, Berlin, Geheimer Regierungsrat, Direktor an den Berliner Museen. „Die italienischen Hausmöbel der Renaissance". Preis in Leinwand gebunden 5 M., in Leder gebunden 6 M.

Cornelio von Fabriczy, Stuttgart. „Medaillen der italienischen Renaissance". Geb. 6 M.

Professor Ferdinand Luthmer, Direktor der Kunstgewerbeschule in Frankfurt a. M. „Deutsche Möbel der Vergangenheit", Geb. 5 M.

Professor Dr. Christian Scherer, Direktorial-Astistent am herzoglichen Museum in Braunschweig. „Elfenbeinplastik seit der Renaissance". Geb. 5 M.

Interessenten, welche eingehendere Prospekte zugeschickt haben wollen, werden gebeten, ihre Adresse dem Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig, Goeschenstrasse 1 bekannt zu geben.

Lebenserinnerungen
des Präsidenten
Paul Krüger,

von ihm selbst erzählt,

erscheinen im November l. J.
in

J. F. Lehmann's Verlag,
München.

Der Ladenpreis beträgt za. Mk. 6.—.

Bestellungen auf das Werk nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Druck von A. Hopfer, Burg.

Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

II. Jahrgang. November 1902. Heft 2

Jahrgang 1902/3. **Novemberheft.**

Inhalt:

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang.

Abonnementspreis

vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25)

Einzelne Hefte M. 2.—.

Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1902 No. 1895) oder vom Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Heinr. Zeiss Union Schreibtische

haben **drehbare** Seitenteile. Man braucht nicht aufzustehen, sich nicht zu bücken, nicht zu suchen, man kann bequem vom Sessel aus den ganzen Inhalt des Schreibtisches erreichen

Beste Ausführung
von Mk. **275.—** für den einzelnen, Mk. **460.—** für einen Doppeltisch an.

Heinrich Zeiss, Hoflieferant, Frankfurt a. M.

Die grösste Freude

macht mir täglich mein **Union-Bücherschrank.** Uebersichtlich und staubfrei sind meine lieben Bücher jetzt aufgehoben. Bekomme ich neue Werke, so kaufe ich mir einfach ein neues Abteil Union für ca. Mk. 20.— , so fahre ich fort, je nachdem ich Bedarf, je nachdem ich Geld habe nud komme nach und nach zu einer prachtvollen Bücherei. Näheres sagen die Preisbücher kostenlos und portofrei von

Heinrich Zeiss

Grossherzogl. und Herzogl. Hoflieferant

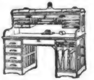
Frankfurt a. M. K, 36 Kaiserstr. 36.

Niederlagen in allen grossen Städten.

Deutsche

Schreibtische

100 Sorten in jeder Preislage von 15 bis 500 Mk.



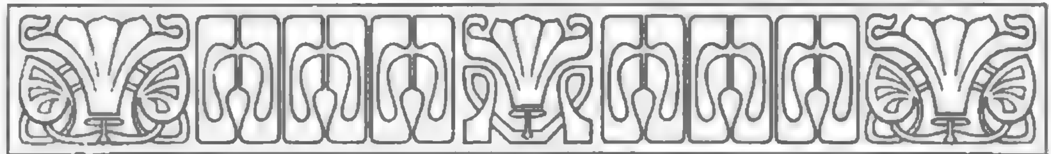
eigenartig zweckmässig unübertroffen

Marke

Stolzenberg.

Fabrik Stolzenberg

Berlin W. 8 Charlotten-Strasse 23.



Vorwort.

Die vorliegende Schrift will den Versuch machen, das Wesentliche der Polenfrage im Zusammenhange so darzustellen, dass gebildete Leser, die der Sache etwas näher treten wollen, als es auf Grund von Agitationsschriften und Zeitungsartikeln in der Regel möglich ist, eine einigermassen vollständige Orientierung und eine Anregung zu ruhigem, tieferem Nachdenken über die wichtige Frage finden. Ich glaube, dass ein solches Buch eine wünschenswerte und sogar notwendige Ergänzung zu den mancherlei verdienstvollen Veröffentlichungen der letzten Jahre über die Polenfrage bilden kann, da diese Schriften ja doch meist bestimmte Einzelfragen aus dem erwähnten Gebiete herausgreifen oder vorzugsweise solche Erscheinungen besprechen, die auf die patriotischen Empfindungen besonders zu wirken geeignet sind.

Die hier vertretenen Anschauungen decken sich in der Hauptsache mit dem Programm der preussischen Staatsregierung und des deutschen Ostmarkenvereins. Gerade der Augenblick, wo unsere Polenpolitik, wie wir hoffen, in eine feste Bahn geleitet und die eifrige Diskussion über die zweckmässigsten Mittel zu einer solchen Politik nahezu als geschlossen zu betrachten ist, scheint mir geeignet, den Stand der Dinge in dem Sinne und zu dem Zwecke, den ich hier bezeichnet habe, zu fixieren. Es

darf dabei auch nicht übersehen werden, dass die leider noch abseits stehenden Politiker unseres Volkes, darunter sogar nationalgesinnte Männer wie Professor Hans Delbrück, geneigt sind, alle möglichen irrlichtelierenden Ansichten nationaler Heisssporne auf das Conto der Regierung oder des Ostmarkenvereins zu setzen, und dabei in weiten Kreisen Glauben finden. Es ist also kein überflüssiges Werk, wenn man hier nach Kräften zur Klärung beiträgt.

Statistik und Tabellenwerk aufzunehmen, habe ich absichtlich vermieden und bin bereit, den mir daran voraussichtlich erblühenden Vorwurf auf mich zu nehmen. Ich wollte für weitere Kreise lesbar schreiben und denke, dass, wer eine genügende Übersicht über den Zusammenhang der Frage gewonnen hat, bei vorhandener Neigung zu Spezialstudien genug statistisches Material über die Einzelfragen in den oben erwähnten Schriften finden wird. Kenner der Ostmark werden, wie ich meine, trotzdem den Eindruck gewinnen, dass meine Ausführungen auf einem sicheren Tatsachengrund ruhen und teils aus genauer Kenntnis der örtlichen Verhältnisse, teils aus langjähriger Beschäftigung mit dieser Frage gewonnen sind.

W. v. Massow.

Etwa 400 S. gr. 8° Format. Preis Mk. 4 bis 5 Mk.

W. v. Massow, Die Polen-Not im Deutschen Osten.

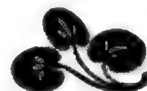
Inhaltsverzeichnis.

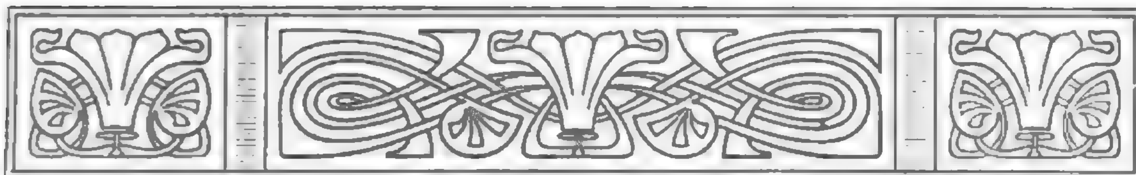
Erster Teil.

Die polnische Gefahr.

Zweiter Teil.

Die Abwehr der polnischen Gefahr.





Gedenke zu leben. Ja, gedenke zu leben. Dein Leben, und wärest Du der armseligste aller Erdensöhne, ist kein eitler Traum, sondern eine erhabene Tatsache. Es ist Dein Eigentum; es ist alles, was Du hast, um damit der Ewigkeit gegenüber zu treten. — — Eine Probezeit ist Dir gegeben; nie wirst Du eine zweite haben. Ewigkeiten werden dahin rollen, aber Dir wird keine zweite Probezeit vergönnt sein.

Thomas Carlyle.

Frieden.

Novelle
von
Georg Freiherrn von Ompteda.

Die Pfarrersfrau war kurz nach der Einsegnung des Mädchens gestorben. In ihr hatte sie eigentlich ihre Mutter geliebt. Einmal, als ich Friedens Zimmer betrat, das von allen Wohnräumen allein im Erdgeschoß lag, sah ich das Bild einer Frau in einfachem Kleide mit schlicht gescheiteltem Haar auf ihrem kleinen Schreibtische stehen. Als ich fragte, wen es darstelle, antwortete Frieden: — Es ist Mama!

Aber sie verbesserte sich im nächsten Augenblick, als dürfe sie das mir, ihrem neuen Bruder, nicht sagen:

— Ich nannte sie so! Sie hat mich ja erzogen! Ich habe nie jemand anders gekannt.

Aber wenn wir von ihrer Vergangenheit redeten, so sprach sie von der Frau, die sie großgezogen, doch immer wieder als von der „Mama“.

Das hörte einmal die Mutter, und sie, die sonst niemals etwas verbesserte, rief plötzlich lebhaft:

— So sollst Du sie nicht nennen.

In demselben Augenblick schien es ihr schon leid zu tun. Sie meinte mit gesenkten Augen:

— Sei mir nicht böse, liebes Kind! Du weißt, der Vater will nicht an die Vergangenheit erinnert sein.

Als hätte sie etwas bedeutungsvolles damit gesagt, blickte sie uns jetzt beide an und wiederholte noch einmal langsam:

— Nein, er will nicht an die Vergangenheit erinnert sein.

Ich sah darin nur den Wunsch, das junge Mädchen möchte sich eng an die Familie anschließen, um hier ebenso glücklich zu sein, wie sie es in der Kindheit im Pfarrhause gewesen.

Aber mir schien, als wäre Frieden doch nicht glücklich! Sie sah immer schwermütig aus. Darin erinnerte sie an die Mutter. Die beiden Frauen an unserer Tafel sprachen fast nie und ihre Augen schauten traurig drein.

Eines Tages im Sommer, als Frieden schon lange im Hause war, gingen wir spazieren. Der Vater schritt voraus mit einem Studienfreund von ihm, der seit zwei oder drei Tagen zu Besuch bei uns war und wie es hieß, ein paar Wochen bleiben sollte. Frieden und ich gingen hinterdrein.

Der Freund meines Vaters war Professor an einer rheinischen Universität, ein großer, starker, bebrillter Mann, mit mächtigem Schnauzbart. Er schwang einen gewaltigen Knotenstock und schlug damit, während er mit tiefer weithin schallender Stimme sprach, im Vorübergehen den Gräsern die Köpfe ab.

Der Mann hatte nichts von der feinen Art des Vaters, er war vierschrötig, stand fest auf beiden Beinen; man hatte das Gefühl, wo der zugreift, wächst kein Gras mehr.

Ein berühmter Pandektist sollte er sein. Ich habe mich mit Jura nie beschäftigt. Mir war die Rechtswissenschaft immer ein Greuel.

Der Professor — ich nenne seinen Namen nicht, denn er sitzt noch heute auf seinem Lehrstuhl und die jungen Rechtsschüler staunen ihn an, — er hat einen Namen von europäischem Ruf — also der Professor hielt immer nur Vorträge. Er besaß die Kunst des Erzählens nicht. Wenn der Vater einmal einen Einwurf getan — so weit es möglich war, denn der Pandektist redete wie ein Wasserfall — so fuhr dieser genau an derselben Stelle wieder fort, wo er aufgehört, als hätte ihn niemand unterbrochen.

Sie unterhielten sich über römisches Recht, und wenn Frieden und ich manchmal ein Wort aufschnappten, das uns seltsam erschien, dann leuchtete immer ein Lächeln über des Mädchens sonst so ernste Züge.

Eine Redensart weiß ich noch genau, die der Professor gebrauchte. Er sagte fortwährend zum Vater:

— Das habe ich in der und der Abhandlung geschrieben, darauf können wir jetzt nicht eingehen, Du mußt es gelegentlich nachlesen.

Oder ein anderes Wort führte er im Mund:

— Das kommt im nächsten Semester!

Als ob der Vater sein Hörer wäre, der bis nächstes Jahr warten konnte, während der große Mann doch in ein oder zwei Wochen abreiste und wir ihn vielleicht nie wiedersahen.

Sobald eine dieser Redewendungen kam, blickte mich Frieden an und wir lachten. Wir unterhielten uns nicht, sondern folgten lange, ohne ein Wort zu sprechen, den Vorausgehenden durch die wogenden Kornfelder, aus denen im Vorüberschreiten der Pandektist einzelne Halme riß, die sein fuchtelnder Arm getroffen.

— Das schöne Korn! sagte Frieden, und es klang weich und mitleidig, als täte man einem Menschen damit weh.

Ich erinnerte mich dessen, daß sie auf dem Lande groß geworden war, und sie, die sonst immer nur kurzen Bescheid gab, erzählte auf meine Frage mir von den Zeiten, als sie im Pfarrgarten träumend im grünen Grase gelegen.

Da entdeckte ich in ihr etwas neues, eine eigene, seltsame, schlummernde Phantasie und ich ging schweigend neben ihr her und ließ mich in Träume wiegen durch den weichen melancholischen Ton ihrer Stimme, in dem sie von der Vergangenheit erzählte, mit einer tiefen Sehnsucht, als fühle sie sich hier nicht daheim, als müsse sie etwas entbehren.

Ich fragte, was ihr bei uns fehle. Sie blickte mich an, zuckte leise die noch etwas mädchenhaft eckigen Achseln und sagte, indem sie auf den Weg vor sich blickte und den Kopf niederbog:

— Ich weiß es nicht, ich kann es Dir nicht nennen!

Aber plötzlich schien sie es gefunden zu haben, denn sie fuhr auf und wollte etwas beginnen, doch es kam kein Wort heraus, nur ein Laut.

Ich fragte:

— Was wolltest Du sagen?

Ein ganz leichtes Erröten lief über ihre Züge, schnell wieder verblassend wie es jäh gekommen, und sie antwortete:

— Nichts, ach nichts!

Ich wurde eifrig:

— Aber Du wolltest doch etwas sagen!

— Nein, nein, es ist nichts!

Jetzt bedrängte ich sie mit Bitten. Wir blieben stehen:

— Du wolltest sagen, was Dir hier fehlt. Nenne es mir doch. Wir können es Dir vielleicht geben, wir können uns bemühen! Aber wie sollen wir es, wenn wir nicht wissen was es ist. Was fehlt Dir?

Sie antwortete ganz kurz, wie ein Blitz, scheu, und die Verlegenheit machte ihren Ton fast hart:

— Liebe! Etwas Liebe!

Da war es mir, als sollte ich nach ihrer Hand greifen und ihr sagen, wir liebten sie ja, wir würden alles tun, was wir ihr an den Augen absehen könnten. Es kam mir so unendlich traurig vor, daß dieses Wesen, das aus einer glücklichen Jugendzeit hierher zu uns verpflanzt worden, das als Kind ins Haus gekommen, das bei uns Vater und Mutter zu finden wähnte und die Geschwister dazu, entbehren sollte, was ihrem Herzen am meisten Not tat: Liebe! Denn es war doch eine Bitte um Liebe, nur um ein bischen Liebe gewesen.

Aber sie lief schon weiter und ich konnte ihr kaum folgen.

Ich sagte, wir hätten sie doch alle gern, wir wollten ihr doch alle das Haus heimisch machen! Ich fand eine Flut von Worten, aber es schien ihr leid zu tun, mir ihr Herz geöffnet zu haben und sie antwortete nur, indem sie auf die beiden Gestalten vor uns wies, deren Oberkörper man in ziemlicher Entfernung wiegenden Schrittes durch die Kornfelder schreiten sah:

— Sie sind schon so weit fort, wir haben Eile!

Es verletzte mich ein wenig, daß ich so abgewiesen wurde. Ich war ein übelnehmerisches Kind, ich wurde ein launischer Jüngling und bin ein empfindlicher Mann noch heute. Vielleicht weil mein Gefühlsleben durch meine Beschäftigungslosigkeit viel zu großen Raum einnahm, und ich den Dingen eine Wichtigkeit beimaß, die sie eigentlich gar nicht besaßen.

Anstatt nun weiter in sie zu dringen, ärgerte mich die Abweisung, ich verschloß es in meinem Innern und schwieg.

V.

Friedens Worte gingen mir in der Seele hin und her: Liebe fehlte ihr, Liebe! Wie meinte sie das? Wurde nicht alles für sie getan? War die Mutter nicht immer gut gegen sie? Sagte ihr der Vater je etwas böses?

Ich überlegte und ward mir über etwas klar. Ja Eines mußte ihr fehlen: der Sonnenschein der Liebe, die Heiterkeit im Haus. Ich weiß nicht, wie es bei dem Geistlichen und seiner Frau gewesen, aber wenn ich recht überlegte, sprach der Vater je mit ihr?

Ich meine nicht die landläufigen Worte, das „Guten Morgen“ und das „Guten Abend“. Ich meine liebevolle Aussprache, Teilnahme an ihrem Geschick, Vertiefen in ihre kleinen Mädchenangelegenheiten.

Er ließ es an nichts fehlen. Ich weiß, daß sie ein reichliches Nadelgeld bekam, sie konnte all die winzigen Dinge haben, die ein Mädchenherz erfreuen. Sie konnte sich kleiden wie sie wollte, aller kleiner Tand, alle Näschereien wären ihr erreichbar gewesen, aber wie ich es mir überlegte, fiel mir ein: von allem, was ein Mädchen gern um sich sieht, die kleinen Nichtse im Zimmer, auf der Kommode, auf dem Tisch, kleine Bilder, kleine Andenken, kleine Erinnerungen an Freundinnen, von alledem gewahrte man bei ihr nichts. Ich fragte sie danach, da gab sie einfach zurück:

— So etwas kann man sich doch nicht kaufen!

Es klang seltsam, es klang, als wollte sie sagen:

— Aufmerksamkeiten, Gedenken, Liebe, Liebe, ja Liebe kann man sich doch nicht kaufen!

Nun überlegte ich mir genau, wie die Mutter gegen sie war: Ich hatte nie gesehen, daß sich die beiden küßten, nie wahrgenommen, daß um den Nacken des Mädchens zärtlich ihre Arme gelegen hätten, nie beobachtet, daß sie ihr das Haar strich oder die Wange, oder eine Falte glättete am Kleid.

Ich hatte nie gehört, daß die beiden wärmer mit einander gesprochen, daß die Ältere sich von der Jüngeren hätte kleine Geheimnisse, Wünsche und Ahnungen anvertrauen lassen.

Ich hatte nie bemerkt, daß sie sich bei den Händen gehalten; nie war eine Frage von der Mutter gekommen über die Vergangenheit. Nie wurde an das Pfarrhaus gerührt und den Garten, von dem mir Frieden so oft erzählt.

Der Frieden war wohl mit ihr ins Haus eingezogen, denn nie klang Streit, nie erhoben sich die Stimmen, aber nicht jener Frieden, der uns Menschen erquickt, indem er uns einander nahe führt und unsere Hände vereinigt, nie jener Frieden Gottes, der, wie die Schrift sagt, höher ist, denn alle Vernunft!

Es war ein Frieden, der da hätte Ruhe heißen sollen, aber die Ruhe des Todes! Ein Frieden, der die Herzen nicht erregt, ein kalter, kühler, glatter Frieden, der wie ein Grabestuch über das Haus gebreitet lag, nicht einer, der jauchzend durch die Lande klingt, der sich mit dem Siegesjubel vermischt: Viktoria nach dem Sieg! Nun aber legt die Waffen aus der Hand und nun Frieden, süßer Frieden! Nicht einer, der die Pflugschar in die Hände zwingt, der das dampfende Gespann der Stiere über den Boden ziehen läßt, bei dem der Sämann, der das Schwert aus der Hand getan, in der Ackerfurche schreitet, in weitem Schwunge die Saat auszustreuen.

Nicht jener Frieden, in dem die Ernten reifen, in dem die Sichel klingt und lang durch das gelbe Korn die Sense rauscht. Nicht jener Frieden, der uns im Walde umfängt, wenn sich die Wipfelkronen über uns schließen, wenn hinter uns Qualm und Ruß und Lärm und Aufregung und Getriebe der Stadt liegt und wir hineinschreiten in die Kühle unter den Bäumen, lautlos tretend auf dem weichen federnden Nadelbett.

Nicht jener Frieden auf stillem Weiher, auf Wasserrosen bewuchertem See, wenn wir die Ruder aus den Händen legen und das Boot nicht mehr treibt und die Fläche wie ein Spiegel liegt, kein Entenschrei ertönt, nur aus der weiten Ferne, unausgesetzt in der Mittagssonnenstille ringsum das Zirpen der Grillen.

Nicht jener Frieden abends vor dem Haus, wenn die Arbeit des Tages ruht, die Wolken verglühend dunkel sich färben, und sich am Firmament zu Häupten uns die Sterne entzünden, wenn in der weiten, schweigenden Ebene nicht ein Hauch sich regt, der Wind schlafen ging, wir nichts hören, nichts denken, nichts empfinden, als zurückgelehnt in der Bank mit einem Blick in die Himmelshöhen, an denen die Sterne zittern, das eine: Jetzt ist Stille, jetzt ist Nacht, jetzt ist Frieden!

Ein Frieden für müde Menschen, die den Tag über gearbeitet, die sich befehdet und bekämpft haben; ein Frieden für Herzen, denen eine Wunde blutet! Ein stilles, süßes Vergessen! Ein Frieden, in dem wir uns nach Tages Last und Mühe wieder nahekommen, in dem wir nicht zu sprechen brauchen, da wir uns verstehen, allein durch die Macht der großen Stille um uns und in unserer Seele.

Nicht solcher Frieden; sondern einer, in dem jeder seinen Weg für sich geht, keiner sich dem anderen anvertraut, sondern in einsamer Kammer jeder von anderen getrennt träumend auf dem Lager liegt.

Ein Frieden, in dessen Stille die Seele hungert nach etwas Entgegenkommen, nach einem lieben Wort, nach einem Ausdruck mehr als nötig, nach einem Handentgegenstrecken, nach einem Arm-um-den-Nackenschlingen, nach einem Kosen, nach irgend etwas, das uns fühlen läßt, wie diesen Frieden auch die anderen empfinden, und daß wir nicht allein darin sind.

Ein Frieden, in dem die Seele schreit nach Regung, nach Bewegung, und wäre es Friedensbruch und wäre es Streit und wäre es Kampf und wäre es Neid und Befehden; nur irgend etwas, das diese lähmende, fürchterliche, bleierne Stille unterbricht. . . . .

Und ich fühlte das alles, fühlte es neben Frieden, genau wie sie es zu empfinden schien, und ich dachte immer und immer nach über unser

Haus und über unsere Familie und ein seltsamer Zwiespalt tat sich in mir dabei auf.

Warum fehlte dem Vater, dessen Herz doch weich war, dessen Milde und Wärme so oft aus seinen Erzählungen, aus seinen Gesinnungen sprach, dem Vater mit dem klugen, feinen Verstand, mit diesem weltumspannenden Wissen, mit diesem alles verstehen und begreifen können — warum fehlte ihm das letzte? Warum sprach er nicht das erlösende Wort nur einmal, ein einziges Mal zu irgend einem von uns?

Mangelte diesem zarten Herzen die Liebe, die mit einem Blick nur spricht, mit einem Worte alles bezwingt?

Und diese Mutter, die Güte sonst, diese Mutter, entbehrte sie des letzten, das das Kind an ihr Herz führt?

Es fiel mir schmerzlich auf die Seele; warum sprach sie nicht? Ich hätte zu ihr treten mögen und sagen:

— Mutter, öffne dein Herz, reiße die Binde davon! Die Mauer, die Du darum getürmt, stürze sie um. Brich den Panzer auf, zeige uns Dein Herz, zeige es uns in seiner Ruhe, daß wir nur wissen, daß es in Deiner Brust schlägt. Zeige es uns, wenn es krank ist, wenn es leidet, wenn es verwundet ward, laß uns Dein Herzblut sehen und wir wollen zu Dir sprechen: Was kann ich tun Mutter, daß Du gesund würdest?

Aber nichts regte sich, keine Hand streckte sich uns zum Druck entgegen, keinen warmen Atem fühlten wir, kein Wort schlug an unser Ohr, wir sahen diese beiden Menschenherzen nicht pochen, nicht beben, nicht leben. Wir fühlten, wir ahnten, sie waren gut, aber mein Gott, mein Gott, warum konnten sie es nicht sagen?

Und mir war es wie ein seltsames Rätsel, ein furchtbares Rätsel, ein entsetzliches — warum schwiegen diese beiden? Warum sprachen sie nicht? Ich hätte ihnen wieder sagen mögen:

— Wir sind eine so kurze Spanne Zeit auf unserer Erde nur beisammen, warum sollen wir einander nicht anvertrauen, was uns bedrückt. Könnt Ihr mit Euren Kindern nicht reden? Haben Eure Herzen keine Sprache, die Ihr beide versteht?

Aber war ich selbst anders? Kam ich entgegen, öffnete ich mein Herz? Hatte ich denn je ein Wort gesprochen, daß es einem von beiden erleichtert hätte? Nein! Ich war wie sie, ihr rechtes Fleisch und Blut.

Auch ich fühlte mein Herz pochen und zitternd leben und doch lag ich wie im Bann. Ich konnte nicht reden, ich konnte Niemanden etwas gutes sagen.

Ich habe mich über dieses Seltsame mit Frieden nicht ausgesprochen, ich sah es ihr aber an, sie mußte das gleiche empfinden. Ich wollte es ihr erklären, aber meine Zunge blieb gebannt .....

Heute kann ich es niederschrieben, heute steht es hier auf dem Papier, heute, wo ich alt bin, wo es zu spät ist. Aber damals hätte man mir die Zunge ausreißen können, man hätte mich peinigen und martern können: wie dem Vater und wie der Mutter und wie uns allen dieses letzte fehlte, auch mir war es nicht gegeben.

Ich empfand wie Frieden darunter litt, ich habe so oft angesetzt, ich habe es mir zurecht gelegt, du willst so sprechen, du willst solches sagen. Ich habe nicht gesprochen, ich habe nichts gesagt.

Und es war, als wirkte das auch auf das Mädchen ein. Warum redete *sie* nicht? Warum schüttete sie ihr Herz nicht aus? Warum suchte sie den Vater nicht einmal im Zimmer auf und gestand diesem Mann, der allem zugänglich war, was sie quälte und ihr wehe tat?

Warum ging sie nicht zur Mutter und sprach zu ihr:

— Du hast mich angenommen als Deine Tochter, so laß mich auch ganz Deine Tochter sein!

Warum kam sie nicht zu mir? Wenn sie mir von ihrer Vergangenheit erzählte, von ihrer Kindheit, von der Pfarrersfamilie, wenn ihre Augen dann leuchteten und sie glücklich schien, warum konnte sie mir dann nicht sagen:

— Hilf mir das fortzusetzen, sei Du mein echter Bruder, wie diese meine Mutter gewesen ist.

Sie konnte von vergangenem Glück erzählen, wie sie im Garten jenes einsamen sächsischen Pfarrhauses herumgetollt. Wie sie unter den Obst-Bäumen gelegen und auf das herbstliche Fallen der Früchte geachtet. Wie sie gelauscht, wenn es raschelte im Gras und eine kleine Eidechse kam oder ein Käferchen kletterte den Grashalm hinauf, um an der Spitze die Flügel zu breiten und davon zu schweben.

Wie sie erzählen konnte, wie die Bienen summten und ausflogen und ihre Arbeit taten, hurtig einsammelten und dann zu ihrem Stock wiederkehrten, wie sie Stunden dabei gesessen und das geheimnisvolle Werk beobachtet.

Wie sie erzählen konnte, wie der Schnee sich weit um das Pfarrhaus gebreitet, das auf einem Hügel lag, über dem Dorf, und wie dann aus den Essen die allein aufgetaut waren in der weißen Decke, um Mittag die dünnen Rauchwolken stiegen. Wie die Felder und Wiesen dagelegen als wären sie in Schachbretter abgeteilt. Sie sah die Menschen von

ihrem Giebelzimmerchen weit über die Ebene her kommen, sah Briefträger und Botenfrau zur ganz bestimmten Stunde und andere, je nachdem sie die Pflicht herführte, wie sie zusammenströmten aus dem Walde heraus oder über die Wiesen einsam trabten zu dem stillen Dorf, in dem sie dann verschwanden, genau wie jene Bienen in der Sommerzeit, die in den Stock flogen, ihre Bürde niederzulegen.

Wie sie erzählen konnte von den Abenden im Pfarrhaus, wenn der Pfarrer das Harmonium gespielt, eine kleine winzige Hausorgel, nur mit fünf Registern, die ihm die Gemeinde zum 25. Jahrestag geschenkt, den er im Amte war. Wie dann die Mama, von der sie immer mit glücklichen Augen sprach, ganz leise ein geistliches Lied begonnen, und wie sie mitgesungen. Und während sie es erzählte, begann sie kaum hörbar zu summen: „Befiehl Du Deine Wege, und was Dein Herze kränkt."

Wie sie dann von der Mama sprach, von dem kurzen schmerzlichen Ende; und wie ihr jedesmal die Thränen in die Augen traten, wenn sie erzählte, daß der alte Pfarrer selbst seiner Frau die Grabrede gehalten, die schönste Rede, die sie von ihm gehört.

Er hatte die einstige Lebensgefährtin, deren Scheiden ihm den schwersten Schlag seines Lebens gebracht, glücklich gepriesen, nach einem Gott-erfüllten Dasein ohne Qual haben scheiden zu können, genau wie er es allen wünschte, die hier versammelt wären, und wie er von seinem Herrn und Schöpfer für sich das eigene Ende erbäte.

Wie das alles klang, wie weich und wie herzlich, daß man fühlte, dort in jenem Hause war die Liebe, jene Liebe, nach der sich das Mädchen sehnte. Ich hörte es aus jedem ihrer Worte, ich sah es in ihren traurigen schwarzen Augen, ich las es auf ihrem hier im Hause ewig unbewegten stummen Gesicht.

Und warum hatten wir das nicht? Warum konnten wir das nicht schenken? Waren wir schlechtere Menschen? Schlug uns kein Herz in der Brust? Hätten wir aufgerüttelt werden sollen zum Erwachen, daß unsre Seele sich regte?

Immer wenn Frieden sprach, sagte ich mir:

— Warum redest Du nicht, warum findest Du jetzt nicht die Kraft, ihr alles, was Du denkst, zu offenbaren?

Dann wären wenigstens in diesem Hause, dem wie ich immer schmerzlicher empfand, die Liebe fehlte, zwei zusammengestanden, zwei, die sich hätten das geben können, was uns allen hier gebrach . . . . .

Aber ich schwieg.

VI.

Es ward mir auch von Frieden nicht erleichtert, sie veränderte seltsam ihr Benehmen gegen mich, sie wurde steif und ernst, immer ernster. Ihre nachtdunklen Augen schienen tiefe Rätsel zu bergen.

Da redeten wir immer weniger zusammen, wir gingen neben einander her tagelang, manchmal ohne ein Wort zu wechseln und ich wurde so verstimmt, daß ich bald den Mund überhaupt nicht mehr auftat.

So wanderten denn lauter Schatten im Hause. Der Vater, der nur in seinem Zimmer lebhaft ward, nur wenn er Jemand bei sich sah, und der, wie es mir vorkam, seitdem Frieden sich bei uns befand, nicht mehr ganz so gegen mich war wie früher. Es schien, als wolle er auch mit mir nicht allein sprechen; nie mehr rief er mich ins Laboratorium.

Er tat mehr denn je, als wäre er dort sehr beschäftigt, aber wenn mich der Weg einmal durch den Garten vorüberführte und ich einen Blick hineinwarf, sah ich den alternden Mann, dessen Bart immer weißer wurde, still da sitzen. Die Verbrennungsöfen ruhten, die Phiolen trockneten ein, die Probiergläser verstaubten und er saß in dem Wust mitten darin und starrte dumpf vor sich hin.

Der zweite Schatten war die Mutter. Lautlos ging sie durchs Haus und nachdem sie Frieden die Wirtschaftsgeschäfte übergeben, schien sie noch stiller, noch schwermütiger, noch einsamer geworden zu sein.

Wir sahen sie wenig, sie sprach fast nichts, sie hatte immer den leidensvollen schmerzlichen Zug um den Mund. Sie sah vor sich hin bei Tisch, sie blickte selten den Vater an, sie gab nur kurze Antworten, wenn einer der Gäste sich mit ihr unterhielt, und doch ab und zu merkte ich, wie über uns Kinder flüchtig ihr Auge glitt, jedesmal den meinen ausweichend, wenn sie sich trafen.

Der dritte Schatten war Frieden. Sie schien sich nicht mehr zu entwickeln, nicht aufzublühen. So wie sie gekommen, blieb sie, ein ganz klein wenig eckig. Die Rundung der Jugend, mit der die Natur ein Mädchen umkleidet, kam nicht. Die Schultern behielten das scharfe wie in der Backfischzeit.

Nur ihr Haar schien immer voller zu werden und ihr Gesicht hatte den süßen Ausdruck, den schwermütigen, der mich immer so anzog, daß ich sie hätte fragen mögen:

— Was fehlt Dir, so sprich, was geht in Deiner Seele vor?

Mich reizte es, einmal vor ihr stehen zu bleiben, sie bei den Armen zu nehmen, ihren Kopf zu heben, daß sie genau mir ins Gesicht sehen

mußte und dann ihr tief in die schwarzen Augen zu blicken. Da mußte doch irgend etwas ruhen in dieser dunklen Nacht.

Ich meinte, wenn ich lange in ihnen lese, würde ich den Grund sehen, wie wenn man in einen tiefen Brunnen lange hineinschaut und das Licht absperrt, das die Augen blendet, man endlich in der dämmernden Finsternis einmal unten einen Lichtstrahl gewahrt, der sich auf dem bewegten Brunnenwasser in der Tiefe spiegelt.

Diesen Lichtstrahl wollte ich einfangen für mich, nur um zu wissen: was geht in dieser Seele vor. Ich hätte sie aufrütteln mögen und sie fragen in irgend einem Augenblick, wenn sie vor sich hinsah:

— Frieden, sprich, ehe Du es vergißest, was hast Du jetzt gedacht?

Aber das war alles nur wieder Phantasie: wie Schatten gingen wir weiter neben einander her und einen Schatten frägt man nicht.

Der letzte Schatten im Haus war ich. In meinem untätigen Dasein strich ich durch die langen Korridore, eilte durch den Garten, irrte durch die Felder, wo ich einst mit Frieden gegangen. Aber unsre Wege hatten sich getrennt, ich mußte allein sein.

Immer quälte es mich ehe ich fortging, einen Entschluß zu fassen, und einmal zu ihrem Zimmer hinüber zu gehen, zu klopfen und zu sagen:

— Komme Du mit, draußen lacht der Frühling und blühen die Bäume, und duftet alles und zirpt und singt auf der Wiese. Komm mit, wir wollen Pfarrhaus spielen, wir wollen wie große Kinder uns hinlegen ins Gras. Vielleicht wird es dann wieder, wie Du einst träumtest, daß ab und zu mit dumpfem Klang eine Birne oder ein Apfel vom herbstlichen Zweige fällt. Vielleicht wird es wieder, daß die Bienen summen und wir ihnen zusehen. Oder wir gehen hinaus, weiter fort, laß uns zeitig aufbrechen, wir gehen zum kleinen Teich; irgend ein morsches Boot wird sich finden, und dort wollen wir fahren und die Ruder sinken lassen und unsre Träume träumen.

Komm, Frieden, ich will nicht in Deine Seele dringen, ich will nicht in Deinen Augen lesen, habe keine Angst. Wir wollen uns still einander gegenüber setzen und jeder denkt was er will, und jeder erinnert sich dessen, was ihm lieb ist und jeder sinnt über die Zukunft, die er sich träumt.

Die Zukunft? Was träumte ich? Nichts, nichts — das leere, gähnende Nichts. Was sollte ich denn erwarten? Ich saß zu Haus, ich ließ die Tage gehen, die Wochen schreiten; die Monate flogen vorüber; die Jahre sanken hinab. Ich wurde älter, ich wurde dick und fett. In dem faulen Leben wurde ich dick, während Frieden wie ein Schatten blieb.

Lächerlich! Ein dicker Schatten war ich, der ich mich so genannt. Ein dicker, alberner Träumer, der keinen Mut hatte, der nicht zugriff, der einem Nichts entgegenwankte, wie er aus dem Nichts aufgetaucht.

Da kamen mir in dieser Zeit seltsame Gedanken. Ich hätte etwas leisten mögen, ich wollte es den Brüdern gleichtun: Theodor nachtun, von dem ab und zu eine Nachricht eintraf, ein kühler kaufmännischer Brief, in dem seine Erfolge verzeichnet standen, der wohl im Begriff stand, sich ein Vermögen zu machen.

Erich, der einen Sieg nach dem andern auf der Rennbahn erfocht, der in seinem Beruf als Kavallerie-Offizier etwas leistete.

Wie die Brüder hätte auch ich etwas erreichen wollen! Ich war ja nicht mehr krank, war nur ein verhätschelter und verzärtelter Junge gewesen, aus dem kein kräftiger Mann geworden, ein Mensch mit einer elenden Halbbildung, der von allen Gläsern genippt und von allen Schüsseln genascht, aber der nie von irgend etwas, was Menschen ersonnen, was Menschenhirne treibt, wirklich einen tiefen Trunk getan oder seinen Hunger gestillt.

Mir kamen abenteuerliche Gedanken. Wie ein Kind dachte ich daran, ich könnte in des Vaters Laboratorium aus den geheimnißvollen Phiolen irgend etwas Phantastisches zusammenbrauen, ein paar Essenzen in einander gießen, einen Versuch, eine große Entdeckung machen und wenn sie mir das Leben kostete.

Ja ich empfand in solchem Gedanken eine gewisse süße Bitterkeit! Ich wollte einen Versuch machen, den Niemand gewagt, ich wußte etwas von Pikrinsäure, von Nitroverbindungen, — ich wollte irgend etwas zusammenschütten, das wenn ich etwa zufällig die richtige Verbindung getroffen hätte, Detonation auslösen mußte, bei denen das Laboratorium in die Luft flog und ich mit ihm, in Tausend Atome zerfetzt.

Ich empfand eine Wollust in solchen Träumereien. Ich war drauf und dran hinzulaufen, mehr wie einmal kam es mir auf die Lippen:

— Vater, nenne mir zwei Stoffe, die, zusammengebracht, eine furchtbare Explosions-Wirkung ausüben.

Aber ich war ein Kind, das nach den Wolken griff. Ich habe nie den Vater nach Ähnlichem gefragt, ich war zu feige, zu schlapp, zu weich und zu indolent. Er hätte mich ja auch nur ausgelacht.

Da kam mir der Gedanke, wäre doch Krieg, daß ich mich hineinstürzen könnte in das Gewühl der Schlachten. Ein lächerlicher Ausdruck jetzt: „Gewühl der Schlachten"!

Erich hatte einmal einen Kameraden mitgebracht, einen Major aus dem großen Generalstab, der, ich weiß nicht mehr warum, an meinem Bruder einen Narren gefressen. Stand er früher in seinem Regiment? Kannten sie sich blos? Ich erinnere mich dessen nicht mehr. Der Major entwarf einmal dem Vater, der nach allem fragte und alles umfassen wollte, das Bild einer modernen Schlacht, und ich erinnere mich noch des Eindruckes, den es mir gemacht, als jener Offizier sagte: „Das schwerste heute ist nicht stürmen und schießen und fechten und vorwärtsgehen. Das schwerste heute ist: warten, im Kugelregen warten, hinter Deckungen warten, ohne Deckung warten, sich elend anschießen lassen und liegen bleiben und nicht zucken. Das wichtigste aber ist heute: marschieren und marschieren und marschieren. Das Marschieren dauert Monate, das Kämpfen einen Moment. So werden heute Schlachten geschlagen!"

Also wo wäre da meine Stelle gewesen? Wo hätte ich warten sollen und für wen? Wie? unbeachtet irgendwo liegen und mich beschießen lassen? und mich nicht wehren? und niemand hätte es gesehen?

Gesehen? Wer brauchte es zu sehen? Doch, doch ein paar Augen sollten es sehen, ein paar Augen, deren Tiefen ich nicht ergründet, die sollten auf mir ruhen, wenn ich im Kugelregen lag.

Und diese beiden Augen auch, hätten sehen müssen, wie der vernichtende Feuerstrahl aus dem Laboratorium schoß und mich mit all den Splittern und Fetzen hinaufschleuderte zu den Wolken.

Aber wäre sie nicht mit getroffen, mit zerschmettert und zerrissen worden? Nun sei es! Ich hätte sie Niemandem mehr gegönnt, sie sollte sterben, mit mir vereint sterben. Das erschien mir süßeste Wollust.

Ach, mit ihr sterben können! Nicht allein in das dunkle Land gehen! Daß sie mir schwächlichen feigen Seele den Mut gehöht hätte und die Kraft gestählt. Ich wollte sterben an ihrer Seite, vor ihren Augen, sie sollte sterben vor mir und für mich.

Ich malte es mir aus mit der wenigen Phantasie, die mir gegeben, vielleicht als ein winzig Erbteil des Vaters, und das eine Bild schwebte mir immer vor, was ich eines Abends mit ihr in der Oper gesehen, jener wundervolle Walkürenschluß, wo Wotan dem herrlichen Kind den Todeskuß gibt, den Kuß zum langen Schlaf:

— Mit diesem Kuß nehm' ich die Gottheit von Dir!

Doch was geschah? Ich sah sie täglich, ich hätte mit ihr sprechen können, ich sagte ihr nichts! Ich führte sie nicht hinaus, ich schlug ihr nichts vor; es kam kein Krieg, das Laboratorium blieb ruhig stehen in

der glühenden Sommersonne und drinnen saß regungslos der alte Mann und träumte und starrte vor sich hin. Unfähig wie ich, der ich mich nicht aufraffen konnte, der ich einherging neben Frieden, ohne ein andres Wort zu finden, als einen Gruß am Morgen und abends ein stilles gute Nacht.

Sie gab mir nicht einmal mehr die Hand, sie nickte mir nur zu, sie blickte mich nicht an und ich bot ihr nicht die Rechte und schlang nicht den Arm um die Schwester und küßte sie nicht auf die Stirn, die Wangen oder den Mund.

Ich verneigte mich nur stumm, wie vor einer Fremden und dann war sie davon wie ein Schatten und ich stand da und mir tat das Herz weh und ich eilte hinaus an solchen Abenden und saß einsam im dunklen Garten, bis der Nachttau mich hineintrieb in's Haus.

VII.

Es gingen Verhandlungen hin und her. Niemand erfuhr im Anfang etwas darüber, aber täglich kamen Briefe aus England, sogar Telegramme wurden gewechselt und dann sagte plötzlich der Vater bei Tisch nur die einfachen Worte:

— Morgen kommt Theodor zurück.

Es klang nach nichts; er war im Hause gewesen, er war gegangen und er kehrte zurück und doch mußte eine ganze Welt sich dabei auftun, denn er kam nicht allein.

Mich ärgerte die Rückkehr des Bruders; sie schreckte mich aus meinen Träumen auf. Ich habe nie Veränderungen gemocht und ich ahnte, daß irgend etwas anders werden würde. Das machte mich nervös, brachte mich aus dem Gleichgewicht.

Ich wußte nicht, wie ich mich zu meiner Schwägerin stellen würde, ich wußte nicht, wie sie Frieden empfangen möchten. Das war für mich die Hauptfrage. Würden sie gut gegen sie sein? Plötzlich kam eine Eifersucht über mich; nein, sie sollten es nicht sein! Sie sollten sich ärgern über die Anwesenheit des Mädchens.

Und warum? Es war Eifersucht, es war reine Eifersucht. Keiner sollte gut stehen mit ihr, keiner ihr näher sein als ich, als ich, der ich doch mit ihr nicht mehr sprach!

Zimmer waren hergerichtet worden; es schien noch nicht sicher, wo das junge Paar wohnen würde; denn obwohl bei uns Platz genug war, so hatte der Vater doch davon gesprochen, an der anderen Seite des großen Gartens, der sich hinter dem Haus erstreckte, für Theodor eine kleine Villa bauen zu lassen, damit er der Fabrik näher wäre.

Ich konnte die Stunde ihrer Ankunft nicht erwarten, ich irrte ungeduldig von einem Raum in den andern, und seltsam, als nun endlich der Wagen vorfuhr, ging ich nicht hinunter wie die Übrigen, um den Bruder und die Schwägerin zu empfangen, sondern spähte vom Treppenfenster aus hinab, um sie aussteigen zu sehen. Ich meinte, ich spräche sie noch zeitig genug.

Sie verschwanden auf ihren Zimmern, ich hörte Kindergeschrei, Weinen, dann gingen Türen und es war wieder alles still.

Als ich in die Wohnstube trat, kurz vor Tisch, denn die halbe Stunde vorher hatte ich mich immer noch nicht gezeigt, saß dort die ganze Familie. Die Mutter mit ihrem ernsten Gesicht, der Vater neben Theodor, meine Schwägerin Ellen im Dunkel gegen das Fenster, so daß ich ihre Züge nicht erkennen konnte, und nur Frieden im hellen Licht.

Mein erster Blick war zu ihr geirrt, mit der ängstlichen Frage: Sah sie zufrieden aus, oder traurig? Ich erblickte nur einen Moment ihre Züge; sie saß unbeweglich da mit ihrem für jeden Dritten steinernen Gesicht, die Lider halb geschlossen und sah vor sich hin. Das war mir eine Erleichterung, so hatte ich es gewollt. Wenn sie gelächelt hätte oder neugierig die beiden Angekommenen betrachtet, ich wäre rasend geworden.

Theodor kam mir entgegen, noch dicker, einfach ein Koloß, der breitbeinig schritt, als könnte er die mächtigen Schenkel nicht nahe an einander bringen. Ich erkannte ihn zuerst kaum wieder, er war glatt rasiert und ich hatte das Gefühl — war es nun die Wäsche, Kravatte, der Anzug: sieh einmal an, Du bist ja ganz Engländer geworden.

Wir drückten uns die Hand und fanden, daß wir uns nicht viel zu sagen hätten. Wir Brüder haben uns nie geküßt, solche Zärtlichkeiten waren nicht Stil im Hause. Ich suchte das Dunkel zu durchdringen und gewahrte nun eine kleine nichtssagende Gestalt, die sich eben vom Fenster langsam erhob, mir steif entgegenging, steif vor mir stehen blieb, während Theodor sagte:

— Ihr kennt Euch ja noch nicht!

Darauf reichte mir dies ungelenke, knochige Wesen mit einem seltsamen automatischen Nicken die Hand, ich hörte irgend etwas englisches murmeln, und ich, der ich es ebensowenig wie die Vettern über dem Kanal, zu Sprachkenntnissen gebracht habe, fand darauf nichts zu erwidern und dachte nur: Du könntest auch deutsch reden!

Damit verschwand dieses, wie es schien von den Grazien ganz vergessene Geschöpf wieder im Dunkel, und ich kann es an dieser Stelle gleich sagen, ist für mich auch ewig im Dunkel geblieben.

Sie sprach nicht mit mir; warum sollte ich mit ihr reden? Sie verstand nicht deutsch, ich nicht englisch. Dieses stumme ungraziöse Kleidergestell ist mir nie auch nur einen Schritt näher gekommen als in diesem Moment, da es aus dem Schatten trat, um zu meiner Erleichterung wieder im Schatten zu verschwinden.

Auch zu der Mutter hat sie nie eine Stellung finden können, und glücklicherweise — das Gegenteil hätte mich empört — hat auch die Mutter nie einen Finger ihr gegenüber gerührt.

Anders war es mit dem Vater. Er konnte gut englisch, wie er überhaupt eine große Anzahl Sprachen beherrschte, und begierig, immer mehr seinen Horizont zu erweitern, benutzte er diese gute Gelegenheit und redete mit seiner Schwiegertochter nur englisch.

Sie sagte ab und zu ein Yes oder ein No, viel mehr habe ich nie von ihr gehört.

Allmählich fing mich die Art des Vaters an zu ärgern. Er, der nie mit Frieden ein Wort wechselte, konnte sich manchmal eine Stunde lang mit meiner Schwägerin unterhalten. Ich begriff ihn nicht, ich hatte manchmal das Gefühl, als spielte er sie geradezu gegen Frieden aus.

Von Theodor haben wir bald nicht mehr viel gesehen, denn er war immer in der Fabrik. Nach kurzer Zeit zog sich der Vater gänzlich von den Geschäften zurück, wie ich im Eingang meiner Erzählung schon gesagt habe.

Er hatte gemerkt die Fabrik ging nicht gut, er brauchte Theodor, und jener eifrige Briefwechsel wie die Telegramme, werden wohl diese Veränderung festgelegt haben; denn mein Bruder mußte doch die Verbindungen, die er in England eingegangen, lösen, ehe er zu uns kam.

Mit dem Bau der Villa im Garten wurde sofort begonnen, und es war mir eine Erleichterung, als mein Bruder in sein neues Heim übersiedelte. Er bezog es noch fast ehe es ausgetrocknet war; es schien, als könnte er den Augenblick nicht erwarten, wieder selbständig zu sein.

Ich bin sehr wenig drüben gewesen; ab und zu lud er uns zwar alle zu Tisch ein, aber sehr selten. Es hieß, er hätte zu viel zu tun und könne nicht regelmäßig zum Essen kommen.

Die Villa war vollkommen englisch gebaut, innen wie außen. Die drei Kinder, die sie hatten, wurden von einer Miß erzogen; einer Miß, die gleichfalls es nicht für nötig hielt, während ihres Aufenthalts in Deutschland nur ein Wort unsrer Sprache zu lernen. Die Kinder waren kleine Mädchen — ewig mit einem Grenaway-Hut, — in entsetzlich geschmack-

lose Farben gekleidet, meist in einem schmutzigen Gelbgrün, das mein Auge beleidigte.

Ich habe mit meinen Nichten kaum je ein Wort gewechselt. Ich atmete auf, als die ganze englische Bande das Haus verlassen hatte und an dem Tage, wo sie drüben ihre Cottage bezogen, sagte ich zu Frieden:

— Gott sei Dank!

Da schien es, als hätte sie die Sprache wiedergefunden, und ich sah zum ersten Mal, seit sie wieder mit mir redete, ein Lächeln um ihre Lippen. Sie nickte, es glänzte in ihren Augen und auch sie sprach:

— Gott sei Dank!

Da übermannte mich plötzlich ein stürmisches Glück: Sie dachte, sie empfand dasselbe wie ich, auch sie mochte Theodor, seine Frau, seine Kinder nicht. Ich fühlte eine Gemeinschaft mit dem Mädchen, wir beide standen außerhalb der andern, wir gehörten zu einander. Und als sie gesprochen und mich angesehen und ich sie verstanden, gab ich ihr die Hand und sagte:

— Frieden, wir wollen zusammenhalten!

Und da kam es, ich weiß nicht wie, im Jubel meines Herzens über mich, daß ich ihren Arm ergriff und sie langsam an mich zog. Und sie widerstrebte nicht und ich legte ihren kleinen Kopf mit dem goldigen Haar an meine Brust, faltete über ihrer Schulter die Hände, preßte sie an mich und küßte sie auf den Mund.

Es geschah aber im Wohnzimmer, in dem wir allein standen und in das jeden Augenblick die andern wieder hereinkommen konnten, Vater und Mutter, die den Geschwistern das Geleite zu ihrem neuen Heim hinübergegeben.

Aber wir achteten nicht darauf, wir hatten keine Angst, wir blieben so umschlungen, und indem sie ganz nahe bei mir stand, las ich in ihren Augen alles das, was ich gemeint in diesen rätselhaften Tiefen zu finden. Wir ließen die Blicke nicht von einander, wir blieben so stehen und ich fragte leise:

— Frieden, hast Du mich denn ein wenig lieb?

Da schlug sie die schwarzen Wimpern nieder und versteckte ihr Gesicht. Ich sah hinab auf ihren Scheitel, auf dem einzelne widerspenstige Haare sich von den dicken Strähnen abhoben und sich leisezitternd bewegten, goldglänzend, denn das Licht vom Fenster fiel darauf.

Ich fragte noch einmal. Ich nahm ihr kleines Köpfchen, richtete es auf und forderte die Antwort. Doch sie sagte nur:

— Du bist ja mein Bruder!

Dabei schloß sie die Lider und sie sanken über diese dunklen Sterne nieder wie ein leise herabrauschender Vorhang, der sich zwischen unsre Sinne und ein herrliches Landschaftsbild schiebt gleich einer dünnen Wand, daß wir wissen, wir sind kaum getrennt von dem, was wir erblickt, und sind doch ewig davon geschieden. Dort liegt es, dieses Zauberland, in dem wir eben noch gemeint zu leben, dort liegt es in aller seiner milden, tiefen Schönheit, aber wir sehen es nicht mehr, und sehen bedeutet doch alles!

Ich war ernüchtert, ich fühlte mich wie zurückgeschlagen. Langsam entfalteten sich meine Hände; wir blieben vor einander stehen, ich schaute zu Boden, wie unter der Einwirkung von etwas Entsetzlichem, das ich eben erfahren!

So muß das Pfeilgift der Indianer wirken, jenes Gift, das nicht betäubt, das uns fühlen und denken läßt bis zum letzten Augenblick, aber uns Nerven und Muskeln lähmt, so daß wir uns nicht bewegen können.

Geschwister! Warum Geschwister? Gingen wir uns etwas an? War sie nicht ein angenommenes, dazugetanes Kind? Hier standen meine Eltern und dort standen ihre und das Band zwischen uns war nur das Mitleid, ein Augenblick von Großmut des Vaters, jenes Rätsel, das ich nicht verstand, das ihn, der drei Kinder besaß, dahingeführt, ein viertes fremdes in sein Haus zu nehmen.

Es waren nur einige Augenblicke, die wir so verweilten, denn bald kehrten die Eltern zurück, aber eine ganze Welt von Gedanken ging in diesem kurzen Moment durch meine Seele. Eine Empörung, Bruder dieser Schwester zu sein, die doch meine Schwester nicht war — und doch zugleich ein süßes Glück, mich ihr nahe zu fühlen.

Es traf mich wie eine Kränkung, daß die Eltern uns durch eine seltsame Laune zusammengebracht, und wieder hätte ich ihnen auf den Knien danken mögen, daß sie mich dies süße Geschöpf hatten kennen lernen lassen. Dieses Geschöpf, das einzige, dem ich auf der Erde nahe stand.

Ja das einzige, denn in diesem Moment kam es mir zum Bewußtsein, daß mir eigentlich alle andern Menschen völlig gleichgültig waren. In den Blitzüberlegungen weniger Sekunden ward mir das klar, was ich mir Jahre hindurch nicht zum Eigentum gemacht, daß ich ganz allein stand, daß ich anders geartet schien, wie alle Übrigen. Ich, der ich nichts tat, nichts wollte, nichts verstand, mich für nichts erregte und begeisterte, daß ich, der Träumer, der Kranke, ausgeschlossen schien von ihnen allen, die sich ihr Brot verdienten durch eigner Hände Arbeit.

Sie alle hatten keine Zeit nachzudenken, zu fühlen. Dreiviertel ihres Lebens nahm ihre Tätigkeit in Anspruch, ihr Beruf, ihr Broterwerb, und ich bildete mir ein, keiner von ihnen könnte je das empfinden, was ich empfand.

Ich erfaßte es nicht mit dem Verstand, ich spürte es aber in tiefster Seele, in meinem ganzen Sein. Ich lebte nur für das Eine von früh bis abends und vom Abend bis zum Morgen, nur diesem einen Gedanken: meiner Liebe.

Hier ist es ausgesprochen, meiner Liebe! Denn ich liebte dieses Mädchen. Alles ging von ihr aus, alles strömte zu ihr hin. Ich hatte nie etwas andres gedacht, als: Was wird sie dazu sagen? Wie wird sie das aufnehmen und empfinden?

Ich hatte sie beobachtet während der ganzen Zeit, da ich nicht ein Wort mit ihr gewechselt. Ich hatte nie etwas andres überlegt, als: Sagt sie ja? Sagt sie nein? Ist sie zufrieden? Ist sie glücklich? Ist sie unglücklich? Wird sie weinen? Tut ihr dies weh?

Ich habe nicht mit ihr gesprochen, aber in allen Fibern und Nerven habe ich keinen andren Gedanken gehabt. Mein ganzes Leben richtete sich danach, meine ganze Untätigkeit hatte nur den Zweck des Gedenkens an sie. Meine Schwäche, mein unnützes Dasein und mein Nichtstun, in einem strömte es aus: in ihr, immer in ihr!

Seit dieses Mädchen im Hause war, gab es für mich nicht mehr andre Gedanken. Ich hatte das Bewußtsein: Laß' den Vater sterben — ich werde bitterlich weinen! Wenn ich aber meine Tränen trocknen will, so blicke ich „Frieden" an und Frieden zieht wieder in meine Seele.

Laß die hingehen, die mich geboren hat. Ich werde an ihrem letzten Lager alles empfinden, was ein Sohn erschüttert fühlt, wenn seine Mutter ihn verläßt, aber die Sonne wird wieder scheinen und es wird eine Zeit kommen, daß ich mich zu erinnern glaube:

— So war Deine Mutter und so sah sie aus und das hat sie zu Dir gesprochen.

Und der Zweifel wird endlich kommen: Sprach sie es? klangen ihre Worte so, sah sie wirklich so aus?

Ihr Bild wird mehr und mehr verlöschen; ich werde nicht mehr wissen wie blickten ihre Augen, wie war ihr Haar. Ich werde schmerzlich in der Erinnerung die Sinne anstrengen müssen, mir zu vergegenwärtigen, wie tönte der Klang ihrer Stimme? Und ich werde vor dem qualvollen Rätsel schauern, wenn sich mir einst das Haar grau färbt, daß ich nicht mehr bestimmt weiß, wie sah meine Mutter aus, die mir doch hätte am

nächsten stehen müssen auf der Erde; wie redete sie, wie lautete ihr letztes Wort zu mir?

Von den Brüdern will ich nicht sprechen. Der Welt gegenüber würde ich an ihrem Grabe stehen, barhaupt und den Blick gesenkt, aber wenn ich wieder heimkehrte — würde mir etwas fehlen? Hatten sie mein Herz ausgefüllt? Wäre mir ihr Nichtmehrsein eine Lücke gewesen?

Und besaß ich Freunde, denen ich hätte nachweinen können? Stand mir irgend eine Menschenseele wirklich nahe? Nein! Nein! und aber Nein! Alle gingen sie wie fremde Menschen an mir vorüber, in keine Seele habe ich geblickt, Niemandem bin ich nahe getreten.

Spielkameraden der Jugend besaß ich nicht. Schulbande verknüpften mich mit keinem andern Mann, mich, der ich einsam erzogen worden war. Zu keinem Mädchen bin ich je in eine Beziehung getreten; ich habe Niemand, Niemand auf der ganzen Welt.

Aber sie? würde sie mir geraubt, sie, mit der ich mich in meiner Seele Tag und Nacht beschäftigt, die nie aus ihr wich: ich glaube, bis an mein Ende vergäße ich nicht die Tiefe dieser Augen, den Klang dieser Stimme, die Farbe dieses Haares. Ja, mir ist es heute noch, wo sie, wie ich erzählte, alle, alle dahingegangen sind, als rage empor aus ihnen allen, die mein Lebensschicksal umstanden, nur diese eine Gestalt, seltsam, seltsam verklärt, wie etwas Unüberwindliches, wie etwas heute noch Lebendes, etwas, das nie, nie sterben, nie vergehen kann!

Dieses Mädchen mit dem leicht geneigten Kopf, dieses Mädchen mit dem blonden Haar, über das meine Hand so oft gestrichen; und noch jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, fühle ich es wie weiche Seide.

Sie steht da, sie blickt mich an. Ich sehe sie liegen, ruhen mit geschlossenen Augen, mit diesen regelmäßigen sanften Zügen, mit dieser kleinen ebenmäßigen Gestalt. Ich sehe sie schreiten im Sonnenschein auf den Kieswegen, immer den Kopf ein wenig zur Seite gesenkt; und unter dem Schirm hindurch leuchtet wie ein Strahlen ihr Haar; vom Boden herauf wird das Licht zu ihr emporgeworfen, und wie ein Heiligenschein glänzt es um ihre Stirn.

Ich sehe sie sitzen am Tisch, sie spricht kein Wort, und ich blicke sie an, und ich rede nicht. Ich brauche nicht zu reden, ich verstehe sie ja. Und sie öffnet die Tür und tritt herein, und in dem öden Zimmer, in dem ich eben allein gesessen, ist plötzlich Freude, Helligkeit, Lebenslust, Glück. Es ist, wie wenn wir im dämmrigen Raume sitzen, und es kommt einer mit der Lampe, und mit einem Mal ist es, als würde es wärmer. Abends, wenn der Sturm um das Haus heult und der Schnee

weit sich streckt durch den Park, in dem die Bäume schwarz wie struppige Besen ragen, ist es mir als wäre es nun traulich, als wüßten wir uns geborgen.

Und ich hörte ihre Stimme, und es war mir, als hätte ich nie eine andre vernommen. Wenn ich erregt gewesen und wenn ich törichte Gedanken gehabt und mit meinem Schicksal gehadert, weil ich nichts, nichts auf dieser Erde erreicht, — klangen diese Laute an mein Ohr, so wußte ich, es ist ja alles gleich, was sollst Du noch erstreben? Du hast das köstlichste Glück der Menschen genossen, ein andres Geschöpf zu finden, das für Dich geschaffen ward, das in jeder letzten Faser Deinem Wesen entspricht. Ein Geschöpf, das glücklich zu machen meinem Leben Inhalt und Zweck gegeben. Geht alle hin, sie werde ich nie vergessen; verlösche jede Erinnerung, diese bleibt!

Diese Gedanken schossen mir durch den Sinn, und ich sagte mir, sie ist meine Schwester nicht, wir sind uns fremde Menschen, nur durch einen Zufall zusammengetan, aber wir werden beieinander bleiben . . . . .

In diesem Augenblick traten die Eltern ein, auf dem Rückweg von dem neuen Heim. Sie sprachen mit einander, wie ich sie nie gehört und nie gesehen. Es war, als hätte die Gründung des jungen Herdes dort drüben, und das Gefühl, daß sie ihre Kinder beglückt wußten unter eignem Dach, ihnen die Zungen gelöst.

Und ich gewahrte, als die beiden Eltern durch die Tür kamen, etwas, das ich mich nie erinnerte von meinem Vater gesehen zu haben: er hielt meine Mutter beim Arm, er lehnte sich fast an sie an. Und dann sagte er, halb zu mir gewendet, halb, als spräche er Gefühle aus, die ihn in diesem Augenblick bewegten:

— Das ist ein starker neuer Ast am alten Baum, ein Ast mit jungen frischen Trieben, ein Ast, der gerade emporwachsen soll und dermaleinst den Gipfel bilden. Und nun müssen wir alten uns darein fügen, daß wir Stammholz werden, hart und knorrig. Durch uns ward das Leben nach oben geleitet, aber bald sind wir das Leben nicht mehr. Die Welt bleibt nicht stehen, und es ist gut so, wir haben unser Teil getan.

Dabei drückte er, als wolle er eine Anerkennung geben, eine Versöhnung feiern, ein neues Dasein einleiten, plötzlich der Mutter die Hand und zog sie, die Widerstrebende, die, scheu nur seinem Drucke nachgebend, die Augen zu Boden schlug, an sich und küßte seine Frau auf die Wange.

Ich hielt Friedens Hand noch immer in der meinen, trat vor, mit einem Blick zu dem Mädchen zurück gewandt, und sprach, und vor Glück quoll es mir im Herzen herauf, daß mir beinahe die Stimme versagte:

— Liebe Eltern, wir beide möchten mit Euch reden!

Der Vater blieb erstaunt stehen. Er ließ die Hand der Mutter los. Er fragte: Ihr beide reden?

Er schien nicht zu ahnen, was da vor sich ging. Ich aber, noch in erhöhter Stimmung, begann sofort:

— Ja, liebe Eltern, wir beide sind eins geworden. Gebt uns zusammen. Dann hätte doch meine ganze Existenz einen Zweck; und ich glaube, ich kann es verantworten, denn ich bin jetzt gesund. Dann wäre ich doch nicht mehr fünftes Rad am Wagen. Ach, ich kann Euch nicht sagen, wie glücklich ich bin!

Die Mutter hielt plötzlich in jähem Schreck die Hand an die Wange, der Vater riß die Augen auf:

— Ja, mein Gott, was ist denn geschehen? Was ist denn geschehen?

Ich fuhr fort:

— Frieden und ich sind einig geworden. Habt Ihr es wirklich nicht gemerkt? Hat man es uns denn nicht angesehen?

Immer ernster wurden des Vaters Züge. Es zeigte sich auf ihnen etwas wie furchtbares Entsetzen. Er stammelte:

— Mein Junge, ich verstehe Dich nicht. Ich verstehe Dich nicht! Denn Ihr beide, Ihr seid — — — ich verstehe Dich nicht!

Ich hielt noch immer Friedens Hand, sie stand neben mir, die Augen zu Boden geschlagen, es war, als schämte sie sich; aber als ich sie ansah, begann sie plötzlich:

— Liebe Eltern, Ihr dürft nicht böse sein, Ihr müßt es uns erlauben . . . . .

Und es klang wie die Bitte eines kleinen Mädchens, das eine Puppe haben möchte.

Nun erklärte ich, was geschehen. Doch ich hatte erst einige Worte gesprochen, da stieg dem Vater eine Blutwelle ins Gesicht, seine Augen schienen Blitze zu sprühen, sein ganzer Körper bebte. Er nahm Frieden bei der einen Hand und mich bei der andern, schob uns auseinander, gab uns einen harten Stoß, daß das Mädchen fast taumelte, und dann rief er mit einem Zorn, wie ich ihn nie an dem immer gleichmütigen Mann gesehen hatte, mit dröhnender Stimme, fast einem Gebrüll, wütend wie ein gereiztes Tier:

— Ihr seid wohl verrückt geworden!

Frieden und ich blickten ihn sprachlos an, wir begriffen nicht, und des Mädchens Augen füllten sich langsam mit Tränen. Sie wich immer weiter zurück bis an die Wand. Dort blieb sie und preßte das Taschentuch an den Mund.

Der Vater stand tief atmend da, er starrte abwechselnd mich und Frieden durchbohrend an, er schüttelte die Arme und rief:

— Um Gotteswillen, wie seid Ihr denn nur auf diese Idee gekommen? Was denkt Ihr Euch denn nur?

Ich, der ich sonst weich und willenlos war, fühlte mich angegriffen in dem einzigen, das ich erstrebte. Ich äußerte nie einen Wunsch, ich ward nie unbequem, ich tat nie etwas Besonderes, ich wich nie vom Wege ab, ich war ein Möbel, das man im Hause hin und her schob. Ich zeigte nie Widerstand, ja nicht einmal Willen; ich verlangte nie etwas für mich, ich nahm, was man mir gab. Ich lebte still dahin, ich vegetierte, ja ich führte ein elendes Pflanzendasein in diesem Hause.

Aber in diesem Moment kam mir die Tatkraft. Ich fühlte, jetzt hatte mein Dasein einen Zweck, ich mußte etwas verteidigen.

Ich trat dem Vater entgegen. Ich weiß nicht mehr was ich sprach, es war eine Flut von Worten. Ich setzte ihm auseinander, wie dies das erste Mal sei, daß ich etwas für mich begehrte und dies erste Mal würde ich gar nicht angehört, sondern wie ein Irrsinniger behandelt, als täte ich etwas, das wider die Vernunft ging.

Ich redete mich in den Zorn hinein. Aber je wütender und empörter ich wurde, desto ruhiger blieb der Vater. Er kreuzte die Arme und ließ die Redeflut über sich ergehen, dann sagte er nur, als ich nach Atem ringend dastand und nicht mehr wußte, was ich sagen sollte:

— Bist Du fertig, mein Sohn?

Ich gab keine Antwort. Mein Blut war wieder zurückgewallt, ich begriff kaum, warum ich so wütend geworden.

Und der Vater sagte, als ich schwieg, nur die Worte:

— Folge mir in mein Zimmer!

Dann ließ er seine Frau stehen, sah Frieden nicht an, ging ruhig voraus und wie in zwingender Notwendigkeit folgte ich ihm, und hinter uns schloß sich die Tür.

VIII.

Der Vater hieß mich setzen. Ich nahm ihm gegenüber Platz. Er steckte sich eine Zigarre an; dann blies er lange den Dampf vor sich hin, ehe er etwas sagte. Es war, als sollte ihn der Tabak beruhigen. Endlich fing er an, in abgerissenen Sätzen, in langen Pausen, in denen ich nicht wagte ein Wort dazwischen zu werfen. Er sagte, Frieden und ich wären Bruder und Schwester und nun und nimmer könnten wir Mann und Frau sein.

Ich hatte das dumpfe Gefühl, als bliebe immer etwas im Hintergrunde, denn das, was er sprach, war eigentlich gar kein rechter Beweis für unsere Geschwisterschaft und warum wir einander nicht angehören konnten. Er wiederholte:

— Du wirst es einsehen! Du mußt es einsehen!

Aber ich sah es nicht ein und ich sagte es ihm. Da wurde er erregt und immer wieder kam er mit der seltsamen Begründung:

— Ihr lebt hier im Hause, wie Bruder und Schwester und das soll so bleiben. Anderes schickt sich nicht und was soll man dazu sagen?

Schließlich suchte er mir einzureden, wir beide irrten uns in unsern Gefühlen, denn wir hätten lediglich geschwisterlich an einander zu denken.

Ich war so verblüfft, daß ich ihn ruhig sprechen ließ und keine Entgegnung fand.

Endlich wußte er nichts mehr. Er atmete tief auf und drückte in einer flachen Schale das Feuer seiner Cigarre aus. Dann warf er den Stummel fort und lief mit langen Schritten in der Bibliothek auf und ab.

Da sagte ich endlich das, was das natürlichste war, der beste Einwurf gegen alles, was er bisher angeführt:

— Vater, Du sprichst von uns, als ob wir wirklich Bruder und Schwester wären; aber überlege Dir einmal, welche Bande des Blutes binden uns denn? Ich bin Dein Fleisch und Blut und sie nicht. Ich bin Dein Sohn und sie nicht Deine Tochter. In meinen Adern fließt nicht ein Tropfen Blut, der in ihren sich wiederholte. Nichts steht im Wege, also laß uns glücklich sein!

Er war stehen geblieben und hatte mich angehört, jetzt begann er — und ich fühlte, wie er sich Mühe gab, ruhig zu bleiben:

— Du sagst, Du bist mein Sohn, das bist Du! Und Du sagst, sie ist nicht meine Tochter, das ist sie nicht! Und Du sagst, Ihr ginget Euch nichts an und kein Tropfen Blut flöße gemeinschaftlich in Euren Adern und ich sage Dir mein Sohn, ich sage Dir — — —

Er trat ganz nahe an mich heran und bewegte dabei seine Hand, als wolle er mir die Finger ins Gesicht werfen:

— Und ich sage Dir, ich sage Dir — — —

Plötzlich hielt er inne, als lähmte irgend etwas seine Zunge. Er kämpfte mit sich, er stammelte etwas, er brach ab und dann trat er zurück und begann wieder seinen Gang im Zimmer. Aber mit einem Mal schlug er beide Hände vor die Stirn, blieb vor den hohen Bücher-

Regalen stehen und stöhnte wie ein Verwundeter, als litte er entsetzliche Schmerzen:

— Mein Gott, mein Gott, mein Gott!

Des Vaters Kniee zitterten, seine Schultern zuckten und er begann fürchterlich zu weinen.

Wenn eine Frau weint, ist das nach ihrem Geschlecht, wenn ein Mädchen weint, kann es uns rühren; aber wenn ein Mann weint, das ist entsetzlich, das ist Krankheit oder bricht aus einer in den tiefsten Tiefen erschütterten Seele. Und ich habe nie in meinem Leben wieder einen Mann so weinen sehen wie den Vater.

Seine ganze Gestalt bebte und zitterte, die Tränen liefen ihm wie ein Strom über den grauen Bart. Er sank willenlos in sich zusammen, er brach in die Knie, er fiel vor seinen Büchern hin, und ehe ich zufassen konnte, lag er auf dem Teppich und versteckte das Gesicht unter dem Arm.

Ich kniete neben ihm, ich suchte ihn aufzurichten, ich wußte nicht was ich tun sollte. Ich rief:

— Vater, Vater, fasse Dich! Was ist Dir denn, bist Du krank?

Ich bekam keine Antwort, nur ein furchtbarer Schmerzensausbruch durchzitterte seinen Körper. Ich bat immer wieder:

— So sage mir doch, bist Du krank? Was fehlt Dir denn? Kann ich Dir helfen? soll ich rufen?

Aber ich erhielt keine Antwort. Ich schob meinen Arm unter seinen Körper und suchte ihn aufzurichten. Nun lag er mit aller Schwere auf mir, so daß auch ich mich nicht bewegen konnte.

Jetzt merkte ich, wie ihm ein Schüttelfrost über den Leib lief und ich sagte mir:

— Um Gotteswillen, das ist eine beginnende Nervenkrankheit!

Ich hatte etwas Derartiges noch nie erlebt. Ich kam mir hülflos wie ein Kind vor. Ich wollte rufen, ich wollte zur Klingel eilen, ich hatte nur den einen Gedanken, jemand anders mußte kommen, ich konnte hier nicht allein mit ihm bleiben.

Aber ich bekam den Arm nicht heraus, ich konnte mich nicht drehen, nicht aufstehen und ich blieb halb auf die Erde gekauert neben der schweren Gestalt des Vaters liegen, die meinen Arm fast erdrückte.

Ich bin nie kräftig gewesen, ich war damals noch dumm, zart und schwächlich, ich konnte mit meinen armen Muskeln gegen das Riesengewicht dieses gewaltigen gefällten Stammes nicht aufkommen und in meiner Verzweiflung strengte ich die Stimme an und schrie:

— Hülfe, Hülfe, Vater ist krank! Herein, herein, kommt doch! Mutter, Mutter!

Endlich blieb mir nur noch der eine Gedanke an Frieden und ich rief laut und durchdringend, lange, lange hintereinander ihren Namen. Aber jedesmal war es mir dabei, als zuckte der Vater zusammen, als würde in ihm die Erinnerung an etwas wachgerufen, das er nicht ertragen konnte. Niemand kam. Meine Stimme verhallte lautlos. Die hohen Büchergestelle fingen den Schall auf, die Fenster ließen ihn nicht hinausdringen und doppelte Türen hielten ihn fest, denn in dem alten Hause mit seinen gewaltigen Mauern hatte jedes Zimmer einen zweifachen Verschluß.

Ich begann mit dem Vater zu sprechen, ich fragte ihn, ob ich ihm helfen könnte, was ich tun sollte; er sollte meinen Arm freigeben, ich würde jemand holen.

Aber ich bekam keine Antwort. Endlich machte ich meinen Arm mit verzweifelter Anstrengung aus seinen Händen los, und merkte nun erst, mit welcher Gewalt er mich umklammert gehalten. Als ich endlich frei war, lief ich so schnell ich konnte an die Tür, stürzte hinaus, rannte durch mehrere Zimmer, ohne jemand zu finden, schließlich auf den Flur und rief:

— Schnell, schnell, Vater ist krank! Vater ist krank!

Da endlich erhob sich Lärm, Türen gingen auf. Die Mutter kam gestürzt. Der Diener lief herbei. Wir hoben den Vater auf. Es erforderte größte Anstrengung, denn er selbst half nicht mit, es war als trügen wir eine leblose Masse. Wir legten ihn auf das Sopha. Er war totenbleich im Gesicht, er atmete stoßweise und unregelmäßig, und wie die Mutter sich über ihn beugte und ihn bat, ihr zu sagen, wie es ihm ginge, was wir tun könnten, klang es nur immer von seinen Lippen:

— Mein Gott, mein Gott, womit habe ich das verdient!

IX.

Der Vater war ernstlich krank. Der Arzt stellte eine schwere Nervenkrise fest. Ich glaube, er wußte eigentlich nicht recht, welche Diagnose er stellen sollte. Aber bis zur Genesung konnte natürlich von Friedens und meinen Plänen nicht mehr die Rede sein.

Die Mutter fragte mich mit ängstlich flehenden Augen aus, was wir zusammen gesprochen. Sie hing an meinen Lippen, atemlos dem lauschend, was ich antworten würde. Ich hatte das eigene Gefühl dabei, als wollte sie es hören und doch wieder, als schrecke sie vor dem zusammen, was sie zu hören erwarte. Das bestimmte Bewußtsein überkam mich, daß sie

bis zu einem gewissen Augenblick mir ruhig zuhören würde, und dann, wenn ich ein Wort mehr sagte als ich sollte, zuspringen würde, um mir den Mund zu schließen.

Sie war verzweifelt, daß der Vater eigentlich nichts zu mir gesprochen, und doch wieder schien sie erleichtert, daß er mir nichts Näheres gesagt. Und als ich geendet, atmete sie tief auf, als wäre sie erlöst. Ich begriff nicht warum, ich stand wie vor einem Rätsel.

Ich hatte durch die einfache Frage, die uns beiden armen Menschenkindern so natürlich war, einen Sturm erregt, den Vater krank gemacht und die Mutter fast zur Verzweiflung getrieben, und ich begriff und begriff nicht, warum das Alles.

Da kam eine große Bitterkeit über mich. Ich hatte nie etwas für mich gefordert und dieses erste und einzige Mal, daß ich als Sondermensch mich regte, ward in solcher Weise aufgenommen.

Ich wurde ungerecht gegen den Vater, ich kam mit meiner Frage nicht wieder, aber ich betrat wochenlang kaum mehr sein Zimmer.

Ich fühlte mich gekränkt, zurückgesetzt. Ich nahm mir vor, für den Augenblick meine Wünsche in den Hintergrund zu drängen, aber eins mußten Frieden und ich, das strahlte aus ihren Augen und sie mußte es aus meinen Blicken lesen: Wir beide ließen nicht von einander.

Der Kampf, und einen solchen würde es geben, das schien mir gewiß, mußte wieder beginnen, sobald sich der Vater erholt hatte. Es war jetzt nur ein Waffenstillstand, und ich sammelte in dieser Zeit neue Kräfte und Gründe, den widerstrebenden Mann zu überzeugen.

Ein schlimmer Umstand blieb für mich dabei: ich war von meinen Eltern abhängig. Ich hatte mir bis dahin niemals darüber Kopfzerbrechen gemacht, ich war ein indolenter, gleichmütiger Mensch, der das Leben nahm wie es kam. Ich hatte immer Nahrung, Kleidung, Unterkommen von meinen Eltern erhalten, ich hatte das als selbstverständlich erachtet. Jetzt zum ersten Mal begann mich der Gedanke zu quälen, daß ich in der Frohn anderer stand und wenn es auch Vater und Mutter waren, daß ich ihnen alles dankte, daß ich eine Null war, nichts tat und nicht einen Pfennig selbst verdienen konnte.

Ich wußte, Frieden besaß nichts; hätte sie sich sonst an Kindesstatt von dem reichen Mann annehmen lassen? Wir waren also Sklaven. Wenn die Eltern nicht wollten, was sollten wir tun?

Das wurmte mich und bohrte in mir, und so begann ich, immer neue Pläne zu schmieden: Ich wollte hinaus in die Welt, wollte

Stellungen erringen, die etwas einbrachten. Mein Gott, das konnte doch nicht so schwer sein!

Ich wollte in eine Fabrik eintreten; ich hatte doch von Kindheit an den Betrieb und das Contor vor mir gesehen.

Aber alles das blieben ja nur Träume, lächerliche Phantasien, die niemals Gestalt gewannen, denn ich war ein unselbständiger, hülfloser Mensch, zum Nichtstun erzogen, und wäre keiner geregelten Arbeit fähig gewesen.

Ja, so unglaublich es klingt, ich hätte nicht einmal gewußt, wohin mich wenden, um meinen Unterhalt zu verdienen. Wenn ich das Vaterhaus verließ, wenn ich keine Mittel mehr bekam, hätte ich einfach verhungern können.

So mußte ich also den Entschluß fassen, mit dem Vater noch einmal zu sprechen. Aber sein Zustand blieb schlecht und ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihn von neuem aufzuregen, denn als ich ein zweites Mal ganz leise, nur andeutend, davon begonnen, wurde er so erregt, daß wir einen Rückfall befürchteten.

(Fortsetzung folgt.)

Morgenröte.

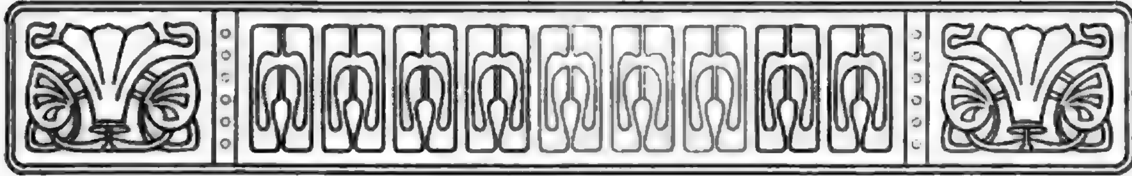
Purpurne Morgenröte
Bist du schon wach?
Lacht schon dein leuchtendes Antlitz
Mir ins Gemach?

Siehe, die Türe voll Freude
Oeffn' ich in Hast,
Tisch und Gestühl ist bereit dir,
Lieblicher Gast!

In trübseliger Zwiesprach
Hab' ich die Nacht
Mit der geschwätzigen Sorge
Bange durchwacht.

Purpurne Morgenröte,
Bist du erst da,
Weiß ich die Trösterin Sonne
Wieder mir nah.

Straßburg, Els. J. Reginus.



Die deutschen Reichs- und Landesfinanzen in ihrer Zusammenfassung.

Von

Adolph Wagner.

I.

Der ungeheure politische Fortschritt, welchen uns die segensreichen Jahre 1866 und 1871 in Deutschland gebracht haben, läßt sich bekanntlich staatsrechtlich auf die Formel bringen: wir sind, nach dem leidigen, aber geschichtlich einmal unvermeidlichen Austritt Deutsch-Österreichs aus dem alten Bundesverhältnis, vom losen Staatenbunde zum festen Bundesstaate fortgeschritten. Die vorher, seit 1806 und 1815 so gut wie völlig souveränen „Bundesstaaten" oder Einzelstaaten, welche im ehemaligen Deutschen Bunde nach dem Zerfall des alten Reichs vereinigt waren, sind abhängige Glieder oder „Gliederstaaten" des neuen Reichs geworden. Die Kompetenzen dieses Reichs einer- und seiner Glieder andererseits sind zunächst in den Verfassungen des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reichs gegeneinander abgegrenzt worden. Der politisch so wichtige Rechtssatz, daß Reichsrecht dem Landesrecht vorgeht, ward anerkannt. In der seit 1871 eingetretenen Weiterentwicklung der Dinge und der staatsrechtlichen Regelung dieser ist dann bereits mehrfach in erfreulicher Weise eine Kompetenzerweiterung des Reichs eingetreten, wie namentlich auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts und in der Konsequenz davon in der Stellung und Kompetenz des obersten Reichsgerichts.

Auf diese Weise sind im Deutschen Reiche, dessen Bundesstaatscharakter gemäß, wie ähnlich in den beiden wichtigsten andern modernen Fällen von Bundesstaaten, in der Schweiz und in der nordamerikanischen Union, die **Staatsaufgaben** und die zu deren Durchführung dienenden Anstalten und Tätigkeiten zwischen dem Reiche und seinen Gliederstaaten **geteilt**. In der Hauptsache bekanntlich so, daß dem Reiche teils formell ausschließlich, teils wenigstens im wesentlichen und bezüglich des entscheidenden Einflusses übertragen sind: die auswärtige Vertretung der Nation, einschließlich des Konsulatswesens und der neu hinzugekommenen Kolonialverwaltung, das gesamte Kriegswesen zu Lande und zu Wasser in Frieden und Krieg, das oberste Gerichtswesen, die Gesetzgebung über eine Reihe der wichtigsten Rechtsmaterien, insbesondere, um nur das

Bedeutsamste zu nennen, über das bürgerliche Recht, das innere Gewerberecht, das Recht des auswärtigen Handels, über Maß- und Gewichts-, Geld-, Münz-, Papiergeld-, Bank- und Börsen-, auch Versicherungswesen, über Post und Telegraphie. Mehrfach greift so die Reichskompetenz auch in das Gebiet der Angelegenheiten der sogenannten Inneren Verwaltung mit hinein, Einzelnes davon teils normierend, regulierend, beaufsichtigend, teils selbst es ganz übernehmend. Auf dem wichtigen Gebiete des Verkehrwesens ist wenigstens das Post- und Telegraphenwesen als Einrichtung selbst im weitaus größten Teile des Reichsgebiets auf das Reich als solches übergegangen, mit der bekannten unerfreulichen, aber den Versailler Verträgen und der Reichsverfassung einmal entsprechenden Ausnahme von Bayern und Württemberg. Auf dem noch wichtigeren Gebiete des Eisenbahnwesens ist leider der Bismarck'sche großartige und vom preußischen politischen wie vollends fiskalischen Standpunkte uneigennützige Gedanke, die Hauptlinien dem Reiche zu übertragen, daher, statt erst zum partikularen Staatsbahnsystem gleich zum Reichsbahnsystem zu gelangen, am politischen Partikularismus der Mittelstaaten gescheitert. So konnte in der Ende der 1870er Jahre beginnenden Ära der Verstaatlichung der großen Privatbahnlinien auch Preußen nur für sich allein vorgehen, — sehr zu seinem finanziellen Vorteil, wie sich später herausstellen sollte. Nur die aus der französischen Zeit übernommenen und dann sehr erweiterten elsaß-lothringischen Bahnen sind daher bisher jetzt wirkliche Reichsbahnen geworden. Auf dem Gebiete des Notenbankwesens ist endlich durch die Umwandlung der Preußischen Bank in die Deutsche Reichsbank ein wenigstens mit zur Verwaltungskompetenz des Reichs gehöriges wichtiges Institut geschaffen worden, das durch den starken Gewinnanteil des Reichs vom Reinertrage der Bank auch für die Reichsfinanzen einen erheblichen Wert hat. Und ebenso ist aus der ehemaligen preußischen Staatsdruckerei die Reichsdruckerei geworden, welche gleichfalls kleine Überschüsse für die Reichskasse liefert. Gleiches gilt von den Zinsen des Reichsinvalidenfonds.

Den Gliederstaaten verblieben sind dagegen fast das ganze Gerichtswesen, d. h. alles mit Ausnahme des obersten Reichsgerichts, und der bei weitem größte Teil der gesamten inneren Landesverwaltung, mit allem, was im weiteren Sinne dazu gehört: eigentliche innere Landes- und Polizeiverwaltung, Landeskultur geistiger wie materieller, wirtschaftlicher Art im umfassendsten Maße, Unterrichts- und Bildungswesen, Kultus, soweit er überhaupt zur Staatskompetenz gehört, Sanitäts- und Medizinalwesen, volkswirtschaftliche innere Angelegenheiten und Förderungseinrichtungen, insbesondere die Grundeigentums- und landwirtschaftlichen, forstwirtschaftlichen, montanistischen, die inneren gewerblichen und merkantilen Angelegenheiten und Anstalten und Einrichtungen dafür, das öffentliche Bau-, Verkehrs-, Straßenwesen, das Armen- und Wohltätigkeitswesen —, Alles, soweit es der Staat überhaupt zu seiner direkten Aufgabe macht, auch die Landesgesetzgebung auf allen diesen Gebieten, soweit die Reichsgesetzgebung nicht Einzelnes an sich gezogen hat, was bisher nur mehr die Ausnahme ist. Selbst die Erhebung

der Steuern des Reichs, der Zölle und inneren Verbrauchs- und Verkehrssteuern (Stempel) ist, vom Zollverein her, auch in der Reichsperiode den Einzelstaaten unter Reichskontrole überlassen geblieben. Diese haben daher nicht nur für ihren eigenen Einnahme- und Ausgabedienst, sondern auch für fast den ganzen Einahmedienst der Reichsfinanzverwaltung ihre besondere Landesfinanzverwaltung als eigene Angelegenheit. Endlich sind auch die Staatsdotationen der Staatsoberhäupter in den monarchischen Gliederstaaten und eventuell überhaupt der regierenden Familien ausschließlich Gliederstaatssache geblieben. Selbst der Deutsche Kaiser hat nur eine solche Dotation von Preußen, keinerlei Zivilliste oder dergleichen vom Reiche.

Da und dort greift nun wohl das Reich mit seiner Gesetzgebung und hier und da auch mit seinen Institutionen in die Landesaufgaben und Einrichtungen und in die Gesetzgebung der Gliederstaaten mit ein, so z. B. mit dem Reichsgericht, mit dem Reichseisenbahnamt, dann mit einzelnen zum Reichsamt des Innern ressortierenden Behörden und Ämtern, wie dem Patentamt, dem Reichsversicherungsamt, dem Reichsgesundheitsamt, dem Statistischen Amt, dem Bundesamt für das Heimatwesen, der physikalisch-technischen Reichsanstalt, der Normalaichungskommission, dem Kanalamt, dem Schiffsvermessungsamt, den Behörden für die Untersuchung von Seeunfällen, dem neuen Aufsichtsamt für Privatversicherung. Und Fälle dieser Art werden noch mehr im Laufe der Zeit hinzutreten. Aber im großen und ganzen ist doch das Gebiet des Gerichtswesens und der gesamten inneren Landesverwaltung in dem angedeuteten Umfang, ferner der Finanzverwaltung noch jetzt in der Reichsperiode Gliederstaatssache und steht im wesentlichen auch unter der völlig autonomen, nicht oder nur wenig oder nur in bestimmten einzelnen Fällen von der Reichsgesetzgebung beschränkten Gesetzgebung sowie fast ganz in der selbständigen Verwaltung dieser Staaten.

Bringt man alle die einzelnen Staatsaufgaben in Verbindung mit den in der neueren Theorie der Staatslehre und Politik wieder unterschiedenen Staatszwecken, aus denen sie entspringen, zu deren Verwirklichung mittelst Gesetzen, Verwaltungsmaßregeln und -Einrichtungen sie sich spezialisieren, so kann man wohl sagen: im Deutschen Reich, wie in jedem wahren Bundesstaate, sind die zur Verwirklichung des „Rechts- und Machtzwecks" dienenden Aufgaben und Institutionen materiell — damit staatsrechtlich, auch reichsrechtlich, nicht im selben Maße oder überhaupt nicht: formell, wie z. B. die Heereskontigente — in der Hauptsache Reichsangelegenheit, wie im modernen Einheitsstaate wahre und vornehmste Staatsangelegenheit: Auswärtiges, Kriegswesen und Wehrmacht, oberstes Gerichtswesen, oberste Gesetzgebung überhaupt, einige generelle volkswirtschaftliche Veranstaltungen (Post, Telegraphie, Notenbank). Die Aufgaben und Institutionen zur Verwirklichung des gesamten „Kultur- und Wohlfahrtszwecks" dagegen sind Gliederstaatssache geblieben. Da aber eben Alles eng zusammenhängt und schließlich diese Unterscheidung der

beiden Hauptstaatszwecke auf einer Abstraktion beruht, welche den konkreten Dingen gegenüber sich nicht überall ins Einzelne hinein in der Wirklichkeit verfolgen läßt, indem manche Einzelaufgabe und ihr dienende Einrichtung beiden Zweckgebieten angehört; da ferner eben doch auch im Bundesstaat die unter Reich und Gliederstaaten verteilten Aufgaben Ausflüsse und Spezialisierungen eines einheitlichen Gesamtstaatszwecks sind, so kann eine solche Gliederung der Aufgaben nach Zwecken und nach Reich und Staaten nur ein Näherungsbild der Wirklichkeit bieten. Auch dieses hat aber doch zum Verständnis der Kompetenzenverteilung zwischen Reich und Gliederstaaten seinen Wert.

Dabei mag hier noch ein Punkt besonders hervorgehoben werden. Diese Kompetenzenverteilung ist in der Hauptsache prinzipieller und rationeller, auf erkannter Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit beruhender Art, nicht bloß „historischer“, daher leicht örtlich und zeitlich wechselnder, mehr oder weniger „zufälliger“ Art, wenn auch gegebene historische Entwicklungen — wie die einmal bestehenden Gliederstaatseinrichtungen des Gerichtswesens, der inneren und der Finanz-Verwaltung — sich mit von Einfluß gezeigt haben. Es ergiebt sich Ersteres wohl aus der Tatsache, daß in allen modernen Bundesstaaten, besonders wieder in der Schweiz und Nordamerika, die Kompetenzenverteilung wenigstens in den entscheidenden Grundzügen ähnlich ist. Der starke Widerstand des „historisch Gewordenen“ bewirkt nur überall, daß die Regelung der Kompetenzen zu Gunsten der Zentralinstanz, des Reichs, des Bundes, sich nicht leicht auf einmal und überhaupt nicht völlig in der an sich prinzipiell gebotenen und zweckmäßigsten Art durchsetzt. Zentralismus oder „Imperialismus“ und Dezentralismus oder „Föderalismus“, Einheitsgedanke und Partikularismus stehen in einem psychologischen und politischen Gegensatz und Kampf, dessen Ergebnis im Einzelnen ein „Produkt der Geschichte“, daher auch mehrfach „zufällig“ ist. In der Richtung im Ganzen aber, unter dem mächtigen Druck des Bedürfnisses, siegt doch in der logischen Konsequenz des immanenten Prinzips des „Bundesstaats“ als des „wahren Staats“ und nach Zweckmäßigkeitsrücksichten, die in derselben Richtung wirken, der Einheitsgedanke allmählich d. h. die Reichskompetenz dehnt sich aus, vollends in der Gesetzgebung, aber auch in der Verwaltung und deren Institutionen.

Die Verteilung der Staatsaufgaben und Tätigkeiten an sich, auch wahrer und wichtiger solcher „Staats“aufgaben und Tätigkeiten nach moderner Staatsauffassung, auf Reich und Gliederstaaten ist indessen eben einmal die logische und praktische Konsequenz des „Bundesstaats“ als Staatskörpers, im Unterschied vom Einheitsstaat. Natürlich steigert diese Verteilung aber wie in der Praxis für Gesetzgebung und Verwaltung selbst, so auch für deren Darstellung und Vergleichung mit Einheitsstaaten in der Wissenschaft die Schwierigkeiten erheblich. Alles ist eben verwickelter, weitläufiger, umständlicher, unübersichtlicher, als im Einheitsstaate. Wie einfach und klar ist z. B. vollends Alles in Frankreich in dieser Hinsicht, wie kompliziert bei uns! Dadurch, daß die Kompetenz-

verteilung zwischen dem Reich und den Gliederstaaten von vornherein niemals rein nach sachlichen, prinzipiellen und Zweckmäßigkeitsgesichtspunkten, daher nicht mit reinlicher Scheidung nach ganzen Gebieten erfolgt, daß sie sich auch in der Fortbildung im geschichtlichen Verlauf, wenn auch, wie gesagt, die Richtung dieser Fortbildung mehr eine zentralistische ist, im Einzelnen vielfach zufällig gestaltet, wird nur Alles in der Praxis noch verwickelter und wiederum auch für die Darstellung und Vergleichung in der Wissenschaft noch schwieriger. Und doch ist es ein Bedürfnis der Wissenschaft selbst, aber auch nicht minder der praktischen Politik, der rationellen Praxis, damit diese hier ihre eigenen Zwecke, ihre Ziele richtiger bestimmen, ihre Wege richtiger ermitteln könne, daß Reichs- und Gliederstaats- oder Landesverhältnisse und Angelegenheiten einheitlich zusammengefaßt werden. Erst dadurch erhält man ein wahres Bild der gesamten Staatstätigkeit, die eben einmal durch die Verfassung des Bundesstaats unter Reich und Gliederstaaten geteilt ist, aber im Grunde doch ebenso wie im Einheitsstaate ein Ganzes, ein einheitliches Ganzes darstellt und — den Anforderungen eines solchen entsprechen muß. Denn nur dann kann der Bundesstaat richtig organisiert sein, richtig fungieren und wieder nicht schon durch seine Einrichtung als solche zu sehr hinter den Einheitsstaaten zurückstehen, denen er ja gewiß in anderer Hinsicht auch mannigfach überlegen sein kann und in seinen besseren historischen Beispielen auch wirklich überlegen ist.

Die Schwierigkeiten der Zusammenfassung eines „Reichs“ (Bundes) und seiner „Glieder“ und diejenigen einer Vergleichung der Verhältnisse mit denen eines Einheitsstaates wachsen begreiflich noch erheblich mit der Zahl der Gliederstaaten und mit deren eigener Verschiedenheit. In letzterer Beziehung kommt schon die räumliche Größe und die Größe der Volkszahl, daher weiter auch die Größe der Volksdichtigkeit wesentlich in Betracht, weil hiernach sich die Bevölkerung verschieden nach Berufen, nach sozialen und Wirtschaftsverhältnissen gliedert, wonach dann wieder die betreffenden Staaten unvermeidlich ihre ganze Verwaltung verschieden einrichten müssen. Auch die geographische Lage, die Bodenbeschaffenheit, das Klima in ihrem Einfluß auf Volksdichtigkeit, Beschäftigung und Erwerb der Bevölkerung bewirken große Verschiedenheiten des „Staatscharakters“ der Gliederstaaten eines Bundesstaats und damit wieder solche der Art und des Umfangs der „Staats“tätigkeit in jedem einzelnen Gliederstaate. Alles das erschwert wieder die Zusammenfassung der Staaten unter einander und mit dem Reiche oder Bunde zu einer Einheit.

Im Deutschen Reich z. B. haben wir immer noch nicht weniger als 26 Einzelstaaten, einschließlich des Reichslandes, einzelne davon selbst wieder nicht reine Einheitsstaaten mit komplizierten Verfassungs- und Verwaltungsverhältnissen, selbst so kleine wie Oldenburg, Koburg-Gotha, Mecklenburg-Strelitz. Verschiedenheiten der Gebietsgröße wie 1 : 135 (Bremen, ähnlich Lübeck, aber auch Schaumburg-Lippe und Reuß ä. L. zu Preußen), der Bevölkerungsgröße wie 1 : 800 (Schaumburg zu Preußen) kommen vor. Neben Großstaaten wie Preußen, größeren

Mittelstaaten wie Bayern, kleineren wie Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, stehen Kleinstaaten wie die thüringischen; hier Staaten mit einer starken Bevölkerungsquote in allen verschiedenen Berufen, wie die größeren, dort wieder Handelsstaaten wie die Hansestädte und andere Kleinstaaten von der Art der thüringer, Waldecks, der beiden Lippe, oder auch größere agrarische wie Mecklenburg mit starkem Vorherrschen einzelner bestimmter Berufe. Ferner monarchische und republikanische Staaten, Stadtstaaten wie die Hansestädte, wo Staat und Gemeinde, vielfach untrennbar, in einander übergehen und andere, wie selbst die kleinsten monarchischen, wo Staat und Gemeinden doch deutlich getrennt sind, Großstaaten, wie Preußen und Mittelstaaten, wie die meisten, wo neben der Staatsverwaltung und den Gemeinden höhere Selbstverwaltungskörper, Provinzen, Kreise mit einer gewissen eigenen Kompetenz zwischen Staat und Gemeinde eingeschoben sind und fungieren und dem Staate als solchem einige Aufgaben abgenommen haben, und wieder Kleinstaaten, wo der Staat allein neben und über den Gemeinden als größerer öffentlicher Körper besteht. Altständische Staaten wie die beiden Mecklenburg mit mehrfach noch fehlender Einheitlichkeit der Staatsverwaltung, auch der Finanzverwaltung, und „konstitutionelle Monarchien" mit völliger solcher Einheitlichkeit, wie die übrigen deutschen monarchischen Staaten, die unter sich aber in allen diesen Beziehungen wieder manche Verschiedenheiten zeigen. Denn jeder solche Einzelstaat hat eben seine eigene Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte und in dieser, selbst bei Übereinstimmung in den Grundzügen, doch manches Einzelne an Einrichtungen, Maßregeln, Kompetenzen der Kommunen und Kommunalverbände verschieden ausgebildet. Auch in anderen Bundesstaaten, in der Schweiz, in der nordamerikanischen Union, fehlt es an solchen Verschiedenheiten unter den Kantonen und den Einzelstaaten nicht, zum Teil noch stärkeren (Größe! Bevölkerung!). Die Zusammenfassung zu Einheiten, zum Zweck der Darstellung und der Vergleichung mit Einheitsstaaten, bietet aber deswegen auch hier erhebliche Schwierigkeiten.

Dennoch bleibt eine solche Zusammenfassung für eine Menge Zwecke der praktischen Politik und der Wissenschaft die Aufgabe. Namentlich gilt dies für alle die Fälle, wo es sich um *Gesamtzwecke* der im Bundesstaate vereinigten Nation als eines *politischen und wirtschaftlichen Volksganzen* handelt: daher besonders, wo der Bundesstaat mit seinem Gebiet und Volk nach außen hin als Ganzes auftritt, als politischer und wirtschaftlicher Machtfaktor in Betracht kommt, der mit seinen gesamten Kräften operiert; ferner auch, wo es sich im Innern um Aufbringung und Verteilung der Lasten an Arbeit und wirtschaftlichen Gütern, an Blut und Geld und Gut, zur Durchführung der gesamten, auf Bund und Gliederstaaten zwar verteilten, aber schließlich doch einheitlichen Staatszwecke und Aufgaben handelt, wie vor allem im *Wehrwesen* und — im *Finanzwesen*. Nur für letzteres wollen wir hier das Problem und seine Lösung weiter verfolgen.

II.

Grade im Finanzwesen, in dessen Ausgaben und Einnahmen reflektiert sich im Zeitalter voller Geldwirtschaft alles, was der Staat tut, was er an Aufgaben an sich zieht, wie er diese Aufgaben praktisch in seiner Verwaltung durchführt. Der vollständige, genügend spezialisierte Ausgabeetat des Staats ist ein genaues Spiegelbild seiner Verfassung und Verwaltung, nach der Größe der gesamten und der einzelnen Ausgaben bis zu den einzelnen Titeln und Posten und Nummern herab. Der ebenfalls vollständige und genügend spezialisierte Einnahmeetat ist ein ebensolches genaues Spiegelbild der Höhe und der Art der Gesamteinnahmen und deren Zusammensetzung aus verschiedenen Zweigen. Erst so läßt sich die Gesamtlast ersehen, welche die Kosten des Staats für das Volk bilden. Zugleich aber ist auch nach der Art der ordentlichen Einnahmen, nach deren Verteilung auf die drei großen, prinzipiell und praktisch verschieden als Lasten wirkenden Gattungen, der „privatwirtschaftlichen Erwerbseinkünfte“, der Gebühren und der Steuern und wieder nach den Unterarten und Spezialarten dieser drei Gattungen erst zu ersehen, wie hoch sich die Gesamtlast für den Einzelnen durchschnittlich stellt und in welcher Form er sie trägt. Damit kann aber namentlich erst ein richtiges Urteil über die Höhe der Finanzlasten überhaupt in einem Staate und über die Höhe speziell der Besteuerung und über deren mutmaßliche Verteilung auf die Klassen und Individuen (und Familien) im Volke gewonnen werden. Daraus ergeben sich dann wieder die richtigen Zielpunkte besonders für die Steuerpolitik, namentlich für die Ausbildung des ganzen Steuersystems und für die Kombination und Stellung und Entwicklung der Steuerarten darin, um durch richtige Auswahl der Steuern die Gesamtlast möglichst richtig auf die Bevölkerung zu verteilen.

Es ist nun klar, daß grade im Bundesstaate zur Gewinnung richtiger Erkenntnis der maßgebenden Tatsachen und weiter der Zielpunkte der Finanz- und Steuerpolitik nach der angedeuteten Richtung eine Zusammenfassung der Ausgaben und Einnahmen des Bundes und der Gliederstaaten notwendig ist. Diese Forderung entspricht wieder der oben schon betonten „Einheit“ des Staatszwecks, dessen Durchführung eben doch nur im Bundesstaate, im Unterschiede zum Einheitsstaate, unter Bund und Gliedern verteilt ist. Weder der Bund, das Reich bei uns, noch die Gliederstaaten oder der einzelne dieser, selbst der größte davon, wie Preußen bei uns, sind „Staat im vollen Sinne“, sie sind es erst in ihrer Zusammenfassung. Auf das Finanzwesen angewandt und mit Exemplifikation an unserm Deutschen Reiche: eine „reine“ Reichs-Finanzpolitik auf der Ausgabe- wie auf der Einnahmeseite, eine „reine“ Reichs-Steuerpolitik kann es und soll es nicht geben, ebensowenig eine rein-preußische, -bayerische u. s. w. bis zur Finanz- und Steuerpolitik lediglich etwa Reuß' ä. L. oder Schaumburg-Lippes oder Lübecks herab. Das Reich muß überall in seinen Maßregeln, Gesetzen, Einrichtungen, auch in seinen Finanzmaßnahmen, seiner Besteuerung auf seinen Zusammenhang mit seinen Gliedern, auf die Rückwirkung

dessen, was es als politischer Körper und als Finanzkörper tut, auf diese Glieder, auch gebührende Rücksicht nehmen, umgekehrt aber der Gliederstaat in allen seinen Maßregeln, auch insbesondere in denen seiner Besteuerung, auf den Zusammenhang mit dem Reich und dessen Maßregeln, dessen Besteuerung. Beide, Reich und Einzelstaat, haben, um bei dem Punkte der finanziellen Belastungen zu bleiben, stets dessen eingedenk zu sein, daß als letzter Träger der Lasten der Einzelstaatsangehörige, der in dieser Eigenschaft auch Reichsangehöriger ist, in Betracht kommt und für diesen die Reichs- und Einzelstaatslasten, speziell die beiderlei Steuern, ein organisch verbundenes, in Bezug auf die verschiedene Wirkung seiner Bestandteile richtig kombiniertes Ganzes bilden muß.

Hiermit sind im Grunde die Aufgaben noch nicht beendet. Es ist neben der Reichs- und Staatstätigkeit und den bezüglichen Finanzen, Ausgaben und Einnahmen auch die Tätigkeit und daher das eigene Finanzwesen der höheren und niederen Selbstverwaltungskörper, insbesondere der Ortsgemeinden, zu berücksichtigen. Indessen liegt hier nicht eine spezielle Aufgabe im Bundesstaate vor, sondern die gleiche wie im Einheitsstaate; diese wird freilich auch in letzterem früher wenig oder gar nicht und auch heute noch nicht genügend in demjenigen inneren Zusammenhang erfaßt und legislatorisch und administrativ behandelt, in welchem alle „öffentlichen“ Angelegenheiten, wie sie sich immer auf Reich, Staat, Verbände, Lokalkörper verteilen mögen, einschließlich aller betreffenden Finanzangelegenheiten, einmal stehen, wie das wenigstens die neuere Staatswissenschaft erkannt hat. Wir beschränken uns jedoch hier auf das spezifisch Eigentümliche im Bundesstaate, auch in dessen Finanzen, und sehen daher von der hier angedeuteten Frage ab, weil sie für den Einheitsstaat nicht anders liegt, als für den Bundesstaat.

Für Vergleichungen verschiedener Staaten unter einander, auch ihrer Finanzen oder desselben Staats (und ebenfalls seiner Finanzen) in verschiedenen Zeiten darf nur wieder nicht unbeachtet bleiben, daß die Grenzen und Kompetenzen zwischen der Staatstätigkeit und der Tätigkeit der Gesamtheit der verschiedenen Arten der Selbstverwaltungskörper vielfach verschieden gezogen waren und noch sind, namentlich auf dem Gebiete der inneren Verwaltung, der Finanzverwaltung, auch, vollends früher, des Gerichtswesens, selbst des Wehrwesens. Noch heute sind sie z. B. bekanntlich für den Staat in England im Ganzen enger gezogen als auf dem Kontinente, wenn man sich auch durch Einschlagung der im andern Teile vorwaltenden Richtung beiderseitig genähert hat; sind sie ferner in Frankreich für den Staat weiter als sonst vielfach auf dem Kontinent, namentlich als in Deutschland, gezogen. Durch künstliche Konstruktionen eines „gleichen“ Kompetenzbereichs mittelst entsprechender Ausdehnung oder Einengung des bestehenden staatlichen ließe sich allenfalls eine größere Homogenität im Umfang und in der Art der Staatstätigkeit der hierfür zu vergleichenden Staaten herstellen. Indessen sind alle solche Versuche in der Durchführung nicht nur sehr schwierig und weitläufig, genügend korrekt, auch wenn man in dieser Hinsicht die Ansprüche auf das allenfalls noch theoretisch zulässige Mindestmaß beschränkte,

lassen sie sich praktisch doch kaum herstellen. Dazu ist jede Staatsbildung zu sehr ein historisch gewordenes organisches Ganzes, das man nicht so mechanisch in seine einzelnen Tätigkeitsgebiete zerlegen kann.

Soweit es sich nun um ein Finanzproblem bei der Zusammenfassung von Bund und Gliedern in einem Bundesstaate handelt, liegt hier eine spezielle Aufgabe der Finanzstatistik vor. Im Deutschen Reiche hat es bisher an amtlichen statistischen Arbeiten für diesen Zweck gefehlt, nur Privatstatistiker haben sich an die Aufgabe gemacht, die aber in der erreichbaren Korrektheit und Vollständigkeit nach der Beschaffenheit des vorliegenden Materials aus den Gliedstaaten durch Private nicht ausreichend gelöst werden kann. Die Sache selbst ist indessen gerade im Deutschen Reiche auch von besonderer praktischer Wichtigkeit, namentlich hinsichtlich der Ziele und Wege der gesamten Steuerpolitik.

Auf dem Gebiete der Ausgaben ergibt erst die Zusammenfassung der Reichs- und Staatsausgaben genau, was im Ganzen das neue deutsche Staatswesen kostet und wie sich die Ausgaben nach großen Haupt- und nach speziellen Zweckkategorieen verteilen. Grade weil das Reich als solches von den finanziell stärker ins Gewicht fallenden Aufgaben und demnach Ausgaben wesentlich nur das Wehrwesen übernommen hat, die übrige Verwaltung im Ganzen den Einzelstaaten verblieben ist, erscheint im Reichshaushaltetat das Reich als einseitiger „Militärstaat", der fast nichts für andere Aufgaben — die freilich mit Unrecht sogen. „allein produktiven" — an Geld übrig hat, was mitunter schon zu tendenziöser Polemik von gewissen Agitatoren gegen das Reich ausgenutzt worden ist. Die Sache erscheint natürlich sofort in anderem Licht, wenn man die im Ganzen zwischen dem Reich und den Gliedstaaten erfolgte Verteilung der Staatsaufgaben und Ausgaben berücksichtigt und das so Getrennte zusammenfaßt. Dann ergibt sich, daß relativ, als Quote aller Ausgaben berechnet, und absolut auch auf den Kopf der Bevölkerung angeschlagen, auch gegenwärtig in Deutschland viel weniger auf die Wehrmacht zu Lande und zu Wasser, dagegen eine viel höhere Quote der Gesamtausgabe auf die gesamte Civilverwaltung als in den für die Vergleichung maßgebenden andern Ländern und vollends nur — absolut und relativ — wenig auf die öffentlichen Schulden verwendet wird. Denn deren Jahreskosten an Zins und Tilgung werden in Deutschland im Grunde ohnehin vollständig aus Überschüssen der Erwerbseinrichtungen (Eisenbahnen, Domänen, Forsten, Bergwerken u. dgl. m.) gedeckt und kosten uns, im Unterschied zu andern Staaten, eigentlich keinen Pfennig Steuern, wie unten zahlenmäßig gezeigt werden wird. Man kann dann auch leicht begründen, daß eine, aus politischen Gründen etwa notwendige starke weitere Vermehrung der deutschen Ausgaben für Heer und Flotte, zum Teil mittelst Hülfe von Schuldaufnahmen, was dann die Jahreslast für Zinsen u. s. w. steigert; ferner, daß aus wirtschaftlichen und sozialpolitischen Gründen etwa erwünschte und zweckmäßige Verwendungen von Finanzmitteln für Verkehrswesen, selbst für nicht oder wenig rentierende neue Eisenbahnen, Kanäle, für Seeschiffahrtssubventionen, für Kolonialpolitik, für große Maß-

regeln der äußeren und inneren Kolonisationspolitik, für Staatsdotationen der Arbeiterversicherung u. dgl. m. bei uns wenigstens in der Finanzlage weniger Schwierigkeiten finden als so ziemlich in jedem anderen Kulturstaate. Ja, wenn einmal sonst sachlich geboten oder zweckmäßig, in unserer Finanzlage, in der Geringfügigkeit unserer öffentlichen (Reichs-, Staats-) Schulden, in der Mäßigkeit unserer Ausgaben für die Wehrkraft, in der günstigen Verteilung unserer gesamten Reichs- und Staatsausgaben auf die drei großen Hauptkategorieen davon, die öffentliche Schuld, das Wehrwesen, die Zivilverwaltung und auf die einzelnen Unterarten der Ausgaben für letztere, in dem wertvollen festen Besitz von alten und neuen Rentenobjekten in Staatshänden (Eisenbahnen!) — in dem Allen haben wir eine offene und latente Finanzkraft, in der geringfügigen Entwicklung wichtiger Steuern (Erbschafts-, Tabak-, Bier-, auch Branntweinsteuer, einzelner Verkehrssteuern) eine finanzielle Reserve, daß wir getroster als jeder andere europäische Kulturstaat, selbst als Großbritannien und Frankreich, vielleicht sogar als die nordamerikanische Union, in die Zukunft unserer Finanzen und damit unseres Staatswesens blicken können. „Lieb Vaterland, magst ruhig sein," dürfen wir auch hier sagen, — auf Grund von so nüchternen Tatsachen, wie sie sich aus der Zusammenfassung unserer Reichs- und Landesfinanzen ergeben.[1])

Auf dem Gebiete der Einnahmen, der ordentlichen, wie der außerordentlichen, wesentlich aus Anleihen herrührenden und auf dem hiermit zusammenhängenden Gebiete des öffentlichen (Reichs- und Staats-) Besitzes an rentablen Objekten und Erwerbsquellen und der öffentlichen Schulden ergibt wieder erst die Zusammenfassung der Reichs- und Staatsfinanzen die wirkliche Sachlage, an sich und im Vergleich mit anderen Staaten, mit Einheitsstaaten. Hier zeigt sich die Größe des öffentlichen rentierenden Eigentums, von dem das ältere, Domänen, Forsten, Bergwerke, hier und da Fabriken, Kreditanstalten auf Grund der historischen Entwicklung heute ausschließlich den Einzelstaaten gehört — sicher ist manches alte Reichseigentum darunter —, das neuere, vor allem die Eisenbahnen, ebenfalls größtenteils diesen Staaten zusteht, indessen auch beim Reiche nicht fehlt (Reichsbahnen, Reichsbank, Reichsinvalidenfonds, Reichsdruckerei, Nordostseekanal, der freilich einstweilen passiv ist). Auch der Besitz der Einzelstaaten an solchen Objekten ist aber für das Reich nicht ohne indirekte finanzielle Bedeutung. Denn er macht eben reell diese Staaten eigentlich schuldenfrei, daher leistungsfähiger, macht ihre Besteuerung ganz frei verfügbar für Landes- und

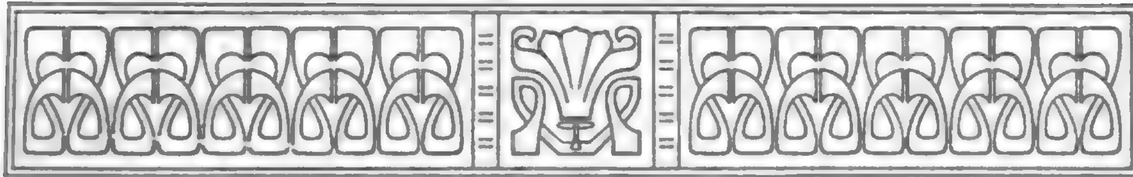
[1]) Ich habe das in den letzten Jahren mehrfach genauer statistisch ausgeführt und will die darüber früher von mir berechneten Zahlen hier nicht wiederholen, erlaube mir aber insbesondere zu verweisen auf den Aufsatz: „Die Flottenverstärkung und unsere Finanzen" in dem Sammelwerk „Handels- und Machtpolitik", Reden und Aufsätze u. s. w., herausgegeben von G. Schmoller, M. Sering, A. Wagner (Stuttgart 1900) Bd. II S. 47 ff., ferner auf die finanzstatistischen Tabellen über Preußen mit Reichsquote, Großbritannien, Frankreich, Österreich, Italien, Rußland im Bd. IV meiner Finanzwissenschaft (Leipzig 1901) S. 777 ff., 784, 790.

Reichszwecke, ermöglicht die Wahl besserer Landessteuerreformen und die volle Überlassung von gewissen Steuern — reell wenigstens, wenn auch nicht ebenso, dank der leidigen Klausel Franckenstein, formell — ausschließlich an das Reich, nötigt auch nicht, was zugleich gegen das Reichsinteresse wäre, zu zu starker fiskalischer Richtung der Landessteuerpolitik und deckt auch, nach dem Effekt genommen, eventuell selbst die Matrikularbeiträge der Einzelstaaten an das Reich — oder die Summen, um welche diese Beiträge die Überweisungen übersteigen, — nämlich in allen Fällen, wo der betreffende Staatsbesitz Rein-Überschüsse über die Verwaltungs-, Betriebskosten und über die auf ihm lastenden Schulden und sogar über die gesamten Schuldenlasten hinaus ergiebt, wie überall in deutschen Landen der alte Domänen- und Forst-, meist auch der Bergwerksbesitz und wie bleibend und im größten Maße, in Preußen, doch wenigstens zeitweise und in geringerem Maße auch in den Mittelstaaten, der Staatsbahnbesitz, wie sich unten ergeben wird.

Für die Besteuerung aber giebt überhaupt erst die Zusammenfassung der Reichs- und der Landesbesteuerung ein richtiges Bild ihrer Gesamthöhe und ihrer Verteilung nach Steuergattungen und einzelnen Steuern. Namentlich das Verhältnis der drei großen Steuergattungen, der direkten, der indirekten (inneren Verbrauchssteuern und Zölle) und der sogen. Verkehrssteuern — Stempel u. s. w. — welche letzteren mitunter als eine zweite Art indirekter Steuern neben der erst genannten aufgefaßt werden, läßt sich erst so ersehen und steuerpolitisch beurteilen. Bekanntlich ist zwar das Deutsche Reich verfassungsmäßig berechtigt, jede Art Steuern als Reichssteuern einzuführen, auch direkte, auch z. B. die allgemeine Einkommen- und Vermögensteuer, auch die Erbschaftssteuer. Aber aus berechtigten praktischen Gründen, wiederum beachtenswerter Weise im Ganzen in Übereinstimmung mit den beiden anderen wichtigsten modernen Bundesstaaten, der Schweiz und Nordamerika, ist bisher eine Scheidung in der Weise erfolgt, daß dem Reich die Zölle, die wichtigsten allgemeinen inneren Verbrauchssteuern und gewisse Verkehrssteuern (Wechselstempel, Börsensteuer u. s. w.) überwiesen sind, — reell wenigstens, formell allerdings nicht völlig wegen des durch die Klausel Franckenstein beim Hauptteil der Zollerträgnisse und bei den Erträgen der neuerlich eingeführten oder veränderten Verbrauchs- und Verkehrssteuern eingetretenen schwerfälligen und irreführenden, sachlich wie politisch auch irrelevanten Systems der Überweisungen an die Einzelstaaten und der Ansetzung höherer Matrikularbeiträge —. Den Gliederstaaten sind dagegen die direkten Steuern, gewisse Verkehrssteuern, besonders der Stempel bei Rechtsgeschäften über Grundeigentum, die bezügliche Besitzwechselabgabe, auch die Erbschaftssteuer, ferner etwaige kleinere innere Verbrauchssteuern (die eigene Weinsteuer in Württemberg, Baden, Reichsland, früher auch in Hessen, die eigene Fleischsteuer in Sachsen und Baden) und den süddeutschen Staaten ist ja sogar die eigene Landesbiersteuer allein überlassen geblieben, letzteres im Effekt ein förmliches Steuerprivileg für diese Staaten, gegenüber dem Norden, das sie früher, bis zur Reform von 1887, auch für die Branntweinsteuer besaßen.

Aber auch bei dieser Einteilung der deutschen Steuern in Reichs- und in Landessteuern ist doch wieder an die notwendige Einheitlichkeit und Harmonie der gesamten Reichs- und Landesbesteuerung zu denken. Es sollte daher bei jeder Reform im Reiche wie in den Gliedstaaten immer auf die Besteuerung, ihre Arten, Formen und Höhe dort in den Gliedstaaten, hier im Reiche Rücksicht genommen werden.

Z. B. die allgemein eingetretene, auch ganz unvermeidliche Vermehrung und Erhöhung der Zölle und inneren Verbrauchssteuern im Reiche müßte nach richtiger steuerpolitischer Forderung, wegen der anzunehmenden Wirkungen dieser Verhältnisse auf die Verteilung der Steuerlast auf die schließlichen Steuerträger, etwa des neuen oder erhöhten Kornzolles, Schmalzzolls, Petroleumzolls, der Zucker-, Branntweinsteuer, Tabaksteuer und Zolls auf die unteren Klassen, begleitet sein in den Gliedstaaten von Kompensationsmaßregeln im Gebiete der direkten, namentlich der personalen wie der Einkommen- und Vermögenssteuer, auch der Kapitalrenten- und Spezialeinkommensteuern in Ländern des neueren Ertragssteuersystems (Bayern, Württemberg), auch der Erbschaftssteuer: Maßregeln der Steuerfreiheit oder der Ermäßigung der Steuersätze der unteren Klassen mit kleinem, zumal mit bloßem oder vorwaltendem Arbeitseinkommen und andererseits der Steuererhöhung für die wohlhabenderen, zumal die reichen, die wesentlich Renteneinkommen, Erwerbs-, Spekulations-, Konjunkturengewinne beziehenden Klassen. Diese gegenseitige Rücksichtnahme der Reichs- und der Landesbesteuerung aufeinander ist bisher in der Praxis noch niemals prinzipiell und allgemein, höchstens etwa in einzelnen Fällen einmal und auch dann mehr zufällig genommen worden, wie in der kleinen Reform der preußischen Einkommensteuer in den 1880er Jahren und besonders in der Miquel'schen großen Reform von 1891/93: sie ist aber ein richtiges praktisches Steuerpostulat. Auch die Theorie und ihre Vertreter haben diesen notwendigen inneren Zusammenhang der Dinge nicht immer scharf genug erfaßt und betont. Der Verfasser dieses hat es seit lange und auch neuerdings wieder getan und daraus die notwendigen Folgerungen und Forderungen für die Steuerpolitik des Reichs und der Gliedstaaten gezogen, hat aber dabei mehrfach Ablehnung, selten offene Zustimmung gefunden. Oder man ist, in an sich richtiger Reaktion gegen die viel zu weitgehende Polemik wider die einmal unentbehrlichen indirekten Steuern und deren auch bei uns unbestreitbar notwendige Vermehrung, gelegentlich wieder in das andere Extrem, nämlich zu leicht in eine bequeme Beruhigung über alle doch unverkennbaren steuerpolitischen Bedenken von Zöllen und inneren indirekten hohen Steuern auf Massenkonsumptibilien gefallen, womit man dann freilich der lästigen Rücksichtnahme auf die Reichssteuern in der Landessteuerpolitik enthoben wird, aber eben mit Unrecht. (Schluß folgt.)



Ueber den derzeitigen Stand der Serumtherapie.

Von

Geh. Medizinalrat, Prof. Dr. Wilhelm Dönitz—Berlin.

Eine der kostbarsten Früchte, welche die noch so junge Bakteriologie der leidenden Menschheit in den Schoß geworfen hat, ist die Blutserumtherapie v. Behring's, die neben ihrem praktischen Werte noch die hohe wissenschaftliche Bedeutung besitzt, daß sie uns ein gänzlich neues, ungeahntes Gebiet der Heilkunde erschlossen hat. Sie ist, wie alle großen Erfindungen, nicht ein Kind des Zufalls, sondern aus schwerer, zielbewußter Arbeit hervorgegangen, welche sich an einige, wie man glauben möchte, unscheinbare Beobachtungen anschloß.

Schon lange wußte man, daß das Überstehen einer ansteckenden Krankheit gewöhnlich auf lange Zeit dagegen schützt, daß man ein zweites Mal von derselben Krankheit befallen wird. Dazu kam die neuerdings gewonnene Erkenntnis, daß die meisten Krankheitserreger, unter denen die Bakterien die wichtigsten sind, ihre schädigende Wirkung dadurch ausüben, daß sie in dem Körper, den sie befallen haben, ein Gift absondern. Bald gelang es auch, das Gift, welches die Bakterien der Diphtheritis und des Tetanus (Wundstarrkrampf) absondern, in den künstlichen Kulturen von den Bazillen selber zu trennen und damit dieselben Krankheitserscheinungen hervorzurufen, wie mit den Bazillen selber. Nachdem man noch die Erfahrung gemacht hatte, daß man eine zweite Erkrankung erzwingen kann, wenn man einem Tiere nach dem Überstehen der ersten Erkrankung eine wesentlich größere Dosis Bakterienkultur oder ihr Gift einverleibt, waren die Grundlagen zur Entwicklung der Serumtherapie gegeben. Durch das Überstehen einer Krankheit wie der Diphtherie werden nämlich, wie man jetzt weiß, in dem Körper des Rekonvaleszenten, sei es Mensch oder Tier, fortdauernd chemische Stoffe erzeugt, welche das Gift der Diphtheriebazillen zu neutralisieren imstande sind, gerade so, wie etwa kaustische Kalilauge die ätzende Salzsäure neu-

tralisiert. Durch die zweite erzwungene Erkrankung des Tieres wird die Fähigkeit, solche Stoffe zu erzeugen, gesteigert; und werden danach noch mehrere Erkrankungen erzwungen, so häufen sich in dem Blute des Tieres diese Stoffe, die man Schutzstoffe genannt hat, in so großer Menge an, daß das Blut oder sein flüssiger Bestandteil, das Serum, als Heilmittel benutzt werden kann, denn wenn man solches Serum einem Diphtheriekranken einspritzt, so neutralisieren seine Schutzstoffe das im Körper des Kranken vorhandene Diphtheriegift, und damit ist die direkte Ursache der Krankheitserscheinungen beseitigt. Wegen dieser Eigenschaft wird ein solches Serum als antitoxisches Serum bezeichnet.

Seit dem Jahre 1890, wo v. Behring seine im Koch'schen Institut für Infektionskrankheiten gemachte große Erfindung der Blutserumtherapie begründete, ist man unablässig bemüht gewesen, ein immer kräftigeres Diphtherie-Heilserum zu gewinnen, und jetzt kann man wohl sagen, daß es der Vollkommenheit nahe steht. Dazu hat wesentlich die Konkurrenz und die in Preußen geübte staatliche Kontrolle geführt. Der Wert des Heilserums wird in Immunitätseinheiten ausgedrückt, und man nennt Immunitätseinheit diejenige Menge Schutzstoffe, welche eine bestimmte, ein für allemal festgesetzte Menge Diphtheriegift neutralisiert. Ist diese Menge Schutzstoffe in 1 ccm Serum enthalten, so sagt man, daß 1 ccm desselben eine Immunitätseinheit (I.E.) enthält. Genügt $^1/_{100}$ ccm zur Neutralisation derselben Giftmenge, oder, was dasselbe ist, reicht 1 ccm Serum aus, um die 100fache Giftmenge zu neutralisieren, so enthält 1 ccm Serum 100 Immunitätseinheiten.

Diese Wertbestimmung des Serums würde nun sehr einfach sein, wenn wir das Diphtheriegift im Zustande der Reinheit besäßen. Das ist aber leider nicht der Fall, und es ist außerdem ein alle Wertbestimmungen noch sehr erschwerender Umstand, daß die Bakteriengifte sich sehr schnell abschwächen, besonders stark in den ersten Wochen nach ihrer Herstellung; erst wenn das Diphtheriegift ungefähr 1 Jahr Lager hat, ist es zur Ruhe gekommen und kann zu den Untersuchungen benutzt werden.

Wie wichtig die Kenntnis dieses Umstandes ist, das zeigen sehr bedauerliche Vorkommnisse in England, wo man die Wertbestimmung des Serums mit immer schwächer werdendem Gifte anstellte und schließlich ein Serum in den Handel brachte, welches wenig oder garnichts zu leisten vermochte, bis endlich einsichtige Ärzte den Fehler erkannten und unter Mitwirkung des Kgl. Preußischen Institutes für Serumforschung und Serumprüfung den Normalmaßstab wieder einführten, den der Direktor

dieses Institutes, P. Ehrlich, mit größter Sorgfalt und unter Anwendung neuer, geistreicher Methoden aufrecht erhalten hatte und noch aufrecht erhält.

Mit Hülfe dieser Prüfungsmethode kann man jetzt den Wert eines Diphtherie-Heilserums sowohl wie des Giftes bis auf einen Fehler von höchstens $1^1/_2$ Prozent genau bestimmen, und diese Genauigkeit hat wieder vorteilhaft zurückgewirkt auf die Immunisierung der zur Serumgewinnung benutzten Pferde, denn die schärfere Dosierung des Giftes schützt vor Fehlgriffen und Verlusten, die nicht ausbleiben können, wenn man gelegentlich den Tieren zu große Dosen Gift einspritzt. Die konkurrierenden Fabrikationsstätten für Herstellung des Heilserums waren dadurch in den Stand gesetzt, an die Herstellung immer kräftigerer Präparate zu gehen, so daß schon seit Jahren Sera in den Handel kommen, welche 1000 und mehr Immunitätseinheiten in 1 ccm enthalten. Die Anwendung so hochwertiger Präparate hat noch folgenden besonderen Vorteil.

Das Blutserum mancher gesunder Pferde besitzt die unangenehme Eigenschaft, daß es bei einzelnen Menschen Nesselausschläge, Gliederschmerzen und andere, manchmal selbst mit hohem Fieber verbundene Erscheinungen hervorruft, und je mehr Serum man anwendet, um so heftiger treten diese unliebsamen Erscheinungen hervor. Wendet man nun hochwertiges Serum an, so gebraucht man nur einen Bruchteil der früher benötigten Menge, und deshalb stellen sich die Nebenerscheinungen viel seltner ein und treten viel weniger lästig auf, denn sie sind ja nicht durch die Schutzstoffe bedingt, sondern durch eine eigentümliche, noch ganz rätselhafte Beschaffenheit des normalen Blutserums einzelner Pferde.

Untersuchen wir nun an der Hand der Erfahrung, was das Diphtherieheilserum zu leisten vermag, so tritt immer deutlicher die Berechtigung der Forderung v. Behring's hervor, das Heilmittel möglichst frühzeitig zu benutzen, denn alle Statistiken lehren, daß diejenigen Kinder, welche am ersten Krankheitstage in diese Behandlung kommen, mit Sicherheit gerettet werden. Besonders wertvoll sind immer Aufzeichnungen, welche von einem einzigen Beobachter lange Jahre hindurch gemacht wurden, deshalb sollen hier die Erfahrungen hervorgehoben werden, über welche der für die Klärung der einschlägigen Verhältnisse außerordentlich verdienstvolle Aaser in Christiania berichtet. Im Ullevold Epidemiekrankenhause wurden seit Einführung des Serums im Jahre 1895 bis Ende 1899 im ganzen 1763 klinisch und bakteriologisch festgestellte Diphtheriefälle aufgenommen. Davon waren 599 sehr leicht und erhielten kein Serum, aber 1164 mittelschwere und schwere Fälle wurden mit Serumeinspritzungen behandelt. Von diesen letzteren

starben 8,8 %. Bei der Berechnung nun, an welchem Tage der Krankheit das Serum zur Anwendung gelangte, zeigte sich's, daß nur in 857 Fällen dieser Tag mit einiger Sicherheit angegeben werden konnte.

Unter diesen 857 Fällen aber waren 57 am ersten Krankheitstage mit Heilserum behandelt worden, und diese sind sämtlich geheilt. Am zweiten Krankheitstage erhielten 305 Kranke zum ersten Male Serum, und es starben davon 4, also 1,3 %. Dann aber steigt die Sterblichkeit sehr schnell an, denn schon am dritten Tage erreicht sie die mittlere Sterblichkeit der Gesamtfälle mit ungefähr 8 %, und wird das Heilserum erst am sechsten Tage gegeben, so beträgt sie 25 % der an diesem Tage zuerst mit Serum behandelten Fälle.

Aber auch für diejenigen, welche nicht schon am ersten Krankheitstage mit Heilserum behandelt werden, hat die Sterblichkeit merklich nachgelassen, seitdem man sich dazu entschlossen hat, ihnen trotz der hohen Kosten eine viel größere Menge Serum zu verabfolgen. Früher nahm man 600 I. E. für einen mittelschweren Fall als ausreichend an. Jaser dagegen gibt jetzt in solchen Fällen wenigstens 1000, in schweren Fällen von vornherein 3000 Immunitätseinheiten, und wenn binnen 24 Stunden keine merkliche Besserung eingetreten ist, noch einmal 1000 oder 2000 Einheiten. In einzelnen besonders bedrohlichen Fällen will er bis zu 14000 I. E. mit sehr günstigem Erfolge gegeben haben. Sidney Martin in London wendet noch höhere Dosen an, 6000 I. E. gleich zu Anfang und ohne Rücksicht darauf, ob die bakterielle Diagnose gestellt ist oder nicht.

Ein solches Vorgehen kann der Hygieniker nur billigen. Zwar werden dabei viele Fälle, die gar keine Diphtherie sind, mit Serum behandelt werden, und der wissenschaftliche Arzt wird darüber vielleicht bedenklich den Kopf schütteln. Der Hygieniker steht aber auf einem andern Standpunkte. Für ihn handelt es sich im allgemeinen darum, die Sterblichkeit an der in Rede stehenden Krankheit auf jede mögliche Weise herabzusetzen, und dazu trägt die Serumbehandlung sämtlicher diphtherieverdächtiger Fälle bei, denn soviel ist klar, wenn man gleich am ersten Krankheitstage in dieser Weise vorgeht, so ist man sicher, alle wirklich an Diphtherie Erkrankten zu treffen und den Tod an Diphtherie zu verhindern. Allen übrigen aber, welche unnötiger Weise dieser Behandlung unterzogen wurden, schadet es nicht, denn der einzige Nachteil, den man dieser energischen Art des Vorgehens nachsagen kann, besteht darin, daß ein Teil des kostbaren Diphtherieserums verschwendet wird. Aber dieser Nachteil, den Mancher an seinem Geldbeutel schwer

empfinden mag, kommt gegenüber dem Gewinn an Menschenleben und der Verminderung der Ansteckungsgefahr für die Gesamtheit wenig in Betracht.

Allerdings werden auch bei diesem Verfahren Todesfälle nicht ganz ausgeschlossen sein, wenn nämlich erschwerende Umstände vorliegen, z. B. gleichzeitige Erkrankung an Scharlach, aber es würde ungerecht sein, darin ein Versagen der Blutserumtherapie sehen zu wollen.

Wenn hier der Anwendung des Serums schon beim bloßen Verdacht der Diphtherie das Wort geredet wird, so soll das nicht etwa heißen, daß nun die bakteriologische Untersuchung unterbleiben soll. Im Gegenteil, es soll die Diagnose, ob Diphtherie oder nicht, durch die bakteriologische Untersuchung festgestellt werden, um danach die Entscheidungen über etwa notwendige hygienische Maßnahmen zu treffen. Sind Kinder in der Familie des Erkrankten, so muß diese Untersuchung unter allen Umständen gemacht werden, und ergibt sie das Vorhandensein echter Diphtherie, so müssen die übrigen Kinder durch eine prophylaktische Serumeinspritzung von etwa 400 Immunitätseinheiten gegen Ansteckung geschützt werden. Dieser Schutz hält gewöhnlich nur 3—4 Wochen vor, doch reicht das in den meisten Fällen aus. Man muß aber diese Einspritzung wiederholen, wenn in der Zwischenzeit die Diphtheriebazillen nicht aus dem Nasenrachenraum des zuerst Erkrankten verschwunden sind. Manchmal nämlich halten sich diese Bazillen monatelang bei den Genesenen, welche nicht nur gesund erscheinen, sondern tatsächlich ganz gesund sind; denn dadurch, daß jemand die Krankheit überstanden hat, ist er gegen sie immunisiert, d. h. in seinen Körpersäften findet sich andauernd ein Gegengift gegen das Diphtheriegift vor. Dadurch werden aber die Diphtheriebazillen, die sich etwa im Nasenschleim befinden, gar nicht beeinträchtigt, sie können sich dort sogar vermehren und dann die Umgebung des Menschen befallen und krank machen. In solchen Fällen muß also die schützende Einspritzung in 3—4 wöchentlichen Zwischenräumen wiederholt werden, so lange bis durch die von Zeit zu Zeit vorgenommene bakteriologische Untersuchung das Verschwinden der Diphtheriebazillen nachgewiesen ist.

Noch einen andern Vorteil bedingt die Serumbehandlung, nämlich das frühzeitige Abstoßen der häutigen Auflagerungen des Gaumens und Rachens, welche die eigentlichen Brutstätten der Diphtheriebazillen darstellen. Dadurch wird zugleich der gefährlichste Ansteckungsstoff beseitigt, den man sich denken kann. Schon mancher Arzt, den ein diphtheriekrankes Kind anhustete und dabei mit kleinen Teilchen der Membranen besprühte, ist früher ein Opfer einer solchen Ansteckung geworden und hat sein Leben

lassen müssen. Bei allen anderen Behandlungsmethoden bleiben diese häutigen Auflagerungen viel länger bestehen, was wieder zur Folge hat, daß auch viel mehr Ansteckungsstoff gebildet wird, und das begünstigt wieder die Ausbreitung der Diphtherie, während die ausgiebige Serumbehandlung sie mehr und mehr einschränkt.

Während aber die mit dem Diphtherieheilserum gemachten Erfahrungen uns zu dem Ausspruch berechtigen, daß da, wo man sich das Serum rechtzeitig verschaffen kann, überhaupt kein Kind mehr an Diphtheritis zu sterben braucht, so lauten die Erfahrungen mit dem Tetanus-Heilserum, d. h. Heilserum gegen den Wundstarrkrampf, leider viel weniger günstig, sofern es sich um Heilung handelt. Wissenschaftlich betrachtet steht dieses Serum auf gleicher Höhe wie das Diphtherie-Heilserum, aber das Feld seiner Wirksamkeit ist wegen der Eigenart des Tetanus ein viel beschränkteres. Vergiftet man nämlich ein Tier mit einer etwa binnen einer Woche sicher tötenden Dosis Tetanusgift, so treten die ersten Krankheitserscheinungen nicht sofort, sondern erst nach einigen Tagen ein. Dasselbe ist der Fall, wenn der Tetanus in Folge einer Verletzung entsteht; dann vergeht zunächst einige Zeit, bis die in die Wunde gelangten Sporen der Tetanusbazillen auskeimen und Gift bilden, und dieses Gift braucht wieder einige Tage, um im Rückenmarke und Gehirne derartige Störungen hervorzurufen, daß die eigentümlichen Erscheinungen des Wundstarrkrampfes die Folge sind. Diese Zerstörungen können nun überhaupt nicht mehr, oder doch nur in sehr beschränktem Maße rückgängig gemacht werden, und sind sie derart, daß dabei das Leben nicht fortbestehen kann, so nützt alles Serum nichts, denn dieses vermag nicht viel mehr als nur frei in den Körpersäften kreisendes Gift zu neutralisieren. Aber selbst wenn es schon gebundenes Gift noch neutralisieren sollte, so vermag es doch die von diesem veranlaßten Schädigungen des Körpers nicht unschädlich zu machen. Da man aber nicht wissen kann, wie weit die Zerstörungen, welche das Gift angerichtet hat, gediehen sind, so gebrauchen fast alle Kliniker die Vorsicht, in jedem einzelnen Falle das Serum anzuwenden, um wenigstens das etwa noch nicht gebundene Gift unschädlich zu machen, und jedenfalls würde man einen Fehler machen, wollte man beim Auftreten der ersten Zeichen des Tetanus nicht sofort die Serumbehandlung einleiten.

Die schönsten Erfolge erzielt man aber mit der prophylaktischen Anwendung des Tetanus-Heilserums. Auf diesem Wege ist uns die Tierheilkunde vorangegangen, und etwa vor 5 Jahren konnte Nocard die Erfahrungen einer Anzahl französischer Tierärzte dahin zusammen-

fassen, daß von 2300 größeren Haustieren, meist Pferden, welche einer Operation unterzogen waren und unmittelbar darauf eine Serumeinspritzung erhalten hatten, nicht ein einziges umgestanden war, während zur selben Zeit und an denselben Örtlichkeiten Hunderte von nicht so behandelten Tieren an Tetanus eingegangen waren. Eine zweite Reihe von Beobachtungen betrifft größere Haustiere, welche sich eine solche Verletzung zugezogen hatten, wie sie häufig zum Starrkrampf führt. Vierhundert Tiere erhielten Serum zwischen dem ersten und vierten Tage nach der Verletzung, und keines verfiel der gefürchteten Krankheit. Ein Pferd, welches erst am fünften Tage das Serum erhielt, bekam zwar Tetanus, doch verlief dieser auffallend milde.

Diese Erfahrungen hat man sich dann auch für den Menschen zu Nutze gemacht und in manchen Krankenhäusern alle Hülfesuchenden, welche sich mit Erde verunreinigte Wunden zugezogen oder Holzsplitter eingerissen hatten, von vornherein mit Heilserum behandelt. Diese Fälle hatten immer einen nicht unbeträchtlichen Prozentsatz von Tetanus ergeben; nach Einführung der prophylaktischen Behandlung blieb der Tetanus bei ihnen aus.

Auch die Kriegschirurgie hat schon begonnen, aus diesen Erfahrungen Nutzen zu ziehen. Während in früheren Kriegen der Starrkrampf die gefürchtetste und recht häufige Wundkrankheit war und im französischen Kriege noch 400 Fälle mit einer Sterbeziffer von rund 90 Prozent vorkamen, ist es im chinesischen Feldzuge Herhold gelungen, sein Feldlazarett von Tetanus dadurch freizuhalten, daß er alle verdächtigen Fälle prophylaktisch mit Tetanus-Heilserum behandelte.

Aus diesen Darlegungen wird man entnehmen, daß man auch für den Wundstarrkrampf dasselbe erreichen kann wie für die häutige Bräune, wenn man das Serum sachgemäß anwendet, d. h., wenn man dabei die Eigenartigkeit der Wirkung des Tetanusgiftes, die langsame Entwicklung der Krankheit, und die Verhältnisse, unter denen sie zu entstehen pflegt, genügend in Betracht zieht.

Der Gedanke, das Serum direkt auf diejenige Stelle einwirken zu lassen, wo das Gift seine lebensgefährlichen Zerstörungen macht, also auf das Gehirn, ist in Frankreich nicht nur an Tieren, sondern selbst am Menschen geprüft worden, hat aber zu dem Ergebnis geführt, daß Einspritzung des Serums in die Schädelhöhle oder auch ins Gehirn selber, keinen größeren Nutzen bringt, als die Einspritzung unter die Haut. In einigen Fällen schien diese heroische Behandlungsmethode eher schädlich gewesen zu sein.

Der ausgibigen prophylaktischen Anwendung des Tetanus-Heilserums steht leider der hohe Preis desselben im Wege und man darf auch nicht erwarten, daß er in absehbarer Zeit wesentlich sinken werde. Das liegt daran, daß die Immunisierung der Pferde gegen Tetanus außerordentlich schwierig ist und daß viele Pferde dabei zu Grunde gehen. Schon manches Tier, das bereits ziemlich hoch immunisiert war, hat die nächste schwerere Giftdosis nicht mehr vertragen, ist selber tetanisch geworden, und hat dem Immunisator einen Schaden zugefügt, der sich auf Tausende von Mark berechnet. — Die Schwierigkeit, hochwertiges Serum zu gewinnen, zeigt sich auch darin, daß fast alles ausländische Serum weit gegen das deutsche, von den Höchster Farbwerken in den Handel gebrachte zurücksteht. Trotzdem stellt sich ausländisches Serum, wenn man es nach seinem Gehalt an Immunitätseinheiten berechnet, erheblich teurer als das deutsche Präparat.

Ein drittes Serum, welches sich in der Art seiner Wirksamkeit hier anschließt, ist das von Calmette hergestellte Serum gegen das Schlangengift. Es wird durch Immunisierung von Pferden mit dem Gifte der gefährlichsten Schlangen gewonnen. Um immer die nötigen Mengen Gift zur Hand zu haben, hält man die Giftschlangen in der Gefangenschaft. Will man Gift entnehmen, so wird die Schlange am Kopf gepackt, ihr Maul aufgesperrt, und durch Druck auf die Giftdrüsen das Gift ausgepreßt und in einem Uhrgläschen aufgefangen. Daran schließt sich gewöhnlich gleich die Fütterung, die man auf japanische Weise so vornimmt, daß man den Futterbrei durch einen Trichter der Schlange in den Rachen schüttet. — Bei einer solchen Giftentnahme ist Calmette selber vor zwei Jahren von einer der giftigsten Schlangen in den Finger gebissen worden. Durch sofortige Anwendung seines Serums kam er mit dem Leben davon, hat aber doch den Finger verloren, der amputiert werden mußte.

Dieses antivenimöse Serum, wie es die Franzosen nennen, ist ein allgemeines Gegengift gegen Schlangenbiß, denn man hat sich durch Tierexperimente davon überzeugt, daß es das Gift aller Arten von Schlangen neutralisirt, wofür der Grund darin zu suchen ist, daß diese Gifte chemisch einander sehr nahe stehen.

Der Anwendung dieses Serums sind ziemlich enge Schranken gesetzt, weil der Biß der Giftschlangen meist sehr schnell, oft schon in wenigen Stunden zum Tode führt. In schlangenreichen Gegenden muß man also dafür sorgen, daß das Mittel bei Unglücksfällen gleich zur Hand sein kann. Glücklicher Weise aber ergeben die Tierexperimente,

daß das Mittel noch ganz kurz vor dem zu erwartenden Tode seine Heilkraft entfaltet. Genaueres über die Leistungsfähigkeit dieses Serums läßt sich noch nicht angeben, da umfangreiche und einwandfreie Statistiken nicht vorliegen.

Außer diesen drei Serumarten hat bisher kein andres antitoxisches Serum praktische Bedeutung gewonnen. Ein solches Serum ist z. B. dasjenige, welches das Gift des Bacillus pyocyaneus neutralisiert, jenes Bazillus, der sich manchmal in Wunden ansiedelt und ihren Eiter grün färbt. Dieses Serum hat bisher nur wissenschaftlichen Wert, denn die moderne Wundbehandlung weiß sich von vornherein dieses Bazillus zu erwehren und hat deshalb keine von ihm ausgehende Schädigung zu fürchten, gegen welche etwa das Serum mit Nutzen gebraucht werden könnte.

Vielleicht steht zu erwarten, daß ein Serum, welches mit Hülse der Paternosterbohne (Abrus precatorius) hergestellt wird, noch in Aufnahme kommt. Man hat früher die durch die Granulose (Trachom) erblindeten Augen mit einem wässrigen Auszug dieser Bohnen (einem Jequirity-Infus), in heftige Entzündung versetzt und nach Beseitigung der Entzündung oft eine wesentliche Besserung des Sehvermögens erzielt. Aber die Heftigkeit der Entzündung war unberechenbar und richtete öfter ein Auge, das vorher noch Lichtschein hatte, ganz zu Grunde. Durch das neuerdings von Römer benutzte Abrinserum kann man, wie es scheint, die durch das Abrin (das Gift der Paternosterbohne), hervorgerufene Entzündung nach Belieben einschränken, und demnach dürfte die Abrinbehandlung des Trachoms (der Granulose), wieder aufleben.

Damit ist die Übersicht über die antitoxischen Sera und ihre Leistungen geschlossen.

Der hauptsächlichste Grund nun, weshalb noch keine andern, wirklich brauchbaren Heilsera für Krankheiten des Menschen haben hergestellt werden können, liegt darin, daß es bisher nicht möglich gewesen ist, aus den in Frage kommenden krankmachenden Bakterien die Gifte auszuziehen, um damit zu immunisieren. Zwar konnte man sich überzeugen, daß die Bazillen der Lungenentzündung, der Cholera, des Typhus, der Pest u. s. w. ein spezifisches Gift enthalten; man konnte auch feststellen, daß diese Gifte Schutzstoffe erzeugen, denn das Blut der von diesen Krankheiten Genesenen enthielt solche Schutzstoffe; aber das Gift ist in den Bazillenleibern selber enthalten und läßt sich nicht von ihnen trennen.

Nun hat man versucht, sich dadurch zu helfen, daß man die Bakterien in den Kulturen durch mild wirkende Mittel tötet, z. B. durch Erhitzen auf 60°, denn bei dieser Temperatur wird das Bakteriengift

noch nicht zerstört. Immunisiert man nun mit diesen abgetöteten Kulturen, so kann man allerdings ein Serum gewinnen, welches deutliche antitoxische Eigenschaften besitzt, aber daneben haftet ihm noch die unangenehme Eigenschaft an, auf diejenige Bakterienart, durch welche es hergestellt wurde, auflösend einzuwirken. Es ist ein bakterizides Serum. Erzeugt man also beispielsweise ein Immunserum durch Cholerabazillen und spritzt es einem Cholerakranken ein, so wird es die im Körper des Kranken befindlichen Cholerabazillen schleunigst auflösen und ihr Gift dadurch frei machen, und der Erfolg muß der sein, daß der Kranke um so mehr gefährdet wird; anstatt den Kranken zu heilen, wird ein solches Serum ihn nur noch stärker vergiften. — So besitzen wir also noch kein Heilserum für Cholera, Typhus, Lungenentzündung, Tuberkulose, Pest, Influenza, gegen welche alle schon Heilsera angepriesen sind, und auch das in neuerer Zeit viel genannte Streptokokkenserum hat sich bei genauem Nachsehen unbrauchbar für die Heilung von Krankheiten erwiesen, die durch Streptokokken hervorgerufen waren.

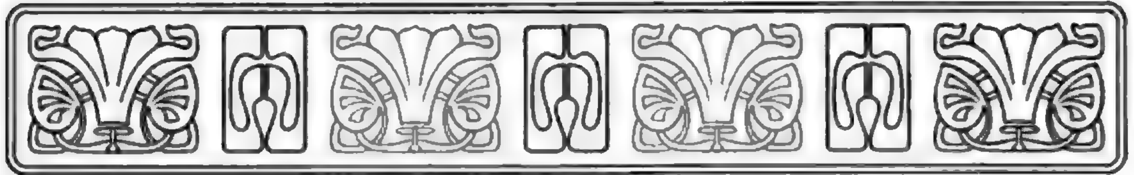
Wir sind deshalb aber nicht machtlos gegen alle diese Krankheiten, sondern wir können uns durch sogenannte aktive Immunisation gegen sie schützen; d. h. wir verfahren in ähnlicher Weise wie bei der Schutzpockenimpfung. Wenn wir abgeschwächte lebende Bakterienkulturen oder auch abgetötete Kulturen der Bakterien einer der genannten Krankheiten in angemessener Menge einem Menschen unter die Haut spritzen, so erkrankt dieser Mensch mit leichtem Fieber, das er aber bald übersteht, und danach hat er einen gewissen Schutz, eine gewisse Immunität gegen die betreffende Krankheit, weil sein Körper die Fähigkeit erlangt hat, sich solche Schutzstoffe selber zu bereiten. Gibt man ihm eine zweite, kräftigere Einspritzung, so wird dieser Schutz noch wesentlich erhöht. Auf diese Weise kann man Menschen, welche durch eine bestimmte Krankheit gefährdet sind, auf Monate, selbst Jahre hinaus schützen, z. B. Truppen bei Beginn eines Feldzuges gegen den so gefürchteten Typhus, oder Krankenwärter, welche mit Pestkranken zu tun haben. In Indien hat man sogar ganze Bezirke in dieser Weise gegen Pest immunisieren wollen, wegen des fanatischen Widerstandes der Eingeborenen aber nur schwache Erfolge erzielt, und die Pest wütet weiter.

Doch alle diese aktiven Immunisierungen haben mit Heilserum nichts zu tun; sie setzen den Körper in den Stand, sich selber seine Schutzstoffe zu bereiten, während die Heilsera sie ihm fertig gebildet zuführen, den Körper passiv immunisieren, ohne eine aktive Tätigkeit von seiner Seite zu beanspruchen.

Für manche Zwecke hat man beide Verfahren gleichzeitig angewandt, besonders in der Tierheilkunde. So hat man, um ein Beispiel zu geben, ein bakterицides Serum gegen den Schweinerotlauf hergestellt, eine Krankheit, welche in Deutschland den Züchtern jährlich einen Schaden von vielen Millionen Mark zufügt. Gegen die ausgebrochene Krankheit leistet dieses Serum wenig, aber im Verein mit der aktiven Immunisation ausgezeichnetes. Die alleinige Immunisation mit abgeschwächten Kulturen des Rotlaufbazillus ist deshalb bedenklich, weil man bei Massenimpfungen, um die es sich immer handelt, unmöglich für jedes einzelne Tier die seinem Gewichte und seinem Gesundheitszustande angemessene Dosis berechnen kann. Man muß eine Durchschnittsdosis geben, und dabei erhalten manche Tiere zu viel, andere zu wenig, und das Ende sind nicht unerhebliche Verluste. Die Gefahren dieser aktiven Immunisation werden aber wesentlich abgeschwächt durch gleichzeitige Verabreichung des Heilserums, welches außerdem noch dadurch günstig wirkt, daß es schon infizierte Tiere, bei denen aber die Krankheit noch nicht zum Ausbruch gekommen ist, vor schwerer Erkrankung und damit vor dem Tode schützt.

Derartige Schutzimpfungen nimmt man dann vor, wenn schon einzelne Fälle von Rotlauf in der Schweineherde vorgekommen sind, aber auch, wenn die Krankheit in der Nachbarschaft aufgetreten ist. Auch für andere Tierkrankheiten versprechen sie Erfolg, doch dürften die Verhältnisse für den Menschen selten so liegen, daß man sich veranlaßt sähe, ein solches kombiniertes Verfahren anzuwenden.

Werfen wir noch einmal den Blick zurück auf das, was die Blutserumtherapie bisher geleistet hat, so sehen wir doch, daß sie sich mit der Entdeckung des Diphtherie- und des Tetanusheilserums ein weites Feld erobert hat, aber die schöne und gewiß berechtigte Hoffnung, daß sie sich bald das ganze Gebiet der Infektionskrankheiten unterwerfen würde, ist nicht in Erfüllung gegangen. Indessen, wenn wir jetzt auch nur Schritt für Schritt weiter kommen, so haben wir doch das frohe Bewußtsein, daß wir überhaupt vorwärts schreiten.



Der Sieg Hebbels.

Von

Adolf Bartels—Weimar.

(Schluß.)

Um ein paar konkrete Beispiele zu geben: Es ist ja recht schön und gut, wenn ihr braven Leute euch den Fall der Klara in „Maria Magdalene" ohne Liebe nicht vorstellen könnt, aber im Grunde beruht eure Verurteilung der Armen auf anerzogener konventioneller Heuchelei, denn im Leben fällt man noch aus ganz anderen Gründen wie hier, wo der ausgeprägt norddeutsche Charakter der Heldin sogar das Physisch-Unangenehme auf den denkbar geringsten Grad einschränkt. Selbstverständlich, daß Hebbel einen anderen Charakter und eine andere Motivierung für seine Tragödie überhaupt nicht brauchen konnte. Wie hat man weiter über die psychologische Unverständlichkeit der Mariamne in „Herodes und Mariamne" raisonniert, selbst ein berühmter Ästhetiker wie Robert Zimmermann konnte sich damit nicht abfinden — und doch ist nichts gewisser, als daß wir in diesem Drama die typische Ehetragödie haben, die Tragödie der stolzen Naturen, die nicht zusammenkommen können.

Ich will nicht alle Tragödien Hebbels gegen die erhobenen Vorwürfe verteidigen, so bestimmt ich mich das mit Erfolg zu tun getraute; mehr Gewicht noch als auf das Bestehen der Hebbelschen Dramen vor dem strengsten Kunstverstand lege ich auf ihren unmittelbaren Lebensgehalt, der jeden Leser, jeden Zuschauer packt. Zwar das ist zweifellos richtig, die Hebbelschen Menschen haben sehr viel von ihrem Erzeuger, ihre inneren Prozesse treten ihnen ziemlich weit ins Bewußtsein, aber ist das nicht vielleicht echt „norddeutsch"? Schillers Menschen tragen ja übrigens auch sehr stark Schillersche Signatur, und eben deswegen hat man sich für sie begeistert; nun ist Hebbel kein Schiller, aber er ist auch etwas, und was dem einen recht ist, sollte dem andern billig sein. Immerhin ist dann aber doch von Schiller zu Hebbel ein gewaltiger Fortschritt in der realistischen Lebensgestaltung, Hebbel hat in weit höherem Grade das charakteristische historische Milieu, das Herauswachsen der Menschen aus

ihm, die individuelle Besonderheit der Charaktere bei typischer Bedeutung und die Homogenität von Charakter und Schicksal herausgebracht als Schiller und ist dadurch der Dramatiker der Gegenwart und noch einer ziemlich weit sich erstreckenden Zukunft, während Schiller, der noch im Rationalismus wurzelt, mehr und mehr zurücktritt. Ich weiß, das wird vielfach bestritten, auch denke ich selber keineswegs daran, Hebbel einfach an die Stelle Schillers zu setzen, die deutsche Jugend wenigstens wird nach wie vor durch Schiller hindurch müssen, aber für unsre literarische Entwicklung bedeutet Hebbel jetzt bedeutend mehr als Schiller, der ja überhaupt rein ästhetisch unheilvoll gewirkt hat, da er den großen Zwiespalt in die Entwicklung unseres Dramas hineintrug. Darüber ein andermal ausführlich, heute genügt es festzustellen, daß auch das Drama Hebbels Größe hat und somit ebenbürtig neben das klassische tritt. „Judith", „Genoveva", „Maria Magdelene", „Herodes und Mariamne", „Agnes Bernauer", „Gyges und sein Ring", „die Nibelungen" fügen sich unsrem klassischen Repertoire ohne weiteres ein, und es liegt nur am guten Willen der Bühnenleiter und vielleicht noch an dem derzeitigen Stande der Schauspielkunst, wenn Hebbel nicht längst auf allen Bühnen ständiger Gast ist. Tieferen Naturen bietet er als echter Tragiker mehr als fast alle übrigen deutschen Dramatiker, als Lebensdarsteller steht er, trotzdem er nichts weniger als ein Shakespearianer ist, doch wohl Shakespeare am nächsten, aber er hat freilich eine starke individuelle Besonderheit, die ihn davon ausschließt, ein nationaler Dichter zu werden, wie Schiller (dessen Besonderheit die Ergänzung unsres Nationalcharakters ist) es war, so wünschenswert es auf alle Fälle bleibt, daß alle Deutschen ihn kennen lernen.

Hebbel ist dann bekanntlich auch noch Lyriker und Epiker, seine Werke bilden überhaupt ein Ganzes, eine Welt für sich, wie es die jedes großen Dichters tun, und es ist nötig von ihm alles zu besitzen — doch wollen wir hier auf seine Lyrik und Epik nicht näher eingehen, so sicher es ist, daß ein paar Dutzend der Hebbel'schen Gedichte einzig und unvergleichlich in unserer Literatur sind. Wichtiger ist für uns der Ästhetiker Hebbel, dessen Durchdringen für das deutsche Volk beinahe so viel bedeutet wie das des Dramatikers. Wer überhaupt ästhetisch veranlagt ist, der kann sich meines Erachtens bei Goethe und Hebbel das Meiste holen; sie haben die tiefste und weiteste Anschauung von der Kunst und geben nicht bloß, wie Lessing und Schiller in der Regel, das Allgemeine, sondern auch das Besondere, das Spezifische, wie ich lieber sage. Als Vorkämpfer der ernsten Kunst, des intimen Zusammenhangs zwischen dem Ethischen und Ästhetischen steht Hebbel sogar an der Spitze. Seine

ästhetischen Anschauungen lernt man gleichmäßig aus seinen Werken, seinen Tagebüchern, seinem Briefwechsel kennen, die Hauptaufmerksamkeit verdienen aber doch die großen Aufsätze der Werke, die nicht alle leichtverständlich, aber alle gehaltvoll und weittragend sind. Wer „Mein Wort über das Drama", das „Vorwort zur Maria Magdalene", die kleineren Aufsätze „Über den Stil des Dramas" und „Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntnis zu einander?", die „Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers", den großen, ungewöhnlich reichhaltigen Aufsatz „Schiller und Körner" und den gleichfalls ziemlich umfangreichen „Shakespeare und seine Zeitgenossen" wirklich lesen kann, der darf sich rühmen, auf der Höhe ästhetischer Bildung zu sein. Irgend einen großen Gesichtspunkt oder eine tiefe ästhetische Wahrheit findet man in der Regel auch in der kleinsten Kritik Hebbels, und wer das ganze Material aus Werken, Tagebüchern und Briefen zweckmäßig zu ordnen verstände, der würde etwas wie eine vollständige Ästhetik der Dichtkunst schaffen. Ähnliches hat uns von den Neueren nur noch Otto Ludwig gegeben, aber Hebbel ist ohne Zweifel weiter und sicherer als dieser. Ich sehe den Tag kommen, wo man Aufsätze wie den über „Schiller und Körner" statt des Lessingschen „Laokoons" in der Schule liest — die deutsche Jugend wird dabei unzweifelhaft profitieren.

Ein volles Verständnis für die gesamte Persönlichkeit Hebbels kann man freilich der Jugend noch nicht geben, das bleibt dem reifen Alter vorbehalten. Ich habe das Hauptgewicht bei dieser meiner Darstellung auf den Dichter, den Tragiker Hebbel gelegt; denn Kunst ist mir mehr als jede andere Lebensäußerung, ist mir nicht bloß Zugang zu der Persönlichkeit, Offenbarung der Persönlichkeit, sondern auch an sich etwas, Werteschaffung. In den Werken steckt das Höchste Hebbels, sein Wesen, seine Kraft, soweit es möglich, objektiviert, vom Individuum gelöst (das eben ist das wunderbare Ergebnis des dichterischen Darstellungsprozesses), aber wir wollen darum die Tagebücher mit ihren unmittelbaren Einblicken in Geisteswelt und Gemütsleben des Dichters auch nicht unterschätzen. Wie schon erwähnt, riefen sie bei ihrem Erscheinen einfach Staunen hervor, und es ist allerdings staunenswert, wenn ein zwanzigjähriger Schreiber, der von Kant nie etwas gelesen hat, in sein Tagebuch schreibt: „Außer den auf Gefühlen basierten Begriffen gibt es noch gewisse Grundbegriffe, die der Seele angeboren sein müssen, und die man ebensowenig wie das Wesen der Seele selbst definieren kann. Zu diesen Grundbegriffen gehören namentlich die Begriffe von Raum und Zeit." Oder wenn ein Münchener Student in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts die Darwinsche

Entwicklungslehre träumt und den Nietzscheschen Haß gegen das Christentum wie auch im Kern seine Übermenschidee hat („Der Mensch ist die Kontinuation des Schöpfungsaktes, eine ewig werdende, nie fertige Schöpfung, die den Abschluß der Welt, ihre Erstarrung und Verstockung verhindert"). Aber selbstverständlich kommt es auf die einzelnen Geistesblitze nicht an, sondern auf die Totalität der Persönlichkeit, und die stellt sich doch (der dichterischen Bedeutung Hebbels entsprechend) nach allen Richtungen so gewaltig dar, daß ein Untergehen in ihr zum Zweck eigenen Werdens den jungen Deutschen nur empfohlen werden kann, mag auch, wie gesagt, das volle Verständnis für Hebbel nicht allzufrüh kommen. Man hat uns neuerdings energisch auf die Angelsachsen Carlyle, Emerson und Ruskin als die Erben des idealistischen Geistes unseres klassischen Zeitalters verwiesen und gemeint, daß wir in dem betreffendem Zeitraum Ähnliches nicht gehabt hätten. Ich weiß nicht, ob der Geist unserer Jeremias Gotthelf und Adalbert Stifter, überhaupt der großen Dichter des Realismus nicht ebenso wertvoll für uns ist, Hebbel halte ich als Persönlichkeit jedenfalls für bedeutender als alle drei Angelsachsen. Mit Carlyle ist Hebbel noch selbst zusammen gestoßen, man liest in seinem Tagebuche: „Die Essays von Thomas Carlyle sind mir in die Hände gefallen. Als Geschichtschreiber ist der Mann mir unerträglich. Aber seine Abhandlungen finde ich anziehend, obgleich sich auch in diesen oft die ungesündesten Phantasiedünste zusammenballen, wo man logische Entwicklungen erwarten darf. Er gehört zu den sehr wenigen in der Welt, die eine Ahnung davon haben, was der Künstler und namentlich der Dichter bedeutet, aber auch hier blickt er nicht in die Tiefe. Denn wenn er auch richtig erkennt, daß jede künstlerische Größe die allgemeine menschliche voraussetzt, und daß man nicht den Hamlet dichten und ein Shylock sein kann, während es sich auf allen anderen Gebieten menschlicher Tätigkeit umgekehrt verhält, so zieht er doch einen höchst absurden Schluß daraus. Er meint nämlich, der Künstler könne vermöge dieser allgemeinen menschlichen Größe, wenn das Bedürfnis der Zeiten es erheische, wohl auch für den Mann des Rats und der Tat eintreten, Shakespeare z. B. für Napoleon die Schlachten schlagen und Goethe für Richelieu mit dem Haus Österreich das diplomatische Schach abspielen. Dies beweist, daß er keinen Begriff vom Spezifischen hat, durch welches das Allgemeine erst lebendig wird, denn Kunst-Genie und Tat-Genie können einander nur decken, wo die gegenseitigen Kreise sich schneiden, was z. B. geschieht, wenn Napoleon nach dem achtzehnten Brumaire eine Proklamation schreiben und Shakespeare, etwa nach den Wildbiebstahl, rasch einen über seine ganze Zukunft ent-

scheidenden Entschluß fassen soll.“ Hebbel hat da die Schwäche all dieser Angelsachen berührt, sie haben in der Tat keinen Begriff vom Spezifischen. Halten wir uns also an unsre Deutschen, wir sind reicher als wir denken, und zumal für die jüngere Generation, die in Kunst und Wissenschaft empor will, genügen Goethe und Hebbel durchaus. Überhaupt sehe ich in der Persönlichkeit Hebbels eine Art Ergänzung der Goethes, den nordischeren, reiner germanischen Typus, den wir in unsren Zeiten uns vor Augen zu halten dringende Ursache haben. Hebbels Schwächen brauchen wir deshalb nicht zu verkennen.

Im besonderen möchte ich endlich noch auf Hebbels Stellung zum Deutschtum hinweisen. Einer unsrer feinsten Ästhetiker hat neulich über das Nationale bei unsern Dichtern die folgende Meinung geäußert: „Bleiben wir beim neunzehnten Jahrhundert und bleiben wir bei der deutschen Literatur: wer ist hier nationaler als Goethe, Uhland, Mörike, Hebbel, Ludwig, Keller — kurz als ihre größten? Und wo rauschte dann auch die Eiche beredter als bei diesen Jungbrunnen? Aber mit Ausnahme des Politikers Uhland waren sie es nicht, die am meisten vom Deutschnationalem gesprochen haben. Das war ihnen etwas Selbstverständliches, das lag eben in ihrem Ich, sie schätzten es vielleicht nicht einmal besonders, sie bemerkten es oft gar nicht, wie der Gesunde in seinen Gedanken von seiner Gesundheit kein Wesens macht, sei sie gleich von Allem der Boden.“ Ich muß diesen Anschauungen entgegentreten, nicht bloß weil sie falsch, sondern hauptsächlich weil sie in unsren Zeiten gefährlich sind, den Schlechten als Deckmantel dienen können. Es ist ganz selbstverständlich, daß ein Dichter sich, wie mit seinem Verhältnis zu allem Göttlichen und Menschlichen, so auch mit dem zu seinem Volke und seiner Rasse beschäftigt, sobald das Nationalgefühl erwacht ist, versteht sich, und damit tritt denn auch das Nationale ins Bewußtsein, wird der gesamten Weltanschauung, die ja wohl der angeborenen Natur gemäß aus Denkprozessen erwächst, eingeordnet. So ist schon Goethe bewußter Deutscher gewesen und hat seine nationalen Zu- und Abneigungen sehr entschieden ausgesprochen. Daß er dabei die übrigen Kulturnationen nach ihrem Verdienste schätzte, unter anderm kein blinder Franzosenhasser war, ist ja mit guter nationaler Gesinnung wohl verträglich. Auch die übrigen angeführten Dichter waren national gesinnt, wenn ich auch für den einen Mörike den Beweis nicht auf der Stelle führen könnte; bei Keller braucht man nur an die Stelle im „Martin Salander“ zu erinnern, wo dem Reichsdeutschen, der sein Vaterland schmäht, gehörig über den Mund gefahren wird. Für Hebbels entschiedenes, schon

aggressives Deutschtum habe ich jüngst die unwiderlegbaren Beweise in einem Aufsatz der „Deutschen Welt“ gebracht. Selbstverständlich braucht ein national empfindender, sich national bekennender Dichter noch nicht patriotischer Dichter zu sein, es ist überhaupt die Verwechslung des Nationalen und Patriotischen, die die Irrtümer unsres Ästhetikers verschuldet hat, wie die spätere Erwähnung Freiligraths und Geibels dartut. Die Sache ist die: Ein großer deutscher Dichter ist zwar immer bewußt deutsch, aber auf der Zunge trägt er sein Deutschtum natürlich nicht und gar nationale und patriotische Stoffe wählt er natürlich nur dann, wenn sie ihn dichterisch reizen. Wohl aber wird auch er sich national bekennen, wenn es nötig ist, Buße tun, wenn er gegen sein Volk gesündigt hat (wie es Goethe in des „Epimenides Erwachen“ in der Tat getan hat), unter Umständen wohl auch Führer in nationalen Kämpfen sein, wenn die Zeit keinen andern Mann hat. Niemals aber war meiner Ansicht nach das Bekenntnis zum Nationalen nötiger als heute. — Hebbel also war ein entschiedener Nationaler und selbst rassestolz, er hat in seinen Prosaschriften das deutsche nationale Elend vielfach bedauert, ist polnischen und czechischen Übergriffen entgegengetreten und hat sich den Juden gegenüber als „Herrn der Kultur“ gefühlt. Auch hat er die engere nationale Bedeutung seiner Werke recht gut gekannt und einmal davon gesprochen, daß er in den „Nibelungen“, in der „Genoveva“, der „Agnes Bernauer“ und der „Maria Magdalene“ die „germanische Welt in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen zu Grunde gelegt habe“, was ihn freilich nicht abhielt, es auch mit der biblischen, antiken und selbst der slavischen zu versuchen. Man braucht sich die national empfindenden Deutschen wirklich nicht alle als dumme Kerle vorzustellen; mit Chauvinismus und selbst sogenanntem Patriotismus hat unser Deutschgefühl sehr wenig zu tun. Vor allem: an die große Zukunft seines Volkes hat Hebbel geglaubt und nach dem Badener Attentat an König Wilhelm I. von Preußen Verse gerichtet, die uns heute beinahe als Prophezeiung vorkommen:

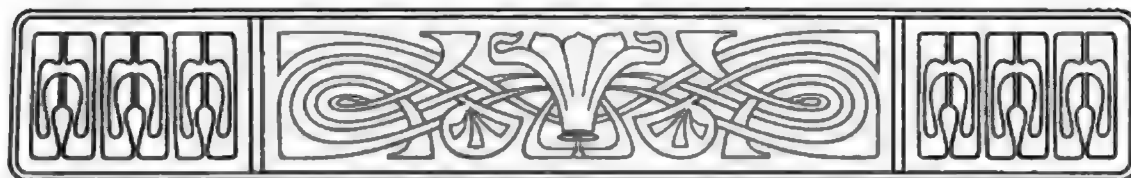
„Dies Volk der Krieger und der Denker,
Das nie von Keimen schwoll wie jetzt,
Was würd' es unter einem Lenker,
Der sich das Ziel im Morgen setzt,
Der rasch, gestützt auf alle Kräfte,
Sich zum Entscheidungskampf erhebt,
Und dann dem göttlichen Geschäfte,
Ein Paradies zu gründen, lebt!

Denn wenn der Junker in der Fabel
Verschied am ersten Sonnenstrahl,
Als ihm ein Vöglein mit dem Schnabel
Den Mantel nahm im grünen Tal:
Der Deutsche wird erst recht lebendig,
Wenn hinter ihm die Nacht versinkt
Und über seinem Haupt beständig
Des Himmels goldne Scheibe blinkt.

Er war bis jetzt der Narr der Erde
Und ward verspottet fern und nah;
Sprich du, o Herr, ein zweites Werde
So steht er als ihr König da!
Er ist ein Adam, doch in Ketten,
Im Kreis der Tiere: löse sie,
Und die ihn gern verschlungen hätten,
Die küssen scheu ihm Fuß und Knie."

Die Verse sind ungelenk wie die aller Hebbelschen Gelegenheitsgedichte, aber über des Dichters Gesinnung lassen sie keinen Zweifel.

So haben wir denn in Hebbel — um das darzutun, habe ich diesen Aufsatz geschrieben — einen großen nationalen Poeten aus dem nachklassischen Zeitalter, der einigermaßen das leistet, was die Klassiker zu tun übrig gelassen. Neben ihm sollen Kleist, Grillparzer und Otto Ludwig, unmittelbar nach ihm Eduard Mörike, Gottfried Keller und noch einige andere ihre Stellung ungeschmälert behalten, aber er, der große Tragiker, ist jedenfalls der Mann, den unsere Zeit am besten gebrauchen kann, auch der, der am weitesten in die Zukunft weist. Zwanzig Jahre heißer Kämpfe haben es mir zu unumstößlicher Gewißheit erhoben, aber es ist nun längst nicht bloß meine Ansicht mehr, es ist die aller, die den Dichter wirklich kennen, und deren Zahl ist jetzt schon sehr groß.



Alte Volkstradition und modernes Parvenutum in unsrer Baukunst.

Von
Landbauinspektor Dr. Hermann Muthesius—London.

Bei dem in den letzten fünfzig Jahren wiedererwachten Interesse an den Schätzen unsrer alten Architektur brachten es die Verhältnisse mit sich, daß uns zunächst diejenigen Beispiele am meisten auffielen, die gewisse Stileigenheiten, ein gewisses malerisches Gepräge, einen gewissen Aufwand an Schmuck und Formen am auffallendsten zur Schau trugen. Es war nur natürlich, daß uns das Fürstenschloß zunächst mehr Bewunderung entlockte, als das Bauernhaus, eine malerisch gruppierte Burg besser gefiel, als das einfach-bürgerliche Wohnhaus. So ist es gekommen, daß unsre ersten Aufnahmewerke alter Architektur fast nur solche reicheren Bauten berücksichtigten. Indem uns nun solche Aufnahmen auf Schritt und Tritt entgegengebracht wurden, mußte sich von selbst die Meinung festsetzen, daß man früher überhaupt in solchem anspruchsvollen Aufwand, in so reicher Formenfülle gebaut habe.

Ganz ähnlich ist es im Kunstgewerbe gegangen, auch hier wurden fast ganz ausschließlich alte Prunkstücke, Fürstenmöbel, Innungskleinode, Zunft-Meisterstücke gesammelt und veröffentlicht, und die daraus gezogenen Fehlschlüsse mußten hier noch um so allgemeiner werden, als auch unsre vielbesuchten Kunstgewerbe-Museen vorwiegend solche ornament- und kunstreichen Stücke vorführten, außerdem die gewöhnlicheren Gebrauchsgeräte aus früheren Jahrhunderten gar nicht auf unsre Tage gekommen waren.

Die Sache wäre noch nicht so schlimm gewesen, wenn wir nicht unsre falschen Anschauungen in die Tat umgesetzt und diese Prunkstücke für unsre heutigen täglichen Gebrauchsgegenstände als Vorbilder benutzt hätten. Hier fing das Unheil an. Unsre Villen wurden ein Sammelsurium von allen möglichen architektonischen Motiven, unsre Möbel keuchten unter der Last der aufgesetzten Schmuckformen. Wir ertrugen alles in unsrer warmen Bewunderung der alten Kunst und in der Vorstellung, daß dies eben so sein müsse, ja die Sachen erschienen uns gerade in dieser Häufung von Prunkformen „stilecht."

Und doch waren wir hier in einer großen Täuschung befangen. Der Alltagskunst von früher war solche Schmuckfülle fremd, sie war einfach, sachlich, vernünftig. Wüßten wir dies heute nicht vom täglichen Gebrauchsmöbel der

alten Zeit, so könnten es uns unsre alten Landbauten erzählen, die überall noch in Fülle vorhanden sind. Sie stellen in ihrer treuherzigen Schlichtheit das gerade Gegenteil von dem Ideal dar, das uns jahrzehntelang vorschwebte. Es ist merkwürdig, daß man sie nicht gesehen hat. Sie füllen in Dörfern und kleinen Städten noch ganze Straßen, und der heutige Bewohner der Großstadt, der auf seinen Sommerreisen in solche Landwinkel verschlagen wird, ist in der Regel entzückt von dem, was sich ihm bietet, von dieser Biederkeit, Schlichtheit der Empfindung, und dem hier waltenden natürlichen Sinn, von dem echten, unverfälschten Bilde deutscher Kultur, das sich plötzlich vor seinen Augen entrollt. Wie konnte man so lange an so Köstlichem vorübergehen? Das ist eines der Geheimnisse, die mit unserm ästhetischen Empfinden verbunden sind. Wie unser körperliches Auge nach einem bekannten Wort nur das sieht, was es kennt, so sieht unser ästhetisches nur das, was es liebt. Und diese Liebe ist so wetterwendisch, wie eine Liebe nur sein kann.

Neuerdings nun, wie gesagt, sieht man die Schönheit dieser einfachen Landbauten wieder. Und das ist in doppelter Hinsicht erfreulich. Denn es ist erstens zu hoffen, daß sie, wenn sie auf den Schild der ästhetischen Würdigung gehoben sind, weniger leichtsinnig abgerissen oder verstümmelt werden, als dies bisher geschah, und zweitens, daß sie unsre gegenwärtige Baukunst in heilsamer Weise beeinflussen. Das letztere tut am dringendsten not. Wir sind durch die oben erwähnten falschen Vorstellungen, durch die Fütterung mit ungeeignetem Vorbildermaterial in ein Stadium der architektonischen Ausübung gekommen, das sehr wenig erfreulich ist, ja geradezu barbarisch genannt werden muß. Man braucht noch nicht einmal an die Berliner Stuckfacade zu erinnern, die allerdings die Ausgeburt schlechten Geschmackes und parvenuhafter Empfindung ist. Man findet dieselbe Art von Degeneration in den Neubauten jeder kleinen Stadt, dieselbe unsinnige Häufung von zusammengestoppelten Motiven, dasselbe Ziel seelenloser, flacher Eleganz, dieselben Opfer an gesundem Menschenverstande zu gunsten einer verblendeten Stilmacherei. Und das alles an Objekten der einfachsten und harmlosesten Art, an kleinen Wohnhäusern, Gasthäusern und Krämerläden.

Paul Schultze-Naumburg hat sich das große Verdienst erworben, in einer Reihe von Aufsätzen im Kunstwart die berührte Frage vor das größere Publikum zu werfen und hat darauf die dort veröffentlichten Aufsätze in Buchform herausgegeben.[1]) Er verfolgt in der Darstellung einen Grundsatz, der an Eindrucksfähigkeit nichts zu wünschen übrig läßt: er stellt Altes und Neues in photographischen Aufnahmen gegenüber und läßt den Leser selbst urteilen. Das Bändchen enthält 84 solcher Aufnahmen und neben einer von trefflicher Empfindung getragenen Einleitung einen kurzen beschreibenden Text. Die Ab-

[1]) Paul Schulze-Naumburg, Kulturarbeiten, Bd. I: Hausbau. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey.

bildungen sind in der Regel so angeordnet, daß die linke Buchseite ein altes Beispiel und die rechte ein entsprechendes neues enthält. Bürgerhäuser, Arbeiterhäuser, Patrizierhäuser, Gartenzäune, Eingangstüren, Gartenhäuschen u. s. w. werden so gegenübergestellt und das Ergebnis ist stets, daß die alte Kunst (es handelt sich zu allermeist um die noch massenhaft vorhandenen kleinbürgerlichen Bauten aus dem achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts) in gefestigten sicheren Bahnen wandelte, nichts prätendierte, einfach und treuherzig, aber in feinem Empfinden und ausgesuchtem Anstand dasteht, während die heutige Zeit oberflächlich, prätentiös, unwahr und parvenuhaft bildet. Nun wird man sagen, daß sich durch solche Gegenüberstellungen alles beweisen läßt, wenn man etwa ein gutes altes und ein schlechtes neues Beispiel wählt. Dies ist indes nicht geschehen. Die Beispiele sind so gewählt, wie sie sich in kleinstem Umkreise einiger thüringischen Städtchen ergaben und jeder Leser wird sofort ersehen, daß die Vergleiche in aller Gerechtigkeit gezogen sind. Man kann dem kleinen Schriftchen nur die allerweiteste Verbreitung wünschen, es ist mehr wie irgend ein anderes geeignet, der Welt die Augen zu öffnen über das, was wir einst in regelrechtem Erbteil der ländlichen Bautradition besaßen und das, was wir heute an seiner Stelle gewonnen haben.

Ein andres Werk, das die Würdigung der ländlichen Baukunst alter Zeit zum Ziele hat, ist ein Mappenwerk von Aufnahmen, welches der Direktor an der Baugewerkenschule in Augsburg, Architekt Rudolf Kempf, herausgibt.*) Bis jetzt sind zwei Mappen mit zusammen 250 Aufnahmen auf 60 Tafeln erschienen. Es handelt sich vor allem um kleinere Landsitze, Bauernhäuser, kleinere städtische Bauten usw., die der Verfasser, mit Zweirad und photographischem Apparat ausgerüstet, auf umfangreichen Touren in Süd- und Mitteldeutschland in rastlosem Eifer aufgesucht und photographiert hat. Die Ernte ist reich und köstlich. Es gewährt einen Genuß eigentümlicher Art, diese schönen Blätter zu durchmustern, aus denen uns die ganze ungesuchte Treuherzigkeit und behäbige Biederkeit, die ganze Empfindungsreinheit unsrer alten Volkskunst entgegenspricht. Welcher köstliche Quell für Anregungen unsrer lebenden Baukunst könnte das werden.

Verfolgen die beiden genannten Werke rein künstlerische Ziele, so sind in der groß angelegten Veröffentlichung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine über das deutsche Bauernhaus künstlerische mit wissenschaftlichen Gesichtspunkten vereint. Hier wird das Vorgeführte durch genau aufgemessene Grundrisse und technisch dargestellte Aufrisse und Schnitte erläutert, und das Ziel ist vor allem, durch Zusammentragen des besten noch vorhandenen Materials

*) Landarchitekturen aus alter Zeit, Malerische Landsitze und Bauernhäuser, Stadttore, Türme, kleinere städtische Bauten, sowie interessante architektonische Einzelheiten aus dem südlichen und mittleren Deutschland. Von Rudolf Kempf. Berlin 1901, Verlag von Bruno Heßling.

einige Klarheit in die immer noch viel umstrittene Frage unsrer ursprünglichen Haustypen zu bringen. Auch die schaubildliche Darstellung hat keine Vernachlässigung erfahren, treffliche Lichtdrucke und Aufnahmen von Innenräumen wenden sich auch an das Verständnis des Laien. Das Werk ist in den bisher erschienenen Teilen eine wahre Schatzkammer für den Freund heimischer Volkskunst und verspricht eine Veröffentlichung von grundlegender Bedeutung zu werden.

Es könnten in diesem Zusammenhange noch eine Reihe andrer Veröffentlichungen genannt werden, wie etwa das schöne Werk über den deutschen Fachwerkbau der Renaissance von Ferdinand Correll,[3]) das ebenfalls hauptsächlich die einfacheren, bauernmäßigen Bauten berücksichtigt, zum Unterschiede von früheren ähnlichen Werken, die mehr die reichen Bauten vorführten. Aber schon die genannten, fast alle noch in der Fortsetzung begriffenen Werke machen die neue Bewegung klar, die auf Erkenntnis des Wertes der alten rein ländlichen Bauten abzielt. In diesen Bauten sehen wir fast durchweg lediglich die von Geschlecht zu Geschlecht vererbte örtliche Bautradition sich betätigen, der „Architekt" ist an ihnen nicht beteiligt. Er wirkte in höheren Sphären und seine mit dem vollen architektonischen Apparat arbeitenden Kunstleistungen, die er vorwiegend im Dienste der Fürsten und der Aristokratie schuf, warfen nur einen schwachen Abglanz auf diese große Schicht der Alltagsschöpfungen, die dem zunftmäßig ausgebildeten Maurer- und Zimmermeister zufielen. Hier brachen sich die Wellen der schon in den letztvergangenen Jahrhunderten sich rasch ablösenden Kunstmoden, hier blieb feste und sichere Haltung, Natürlichkeit und biedere, standhafte Gesinnung das Charakteristische. Mit der Zähigkeit des Bauern haften die örtlichen Bauweisen an dem Vererbten und Üblichen fest.

In diese, von unserm heutigen zerfahrenen Standpunkte aus glückseligen Zustände legte das neunzehnte Jahrhundert eine Bresche, indem es an die Stelle der Bauzünfte die Baugewerkenschulen setzte. Von diesem Augenblick an geriet alles ins Wanken. Jetzt wurden gebildete und geschulte Architekten die Lehrer derjenigen Leute, die den breiten Alltagsbedarf an Bauten zu decken hatten, und mit ihrer Bildung brachten sie den Ehrgeiz mit, diese höhere Kunst auch den Baugewerkenschülern einzuimpfen. Säulenordnungen und Architekturgeschichte, Stilkunde und Formenlehre wirkten in der Richtung, daß diese neuen Maurer- und Zimmermeister, wenn sie in die Praxis traten, „Architektur" um jeden Preis machten, statt vernünftig und einfach zu bauen wie es ihre Vorfahren getan hatten, daß sie von Tradition nichts mehr wußten und daß alle sachlichen Gesichtspunkte von den zuallermeist falsch verstandenen „künstlerischen" überwuchert wurden. Daher unser heutiges Bauelend auf dem Lande. Daher diese entsetzlichen Geschmacklosigkeiten, diese empörend parvenühafte Gesinnung, die uns in unsern Neubauten heute auf Schritt und Tritt entgegengähnt.

---

[3]) Verlag von Bruno Heßling, Berlin.

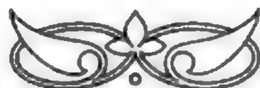
Wie dem Elend abzuhelfen sei, ist eine schwierige Frage. Es ist nicht möglich, den zunftmäßigen Betrieb wieder einzuführen. Beschränkung des geistigen Horizontes wäre ein gewagtes Mittel in einer Zeit, wo die Presse und billige Publikationen Jedem ganze Stöße von geistiger Nahrung auf den Tisch werfen. Folglich muß eine andere Art von Erziehung Platz greifen, und zwar nicht eine einschränkende, sondern eine erweiternde Erziehung, eine so weitgehende Ausbildung des Geschmackes, daß trotz der zugegebenen Schönheit von Säulenordnungen und „Stilen" die einfache, in ihrer Art unübertreffliche Schönheit unsrer alten ländlichen Baukunst erkannt und gewürdigt wird. Dies allein kann helfen. Wir können in unsrer fortgeschrittenen Kultur uns nur vermittels einer höheren Einsicht wieder dem Einfachen zuwenden, geradeso wie der an Reichtum Gewöhnte in der Regel einfach lebt, während der plötzlich Reichgewordene leicht ausschreitendem Luxus verfällt. In diesem Stadium des plötzlich Reichgewordnen, des Parvenus, befindet sich unsre heutige Baukunst, ganz besonders in der Art wie sie sich in unsren Alltagsbauten äußert.

Wenn sich daher jetzt endlich das Interesse an unsrer überkommenen Landarchitektur wieder regt, wenn plötzlich die Augen weiterer Kreise für deren Schönheiten wieder geöffnet werden, so ist darin ein höchst erfreuliches Zeichen einer beginnenden höheren Einsicht zu erblicken. Und der Einfluß dieser Einsicht auf unser künftiges bauliches Gestalten, ganz besonders soweit es sich auf kleinere Aufgaben, wie Landhäuser, kleinere Stadthäuser und das ganze Gebiet dessen erstreckt, was wir Nutzbauten nennen, ist vorläufig gar nicht abzusehen. Wie weit er aber gehen kann, kann uns ein Beispiel lehren: die Vorgänge in England.

England ist dem Kontinent im neunzehnten Jahrhundert in vieler Beziehung vorangeeilt, ganz besonders auch in seiner Kunstentwicklung. Hier steht bekanntlich die Wiege der neuen Kunstbewegung, in deren Mitte wir uns jetzt auch auf dem Kontinent befinden. Gerade zur Zeit als sie in England einsetzte, nämlich in den sechziger Jahren, erwachte dort nun auch plötzlich ein neues Interesse an den ländlichen Bauten alter Bautradition. Die damalige Lage war der heutigen unsrigen ungemein ähnlich: an allen neuen Bauten ein Stilwust teils in klassischen, teils in mittelalterlichen, immer aber in dick aufgetragenen stilgeschichtlichen Formen. Gegen diese Formen unternahm es eine jüngere Architektengeneration anzukämpfen, an ihrer Spitze der jetzt greise Norman Shaw, und sie wandte sich um Rat an diese einfachen ländlichen Bauten, die hier so gut wie bei uns das biedere, vernünftige, schlichte Kleid der durch Generationen vererbten Tradition trugen. Es war im wesentlichen ein Kampf gegen die Stile, den man damals unternahm, nicht der Kampf eines gegen einen andern oder eines neuen gegen die alten Stile, sondern ein Kampf gegen den Stil überhaupt, d. h. gegen all die Prätension, Unechtheit und Unvernunft die sich in unsrer neueren Architekturausübung unter diesem Begriff verborgen hat. Von jener Zeit an datiert die glänzende Entwicklung der häuslichen Baukunst in England, die für dessen Kunstentwicklung der letzten dreißig Jahre bezeichnend ist.

Der Ruf des englischen Hauses ist auch nach dem Kontinent gedrungen, die Art, wie das moderne englische Haus entstanden ist, ist aber weniger geläufig, wie man vielleicht gerade darüber im Unklaren ist, daß es bis zum Jahre 1865 in dem Sinne, in dem wir heute von ihm sprechen, noch nicht existierte. Den Weg zu dieser Kulturleistung hat die Befreiung von dem Trugbild der Stile gebahnt, und das Erziehungswerk leistete die eingeborene ländliche Baukunst.

Wer dieses englische Beispiel studiert hat, für den knüpfen sich gerade an das neuerwachte Interesse in Deutschland die schönsten Hoffnungen. Möge es uns zu einem ähnlichen Ziele führen, wie in England. Kein Stilrezept, auch nicht ein so oft gewünschter „neuer Stil" kann uns aus unserm jetzigen Architektur-Dilemma retten, uns über das jetzige Stadium des Parvenutums hinausbringen, sondern allein Vernunft, einfache Empfindung, Innerlichkeit und Schlichtheit des Gestaltens, das Aufgeben jeder Neigung, mehr zu scheinen als wir sind, persönliches Selbstbewußtsein, Pflege der örtlichen Tradition. Alles das finden wir nirgends in der Welt so gut vorgezeichnet, als in unsern einfachen, von uns so lange im Hochmut übersehenen ländlichen Bauten.



Seeluft.

Nun weht einmal der rechte Zug,
Gottlob! in deutschen Landen;
Er kommt daher wie Möwenflug,
Er braust wie Meeresbranden.
Er fährt mit hellem Jubelklang
Um Felder, Wald und Wiesen —
Hei Seeluft, frischer Tatendrang,
Dein Kommen sei gepriesen!

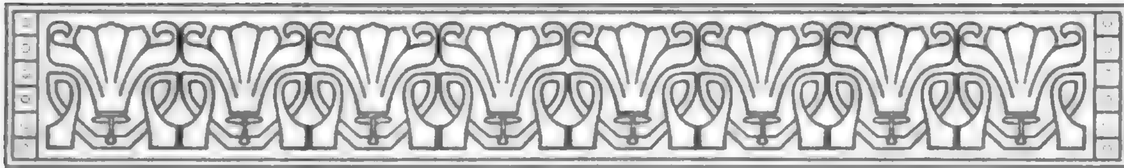
Wie Wetter stürmt er, fegt und kehrt
Durch Haus- und Mauerlücken,
Kein alter Zopf bleibt unversehrt, —
Und wehe den Perücken!
Den Stubenhockern wird es bang,
Und die Philister niesen —
Hei Seeluft, frischer Tatendrang,
Dein Kommen sei gepriesen!

Uns aber jüngt er Blut und Mark
Und scheucht uns Gram und Grillen,
Und macht uns Arm und Seele stark
Um unsers Kaisers willen.
Er färbt uns tiefer Stirn und Wang
Mit scharfen Nordlandsbrisen —
Hei Seeluft, frischer Tatendrang,
Dein Kommen sei gepriesen!

Schon hebt die Flagge sich am Mast,
Schon regt es sich im Reiche,
Schon träumt von einem jungen Ast
Die alte deutsche Eiche.
Und wie verschollner Heldensang
Durchwühlts den starken Riesen —
Hei Seeluft, frischer Tatendrang,
Dein Kommen sei gepriesen!

Gottfried Schwab.

Aus: „Wolkenschatten und Höhenglanz", Gedichte von Gottfr. Schwab. Verlag von Lampert u. Comp., Augsburg.



Über Dilettantismus.

Von

Houston Stewart Chamberlain.[1])

Trotz Goethe und Schopenhauer schmeckt der Ausdruck „Dilettant" noch immer mehr nach einem Schimpfwort als nach einem Ehrennamen. Nur in Dingen der Kunst erkennt die öffentliche Meinung dem Dilettantismus Berechtigung zu und zieht ihn groß, — gerade dort also, wo der Altmeister von Weimar ihn mit Recht schonungslos bekämpfte, denn alle Kunst ist zugleich eine Technik, und über Technik kann nur der Techniker urteilen, und alle große Kunst ist Kunst des Genies, und Werke des Genies kann man annehmen oder ablehnen, nicht aber abschätzen. Dagegen stehen die Wissenschaften einem Jeden offen; die größten Gelehrten sind häufig sehr mittelmäßige Köpfe; von Zoologie, von Philologie, von Theologie kann jeder Kenntnis nehmen, dem es gelüstet. „Die Erfahrung gibt", schreibt Goethe, „daß Dilettanten zum Vorteil der Wissenschaft vieles beitragen"; selten gelingt es dem Fachmann, wie es dem Liebhaber gelingt, „einen Hochpunkt zu erreichen, von woher ihm eine Übersicht, wo nicht des Ganzen, doch des Meisten, gelingen könnte."[2]) Und Schopenhauer — der wie wenige Menschen fast das gesamte Gebiet menschlicher Leistungen überblickte — spricht die Überzeugung aus, daß von Dilettanten und nicht von angestellten „Fachleuten" stets das Größte ausgegangen ist.[3])

Diese Urteile erwähne ich jedoch nur nebenbei, und es genügt mir, wenn sie die Berechtigung des ernsten Dilettanten, neben dem Manne von Fach mit Ehren genannt zu werden, einstweilen bezeugen. Ich selber ziele tiefer. Auf einen Wettbewerb zwischen Fachmann und Dilettant habe

---

[1]) Bruchstück aus dem Vorwort zu der demnächst erscheinenden 4. Auflage der Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts.

[2]) Botanische Studien, Weimarer Ausgabe, Abt. 2, Band 6, S. 114.

[3]) Parerga und Paralipomena II, § 255. Man vgl. auch S. 760 der Grundlagen.

ich es nicht abgesehen; ich bezweifle auch, ob es hinfürder möglich sein wird, auf irgend einem Gebiete ohne Fachkenntnisse wissenschaftlich Bedeutendes zu leisten; der Laie, dem es gelingt, ist einfach ein Gelehrter ohne öffentliches Amt. Die Zeit ist nicht still geblieben. Mußte schon vor hundert Jahren der Fachgelehrte sich beschränken, jetzt muß er es noch viel, viel mehr. Wer nicht selber Fachstudien betrieben hat, wird sich kaum vorstellen können, wie eng und eisern der Umfassungswall ist, der sich um das Gebiet eines wissenschaftlichen Forschers zieht. Das kann nicht anders sein; doch es gibt noch einen anderen Weg, den uns Goethe durch sein bekanntes, tiefsinniges Wort weist: „das Unzulängliche ist produktiv"; ein Wort, das seinen ganzen Sinn enthüllt, wenn man es ergänzt: „zu viel Wissen erzeugt Unfruchtbarkeit".[4]) Ich glaube, der echte Dilettant ist heute ein Kulturbedürfnis. Sowohl der Gelehrte — zur Belebung seiner Wissenschaft —, wie auch der Laie — zur Befruchtung seines Lebens durch lebendig gestaltetes Wissen —, beide können heute des Dilettanten nicht entraten, des Mannes, der mitten inne zwischen Leben und Wissenschaft steht. Wir brauchen Männer, die befähigt und gewillt sind, gleichsam als „geschulte Nicht-Fachgelehrte" zu wirken, sonst fällt die Gesamtheit unseres Wissens immer mehr auseinander und bildet im besten Falle ein Mosaikbild, nicht einen lebendigen und als lebend empfundenen und verwerteten Organismus. Das Zusammenfassen und das Beleben ist das Werk, das heute dem Dilettanten, wie ich ihn verstehe, obliegt. Wirkliches Leben entsteht immer nur dort, wo verschieden Geartetes zusammentrifft, — also außerhalb der Schranken der Fachwissenschaft. Daß dieser Dilettant kein Stümper sein darf, liegt auf der Hand; wäre er einer, so täte er besser, umzusatteln und sich Fachstudien zu widmen, denn in den Wissenschaften kann jede noch so geringe Begabung Verwendung finden, im Dilettantismus nicht. Und noch eins: Dilettant ist, wer aus Liebe und Leidenschaft, ohne jede Eigensucht, eine Sache betreibt; echter Dilettant aber nur, wer sich selber im Zaum hält und dessen Vernunft seiner Leidenschaft gebietet; der Gelehrte darf Steckenpferde reiten, denn es kann vorkommen, daß er hierdurch Wissenschaft fördert, der Dilettant darf es nicht, denn er stiftet damit nur Verwirrung. An den echten Dilettanten werden hohe Ansprüche gestellt: wir fordern von ihm eine vorzügliche Urteilskraft, das Auge eines Feldherrn — zugleich scharf und vielumfassend, innere Freiheit, unermüdlichen Fleiß und volle Hingebung. Gewiß unterliegen solche

[4]) Hierher gehört auch Kants Behauptung, daß bei genügend großer Begabung „die Unerfahrenheit desto vorurteilsfreier und darum desto geschickter mache" (Brief an Bernoulli vom 16. November 1781).

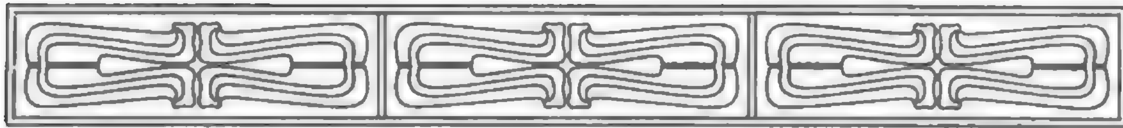
Männer besonderen Beschränkungen, doch ich meine, sie verdienen es, eine geachtete Stellung zwischen Fachgelehrten, Künstlern und Männern des praktischen Lebens einzunehmen, und es ist vollendet lächerlich, wenn schale Zeitungsfeuilletonisten und beschränkte Dutzendprofessoren mit Achselzucken von „bloßen Dilettanten" sprechen.

Hier muß aber auf noch eine Sache aufmerksam gemacht werden. Jeder Beruf, indem er bestimmte Fähigkeiten unausgesetzt übt und dadurch kräftigt, lähmt andere; das Naturgesetz des organischen Gleichgewichtes bringt das mit sich; jeder Beruf birgt also besondere Gefahren. Wer Augen hat zum Sehen, beobachtet das täglich beim Offiziersstand, beim Kaufmannsstand, beim Juristen, beim Geistlichen, beim Arzt, beim Künstler . . . . . . Die Erkrankung, die dem Fachgelehrten droht, ist nun eine besonders gefährliche; Immanuel Kant, der sein Leben lang an der Quelle saß und also aus täglicher Erfahrung schöpft, hat die Redlichkeit gehabt, es offen auszusprechen: große Gelehrsamkeit schwächt leicht die Urteilskraft. Teils kommt das von der Überanstrengung des Gedächtnisses her, teils von der engen Beschränkung der Interessensphäre, teils von der — für Durchschnittsköpfe — demoralisierenden Wirkung des widerspruchslosen Dozierendürfens. Daher Kant's merkwürdig schroffe Behauptung: „Die Akademien schicken mehr abgeschmackte Köpfe in die Welt, als irgend ein anderer Stand des gemeinen Wesens." Und mit Staunen bemerkt der weise und stille Menschenbeobachter, was er „das Vorurteil des Unwissenden für die Gelehrsamkeit" nennt.[5]) Eine solche Sprache im Munde eines Fachgelehrten und eines Mannes, der besonders vorsichtig und mild zu urteilen pflegt, sollte uns wohl zu denken geben Und in der Tat, das Fachgelehrtenwesen, dessen unschätzbare Verdienste einem Jedem bekannt sind, birgt große Gefahren, auf die es Zeit wäre, aufmerksam zu werden. Wie die übrigen Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, erfordert auch das Gelehrtentum ein Korrektiv, ein Gegengewicht. Schon im Interesse der Wissenschaft wäre dies nötig. Der Gelehrte wird leicht zugleich eng und autoritär; weil er in einer Sache Bescheid weiß, glaubt er sich manchmal allwissend und wird unduldsam wie nur irgend ein zelotischer Pfaffe. Daher mag es wohl kommen, daß nirgends das Autoritätenunwesen, ja, der Terrorismus üppiger blüht als in der Gelehrtenrepublik; ein einziger „berühmter" und vielleicht wirklich hochverdienter Name genügt manchmal, um dreißig Jahre lang

[5]) Vgl. Kritik der reinen Vernunft, 2. A., S. 174, Nachricht von der Einrichtung der Vorlesungen u. s. w., Versuch den Begriff der negativen Größen u. s. w. III, 4, Logik, IX und zahlreiche andere Stellen.

alle originellen Köpfe, alle neuen, fruchtreichen Gedanken in der betreffenden Wissenschaft brachzulegen und eine Generation heuchlerischer Nachbeter und hochmütiger Mittelmäßigkeiten heranzuziehen. In ähnlicher Weise herrscht in der Wissenschaft das Dogma; wer z. B. heute nicht ohne weiteres anzunehmen bereit ist, sämtliche lebende Wesen hätten sich aus einer einzigen Urzelle „entwickelt", wird auf Naturforscherversammlungen einfach nicht zum Worte zugelassen. Man ist erstaunt, wenn man erfährt, wie viele der bedeutendsten deutschen Universitätsprofessoren von der Regierung ohne Mitwirkung und sogar gegen den Willen der Fakultäten ernannt wurden — ich brauche nur Johannes Müller, Leopold von Ranke, Helmholtz, Gräfe zu nennen. Da sieht man echten Dilettantismus am Werke, zum Heile der Wissenschaft und der Kultur! Und dieser Dilettantismus ist es, der jetzt seine Einflußsphäre noch weiter ausdehnen muß, — der Dilettantismus, der zwischen Gelehrten und Gelehrten zu unterscheiden weiß, der die urteilsmächtigen und die „abgeschmackten" nicht in einen Topf wirft und der auch beim wirklich großen Gelehrten zwischen dessen Gelehrsamkeit und dessen unbewußtem Dilettantismus, zwischen dessen glänzenden Gedanken und dessen beschränkten Vorurteilen eine Grenzlinie zieht. Ein Gegner der Fachgelehrten soll der Dilettant beileibe nicht sein, vielmehr ist er ihr Diener; ohne sie wäre er selber nichts; er ist aber ein völlig unabhängiger Diener, der zur Erledigung seiner besonderen Aufgaben auch seine besonderen Wege gehen muß. Und empfängt er sein Tatsachenmaterial zum großen Teile vom Gelehrten, so kann er seinerseits durch neue Anregungen diesen sich vielfach verpflichten.

Zwischen dem Wissen und dem Leben zu vermitteln, ist ein schönes, aber schwieriges Amt; keiner sollte sich daran wagen ohne ein tiefes Bewußtsein der übernommenen Verantwortlichkeit.



Der Ultramontanismus und das Deutsche Reich.

Von

Georg Kaufmann-Breslau.

II.

In der Entwicklung des Ultramontanismus im 19. Jahrhundert bilden auch für Deutschland die sechziger Jahre, in denen die Jesuiten die Dogmatisierung der Unfehlbarkeit des Papstes vorbereiteten, und vor allem die Entscheidungen des Vatikanischen Konzils von 1870 die große Epoche. Damit änderte sich die Stellung der katholischen Kirche zu den Staaten, und es änderten sich Ziele und Kampfesweisen der klerikalen Parteien. Sie wurden politischer. Zwar fehlte ihnen schon in der früheren Periode das politische Element nicht. Die Geschichte Frankreichs, Spaniens, Irlands, der Kampf um das bairische Konkordat, der badische Kirchenstreit in den fünfziger Jahren, die enge Verbindung der Großdeutschen mit den Ultramontanen 1848—1851 und viele andere Vorgänge geben Zeugnis davon: aber es ist doch namentlich in Deutschland ein erheblicher Unterschied in dem Mischungsverhältnis der politischen und der kirchlichen Elemente vor und nach dem Vatikanum. In dem sog. Kulturkampf und der Ausbildung der Zentrumspartei und ihrer Presse erreichten die politischen Elemente in dieser kirchlichen Partei ein in Deutschland bisher unbekanntes Übergewicht. Der Welfe Windthorst war der Führer des Zentrums, Polen und elsaß-lothringische Protestler nebst anderen Verbitterten aus den deutschen Kämpfen von 1866—1870 bildeten seine stets bereiten Hülfstruppen.

Noch eine andere Entwicklung ist im Laufe des Jahrhunderts zu beachten: Der große Einfluß des romanischen, im besonderen des französischen Ultramontanismus auf Deutschland. Hauptträger dieses Einflusses war Graf Joseph de Maistre (1754—1821), der Sohn eines savoyischen Adelsgeschlechts, namentlich durch die gerade in den höchsten Kreisen viel gelesenen Schriften: Soirées de Saint-Pétersbourg und Du Pape. Stellt

man ihm Görres, den reichsten und kräftigsten Geist und zugleich den gewaltigsten Publizisten der deutschen Ultramontanen gegenüber, so erkennt man auch die Verschiedenheit der nationalen Richtungen in dieser internationalen Bewegung. Beide übten einen Einfluß, der sich kaum hoch genug schätzen läßt. Die von ihnen ausgegangenen Anregungen haben sich ergänzt und unterstützt, aber in dem Vatikanum und seit dem Vatikanum ist die von Görres vertretene Richtung zurückgedrängt, und die oberflächlichere, die Tatsachen in rücksichtlosem Spiel sophistischer Beweisführung und eleganter Causerie verdunkelnde Manier des Romanen hat gesiegt.

Beide Männer haben ihre Jugend im 18. Jahrhundert verlebt und können das Erbe dieses Jahrhunderts der Aufklärung nicht ganz verleugnen. Sie gehörten aber sehr verschiedenen Gesellschaftsschichten an und wurden sehr verschiedene Lebenswege geführt. De Maistre repräsentiert die privilegierten Kreise des Hofs und ihre legitimistischen Ansichten. Görres ist nicht nur bürgerlichen Ursprungs, sondern wurde auch von dem Taumel fortgerissen, mit dem die Schlagworte der französischen Revolution die Menschen erfüllten. Die Wandlungen seiner Ansichten in diesen Jahren sind hier nicht zu verfolgen, zu betonen ist dagegen, daß Görres — trotz aller mystischen Neigungen und Spielereien mit törichten Spukgeschichten und trotz seiner leidenschaftlichen Kämpfe für die katholische Kirche und ihre Gewalten — auch in Glaubenssachen ein rationalistisches Element, ein Bedürfnis der eigenen Überzeugung bewahrte, wie wir es bei seinen meisten Schülern und Nachfolgern, namentlich bei den Führern des Zentrums vergeblich suchen. Man könnte von einem protestantischen Zuge in seinem Wesen sprechen, wenn man das Wort nicht mißverstehen will. Deshalb konnte er auch in großen und entscheidenden Abschnitten seines Lebens mit Protestanten und zwar auch mit dogmenlosen Protestanten wie E. M. Arndt in lebendigster geistiger Gemeinschaft wirken. Er war überzeugt, daß die wissenschaftliche Forschung in völliger Freiheit geübt werden müsse. Gott habe dem Menschen diese Freiheit gegönnt, „die halb gebraucht wohl zum Irrtum führt, in voller Entwicklung aber, wenn sie nur aufrichtigen Herzens ist, sich selbst wieder ihr Maß gibt und ihre Grenze". Er wollte nichts wissen von einem Pfaffentum, „das unter dem Vorwand des Heiligen bloß irdische Zwecke verfolgt, gemeine Leidenschaften für Eingebungen eines höheren Geistes geltend zu machen versucht, verschmitzter Herrschsucht fröhnt oder im feisten Wohlleben sich gefällt." Görres kannte die Schäden der Kirchen, hoffte aber gerade für die katholische Kirche auf eine Erneuerung des Klerus

im Geiste wahrer Freiheit und ließ sich durch den Spott der Welt nicht irre machen in dem Glauben, daß solche „chiliastische Torheit“ doch noch einst Wirklichkeit werde und daß in solchem Geiste „die verschiedenen Konfessionen sich wieder einander und dem Stamme nahen“ möchten. So schrieb Görres 1819 in der Schrift „Teutschland und die Revolution“, die ihm von Preußen als schweres Verbrechen angerechnet wurde. Görres mußte fliehen, fand in Straßburg und später in Baiern Zuflucht und hat an Preußen in den Kämpfen der folgenden Jahre schwere Rache genommen. Es ist das nicht im kleinlichen Sinne zu verstehen. Kleinlich war Görres nicht. Aber Görres, der in Preußens großer Zeit sein Herold und Helfer gewesen war, deckte jetzt mit harter Hand die schwachen Seiten des Staates auf. Die preußische Bureaukratie schilderte er als „den starren Knochenmann, dem man zu viel Ehre erweist, wenn man ihn einen Geist nennt . . ., der in der hoffärtigen, vielgeschäftigen Beamten- und Schreiberwirtschaft spukt, der Despotismus der Bureaumenschen, der alles niedertritt, kein Recht, keine Überzeugung und kein Gewissen achtet.“ Görres hat mehr als ein anderer den Haß und den Spott geweckt, der sich damals in Süddeutschland gegen Preußen aufspeicherte und er gab ihm die verhängnisvolle Verbindung mit dem konfessionellen Gegensatz der katholischen Rheinlande zu der protestantischen Mark. Das tat er vor allem durch die gewaltige alle Gegner Preußens sammelnde und alle Katholiken zum Kampfe für die angeblich bedrohte Kirche aufrufende Flugschrift Athanasius, dem der eben angeführte Satz entnommen ist. Am 20. November 1837 wurde der Erzbischof von Köln verhaftet, weil er sich den Gesetzen des Staats offen widersetzte. Der Erzbischof hatte den Streit durch seinen Fanatismus heraufbeschworen, — die ihn kannten, hatten von vornherein nicht begreifen können, daß Preußen ihn für dies Amt wünschte. — Dem Könige lag dagegen gewiß nichts ferner als eine Bedrückung der katholischen Kirche. Aber diese Gefangennahme war das Signal zu einem kirchlichen Kampfe ohne Gleichen. Dieser Kampf ist der eigentliche Anfang jener starken ultramontanen Bewegung, die unter wechselnden Formen bis heute vorherrscht.

Der mystische Zug, der zu den mittelalterlichen Formen der Frömmigkeit zurückführte, herrschte bereits mehrere Jahrzehnte vor und zwar in protestantischen wie in katholischen Kreisen, aber jetzt gewann er erst die leidenschaftliche Form, sowie die Richtung auf das Praktische und die weite Verbreitung. Er mischte sich zugleich mit einem starken Beisatz von Entrüstung über die sinnlose Anmaßung des patriarchalischen Absolutismus, der in den deutschen Staaten erneut worden war, nachdem

er doch in der Prüfung der napoleonischen Gefahr völlig versagt und in den Reformen der Notjahre und der ersten Friedensjahre nach 1815 selbst seine Unzulänglichkeit bekannt hatte. Murrend hatte sich das Volk gefügt, und die ihre Wünsche und Ansichten lauter äußerten, sahen sich mit brutaler Gewalt erdrückt und verfolgt. So schwiegen die Männer, wo nicht stürmische Jugend oder besondere Leidenschaft des Wesens das Schweigen brach. Nun bot sich auf einmal in der kirchlichen Frage ein Gegenstand, der seiner Natur nach die Opposition erleichterte. Es öffnete sich eine Pforte, durch die man aus dem Gehege des Zwanges hervorbrechen und im frischen Kampfe seine Freiheit beweisen konnte, ohne gleich als politischer Rebell bezeichnet zu werden. In Massen strömten sie nun heraus. Nicht blos die kirchlichen Eiferer kamen, auch die Lauen, ja die der Kirche ganz Entfremdeten. Die Verhaftung des Kölner Erzbischofs wurde „der segensreiche Wendepunkt in der neueren Geschichte der Kirche in Deutschland, von da beginnt ihre Befreiung und Lebenserneuerung". So urteilt ein Biograph von Görres und dies allgemeine Urteil bestätigte August Reichensperger für sich mit den Worten: „An der Gewalttat vom 20. November 1837 sah ich, wohin das preußische Staatskirchentum führte: der gefangene Erzbischof hat mich wieder zur Kirche zurückgebracht." Ebenso erging es zahlreichen anderen, die bis dahin gleichgültig gewesen waren. Das Martyrium — obschon es dem Erzbischof nicht gerade schwer gemacht wurde — wurde als ein Zeichen angesehen, daß die katholischen Rheinlande von dem protestantischen Preußen vergewaltigt werden sollten, und da erneute sich der Zorn, der diese Lande unlängst erfüllt hatte, als man in Berlin das rheinische Recht aufzuheben plante. In diesen Kämpfen wurde Görres naturgemäß seinem ursprünglich freieren Standpunkte mehr und mehr entfremdet. Hatte er zu dem Wunderglauben seines zerfahrenen und in der Fülle seiner poetischen Begabung untergehenden Freundes Brentano oftmals den Kopf geschüttelt und selbst gewisse Anfänge einer freieren Bibelkritik gutgeheißen, so trat er bald auch für so grobe Veranstaltungen der Eiferer ein wie das Ausstellen des sog. heiligen Rockes in Trier. Den Einwand, daß doch mehrere Kirchen den heiligen Rock zu haben behaupteten, beseitigte er „mit dem Hinweise auf die eucharistische Brotvermehrung", obschon zu diesem Hülfsmittel selbst die dreistesten Interessenten nur ungern ihre Zuflucht nahmen.

Görres starb schon 1848 und wurde so der schweren Entscheidung entrückt, die 1870 durch die Beschlüsse des Vatikanums über die Unfehlbarkeit seinen jüngern Freunden auferlegt wurde. Sein getreuester Schüler

Sepp versichert, Görres würde sich niemals dazu verstanden haben, den Papst für unfehlbar zu erklären und weist auf so manche scharfe Äußerung hin, in der Görres jede geistige Knechtschaft wie jede politische bekämpfte. Er bemerkt dabei auch, daß in der nach Görres' Tode veranstalteten Ausgabe der Gesammelten Schriften manches derartige Wort unterdrückt sei. Nun ist es gewiß richtig, daß Görres' ganzes Wesen mit dem Gedanken, einen Menschen für unfehlbar zu erklären, unvereinbar ist: aber jene Verteidigung der Ausstellung der angeblichen Reliquien in Trier zeigt doch, wie weit er sich von dem Strome fortreißen ließ. Seine Anhänger haben sich denn auch später mit wenig Ausnahmen gefügt, so sehr sie sich anfangs dagegen sträubten. Meist beruhigten sie sich bei Formeln und Begriffsspaltungen, die ihnen die Auffassung ermöglichte, daß mit der Unfehlbarkeit des Papstes nichts anderes gesagt werde, als was man schon immer über das Lehramt der Kirche geglaubt habe. Dieser Prozeß erfolgte unter starkem Einfluß des romanischen Ultramontanismus. Es fehlt noch an Untersuchungen über diesen Einfluß, namentlich über den Einfluß von Josef de Maistre in Deutschland, aber schon an gewissen Flugschriften der feudal-klerikalen Gruppe aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. — wie der „Brief aus dem Jenseits", „Graf Josef de Maistre an den Freiherrn von Manteuffel", „Briefträger". E. v. B., Berlin-Rocca 1851 — und an der ganzen Publizistik des Konvertiten Jarcke erkennt man, daß er noch lange über seinen Tod hinaus sehr bedeutend war. De Maistre starb schon 1821 und die ultramontane Bewegung gewann dann in Frankreich — wenn wir von Lammenais' meteorartiger Entwicklung absehen — in Montalembert und seinen Freunden eine tiefere und sinnigere Vertretung, der sich eine gröbere und rücksichtslosere Richtung zur Seite stellte, von der wir kürzlich in den Souvenirs politiques du Comte de Salaberry lebhafte Bilder aus der Zeit bis 1830 empfangen haben und die in den folgenden Jahrzehnten in Veuillot und Genossen ungewöhnlich dreiste Vertreter fand. Noch mehr wie de Maistre standen sie in engster Verbindung mit der Tagespolitik. De Maistre war Virtuos in der Kunst, wissenschaftliche Fragen in der Form des Salongesprächs scheinbar zu erledigen. Mit Sätzen wie les papes ont lutté quelquefois avec des souverains, jamais avec la souveraineté (Du Pape liv. II chap. 5) geht er über die Tatsachen hinweg, die sich mit seinen Behauptungen nicht vereinen lassen. Über die Verurteilung des Papstes Honorius durch die sechste allgemeine Synode spricht er so, als beherrsche er die Überlieferung gründlich, und kennt dabei nicht einmal die für die Unfehlbarkeitsfrage besonders wichtige Tatsache, daß die Verurteilung des Honorius auch

von seinen Nachfolgern in Rom nicht nur anerkannt, sondern seine Verfluchung sogar in den Papst-Eid aufgenommen und also von den folgenden Päpsten wiederholt worden ist. Ähnlich ist seine Erörterung über die Fälschung der sog. Konstantinischen Schenkung. Du Pape, livre II chap. 6. Konstantin habe Rom verlassen, weil er sich geniert fühlte, neben dem Papste zu residieren. La même enceinte ne pouvait renfermer l'empereur et le Pontife. Deshalb habe Konstantin Rom dem Papste überlassen. Darin habe das Altertum eine Schenkung gesehen und die Urkunde ergänzt. Die Modernen nennen das eine Fälschung et c'est l'innocence même qui racontait ainsi ses pensées. Il n'y a donc rien de si vrai que la donation de Constantin.

Diese Behandlung[1]) der großen Probleme der Kirchengeschichte hat wesentlich dazu beigetragen, den Katholiken, welche gegen die Dogmatisierung der Lehre von der Infallibilität ankämpften, den Boden zu entziehen. Aber es ist beachtenswert, daß in Männern wie August Reichensperger, wenn sie sich auch derartigen Argumentationen fügten, doch der kräftigere und wahrhaftere Sinn von Görres immer noch regsam blieb, und daß er dabei durch die von Montalembert und seinen Freunden in Frankreich vertretene Richtung des Katholizismus unterstützt wurde.

August Reichensperger und seine Freunde waren die hervorragendsten und verhältnismäßig maßvollsten Träger der katholischen Bewegung in den Tagen des Kulturkampfs, sie haben dem Zentrum vorzugsweise die innere Kraft gegeben und der von ihnen vertretenen Sache die Sympathie auch vieler Andersdenkenden gewonnen. Der politische Leiter war wohl Windthorst, aber er genoß nicht entfernt das Vertrauen, das einem August Reichensperger und Mallinckrodt auch die Gegner nicht leicht versagten. August Reichensperger eignet sich also aufs beste zum Repräsentanten der Partei, und um so mehr, als wir eine Biographie von ihm besitzen, die zwar sehr unvollkommen ist, aber eine große Menge wichtigen Materials enthält.

Reichensperger ist 1808 in Koblenz geboren als Sohn eines Beamten der französischen Verwaltung und seine Jugend fiel in die bewegte Zeit der Vereinigung der rheinischen Lande mit Preußen und ihrer vielfältigen Kämpfe gegen die preußische Bureaukratie. Reichensperger hat an den

---

[1]) Eine ähnlich scharfe Charakteristik von de Maistres Methode gab neuerdings Fredericque in der wissenschaftlich sehr wertvollen Einleitung zu Reinachs Übersetzung von Lea, Historie de l'Inquisition au Moyen Age p. XVI et p. XXVII ein Beispiel von de Maistre's Einfluß.

geistigen Strömungen der Zeit lebhaften Anteil genommen, als Student namentlich für Jean Paul geschwärmt und auch sonst neben seinen juristischen Studien litterarischen Interessen viel Zeit und Kraft zugewendet. Es ist beachtenswert, daß er dabei Anstoß an der Goetheschwärmerei der Zeit nahm und auch an Goethe selbst. Als Dichter stellte er ihn tief unter Byron. „Der Weihrauch hat offenbar Goethes Gehirn angegriffen" schreibt er einmal und: „Goethe ist schuld daran, daß sich so eine gewisse steife, preziöse, verschrobene, chinesische Vornehmtuerei in gewisse Kreise unserer Literaten eingeschlichen hat." Diese Opposition war rein literarisch, war namentlich nicht durch kirchliche Tendenzen veranlaßt. Kirchlich stand Reichensperger damals ganz gleichgültig, dagegen nahm er Anteil an dem Kampf der Rheinlande zum Schutz ihrer Rechtsinstitutionen. Mitten in den Vorbereitungen für das dritte juristische Examen schrieb er 1834 eine Broschüre in diesem Sinne und 1838 einen Aufsatz in die „Allgemeinen Zeitung". Für die kirchlichen Angelegenheiten wurde er erst durch die Verhaftung des Kölner Erzbischofs, November 1837, interessiert. Sie sollten fortan sein ganzes Wesen erfüllen, zunächst aber ergriff ihn die politische Seite dieser Dinge. Mit seinem Bruder Peter und seinem Freunde Thimus sammelte er Material für eine Darstellung der politischen und kirchlichen Zustände Preußens und stellte sie dem Franzosen Gustave de Failly zur Verfügung, der daraus das vielberufene Pamphlet De la Prusse et de sa domination sous les rapports politiques et religieux spécialement dans les nouvelles provinces, par un inconnu. Paris, Guilbert 1842 herstellte. Die Schrift erregte in den Kreisen der preußischen Regierung mit Recht Empörung. Sie brachte viel wichtige Tatsachen über die Verwaltung und über die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Presse und das geistige Leben, die bisher nicht zugänglich oder nicht beachtet waren. Die Darstellung war lebendig; nicht blos äußerlich, sondern stark bewegt von ernsthaften Gedanken über das Verhältnis der beiden Nachbarvölker. Sie warnte Frankreich vor dem alten Begehren nach der Rheingrenze. Frankreich verliere allen Einfluß auf Deutschlands freiheitliche Entwicklung, wenn es diese Begierde nicht in sich ausrotte. Weit größere Sicherheit aber als durch Eroberung der Rheinlande werde Frankreich gewinnen, wenn in Deutschland konstitutionelle Verfassungen an Stelle der absoluten Regierungen treten würden. Zu rasch habe man in Frankreich verzweifelt an der Entwicklung des Verfassungsstaats in den deutschen Landen: ils n'ont pas pensé qu'en ce pays tout est lent et que les révolutions ne s'y font pas en trois jours.[2]) Diese Darstellung mußte die Aufmerksamkeit

[2]) La Prusse, S. 100.

aller Politiker auf das Lebhafteste in Anspruch nehmen. Mit dem Hinweis auf einzelne Mängel war nicht darüber hinwegzukommen. Es war deshalb auch von ernster Bedeutung, daß diese Schrift so durch und durch feindselig und gehässig gegen Preußen war. S. 129—136 wird ein aus Wahrem und Falschem gemischtes Bild der Lage Preußens gegeben, das geradezu Mitleid erregen könnte. Das militärische Genie Friedrichs II. habe Preußen auf eine künstliche Höhe gehoben, danach sei dieser Staat in die Rolle eines Beiläufers einer der großen Mächte, Rußland, Österreich oder Frankreich zurückgefallen. Noch trauriger sei die innere Lage. Kein Band verknüpfe die verschiedenartigen Länder dieser Krone zu einer Einheit. Rasse, Religion, Sprache und Gesetzgebung wären verschieden. Polonais, Allemands, Prussiens se renvoient d'un bout à l'autre de la monarchie la haine et le mépris; car les uns se sentent opprimés et les autres oppresseurs (p. 136). Unter diesen Verhältnissen habe der König in einer gemeinsamen Religion seinem Staate ein Band der Einheit geben wollen und die Union befohlen. Er folgte den Spuren eines Heinrich VIII. von England und der russischen Kaiser (p. 331), er wollte beide Gewalten in sich vereinigen, die geistliche und die weltliche. Um dies Ziel zu erreichen, mußte er den Katholismus ausrotten und da die Rheinlande der Hauptsitz dieser Religion, so galt es zunächst ihn hier vernichten.

La force du catholicisme en Prusse étant dans les provinces rhénanes, c'était donc avant tout de cette forte position qu'il fallait le chasser. S. 379. Gerade weil andere Abschnitte des Buches wirklich das Bemühen zeigen, die Tatsachen genau anzugeben, so weiß man nicht, wie man dies sinnlose, mit den Tatsachen im vollen Widerspruch stehende Gerede bezeichnen soll. Die maßvollen Urteile, die hier und da über den König begegnen — so S. 328 — dienen so auch nur dazu den Leser irre zu führen, und den Eindruck zu verstärken, daß hier eine unerhörte Perfidie vorliegt oder eine namenlose Verbitterung. Man überzeugt sich bald, daß ein Fremder nicht leicht so schreiben konnte, und man hat sich viel mit dem Suchen nach dem Verfasser beschäftigt. So bildete es denn eine wichtige Bereicherung unserer Kenntnis, daß Reichensperger seinem Biographen Ludwig Pastor selbst mitgeteilt hat, er habe mit seinen Freunden das Material gesammelt und De Failly habe es verarbeitet. Damit wird das Buch De la Prusse zu einem wichtigen Zeugnis für die grenzenlose, auch die klarsten Tatsachen verkennende und verdrehende Gehässigkeit der Kreise, aus denen heraus und für die Reichensperger hier das Wort führte. Und sein Biograph, der Historiker Pastor, fand sich

selbst im Jahre 1899, als er in einer gelehrten Note[3]) über die Entstehung des Buches De la Prusse handelte und auch mancherlei zur Kritik beibrachte, nicht veranlaßt, über diese Anklage des Königs, er habe den Katholizismus in den Rheinlanden ausrotten wollen, etwas zu sagen. Nur erklärte er, daß Reichensperger bald von den extrem liberalen Ansichten, die das Buch vertritt, zurückgekommen sei und ebenso von der „antipreußischen" Stimmung jener Schrift. Das war ja auch notwendig, wenn er in den Staatsdienst eintreten wollte, aber es bleibt doch eine wichtige Tatsache, daß Reichensperger und seine Freunde mit einer solchen Aktion ihre kirchen-politischen Feldzüge begonnen haben und daß er sich am Ende seines Lebens dieser Rolle nicht glaubte schämen zu müssen. Das stimmt auch zu manchem späteren Vorgang. Vor allem zu seiner Haltung in der großen Krisis von 1866. Da stand Reichensperger mit seinem Herzen auf Österreichs Seite. „Könnte doch der altpreußische Hochmut, der die Katastrophe mit den Haaren herbeigezogen hat, ohne Blutvergießen gebrochen werden! Das Preußentum hat so viel Respektables, die von Friedrich II. her sich datierende Marotte von seinem „historischen Beruf" hat aber seine gesunden Säfte infiziert und es auf eine Bahn geschoben, die jedenfalls zum Abgrunde hinführt."[4]) Bei der Nachricht vom Siege von Königgrätz erging er sich in Betrachtungen der Verzweiflung, und ähnlich äußerten sich seine Freunde, namentlich auch Mallinckrodt. Diese Verstimmung hielt in den folgenden Jahren an, aber die Kämpfe von 1870 sahen ihn doch auf der deutschen Seite. Er hielt sich frei von den Verirrungen jener zum Glück auch nicht zahlreichen Gruppen der Ultramontanen, bei denen der Haß gegen Preußen größer war als die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande. Aber freilich, sein Hauptinteresse

---

[3]) August Reichensperger, Sein Leben ... dargestellt von Ludwig Pastor I, 78 f.

[4]) Ebenda I, 578. Da haben wir ganz den Gedanken, der den Mittelpunkt in De Failly's Pamphlet bildet p. 138: La royauté de Prusse est une véritable royauté sous-lieutenant, qui doit toujours recevoir l'impulsion d'un chef et qui ne fait que transmettre un ordre alors même qu'elle semble commander. Les compliments que le cabinet de Berlin se fait libéralement distribuer ne peuvent étouffer la voix de l'histoire. Depuis que le génie militaire de Frédéric II n'a plus soutenu la Prusse à une hauteure factice et qu'elle est retombée à son état normal, toujours on la voit reléguée dans le rôle de suivante et obéissant à un plus puissant qu'elle. Nachdem weiter ausgeführt ist, daß es zunächst von Rußland, Österreich und Frankreich abhängig, heißt es: Ainsi la Prusse n'est pas libre de ne pas suivre l'une des trois grandes puissances qui l'entourent; je vais plus loin encore, j'ajoute qu'elle n'est pas libre de choisir celle sous l'influence de laquelle elle se placera, elle n'est plus libre dans ses alliances.

war damals von den kirchlichen Fragen in Anspruch genommen und von Begeisterung für „den preußischen Kaiser" ist in seinen Aufzeichnungen nichts zu spüren.

In den Debatten der folgenden Jahre um die Maigesetze von 1873 und die verwandten Kirchengesetze hat Reichensperger stets den radikalen Standpunkt vertreten, daß der Staat die Religion verfolge, daß er keinerlei sachlichen Grund habe zu jener Gesetzgebung, daß es sich um einen Kampf zwischen Gottglauben und Gottlosigkeit handle, daß alle seine Gegner Atheisten seien oder dem Atheismus zusteuerten. König Wilhelm wurde da zum Vorkämpfer des Bösen, zum Vertilger der Frommen, zum Feinde Gottes. Weder der Umstand, daß König Wilhelm ein kindlich frommer und Frömmigkeit in jeder Form des Glaubens verehrender Mann war, brachte ihn zu ruhigerer Erwägung, noch die Tatsache, daß er sich zu bedenklichen Fechterkünsten gezwungen sah, und Einwendungen als nichtig behandeln mußte, deren Berechtigung er nicht leugnen konnte.

Wenn der Staat forderte, daß die Geistlichen eine gewisse Vorbildung haben müßten, so sagte Reichensperger, das sei als wenn ein Mediziner einen Bergmann prüfen wollte, der Geistliche müsse von Geistlichen geprüft werden. Der Staat hatte das ja nicht verboten, er wollte nur versichert sein, daß diese Prüfung auch das Maß der Bildung verbürge, das der Staat glaube fordern zu müssen von Männen, denen er so viel Einfluß und Unterstützung gewährte und sicherte, wie den Geistlichen. Nicht darauf kommt es an, ob das sogenannte Kulturexamen glücklich eingerichtet war, sondern auf diese grundsätzliche Frage. Mit gleicher Schroffheit lehnte er die Forderung ab, daß geistliche Ämter in Deutschland nur an Deutsche verliehen werden könnten. Das Christentum ist in Deutschland durch Ausländer eingeführt, jetzt will man ihnen den Weg versperren." Die naheliegenden Gründe des Staats, sich gefährlicher Fremder zu erwehren, die bösen Erfahrungen, die viele Staaten mit solchen Ausländern gemacht haben — all das war für Reichensperger nicht vorhanden. Ähnlich verfuhr er in der Jesuitendebatte. Er ereiferte sich über einzelne angeblich ungenaue Behauptungen über Lehre und Wirksamkeit des Ordens und pries die Leistungen einzelner Jesuiten, um damit die Tatsache zu verdunkeln, daß die ganze Art die Moral zu behandeln, wie sie in den für den Unterricht gebrauchten Lehrbüchern der Jesuiten von Busenbaum, Gury u. a., sowie in den größeren Werken ihrer Kasuisten oder des verwandten Liguori herrscht, mit der einfachen Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit nicht vereinbar ist, die wir von einem

ordentlichen Manne fordern und in der wir unsere Jugend erziehen wollen. Mit Pathos forderte Reichensperger juristische Beweise für die Anklagen, die gegen die Lehre und gegen die Wirksamkeit des Ordens erhoben werden. Wem aber nicht genügt,' was zu Tage liegt, mit dem kann man über diese Dinge nicht verhandeln. Gewiß hat der Orden viel treffliche, hochbegabte und opferfreudige Mitglieder gehabt und an manchem guten Werke Großes geleistet: aber eine Gesellschaft, die unter einem auswärtigen Oberen steht, dem die Mitglieder unbedingten Gehorsam leisten müssen, bildet für jeden Staat eine Gefahr, und vor allem für einen Staat, dessen Bürger zu einem erheblichen Teile einem Bekenntnisse angehören, das zu bekämpfen und zu vernichten der Orden als eine seiner wichtigsten Aufgaben betrachtet. Die Art, wie Reichensperger diese Dinge behandelt, ist beherrscht von dem abstrakten Satz der Freiheit der Kirche und ihrem allezeit besseren Recht dem Staate gegenüber. Unbequeme Tatsachen schiebt er beiseite und man muß sich daran erinnern, wie stark der Eifer verblendet, um nicht daran zu zweifeln, daß Reichensperger selbst das glaubt, was er so sagt. Er war überzeugt, daß Religion nur denkbar sei bei unerschütterlichem Festhalten an dem Offenbarungsglauben und der sich auf dieser Grundlage entwickelnden Lehre seiner Kirche. Sonst verfalle der Mensch dem Atheismus und der Unsittlichkeit, denn ohne Religion gebe es keine Sittlichkeit. Er mußte streng genommen auch die orthodoxen Protestanten in dies Verdammungsurteil einschließen, denn die katholische Lehre verdammt die Ketzerei ebenso wie den Unglauben — aber politische Erwägungen und noch mehr wohl die nahen persönlichen Beziehungen zu manchen Protestanten ließen ihn hier eine Einschränkung machen oder eine gewisse Unklarheit walten lassen. Und es würde Unrecht sein, ihn hierin mit Konsequenzmacherei zu bedrängen, ein echter Mensch schließt immer mancherlei Widersprüche ein. Das ist ja die segensreiche Kraft des Lebens, ohne die all sein Reichtum verkümmern und verderben müßte.

Blicken wir nun aber zurück auf das Verhalten dieses tüchtigen und liebenswerten Mannes, so ist es doch Tatsache, daß er sich gegen unerläßliche Forderungen des deutschen Staats feindselig und ablehnend verhielt, und daß er durch seine unwahre Beschuldigung, der König Wilhelm und seine Minister verfolgten die Religion, die schweren Kämpfe jener Periode und den Ausbau des Reichs auf das ärgste verbittert und vergiftet hat. Diese Kampfesweise hat sich auch an ihm und seiner Partei gerächt, sie hat die gröberen und radikaleren Richtungen der Partei verstärkt.

Wohl erkannte Reichensperger, daß unter den Scharen, die er mit seinen Freunden zum Sturme gegen die Ordnung des Staats führte, welche von der überwiegenden Mehrheit des Volkes für notwendig erachtet wurde und welche sich im wesentlichen nicht unterschied von der in anderen Staaten seit lange bestehenden Ordnung, Gesellen waren, mit denen er wenig Gemeinschaft haben konnte. Namentlich die Kampfesweise des leidenschaftlichen aber in den Künsten der Publizistik allen überlegenen Franzosen Louis Veuillot, ebenso des deutschen Konvertiten Florencourt lehnte er wiederholt ab, — aber mit gleichem Grunde hätte er viele Sätze in den eigenen Reden und in den Reden seiner näheren Freunde verwerfen müssen. So bildet die Laufbahn Reichenspergers ein Beispiel, wie die ultramontane Bewegung tüchtige Männer auf Bahnen führte, auf denen sie dem Staate mehr oder weniger entfremdet wurden. Bei Reichensperger fanden diese Tendenzen indessen an den hervorragenden Eigenschaften des Mannes und an den großen Verhältnissen der Zeit, die mit 1870 anhub, noch starke Gegengewichte.

Jene Elemente der rheinländischen Opposition, die Reichensperger zunächst auf diese Bahn zogen, wurden seitdem von der kräftigen Entwicklung des preußischen Staats überwunden und aufgesogen, aber sie sind ersetzt worden durch mancherlei andere, die teilweise aus den Kämpfen um die Verfassung des Deutschen Reichs von und nach 1866 hervorgetreten sind. Man kann das an der Entwicklung Mallinckrodts verfolgen, des Freundes und Kampfgenossen Reichenspergers. Hermann v. Mallinckrodt war 1821 in Minden geboren als Sohn eines preußischen Regierungs-Vizepräsidenten, und wenn die Familie auch dann infolge der Versetzung des Vaters 1823—39 in Aachen lebte und hier unter den Einfluß jener Tendenzen geraten mochte, so doch jedenfalls nur in weit schwächerem Maße als Reichensperger. Dazu hatte Mallinckrodt eine große Neigung für alles Militärische und war voll Stolz auf die preußiche Armee, ihre Disziplin und ihre Tradition. Aber Mallinckrodt wurde durch seine kirchliche Stellung zu der Opposition Reichenspergers herübergezogen. In einem Vortrage, den er 1864 in einer der Soester Versammlungen hielt, die man als einen der Anfänge der Zentrumsbildung zu betrachten hat, vertrat er schon den Gedanken, daß der katholische Westen von dem protestantischen Osten Preußens ungerecht bedrückt werde und 1866 stand er wie Reichensperger innerlich anf Seite der Gegner Preußens. Ohne Anlaß, sagte er, habe Preußen den Krieg geführt und sei im Unrecht gewesen.[5]) Mallinckrodt war von Jugend auf erfüllt von

[5]) Pfülf, H. v. Mallinckrodt S. 275.

kirchlichem Eifer und legte auf die sinnlichen Zeichen und äußern Übungen vielleicht noch größeres Gewicht wie Reichensperger. So stand er den Gruppen noch näher, welche die Massen des katholischen Volkes durch Wunder und Reliquien zu fanatisieren wußten. Seitdem hat diese Richtung immer breitern Boden gewonnen und die Vertretung der katholischen Interessen ist plumper und dreister geworden. Zwar wäre es nicht billig, die parlamentarische Vertretung des Zentrums des letzten Jahrzehnts ohne weiteres an der Haltung ihrer Vorgänger aus den 70er Jahren zu messen. Die Aufgaben der Partei sind kleiner geworden und der Parlamentarismus steht überhaupt nicht mehr auf der Höhe jener Periode. Aber die parlamentarischen Kämpfe bilden ja nur die eine Seite dieser Bewegung, und die Presse, die Katholikenversammlungen, die Agitation im Vereinsleben und in der Gesellschaft zeigen ebenfalls, wie die ultramontane Bewegung immer dreister und maßloser auftritt. Das Wort Toleranz wird zwar von den Ultramontanen neuerdings mit Vorliebe im Munde geführt, aber tatsächlich wird jede Regung evangelischen Lebens als ein Unrecht ausgeschrieen und in allen Lebensverhältnissen versucht man, Katholiken von den Protestanten zu trennen. Handwerker und Studenten, Lehrer und Geschäftsleute sollen möglichst nur mit Katholiken verkehren. Der Papst hat den Protestantismus als eine „Pest“ bezeichnet, es erscheint wie die praktische Anwendung dieses Gedankens, wenn die Katholiken von ihren ultramontanen Führern angehalten werden, sich in Arbeit und Geselligkeit von den Protestanten abzusondern. Den unsinnigen Versuchen eines Majunke, Luther noch im Tode zu beschimpfen, reiht sich in den Stimmen aus Maria-Laach das Kunststück an, Kant zum Vater des Anarchismus zu stempeln. Vorgänge wie der Alberschweiler Prozeß*) — namentlich die Reden des jede Rücksicht verschmähenden ultramontanen Advokaten Stieve und der Prozeß Dasbach-Haubrich geben Zeugnis von der geistigen Verrohung und Verhetzung, die eine Folge der ultramontanen Agitation ist, sowie auch von der geschäftlichen Ausbeutung, die sich damit verbindet. In deutschen und in ausländischen Blättern finden sich ferner Berichte von einem förmlich fabrikmäßig geregelten Wunderbetrieb, und darunter Wunder der törichtsten Art. Schwer ist es, die einzelnen Nachrichten mit Genauigkeit nachzuprüfen, aber der Vaughan-Schwindel beweist allein schon, daß bedeutende Gruppen des katholischen Klerus wie der Laien von einer Stimmung erfüllt sind, in der ihnen das Gröbste und Widersinnigste geboten werden kann. Als signatura

*) Die Verhandlungen benutze ich in den sehr ausführlichen Berichten der Straßburger Post Ende Mai 1898.

temporis hat dieser unbegreifliche Handel eine große Bedeutung. Diese Stimmung allein erklärt auch, daß selbst sonst an wissenschaftliches Denken gewöhnte Gelehrte zu behaupten wagen, der Syllabus enthalte keine Lehren und Ansprüche, die den Staaten oder den Protestanten Anlaß zu Klagen oder Befürchtungen geben könnten, daß die Päpste niemals ihre Gewalt mißbraucht hätten, und daß der Papst zum Schiedsrichter der Welt berufen sei, was doch nur eine Verschleierung für den Anspruch auf Oberherrschaft ist. In dem apologetischen Werke des Jesuiten Devivier, das 1899 in 15. Auflage erschienen ist und zwar mit der Approbation von 6 Kardinälen und 32 Erzbischöfen und Bischöfen, wird es gar als die historische Wahrheit verkündet, daß die Inquisition ein modèle d'équité gewesen sei.

Gegen diese Richtung erhebt sich innerhalb der katholischen Welt in unseren Tagen bald hier bald da — auch aus den Reihen der Jesuiten — eine warnende Stimme, und in F. X. Kraus sahen wir mit Rührung und Bewunderung den Vertreter des lebendigen Glaubens, daß sich die katholische Kirche auch den Fesseln dieses materialistischen Zuges entwinden und in lebendiger Erfassung der wissenschaftlichen Kräfte und Ergebnisse der Gegenwart weiter sich erheben werde zu der ihr von Gott bestimmten Aufgabe, Führerin und Trösterin der Menschen zu sein. Wer möchte solchem Glauben widersprechen, zumal wenn er getragen wird von so glänzender Gelehrsamkeit und verteidigt in so feiner Form? Aber um jene Fesseln abzuschütteln, bedarf es stärkerer Naturen und vor allem ist notwendig, daß die zahlreichen katholischen Philosophen und Historiker, welche die Mittel und die Grundsätze der freien Forschung kennen und in den Einzeluntersuchungen, die dem Zwange des Dogmas und der Denunziation der Zeloten entrückt sind, mit Sorgfalt befolgen, sich auch in den entscheidenden Fragen zu dieser Freiheit bekennen. Sie müssen den Mut der historischen Wahrheit haben, wie ihn z. B. Julius Ficker in seiner berühmten Einleitung zu den staufischen Regesten bewiesen hat. Ficker war Katholik und durch großdeutsche Gesinnung wenigstens politisch den Ultramontanen verwandt, dazu war ihm die Persönlichkeit Kaiser Friedrichs II. höchst unsympathisch. Aber als er zu der Überzeugung gelangte, daß in dem Kampfe Papst Innocenz IV. und des Staufen das Recht auf Seite des Kaisers war, daß der Papst bisher unerhörte Ansprüche erhob und den Bann über den Kaiser um dieser weltlichen Ziele willen unter falschen Vorwänden aussprach und den Frieden der Welt verwirrte: da sagte er es auch ganz offen. So lange die Katholiken, die solche Erkenntnis teilen, dulden, daß über die Papstgeschichte jener beschönigende Schleier

geworfen wird, den der Syllabus fordert und der jüngst auf dem Katholikentage in Neiße erneuert wurde, und so lange man den Wahn nährt, daß die philosophische Arbeit der Gegenwart in den Bahnen eines Thomas von Aquino wandern müsse: so lange ist keine Hoffnung, daß jene Keime einer tieferen und freieren Auffassung des Katholizismus lebensfähig sein könnten.

Als ich in meiner Geschichte der deutschen Universitäten I, 56 aus Thomas die Quaestio anführte utrum aliquis possit esse naturaliter vel miraculose simul virgo et pater und die andere: ob Christus auch aus dem Fuß oder der Hand der Maria hätte geboren werden können, wurde mir das von katholischen Gelehrten verargt, als wenn damit einer unbedeutenden Konzession an den Geist der Zeit ein ungehöriges Gewicht für die Charakteristik des Wesens jenes Philosophen gegeben sei. Allein gerade darin, daß ein so hervorragender Kopf dergleichen als Problem behandeln konnte, offenbart sich ein wesentlicher Zug des Systems, das die Ultramontanen unserer Zeit wieder aufnötigen wollen. Und darin, daß dies verhüllt und vertuscht wird, offenbart sich die Schwäche der milderen und zu vermitteln strebenden katholischen Gelehrten gegenüber dem radikalen Flügel, der für den Papst die Herrschaft über die Geister und weiter die Herrschaft, die letzte Entscheidung auch in weltlichen Dingen fordert. In dem Kirchenlexikon von Wetzer & Welte, das man wohl als einen zutreffenden Ausdruck der Ansichten der katholischen Gelehrten Deutschlands betrachten kann, werden die Staaten und Fürsten, welche die Verkündigung der Bulle In coena domini untersagten — und darunter war auch Philipp II. von Spanien — als Frevler behandelt, die der Kirche ungehörige Gewalt getan. Sie seien „von dem Wahne befangen, die Bulle errege Unzufriedenheit und Aufruhr". Nun, man lese die Bulle. Staaten, die eine aus Protestanten und Katholiken gemischte Bevölkerung hatten, konnten doch unmöglich dulden, daß die Protestanten an jedem Gründonnerstage feierlich verflucht würden, und kein Staat, der moderne Formen der Verwaltung, Besteuerung und Rechtspflege besaß oder erstrebte, konnte und kann dulden, daß die Flüche verkündet werden, welche alle die treffen sollen, die Geistliche vor weltliche Gerichte laden oder zu den Steuern heranziehen. So lange katholische Gelehrte dergleichen Tatsachen verkennen, so lange sind sie auch gezwungen, willenlos zu folgen, wohin der ultramontane Radikalismus sie fortreißt. Ähnliche Gedanken erwecken Artikel wie der über die Kreuzbulle (Bulla cruciatae). Der grobe Mißbrauch, der durch diese Bulle mit dem Ablaßwesen noch heute getrieben wird, wird hier verhüllt, und er muß rückhaltlos aufgedeckt werden, will man den Schaden heilen.

Unzweifelhaft ist die katholische Welt getragen von einer Erneuerung ihres religiösen Lebens. Für jeden Unbefangenen ist es eine Freude zu sehen, wie viel Liebe und Hingebung, wie viel kindlicher, weltüberwindender Glaube in diesen Bewegungen offenbar wird. Die Freude daran wird freilich getrübt durch die Beobachtung, daß diese idealen Elemente versetzt werden mit Aberglauben aller Art und daß sie mißbraucht und mißleitet werden: aber sie behalten ihre Kraft und die von ihnen mit getragene ultramontane Strömung wird nicht eher überwunden werden, ehe nicht in den Kreisen, denen die geistige Freiheit, die individuelle Überzeugung in religiösen und sittlichen Fragen am Herzen liegt, eine gleich lebendige und tatkräftige Liebe für ihre Ideale erwacht, ehe nicht vor allen Dingen die evangelische Kirche das Joch der Partei abschüttelt, die sie zur Zeit in fast allen deutschen Landen beherrscht und in einem Geiste leitet, der ihre besten Kräfte lähmt und sie zur nachahmenden Dienerin der römischen Kirche macht.

Es ist ein hoher, feierlicher, fast schauerlicher Gedanke für jeden einzelnen Menschen, daß sein irdischer Einfluß, der einen Anfang gehabt hat, niemals, und wäre er der Allergeringste unter uns, durch alle Jahrhunderte hindurch ein Ende haben wird! Was von ihm geschehen ist, ist geschehen, hat sich schon mit dem grenzenlosen, ewig lebenden, ewig tätigen Universum verschmolzen und wirkt hier zum Guten oder zum Schlimmen öffentlich oder heimlich durch alle Zeiten hindurch.

* * *

Die stillen Sterne und ewigen Sonnen scheinen noch heute dem, der ein Auge für sie hat. An diesem Tag, wie an allen Tagen, sind Stimmen der Götter um uns und in jedem Menschen, — allen gebietend, ob ihnen auch keiner gehorcht — die deutlich vernehmbar sagen: „Stehe auf du Sohn Adams, Sohn der Zeit; sorge, daß dieses göttlicher wird und jenes, — und Du selbst vor allen Dingen. Arbeite und schlafe nicht; denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann." Wer Ohren hat, zu hören, kann noch heute hören.*)

*) Aus: Arbeiten und nicht verzweifeln. Bd. I. Thomas Carlyle, Auszüge aus seinen Werken. Deutsch von Maria und A. Kretzschmar, Rob. Langewiesche Verlag, Düsseldorf.

Die Deutschen in Ungarn.

Von

Wolfgang Kirchbach.

Nicht ohne Sorge sehen in jüngster Zeit die Freunde der Erhaltung deutschen Volkstums im Auslande die Entwicklung ungarischer Verhältnisse an. In Budapest hat man die deutsche Sprache aus den Volksschulen verdrängt, magyarische Kundgebungen gegen das deutsche Element in den Ländern der ungarischen Krone wiederholen sich in erschreckender Weise. Gewisse Verurteilungen von Redakteuren an deutsch-ungarischen Zeitungen streifen gradezu den Rassenmord. Graf Banffy arbeitet daran, den Sachsen in Siebenbürgen ihre wenigen nationalen Vorrechte noch ganz zu nehmen, heftige Parlamentskämpfe in Budapest um diese Gerechtsame mehren sich. Aus offenbar magyarischer Quelle ist das unsinnige Gerücht ausgesprengt worden, Deutschland sei zu Gunsten der Erhaltung des Dreibundes bereit, die wenigen Sachsen in Siebenbürgen dem ungarischen Einheitsstaat zum Opfer zu bringen. Wie es scheint, möchte der ungarische Chauvinismus gern in Berlin eine Politik anregen, die über die Köpfe der Staatsmänner von Wien hinweg eine magyarische Machtpolitik des ungarischen Einflusses gegen die Slaven und die Deutschen mit Hülfe der deutschen Reichsregierung contra Habsburg anstrebt. Wir haben in ungarischen Ländern wiederholt Gelegenheit gehabt, derartige Strömungen zu beobachten. Daß man die Deutschen in Ungarn dabei als Kompensationsobjekt denkt, indem man gegen die Freigabe dieser Deutschen zur Magyarisierung den ungarischen Staat als ein verläßliches und womöglich ausschlaggebendes Moment der Erhaltung des Dreibundes ausgibt, ist klar ersichtlich und gewisse Gerüchte erscheinen insofern glaublich, als sie jene geheimen Wünsche nur noch mehr verdeutlichen. Es erscheint gegenüber der absolut loyalen Haltung der deutschen Regierung fast überflüssig, den Herren Magyaren auszusprechen, daß Deutschland die habsburgische Monarchie nur als ein Ganzes erfaßt, dessen Schwerpunkt in Wien liegt. Die Ungarn verkennen kurzsichtigster Weise, daß sie auf den Dreibund angewiesen sind. Sie müssen dankbar sein, daß sie des Schutzes des Dreibundes durch Wien, Berlin und Rom teilhaftig sind. Je mehr sie sich als ein selbständiges Staatsgebilde von Oesterreich trennen, desto mehr gehen sie der Hülflosigkeit

entgegen. Jedenfalls würde eine Reichspolitik, welche Budapest auf Kosten von Wien groß machte, die kurzsichtigste Staatskunst bedeuten, die jemals ein deutscher Mann geübt hätte.

Auf Kosten von Wien würde nun aber vor allem eine Zulassung des Untergangs der Siebenbürgener Sachsen geschehen, denn obwol diese Sachsen von Haus aus Rheinländer, Mosselländer, Westfalen und Niederdeutsche sind, so verdanken sie doch Wien im Laufe der letzten Jahrhunderte die Erhaltung ihrer nationalen Existenz. In den Urkunden der Stadt Hermannstadt findet man noch Zuschriften des lebenden österreichischen Kaisers, der heutzutage freilich nicht mehr unmittelbar, sondern nur noch durch ungarische Ministerien mit diesen Sachsen verkehren kann. Daß der magyarische Chauvinismus zur Zeit die Gerechtsame dieser Nieder-Sachsen immer rücksichtsloser angreift, ist sehr verständlich. Wird erst dieses deutsche Element in Siebenbürgen gebrochen, würde es magyarisiert, so wäre es dann allerdings auch leichteres Spiel, die fast eine Million Deutsche betragende Bevölkerung von Lugos bis Fünfkirchen, jene Million „Schwaben“ zu entnationalisieren, es wäre leichter auch in den Zipser Ländern, in der Umgegend um Budapest, von Preßburg bis Steinamanger, die Deutschen zu nationalen Kapaunen herabzuwürdigen, indem man sie zwingt, sich für die berühmte magyarische Rasse auszugeben.

Den Schaden von dieser dann faktisch vollzogenen Bildung eines ungarischen Nationalstaates aber würde das deutsche Element in Österreich haben, eine Dynastie aus den Familien der Andrassy oder Banffy oder — — Kossuth würde sehr bald die Habsburger ablösen und Ungarn würde im selben Maße ein wertloser, ja, höchst gefährlicher Faktor im Dreibund, für Europa aber eine dauernde Gefahr werden, je mehr es magyarisch uniformiert würde. Eine politisch weitblickende Staatskunst in Berlin wie in Wien kann nur wünschen, daß Ungarn die Ideale der älteren magyarischen Politiker verwirklicht, welche einen liberalen Einheitsstaat der Nationalitäten, nicht aber einen uniformierten Nationalstaat der Magyaren aus Ungarn macht. Denn dieser magyarische Nationalstaat, welcher Rumänen, Deutsche, Slowaken, Serben national erwürgt haben würde zu Gunsten der fünf Millionen[1]) wirklicher, unverfälschter Magyaren im Lande, würde sowol für Deutschland und Österreich wie auch für Rußland ein Problem werden, wie es Polen war; man würde ihn „teilen“ und völlig aus der Welt schaffen müssen.

Diese historisch-politischen Perspektiven einigermaßen zu verstehen, müssen wir im Reiche uns aber viel gründlicher und ausgiebiger über die ungarischen Verhältnisse unterrichten. Was uns am nächsten dabei angeht, sind unsere eigenen deutschen Landleute, deren politische Bedeutung für Berlin wie für Wien nur der Nichtkenner der geographischen, ethnologischen und sonstigen Kultur-

[1]) Angeblich sieben Millionen, wobei aber die Überläufer aus anderen Rassen mitgezählt sind, die sich nur als „Magyaren“ ausgeben.

verhältnisse im Osten nicht würdigen kann. Man ist neuerdings in Deutschland nur zu sehr geneigt, diese deutsche Kultur in Ungarn zu unterschätzen, man weiß nicht, daß sie für das deutsche Reich ebenso wie für Wien und Österreich ein gemeinsamer Vorposten ist, den man nur mit gleichem Schaden aufgeben würde, wie man in einem Kriege auf die Wirksamkeit der Vorposten verzichten würde.

Unser Vergleich aber bezieht sich auf die kulturelle Vorpostenschaft, welche nicht nur Land für die deutsche Sprache sichert, deutsche Sprache, deutsche Literatur und wissenschaftliche Arbeit auf eine größere Peripherie erstreckt, sondern auch zwischen den Nationen eine ausländische Vermittlerschaft erhält, die fortwährend dem deutschen Reiche mittelbar und unmittelbar zu gute kommt, wie sie für Österreich von größter Wichtigkeit ist. Der Umstand, daß mitten in Galizien kleine deutsche Kolonieen sind, daß überall an der Peripherie des österreichisch-ungarischen Doppelstaates in der Marmarosch, in Siebenbürgen, in Orsova deutsche Ansiedelungen sind, die im Zeitalter der Eisenbahnen den Kulturzusammenhang ununterbrochen durch ihre Sprache aufrecht erhalten, bedeutet für alle Deutschen die Möglichkeit eines Mitwirkens an gemeinsamen Arbeiten der Völker im Osten, die zu den schwersten wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Rückschlägen führen müßte, wenn sie jemals zur Unmöglichkeit würde. Wir müssen unseren deutschen Landsleuten ins Gedächtnis rufen, daß die Deutschen in Ungarn keineswegs weltfremde Einsiedler sind, die auf weltabgeschiedener Scholle ihren Acker bauen, sondern daß diese zwei Millionen Menschen tagtäglich auf dem ungarischen Eisenbahnnetze zu tausenden und hunderttausenden hin- und herzirkulieren und so ein lebendiges wirtschaftliches, moralisches, kulturelles Ganze sind, das für Deutschland selber weit mehr politische und weltvermittelnde Bedeutung hat, als zwei, ja vier Millionen Deutsche innerhalb des Reiches selbst. Wir bekennen nun, keineswegs auf einem sogenannten pangermanischen Standpunkte zu stehen, welcher uns mit dem Begriffe des Rassengrößenwahns zusammenfallen würde; nach den Beobachtungen aber, die wir in Ungarn selbst Gelegenheit hatten zu machen, sind wir zu der Überzeugung gelangt, daß die Erhaltung des deutschen Elements in Ungarn gradezu das ABC einer Staatsweisheit bedeutet, die ihre Einflußsphäre nicht absichtlich immer mehr vermindern will. Das Deutsche Reich kann sich in absehbarer Zeit recht wohl mit dem konzentrierten Landzusammenhang begnügen, den ihm Bismarck geschaffen hat und braucht keine „Eroberungen“ mehr zu machen; seinen Einfluß aber kann es ebensowenig da aufgeben, wo es ihn hat, wie England das könnte, und Träger dieses Einflusses sind vorläufig noch die Deutschen in Ungarn, wie sie die natürlichen Träger österreichisch-deutschen Einflusses sind, den zu schwächen, statt ihn zu heben, Deutschland sicherlich nicht berufen ist.

Aber man reise einmal in Ungarn dritter Klasse auf Eisenbahnen! Im ganzen Reiche kann man nicht eine halbe Stunde fahren, ohne daß in dieser dritten Klasse sich sehr bald herausstellte, daß ein starker Prozentsatz der Mit-

fahrenden Deutsche sind, die, nachdem sie sich in ungarischer Sprache vorgestellt oder begrüßt, sehr bald in ihrer Muttersprache reden. Bald sind es deutsche Bauerfrauen, bald Händler und Handlungsreisende, bald Gelehrte, Ärzte, Lehrer, nicht zu vergessen Soldaten und Offiziere. Fabrikanten, Großkaufleute — alle Stände sind in den zweiten oder dritten Klassen der Eisenbahn zusammen, wozu noch die deutschen Juden mit ihrem Aufgebot an deutscher Arbeit und Vermittelung des Kulturumsatzes kommen. Mitten in der Debrecziner Pußta steigen ganze Wagen voll deutscher Bäuerinnen ein und wenn man im Süden zwischen Lugos, Temesvar, durch die Baczka nach Fünfkirchen fährt, ist man, besonders dritter Klasse, nie ohne deutsche Unterhaltung, denn auch hier sind Maulbeerschnapsfabrikanten, Weinbauern, Weizenbauern und die Bäuerinnen, welche einen beträchtlichen Prozentsatz der Reisenden ausmachen. Es kann wohl vorkommen, daß ein deutscher Diplomat, umgeben von einer Eskorte liebenswürdiger ungarischer Magnaten in der ersten Eisenbahnklasse Ungarn durchreist und hierbei mit Bedauern zu sehen glaubt, daß die gewaltige Rasse der Magyaren es verstanden hat, alle Völker des Landes, Rumänen, Slovaken, Deutsche, zu echten Magyaren umzuwandeln. Da mag er vielleicht denken, was lohnt es, die paar Trümmer deutschen Wesens in Ungarn zu erhalten! Opfern wir sie großherzig! Das wäre aber, wie gesagt, erster Klasse gefahren. Schon in der zweiten Klasse sieht es ganz anders aus, in der dritten aber stellt sich heraus, daß diese zwei Millionen Deutsche einen ganz intensiven Kulturzusammenhang darstellen, der sich unwillkürlich auf Grund des gemeinsamen Blutes und der gemeinsamen Sprache in jedem Augenblicke herstellt. Und mancher von diesen Bauern, der da dritter Klasse fährt, könnte recht gut auch erster Klasse fahren und hat einen solider begründeten Reichtum, als der Magnat, der in Wien seine Millionen verspielt und dann nach Budapest — ausgewiesen wird.

Gerade die Wohlhabenheit, Rührigkeit, die größere Intelligenz und Wirtschaftlichkeit der Deutschen in Ungarn hat ihnen auch die Mittel geschafft, daß sie, bei der Billigkeit des Zonentarifs, die Eisenbahn fleißig benützen können, und eben dadurch stellen sie einen Faktor im ungarischen Kulturleben dar, den vorurteilslose Magyaren sehr wohl zu würdigen wissen. Wir hoffen, daß die gegenwärtige chauvinistische Strömung unter den Magyaren an der Wucht der deutschen Tatsachen selbst allmählich wieder zur Besinnung kommen und nicht fortfahren wird, ein Volks-Element zu schwächen und in seinem nationalen Zusammenhalt zu untergraben, dessen Schwinden aus Ungarn diesem selbst politisch und wirtschaftlich den größten Schaden zufügen würde.

Unterdessen ist es gut, wenn der deutsche Leser im Reiche weiß, daß es noch immer in Ungarn große deutsche National-Herde giebt, wo die zwei Millionen Deutschen konzentriert in ganzen Provinzen, d. h. Komitaten beisammen leben, um von da aus sich fortgesetzt über das ganze geographische Gebiet Ungarns zu verbreiten. Was in Budapest geschehen ist, daß man aus der Volksschule den deutschen Sprachunterricht törichter Weise ausgeschieden hat, das erlaubt vor-

läufig noch keinen Schluß auf das Schicksal der deutschen Sprache und mit ihr der Deutschen selbst in Transleithanien. Noch sind in Verfassungen, in Stadtgesetzen, in unumgänglichen Notwendigkeiten des Verkehrs mächtige Hindernisse vorhanden, welche eine faktische Entnationalisirung der ungarischen Deutschen zur Zeit noch als eine haltlose Illusion einiger Magyarenparteien erscheinen lassen. Jene deutschen Nationalherde sind aber noch nach wie vor die Zipser Lande im Norden Ungarns mit ihren Dörfern, ihrer deutschen Fabrik-Industrie und ihren Ackerbürgerstädten, in denen deutsche Gymnasien und deutsche Volksschulen neben magyarischen Unterrichts-Anstalten blühen. Nationalherd ist das große weite Siebenbürgener Land von Hermannstadt bis Kronstadt. Dort hält man auch äußerlich noch am zähesten an alten deutschen Gerechtsamen, aber auch die 900,000 „Schwaben", die in Städten wie Lugos, in Temesvar und den Dörfern seiner Umgebung wohnen, die in Hatzfeld und Groß-Beczkerek, in den Dörfern und Städten der Baczka überall ein bürgerlich und bäuerlich grundlegendes Element der Bevölkerung bilden, sind keineswegs magyarisiert, sondern anhängliche Kinder ihrer deutschen Stämme, die neuerdings mit Bewunderung an die ferne Hauptstadt des deutschen Reiches denken und für diese in der Hauptsache warme Vorurteile nähren.

Vergegenwärtigen wir uns in einigen großen Zügen den Zustand in den verschiedenen Nationalherden des deutschen Elements in Ungarn. Da sind zunächst die Zipser Lande am Fuße der hohen Tatra und westlich vom Liptauer Gebirge, wo man noch immer viele Tagesreisen machen kann, um überall auf deutsche Bauern zu treffen, deutsche Ackerbürgerstädte zu durchwandern, mit deutschen Schullehrern sich zu unterhalten. Bis nach Kaschau reicht von Norden her dieses deutsche Land, eine Stadt, in welcher die Hälfte der Bevölkerung noch deutsch ist, wo man deutsche Firmen und Ladenschilder noch auf den Straßen findet. Der Magyar ist hier lediglich durch Zuzug und amtliche Versetzung, künstliche Verpflanzung zu Hause; Heimvolk sind aber von Alters her die Slowaken und die Deutschen, die Jahrhunderte lang in gemeinsamer friedlicher Arbeit gelebt haben und sich beiderseits eigentlich immer nur gegen die Übergriffe der Magyaren zu verteidigen hatten. In jüngster Zeit ist die Bevölkerung sowohl im Liptauer Komitat unter den Slowaken, wie im Zipser Komitat unter den Deutschen zusammengeschwunden. Die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse Ungarns haben zu großer Auswanderung geführt. Aber in den deutschen Bezirken sitzt noch immer eine vortreffliche Landbevölkerung, die sich im Tagesverkehr durchaus der deutschen Muttersprache bedient und eine kulturelle Mittlerschaft zwischen den Slowaken, Polen und Ungarn bedeutet. Es kommt hierbei nicht auf die Zahl an, welche diese Deutschen darstellen. Manche schätzen sie nur auf 60 000, aber es dürften über hunderttausend sein, da diese geringen Zahlen nur durch politische Geometrie entstehen, wo man dann regelmäßig vergißt, daß in Wirklichkeit zwischen den einzelnen Komitaten nicht tiefe Abgründe sind, sondern die Eisenbahnen alles verbinden. Rechnet man z. B. die Deutschen von Kaschau, die deutschen Juden,

die in Miscolcz wohnen, nicht dazu, so wird für die Deutschen der eigentlichen Zips das Verhältnis ungünstiger. Tatsächlich aber herrscht bis Kaschau von Bela und Poprad an, von Iglo (sonst Neudorf) und Leutschau her ein engerer Kulturzusammenhang, was man im Lande selbst vorzüglich an der Lokalpresse studieren kann, indem man hier in deutschen Inseraten, Lokalartikeln regelmäßig sieht, wie die Verhältnisse zusammenhängen. So erscheinen denn in diesem großen Gebiete zahlreiche Tagesblätter, der „Zipser Bote" voran, Kaschau hat seine deutschen Zeitungen und wer ungarische Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kennt, mag schon daraus schließen, daß der Deutsche hier noch lange nicht auf den Aussterbestand gesetzt ist. Die Bevölkerung der eigentlichen Zipser Lande besteht aus germanischen Lausitzern und Schlesiern und spricht noch heute in den Dörfern, für jeden Reichsdeutschen erkennbar, die Sprache Gerhart Hauptmanns, Holteis und vielfach in einzelnen Dörfern auch jenes Lausitzer-Deutsch, das man um Görlitz und Zittau redet, dessen letzte Ausläufer bis unmittelbar nördlich vor Dresden reichen, wo thüringisch-sächsischer und lausitzer Dialekt unmittelbar in einzelnen Dörfern zusammenstoßen.

Der preußische Staat hat an diesen Zipser „Sachsen" ein unmittelbares Kulturinteresse, denn gerade neuerdings findet man in vielen Städten dort, auch in Göllnitz, eine Zuwanderung aus dem preußischen Schlesien. Mancher Deutsche, der in Beuthen und anderen Gegenden durch die Polen sich bedrängt sieht, geht nach Ungarn. Da findet man deutsche Barbiere aus Schlesien, kleine Kaufleute, welche hier in Ungarn unter einer enger-stammverwandten Bevölkerung gedeihen. Größere Fabriken, auch Großgüter fanden wir mehrfach im Besitze reichsdeutscher Männer. Nun sind diese Zipser Deutschen zwar im politischen Sinne gute Ungarn; in Iglo haben sie sich wie in anderen Städten ihre Honved-Denkmäler errichtet zur Erinnerung an ihre Freiheitskämpfe gegen Österreich. Auch hat eine ältere, weisere magyarische Generation wegen dieses liberalen ungarischen Patriotismus das Deutschtum der nordungarischen Deutschen geschützt. Man war zufrieden, wenn der Deutsche hier auch ungarisch verstand und der von Haus aus gütige, umgängliche Magyar verfiel nicht darauf, diese Deutschen zu Magyaren machen zu wollen, wenn sie nur gute Ungarn waren. Auch ist, wie wir uns mit eigenen Augen überzeugt haben, zur Zeit noch immer Brauch, daß in Städten wie Göllnitz, Iglo Bekanntmachungen städtischer Art, Märkte, Arbeitsangebote und dergleichen, in deutscher Sprache aushängen. Der Leser weiß, daß dagegen in ganz Ungarn das, was zur Kompetenz des ungarischen Staates gehört, in magyarischer Sprache bekannt gemacht wird, und jedermann wird das richtig finden, denn im Gebiete der ungarischen Krone spricht man acht verschiedene Sprachen, die sich leicht um drei vermehren lassen, wenn man die Sprachen der Zigeuner zu deutsch, magyarisch, slowakisch, ruthenisch, rumänisch, serbisch, italienisch und einigen anderen slavischen Sprachen rechnet. Man wird historisch den Ungarn das Recht nicht bestreiten können, ihr Magyarisch, nachdem der Einheitsstaat der Habsburger zerbrochen oder nicht fertig geworden ist, zur

Staatssprache zu machen und gerade die Deutschen haben sich bereitwillig der Einsicht gefügt, daß eine solche Staatssprache notwendig ist und daß das Deutsche dieselbe nicht sein kann. Diese Einsicht ist in den Zipser Landen wohl verbreitet. Leider aber gibt es magyarische Parteien, die offen oder heimlich nicht damit zufrieden sind, daß der Deutsche gern das Magyarische lernt und zur magyarischen Gerichtsverhandlung kommt; sie wollen vielmehr, da sie weder Deutsche, noch Rumänen, noch Slowaken aus den Landen vertreiben können, die historisch den Deutschen, Rumänen, Slowaken gehören, die fremden Sprachen überhaupt unterdrücken, um so diese Völkerschaften sich zu assimilieren.

Weder das Deutsche Reich, noch Österreich können das aber dulden. Deutschland verlangt von den Polen nicht, daß sie sich entnationalisieren, sondern nur, daß sie zu ihrem Polnisch auch Deutsch lernen. Das Analoge tut in Ungarn so ziemlich jeder Deutsche, er lernt magyarisch zu seinem Deutsch.

Das Zipser Land aber, geographisch zwischen Polen, Slowaken, Magyaren und Ruthenen gelegen, ist sowohl für Wien wie für Berlin im gemeinsamen Sinne so wichtig als ausgleichendes Moment zwischen den Völkern, daß beide Zentren deutschen Wesens und ihre Politiker es erst dann als nationale Vorwarte aufgeben dürften, wenn kein Deutscher mehr da wäre. Es heißt in keiner Weise sich in die Interessen des ungarischen Staates einmischen, wenn Berlin und Wien eines schönen Tages in Budapest einen Druck ausüben würden im Sinne der älteren magyarischen Politiker selbst, der da besagte: wir verlangen, wenn unser Dreibund Euch schützen soll, daß Ihr Eure Deutschen, solange sie prompt ungarisch lernen, nicht der deutschen Sprache selbst beraubt, denn dann greift Ihr in die Interessen des deutschen Reiches und Österreichs ein. Abstrakte Staaten und Staatsgebilde gibt es nicht. Die Deutschen in Ungarn sind Concreta, wirkliche deutsche Leute, die dem ungarischen Staate brav ihre Steuern zahlen, für ihn in den Krieg ziehen und eifrig ungarisch lernen. Das deutsche Reich aber und Österreich haben das Interesse, daß sie als Mittler der deutschen Kultur erhalten bleiben, auf daß der Deutsche auf einem Gebiete, auf dem er schon vor Attila und Arpad zu Hause war, seine uralten historischen Rechte ausüben kann, nämlich sich mit seinen Landsleuten in seiner Sprache verständigen, Handel treiben und die geistigen Schätze seiner Sprache austauschen. Nicht also ein Eingriff in magyarische Staats-Interessen würde vorliegen, sondern die Abwehr eines Eingriffes in die historischen Rechte Deutschlands und Österreichs. Und gemeinsam mit Prag und czechisch-Böhmen, welches nicht dulden kann, daß die Slowaken „magyarisiert" werden, wenn es auch recht ist, daß sie gute „Ungarn" sind, würden da die Interessen Wiens und Berlins gehen. Noch liegt die Notwendigkeit zu solchem Schritte nicht vor; aber sollte sie einst kommen, der Effekt würde prompt und sicher sein.

Wenn wir sagen, die Zips allein würde schon einen solchen Schritt rechtfertigen, so ist es, weil dort der Grundbesitz tatsächlich noch in der Hand des deutschen Bauern ist, weil sowohl die Polen wie die Slowaken und die Magyaren

ihre Kinder nach Käsmark und in andere Städte schicken, damit sie deutsch lernen. Wie in der Schweiz tauscht man wohl auch die Kinder familienweise; trifft man slavische, magyarische Landfrauen, jüdische Wirtinnen, die uns deutsch unterhalten und fragt man: wo haben Sie Ihr Deutsch gelernt, so wird man öfters die Antwort erhalten: in Käsmark. Viele Magyaren in der Tiefebene wissen, daß sie auf das Deutsche angewiesen sind als Fremdsprache, die für sie die wichtigste ist, da sie, selbst wenn sie als Zigeuner-Kapelle oder als Kaufleute ins Ausland gehen, dann doch auf Wien, Berlin und andere Städte Mittel-Europas angewiesen sind. Darum hat man bisher die Zipser Lande gerade auf magyarischer Seite gern als Unterrichtsland für deutsche Sprache behandelt. Diese magyarische Vernunft sticht sehr ab gegen die jüngste Unvernunft von Budapest, das sich immer mehr wirtschaftlich ruinieren wird, je mehr es sprachunkundige Kinder erzieht, die man nirgends in der Welt versteht und die es dem Fremden, dem deutschen Reisenden, unmöglich machen, sich zu verständigen. Denn der Deutsche wird zwar, wie überall, gern lernen zu sagen: Igen und Kerem, auch étterem und sörhasz (d. h. ja, bitte, Speisesaal, Bierhaus), aber die magyarische Sprache hat, trotz Petöfi und Madach, noch keine Anwartschaft, als europäische Kultursprache zu gelten, wie englisch, deutsch, französisch, weil diese sieben Millionen offiziell, in Wahrheit aber nur fünf Millionen Magyaren eben nicht die ihnen gegenüberstehenden siebenzig Millionen Deutsche, nicht die Millionen der Engländer und Franzosen sind.

Ist man über die Bedeutung des Deutschtums in der Zips, wo wir selbst in verarmteren Dörfern noch deutsche Leihbibliotheken fanden, im Reiche meist im unklaren, so unterschätzt man neuerdings auch die Bedeutung der Sachsen in Siebenbürgen vollständig. Wie bereits gesagt ward, sind diese Deutschen Niederdeutsche. In ihren Dörfern spricht man noch wohlerhalten das Kölner Platt, in andern Orten ist mehr das Moselfränkische daheim, in Bauart der Bauernhäuser sieht man den westfälischen Typus mit dem fränkischen abwechseln; manche Stadthäuser zeigen Haustypen, die wir sogar von Düsseldorf bis Antwerpen finden. Volkslieder und neuere Dialektliteratur dieser Niedersachsen, zu denen in einzelnen Dörfern auch nachgewanderte Schwabengruppen gekommen sind, lassen keinen Zweifel, daß hier besonders mächtige deutsche Stämme sich angesiedelt haben, die einen gewissen friedlichen Wettkampf um Grund und Boden mit den Rumänen bestehen. Hier im Lande ist zurzeit der Stand der deutschen Gerechtsame der, daß in einer Stadt wie Hermannstadt die Straßenbenennungen noch rein deutsch sind, die Geschäftsschilder desgleichen, sodaß man nirgends ein Gefühl hat, außerhalb deutschen Landes zu sein. Offizielle Wegweiser auf dem offenen Lande wird man je nach Bedarf in den drei landesüblichen Sprachen, deutsch, rumänisch, magyarisch finden. Das Leben unter den Städtern und Bauern ist unberührt deutsch; die Schulen, in denen selbstverständlich neben dem Deutschen in erster Linie die ungarische Sprache gepflegt wird, welche auch hier als Staatssprache gekannt sein muß, sind von deutschen Lehrern geleitet.

Wo man hintritt, findet man uralte deutsche Erinnerungen, Grabmäler der alten Sachsengrafen zeigen mittelalterliche Kunst zumteil in einer Entwicklung, die an Nürnberg gemahnt, während die Sachsen gleichzeitig eine neudeutsche Kunst besitzen, die sich mit Vorliebe der ländlichen Sittenschilderung widmet und sehr talentvolle Maler und Malerinnen aufweist. Im Bruckenthal'schen Museum zu Hermannstadt wird man im Reichtum dieser großen Kunstsammlungen starke Beziehungen zur Wienerischen Kunst-Entwicklung finden. Und auch eine eigene deutsche Wissenschaft haben die Sachsen; von Alters her haben sie die Volkskunde gepflegt, Liederschätze des Volkes gesammelt; sie haben ihre Musiker und Dichter und niemals ist in alten Zeiten, wo sie sich oft gegen die Übergriffe der Magyaren zu wehren hatten, die Erinnerung an ihre deutsche Heimat und an ihren Kulturzusammenhang mit Deutschland geschwunden. Die gebildeten Kreise senden ihre Söhne nach Deutschland, damit sie hier die Universitäten besuchen; viel weitgereiste und welterfahrene Männer sind unter ihnen, welche die Kultur Europas übersehen und die Mission des Deutschtums im Osten aus weiten Perspektiven beurteilen. Wirtschaftlich sind diese Sachsen im Emporblühen begriffen; große Aktiengesellschaften kaufen weite Landgründe an und besiedeln sie mit deutschen Ansiedlern; zur Erntezeit geht von Kraftzentralen das elektrische Kabel in die Dörfer und hilft von Hof zu Hof dem Bauern sein Korn dreschen. Wo wir hinkommen, sehen wir intensive Kultur, großen Reichtum an Weinbau und Obstsegen, Bergbau, und zwar überall im Sinne einer fortgeschrittenen Ökonomie, welche von Amerika lernt und manche Gegend Deutschlands überflügelt. Wohl haben auch die fleißigen Rumänen an der Landkultur ihren Anteil, aber die geistigen Herren des Landes, die Träger der Intensität jeder Kultur, des Handels, der Industrie sind die Deutschen. Auch hier bedeutet die Zahl nichts, welche übrigens bei der überhaupt geringen Bevölkerung des Landes relativ denn doch weit beträchtlicher ist, als die absoluten Zahlen schließen lassen, ähnlich wie es sich in der Zips verhält. Vielmehr ist es die Qualität, der Besitzstand und Intelligenzstand dieser Deutschen, welcher ihnen ein Übergewicht verleiht, das sie noch immer als eine große, geschlossene Masse von Deutschen erscheinen läßt, welche die wichtigsten Vermittler für Deutschland und Österreich wiederum mit den Ungarn selbst, den Rumänen und weiterhin dem Osten sind. Viele Rumänen sind im Dienst dieser Deutschen, sie lernen hier deutsch und deutsche Kultur als etwas Friedliches schätzen; die deutschen Herren und Hausfrauen lernen wiederum ihrem Gesinde zuliebe rumänisch und erhalten so einen lebendigen freundschaftlichen Konnex der Völker, der sowohl für das deutsche Reich wie für Österreich außerordentlich wichtig ist, um die rechten, guten Stimmungen über den Wert des deutschen Wesens zu verbreiten. Man denke sich diese ganze deutsche Kultur, welche sich über Ländereien erstreckt von der Länge des sächsischen Erzgebirges und in weiterer Verteilung fast auf einen Flächenraum von czechisch-Böhmen sich verteilt, vertilgt, magyarisiert, um zu begreifen, welchen Wahnsinn man in Berlin und Wien begehen würde, wenn man diese ganze höchst wohltätige

Vermittler-Kultur ohne Einspruch an eine Rasse ausliefern würde, die, nach Vernichtung des deutschen Wesens, mit Sicherheit dem französischen Einflusse sich hingeben würde. Die Sachsen selbst, die sich in einigen Jahrzehnten wieder vermehren werden, da sie das ehemalige Zweikindersystem aufgegeben haben, werden jedenfalls nicht so leicht aus der Tafel der Geschichte sich wegstreichen lassen.

Und so wendet sich unsre Betrachtung vom Westen Ungarns nun dem Süden zu, wo ungefähr eine Million deutsche Menschen, als sogenannte Schwaben, von Lugos an, in der Umgegend von Arad, in Temesvar und weiter in den südlichen Komitaten bis Apatin über Neusatz und weiter nach Fünfkirchen in großen Dörfern mit weitem, festen Landbesitz, in reinlichen, schmucken Städten wohnen, deutsche Zeitungen lesen und herausgeben und keineswegs Magyaren geworden sind, wenn sie auch gute Ungarn sind. Kommt hier auf die Dörfer und seht das Bildnis des Kaisers Franz Joseph, Kaiser Wilhelms II., des Königs von Italien, sprecht mit den Bauern, um zu erfahren, daß diese Million Deutschen die wahren Träger des Dreibundes sind, die auch ein inneres Herzens-Interesse daran haben, daß dieser Bund besteht. Wohl wählen sie vielfach magyarische Abgeordnete, denn da, wo nicht der Budapester Chauvinismus hindringt, vertragen sich die Magyaren und die Deutschen ausgezeichnet, wohl bekennen sich diese Deutschen, unter der historisch gewährleisteten Voraussetzung, daß man ihre Stammesfreiheit nicht antastet, auch als treue Anhänger des ungarischen Staates. Ihre Bedeutung für Österreich und das Deutsche Reich aber ist, im selben Sinne wie die Anderen, eminent. Denn wieder sind es hier die Deutschen, welche, soweit nicht der ungarische Magnat, der Latifundienbesitzer, Herr des Landes ist, als Grundherren walten. Bekanntlich sind sie im Laufe der Jahrhunderte aus dem Neckarlande, aus Baden und dem Elsaß ins Land gezogen, durch die Riesen-Kultur-Arbeit Maria Theresias und ihrer Nachfolger dahin berufen worden. Sie haben auch, wie in Schwaben selbst, verstanden durch eine Güterverteilung, welche nicht die Gefahren des Latifundiums hat, einen bäuerlichen Mittelbetrieb mit gemischter Feldwirtschaft und Landwirtschaft hervorzubringen, der ein Volk am besten und sichersten auf seinem Boden verankert. In ihren Städten ist der Deutsche der Unternehmer, der Fabrikherr, der Mann des industriellen Betriebes, zu dem der Magyar sich nur schwer heranzieht, der lieber bei seinen Pferden und Rindern auf der Pußta bleibt oder als Parlamentsredner, Beamter und — Landspion sich betätigt. In solchen schwäbischen Gegenden erlebten wir allerdings, daß badensisch redende Wirtinnen nur ängstlich sich mit uns deutsch unterhielten und ein fremdartiges Wesen gegen den deutschen Landsmann zeigten. Denn der „Magyar", der chauvinistische Inspektor, aß auch mit in der Stube. Erst als er fortgegangen war, eröffneten die Frauen ihr Herz und drückten den Gästen die Hände und wollten nun Alles wissen, was man von deutschen Landen, von Wien und von Berlin zu erzählen hatte. Man muß solche Züge des spionierenden Terrorismus selbst erlebt haben, um in politischen Fragen einiges Mißtrauen gegen gewisse Parteien der Arpadensöhne zu gewinnen.

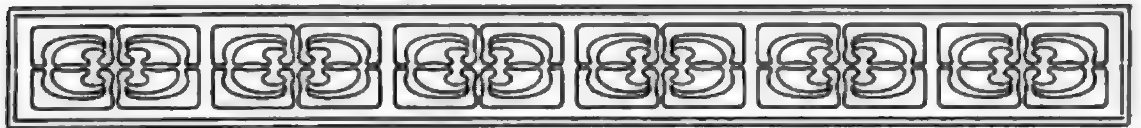
Unterdessen fanden wir in diesen Gegenden, wo der Deutsche vielfach mit dem Serben durcheinander und nebeneinander haust, noch überall eine mächtige deutsche Kultur, eine gemütvolle Erinnerung ans Heimatland. In Temesvar ist noch konzentriertes deutsches Leben; in Schulen fanden wir, daß die deutschen Kinder zwar fleißig ungarisch lernen, aber auch von deutschen Lehrern ihr Deutsch erhalten sehen. Deutsche Lehrer unterrichten an ungarischen Staatsschulen in ungarischer Sprache, aber die Magyarenkinder lernen dabei wieder Deutsch. Wenn die Deutschen im Reiche und Österreich nur dafür sorgen, daß nach diesen Ländern freundlicher deutscher Gedankenaustausch geht, dann ist noch lange keine Gefahr, daß diese Deutschen der Verbreitung deutscher Kultur verloren gehen. Sie bilden wieder nach Serbien, nach Slawonien und Kroatien hin die Vormacht deutscher Art, die zugleich ein Schutz für die Magyaren selbst ist. Die Weisheit von mongolischen Fürsten und Königen hat schon vor tausend Jahren erkannt, daß die Magyaren selbst zerrieben werden würden von den anderen Rassen, von der Macht südslavischer Großreiche, von rumänischer, nordslavischer, russisch-polnischer Invasion, wenn nicht durch die Schöpfung der deutschen Kulturzonen, die Ungarn umgeben in der Zips, Siebenbürgen und Südungarn, ein paralysierendes, ausgleichendes Element westlicher Kultur ins Land gezogen würde. Was einst König Bela und andere Arpaden durchschaut, das haben später die Habsburger wieder erkannt und durch Erhaltung und Stärkung der deutschen Zonen um Ungarn auch ihre magyarischen Untertanen geschützt. Noch ist der heutige König von Ungarn zugleich auch Kaiser von Österreich, ein großer historischer Zusammenhang und eine große historische und ethnologisch-geographische Notwendigkeit, wie die Existenz der Deutschen in Ungarn, ist nicht so schnell wegzuschaffen. Das Deutsche Reich aber hat seit seiner Entwicklung zur riesigen Völkerzahl schon um des notwendigen Friedens im Osten willen von Tag zu Tag mehr ein aktuelles politisches Interesse, zum Vorteil der Magyaren selbst die Politik der alten Mongolenkönige zu erhalten und, frei von allen pangermanisch-staatlichen Aspirationen, sich die Bedeutung der Deutsch-Ungarn auch fürs Deutsche Reich selbst zu sichern, womit es gleichzeitig die Existenz des Magyarentums mit seiner Kultur verbürgt.

Mit warmherziger Jugend harmlos übermütig sein zu können, ist eine der köstlichsten Fähigkeiten reifen Alters.

* * *

Wer ein Original sein will, beweist, daß er sich innerlich als Dutzendmenschen fühlt. Das gilt auch für Dichter und Künstler.

Otto v. Leixner.



Was uns Not tut.

Gotteserkenntnis.

Von

Johannes Reinke-Kiel.

Wenn das vor kurzem in der alten Kaiserstadt Karls des Großen gesprochene Wort des obersten Führers unserer Nation, es müsse dem Volke die Religion erhalten bleiben, als ernste, zeitgemäße Mahnung aufzufassen war, so darf hinzugefügt werden, daß ohne die Überzeugung von dem Dasein und Wirken Gottes wahre Religion unmöglich ist; was sich im Rahmen des Atheismus noch Religion nennt, ist Mummenschanz. Aus diesem Grunde halte ich die fortschreitende Ausbreitung des Atheismus in unserm Volke für eins der ernstesten Übel, an dem es krankt. Videant consules!

Ein Übel ist in meinen Augen der Atheismus schon darum, weil ich ihn für einen Irrtum erachte. Für einen Irrtum, der verhängnisvolle Konsequenzen nach sich ziehen wird, sowohl auf politischem und gesellschaftlichem wie auch auf wissenschaftlichem Gebiete. Hinsichtlich des ersteren berufe ich mich auf einen der größten Menschenkenner, auf Thomas Carlyle, welcher sagt:

„Wenn die Menschen Gott aus ihren Herzen ausstoßen, dann wird man eine Zeitlang eine Welt zu sehen bekommen, wie wenige sie sich träumen lassen. Aber ich fürchte die sogenannte „Abschaffung" dessen nicht, was die ewige Tatsache aller Tatsachen bleibt, und kann prophezeien, daß die Menschheit im allgemeinen entweder zu ihr zurückkehren, und zwar mit neuer Klarheit und heiliger Reinheit des Eifers, oder in undenkbaren Tiefen anarchischen Elends und anarchischer Gemeinheit zugrunde gehen wird".

Wie wenig diese Prophezeiung Carlyles Gespensterfurcht ist, zeigt u. a. die vor einigen Jahren getane Äußerung Bebels, daß auf religiösem Gebiete sein Ideal der Atheismus sei.

Darum ist es für unser Volk in allen seinen Gliedern, vor allem aber für seine Führerschaft, die gebildeten Stände, nötig, über den Atheismus und seine angeblich wissenschaftlichen Grundlagen ins Klare zu kommen. Ich meinerseits nehme keinen Anstand, es auszusprechen, daß ich den Atheismus für die kurzsichtigste und unwissenschaftlichste aller Weltanschauungen halte. Am wenigsten ist er mit einer vorurteilsfreien Naturforschung vereinbar, und er birgt für die ihm huldigenden Naturforscher die Gefahr, daß sie den Fragen der eigenen Wissenschaft nicht unbefangen gegenüberstehen, daß sie unter dem Drucke atheistischer

Vorurteile die so gepriesene „voraussetzungslose Forschung“ tatsächlich nicht zur Anwendung bringen können.

Merkwürdigerweise ist dem Atheismus gerade in neuerer Zeit bedeutender Vorschub geleistet durch eine mißbräuchliche, im besten Falle unzutreffende Berufung auf Immanuel Kant.

Kant glaubte in seiner Philosophie einen sichern Beweis für das Dasein Gottes auf moralischem Gebiete gefunden zu haben; er nannte ihn den moralischen Beweis und ging in seiner Entdeckerfreude so weit, ihn für den einzig möglichen Beweis des Daseins Gottes zu erklären. Damit hat Kant sicher einen Fehler begangen, ganz abgesehen davon, daß kein Atheist, bezw. Materialist Kants „moralischen Beweis“ als exakt und bündig anerkennen wird. Nun, um mathematische Beweise kann es sich auf diesen Gebieten des Denkens überhaupt nicht handeln. Wenn der Kantische der einzig „mögliche“ Beweis für das Dasein Gottes wäre, dann ist daneben ein solcher Beweis aus der Natur allerdings nicht zu führen; und bei der unbedingten Heeresfolge, die heute Philosophen und evangelische Theologen dem Systeme Kants — bis zur Kritiklosigkeit — leisten, kann man von beiden es oft genug hören, daß Kant gezeigt habe, es sei unwissenschaftlich, Gott aus der Natur erkennen zu wollen. Ich mache mich anheischig, den Nachweis zu liefern, daß solche Lehre den Ansichten Kants keineswegs entspricht und verweise nur auf seine „Kritik der Urteilskraft“; doch würde mich ein näheres Eingehen darauf zu weit führen. Nur habe ich leider öfters Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen, daß durch jene Behauptung viel Unheil in den Gemütern unserer heranwachsenden Jugend gesät worden ist. Denn nun wurden jene Vielen, denen das Prinzip der Offenbarung aus der Bibel nicht genügte, und denen die Offenbarung in der Natur bestritten wurde, denen endlich auch der kategorische Imperativ nicht ausreichend erschien, um als exakter Gottesbeweis zu dienen, veranlaßt, den Gottesglauben über Bord zu werfen, was nicht geschehen wäre, hätte man sie eine andere Auffassung der Natur gelehrt; eine Auffassung, die auch Kant unzweifelhaft geteilt hat.

Mir sind Theologen begegnet, die mit einem gewissen Stolze verkündeten, sie bedürften nicht nur keines Gottesbeweises aus der Natur, sondern sie räumten gerne das ganze Gebiet der Natur dem Materialismus ein, anerkennten dessen Herrschaft in der Naturforschung als die allein berechtigte; dadurch würde die Bedeutung der Gottesbeweise, auf die sie sich stützten, nur in ein um so helleres Licht gerückt. Das ist eine Anschauung, der die andere zu Grunde liegt, wonach die gesamte Natur schlecht und verderbt ist und gewissermaßen als feindliches Prinzip Gott gegenübersteht; eine krankhafte Ausgeburt mißverstandener Dogmen.

Solchen wunderlichen Auswüchsen theologischer Einseitigkeit gegenüber möchte ich feststellen, daß wohl selten ein urteilsfähiger Mensch aus Gründen, die der moralischen Sphäre angehören, zum überzeugten Atheisten wird; sondern daß die meisten aus naturphilosophischen Gründen zum Atheismus kommen.

Gerade die größten Naturforscher aller Zeiten haben **Keplers** Ansicht geteilt, daß man Gott aus den Offenbarungen der Natur nicht weniger als aus denen der Schrift erkennen könne, und daß es das „höchste Privilegium“ des Naturforschers sei, die Gedanken Gottes nachzudenken. Auch **Newton** sagte, man müsse lind sein, wenn man nicht aus der Einrichtung der Dinge die unendliche Weisheit des allmächtigen Schöpfers ersähe, ein Narr, wenn man sie nicht eingestehen wolle. Der Philosoph **Descartes** (Cartesius) äußert sich aber in folgender Weise:

„Wir erkennen es als eine Vollkommenheit an Gott, daß er nicht bloß an sich selbst unveränderlich ist, sondern daß er auch auf die möglichst feste und unveränderliche Weise wirkt, so daß mit Ausnahme der Veränderungen, welche die klare Erfahrung oder die göttliche Offenbarung ergibt, und welche nach unserer Einsicht oder unserm Glauben ohne eine Veränderung in dem Schöpfer geschehen, wir keine weitern in seinen Werken annehmen dürfen, damit nicht daraus auf eine Unbeständigkeit in ihm selbst geschlossen werde. Deshalb ist es durchaus vernunftgemäß, anzunehmen, daß Gott, so wie er bei der Erschaffung der Materie ihren Teilen verschiedene Bewegungen zugeteilt hat, und wie er diese ganze Materie in derselben Art und in demselben Verhältnis, in dem er sie geschaffen, erhält, er auch immer dieselbe Menge von Bewegung in ihr erhält.“

Damit ist eins der obersten Naturgesetze, die Erhaltung der Energie, auf Gedanken und Tat Gottes zurückgeführt.

Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß der Naturforscher und der Naturphilosoph Gott von einer anderen Seite betrachten, als der Theologe und der Moralphilosoph. Die Naturphilosophie sucht eine Theorie des Zusammenhangs der Erscheinungen zu begründen, die der Wahrheit so nahe kommt, wie das für Menschen möglich ist. **Hierbei muß sie das Dasein einer gesetzmäßig wirkenden Kraft anerkennen, die in ihrem Wirken der Intelligenz und dem Willen des Menschen vergleichbar ist. In diesem Sinne ist Gott nicht nur Gegenstand des Glaubens, sondern das unabweisbare Ergebnis naturwissenschaftlichen Denkens.**

Nur dann, wenn diese Überzeugung zum geistigen Gemeingute sich durchringt, wird unser Volk in unerschütterlicher Festigkeit den Angriffen des Atheismus widerstehen. Weil das Übel ein geistiges ist, kann es nur mit geistigen Waffen überwunden werden. Das hat auch der christliche Staat anerkannt und zum Prinzip erhoben, obwohl er Anlaß hat, die Bekämpfung des Atheismus nach Kräften zu fördern.

Doch ohne eigene Arbeit ist kein festes Fundament der Weltanschauung zu legen, und auch von den Gebieten des Geisteslebens gelten **Heinrich v. Kleists** schöne Worte:

Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschar sich
Des Schicksals harten Boden öffnen, soll
Des Glückes Erntetag sich selbst bereiten
Und Taten in die offnen Furchen streun.

Vertiefung statt Verflachung.

Von

Prof. Dr. Alfred Biese—Neuwied a. Rh.

Ja ... Was tut unserm Volke auch noch not? Soll ich es in ein Wort fassen: Vertiefung statt Verflachung! Und soll ich die schlimmsten Mehrer der letzteren nennen, so sage ich: es sind die Zeitung und der Alkohol, und soll ich es an einem Beispiele veranschaulichen, so greife ich eine Seite des Geisteslebens heraus, deren Studium mich theoretisch lange Jahre beschäftigt hat und die dem aus der Sommerfrische am Meer Heimkehrenden wieder besonders nahe gerückt ist durch die Erfahrung.

Was hat man nicht in dieser Zeit der Reisen wieder über Naturschönheit und über die Empfindung des Naturschönen als ein Gut, das nur der modernen Menschheit eigen sei, in Zeitungen lesen können, voll Staunen über den Mangel an historischem Sinn und über die Oberflächlichkeit! Und was hat man mit Augen schauen können!

Die Völkerpsychologie verzeichnet keine Erscheinung häufiger, als daß der gesunden Empfindungsweise die Verzerrung folgt, daß, was Errungenschaft und Vorrecht einzelner war, Mode der Masse und somit allgemein und — gemein ward. Gewiß ist es etwas Schönes um die Pfadfinder auf geistigem Gebiete, aber es ist etwas Häßliches um die geistlosen Nachtreter und Nachbeter. Es war etwas Herrliches drum, daß Rousseau und Goethe die Romantik des Gebirges, daß Heine und Byron die des Meeres, Annette von Droste, Hebbel, Lenau u. a. die der Heide und des Meeres der modernen Kulturmenschheit erschlossen. Aber wer auf den Spuren dieser Geisteshelden wandelnd unsere Berge und Meeresufer besucht, wie wird er angewidert von dem Treiben der Masse, der empfindungslosen, wie zu Hause so auch in der Fremde alles tieferen Gefühles baren Menge! Die Zeitung und der Alkohol wetteifern auch im Strandleben um die Herrschaft und ertöten jedes echtere und gesundere Empfinden. Gehst du am Morgen auf die Estacade und kannst dich nicht satt sehen an dem gewaltigen Schauspiel, an dem Gischt der sich heranwälzenden Wogen, der da in der Sonne sprüht und glitzert, an dem Linien- und Farbenspiel der sich überstürzenden Wassermassen, an der ewig wechselnden Beleuchtung, an den Wolkengebilden u. s. f., da währt es nicht lange, da kommt der Troß der — Menge, die Herren, ohne Ausnahme mit der Zeitung bewaffnet, die Damen mit der Handarbeit oder einem unsauberen Leihbibliotheken-Roman. Sie rührt das erhabene Naturbild nicht; sie finden es eintönig und langweilig. Wohl kann man es verstehen, daß jemand nicht unverwandt stundenlang in die Wellen starren mag — das ist Geschmackssache, und es gehört Geist dazu, um in der Eintönigkeit die Mannigfaltigkeit, um in der Mannigfaltigkeit die Einheit, die Schönheit zu finden — aber da nehme man doch wenigstens ein gutes Buch, das daheim zu lesen die Zeit mangelt! Aber nein, gerade das Käseblatt von zu

Hause muß es sein; es schlägt ja die Brücke von der Fremde zur Heimat, und, im Grunde genommen, ist ein deutscher Philister nur fröhlich in der Fremde, wenn er es wie zu Hause hat. Da winkt ihm denn auch hernach als Preis für die physische Anstrengung des Bades der ausgiebige Frühschoppen, und da geht es denn unter dem weiten Zeltdach her wie zu Hause; es wird geschwatzt und gekannegießert, gegirrt und liebegeflötet, während das Meer im Mittagsglanze und in der Wogenpracht eine Sprache spricht, die alle die kleinen Völker- und Menschenhändel als nichtig erscheinen läßt und Vergessenheit des Irdischen in die trunkene Seele gießt. Das Diner umspannt 1—2 Stunden, nicht weniger das Mittagsschläfchen auf dem Lehnstuhl der engen Hotelstube — während da draußen die schimmernde Düne das herrlichste Schlummerpolster bietet, wo der Sonnenschein dich zudeckt und das Meeresrauschen dich einlullt. Zur Vesperzeit reichen sich die neueste „Kölnische" und der Alkohol, in dieser und jener Form, wieder brüderlich die Hand, und nach dem Souper lockt die Weinkneipe oder die Bierstube, mag sie noch so eng und dumpfig sein. Und da kann denn der einheimische Belgier oder der Franzose oder Holländer sehen, was der Deutsche Gemütlichkeit nennt und wie ihn diese, im Bunde mit Sekt und Austern, berauscht, so daß er tief in die Nacht hinein singt, nein, nicht singt, sondern brüllt!

Und nun gehe aus dem Dunst und Lärm — hoffentlich beschämt — auf den Deichdamm, an das Meer; der Himmel wölbt sich mit seinen Sternen darüber; es herrscht noch weiche Schwüle, und siehe, da blinkt es wundersam auf, geheimnisvoll, als wollte das Meer seine innersten Tiefen offenbaren, und die Wogenkämme, die sonst nächtliches Dunkel deckt, leuchten in grünlich-blauem Glanze, daß du in deinem Innersten erschauerst und daß auch aus deiner Seele Tiefen heraufsteigt, was dir selbst wie Wunder und Geheimnis erscheinen mag, und daß du dich wesenseins fühlst mit dem Element, das aus seinen Gründen dir ein wunderseltsam Grüßen sendet ... Und ist dies nicht auch etwas, das uns not tut? ... Aber der Philister trinkt und singt, nein brüllt weiter! ...

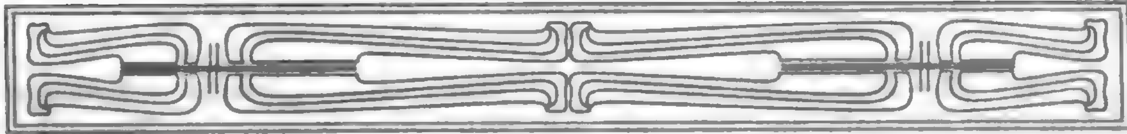
Waldgenesen.

Weite, stille, dunkle Gründe,
Tiefe Waldeseinsamkeit;
Fern, ob blauem Talgewinde,
Sonn'ge Lande still und weit.

In der Tiefe Wipfelrauschen,
Falkenschrei in blauer Luft;
Waldesweben, Grüße-Tauschen
Durch das Tal im Sonnenduft.

Gotteseinklang aller Wesen,
Sabbatfeier allerwärts:
Still zu seinem Gott genesen
Kann das weltzerstreute Herz.

Julius Lohmeyer.



Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

27. Aug. Besuch König Viktor Emanuels in Berlin. — 31. Aug. Eintreffen der Burengenerale in London. — 4. Sept. Unfall des Präsidenten Roosevelt. Belästigung der Marcomannia durch das haitische Piratenschiff Crête à Pierrot. — 5. Sept. Lord Roberts, French, Brodrick als Gäste bei den Kaisermanövern. — 6. Sept. Unterzeichnung des englisch-chinesischen Handelsvertrags. — 7. Sept. Der Panther bohrt den Crête à Pierrot in den Grund. — 13. Sept. Einzug des chinesischen Hofes in den Sommerpalast zu Peking. — 14. Sept. Ansprache Kaiser Nikolaus II. an die Gemeindeältesten des Gouvernements Kursk. — 16. Sept. Eröffnung der Generalstaaten durch Königin Wilhelmina. — 18. Sept. Schreiben des Staatssekretärs der Ver. Staaten Hay, in Sachen der rumänischen Juden. — 19. Sept. Tod der Königin Henriette Marie von Belgien. Kossuthfeier in Ungarn. Entdeckung großer Unterschlagungen in der östr. Länderbank. — 22. Sept. Rede des französischen Ministerpräsidenten Combes in Anlaß der politischen Reden seiner Kollegen Pelletan und André. — 24. Sept. Aufruf der Burengenerale Botha, de Wet, Delarey. — 26. Sept. Reise des russischen Finanzministers Witte in die Mandschurei. Absetzung des französischen Majors Leroy Laburdie wegen Insubordination. Protest der columbischen Regierung gegen die Landung von Truppen der Ver. Staaten in Panama. — 27. Sept. Beginn der russisch-bulgarischen Festlichkeiten am Schipkapaß. — 29. Sept. Tod Emile Zola's. Unruhen in Makedonien und in den albanisch-serbischen Grenzgebieten. Rückgabe der Eisenbahn Peking-Shanhaikwan durch die Engländer an China. — 30. Sept. Ausgleichsverhandlungen zwischen Österreich und Ungarn in Gegenwart Kaiser Franz Josephs. Beilegung der amerikanisch-columbischen Mißverständnisse. — 1. Okt. Die russischen Truppen beginnen die südliche Mandschurei zu räumen. Weitere Ausdehnung des Grubenarbeiterstrikes in Pensylvanien. Aufruf an die französischen Grubenarbeiter zu einem allgemeinen Ausstand. Verfügungen der russischen Regierung zu weiterer Russifikation Finlands. — 2. Okt. Eintreffen des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch in Konstantinopel. Differenzen zwischen dem Könige von Spanien und dem Kriegsminister General Weyler. — 3. Okt. Empfang europäischer Damen durch die Kaiserin-Witwe von China. — 4. Okt. Sieg des amerikanischen Obersten Perching über die Macin-Mores (Philippinen). — 6. Okt. Abreise des Kaisers von Rußland nach Livadia. Tod des Vizekönigs von Nangking. — 7. Okt. Unterzeichnung des russisch-chinesischen Vertrags über Rückgabe der Eisenbahn Kintschau-Niutschwang. Nachricht, daß Kaiser Wilhelm am 1. November von Kiel nach England fahren wird. Arbeitseinstellung von 36000 Grubenarbeitern im Kohlendistrikt Pas de Calais. Französisch-Siamesischer Vertrag. Einberufung der Nationalgarde Pensylvaniens zum Dienst im Ausstandsgebiete. — 8. Okt. Das Nationalkomité der französischen Grubenarbeiter beschließt einen Generalausstand. Rußland gibt der chinesischen Regierung die Mandschurei südlich vom Liau-ho zurück. — 9. Okt. Die „N. A. Z." meldet, daß ein Empfang der Burenführer durch Kaiser Wilhelm nicht stattfinden werde. Der Präsident des Grubenarbeiter-Verbandes Mitchell schreibt die Verantwortung für Fortsetzung des Ausstandes den Grubenbesitzern zu. 9.—11. Okt. Deutscher Kolonialkongreß in Berlin.

Die Richtung unsrer öffentlichen Meinung in den Fragen auswärtiger Politik steht seit Jahr und Tag unter dem Druck eines Ringes von Alarmisten, der sein Zentrum in London hat und dessen wohlorganisierte Verzweigungen in Paris, Petersburg, Prag und Pest zu finden sind. Selbst in Berlin scheint der Korrespondent des größten englischen Blattes dieser Organisation nicht fern zu stehen; ihre Tätigkeit wurde besonders lebendig, als die Frage der Erneuerung des Dreibundes auf der Tagesordnung stand und das System der Verdächtigungen und Verhetzungen wurde in die gelbe Presse Amerikas übertragen, was zu dem bekannten, vielbesprochenen Streit über die angeblich von Deutschland angeregte Intervention Europas zu Gunsten der Spanier kurz vor Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges Veranlassung gab. Durch eine amtliche Publikation, die im Reichsanzeiger erschien, wurde nun freilich der Beweis erbracht, daß nicht Deutschland, sondern der englische Botschafter Pauncefote eine solche Intervention vorzubereiten bemüht gewesen ist, daß aber der Widerspruch Kaiser Wilhelms seine Anschläge zu Fall brachte. Man hätte nun meinen sollen, daß diese so augenfällige Niederlage jene Intrigantengruppe zur Besinnung hätte führen müssen; das ist aber keineswegs der Fall gewesen. Das Treiben geht nach wie vor weiter und das Organ dieser Gruppe, die National Review ist so unverfroren in ihrem Oktoberheft, jene Cubanische Interventionsangelegenheit noch einmal als Beweisstück für die deutsche politische Heimtücke auszuspielen. In eben dieser National Review hat übrigens einer der schlimmsten Feinde Deutschlands, Sir Roland Blennerhsset neulich seinen Lesern geraten, doch ein Heft der „Deutschen Monatsschrift“ zur Hand zu nehmen, um aus ihr das ruchlose Treiben der „Alldeutschen“ kennen zu lernen. Da leider nicht darauf zu rechnen ist, daß die Leser der englischen Zeitschrift sich wirklich in die „Deutsche Monatsschrift“ vertiefen, wird auch diese, aus der Luft gegriffene Verkehrung als baare Münze aufgenommen werden.

Was dieses Treiben besonders verächtlich macht, ist, daß es mehr Reklamezwecken als echten, wenn auch noch so törichten, politischen Überzeugungen dient. Wir haben guten Grund zur Annahme, daß hinter dem Lärm außergewöhnlich wenig steckt und nicht eine zu beachtende politische Strömung, sondern die Verblendung weniger, an den Fingern herzuzählender Persönlichkeiten aus ihm hervortönt. Heute, da die Erneuerung des Dreibundes Tatsache geworden ist, und da auch der Besuch Kaiser Wilhelms in Reval nicht nur eine persönliche, sondern auch eine politische Verständigung mit Rußland brachte, kann das alles mit einem Achselzucken abgetan werden. Nichts ist unwahrscheinlicher, als daß es zu einer ernsten politischen Differenz zwischen europäischen Mächten kommen könnte. Der auf den Anfang November gesetzte Besuch Kaiser Wilhelms bei seinem englischen Oheim dürfte auch die künstlichen Wolken zerstreuen, welche die krankhafte Nervosität hervorbringt, die der Burenkrieg mit seinen Nachwehen, fast sollte man meinen über ganz England gebreitet hat. Wir haben eine Probe davon durch die Behandlung zu schmecken bekommen, welche die erwartete

Vortragsreise der drei Burengeneräle nach Deutschland, jenseits des Kanals in der englischen Presse fand. Fast müßte man an einen depit amoureux glauben, der uns gegenüber spielt, denn wie will man es sonst erklären, daß England es absolut gleichgültig hinnimmt, wenn andere Nationen, Franzosen, Russen, Nord-Amerikaner, sich für die Besiegten von Vereeniging begeistern. Kühne Taten zu preisen und Notleidenden zu helfen ist der Ausdruck eines Gottlob! noch überall natürlichen Empfindens. Wir bringen den Botha, De Wet und Delaray ein warmes Herz und hoffentlich auch eine freigebige Hand entgegen. Sie sind, wenn auch heute englische Untertanen, doch niederdeutschen Geblüts; es ist Rassenstolz, mit dem wir auf sie blicken. Wir bedauern es deshalb lebhaft, daß sich im letzten Augenblick die Absicht Kaiser Wilhelms, die Burenführer zu empfangen, zerschlagen hat. Nicht an ihm hat es gelegen. Ein noch nicht geklärtes Intriguenspiel ist dazwischen getreten und hat die Buren veranlaßt, die selbstverständlichen Bedingungen abzulehnen, die Kaiser Wilhelm für den Empfang stellte und stellen mußte. Es waren nicht mehr als Formalien, denen jeder Angehörige eines fremden Staates sich widerspruchslos unterzieht, und von denen nun einmal nicht abgesehen werden konnte, jedenfalls nicht Scheu vor dem Lärm der englischen Presse.

Wie dem auch sei, wir heißen sie willkommen! Die Not, die es zu lindern gilt, ist allerdings sehr groß, denn wenn das englische Kriegsministerium kurz vor Abschluß des Friedens auf eine Interpellation im Parlament nur zugeben wollte, daß 600 Farmen zerstört seien, der Aufruf der Burenführer dagegen von 30 000 zerstörten Farmen spricht, so weiß man in England ebensogut wie bei uns, daß die Wahrheit in den Angaben jenes Aufrufs liegt. Aber man denke den Jammer aus, den diese Zahlen bedeuten!

Abgesehen von jener Scheinaktion der eben charakterisierten Gruppe gibt es zurzeit in Europa nur einen dunklen Punkt: Makedonien. Es läßt sich jedoch erwarten, daß die zwischen Österreich-Ungarn und Rußland nach wie vor geltende Verständigung über die Balkanfrage trotz des Treibens der Banden des makedonischen Komitees und der albanischen Häuptlinge genügen wird, den Frieden aufrecht zu erhalten. Die russisch-bulgarischen Festlichkeiten, die am 27. September auf den Höhen des Schipkapasses begangen wurden, sind durch den Vertreter des Zaren, den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch in den Grenzen, welche Würde und Takt vorschrieben, erhalten worden. Nur daß an jenem Tage Delegierte der rumänischen Armee fehlten, ist außerhalb jener slavischen Welt als ein Mißton empfunden worden; weiß doch Jedermann, daß König Karl von Rumänien am schließlichen Erfolge Rußlands, bescheiden ausgedrückt, einen sehr wesentlichen Anteil hatte. Darüber zu Gericht zu sitzen, ist natürlich nicht unsre Sache. Sieht man genauer zu, so läßt sich in dem Fernbleiben Rumäniens die Anerkennung der Tatsache finden, daß jedenfalls dieser Staat nicht in die Reihe der russischen Vasallenschaften gehört. Nach außen hin ist als ein weiterer Mißton das aufregende Treiben des Generals Ignatiew empfunden worden, der

in seinen mehrfachen Reden, und wahrscheinlich noch nachdrücklicher im privaten Verkehr, immer aufs neue betonte, daß Bulgarien die vom Berliner Kongreß verworfenen Grenzen von San-Stefano wiedergewinnen müsse. Ignatiew ist Präsident des Komitees, das die Votivkirche auf den Höhen des Schipkapasses errichtet hat und zur Zeit wohl der populärste Mann in Bulgarien. Aber wie er als russischer Botschafter an der Pforte das zum Kriege treibende Element war, so streut auch seine jetzige Tätigkeit eine verderbliche Saat aus, die um so günstigeren Boden findet, je höher die makedonischen Wirren die Spannung auf der Balkanhalbinsel steigern. Hinter ihm stehen die slavophilen Kreise Rußlands und die haben bisher immer noch Unheil gestiftet.

Großfürst Nikolai Nikolajewitsch ist am 2. Oktober zu Schiff in Konstantinopel eingetroffen und der Verkehr zwischen ihm und dem Sultan soll von außergewöhnlicher Herzlichkeit gewesen sein. Nachträglich behaupten englische Blätter, der Sultan habe den russischen Kriegsschiffen ein für allemal den freien Durchgang durch Bosporus und Dardanellen gewährt. Das klingt um so unwahrscheinlicher, als Rußland eines solchen Zugeständnisses, das die Geltung bestehender Verträge in Frage stellen würde, keineswegs bedarf. Bisher ist in jedem einzelnen Fall auf vorausgegangene Anfrage russischen Fahrzeugen die Durchfahrt gestattet worden, sodaß eine praktische Notwendigkeit, neue Rechte zu erwerben, für Rußland nicht vorliegt. Sollte aber Rußland einmal gegen die Verträge seine Flotte aus dem Schwarzen- ins Mittelmeer führen wollen, so ist es dank den kläglichen Verhältnissen der türkischen Kriegsflottille jederzeit stark genug, den Durchgang zu forcieren. Über diese Dinge wird der Großfürst schwerlich mit Sultan Abdul Hamid gesprochen haben; es liegt weit näher anzunehmen, daß er auf die Notwendigkeit hingewiesen hat, namentlich in den vom Aufruhr ergriffenen Gebieten geordnete, auf lebendige Reformen begründete Zustände herbeizuführen, und gewiß sind die Zusagen des Sultans die allererfreulichsten gewesen. Es bleibt nur das alte Problem, ob der Sultan wird Wort halten können. So achtungswert die kleinen Leute, man darf wohl sagen, die ungeheure Überzahl der islamischen Bevölkerung der Türkei ist, so korrumpiert ist auch heute noch das türkische Beamtentum. An ihm scheitern die Reformen und wenn wir weiter blicken, ebensosehr an der ungeordneten türkischen Finanzverwaltung. Sie liegt trotz aller Verdienste der Banque ottomane nach wie vor in äußerster Unordnung, und es läßt sich nicht absehen, wie hier eine Besserung eintreten kann.

Über die Stellung Rußlands zu den kleinen slavischen Balkanstaaten wäre viel zu sagen. In Kürze charakterisiert man sie wohl so am besten, daß Rußland bemüht ist, keinen von ihnen zu mächtig werden zu lassen; das gibt ein Gleichgewichtssystem, das noch nicht völlig durchgeführt ist und zurzeit die günstigsten Aussichten dem kleinsten dieser Staaten, Montenegro, bieten muß. Seinem Wachstum sieht Rußland ohne jede Eifersucht entgegen; aber es läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß dieses Verhältnis sich ändern wird, sobald Montenegro die Macht von Serbien und Bulgarien erreicht hat. Von diesen

Gesichtspunkten aus ist auch das Veto zu verstehen, das das offizielle Rußland in schärfstem Gegensatz zum Grafen Ignatiew den auf Makedonien gerichteten Wünschen Bulgariens entgegenhält, und ebenso die Abfertigung, welche der hochstrebende Ehrgeiz Griechenlands allezeit gefunden hat und noch heute findet. Der Schluß, der sich aus alledem ergibt, ist, daß trotz allem den Balkanwirren jetzt noch keinerlei ernste Bedeutung beizulegen sei. Wohl oder übel werden sich die Zustände behaupten, die wir seit Jahr und Tag kennen.

Weit lebendiger ist das Interesse, welches heute die außereuropäischen politischen Probleme in Anspruch nehmen, und man wird nicht anstehen können, mit der Wendung zufrieden zu sein, die sie genommen haben. Wir denken dabei zunächst an Asien. Die große chinesische Krisis mündet immer mehr in ruhige rechtlich geregelte Beziehungen zwischen den großen Mächten aus. Am 13. September ist der chinesische Hof in den völlig restaurierten Sommerpalast eingezogen, und die tatsächlich regierende Kaiserin-Wittwe hat durch eine Einladung an die Damen des diplomatischen Korps wiederum gezeigt, daß sie dem Volk das Beispiel eines freundschaftlichen Verkehrs mit den Fremden geben will. Tientsin ist in die Hände des Vizekönigs Juan-shi-kai übergegangen, Rußland und England haben die von ihnen militärisch besetzten Bahnlinien Kintschau—Niutschwang und Peking—Schanhaikwan ausgeliefert, und endlich hat auch Rußland den Teil der Mandschurei, der südlich vom Liau-ho liegt, wieder der chinesischen Regierung überwiesen. Das alles ist sehr erfreulich und wird, freilich sehr allmählich, auch die Zurückziehung eines Teiles der europäischen Okkupations- und Schutztruppen möglich machen. Im Augenblick stehen in China noch 3700 Mann englischer Truppen, 3200 Deutsche, 2700 Franzosen, 1600 Japaner, 1000 Russen, 900 Italiener, 200 Österreicher und 200 Amerikaner, in Summa also 13000 Mann, oder wenn wir die räumliche Verteilung ins Auge fassen, 1900 in Peking, 3000 in Tientsin, 1300 in Schanhaikwan, 2500 in Schanghai, 6000 in Tangshan und 400 in Tongku, der Rest besteht aus den Truppen, welche die Etappenstraßen besetzt halten. Die zahlreichen in der Mandschurei stehenden russischen Truppen sind natürlich nicht mitgerechnet. Es wird wohl noch geraume Zeit dauern, ehe diese militärische Aufstellung, die ja verhältnismäßig gering ist, sich wird herabsetzen lassen, und in Peking sind sie zum Schutz der Gesandtschaften dauernd unerläßlich. Das liegt nun einmal in der Natur der Verhältnisse und ist auch von der chinesischen Regierung als notwendig und gerechtfertigt anerkannt worden. Eine Wiederholung der Ereignisse, die 1900 Europa in den chinesischen Krieg nötigten, soll damit zur Unmöglichkeit gemacht werden. Während über diese Fragen vollste Übereinstimmung zwischen den Mächten herrscht, ist die Aufhebung der Likinzölle (Binnenzölle zwischen den einzelnen chinesischen Provinzen) im Gegensatz zu den andern von Rußland nicht günstig aufgenommen worden. Ein russischer Politiker W. Korsakow hat neuerdings den abweisenden Standpunkt seiner Regierung folgendermaßen dargelegt. „Die unmittelbare Folge der Aufhebung der Likinzölle," sagt er, „wird sein, daß die

für die Landwirtschaft und die städtische Bevölkerung notwendigsten Produkte billiger werden müssen. Zugleich wird der Warenaustausch innerhalb der chinesischen Bevölkerung rascher vor sich gehen. Wenn nur die Aufhebung des Likin der Einfuhr europäischer Waren (Herr Korsakow hätte hinzufügen müssen „sowie der japanischen und amerikanischen") günstig ist, so wird die Konkurrenz Rußlands mit der ausländischen Ware dadurch erschwert. Der Likin verteuerte die europäischen Waren, sie konnten wegen ihres verhältnismäßig hohen Preises sich nicht in China verbreiten, während die direkt aus der Mandschurei und Mongolei kommenden russischen Waren keine Zölle zahlten und weil sie billiger waren, mit den Fremden konkurrieren konnten. Jetzt gleicht sich der Preis der russischen und der ausländischen Produkte aus, aber auf Seiten der Ausländer steht — ihre Energie, ihr Unternehmungsgeist, die Kenntnis der Märkte und der Bedürfnisse des Volkes. Sie begnügen sich mit einem geringeren Gewinn, und das ist das wesentlichste Beförderungsmittel für die Ausbreitung ihrer Waren. Alle diese Voraussetzungen treffen aber bei uns Russen schwerlich zu. Bisher sind wenigstens russische Waren noch nicht bis Peking gedrungen; die zufällig eintreffenden russischen Kommissionäre, die u. a., wiederum zufällig, den Empfehlungsbrief irgend einer Moskauer Firma bei sich führen und mit chinesischen Firmen anknüpfen wollen, pflegten sich damit zu begnügen, einige Proben in Moskau nicht verwertbarer chinesischer Seide heimzubringen. Weil aber alles „zufällig" und „auf gut Glück" geschieht, nicht in Kenntnis der Bedürfnisse und in dem festen Beschluß, in China Fuß zu fassen, dringen die Russen in China nur schwer vor." Dagegen beginnt man das Vordringen der Chinesen aus der Mandschurei in das Amurgebiet hinein und darüber hinaus bereits als eine Gefahr zu empfinden, da die Bedürfnislosigkeit der gelben Einwanderer mit elementarer Kraft die russischen Ansiedler zurückdrängt. Russische Blätter bringen häufig Klagen über dieses Verhängnis, und vielleicht mag die Reise des Finanzministers Witte in den fernen Osten auch das Studium dieser Frage zum Ziel haben. Von den Früchten dieser Rekognoszierungsreise Wittes wird gewiß noch zu reden sein. Er ist heute der mächtigste Mann in Rußland nächst dem Zaren und wird sich nicht um Kleinigkeiten an die trotz der bewunderungswürdigen Luxuswaggons der sibirischen Bahn sehr beschwerliche Tour gemacht haben. Baron Ernst von der Briggen in seinem vortrefflichen Buche: Das heutige Rußland, Leipzig 1902, charakterisiert die Stellung, die dieser außergewöhnliche Mann heute in Rußland einnimmt, sehr treffend folgendermaßen. „Der Finanzminister ist heute in Wirklichkeit Kanzler des Reiches: in einem Budgetberichte kündigt er eine Agrarreform an, als wäre er Minister des Innern, in einem nächsten erörtert er die chinesischen Wirren und die auswärtige Politik im Ton eines Ministers des Äußern. Das Eisenbahnwesen beherrscht er so völlig, daß der Verkehrsminister nur wie sein Departementschef erscheint. Endlich übernimmt er den Vorsitz in einer Konferenz von Ministern und hohen Würdenträgern zur Beratung über die vorzunehmende

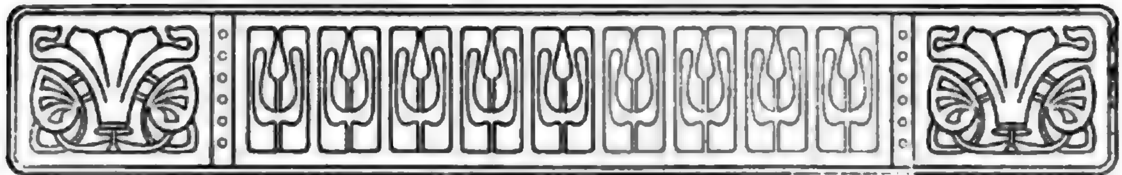
Agrarreform. Selbst die Justiz wagt sich nur schwer an ihn heran. Indem der Minister die Selbstherrschaft verteidigt, verteidigt er die in seiner Hand gesammelte Macht." Es liegt auf der Hand, daß ein Mann in dieser Stellung nicht aus müßiger Wißbegierde oder zur Kräftigung seiner Nerven eine Reise in die äußersten Grenzmarken des Reiches unternimmt. Große finanzielle Probleme haben den Anlaß gegeben, und im wesentlichen dürfte es sich für ihn darum handeln, die Wege für eine finanziell fruchtbare Ausbeutung der durch die sibirische und mandschurische Eisenbahn neuerschlossenen und zumteil neuerworbenen Gebiete gangbar zu machen. Was den Russen dabei zumeist Sorge macht, ist das Vordringen des japanischen Elementes, das namentlich im nördlichen China (abgesehen von Korea, wo sie bereits faktisch das Übergewicht in Händen haben) mit ungewöhnlicher Energie sich geltend zu machen versteht und dabei von der Sympathie der Chinesen gefördert wird. Das Programm: Gelbasien für die gelbe Rasse, ist keineswegs veraltet, es lebt wie in den Tagen, da Kaiser Wilhelm es für notwendig fand, vor dieser Gefahr zu warnen. Nur hat es andere Formen angenommen, und Japan kann heute keinen Schritt vorwärts gehen, ohne rechts und links einen freundlichen europäischen Begleiter zu sehen. Die wachsame Freundschaft ist ein Faktor der großen Politik geworden, und wir stehen nicht an, zu sagen, daß wir damit sehr zufrieden sind. Die englisch-japanische Allianz kräftigt Japan und zügelt es zugleich, so daß sie dazu beigetragen hat, auch im fernen Osten ähnliche Gleichgewichtsverhältnisse anzubahnen, wie sie im Westen zum Heil des allgemeinen Friedens bestehen. Allerdings läßt sich das nicht ohne Vorbehalt sagen. Es wird darauf ankommen, ob der japanische Tatendrang oder das englische Friedensbedürfnis stärker ist, und endlich darauf, wie fest das russisch-französische Bündnis sich an diesen Küsten behauptet. Eben jetzt hat Frankreich einen Vertrag mit Siam abgeschlossen, der nicht nur das französische Territorium nördlich von Cambodja wesentlich erweitert, es sind immerhin 25000 Quadratkilometer, sondern auch die industrielle Weiterentwicklung Siams in Abhängigkeit von dem französischen Großkapital stellt. Die Gegenleistung Frankreichs liegt in der Rückgabe von Chantabun an Siam. Aber Chantabun war auf die Dauer ohnehin nicht zu behaupten und der Erfolg erscheint um so größer, als England eben erst mit seinem Versuch im Sultanat Kalantan auf Malacca, das zu Siam gehört, eine, wenn auch scheinbar geringfügige militärische Position zu gewinnen, völlig scheiterte. Lord Curzon, der Vizekönig von Indien, mißt Siam fast die gleiche Bedeutung zu, wie dem Afghanischen Reiche. Er spricht von zwei Feuern, zwischen denen Indien liege, und denkt dabei an die Möglichkeit eines gleichzeitigen Vordringens der Russen von Nordwesten und der Franzosen von Südwesten her gegen Indien. Mögen das heute auch müßige Angst und Sorgenträume sein, so werden sie doch sowohl in Rußland, wie in England sehr ernst genommen, während man in Frankreich, dank einer in auswärtigen Angelegenheiten wohldisziplinierten Presse, über diese Dinge kein Wort verliert. In Rußland hat man sehr wohl bemerkt, daß gleich

nach Beendigung des Burenkriegs das viel bestrittene Projekt einer Eisenbahnlinie Quetta Nuschki bestätigt und sofort in Angriff genommen wurde; man fürchtet in Petersburg die weitere Fortführung der Eisenbahn nach Seistan, an die persisch-afghanische Grenze und von dort aus sieht man sie bereits über Kirman nach dem persischen Meerbusen ziehen und so den Anschluß an die Bagdadbahn finden. Gewiß, das liegt heute noch weit. Aber wer wollte bei der bewunderungswürdigen Energie, mit der England große Unternehmungen zum Abschluß zu führen versteht, die Möglichkeit der Ausführung bestreiten, wenn ein Mann von Lord Curzons zäher Nachhaltigkeit oder sein präsumptiver Nachfolger Lord Cromer hinter diesen Plänen steht. Wir haben noch kürzlich in einem russischen Blatte, das auf die Tätigkeit des Vizekönigs hinwies, den Satz gelesen: „Siam und der persische Golf müssen ein neues Feld der Tätigkeit für die Diplomatie der alliance franco-russe werden.“ Vielleicht läßt sich ihr Zusammenwirken bereits in jenem siamesisch-französischen Vertrag erkennen, der dadurch nicht an Bedeutung verliert, daß die englische Presse mit sauersüßer Miene erklärt, sie habe nichts gegen ihn einzuwenden.

Ganz außerordentliches Aufsehen erregt es, daß der vor etwa einem halben Jahre in Szene gesetzte Ausstand der Kohlengrubenarbeiter in Pensylvanien allmählich zu einem allgemeinen Ausstand herangewachsen ist, der eine ernste Kalamität für die Vereinigten Staaten zu werden droht. Die wohlgemeinten Vermittelungsversuche des Präsidenten Roosevelt sind gescheitert trotz seiner direkten Verhandlungen mit dem Präsidenten des Grubenarbeiterverbandes Mitchell, weil die Grubenbesitzer auf ihrem Schein bestehen und nichts davon wissen wollen, daß ein Schiedsgericht zwischen den Arbeitern und ihnen das letzte entscheidende Wort sprechen solle. Sie fühlen sich in ihrem Recht und formell steht es ihnen auch ohne allen Zweifel zur Seite. Ebenso unzweifelhaft ist aber, daß die großen Kapitalistenkonsortien, die unter dem Namen der Trusts heute von Amerika ausgehend, die Welt wirtschaftlich zu unterjochen bemüht sind, um sie darauf nach Belieben auszubeuten, eine große Gefahr bedeuten. Präsident Roosevelt verkennt das keineswegs und ist bemüht gewesen, das amerikanische Volk zu einem Vorgehen gegen diese übermächtigen Trusts fortzureißen. Er ist der Meinung, daß im Hinblick auf die drohenden Gefahren eine Änderung der Verfassung der Vereinigten Staaten sich nicht werde umgehen lassen. Nicht mehr die Einzelstaaten, sondern der Kongreß soll die Kontrolle der Trusts auf sich nehmen. Er will auch diese Aktiengesellschaften nötigen, ihre Operationen unter die Aufsicht der Öffentlichkeit zu stellen und damit allen mit dem Interesse der Gesamtheit unvereinbaren Unternehmungen die Spitze abbrechen, ehe sie schädlich wirken konnten. Die große Mehrzahl dieser mächtigen Syndikate hat nämlich ihren Sitz in New Jersey, dessen Gesetzgebung ihnen keinerlei Schranken auflegt, so daß sie allerdings tun und lassen können, was ihnen behagt. Man würde aber irren, wollte man annehmen, daß der Sieg des Präsidenten über die Trusts mit Sicherheit zu erwarten ist. Es wird einen Kampf auf Leben und Tod geben,

und die nächsten Präsidentschaftswahlen werden das Kampfesfeld sein. Schon jetzt aber nimmt unter dem Einfluß der drückenden Kohlennot die öffentliche Meinung in Amerika und darüber hinaus Partei für die Grubenarbeiter. Die New York Times bestreitet den Grubenbesitzern sogar das Recht, so selbstherrlich zu walten. „Es gibt kein so absolutes Eigentumsrecht und jedes Individuum ist verpflichtet, sein Privateigentum so zu nutzen, daß dabei die Interessen der Gesamtheit nicht leiden!" Ein Satz, dessen Richtigkeit sich nicht bestreiten läßt, der aber sehr leicht in die allergefährlichste sozialistische Praxis überschlagen kann. Und darin liegt die eigentliche Bedeutung der gegenwärtigen Krisis. Auch in jenen großen Arbeitervereinen steckt eine ungeheure Gefahr, sobald ihre Kraft mißbraucht wird, ganz wie dasselbe von den Syndikaten gilt, die unter normalen Verhältnissen, mit Weisheit und Selbstbeschränkung gehandhabt, als eine durchaus berechtigte Erscheinung des wirtschaftlichen Lebens der Neuzeit erscheinen, in ihrer heutigen Ausdehnung aber bereits ein Übel darstellen. So steht Amerika zwischen Skylla und Charybdis, und die Frage ist, ob Odysseus Roosevelt das Staatsschiff glücklich hindurchzusteuern vermögen wird. Blickt man von Amerika auf den großen Grubenarbeiter-Ausstand im Kohlengebiet des Pas de Calais und auf die Unterstützung, die er von den Grubenarbeitern in Wales findet, so kann einer ängstlich vorschauenden Phantasie wohl am Horizont das Gespenst eines Weltausstandes erscheinen, der, wenn er einmal ausbrechen sollte, notwendig zu einer blutigen Abrechnung führen muß.

Der in Berlin tagende erste deutsche Kolonialkongreß muß als eine höchst erfreuliche Erscheinung begrüßt werden. Die lange Reihe hervorragender Männer, die als Mitglieder unsrer Kolonialvereine an ihm teilgenommen haben, läßt sich als ein Gegenparlament bezeichnen, das in schroffstem Gegensatz zu den Anschauungen steht, die von der Majorität des Reichstages vertreten werden, in dessen Räumen der Kongreß tagt. Wir hoffen, daß von ihm eine große und nachhaltige Anregung ausgegangen sein wird, der auf die Dauer auch unser Reichstag sich nicht wird verschließen können. Denn, wie wir schon vor einem Monate ausführten, ohne ein energisches Eintreten unsrer Volksvertretung für die kolonialen Interessen des Reiches ist es nicht zu machen. In England und in Frankreich gibt es keine Parteien, wo es sich um die entscheidenden Zukunftsfragen der Nation auf kolonialem Boden handelt. Schon die Tatsache, daß der Kolonialminister Chamberlain heute der wichtigste Mann in Großbritannien ist, kann als Beweis unsrer Behauptung dienen. Jeder Blick in englische und französische Blätter und vor allem jeder Blick in die englischen und französischen Kolonieen bringt eine weitere Bestätigung. Wie aber steht es in dieser Beziehung bei uns? Wir hinken mühsam hinterher und wenn nicht bald ein rascheres und energischeres Tempo eingeschlagen wird, kann es zweifelhaft erscheinen, ob sich das Ziel überhaupt erreichen läßt.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow—Berlin.

10. Oktober 1902.

In die ersten Septembertage dieses Jahres fiel der bedeutungsvolle Aufenthalt des Kaisers in Posen; er lenkte die Blicke der politischen Welt wieder mehr auf die Aufgaben, die dem preußischen Staat durch das Verhalten der polnischen Bevölkerung in den östlichen Provinzen gestellt worden sind.

Daß der Kaiser eben jetzt Posen ausersah, um von der Provinzialhauptstadt aus die großen Manöver zu leiten, mußte als besonders bedeutungsvoll angesehen werden. Der Armeekorpsbezirk, dessen Truppenkörper diesmal vor ihrem höchsten Kriegsherrn die Probe ihrer militärischen Tüchtigkeit ablegen sollten, umfaßt nur die südliche Hälfte der Provinz Posen und erstreckt sich noch auf einen beträchtlichen Teil von Schlesien, nämlich Niederschlesien und die Oberlausitz. Bei Veranstaltung der großen Manöver des Armeekorps hatte man bisher stets dem schlesischen Teil des Korpsbezirks den Vorzug gegeben. Jetzt aber wurde zu den Truppenübungen auch die im Regierungsbezirk Bromberg stehende Division des 2. (pommerschen) Armeekorps herangezogen; es sollte das erste Kaisermanöver in der Provinz Posen werden. Der Kaiser selbst beschloß während dieser Tage in der Stadt Posen zu verweilen, der Enthüllung eines Denkmals seines Vaters, des Kaisers Friedrich, in dieser Stadt persönlich beizuwohnen und so den militärischen Zweck seines Aufenthalts in derselben Weise mit einer Ehrung der Provinz zu verknüpfen, wie es aus Anlaß der großen Revuen und Manöver schon seit den Tagen Friedrichs des Großen im preußischen Staate Brauch ist.

Nicht ohne Absicht konnte gerade diese Anordnung getroffen sein, nachdem im Januar d. J. Graf Bülow als preußischer Ministerpräsident im Abgeordnetenhause ein neues Programm für eine weitblickende und entschlossene Ostmarkenpolitik verkündet hatte. Lange hatten offene Gegner und zaghafte Freunde an der Vorstellung festgehalten, es sei auch dies nur wieder einer jener zahlreichen Anläufe zu einer entschiedenen Polenpolitik, wie sie von der preußischen Staatsregierung schon oft unternommen worden waren, um dann sehr bald wieder zu erlahmen. Diesmal aber blieben die Anzeichen nicht aus, die erkennen ließen,

daß es sich nicht um neue Versuche und vorübergehende Auffassungen des gerade am Ruder befindlichen Ministeriums handelte, sondern um eine endgültig eingeschlagene Politik, die vor allem die Politik des Königs ist. Die Polen selbst wußten durchaus, was die Glocke geschlagen hatte. Sie hatten auch die Ankündigung des Kaiserbesuchs richtig verstanden und sahen ihm mit einiger Beklemmung entgegen. Wenn noch ein Zweifel darüber bestand, so wurde er beseitigt durch die Rede, die der Kaiser im Juni beim Ordensfest auf der Marienburg hielt. Wie eine schmetternde Fanfare klang diese Rede in das polnische Lager hinüber, und grollend beschlossen die Führer des polnischen Adels, den Kaisertagen in Posen fern zu bleiben. Daß diesem Beschluß eine echt polnische Form gegeben wurde, indem die Herren die Pose der gekränkten Unschuld annahmen und, rührselig ihre Loyalität versichernd, sich stellten, als seien sie unverdient und unerwartet von der kaiserlichen Ungnade betroffen worden, sei nebenbei erwähnt. In Wirklichkeit war das Gewissen der Herren nicht so ganz rein; zum mindesten mußten sie sich Anstands halber für solidarisch erklären mit denjenigen unter ihnen, die an der kaiserlichen Tafel eine eigentümliche Rolle gespielt hätten. Es war zu erwarten, daß der Kaiser in Posen eine Rede von weitreichender politischer Bedeutung halten werde, und so lag der Gedanke nahe, daß vielleicht noch schärfere Worte gegen die polnischen Umtriebe fallen würden, als in Marienburg.

Die Besorgnis erwies sich freilich als unbegründet. Der Kaiser sprach in genauer Erwägung der Umstände ganz anders, als Viele erwartet hatten. Die Worte, mit denen er am 4. September im Landeshause zu Posen bei Ueberreichung des Ehrentrunks auf die Ansprache des Freiherrn von Wilamowitz-Möllendorff erwiderte, waren milder und versöhnlicher, als die Polen selbst und ihre Freunde geglaubt hatten, aber trotzdem wuchtiger und entschiedener. Es war, wie gesagt, offenbar wohlerwogen, daß der Kaiser in seiner Posener Rede das Verhältnis zum Polentum von einer andern Seite beleuchtete, als auf der alten Hochburg des Deutschen Ordens, wo die Zuhörer im Banne geschichtlicher Erinnerungen standen, Erinnerungen an die Kämpfe, durch die dieses Land dem Slaventum für das Deutschtum abgewonnen worden war. In Posen war es der Landesherr als Vertreter legitimen Rechts, der zu seiner Provinz sprach. Auf der Marienburg galt es, der Aufgaben des Ordens und ihrer Wiederaufnahme in zeitgemäßer Form zu gedenken, das deutsche Volk an seine Pflicht zu erinnern, im Osten aufs Neue sein Volkstum zu verteidigen. In Posen aber galt es zu bekunden, daß es keinen Unterschied in der Stellung dieser Provinz und der der andern Gebietsteile des preußischen Staats geben könne. Die Provinz Posen ist preußisches und somit deutsches Land; jeder Streit darüber, so weit er jemals bestanden hat, ist abgeschlossen.

Der Kampf der Nationalitäten, wie er in diesen Landesteilen jetzt erbitterter und hartnäckiger denn je zuvor entbrannt ist, wird dadurch keineswegs geleugnet; er wird im Gegenteil dadurch erst in das rechte Licht gesetzt. Auch in Posen

hat sich der Kaiser deutlich als Führer und Vorkämpfer des Deutschtums bekannt, wie in Marienburg. Nur war in Posen nicht so sehr der Ort, die Deutschen zum Kampf zu rufen, als das Fundament zu betonen, auf dem sich das Recht der Deutschen aufbaut. Dieses ergibt sich allein aus dem Staatsinteresse, dem historischen Recht, dessen Anerkennung der Kaiser auch von den Polen fordern darf und muß. Unerschütterlich ist dieses Recht, das die Pflicht in sich schließt, alles zu bekämpfen, was in seinen Wünschen und Ansprüchen ein entgegengesetztes Ziel verfolgt. Wer in diesem Kampfe steht, vertritt nicht eine Partei, die sich ihr Recht erst erstreiten will, sondern das Recht des Landesherrn selbst.

Im Interesse der Polen liegt es natürlich, zu leugnen, daß sich das Recht des Deutschtums mit dem des Landesherrn deckt. Sie möchten das Deutschtum als eine Partei hinstellen, die dem Polentum gegenübersteht, und bemühen sich, ihre Bestrebungen nur als eine Folge des Umstandes erscheinen zu lassen, daß ihnen Rechte vorenthalten würden, deren Schutz Sache des Königs sein müßte, wenn er eben nur Landesherr, nicht auch Vorkämpfer einer feindlich gesinnten Nation wäre.

Mit vollem Bedacht hat der Kaiser in seiner Ansprache das Schwergewicht auf die Zurückweisung dieser Auffassung verlegt. Er geht davon aus, daß der Charakter der Provinz als eines deutschen Landes und das Ziel der Politik als lediglich auf das Wohl der Provinz gerichtet keinerlei Ausnahme- und Sonderstellung gestattet. Das ist nicht direkt mit Worten gesagt, aber es ist die offenbare Voraussetzung, ohne die die ersten Sätze der Rede nicht einmal verständlich sein würden. Klar und markig schließt sich daran im zweiten Teil der Rede die Auseinandersetzung mit den Irrtümern der Polen, mit den behaupteten Kränkungen ihrer heiligsten Volksrechte. Zwei Behauptungen sind es vor allem, auf denen die polnische Agitation beruht. Die eine lautet: „Man will uns unsern Glauben nehmen", die andre: „Man will unsre Nationalität auslöschen und ausrotten". Die erste Behauptung weist der Kaiser als Lüge zurück, und auch in dem andern Punkt klingt das Kaiserwort beruhigend und versöhnend zu den Polen hinüber. Nur freilich hier mit dem ernsten Hinweis auf die Schranke des Staatsgefühls und des Staatsinteresses. Polen können die preußischen Untertanen nur so weit sein, als sie sich unwiderruflich in das Gesamtinteresse des preußischen Staats einfügen; ihre Stammeseigentümlichkeit und Überlieferungen können sie bewahren, wenn sie diese Eigenart nicht anders verstehen, als die verschiedenen Stämme, die sonst unter dem Szepter der preußischen Monarchie vereinigt sind. „Überlieferungen und Erinnerungen können ruhig bestehen; allein sie sind Geschichte, der Vergangenheit angehörig. Jetzt kenne Ich hier nur Preußen; Ich bin es der Arbeit Meiner Vorfahren schuldig, dafür zu sorgen, daß diese Provinz unauflöslich mit der preußischen Monarchie verknüpft, daß sie stets gut preußisch und gut deutsch bleibe."

Der wuchtige Ernst dieser Kaiserworte, die in wenigen Sätzen die wichtigsten Grundzüge unserer Polenpolitik enthalten, hat einen gewaltigen Eindruck hinterlassen, das zeigte sich namentlich in der Haltung der polnischen Presse, die es

nicht über sich gewinnen konnte, den Wortlaut der kaiserlichen Ansprache ihren Lesern alsbald mitzuteilen. Die größeren Blätter konnten freilich an dieser publizistischen Pflicht zuletzt nicht vorbeikommen, besonders nachdem die Behörden angeordnet hatten, daß der Wortlaut der Kaiserrede dem Volke durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht werde. So entschlossen sich der „Dziennik Poznanski“ und andere Organe nach einigen Tagen eine wörtliche Übersetzung der Rede abzudrucken, die sie mit einigen Verlegenheitswendungen begleiteten.

Merkwürdiger noch war die Wirkung der Rede auf die polenfreundliche deutsche Zentrumspartei. Man mußte sich zunächst dem unverkennbaren Eindruck, den die Kaiserworte gemacht hatten, beugen und anerkennen, daß für Deutsche überhaupt ein anderer Standpunkt nicht möglich sei. Dafür aber verkroch man sich hinter die armselige Ausrede, daß die Kaiserworte zugleich den Unterschied gezeigt hätten, der zwischen der Regierungspolitik und den „Hakatisten“ — den Angehörigen und Freunden des Ostmarkenvereins — bestehe. Man muß freilich bei der Beurteilung dieser Behauptung der menschlichen Schwachheit etwas zu Gute halten. Es wäre ja auch für die Zentrumspresse eine harte Zumutung gewesen, ihren Lesern zu sagen: „Wir haben Euch teils bewußt, teils unbewußt, teils aus Bosheit, teils aus Unverstand jahrelang getäuscht, indem wir Euch in dem „Hakatismus“ ein Zerrbild vorgeführt haben, das nur in der Phantasie der Polen und ihrer eingefleischten Freunde, daneben höchstens in den Vorstellungen vereinzelter unklarer Köpfe im nationalen Lager vorhanden ist.“

Es muß immer wieder festgestellt werden, daß das Programm des deutschen Ostmarkenvereins, das in der gegnerischen Presse in mitunter geradezu sinnloser Weise den gröbsten Entstellungen unterworfen wird, sich in allen Hauptpunkten mit der jetzigen preußischen Regierungspolitik deckt, die der Kaiser in kurzen Zügen jetzt als die seinige auch öffentlich bekundet hat. Allerdings bedurfte es dessen im Interesse der sachlichen Feststellung kaum. Denn sowohl über das Wesen der preußischen Verfassung und Staatsleitung, als auch über die Persönlichkeit unseres jetzt regierenden Herrn muß schlecht Bescheid wissen, wer überhaupt annehmen konnte, die vom Grafen Bülow verkündete Politik sei etwa nicht die des Königs von Preußen.

Man fühlte auch wohl im Zentrumslager das Lächerliche des Versuchs, aus den Kaiserworten etwas herauszulesen, was als eine Rechtfertigung des Zentrums in der Polenpolitik hätte erscheinen können, und so änderte man nach einigen Tagen die Taktik und schwang sich zu einer Kritik der Kaiserrede auf. Man erhob den bekannten ehrerbietigen Widerspruch, der seit vierzehn Jahren eine ständige Folgeerscheinung jeder an die Öffentlichkeit gelangten Kaiserrede geworden ist. Diesmal bezog sich der Widerspruch auf die vom Kaiser als „schwere Lüge“ gebrandmarkte Behauptung, man wolle die Polen von ihrem Glauben abwendig machen. Die Zentrumspresse erklärte, in der Sache laufe es doch auf eine solche Abwendigmachung hinaus, wenn man den Kindern nicht in ihrer Muttersprache Religionsunterricht erteile. Es würde hier zu weit führen, wollten wir auf diese

Frage näher eingehen. Ein unbefangener Beurteiler wird aber so viel zugeben können, daß, selbst wenn bei der in unsern Volksschulen im Osten eingeführten Methode des Religionsunterrichts durch den Gebrauch einer den Kindern fremden Sprache eine gewisse Beeinträchtigung des Verständnisses und dadurch der religiös-sittlichen Erziehung festzustellen wäre, trotzdem immer noch nicht davon gesprochen werden könnte, daß die Kinder ihrem Glauben entfremdet würden. Denn der Inhalt dessen, was den Kindern gelehrt wird, ist doch, mag es auch mangelhaft verstanden werden und an der Oberfläche haften, jedenfalls unverfälschte katholische Religionslehre, steht also in Übereinstimmung mit dem, was die Kinder im Elternhause erfahren. Wenn, wie die Zentrumsmänner doch immer voraussetzen, die religösen Einwirkungen des Elternhauses auf die polnischen Kinder einigermaßen normaler Natur sind, so kann deutscher Religionsunterricht in der Schule zwar unter Umständen als ein gewisses Hindernis, nie aber als eine wirkliche Störung oder gar Ärgernis empfunden werden. Aber allerdings — und hier kommen wir auf den springenden Punkt — die Einwirkungen des polnischen Elternhauses sind meist anderer Art. Sie sind durchtränkt von Nationalhaß und einseitigen Vorstellungen, die von dem verantwortlichen Klerus nicht berichtigt, sondern im Gegenteil bestärkt und angeregt werden. Da wird den Eltern und durch sie den Kindern gesagt, ein deutsches Gebet sei Sünde, die von Deutschen gelehrte Religion sei nicht der Glaube der katholischen Kirche. Erst durch diese Hetzereien werden Widersprüche und Gewissensnöte in die religiöse Erziehung der Kinder künstlich hineingetragen. Es ist schon traurig genug, daß die Religion den Polen als Hülfsmittel für rechtswidrige weltliche Machenschaften dienen muß. Den Polen selbst kann man aber bei diesem Mißbrauch wenigstens das zugestehen, daß ihre eigenen nationalen Bestrebungen ihnen vielleicht so sehr Gewissenssache sind, daß sie darüber den Maßstab verlieren, wie weit religiöse Fragen in diese Angelegenheit hineingezogen werden dürfen. Ganz verwerflich und beschämend jedoch ist es, daß Deutsche in konfessioneller Verranntheit den spezifisch polnischen Standpunkt ganz und gar für den ihrigen erklären, daß sie nicht etwa sich darauf beschränken, den Gebrauch der Muttersprache im Religionsunterricht im Interesse einer eindringlicheren religiösen Belehrung zu verfechten, sondern darüber hinausgehend der Sache eine Bedeutung und Wirkung beilegen, die ihre Erklärung nur in der polnischen volkstümlichen Auffassung findet, der Gebrauch der deutschen Sprache zur Wiedergabe religiöser Gedanken bedeute für die Polen auch bei vollständigem Verständnis einen Abfall vom katholischen Glauben.

Der Widerspruch der Zentrumspresse wird nichts daran ändern können, daß der Kaiser mit seiner Mahnung an die Polen — an die „Untertanen nicht deutschen Stammes“, wie sie in der Rede, wahrscheinlich zu ihrem größten Schmerze, bezeichnet wurden, — den Kern der Sache ganz in dem Sinne getroffen hat, wie dies in den Bestrebungen des Ostmarkenvereins seit nunmehr acht Jahren stets zum Ausdruck gekommen ist.

Und ganz im Sinne dieser Bestrebungen waren auch die Worte der Rede, die im besonderen an die deutsche Adresse gerichtet waren. In dem „Zusammenwirken von Volk und Beamtenschaft" wird die Zukunft der Provinz gesichert. Die deutsche Bevölkerung soll den alten Erbfehler des Parteihaders ablegen; sie kann andrerseits versichert sein, daß die Beamten nun unbedingt die Politik des Königs ausführen werden. Damit sind wiederum die beiden Kardinalpunkte erfolgreichen Wirkens für das Deutschtum der Ostmark gegeben. Wir können aber mit gutem Mute in die Zukunft sehen. Denn wir haben, was den Zusammenschluß der Deutschen gegenüber dem Polentum betrifft, schon beträchtliche Fortschritte gemacht und hoffen darin noch viel weiter zu kommen. Möge das Wort des Kaisers auf einen recht fruchtbaren Boden gefallen sein!

Die Frage der Beamtenschaft geht freilich Hand in Hand mit schwierigen Personalfragen. Der gute Wille, nach redlicher Überzeugung dem Gesamtwohl zu dienen, kann glücklicherweise bei allen preußischen Beamten vorausgesetzt werden, aber persönliche Auffassungen und Eigentümlichkeiten der einzelnen Beamten machen durch die besten Absichten der Zentralbehörden mitunter einen Querstrich. Nicht alles erfährt man an den höchsten Stellen in seinem vollen Zusammenhang, und schließlich wollen wir doch auch in den Ämtern Menschen von Fleisch und Blut mit eigenen Regungen und Überzeugungen, und das bedeutet, so wie die menschlichen Verhältnisse nun einmal sind: Menschen mit Schwächen, Fehlern und Leidenschaften. Man wird daher Geduld haben müssen, wenn nicht alles immer so glückt, wie es von dem besten Willen der Staatsregierung geplant ist.

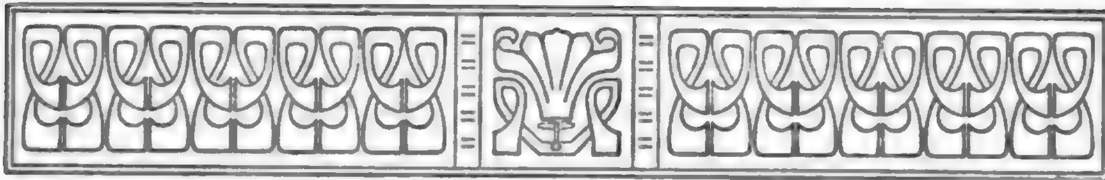
Eben jetzt, wo diese Zeilen geschrieben werden, stehen wir vor einer wichtigen Entscheidung. Die Provinz Westpreußen hat ihren hochverdienten Oberpräsidenten verloren; Gustav v. Goßler ist am 29. September von dem schweren schleichenden Leiden, das ihn seit nahezu drei Jahren heimsuchte, durch den Tod erlöst worden. Mit ihm ist ein Mann hingegangen, der den Ehrennamen eines Staatsmannes vollauf verdiente. Er war mehr als ein routinierter, pflichttreuer und tüchtiger Beamter; er verdient einen Ehrenplatz unter den zahlreichen, mit Initiative und weitem Blick ausgestatteten Männern, die an der Spitze der Verwaltung preußischer Provinzen ihre schaffenskräftige Eigenart und ihre warmherzige Persönlichkeit ganz und gar in den Dienst des ihrer Fürsorge anvertrauten Gebiets stellten. War Goßler auch das Kind einer andern Zeit und stand er auch in einem ganz andern Ideenkreise, so war er doch aus demselben Holze geschnitzt, wie die Vincke, Schön u. a. Es fehlte ihm der Sinn für das Bureaukratische, Schablonenhafte, Zugeknöpfte, für jene kühle, korrekte Repräsentation des Staatsbegriffs, wobei der Beamte nur die Rolle eines Maschinenrades spielt. Was von ihm ausging, war lebensvolle Arbeit, die jede Kraft verständnisvoll zum Wohle des Ganzen heranziehen wollte. Und so wahrte er sich allezeit ein offnes Auge und ein offnes Ohr. Seiner unverdrossenen und verständnisvollen Arbeit verdankt besonders das Deutschtum im Osten viel. Wagte er doch auch, obwohl tief durchdrungen von dem Wert der Landwirtschaft, mitfühlend für ihre Sorgen und stets hülfsbereit,

sich dennoch von der politischen Einseitigkeit und Kurzsichtigkeit dieser Bevölkerungskreise seiner Provinz entschlossen zu emanzipieren, als er, um die Macht des Polentums noch entschiedener zu brechen, die ersten Versuche größerer industrieller Unternehmungen über die ersten Fährlichkeiten hinwegzuleiten unternahm.

Herr v. Goßler wird schwer zu ersetzen sein. Obwohl politisch und kirchlich von ausgesprochen konservativen und positiven Grundsätzen und keineswegs eine schwankende oder zu Kompromissen geneigte Natur, genoß er dennoch die Hochachtung und Anerkennung seiner Gegner infolge seines Wesens, das eine freie Menschlichkeit atmete. Sogar ein radikales Blatt schrieb ihm an seinem Grabe das Zeugnis: „Er war ein Beamter wie er sein soll". Und dabei hatte dieser Mann zehn Jahre hindurch auf dem gefährdeten Posten eines preußischen Kultusministers gestanden, betraut mit der undankbarsten Aufgabe, die es für einen deutschen Staatsmann zu jener Zeit geben konnte, der Liquidation des Kulturkampfs. Eine Sache, bei der im besten Fall kein wirklicher Ruhm zu ernten, aber jederzeit Ehre und Reputation zu verlieren war.

Man hat oft über die Minister gespottet, die, wenn ihr Sessel gar zu stark ins Wackeln geriet, in einem Oberpräsidium zur Ruhe gesetzt wurden. Nun, ein Ruhesitz ist das Danziger Oberpräsidium für Goßler während der elf letzten Jahre seines Lebens nicht gewesen. Aber er hatte durch seine ministerielle Vergangenheit die Gewißheit erlangt, daß er seinem neuen ungleich dankbareren und menschlich befriedigenderen Wirkungskreise nicht mehr entrissen werden würde, und so verwendete er die an hoher Zentralstelle gewonnenen weitreichenden Erfahrungen in voller Frische, und ohne irgendwelche Nebenziele ins Auge zu fassen, für seine Provinz, der er nun ganz gehörte. Es wäre — gleiche Frische und Arbeitsfreudigkeit vorausgesetzt — für unsere Provinzen gewiß nicht das Schlechteste, wenn es gelänge, an die Spitze ihrer Verwaltung überwiegend solche — nach einem bekannten von Bismarck auf das Deutsche Reich angewandten Ausdruck — „saturierte" Existenzen zu stellen. Namentlich im Osten wäre das wünschenswert.

Am 22. September nahm die Zolltarifkommission des Reichstags ihre im August unterbrochenen Beratungen wieder auf und erledigte in wenigen Sitzungen die zweite Lesung der Vorlage. Man hatte auf allen Seiten erkannt, daß mit dieser zweiten Lesung in der Kommission nur eine einmal beschlossene Form erfüllt wurde. Die Lage hatte sich so gestaltet, daß Entscheidungen erst in der nächsten Beratung des Plenums fallen konnten. Darum begnügte man sich mit der eiligen Feststellung der Form, in der die Vorlage an das Plenum gehen konnte. An diese neueste Grundlage der weiteren Beratungen irgendwelche Folgerungen zu knüpfen, erscheint kaum angebracht. Man wird den Wiederzusammentritt des Reichstages am 14. Oktober und seine nächsten Beratungen abwarten müssen. Die parlamentarische Winterkampagne steht vor der Tür; hoffen wir, daß sie Besseres bringt, als sich bis jetzt voraussehen läßt.



Weltwirtschaftliche Umschau.

von

Paul Dehn—Berlin.

Zur deutsch-ostafrikanischen Eisenbahnfrage. — England und die nordamerikanische Gefahr.

Als der utopistische Plan einer Eisenbahn von Kapstadt nach Kairo von sich reden machte, äußerten wir (I. 125), es ließe sich dieser Plan nur aus politischen Erwägungen erklären im Hinblick auf das größerbritische Ziel: Afrika englisch vom Kap bis zum Nil! Eine Überlandbahn dieser Art sei nicht daseinsberechtigt. Auf Durchgangsgüter müsse sie von vornherein verzichten, selbst Reisende würden den konkurrierenden Seeweg vorziehen. In Afrika seien zunächst nur Stichbahnen zweckmäßig, die von der Küste aus in das Innere gehen, um dem Binnenverkehr neue Verbindungen mit dem Seewege zu eröffnen. Verwandte Anschauungen entwickelt und vertieft Professor Dr. Hans Meyer in einer kolonialwirtschaftlichen Studie unter dem Titel „Die Eisenbahnen im tropischen Afrika" (Leipzig 1902). Afrika ist ein Tafelland mit stufenförmigen Absätzen zum äußeren Tiefland und Küstengebiet. Die großen Ströme aus dem Innern haben Engen und Fälle aufzuweisen und verhindern gerade an wichtigen Stellen die Schiffahrt. Im tropischen Afrika sind vorderhand nur solche Bahnen mit Aussicht auf Erfolg zu bauen, die derartige Hindernisse umgehen und große Stromgebiete erst dem Seeverkehr erschließen, wie die Nilbahn von Wadihalfa nach Chartum, die Kongobahn und die begonnene Schireschnellenbahn. Für aussichtsvoll hält Meyer ferner Ausbeutungsbahnen nach ertragreichen Pflanzungsgebieten und Goldfeldern, wie nach dem Kamerungebirge und nach den südwestafrikanischen Otaviminen oder nach Kulturländern wie Abessinien. Sodann Bahnen, die einen vorhandenen lebhaften Ausfuhrverkehr übernehmen sollen, wie die vorgeschlagene deutsche und die portugiesisch-englische Bahn zum Nyassasee. Endlich Erschließungsbahnen zunächst in Gestalt kurzer Stichbahnen, wie die Bahnen in Sierra Leone, Elfenbeinküste, Togo, Angola, die Victoria-Mundame-Bahn in Kamerun, die Beirabahn, die Ukamibahn und die Usambarabahn. Eine Gruppe für sich bilden jene Bahnen, die ohne Rücksicht auf die Kosten aus politischen und strategischen Erwägungen gebaut worden sind, wie die Ugandabahn, die ägyptische Sudanbahn und auch die deutsch-süd-

westafrikanische Bahn nach ihrem ersten Anlaß. In Übereinstimmung mit allen Land- und Sachkundigen empfiehlt Hans Meyer schmalspurige Anlage (0,75 Meter), leichte Wagen und Maschinen, also möglichst billige Herstellung. Für koloniale Erschließungen sind nicht wirkliche Schienenstraßen nötig, sondern es genügen da einfache Schienenpfade. Rentabel war bisher nur die Kongobahn und auch nur infolge der Raubwirtschaft im Kongostaat. Die Massenerzeugnisse können die hohen Eisenbahnfrachten auf längere Strecken nicht ertragen. Die Frachtsätze stellen sich im Durchschnitt auf 10 Pf. für den Tonnenkilometer, bei der deutschen Bahn in Südwestafrika auf 20 Pf., bei der Usambarabahn auf 43 Pf., bei der 935 Kilometer langen Ugandabahn nur auf 5½ Pf., da sonst Massenerzeugnisse auf so weite Entfernung gar nicht ausgeführt werden könnten; auch bei 5½ Pf. kostet die Fracht von Uganda zur Küste noch immer 51½ Mark für 1000 Kilogramm. Auf Grund der gemachten Erfahrungen erachtet es Meyer für zweckmäßig, den Bau und Betrieb von Kolonialbahnen kapitalkräftigen Privatgesellschaften zu überlassen und zwar unter Gewährung von Zinsbürgschaften in Verbindung mit Landkonzessionen. Bei Zinsbürgschaften macht Meyer den auch sonst sehr beachtenswerten Vorschlag, sie nur auf kürzere Zeit, auf 25 bis 30 Jahre, zu bewilligen, um dadurch Kapital anzulocken und zugleich die Unternehmer zu zwingen, auf eine baldige Rentabilität der Bahn hinzuwirken. Landkonzessionen sind bedenklich, wenn große zusammenhängende Gebiete an Gesellschaften vergeben werden, nicht aber gegenüber Eisenbahngesellschaften, die für jedes fertiggestellte Kilometer Bahn einen darangelegenen Block Land als Eigentum erhalten, doch so, daß nicht geschlossene Landkomplexe entstehen, sondern daß zwischen zwei Blöcken Konzessionsland ein Block Regierungsland verbleibt. Frankreich hat mit diesem System gute Erfahrungen gemacht. Die Beschaffung der Arbeiter erfolgt am besten durch Vermittlung der Häuptlinge oder einflußreicher Personen, annähernd nach dem holländischen Kultursystem, also unter Ausübung eines gewissen Zwanges, der aber keineswegs gleichbedeutend mit Sklaverei ist und ausschließlich nur öffentlichen Interessen dienstbar gemacht werden darf. Jeder Arbeiter hat dabei seinen gut bemessenen Lohn richtig zu erhalten. In dieser Art der Beschaffung von Arbeitern erblickt Meyer eines der wirksamsten Mittel für die Aufschließung der Kolonieen, da die Eingeborenen durch ihre Mitarbeit am Bahnbau und durch den gleichzeitig eingeführten Kulturzwang zur Arbeit und Kapitalbildung erzogen werden. Entlastet man die Kolonie von den Ausgaben für die Ausübung der Landeshoheit, also von den Ausgaben für die Schutztruppe, so kann sie ihren Haushalt selbst führen, sie wird finanziell unabhängig von Reich und Reichstag und wächst in das staatsrechtliche Verhältnis der englischen Kronkolonieen zum Mutterland hinein, die ihre wirtschaftlichen Angelegenheiten selbst regeln. Mit einem solchen Maß von Selbstverwaltung wird auch die Bismarcksche Auffassung zur Geltung kommen, wonach Kolonieen vor allem als ein Geschäft zu behandeln sind, wenn sie aufblühen und dem Mutterlande etwas einbringen sollen. Eisenbahnen sind ein Geschäft, sagt

Professor Dr. Meyer, und als solches nicht nur ein Antrieb und Vorbild, sondern auch selbst ein Hauptfaktor im geschäftlichen Wirtschaftsbetrieb der ganzen Kolonie.

Von diesem Standpunkte aus bekämpft Meyer die Anlage der geplanten deutsch-ostafrikanischen Zentralbahn Daressalaam—Tanganyika (1400 Kilometer lang, Kosten 120 Mill. Mark) und befürwortet mit gewichtigen Gründen den Bau einer deutsch-ostafrikanischen Südbahn von Kilwa oder Lindi nach Wiedhafen am Nyassasee (700 Kilometer, Kosten 60 Mill. Mark) als Schmalspurbahn (0,70 Meter) wie die Kongobahn. Diese Südbahn würde den größten Teil des Verkehrs nach dem Nyassasee und dessen englischer und portugiesischer Nachbarschaft als kürzester, bequemster und im Gegensatz zur Wasserstraße des Sambesi immer leicht benutzbarer Weg monopolisieren und auch den ganzen Verkehr nach dem Tanganyika und dem östlichen Kongostaat über Wiedhafen nach Kilwa ableiten, da sie wesentlich schneller, billiger und bequemer ist als der Weg über den Kongo und die Kongobahn nach Westen oder über den Schire und Sambesi nach Südosten. Außerdem hat das Zwischenland zwischen der Küste und dem Nyassasee mehrere sehr produktionsfähige Gebiete aufzuweisen, namentlich das dicht bewohnte fruchtbare Ungoni, von dem W. Busse gesagt hat, daß es auf dem besten Wege sei, die Kornkammer des Südens zu werden. Meyer weist auch auf die Kohlenlager im deutsch-nordöstlichen Nyassagebiet hin und verlangt schließlich den schleunigsten Bau dieser Bahn, „da uns sonst nicht nur die Schirebahn durch Ableitung eines Teiles unsres Handels nach englischen und portugiesischen Häfen empfindlichen Schaden tut, sondern auch die für uns noch viel gefährlichere durch portugiesisches Gebiet geplante direkte Konkurrenzlinie Port Amelia—Nyassasee zuvorkommen wird". Meyer glaubt, daß sich nach diesem Unternehmen das Kapital drängen wird, sobald die Regierung den Plan wohlwollend aufnimmt und fördert. Bei Wiederaufnahme der Verhandlungen über die Eisenbahnfrage in Deutsch-Ostafrika werden Reichsregierung und Reichstag in ernste Erwägung ziehen müssen, was ein ausgezeichneter Kenner ostafrikanischer Verhältnisse, ein Beobachter der Tropenbahnen in fast allen Erdteilen und zugleich ein Mann mit hellem Blick für tatsächliche Verhältnisse und praktische Bedürfnisse wie Professor Dr. Hans Meyer in seinem neuen Buch, das auch im Auslande beachtet zu werden verdient, in Vorschlag gebracht hat.

Von der **nordamerikanischen Gefahr** zu sprechen, wird in manchen deutschen Kreisen für inopportun erachtet. Und doch ist töricht, wer sich vor einer Gefahr die Augen verschließt, anstatt sich mit ihr ernsthaft zu beschäftigen. Oder will man leugnen, daß eine nordamerikanische Gefahr besteht? Deutschland ist freilich etwas weiter vom Schuß als Großbritannien, das den Nordamerikanern am nächsten liegt und, was verkehrspolitisch noch wichtiger ist, sprachlich mit ihnen ein Gebiet bildet. Daraufhin hat sich in England entwickelt, was man dort die „amerikanische Invasion" nennt, nordamerikanische Wareneinfuhr, nordamerikanischer Unternehmungsgeist, nordamerikanischer Kapi-

talismus. Seit Jahr und Tag spricht man in England von dieser Gefahr, ohne ein Mittel der Abwehr zu finden. Erst kürzlich erschien wieder ein neues Buch darüber von Fred Mackenzie unter dem Titel: „The American Invaders“ mit drastischen Einzelheiten. Wenn die nordamerikanischen „Invaders“ in England weitere Fortschritte machen, wenn sie mit ihrem Industrialismus und Kapitalismus sich daselbst immer fester setzen und die Märkte des britischen Weltreiches, wohin im Jahre 1901 für 1100 Millionen Mark deutsche Waren gingen, an sich reißen, dann werden auch die orthodoxesten Manchestermänner in Deutschland verspüren, daß die nordamerikanische Gefahr keine Erfindung schutzzöllnerischer Phantasten ist.

Anfänglich machte sich die nordamerikanische Konkurrenz mit ihrer Überlegenheit in den britischen Kolonieen bemerkbar, später auch in Großbritannien selbst. Die Nordamerikaner lieferten Maschinen für Südafrika, Brücken und Lokomotiven für britische Kolonialbahnen nicht nur billiger, sondern auch rascher. Einst fuhr man in der Union mit englischen Lokomotiven auf englischen Schienen, heute sendet die Union Schienen und Lokomotiven in großen Mengen nicht nur nach den britischen Kolonieen, sondern auch nach England selbst, ferner Maschinen der verschiedensten Art. In einzelnen Zweigen ist die englische Industrie von der nordamerikanischen Konkurrenz bereits kaltgestellt worden. Vanderlip, ehedem Mitglied des Bundesschatzamtes zu Washington, erzählt in „Scribners Magazine“, wie noch vor zehn Jahren im südlichen Wales eine große Weißblechindustrie bestand, die den nordamerikanischen Markt beherrschte. Im Jahre 1890 wurden 330000 Tonnen Weißblech von Wales nach Nordamerika ausgeführt. Damals begann man in Nordamerika mit Versuchen auch auf diesem Gebiet und heute ist die englische Einfuhr zurückgedrängt und große Mengen von nordamerikanischem Weißblech gehen nach Cardiff. Nordamerikanische Unternehmer kontrollieren in England die Zündholzindustrie und den Tabakshandel. Viele englische Zeitungen werden auf nordamerikanischem Papier gedruckt u. s. w. Infolge geschickter Reklame, raffinierteren Vertriebes und technischer Überlegenheit erlangen die „American Invaders“ auf dem englischen Markt eine immer stärkere Stellung und zu statten kommen ihnen dabei gewisse Mängel und Schwächen der Engländer, insbesondere ihr konservativer Grundzug, der nach den Beobachtungen Vanderlips sich besonders in jenen Familien finden soll, die seit Generationen die englische Industrie beherrschen. Unter den Engländern besteht ein Vorurteil gegen alles Neue. Lange sträubten sie sich gegen die Anwendung von Schreibmaschinen, in der Bank von England befindet sich noch heute kein Telephon. Maschinen, die zu Großvaters Zeiten vortrefflich waren, werden auch von den Enkeln noch mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet. Gegenüber solchem Konservatismus hat der Amerikaner leichteres Spiel. Er nimmt jede Neuerung an, ja für ihn gibt es keine bessere Empfehlung, als daß eine Maschine oder Methode neu ist.

Mit verantwortlich für die Rückständigkeit der englischen Industrie sind nach Vanderlips Beobachtungen nicht zuletzt die englischen Gewerkvereine. Be-

kanntlich hat sich die moderne Arbeiterbewegung in England anders entwickelt als in Deutschland. Politisch ist sie in England beinahe einflußlos geblieben, wirtschaftlich hat sie sich aber um so schärfer geltend gemacht. Ursprünglich haben auch nach Vanderlips Auffassung die Gewerkvereine eine für alle Teile segensreiche Tätigkeit entwickelt. Dann kamen aber bedenkliche Auswüchse, vor allem in Gestalt von Konsequenzen der törichten Theorie, daß die Gesamtzahl der Arbeitstage sich vermehren muß, wenn die Arbeitsleistung des einzelnen Arbeiters beschränkt wird, daß, wenn ein Arbeiter nur halb so viel arbeitet wie früher, Arbeitsgelegenheit für einen zweiten Arbeiter geschaffen und die Zahl der Unbeschäftigten vermindert wird. Gleichzeitig fordern die Gewerkvereine einen Mindestlohn, bekämpfen aber jeden Höchstlohn, damit nicht etwa der fleißige und tüchtige Arbeiter bevorzugt und der träge und nachlässige zurückgesetzt wird. Wie diese Politik der Gewerkvereine sich in der Praxis macht, dafür führt Vanderlip ein Beispiel an. Auf Grund der Vorschriften ihres Verbandes sollen die Londoner Maurer nicht mehr als 400 Ziegelsteine täglich legen, obwohl der Arbeiter täglich 1000, ja bis zu 1600 Steine legen kann. Als im Frühjahr 1901 der Bau des Elektrizitätswerkes der British Westinghouse Co. in Manchester von englischen Unternehmern, die nicht mehr aus und ein wußten, in nordamerikanische Hände gelangte, versuchten die neuen Leiter, die Leistungen der englischen Maurer zu steigern, und als diese über 800 Steine täglich nicht hinauskamen, führten die Nordamerikaner nordamerikanische Maurer ein, die annähernd 2000 Steine täglich legten. In diesem Falle war also die Arbeitsgelegenheit für die Engländer nicht vermehrt, sondern vermindert worden und in vielen Fällen entwickeln sich die Dinge genau ebenso. Mit ihrer kurzsichtigen Sozialpolitik würden die englischen Gewerkvereine nur durchkommen können in einem Staate, der sich ganz von der Außenwelt absperrt. Selbstverständlich sind die englischen Gewerkvereine auch Gegner von arbeitsparenden Maschinen, weil nach ihrer Meinung auch dadurch die Arbeitsgelegenheit verkürzt wird. Wer sich widersetzt, wird in Verruf erklärt. Unter diesen Umständen erringen die nordamerikanischen „Invaders" in England von Tag zu Tag größere Erfolge.

Nirgends versteht man es besser, Feste zu feiern und die öffentliche Meinung nicht nur des eigenen Landes für allerlei Zwecke zu kaptivieren als in Ungarn und die Pester wie die Wiener Presse dient jederzeit als akustisches Echo. Wer zum ersten Male nach Ungarn kommt, etwa zum Besuch eines Kongresses, wird derart fetiert, daß er in der Regel die erforderliche Nüchternheit verliert, um Land und Leute, wie sie wirklich sind, zu beobachten und zu beurteilen. Im Jahre 1896, da man es für zeitgemäß erachtete, eine magyarische Jahrtausendfeier zu veranstalten d. h. eine Feier zur Erinnerung an das Eintreten der Magyaren in die Geschichte vor tausend Jahren, wurde mit großem Gepränge und in Anwesenheit des Kaisers Franz Josef wie des Königs Karl von Rumänien die Vollendung der Regulierungsarbeiten am Eisernen Tore festlich begangen. Diese Feier hatte, genau betrachtet, keine Berechtigung, da die Arbeiten

noch gar nicht vollendet waren. Tatsächlich erfolgte die Eröffnung des Eisernen Tores für die Schiffahrt erst im Laufe des Jahres 1898. Welche überschwänglichen Betrachtungen und Hoffnungen hat man damals an dieses Verkehrswerk geknüpft. Die Pester Blätter sprachen von der Vollendung einer „Titanenarbeit", die beiläufig ein Deutscher, G. Luther in Braunschweig, geleistet hatte, und das ungarische Amtsblatt erklärte den Stromkanal für ein Werk von weltverkehrspolitischem Wert, für den kulturgeschichtlichen Ruhm Ungarns. Selbst deutsche Wirtschaftspolitiker ließen sich von den Phantasien der leicht entzündlichen, aber häufig recht oberflächlichen Wiener und Pester Presse verleiten, dem Unternehmen eine epochemachende Bedeutung zuzuschreiben. Versicherte doch damals selbst Dr. Jannasch, der Vorsitzende des Zentralvereins für Handelsgeographie, daß sich am Eisernen Thore Gesamtösterreich mit den Donauländern eine Brücke bis zur Sulinamündung, ja bis nach Kleinasien, Syrien und Suez schaffe. Nunmehr werde die Donau frei für den Schiffsverkehr bis zum Schwarzen Meer, auch für Bayern und Württemberg, wenn diese durch Flußkorrektionen, Ufer- und Hafenbauten ihre Strecken dem größeren Verkehr zugänglich machen. Was Mannheim für den Oberrhein, das müsse Ulm für Süddeutschland und die Schweiz werden, ein Stapelplatz für die Nahrungsmittel und Rohstoffe der unteren Donauländer. Durch die Sprengung des Eisernen Tores werde der Donau-Oder-Kanal zur unbedingten Notwendigkeit. Der genannte Wirtschaftspolitiker träumte sogar, offenbar unter ungarischer Suggestion, von einem unmittelbaren regelmäßigen Schiffsverkehr zwischen den binnenländischen Donauhäfen und den Nordseehäfen mit Hülfe besonders gebauter Schiffe. Die Sprengung des Eisernen Tores sei ein Markstein für die ganze fernere Geschichte des Orients, ein Friedens- und Kulturwerk ersten Ranges, ein Sieg der Kultur, bedeute das politische Übergewicht Österreich-Ungarns bis nach Konstantinopel und werde eine neue politische und wirtschaftliche Ära in der Entwicklung Österreich-Ungarns einleiten! Außerdem erblickte er in der Regulierung des Eisernen Tores eine Schwächung des russischen Einflusses im Orient. Es ist bedauerlich, daß derartige Phantasien von einer Stelle weiter verbreitet werden konnten, die in vielen deutschen Kreisen als eine in handelspolitischer Beziehung durchaus sachkundige angesehen wird. Phantasien dieser Art konnten nur auf einer weitgehenden Unkenntnis beruhen. Wie schon früher angedeutet (I Seite 429), war die Donau vielleicht vor Jahrzehnten die Lebensader des deutsch-orientalischen Verkehrs, ist es aber längst nicht mehr. Als Großschiffahrtsstraße kommt die Donau erst von Gran oberhalb Pest in betracht. Ulm ist nicht in Parallele mit Mannheim, sondern mit Basel zu stellen. Beide sind und bleiben ohne Bedeutung als Binnenschiffahrtshäfen. Die Sprengung des Eisernen Tores hat keine einzige jener Rückwirkungen gehabt, wie sie Unkundige in Aussicht stellten. Vielmehr ist das Gegenteil eingetreten. Nach ungarischen Blättern belief sich der Verkehr durch das Eiserne Tor in den Jahren 1895 bis 1897 auf 2,1 bis 2,8, in 1898 auf 6,3 Mill. Doppelzentner Waren. Nach den amtlichen Ermittlungen wurden durch das Eiserne Tor

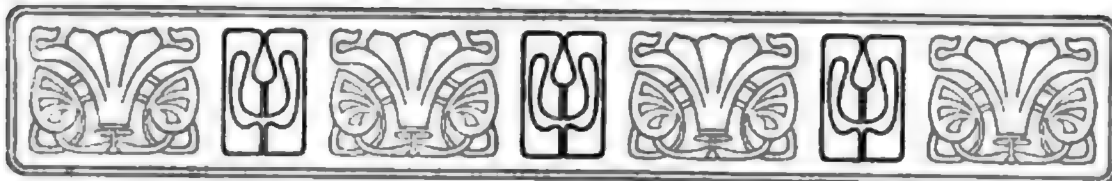
stromab und stromauf in 1900 und 1901 je 2,8 Mill. Doppelzentner Waren befördert, demnach nicht mehr als in den neunziger Jahren. Die Regulierung des Eisernen Tores übte somit auf den Verkehr bisher keinerlei Einfluß.

In Artikel 57 des Berliner Vertrages von 1878 war Österreich-Ungarn mit der Beseitigung der Schiffahrtshindernisse am Eisernen Tor betraut worden. Nach längeren Verhandlungen übernahm Ungarn die Arbeit und 20 Jahre nach dem Berliner Frieden war sie vollendet. Ungarn ist berechtigt, für die Befahrung des Eisernen Tores zur Deckung der Regulierungskosten Gebühren in entsprechender Höhe zu erheben. Ungarn hat für die Regulierung eine Anleihe von 37½ Mill. M. aufgenommen. Für Verzinsung und Tilgung dieser Anleihe wie für Unterhaltungs- und Betriebskosten des Kanals muß Ungarn jährlich annähernd 1,5 Mill. M. aufbringen. Hätte die ungarische Regierung die Gebühren unter Zugrundelegung des früheren Durchgangsverkehrs so bemessen, daß alle Ausgaben gedeckt werden, so würden diese Gebühren ein unüberwindliches Schiffahrtshindernis geworden sein und die Donaustraße am Eisernen Tor lahm gelegt haben. Die ungarische Regierung setzte die Gebühren ohne Rücksicht auf die Aufwendungen fest und veranschlagte die Einnahmen für 1899 auf 500000 M., so daß also für Ungarn ein Defizit von einer Million Mark verblieb. Man hoffte auf eine Steigerung des Verkehrs und der Einnahmen. Auch in dieser Hinsicht wurde man enttäuscht. Die Kanalgebühren erbrachten im Jahre 1900 etwa 460000 M. und im Jahre 1901 nur noch 457000 M., die Einnahmen erlitten also einen Rückgang und das Defizit für Ungarn nimmt zu. Gleichwohl haben die Schiffahrtsinteressenten und von ihrem Standpunkt nicht mit Unrecht über die Höhe der Gebühren am Eisernen Tor laute Klage geführt. So hat die Handelskammer in Passau die Gebühren des Nordostseekanals und des Eisernen Tor-Kanals verglichen und berechnet, daß für den Doppelzentner Waren im Nordostseekanal (Anlagekapital 156 Mill. M.) 2,1 Pf., im Eisernen Tor-Kanal (Anlagekapital 34 Mill. M.) aber 17 Pf. zu zahlen sind. Alle Verwahrungen rumänischer, österreichischer und deutscher Interessenten gegen die hohen Gebühren sind von der ungarischen Regierung unberücksichtigt gelassen worden. Gegenüber den Mächten konnte sie auf die ungünstige Finanzlage des Unternehmens hinweisen und vor der eigenen Volksvertretung bedurfte sie keiner Rechtfertigung. Ungarn hat nicht das geringste Interesse an der Hebung des Verkehrs mit der unteren Donau, mindestens nicht an der Erleichterung der rumänischen Getreideeinfuhr, im Gegenteil.

Vollends in das Reich der Phantasie gehörte die Versicherung, daß nach der Sprengung des Eisernen Tores die unteren Donauhäfen mit den Nordseehäfen durch besonders gebaute Schiffe in unmittelbaren regelmäßigen Verkehr treten würden. Daran ist selbst nach Fertigstellung des Donau-Oder-Kanals nicht zu denken. Die Frachten auf den Binnenwasserstraßen sind im Vergleich zu den Seefrachten zu hoch und wo die Binnenwasserstraßen vom Seewege flankiert werden, da können sie nicht konkurrieren. Im Frühjahr 1899, als die Gebührenfrage des Eisernen Tor-Kanals lebhaft erörtert wurde, stellte sich die

Fracht von den rumänisch-bulgarischen Donaustationen über die Sulinamündung seewärts nach Rotterdam und von da rheinaufwärts bis Frankfurt und darüber hinaus bis München nicht höher als die Fracht von den nämlichen Häfen unmittelbar donauaufwärts. Im Verkehr mit Nürnberg, Kulmbach, ferner mit Augsburg und Zürich war der Seeweg erheblich billiger als der unmittelbare Donau-Eisenbahnweg. Unter dieser Konkurrenz litt schon früher die Donauschiffahrt und sie wird nunmehr in ihrer Entwicklung vollends gehemmt durch die Gebühren am Eisernen Tor. Man hat dort die natürlichen Schiffahrtshindernisse entfernt, an ihrer Stelle aber künstliche errichtet, deren Beseitigung in absehbarer Zeit nicht gelingen dürfte. Aber selbst im Falle einer Aufhebung dieser Gebühren wird die Schiffahrt durch das Eiserne Tor immer nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Die Beseitigung der Schiffahrtshindernisse am Eisernen Tor wurde nach dem Krimkriege von England angeregt und im Pariser Frieden von 1856 gleichzeitig mit der Regulierung der Donaumündung vertragsmäßig festgelegt. An der Öffnung der Donaumündung hatte England größeres Interesse. Dieses Verkehrswerk wurde sozusagen von Europa selbst durchgeführt, durch die europäische Donaukommission, und war bereits in den sechziger Jahren vollendet. Bis zum Krimkriege hatte im Handel mit den Balkan- und Donauländern Österreich das Übergewicht gehabt. Im freien Konkurrenzkampf gelang es den Engländern, nachdem sie die wirtschaftlichen Vorteile der Dampfschiffahrt gegenüber der Segelschiffahrt erkannt hatten, an der unteren Donau festen Fuß zu fassen und sich daselbst ein wirtschaftspolitisches Übergewicht zu verschaffen, das noch heute besteht, wenn auch nicht mehr so erdrückend wie in den siebziger und achtziger Jahren. Am Schiffsverkehr der Sulinamündung war die englische Flagge nach dem Gesamttonnengehalt Anfang der achtziger Jahre mit $^5/_6$ beteiligt. Im Jahre 1900 liefen aus der Sulinamündung Schiffe mit $1^1/_4$ Millionen Tonnengehalt aus, darunter 459000, also ein starkes Drittel, unter englischer Flagge. Es hat sich eine griechische, italienische und russische Konkurrenz entwickelt. Auch die österreichische Schiffahrt hat zugenommen und der deutsche Verkehr ist gewachsen. Die Ausfuhr besteht überwiegend aus Lebensmitteln, die Einfuhr aus Kohlen und Industrieerzeugnissen. Verkehrspolitisch betrachtet ist die ganze untere Donau bis zum Eisernen Tor eine Ausbuchtung des Meeres und kann auch von größeren Seeschiffen befahren werden.



Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn—Berlin.

Deutsche Bücher im Auslande. — Deutsche Lehrerinnenvereine. — Deutsche Hülfsvereine. — Die Bedeutung der deutschen Sprache über See für Deutschlands Weltstellung. — Deutsche Schulen im Auslande. — Rußland. — Nordamerika. — China. — Japan.

Deutsche Bücher im Auslande. Auf dem Weltmarkt entwickelt das deutsche Buchgewerbe eine steigende Ausfuhrfähigkeit. Im Jahre 1895 führte Deutschland 109 000 Doppelzentner Bücher, Karten und Musikalien im Werte von 52,5 Millionen Mark aus, im Jahre 1901 dagegen 141 770 Doppelzentner im Werte von 79,4 Millionen Mark. Weitaus die günstigsten Absatzgebiete für das deutsche Buchgewerbe sind die Länder mit einer erheblichen deutschen Bevölkerung. Im Jahre 1901 bezogen Österreich-Ungarn für 35,3, die Schweiz für 9,0, Rußland für 7,2, die nordamerikanische Union für 6,4, Großbritannien für 4,9, die Niederlande für 3,4, Frankreich für 2,6 Belgien für 1,7, Schweden für 1,5, Dänemark für 1,2 und Italien für 1,1 Millionen Mark deutsche Bücher, Karten und Musikalien. Nicht unbedeutend ist die Einfuhr fremder Bücher, Karten und Musikalien nach Deutschland und auch sie erfolgt hauptsächlich aus Ländern mit erheblicher deutscher Bevölkerung. Nach Deutschland sandten im Jahre 1901 Österreich-Ungarn für 8,1, die Schweiz für 3,4, Frankreich für 3,1, Niederland für 1,9, Großbritannien für 1,8, die nordamerikanische Union für 1,0, Rußland für 0,9 und Belgien für 0,6 Millionen Mark Bücher, Karten und Musikalien. Im Bücheraustausch hat Deutschland mit allen Ländern einen Überschuß aufzuweisen, nur Frankreich gegenüber ist seine Einfuhr größer als seine Ausfuhr. Leider sind die Bücher nicht mehr in allen Staaten wie früher zollfrei, sondern haben schon mehrfach empfindliche Eingangszölle zu tragen, so u. a. in der nordamerikanischen Union eine Belastung von 25 Prozent des Wertes.

Deutsche Lehrerinnenvereine. Alle Meldungen, daß deutsche Lehrerinnen in England keine Anstellung mehr finden, sind grundlos. Noch in keinem Jahre, so erklärt der „Verein deutscher Lehrerinnen in England“ in der neuesten Nummer seines Organs „Der Vereinsbote“, haben wir bessere Ergebnisse im Stellenbesetzen erzielt als in den letzten beiden Jahren. Seit Neujahr besetzte

der Verein 128 Stellen, wovon 3 in den englischen Kolonieen. Die Gehälter schwankten zwischen 500 und 2600 Mark und beliefen sich durchschnittlich auf 1200 Mark. Auch ist der Verein in England mit guten Familien in Verbindung getreten, die deutsche Damen als sogenannte paying guests bei sich aufnehmen, ihnen die englische Sprache beibringen oder ihre Kenntnisse darin vervollkommnen. Dabei werden die Damen in guten englischen Kreisen eingeführt. Die Preise stellen sich für solchen Aufenthalt auf 50 bis 60 Mark, bei einfachen Verhältnissen auf 30 bis 40 Mark wöchentlich. Das Bureau des „Vereins deutscher Lehrerinnen" befindet sich: Wyndham Place, Bryanston Square, London, W.

Der „Verein deutscher Lehrerinnen in Italien" mit der Vereinsleitung in Florenz (Marienheim) zählt gegenwärtig 37 außerordentliche und 75 ordentliche Mitglieder in Florenz, Rom, Livorno, Genua und Sizilien. Die Stellenvermittlung erfolgt durch das Vereinsbureau, das aber von Mitte Juli bis Mitte September geschlossen ist. Geplant wird die Errichtung eines Erholungshauses oder Altersheims für ältere, den heimischen Verhältnissen entfremdete und des nordischen Klimas entwöhnte Lehrerinnen zu ihrer vorübergehenden oder dauernden Aufnahme, Hülfe und Pflege.

Deutsche Hülfsvereine. In einer Reihe von größeren Städten bestehen zumteil im Anschluß an die deutschen Konsulate deutsche Hülfsvereine mit der Aufgabe, hülfsbedürftige Angehörige des deutschen Reiches mit Rat und Tat zu unterstützen. So u. a. in London (Deutsche Wohltätigkeitsgesellschaft seit 1818), in Paris (seit 1840), in Nizza, in der Schweiz, in Moskau, Petersburg und Odessa, in Prag, Wien u. s. w. Diese Vereine entwickeln, soweit ihre Mittel reichen, eine sehr ersprießliche Tätigkeit. Sie sichern verarmte Reichsangehörige vor der äußersten Not und erleichtern ihnen die Rückkehr in die Heimat, was auch im Interesse des Ansehens des Reichs wie seiner Angehörigen liegt. Zu den tätigsten dieser Vereine gehört der deutsche Hülfsverein in Wien, der seit seiner Gründung vom Mai 1878 bis Ende 1900 annähernd 48000 hülfsbedürftige Reichsangehörige mit 300000 M. unterstützte und außerdem Suppen- und Brotmarken verabreichte. Von Jahr zu Jahr ist der Verein größer geworden und vereinnahmte im Jahre 1900 nahezu 30000 M. Bei der Gründung des Vereins beteiligten sich deutsche Fürsten, Staatsregierungen und Stadtverwaltungen in großer Zahl durch Stifterbeiträge und blieben zumteil auch Mitglieder des Vereins.

Die Bedeutung der deutschen Sprache über See für Deutschlands Weltstellung. Darüber hielt auf dem Berliner Kolonialkongreß vom 10. Oktober 1902 Professor A. Brandl, der Vorsitzende des Allgemeinen deutschen Schulvereins, einen Vortrag und hob hervor, daß unsre Landsleute und ihre Nachkommen im Auslande, auch wenn sie loyale Bürger eines andern Staates geworden sind, so lange sie die deutsche Sprache sich bewahren, mit uns in einer Kulturgemeinschaft bleiben. Erst wenn sie die deutsche Sprache verlieren, schwindet diese Anhänglichkeit, sie werden Engländer, Portugiesen, Spanier u. s. w. Als

ein erfreuliches Zeichen der Zeit erachtet es Brandl, daß immer mehr Deutsche über See den Wert dieses Kulturgutes würdigen, das sie früher allzu oft bei der Landung in der Fremde samt allem Deutschtum, wie einen abgetragenen Rock, über Bord warfen. Ein sicherer und nach Zahlen meßbarer Beweis dafür ist die Gründung von hunderten deutscher Schulen über See aus den Mitteln unsrer Landsleute, häufig verbunden mit Kindergarten, Turnhalle und Festräumen. Eine große und höchst rühmenswerte Opferwilligkeit kommt darin zum Ausdruck. In seinem Vortrage wies Brandl auch auf die wirtschaftliche Bedeutung der nationalen Sprache im Auslande hin. Jeder französische, jeder englische Missionar gilt dem Kaufmann dieser Völker als ein Pionier, und mit Recht. Der geheimnisvolle Zusammenhang zwischen Sprache und Sitte bringt es mit sich, daß man lieber vom Landsmann-Exporteur bezieht, Waren heimatlicher Herkunft kauft und mit heimischen Schiffen fährt. Die Sprache ist ein mächtiger Vorläufer der Ausfuhr. Der französische Großkaufmann weiß das und leistet deshalb der „Alliance française" beim Bestreben, möglichst viele französische Schulen außerhalb Frankreichs zu begründen, reichliche Hülfe. Der Engländer weiß es und pflegt deshalb in Ostasien jene eigentümlichen halbenglischen Mischidiome, namentlich das Pidgeon-Englisch, weil sie die einheimische Kundschaft an den Buden des Franzosen und Deutschen vorbei zu ihm führen; in begreiflicher Weise hat der „Ostasiatische Lloyd" schon einmal nach einem Pidgeon-Deutsch geseufzt. In englischen Büchern findet man sogar oft den Satz aufgestellt: Der Handel folgt lieber der Sprache als der Flagge. Hoffentlich erkennen allmählich auch alle deutschen Industriellen und Kaufleute, welch hervorragendes Interesse sie daran haben, daß im Auslande und besonders in Übersee jeder Deutsche mit seinen Kindern dem deutschen Volkstum erhalten bleibt.

Deutsche Schulen im Auslande. Professor Brandl teilte ferner mit, daß der Allgemeine deutsche Schulverein begonnen habe, ein Adreßbuch sämtlicher deutschen Auslandsschulen anzulegen; dabei ermittelte man eine Menge solcher Anstalten, deren Dasein bisher unbekannt geblieben war. Der Kolonialkongreß erklärte die bisherige Reichsunterstützung an deutsche Schulen im Auslande in Höhe von 300 000 Mark für unzulänglich und empfahl der Reichsregierung die alsbaldige Erhöhung dieses Beitrages auf 500 000 Mark.

Rußland. Nach dem Vorlesungsverzeichnis der Moskauer Universität empfahlen die Professoren für das Jahr 1899/1900 insgesamt 1548 Lehrbücher, davon 53 Proz. in russischer Sprache. Von den 703 empfohlenen Büchern in den neuen Sprachen waren 66 Proz. deutsch, 27 Proz. französisch und 7 Proz. englisch. In der juristischen Fakultät überwiegen russische Bücher, den Medizinern dagegen wurden 54 Proz. deutsche, 27 Proz. russische und 16 Proz. französische Bücher empfohlen. Dabei sind unter den russischen Büchern auch die Übersetzungen aus den fremden Sprachen inbegriffen. Diese Angaben zeigen die Abhängigkeit der russischen und das Übergewicht der deutschen wissenschaftlichen Literatur in Rußland recht anschaulich.

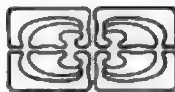
Nordamerika. In Chicago hatte der Schulrat das Amt des Vorstehers des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen, das von Dr. Zimmermann verwaltet wurde, abgeschafft. Darauf richtete der Zentralverband der deutschen Vereine von Chicago und Umgegend eine scharfe Verwahrung gegen die Entlassung des um den deutschen Unterricht hochverdienten deutschen Schulmannes und zugleich gegen das auf allmähliche Beseitigung des deutschen Sprachunterrichts abzielende Vorgehen des Schulrats. Leider wurde die Entlassung des Dr. Zimmermann nicht rückgängig gemacht, doch will der Schulrat noch einmal erwägen, ob das genannte Amt abgeschafft werden soll. Der Schulrat bestreitet die Absicht, den deutschen Unterricht beschränken zu wollen, und schützt Sparsamkeitsrücksichten vor. Hoffentlich werden die zahlreichen Deutschen in Chicago zusammenstehen, um eine Beeinträchtigung ihrer nationalen Interessen auf dem Gebiet des Schulwesens zu verhindern.

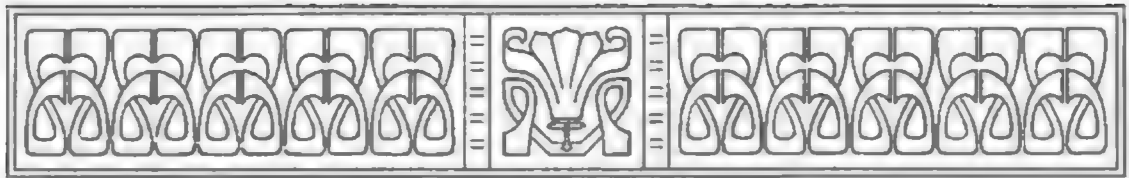
Nach der amtlichen Statistik gab es in der Union Ende 1900 nicht weniger als 18220 Zeitungen und Zeitschriften, darunter nahezu 15000 politische und örtliche Blätter. Vor einem halben Jahrhundert zählte die Union nur 254 Tagesblätter, 1880 erst 971, gegenwärtig 2226, angeblich mit 15 Millionen Auflage. Unter den Zeitungen und Zeitschriften erschienen 17200 in englischer, 613 in deutscher, 20 in deutscher und englischer, 115 in skandinavischer, 27 in französischer, 39 in spanischer, 35 in italienischer, 33 in polnischer, 28 in tschechischer Sprache u. s. w. Der Zahl nach haben sich die deutschen Organe vermindert, 1890 bestanden 727, 1880 insgesamt 641 deutsche Journale. Wie schon im Oktoberheft (Seite 144) hervorgehoben wurde, wird von kundiger Seite bestritten, daß die deutsch-amerikanische Presse sich im Rückgange befindet. In der Tat ist nicht die Zahl der Blätter entscheidend, sondern ihre Verbreitung und ihr Einfluß. Kleine deutsche Wochenblätter sind eingegangen und große deutsche Tagesblätter haben sich konsolidiert. Diese Zentralisierung kann weder als Rückgang noch als Nachteil angesehen werden. Unlängst feierte der „Wächter und Anzeiger“ in Cleveland (Ohio) sein 50jähriges Bestehen durch Ausgabe einer Jubelnummer im großen Format, 164 Seiten stark! Daraus schließt der „California Demokrat“, daß die große Zahl der altfundierten deutschen Tagesblätter an Lesern, Einfluß und Bedeutung erfreuliche Fortschritte aufzuweisen hat und daß die deutsch-amerikanische Presse durchaus nicht im Niedergang begriffen ist, sondern herrlichere Blüten zeitigt als je zuvor.

China. In deutschen Handelskreisen und darüber hinaus begegnet man häufig einer Unterschätzung der Missionstätigkeit, die vom Standpunkt des praktischen Geschäftsmannes sich nicht rechtfertigen läßt. Die englischen und nordamerikanischen Kaufleute würdigen die Tätigkeit ihrer nationalen Missionäre ganz anders und erblicken in ihnen schätzbare Pioniere, zunächst in sprachlicher Hinsicht. Es ist wesentlich ein Erfolg englischer Missionstätigkeit, daß in China die englische Sprache eine gewisse Verbreitung erlangt hat und zwar eine weit größere als irgend eine andere Sprache. Infolgedessen ist die englische Sprache

die Vermittlerin zwischen den gebildeten Chinesen und den Ausländern geworden, selbstverständlich auch im Handelsverkehr, was für den englischen und nordamerikanischen Handel von großem Wert ist. Deutsche Sprachkenntnisse finden sich unter den Chinesen nur in der Nähe des deutschen Schutzgebietes. Wenn die englischen Kaufleute ihre Missionäre in jeder Weise unterstützen, so wissen sie, was sie tun, und es wäre nur zu wünschen, daß auch die deutschen Kaufleute den deutschen Missionären, wie es ja in ihrem eigensten Interesse liegt, größeres Wohlwollen entgegenbrächten.

Japan. Seit Ende April erscheint in Yokohama eine „Wochenzeitung der Deutschen in Japan" u. d. T. „Deutsche Japan-Post" unter der Redaktion von A. Madlung, zum Preise von 6 M. vierteljährlich. Das neue Wochenblatt bringt in erster Reihe Aufsätze und Mitteilungen für die Deutschen in Japan, aber auch manche interessante Notiz über die Deutschen in Japan wie über Land und Leute in Japan selbst. Wie aus der „Deutschen Japan-Post" ersichtlich, bestehen in Japan verschiedene deutsche Vereine und Gesellschaften, so in Tokyo die „Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens". Vielleicht entschließt sich die „Deutsche Japan-Post", ein Verzeichnis der deutschen Vereine und Gesellschaften, insbesondere der deutschen Kirchengemeinden in Japan zusammenzustellen und fortlaufende Berichte über die Tätigkeit dieser Korporationen zu veröffentlichen. Aus dem Jahrbuch des Statistischen Bureaus des Kaiserlichen Kabinettes u. d. T. „Résumé statistiqué de l'Empire du Japon" bringt die „Deutsche Japan-Post" einige bemerkenswerte Zahlen. Japan mit 44,2 Millionen Menschen (111 auf den qkm) ist dichter bevölkert als Deutschland (103 auf den qkm). Das Reich hat 8 Städte mit mehr als 100000 Einwohnern, darunter Tokyo mit $1^1/_2$ und Osaka mit 0,8 Millionen. Ende 1900 wohnten 124000 Japaner im Auslande, davon 90000 in Nordamerika, 16000 in Korea, 8000 in England und den Kolonien, 4000 in Rußland, 3800 in China und 214 in Deutschland, während sich in Japan etwa 13000 Ausländer aufhielten, darunter 7000 Chinesen, 2000 Engländer, 1500 Amerikaner und 554 Deutsche. Die Zahl der Deutschen in Japan und der Japaner in Deutschland ist verhältnismäßig gering, aber sie fällt qualitativ ins Gewicht, weil die Deutschen zu einem großen Teil Lehrer, die Japaner in Deutschland aber Lernende sind, während unter den Japanern im übrigen Auslande wie unter den Ausländern in Japan sich viele Tausende von Arbeitern befinden.





Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

II.

Maria Janitschek, Aus Aphrodites Garten. — Marie Madeleine, Aus faulem Holz. — Georg Busse-Palma, Mord. — E. Budde, Blätter aus meinem Skizzenbuch. — Ernst Muellenbach, Maria. — Ernst Zahn, Albin Indergand.

Frau Maria Janitschek gehört zu den schriftstellernden Damen, denen der Himmel ein ganzes Talent versagte und denen die Hölle ein halbes schenkte. Sie schrieb vor vielen Jahren Dichtungen, um deren willen man sie gern ernsthaft nehmen möchte. Denn es steckten starke Keime darin, etwas Großlinieges, worüber man besonders bei erstmaligem Lesen stutzte. Überall ward die Dichterin als ungewöhnliches Talent bewundert oder wenigstens ermuntert. Sie hat bewiesen, daß ihre damaligen Kritiker irrten. Sie hatte kein ungewöhnliches Talent, sondern nur ein Talent für das Ungewöhnliche.

Seit langen Jahren versucht sie nun, Erzählungen zu schreiben. Weshalb eigentlich, wird schwerlich ein Mensch verstehen. Denn jedes neue Buch von ihr, das man sine ira ac studio prüft, bezeugt auch von neuem, daß sie als Erzählerin jedes natürlichen Talentes ermangelt. Es gibt ja Hunderte und Tausende von Frauen, die mittelmäßige oder schlechte Romane und Novellen schreiben. Aber fast jede bringt doch eine gewisse Anlage dazu mit oder bildet sie aus, so daß, wenn schon der literarisch Gebildete ihren Arbeiten gegenüber versagt, doch der geistig minder Bemittelte seine Freude daran hat — sei es auch nur die Freude am roh Stofflichen, an der spannenden Erfindung. Maria Janitschek jedoch ist so unglücklich, nicht das Geringste zu besitzen, was dem Erzähler von Vorteil sein könnte. Weder kann sie eine Handlung erfinden, noch eine Gestalt, die einem Menschen ähnlich ist, erschaffen, noch einen Dialog schreiben. Was sie an poetischen Vorzügen hat oder gehabt hat, eine gewisse große lyrische Geste, nützt ihr in der Prosa nicht nur nichts, sondern schadet ihr, denn es wirkt hier leer und manchmal komisch. Aber Maria Janitschek schreibt und schreibt. Alljährlich erscheinen ihre mühsamen und unmöglichen Bücher mit wechselnden Titelbildern und Verlegern auf dem Markte; ein gewisser Respekt vor dem Literarischen darin veranlaßt die Kritiker, noch manchmal eine höflich-wohlwollende Verbeugung davor zu machen. Doch ist es in jedem Betracht nicht

besser, klipp und klar das Unfähige unfähig zu nennen? Es langt ja leider auch zu Gedichten nicht, was Maria Janitschek von Hause aus mitbekommen hat. Aber da spricht doch mal ein Vers von eigentümlicher künstlerischer Anlage, da meint man zuweilen die Freude der Schöpferin am Erschaffenen zu spüren. Diese sich mühsam fortquälenden Prosageschichten jedoch müssen der Verfasserin selbst Last und Qual sein.

Eine ganze Serie von Bänden erscheint unter dem Gesamttitel „Aus Aphrodites Garten" im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger, der ja allwöchentlich ganze Kahnladungen neuer Werke herauswirft. Der erste Band heißt „Maiblumen"; der zweite „Feuerlilien". Man erschrickt ein wenig, wenn man nach diesem Anfang an die Mannigfaltigkeit unsrer Flora denkt und sich fragt, wie weit diese wunderlichen Papierblumen ihr folgen wollen. Wird es einen geben, dem sie Freude machen? Das müßte doch ein wunderlicher Heiliger sein. Für mich ist nicht einmal eine ernsthafte Besprechung dieser Bücher möglich, deren Unzulänglichkeit erbarmungswürdig ist. Alles ist so merkwürdig aufgeblasen darin, so verzweifelt verstiegen, so töricht unwirklich; die Menschen darin haben gar keine spezifische Schwere, aber sie schweben auch nicht, sie stelzen nur. Überall hülflos zerflatternde Einzelzüge, das Ganze nicht mehr debattierbar in seiner unfähigen Romantik und gequälten Verschrobenheit. Dazu langweilig zum Gähnen.

Natürlich sieht Maria Janitschek hochmütig auf die Marlitt herab. Denn sie schreibt „für die Literatur" und sie ist doch eben ein „Originalgenie", während die andere „nur für die Gartenlaube" schrieb und auf die Originalität weniger Gewicht legte. Aber tatsächlich ist an natürlichem Erzählertalent die Marlitt all den modernen Damen à la Janitschek weit überlegen. Wenn denen nichts einfällt, wenn ihnen alles fehlt, was den Dichter macht, dann zieht sich ihr Selbstbewußtsein auf die letzte rettende Schanze zurück: dann operieren sie mit dem Vexierbegriff der Originalität und ersetzen jedes natürliche Wort durch ein unnatürliches, jede Spannung durch Langeweile und machen aus ihrer Not eine Tugend. Denn sie wollen dann nicht bloße Unterhaltungsschriftstellerinnen sein, sondern etwas Höheres. Und bei Büchern, die so ennuyieren, glaubt ihnen das der Durchschnittskritiker. Aber mit dem Originalitätsbegriff wird heutzutage ein Unfug getrieben, der zum Himmel schreit. Echte Dichter werden damit totgeschlagen; unfähige Literaten damit erhoben. Und wenn es einen Zweck hätte, wenn Maria Janitschek sich noch ändern könnte, wenn die modernen Herren Kritiker und Ästhetiker einmal hören wollten, ließen sich wohl ein paar Worte sagen. Etwa die: es sind jetzt gerade im November 100 Jahr her, da ward in Schwaben ein Dichter geboren, dessen Werke Ihr alle kennt, dessen Werke neben denen der Klassiker auf Eurem Bücherbord stehn, der ein paar unverwüstliche Märchen und Erzählungen geschrieben hat, obwohl er nicht mal 25 Jahr alt wurde. Aber um die Originalität hat er sich nie gekümmert. Im Gegenteil: die war ihm so gleichgültig, daß er bewußt und unbewußt fortwährend

nachahmte. Schiller, Goethe, Jean Paul, Scott, Th. A. Hoffmann, sie kamen alle an die Reihe. Für jedes Werk ist das Vorbild da. Sogar einen schlechten Modeschriftsteller hat er kopiert: Clauren! Denn es ist Wilhelm Hauff, von dem ich rede. Und das alles hat seinem Ruhm nicht geschadet. Aber allerdings: er hatte ein in Deutschland seltenes natürliches Erzählertalent, eine Fabulierkunst, die entzückt. Und dieses natürliche Talent gab damals und gibt heute den Ausschlag. Auf die Originalität kommt es erst in zweiter Linie an.

So würde ich etwa sprechen. Aber ich sagte schon, deshalb wird Maria Janitschek doch weiter „originelle" und schlechte Novellen schreiben und deshalb geht kein Literaturblatt von dieser billigen Ästhetik in der Nuß ab, in der nur Ein Wort: „Originalität" groß geschrieben wird.

Ich brauche kaum zu sagen, daß auf dem Titelblatt der Janitschek'schen Erzählung eine nackte Nymphe zu sehen ist. Trotz der indischen Tänzerin, die da durch die Seiten rast, hat besagte Nymphe eigentlich gar keine Berechtigung, denn nach der unmöglichen Entgleisung in ihrem Buche „Vom Weibe" schiebt Maria Janitschek gottlob das sexuelle Moment nicht mehr so in den Vordergrund. Aber — auch das ist ein Zeichen der Zeit — man gehe einmal durch die Straßen Berlins und studiere die Auslagen der Buchhändler. Was an pikanten, lüsternen, ordinären Titelblättern moderner Bücher da zu sehen ist, spottet jeder Beschreibung. Eine Schmach, daß ein Autor, der auf sich hält, dergleichen mitmacht; daß ein Verleger so widerliche Anreißereien des Publikums für nötig hält; daß der deutsche Buchhändler, der zu Zeiten einen kräftigen Idealismus zeigte, nicht dagegen auftritt; daß das Publikum sich dieser frechen Spekulation auf die Sinnlichkeit nicht schämt. Früher hätte der Buchhändler, der doch ein Helfer der Literatur sein könnte, sich vor sich selber geniert, sein Schaufenster mit den heut vorwiegenden Werken über das Geschlechtsleben des Menschen, mit modernen und schlimmeren Casanovas und allerlei zotenverzapfenden Machwerken auszulegen. Heut ist man erstaunt, wenn dergleichen wenigstens nicht überwiegend vertreten ist. Die paar Ausnahmen, die zu vornehm sind, diesen infamen „Zug der Zeit" mitzumachen, sind zu zählen. Natürlich schieben Autoren, Zeichner, Buchhändler und Verleger die ganze Schuld dem Publikum zu. Aber die Schuld ist wahrlich auf alle gleich verteilt. Und es gab eine Zeit, wo die Herren höhere Ideale hatten, als bloße Lohndiener ihrer zahlungsfähigen Kundschaft zu sein. Sie wissen ganz gut, welche Verleger nur auf die Lüstlinge spekulieren; sie wissen ganz gut, was künstlerischer Buchschmuck und was eine bloße Anreißerei ist. Ein einfacher Beschluß, Werke, deren Titelbild nur zur Reizung der Sinnlichkeit bestimmt ist, nicht mehr im Schaufenster auszulegen — führen wird man sie ja müssen —, und man könnte Wunder erleben! Aber auch das wird ein frommer Wunsch bleiben.

Die „ausgestellteste" Schriftstellerin ist augenblicklich Marie Madeleine mit ihren Büchern „Aus faulem Holz", Die „indische Felsentaube", „Am Narrenseil der Liebe". Bei ihr dürfen sogar die nackten Nymphen auf dem Umschlag fehlen.

Denn was sie sonst übernehmen, übernimmt hier allein schon der Name Marie Madeleine. Ihr Publikum, das zur Hauptsache wohl aus Lustgreisen, Mondainen und höheren Töchtern mit verdorbenem Instinkte besteht, weiß schon vorher, was es zu erwarten hat. Man kann nicht von mir verlangen, daß ich, deutsch gesagt, alle Schweinereien lese. Ich hab' mich auf das erstgenannte Skizzenbändchen „Aus faulem Holz“ beschränkt und in dieser Beschränkung schon genug genossen. Was soll ich nach dem gut deutschen Kraftworte, das mir eine gewisse Erleichterung gewährte, noch darüber sagen? Soll ich mir noch einmal, wie vorhin, Wilhelm Hauff zur Hülfe rufen? Den Kampf, den er gegen Clauren geführt, haben wir gegen eine ganze Front von solchen modischen, auf die niedersten Triebe spekulierenden Schriftstellern zu kämpfen. Auch sie geben nur, wie es in der „Kontroverspredigt“ heißt, „köstlich kandierte Zoten für einen verwöhnten Gaumen, treffliche Hausmittel für junge Wüstlinge und alte Gecken, die mit ihrer moralischen und physischen Kraft zu Rande sind, um dem Restchen Leben mit diesem Reizmittel aufzuhelfen“. Und die Leserinnen Clauren's redet der Dichter an: „Verlorene Wesen, wenn es euch nicht kränkt, euer Geschlecht so tief, so unendlich tief erniedrigt zu sehen; geputzte Puppen, die ihr euren jungfräulichen Sinn schon mit den Kinderschuhen zertreten habt, leset immer von anderen geputzten Puppen, bepflanzet immer eure Phantasie mit jenen ... Blumen, die am Sumpfe wachsen!“ Was aber würde Wilhelm Hauff wohl sagen, derselbe Wilhelm Hauff, der die Worte gesprochen: „Ich bin ein Mann und erröte, erröte darüber, daß ein Mann aus der sogenannten guten Gesellschaft die sittenlose Frechheit hat, alljährlich ein ausführliches Verzeichnis von den Reizen drucken zu lassen, die er bei seinem Weibe fand!“ — — was würde, frage ich, dieser Wilhelm Hauff wohl sagen, wenn er heut lebte und sähe, daß es fast mehr die Frauen als die Männer sind, die sich öffentlich in der Literatur ohne Scheu und Scham prostituieren? Es hat schon manche Epoche gegeben, in der das Lascive im deutschen Schrifttum dominierte, aber es hat keine gegeben, in der, wie heut, das Dirnentum in der Literatur solche Triumphe gefeiert hat! Diese Erkenntnis dringt immer weiter, der Kampfruf gegen dieses Dirnentum tönt aus den verschiedensten Lagern. Aber gerade wir, die wir die große moderne Bewegung in der deutschen Dichtung für einen Segen halten, die wir viele Jahre dafür gestritten haben — gerade wir müssen hier entschieden vorgehen, damit die modische Zote nicht in unsern Topf geworfen wird. Kampf bis aufs Messer ist hier das Einzige. Giftpilze zerschlägt man!

Ich hoffe, Marie Madeleine wird sich nicht einbilden, hier als literarische Persönlichkeit genannt zu sein. Nur weil sie den zweifelhaften Ruhm hat, für eine verderbliche, entsittlichende, um sich fressende Richtung ein bekanntes Paradigma zu stellen, wurde ihr Name in dieser Zeitschrift erwähnt. Als Individuum beurteilt zu werden ... darauf wird sie erst dann ein Recht haben, wenn sie auf die Herzen wirkt oder zu wirken versucht, — nicht, wie bisher, auf ... auf andere Organe.

Es ist nicht schwer für den Schriftsteller, dessen Buch man danach vornimmt, einen guten Eindruck zu hinterlassen. Nach der erzählerischen Unfähigkeit

der Janitschek und der lüsternen Frechheit des Madeleine'schen Erzeugnisses hat selbst ein kleines Talent gewonnenes Spiel. Davon profitieren zwei Skizzenbücher, besonders das Buddesche. Das andre macht zu sehr den Eindruck des flüchtig Zusammengeworfenen, als daß es stärker berühren könnte. Dieses zweite und schwächere sei zuerst genannt: es heißt „Mord". Geschichten, die mein Dolch erzählt". Der Verfasser: Georg Busse-Palma; der Verlag — wie sollt es anders sein? — Hermann Seemanns Nachfolger in Leipzig.

Im Oktoberheft, als ich über die neuere deutsche Lyrik sprach, hab ich desselben Dichters „Lieder eines Zigeuners" rühmen dürfen, — Gedichte voll von einem starken Leben und überraschender Kühnheit der Anschauung, Gedichte, die sich in wenigen Jahren ihren Platz schufen und deren einige für lange Zeit nicht untergehen werden. Heut hab ich den Schatten neben dieses Licht zu setzen. Der „Mord" ist ein zusammengestoppeltes Buch; ein Buch, in dem man, wie das Vorwort deutlich selber sagt, die „sorgsam ausführende Hand schwer vermissen wird". Unter einem gemeinsamen Titel sind Skizzen gesammelt, die für Tagesblätter und Zeitschriften geschrieben wurden und mit dieser ersten Veröffentlichung ihren Zweck erfüllt hatten. Sie sind weder reif noch bedeutend genug, um auch noch im Buche zu erscheinen, besonders in einem Buche, das verhältnismäßig prätentiös auftritt.

Die guten Lyriker sind gewöhnlich schlechte Erzähler, wenigstens am Anfang ihrer Laufbahn. Daß sie bei einigem Bemühen und in strenger Selbstzucht allmählich auch gute oder wenigstens feine Novellisten werden können, hat Theodor Storm ja bewiesen. Und von Eichendorff und Mörike — um zwei ganz „reine" Lyriker zu nennen — ist doch wahrlich nicht zu verachtende Prosa da. Selten aber wird gerade ein Lyriker vor seinem dreißigsten Jahre erzählerisch etwas leisten. Es scheint ein sich stets wiederholendes, gesetzmäßiges Faktum zu sein, daß die Lyriker ihr Höchstes in der Frühzeit geben, die Erzähler dagegen viel später reifen. Ich wüßte kaum einen zu nennen, der vor dem dritten Dezennium seines Lebens Bleibendes auf dem Gebiete des Romans oder der Novelle geschaffen hätte. Goethe's „Werther" und Hauff's Schöpfungen kommen hier nicht in Betracht. Der eine neigt stark nach der lyrischen, das Beste von dem andern (Märchen! Phantasien!) nach der phantastischen, unwirklichen Seite hinüber.

Auch Georg Busse-Palma wimpelt lyrisch. Und eigentlich ist das Lyrische noch das einzig Hervorhebenswerte an den Skizzen, denn es ist auch das Dichterische. Was Erzählung darin ist, ist recht mühsam; die Charakeristik der Personen recht unsicher. Manchmal erfreut ein fein beobachteter Zug, aber die Züge schließen sich nicht zusammen zum Ganzen. Und sie gehören fast immer Mädchengestalten: der geborne Poet wird — auch das scheint ein Gesetz zu sein — stets zuerst Gestalten des ihm selbst entgegengesetzten Geschlechts schaffen können. Im Ganzen ist der „Mord" eine gewisse Talentprobe, die für nichtliterarische Leute wenig Interesse bietet, und die nur wieder beweist, daß man schon ein bedeutender Lyriker und noch ein schwächlicher Erzähler sein kann. Im übrigen steckt auch wenig Mühe in dem Buche.

Da wirken die „Blätter aus meinem Skizzenbuch“ von E. Budde doch ganz anders. Sie sind im Verlage von Georg Reimer, Berlin, eben in einer vermehrten zweiten Auflage erschienen, und wenn nichts anderes in dem Büchlein wäre als die erste Historie von „Mannuckerle und Mannickerle“, würde ich es schon für meine Pflicht halten, darauf aufmerksam zu machen. Es wird mancher sein, der dieses köstliche Geschichtchen von dem Hund, dem Menschlein und dem Kirschkuchen schon kennt — ein feines, liebenswürdiges, humorvolles Idyll, an dem sich das Herz erlabt. Und fast ebenso herzlich berührt mich der Lebenslauf des Frosches Joachim Müller, der nach beschaulichen Spaziergängen sich schließlich aufs Bummeln verlegt.

Überhaupt wirkt Budde immer dann am überzeugendsten, wenn er in seiner leise humoristischen Art plaudert, wenn er sich zu Kindern oder Tieren und Pflanzen neigt. Eine Handlung erfinden, kann er wohl auch. Aber wenn er Männer und Frauen der Gesellschaft gestaltet, bleibt er leicht in der Konvention stecken. Am wenigsten Talent hat er für Liebesgeschichten, so stimmungsvoll immer die Umgebung ist, in die er das Paar stellt. Es ist immer das Kindliche, Natürliche, was er bevorzugt. Daß er dabei Phantasieflüge über jede Wirklichkeit hinaus tun kann, beweist die „Erzählung des Irrenhäuslers“. Und wie prächtig ist das „Idyll!“ Allerdings sind es eben auch hier halbe Kinder, die zusammenkommen.

So soll das Büchlein herzlich empfohlen sein. Ich glaube zwar nicht, daß Budde jemals über die Skizze hinauskommt. Er hat eine Begabung, die nur ein ganz enges Gebiet beherrscht. Aber in dieser Enge hat er reizende kleine Stücke geschaffen, originell in der Erfindung, schon durch den Stoff spannend; ausgezeichnet in der Ausführung, im Vortrag und Stil. Ich weiß wohl, daß Skizzenbücher nicht „beliebt“ sind, daß ein schlechter Roman mehr Aussicht hat verkauft zu werden, als ein gutes Buch voll Novellen und Skizzen. Aber es wäre erfreulich, wenn das Publikum hier eine Ausnahme machte.

Auch dem nachgelassenen Roman „Maria“ des früh verstorbenen Ernst Muellenbach (Berlin, Emil Felber) ist Gutes nachzurühmen. Ernst Muellenbach (Lenbach) ist gewiß kein großer Poet gewesen. Am deutlichsten hat sich seine Stärke und Schwäche in seinen bei Cotta erschienenen Gedichten gezeigt. Es war liebenswürdigste Epigonenlyrik, die er gab, und wie seinen Roman „Maria“ hat er auch diese „Gedichte“ seiner „lieben Ute“ gewidmet. Etwas Gutes, Liebes, Treues, menschlich Gewinnendes spricht aus all seinen Werken. Und mitten zwischen Versen, die andre besser gemacht haben, die doch eben nur nett-liebenswürdig sind, steht ein humoristisches Gedicht an seinen „alten Dackel“, der nun tot ist.

„Ein Hund nur, zweifellos. Ein armer Wicht,
Leibeigen lebenslänglich, sonder Scheu
Und bis zum äußersten naiv; — doch treu.
Unsterblich, das versteht sich, war er nicht.“

Dieses Gedicht ist ganz prächtig. Es ist hingeplaudert mit ernsthafter Würde und versteckter Schalkhaftigkeit, ein bischen Wehmut ist auch dabei. Und wo er so plaudern kann, halb ernst, halb humorvoll, wehmütig-heiter, da ist Ernst Muellenbach auch in der Prosa am besten dran. Der streng geschlossene, mit möglichster Objektivität vorgetragene Roman ist seine Sache nicht. Er muß sich freier, ungezwungener, subjektiver geben können. Das tut er in „Maria", und deshalb ist dieses Buch wohl dasjenige, in dem sich seine liebenswürdige Begabung am reinsten ausprägt.

Nebenbei hat er auch gewiß viele Jugenderinnerungen in diesen Roman gesteckt, und wenn ein Dichter seiner Jugend gedenkt, dann fängt es in ihm zu blühen und zu leben an, und ein Schimmer ruht über dem, was er schafft. Denn die Liebe hilft ihm, jene Liebe, die Sehnsucht heißt und die des Dichters treueste Gefährtin ist. Das hat auch dieser Geschichte aus der Minoritengasse eines rheinischen Städtchens die Wärme verliehen, daß man sie gern und mit teilnehmendem Herzen zu Ende liest. Ernst Muellenbach hat von den zwei Schwestern, deren Schicksal er schildert, die eine, die Titelheldin, lieb wie ein Vater und Bruder; an seinem Herzen hat er sie gewärmt. Gegen die überaus normale Ottilie sucht er nur gerecht zu sein; für Maria hegt er eine stille Zärtlichkeit. Und während er der andern gute Schulzeugnisse, korrektes Betragen, eine äußerlich glänzende Heirat, ein pünktlich eintreffendes Kindlein und Sonstiges mehr beschert, hat er seinem Liebling ein heißes und großes Herz, treue Freundschaft und ein kurzes, aber leuchtendes Liebesglück gegeben, dazu einen frühen, schnellen Tod, als wüßt' er nichts Besseres auf der Welt. Die großen Ereignisse der siebziger Jahre spielen leicht hinein in das Buch und geben dem rheinisch-bürgerlichen Leben, das sich vor uns entfaltet, eine charakteristische Note. Am wenigsten glücklich ist auch Muellenbach in der Zeichnung des wenig heldenhaften Helden. Gewiß war Maria die Hauptfigur, aber der Mann, den sie liebt, hätte leicht in helleres Licht gerückt werden können, daß man ihre Liebe besser begriffe. Die romantischen Verwicklungen, in die er gerät, sein Verhältnis zu der „Buhlerin", das traurige Ende — das ist etwas sehr blaß und verschwommen. Doch die prächtige Gestalt der Französin, der alten Dubois, mag dafür entschädigen.

Und nun zu dem Buche, das alle heut genannten (was ja nicht allzuviel besagen will) und die meisten übrigen, im Laufe des Jahres erschienenen Werke schlägt, das ich den Lesern wieder einmal warm ans Herz legen kann: es ist Eurer Teilnahme, Eurer Liebe wert! Ich meine den Roman „Albin Indergand" von Ernst Zahn (J. Huber's Verlag, Frauenfeld 1902).

Nach dem Tode Gottfried Kellers und Conrad Ferdinand Meyers war die Schweiz literarisch verwaist. Da trat J. C. Heer auf und erregte mit seinem ersten Roman starkes Interesse. Allerdings mußte man sich sofort darüber klar sein, daß ein bedenklicher Schuß Marlitttum seiner Begabung beigemischt war und das eigentlich Schweizerische, das Solide, Bürgerliche, ihr fehlte. Es ist zu

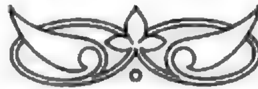
befürchten, daß J. C. Heer sich heute schon arg verpulvert hat, und die Schweiz sich nach einem andern literarischen Bannerträger umsehen muß. Denn ihre zahlreichen Lokaldichter wollen ja nichts besagen und haben bei uns keinen Kurswert. Es gibt und kann nicht geben eine gesonderte schweizerische Kunst und Literatur. „Das Alpenglühen und die Alpenrosenpoesie sind bald erschöpft; und so schwört der französische Schweizer zu Corneille, Racine und Molière, der Tessiner glaubt nur an italienische Musik, und der deutsche Schweizer lacht sie beide aus und holt seine Bildung aus den tiefen Schachten des deutschen Volkes.“ So ähnlich stehts im „grünen Heinrich“, und die Schweizer haben nicht an ihren doch eifersüchtig behüteten Gottfried Keller gedacht, als sie kürzlich gegen die geistige Abhängigkeit vom deutschen Mutterlande protestierten.

Nun ist ein neuer Dichter unter ihnen erstanden. Ein neuer, das ist nicht ganz richtig, denn er hatte schon ein halbes Dutzend Bände hinter sich, als er mit dem siebenten so kräftig loslegte, daß man auch im Deutschen Reiche aufhorchte. Ernst Zahn — wer ist das? Ein geschwätziger Verlagszettel gibt die Antwort darauf: Der Bahnhofsrestaurateur in Göschenen. Das Buch, der „Albin Indergand“, gibt besseren Bescheid: Ernst Zahn ist vor allem ein Dichter. Es ist nicht gut, ihn mit Gottfried Keller zu vergleichen. Es ist keine Schande, daß er gegen diesen zu leicht befunden wird. Er strebt ihm auch nicht einmal bewußt nach. Aber er liebt wie Keller die großen „Menschenbilder“; er hat in seiner Art in der Magd Agatha eins geschaffen, wie der Staatsschreiber von Zürich in der Magd Regine. Das mag an den Bergen liegen und der freien Luft. Das braucht nicht gleich ein Nachschaffen zu sein. Denn die Hauptsache: ein gewisser Zug der Größe, der freien Kraft geht durch den ganzen „Albin Indergand“. Auch durch die Sprache. Denn an der Sprache erkennt man den Dichter. Und diese Sprache ist zwar schon glatter, von minderer Fülle als die Kellersche, aber noch immer gegen die Sprache der Durchschnittserzähler kräftig genug und dabei von großer Einfachheit. Sie erzählt eine Handlung, die spannend genug ist, um selbst den Normalleser zu fesseln, und die doch wieder klar und schlicht genug ist, um auch dem Freunde der Dichtung zu gefallen. So geht Ernst Zahn auf einem Mittelwege vor. Er wird sich vor der einen Gefahr hüten müssen, zu sehr abgeschliffen zu werden. Der schnelle Erfolg des Buches erklärt sich auch daraus, daß es eine so glückliche Mitte hält.

Aber wir wollen von seinen Schönheiten reden. Wir wollen davon reden, daß es prachtvolle Männergestalten bringt. Wie massig und wuchtig wirkt der Präses! Wie trotzig kämpft sich der Albin Indergand durch Irrtum und Schuld! Und das große Menschenbild der Agatha — um von den Frauen zu sprechen — prägt sich tief in unser Herz, an dem die Gret, die Komödiantin, vorübergeht. Seltsam ist aber vor allem wohl eine Magd. Ich weiß ihren Namen nicht; ich weiß auch nicht, ob sie im Buche überhaupt einen Namen bekommt. Denn sie steht ganz im Hintergrunde: ein junges Weib mit langem blondem Haar, hochgewachsen und von vollen Formen. Und sie steht da, eben weil man gar

nichts Individuelles von ihr hört, wie die verkörperte Sinnlichkeit, vor der der stolze Präses zu Falle kommt. Vielleicht wäre es, weil sie doch in die Handlung so stark eingreift, richtiger gewesen, sie voller zu beleuchten. Andererseits gibt es ihr gerade einen seltsamen Reiz, daß sie so in der Dämmerung bleibt.

In Gebirgsromanen scheinen die Lawinenstürze, Bergrutsche ꝛc. ja nun einmal unvermeidlich zu sein. Ernst Zahn verschmäht ihre Beihülfe ebenso wenig, wie er es verschmäht, den berühmten Ringkampf zwischen Förster und Wilddieb am Rande des Abhangs zu verwerten. Aber während J. C. Heer dergleichen immer stark „knallig“ macht, zeigt sich Zahn auch darin, wie er es schildert und verwendet, als echter Poet. Man wird ihn von nun an nicht mehr übersehen. Und ich rate nochmals, sich mit dem „Albin Indergand“ vertraut zu machen.



O Erde — bist du schön zum Lieben.

Heut lag ein Leuchten in den Wipfeln,
Wie ich das nie, noch nie gesehn,
Der ich — ein Schauender — seit Jahren
Aus meinem Walde durfte gehn.

Die höchstgebauten Bäume hielten
Das abschiedgütige Sonnengold
Wie eine Krone in den Händen:
Die krönte alle Tiefen hold.

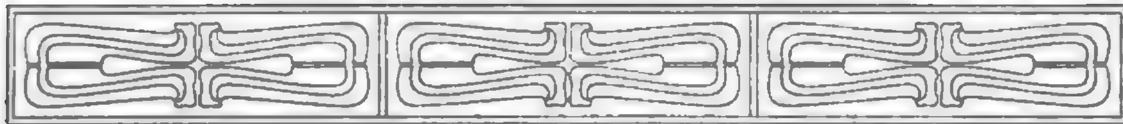
Smaragden flutete die Wiese,
Der Waldbach schien ein golden Band,
Die Tannen standen rot in Gluten
— — Hochheilig blühte mein Heimatstrand,

Von zarten Rosen leis umleuchtet,
Und über meinem Dorf versonnt
Umwob ein Duft aus Tag und Träumen
Den wolkenlosen Horizont.

O Erde, bist du schön zum Lieben!
Am schönsten solch ein Tag und Tod!
. . . Gott, gönne mir im letzten Leben
Ein gleich erlösend Abendrot!

* * *

Karl Ernst Knodt.



Vom deutschen Theater.

Von

F. Lienhard—Halensee.

I.

Eine bittere Betrachtung. — Brahms Ende. — Gorki als Dramatiker. — Zwei Rheinländer. — Ein Halb-Franzose. — Vom deutschen Volksschauspiel.

Manchmal ergreift unsre alteingesessenen Theaterkritiker eine gründliche Amtsmüdigkeit. Ein geübter Kritiker und durchgebildeter Schriftsteller wie Mauthner, der schon immer vor Überschätzung des Theaters gewarnt hatte, zog sich gänzlich vom Dienste zurück; Naturen wie Fontane und Frenzel mußten sorgsam Haus halten, beschränkten sich auf wenige, aber ernst genommene Stücke oder Theater und brachten es nur durch diese vornehme Entfernung in ihrem beobachtenden Wirken „zu hohen Jahren". Mehrfach hat auch der kundige Literat und Kritiker Julius Hart dieser grundsätzlichen Mißachtung unsres heutigen Theaterbetriebes in weitausgreifenden Betrachtungen Ausdruck gegeben. Derlei Verstimmungen sind nun aber leider praktisch von gar keinem Wert; zu einem sachlichen, schneidenden Eingreifen in das tatsächlich ziellose und sinnlose Drauflosspielen von heute ist die allgemeine Erörterung noch nicht reif genug. So viel wollen wir immer wieder wachhalten: der Bismarckschen Reichsgründung und der hohen Kultur-Ideale unsrer großen Weimarer sind die jetzt über das Reich hingestreuten Theater und ihr seichter Spielplan wahrlich in keiner Weise würdig. Leider haben wir aber, außer dem einseitigen und persönlichen Bayreuther Festspielhause und etwa einem immerhin umständlichen Rückblick auf die Griechen, auch kein sichtbares Ideal, an dem wir den Tiefstand unsrer Theater grundsätzlich abmessen können.

Verzeichnenswert ist gleichwohl die Betrachtung, auf die ich oben anspielte, ein Stoßseufzer, den Julius Hart kürzlich in einer Berliner Tageszeitung kundgegeben hat. Er spricht in dieser Klagerede vom Schillertheater; er spricht von den Bemühungen, die Kunst — in diesem Falle also die Theaterkunst — „dem Volke" zugänglich zu machen. Man war einst, unter dem Einflusse der Sozialdemokratie, für diesen Gedanken begeistert; der ganze sogenannte „Friedrichshagener Kreis" (Gebrüder Hart, Holz, Schlaf, Wille, Bölsche, auch Hauptmann) sahen in der künstlerisch-literarischen Annäherung an den vierten Stand das

Heil für Theater, Literatur und Kultur. Das war vor zehn bis fünfzehn Jahren. Heute? „Mit bitterem Schmerz sitzen wir auf den Trümmern von Jerusalem und klagen ein Jeremiaslied. Es ist eitel Nichts, es ist alles Nichts, was geleistet wurde. Legen wir die Hand aufs Herz: die freien Volksbühnen führen ein ärmlich und jämmerlich Dasein, wie die Arbeiterbildungsschulen und die Volksuniversitäten, und sind vom Standpunkt der Kunst aus ebensowenig ernst zu nehmen wie diese vom Standpunkt der Wissenschaft aus.“ So klagt heute der Enthusiast von ehedem. Hat er Recht? Zum größeren Teil sind diese Seufzer, wie gesagt, auf eine Amtsmüdigkeit zurückzuführen, wie sie nachweisbar den berufsmäßig in die unruhige Welt des Theatergetriebes gebannten Schriftsteller leicht überkommt. Sachlich aber hat Hart gerade dem sorgfältig geleiteten Schillertheater gegenüber Unrecht; auch sind seine Ausführungen von dort aus nicht unwidersprochen geblieben. Das genannte billige Volkstheater hat seit Herbst auch das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater zu dem bisherigen Spielhause in der Wallner-Theaterstraße übernommen und mit einer verhältnismäßig recht schön abgetönten Aufführung der „Braut von Messina“ eröffnet. Überhaupt sind die Bemühungen, dem Volke durch billigere Sonder-Vorstellungen näher zu kommen, nur verdienstvoll; auch Theater des Reiches, z. B. das Stuttgarter und das Dresdener Hoftheater, haben Volksvorstellungen erfolgreich aufgenommen. Ich sehe nicht ein, wieso denn diese Bestrebungen den großen Gang einer geistigen Kultur irgendwie beeinflussen oder hemmen sollen.

Eine andere Frage aber ist diese, und damit kommen wir nun auf den Kern jener bitteren Betrachtung: was habt denn ihr Schaffenden von heute dem Volke zu geben? Ist es nicht eine Erfahrung, die man aller Orten macht, daß grade die Klassiker am wärmsten und freudigsten auf die Volksseele wirken? Warum? Etwa weil unsre Weimarer bessere „Künstler“ waren? Nicht darum, denn verzwickte Theaterkünstler in ihrer Art sind auch Sudermann, Hauptmann und Ibsen. Aber darum wirken jene Großen, weil sie für Geist, Gemüt und Charakter positive Kräfte zu spenden hatten, die des Zuschauers ganzen Organismus erfassen und durchdringen. Mit Skeptizismus und Materialismus baut man keine Dichtung empor, erfüllt und erhebt man kein horchendes Volk. Und Julius Hart, der genaue Kenner Berlins und seiner Literaten, trifft daher in der Tat den springenden Punkt, indem er schreibt: „Mit billigen Eintrittspreisen ists nicht getan; das war so eine Idee, aus der materialistischen Geschichtsauffassung herausgeflossen, die vor zehn Jahren alle führenden Geister der Volkskunstbewegung beherrschte. Mögen unsre Künstler zunächst einmal mit der Selbsterziehung den Anfang machen, bevor sie das Volk und die Kinder erziehen wollen!“

Ja, das ist Kern und Grund unsrer literarischen und theatralischen Schäden! Man spricht in einen hohlen Raum, wenn man diese gewichtigste Frage erörtern will. Und nun kann ich meine Eingangssätze etwas berichtigen: nicht des Amtes, nicht des Bühnenschauspielhauses werden zeitweilig oder auf

immer unsre berufensten Beobachter müde. Nein, sie werden nur des hastenden Gewimmels verflachter Menschen müde, denen von unsrer Nation und ihrer Regierung ohne Kontrolle die Welt des Theaters ausgeliefert ist. — —

Wer kümmert sich um Leitung und Spielplan der Schaubühnen? Es sind interne geschäftliche Vorgänge, woran die Spekulanten und Besitzer allein Interesse haben. So findet gegenwärtig in den Leitungen zweier Berliner Theater eine bedeutsame Verschiebung statt. Dieser Vorgang hat literarischen Hintergrund und ist kennzeichnend für einen Stimmungs-Umschwung im Zeitgeist überhaupt — auch den Theaterkundigen wichtig, weil er zugleich einen Geschäfts-Umschwung bedeutet. Otto Brahm, der bisherige Direktor des Deutschen Theaters, tritt von seinem Posten zurück. An seine Stelle setzt sich der gewandtere und biegsamere Paul Lindau, bisher Direktor des Berliner Theaters. Das letztere soll später an die Firma Siemens u. Halske, der das Grundstück gehört, zurückgehen; bis dahin werden die leichtblütigen Bühnentalente Richard Skowronneck und Leo Stein, soviel man hört, die Leitung des Berliner Theaters übernehmen. Inwiefern sind um diese geschäftlichen Vorgänge weitere Horizonte? Nun, mit Otto Brahm tritt der konsequente Naturalismus vom Berliner Schauplatz ab. Brahm und sein Freund Paul Schlenther, der am Wiener Burgtheater in der Entfaltung seiner eigentlichen Natur etwas behemmt ist, sind durchdrungen vom dogmatischen Glauben an den alleinseligmachenden Naturalismus und seiner Spielarten. Es ist in ihnen ein neuer Rationalismus in Erscheinung getreten; die trockenen Nicolai und Engel, die Berliner Aufklärer des 18. Jahrhunderts, sind hier aufs neue erstanden. Ein enger, ganz kleiner Kreis von Hausdichtern kam am „Deutschen Theater" zu Worte, an ihrer Spitze Ibsen und Hauptmann. Auch der Stil der Darstellung wurde mit anerkennenswertem Eifer den Werken angepaßt, wurde, sozusagen, systematisch vernüchtert. Und insofern war jenes Theater von künstlerischer Einheit. Aber — die Spannung, mit der man anfangs dieser Spielart künstlerischen Gestaltens und Nachbildens folgte, ließ im Publikum nach; und die Dichter selbst, besonders Hauptmann, versagten mehr und mehr. Man braucht heut nicht mehr Gründe ästhetischer Art gegen dieses beschränkte Dogma ins Feld zu führen; Dichter und Publikum sind von selbst eines interessanten Kuriosums müde geworden. Die Farbe Grau ist ja unstreitig berechtigt; aber sie ist eben nur eine Farbe und sogar Misch-Farbe im bunten, vielfarbigen Sonnenspektrum. Wir wollen alle Farben, wir wollen das ganze Licht, wir wollen ganze Menschen! Diesen Stimmungs-Umschwung fühlte der Besitzer des „Ibsentheaters" (L'Arronge); und so mußte der Pächter des Naturalismus gehen, und er ging gern — denn er wußte selber nicht mehr aus seiner Sackgasse weiter. Paul Lindau aber ist ein Theaterdirektor wie alle Theaterdirektoren; er nützt gegenwärtig „Alt-Heidelberg" aus und vollführt dazwischen beruhigende „literarische Taten".

Aber den sieghaft neuen, stolzen, frischen Geist, den wir in der Hauptstadt eines großen Reiches und im Zentrum einer großen Kultur auf dem Gebiete

der Theaterdichtung und der Theaterleitung wünschen müssen, wir Anderen, die wir noch und wieder Kultur-Ideale haben, die wir die Tradition achten, die wir auf dem Wege Goethe-Schillers emporwachsen wollen — wo denn bleibt dieser höhere Geist? Wo ist das Theater, dessen Spielplan und Geist ernsten Männern und feinen Frauen dauernd etwas zu sagen hätte? Wo sind die Dichter und Männer der Literatur, die in diesem Geiste überlegene, wärmende, stählende Worte sprechen und Gestalten formen? — —

Wir vermissen jede stetige und stolze Entwicklungslinie. Wir sehen rund umher ein fahriges und triviales Bunterlei von Kleinigkeiten. Ob heute der ernstere Gorki, ob morgen der muntere Schönthan — es sind Zufälligkeiten, Kleinigkeiten. Der Russe Maxim Gorki ist ein ungewöhnlicher Schilderer des kleinbürgerlichen und des Landstreicher-Lebens, ein Schilderer von suggestiver Eindringlichkeit. Immer herb und ehrlich, aber dabei dichterisch durchsättigt von einer eigentümlich slawischen Stimmung, die lebensbejahender ist als man das sonst bei den Russen zu spüren pflegt. Mit jedem Strich hält er uns fest, zwingt er uns in seinen Bannkreis. Alle Achtung vor diesem Prosaisten! Aber sein Bannkreis ist eng; und auf der Bühne wirkt sein Mosaik vollends wie Stückwerk und Skizze. Es liegt in dieses Schilderers innerster Natur, daß er nur skizzenhaft wirkt, nur in sich geschlossene Studien gibt, kein volles Weltbild. So sind auch seine „Kleinbürger“, die uns das Lessingtheater in etwas zu unruhiger Darstellung gab, eine Studie aus dem Leben eines spezifisch russischen kleinen Mannes, der seine „studierten“ Kinder in eine neue Welt hinauswachsen sieht, ohne daß er ihnen folgen kann. Wir sehen und erleben diese neue Welt nicht, sie ist ideale Forderung Jung-Rußlands, unklar auch in ihrer Theorie, deutlich nur in ihrem Drang nach würdiger Tätigkeit. Wir sehen aber auch nicht die alte Welt, die vormärzliche Zeit des Gemüts und der sittenstrengen Häuslichkeit. Denn dieses dumpfe, dürftige Leben, das wir da zu sehen bekommen, ist ja nur eine Karikatur. Und bei genauer Betrachtung ist es gar nicht „das Neue“, was da typisch gegen „das Alte“ ankämpft, wie etwa in Turgenjeffs „Väter und Söhne“: ach nein, unbedeutende junge Leute fühlen sich unbehaglich bei unbedeutenden alten Leuten. Und drum herum sind etliche scharf gezeichnete Figuren, die dem Dichter und Sittenschilderer alle Ehre machen, wie z. B. der Vogelfänger und der philosophierende Vagabund, eine häufig bei Gorki wiederkehrende Gestalt, Spiegelbild des Dichters. Zu trotzigen Konflikten kann es da natürlich nicht kommen; nur zu Aussprachen, zu Verdrießlichkeiten, einmal auch zu einem matten Verzweiflungs-Versuch des liebeleer und tatlos hinwelkenden Mädchens. Wir bleiben in jeder Beziehung im Winkel. Der Dichter selbst — und er ist dennoch ein Dichter — steht im Winkel. Seine Philosophien täuschen uns nicht darüber hinweg. —

Etwas Dichterisches scheint auch in den beiden Rheinländern Walter Bloem und Joseph Lauff gelegentlich aufzusprühen. Der erstere kam im Königlichen Schauspielhause mit einem „Sommerspiel vom Rhein“ zur Geltung,

das unter dem flotten Titel „Schnapphähne“ allerlei Keckes vermuten ließ. Und es ist in der Tat ein Stückchen Poesie in dem fröhlichen Reimwerkchen; ich kann es nicht ganz als Kostümschwank abtun, wie etwa das in der Tat unechte Stück Schein-Renaissance von Koppel-Ellfeld und Schönthan. Der Grundakkord, das Leben und Hausen auf einer Raubritterburg am Rhein, ließe prächtig-wilde und humoristische, saftige, schäumende Modulationen zu. Aber schon das Motiv der Handlung: Ritterfräulein und Kaufmannsohn, die sich lieben, zwei Stände also, die sich bekriegen, ein bischen „bezähmte Widerspenstige“ dazu, etwas Hungerturm und etwas Maibowle — dies alles schon ist doch recht dünn und herkömmlich. Und so bleibt das Stück nur Fläche, trotz manches glücklichen und frischen Reimes, trotz der gesunden Fröhlichkeit, mit der dieser junge Deutsche unvergrübelt zugreift. Schade drum!

Ich kenne den viel angegriffenen Lauff nicht genügend, um ein Urteil über sein Gesamtschaffen mit einem Urteil über seinen „Heerohme“ zu verbinden. Plastischer als seine Hohenzollernstücke wirkt dies bürgerliche Drama in der Tat. Und eingetaucht in reiche Natursymbolik — man denke an Zolas breite Schilderung in „La faute de l'abbé Mouret“ — läßt sich ein peinlicher Stoff, wie er hier behandelt ist (Sündenfall eines jungen Priesters samt den sozialen und persönlichen Folgen) dichterisch ja wohl bewältigen. Hier aber ist doch zu viel theatralische Situation, theatralischer Effekt, theatralische Sprache; manchmal wirksamer und packender Art, das sei gern zugegeben, noch öfters aber psychologisch außerordentlich anfechtbar. Was, ein durchgebrannter Seminarist soll mit steif romanhaften Worten zu dem Mädchen ins Zimmer treten: „Hast Du mein Kommen nicht gefühlt?“ — soll nicht durch und durch von Erregung und Angst und Trotz durchbebt sein, statt dieser vom Zaun gebrochenen Schäferstunde? Steckt da nicht ein plumpes Zugeständnis an den modernen Geschmack, insbesondere der Richtung des Lessingtheaters? Spukt hier nicht Halbes psychologisch unmögliche und unreinliche „Jugend“? Müßte zur Gestaltung solchen Stoffes nicht eine starke Othello-Leidenschaft rhythmischer Art entfesselt werden, wenn der Stoff ästhetisch und ethisch wahrhaft erheben soll? Dieser junge, unreife Priester, sofort vom Seminar weg ein Mädchen verführend, ist — ein liederlicher Junge und ein dummer Junge. Auf Streiche dummer Jungen baut man aber keine Tragödien auf; ihre Unfälle und Missetaten samt Folgen sind zwar sehr bedauerlich, aber nicht tragisch. Tragisch kann nur der Bedeutende sein. Aber um Helden von reifem und stolzem Charakter zu schildern, muß man selber Held sein. Halbes Hänschen und Lauffs Wilm regen uns nicht auf. Und auch Wilms Schwiegervater, wuchtig dargestellt von Adolf Klein, eine Nachahmung von Hebbels Tischlermeister, ist denn doch, ebenso wie das ganze Stück, zu sehr novellistisch von außen, zu wenig dichterisch von innen her gestaltet und erlebt, um des Stückes Säule zu bilden. Auch die wirksamen Gegensätze: hie Kriegsstimmung von 1870 — hie Strenge der Kirche! sind nicht verinnerlicht genug, um diese wenig bedeutend geratenen Menschen auf die Höhe typischer Vorgänge zu heben und ihnen

gewissermaßen einen welthistorischen Hintergrund zu verschaffen. Nein, nein, auch wir, die wir hier auf der Seite der Kriegsstimmung stehen, müssen, noch schärfer als der Dekan, diesen Wilm vor der Brust packen und sagen: „Wilm, Du hast da einen dummen und liederlichen Streich getan! Wilm, Du konntest diesen Streich nur tun, weil Du überhaupt ein grüner und unbedeutender Bursch bist, trotz Deiner Reden! Wilm, Du gehörst darum überhaupt nicht auf die Bühne, nicht in den Mittelpunkt eines Stückes" — und Kritik und Dichter hätten sich von vornherein vollgewichtigen Dingen und Männern zuwenden können.

Sind wir hier immer noch einigermaßen unter Menschen, so führt uns Ludwig Fulda mit seinem neuesten Lustspiel „Kaltwasser" völlig in Mathematik, unter Schachfiguren und Sprechmaschinen und sucht uns zu „amüsieren", wie man so sagt. Es ist der abgegriffene Blumenthal'sche „Krasinski", der ewig verliebte Kapellmeister, der gefährliche Damenfreund und Ehestörer, der hier im Mittelpunkt des bühnenhaften Schwankes steht. Es ist Geist vom Geiste jener französischen comédie, die mit Esprit um die gefährdete Ehe herumspielt; aber alles viel witzloser und mit nicht gerade kostspieligen Schwank-, ja derben Possen-Motiven durchsetzt. Es ist das blutlose Blumenthal-Lindau'sche Situations-Lustspiel, für dessen Kapriolen es ja ganz gleichgültig ist, ob mögliche Menschen oder unmögliche Schachbrettfiguren durcheinander geschoben werden. Fulda hat einst den Schillerpreis erhalten. Man geht erstaunt durch die Straßen Berlins nach Hause, man geht noch erstaunter durch die Welt der deutschen Literatur: daß ein schillerpreisgekrönter Bühnendichter derlei veraltete Bühnenspäße verabreichen darf einem Volke, das Kultur hat, Kultur zu haben glaubt —! Wohl kommt mancher Dialog, mancher Scherz ganz bühnenwirksam heraus, das sei unbefangen zugegeben; aber Blut, Herz, Geist, Seele, Muskeln, kurz alles, was überhaupt zum Leben gehört, ist von vornherein in diesem Gefüge nicht vorhanden. Man kann solche literarisch unanfaßbare Stücke nicht schelten, nicht prügeln; man muß — was für den Verfasser weit schlimmer ist — achselzuckend daran vorübergehen und die Leute lachen lassen, gelegentlich sogar selber mitlachend, wie man etwa in unbedeutend müßigen Stunden vor den herkömmlichen Gestalten der „Fliegenden Blätter" zu lachen pflegt. Aber dieses Lachen hier ist außerdem ein unreines Lachen über Dinge, die man nicht belachen sollte. Und das ist das eigentlich verwerfliche an dieser sowieso schon minderwertigen Gattung von Theaterstücken.

Ganz bescheiden sei zum Schlusse eine vorerst noch zaghafte Bewegung erwähnt, die aber vielleicht — vielleicht! — zu weitreichenden Einflüssen bestimmt sein wird. Aus den ernsten Kreisen der Luther- und Gustav-Adolf-Festspiele zu Berlin scheint sich eine interkonfessionelle, weit gefaßte Gesellschaft zur Förderung der deutschen Volksschauspiele überhaupt entwickeln zu wollen. Näheres kann über diese stille und stetige Arbeit ernster Freunde einer gut gedeihenden deutschen Kultur und Kunst noch nicht gesagt werden; doch werden wir die betreffenden Vorgänge im Auge behalten. Wenn aus national und religiös gesinnten Geistern, auf breiter Grundlage einer großen Weltanschauung, mit

Achtung vor der Überlieferung, mit kühnem Blick in die moderne Welt, mit Stilgefühl und Gestaltungskunst — wenn, sage ich, aus solchen künstlerischen Naturen abseits von dem breiten, entweihten Marktgetriebe unsres jetzigen Theaterwesens ein würdiges Volksschauspiel, National-Schauspiel, Festspiel aufblühen könnte: wer weiß, von welch unbewachter Seite her unser ganzes Theater eine Reformation erleben könnte! Hier ist ein Punkt, wo die nationalen Elemente Berlins und des übrigen Reiches teilnehmend oder tätig mitreden und mithelfen müssen. Wir werden noch in unser Empfinden und Bewußtsein aufnehmen lernen, welch eine Kulturmacht das Theater sein kann, wenn es eine einheitliche Leitung in bedeutendem Geiste über das ganze Reich hin erhält. Doch das sind vorerst Träume, ebenso wie der jetzt wieder umgehende Traum von der zu gründenden „Deutschen Akademie". Aber Träume sind innere Gesichte, und Gesichte können Ereignisse werden.

Aus neuen Büchern.*)

Mangelnde Selbstzucht, mangelnde Intelligenz, mangelnde Geduld, mangelnde Würde — das sind die vier Eckteine, auf denen das Prügelsystem ruht.

* * *

Damals wie jetzt bestand ein Erziehungsmittel darin, daß die Kinder fröhlich sein und sich nicht zu fürchten brauchen sollten. Die Furcht ist das Unglück der Kindheit.

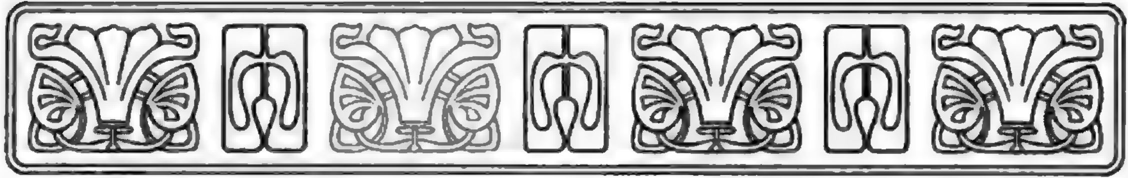
* * *

Eltern dürfen nie erwarten, daß ihre eigenen höchsten Ideale auch die der Kinder werden. Aber was die Eltern dadurch, daß sie groß und ganz ihren eigenen Idealen nachleben, vermögen, das ist, die Kinder zu Idealisten zu machen, obgleich sie dies oft zu ganz andrem Strande des Gedankens führen kann, als den, an dem die Eltern gelandet sind!

* * *

Die meisten Menschen sind schon in mittleren Jahren geistig fett oder mager geworden. Sie sind verhärtet oder vertrocknet und mit Recht sieht die Jugend sie mit kalten, unsympathischen Augen an. Denn die jungen Leute ahnen, daß es eine ewige Jugend gibt, die eine Seele als Siegespreis für die ganze innere Entwicklungsarbeit gewinnen kann. Aber sie spähen vergeblich nach dieser zweiten unvergänglichen Jugend bei ihren von weltlichen Nichtigkeiten und zeitlichen Wichtigkeiten ausgefüllten Eltern. Mit einem Seufzer schalten sie den „Alten" und die „Alte" aus ihren Erwartungen aus und gehen hinaus ins Leben, um dort ihre geistigen Eltern zu wählen.

*) Aus: Das Jahrhundert des Kindes, Studien von Ellen Key. Aus dem Schwedischen. Berlin. S. Fischers Verlag. 1902.



Das Opernwesen der Gegenwart.

Von

Leopold Schmidt.

Die Oper ist eine Kunstform, der sich von jeher das allgemeine Interesse besonders zugewendet hat. Man kann sogar sagen, daß erst die Erfindung der Monodie die Musik in gewissem Sinne populär gemacht hat. Und trotz des hohen Ansehens, das dieser Zweig der Tonkunst genoß, ist er doch sehr bald und eigentlich beständig Gegenstand spöttischer Angriffe gewesen von seiten derer, die es mit künstlerischen Dingen ernst meinten. Die Vorwürfe, die man erhob, richteten sich zunächst gegen die Textbücher. Bekannt ist das geflügelte Wort eines Franzosen: „was zu dumm ist, gesagt zu werden, das singt man". Die Literaten sahen und sehen noch immer vornehm auf die Tätigkeit des Librettisten herab. Außerdem warf man der Oper den Hang zu Pomp und äußerem Gepränge vor und schalt sie einen Vorwand, ein Mittel zu üppiger Sinnesfreude. Dramatisch wurde die Oper bis vor kurzem nicht recht ernst genommen. Das ist freilich seit Wagner anders geworden.

Einige der prinzipiellen Einwände, die man am häufigsten gegen die Oper als Kunstform glaubte geltend machen zu können, hat schon Wieland in seiner Abhandlung über das Singspiel entkräftet. Schlagend weist er nach, daß jede Kunst auf Konventionen beruht, die stillschweigend zwischen dem Produzierenden, beziehungsweise dem Reproduzierenden, und dem Genießenden eingegangen werden. Bei der Oper ist dies nur im höheren Grade der Fall als beim gesprochenen Drama. Gewiß, im gewöhnlichen Leben pflegen wir nicht zu singen; aber schon die gebundene Sprache entspricht nicht der Wirklichkeit, und wollte man auch noch so naturalistisch verfahren, so bleibt doch die Bühne immer ein unnatürlicher Raum mit drei Wänden. Und ähnlich verhält es sich — um nur beim Drama zu bleiben, — mit der notwendigen zeitlichen Verkürzung und andern Dingen.

Berechtigt waren also nur die Ausstellungen, die sich nicht gegen das Wesen der Oper überhaupt, sondern nur gegen ihre Erscheinungsform im einzelnen Falle richteten, sobald gegen den guten Geschmack, die Gesetze des Dramas und den gesunden Menschenverstand verstoßen wurde. Aus einer solchen Opposition gegen künstlerischen Verfall sind denn auch alle wirksamen Reformen

hervorgegangen, die eine ernste Richtung von Monteverdi und Gluck bis Richard Wagner unternommen hat. Betrachtet man nun das Opernwesen unsrer Tage, so muß ein sonderbarer Umstand stutzig machen. Allerdings wuchert auch jetzt noch, trotz aller Verbreitung reiferer Anschauungen, der alte Opernunsinn zuweilen munter fort, und manche Novität zeigt ein erstaunlich rückständiges Gepräge. Im ganzen jedoch wird das Schaffen von der Erkenntnis geregelt, daß in der Oper das dramatische Prinzip die oberste Geltung behalten muß. Nicht annähernd in gleichem Grade weist die Darstellungskunst unsrer Opern Fortschritte auf. Selbst die Aufführungen neudeutscher Werke stehen keineswegs im Einklang mit den Anforderungen, die wir sonst an die moderne Bühne stellen, höchstens daß vielleicht in Bayreuth die Schöpfungen Wagner's eine entsprechende Wiedergabe erfahren. Wenn also auch nicht das Genre selbst, so fordert doch die Art seiner Pflege nach wie vor berechtigten Widerspruch heraus, und viel bleibt noch auf diesem Gebiete zu wünschen.

Läßt es sich nicht leugnen, daß in diesem Punkte die Oper gegenüber dem rezitierenden Drama sehr zurückgeblieben ist, und zwar zu einer Zeit, in der das musikalische Theater mehr denn je im Vordergrund des Interesses steht, so darf man wohl fragen, wie das kommt? Liegt es im Wesen der Opernkunst selbst begründet? Zum Teil gewiß, schon darum, weil die ältern Werke nicht ganz von den Bedingungen ihrer Entstehungszeit losgelöst werden können. Wie wollte man zum Beispiel der älteren italienischen Oper zu Hülfe kommen, wie wollte man gewissen Szenen Meyerbeer's oder Lortzing's das Theatralische im schlimmen Sinne nehmen? Aber auch die Neueren haben damit zu rechnen, daß die Darstellung durch Gesang, die Verschmelzung des Orchesterapparates mit den Vorgängen auf der Bühne zu berücksichtigen sind.

Unser Operntheater wie es ist, leidet vor allem unter einer schroffen Zwiespältigkeit. Auf der einen Seite hat sich ein neuer Stil für die Wagner-Oper herangebildet — die freilich, wie gesagt, sehr verschieden und keineswegs überall im Sinne ihres Schöpfers kultiviert wird —, auf der andern Seite leistet die Interpretation der Klassiker, der Italiener und Franzosen, kurz der romanischen Oper, nicht einmal das durch die errungene Technik Mögliche. Die tollsten Dinge begegnen uns noch täglich. Lächerlichkeiten, Ungereimtheiten, traurigster Schlendrian machen sich an derselben Stelle breit, wo tagszuvor ein wirkliches Musikdrama über die Szene gegangen ist. Da ist es kein Wunder, daß ernstere und feiner empfindende Naturen auch heute noch von der Opernbühne einen so abstoßenden Eindruck empfangen.

Die überall herrschende Ungleichheit und Verwahrlosung schädigt nicht nur den ästhetischen Genuß des Publikums, sie schädigt auch den Darsteller. Wie sollen Gefühl für Stilreinheit und die nötige Unterordnung unter das Ganze sich einstellen, wo alle leitenden Grundsätze fehlen, wo das Meiste dem Zufall und dem persönlichen Ermessen des Einzelnen überlassen bleibt? Die Zukunft der Oper als dargestelltes Kunstwerk, und rückwirkend sogar in gewissem Grade die Zukunft

der Produktion, hängt nicht zum mindesten mit der überaus wichtigen Regiefrage zusammen. Das Bedürfnis nach einem Regisseur, der unsre berechtigten Ansprüche den gegebenen Möglichkeiten entsprechend zu befriedigen weiß, ist jetzt das dringendste und nachgerade unabweisbar geworden. Führende Persönlichkeiten, die sich von allen hergebrachten Vorurteilen freimachen und die Initiative zu einer neuen Inszenierungskunst der Oper ergreifen, die eine Generation von wirklichen Opernregisseuren erziehen, sind nötig, um die Opernbühne der Gegenwart aus allen Wirrsalen und aus trauriger Unnatur zu befreien.

Bedenkt man, wie wichtig für die Oper die Person des Regisseurs ist, und sieht dann, welchen Händen gewöhnlich dieses verantwortungsvolle Amt anvertraut wird, so kann man sich über den allgemeinen Rückstand nicht wundern. Im allgemeinen ist das szenische Arrangement musikalischer Werke den Direktoren in dem Grade gleichgültig, daß sie (und nicht nur in der Provinz) sie sogar einem mitwirkenden Sänger übertragen. Für gewöhnlich ist es der sogenannte Baßbuffo, dem man die nötige Fähigkeit zutraut, lediglich aus dem Grunde, weil er meist nicht so durchgreifend beschäftigt ist und eher die paar nötigen, stets sich gleichbleibenden Anordnungen treffen kann, nach denen dann mit einer oder zwei Proben eine Oper so gespielt wird, wie sie vor zehn, zwanzig oder fünfzig Jahren auch gespielt wurde. Im Schauspiel pflegt sich doch in solchem Zeitraum so manches zu ändern; hier ist man doch, wenigstens an den bedeutenderen Theatern, auch bemüht, eine besonders dazu befähigte, womöglich literarisches Ansehn genießende Persönlichkeit an die Spitze zu stellen. In der Oper aber ist man trotz aller Mißstände noch kaum irgendwo auf diesen naheliegenden Gedanken gekommen.

Und gerade in der Oper ist die Aufgabe des Regisseurs eine doppelt schwierige! Er hat nicht wie sein Kollege vom Schauspiel mit spezifisch dramatisch veranlagten Individuen zu tun. Wie häufig entscheidet nicht lediglich die Stimme für das Engagement eines Sängers! Dazu gesellt sich die in der Sache selbst liegende Schwierigkeit: die Bühnenbilder unter dem Zwange und in den Fesseln der Musik zu gestalten. Wie viel Erfindungskraft, wie viel musikalische Feinfühligkeit und zugleich Sachkenntnis gehören dazu! Ein guter Regisseur wird sich daher bei der Oper viel seltner finden als auf dem Gebiete des Schauspiels. Der Versuch, etwas Allgemeingültiges aufzustellen, wonach sich auch geringere Talente heranbilden könnten, ist noch nicht unternommen.

Wie es zu machen, daß die Oper wenigstens bis zu dem möglichen und aus ästhetischen Gründen wünschenswerten Grade von der Bühnenkonvention befreit werde, ist mithin eine noch offene Frage. Die Aussicht auf ihre Lösung erscheint um so mehr in weite Ferne gerückt, als das Problem einer sinngemäßen Inszenierung vorläufig nur an sehr wenigen Werken tatsächlich in Angriff genommen worden ist. Theoretische Erörterung wird hier gar keinen oder nur geringen Nutzen stiften; nur unablässige praktische Bemühungen können zum Ziele führen. Die Komponisten kommen einem solchen Streben schon lange entgegen;

sie sehnen sich ihrerseits nach einer freieren und würdigen Erscheinungsform ihrer Werke. Sie sind mit ihrem Schaffen auf diesem Wege voraufgegangen — Sache der Regie ist es, ihnen zu folgen.

Man kann sich leicht davon überführen, daß selbst in der Darstellung neudeutscher Opern noch lange nicht das Ideal erreicht ist; am unerträglichsten jedoch treten die herrschenden Mißstände in der Behandlung des älteren Repertoires hervor. Vorläufig zehren wir aber noch immer so reichlich von den Schätzen der Vergangenheit, daß die Sorge für die ältere Oper nicht etwa von der Hand zu weisen ist. Vielleicht heißt es gerade hier den Hebel ansetzen. Ist erst einmal mit gewissen Vorurteilen ein für allemal aufgeräumt, wird man leichter auf dem betretenen Wege fortschreiten, unbeschadet der Tatsache, daß die Natur jener Werke oft nur halbe Arbeit zulassen wird. Ein Beispiel hat Possart gegeben, als er in München seinen Mozart-Cyclus inszenierte. Wer dort etwa „Don Juan“ oder „Cosi fan tutte“ gesehen, wird sich über die leitende Idee wie über manche fein ersonnene Züge gefreut haben, auch wenn er nicht mit allem einverstanden sein konnte. Mit lästigen Überlieferungen war kühn gebrochen, das Ganze der Darstellung in natürlichen Fluß gebracht. Es war wenigstens ein Versuch; leider blieb er vereinzelt und hat bisher keine anderen im Gefolge gehabt. Andere Bühnen ahmten wohl die Neueinrichtung dieser Opern nach, aber aus den gegebenen Anregungen weiteren Nutzen zu ziehen, das fiel Niemandem ein. Die Festspiele des Wiesbadener Hoftheaters kommen hier nicht in Betracht, da die in ihnen zum Ausdruck gelangenden reformatorischen Bestrebungen zu einseitig auf die Vervollkommnung der äußeren Bühnenbilder gerichtet sind.

Wie sonst allenthalben mit älteren Opern verfahren wird, das ist ein trauriges Kapitel. Man hat sich so oft über den vorwagnerischen Standpunkt lustig gemacht. Aber steht es in mancher Beziehung nicht noch heut wie vor hundert Jahren? So singt, um nur das Krasseste zu erwähnen, nach wie vor der Sänger seine Arien ins Publikum und überläßt seine Mitspieler ihrem Schicksal, unbekümmert um den dramatischen Vorgang. Und das geschieht nicht etwa nur in dem vielverlästerten Italien; wir können es ebenso gut auf einer deutschen Bühne erleben, die sich vielleicht auf ihre fortschrittliche Richtung Wunder was zu gute tut. Freilich kommen, wie der Eingeweihte weiß, in diesem Punkte auch die Grenzen der Tragfähigkeit der menschlichen Stimme in Betracht. Ohnehin haben unsre Sänger gegen lärmende Orchester und schlechte Akustik der Häuser zu kämpfen, und da möchten sie nicht noch durch Seitwärtsstellung an Klangwirkung einbüßen. Aber darf das maßgebend sein in einem Zeitalter, das auf Wagner schwört und die Anschauungen dieses Meisters sich zu eigen zu machen vorgibt? Es folgt nur daraus, daß auch die Beschaffenheit unsrer Opernhäuser einen argen Übelstand bedeutet.

Die Rückständigkeit unsres Opernwesens zeigt sich ferner nicht weniger in der Behandlung der Massenszenen. Aufwand an Kräften und dekorativen Wirkungen

wird zwar an den größeren Theatern genug getrieben, aber die Hauptsache, die Herstellung intimerer Szenen, will noch nirgends gelingen. Es sei gestattet, zur näheren Erläuterung auf zwei Beispiele hinzuweisen, die jedem Theaterbesucher in schreckhafter Erinnerung sein werden. Da ist der erste Akt der vielgegebenen „Hugenotten", der uns das Gastmahl im Hause eines französischen Edelmanns vorführen soll. Was wir zu sehen bekommen, ist ein leerer, öder Prunksaal, eine Schaar von Gästen, die, in einem Halbkreis verteilt, stehend den Hausherrn Nevers erwarten und dann den Blick auf den Kapellmeister gerichtet ihre Chöre heruntersingen. Welch lohnende Aufgabe böte sich hier dem Regisseur, der es unternähme, uns eine bewegte Gesellschaftsszene vorzuführen, wie sie sich wirklich zugetragen haben könnte. Weder im Text noch in der Musik liegt ein Hinderungsgrund. Freilich müßte die innere Ausstattung des Saales die Szene lebenswahr gestalten helfen, und vor allem müßte mit der schablonenhaften Gewohnheit gebrochen werden, immer den ganzen Chor ungeteilt alles agieren und singen zu lassen. In Gruppen gesondert müßte er an der Handlung teilnehmen und je nach Bedürfnis mit seinen Sätzen sich an Nevers, Raoul oder Marcel wenden. Noch schlimmer steht es gewöhnlich um den zweiten Akt des „Schwarzen Domino", denn da sollen wir Zeuge eines intimen Soupers im Hause eines Pariser Junggesellen sein. Wenige Sänger, die zugleich gute Schauspieler sind, würden hier am Platze sein, während der übliche Männerchor mit seinen Unmanieren und eingelernten Bewegungen lächerlich und brutal wirkt.

Das sind nur zwei willkürlich herausgegriffene Beispiele aus dem älteren Repertoire. Wie viel ließe sich ferner in Volksszenen u. s. w. erreichen; selbst die Darstellungen feierlicher Zeremonien, das Steckenpferd der Opernregie, geraten meist so unwahr und stimmungslos, daß es not täte, mit der Tradition zu brechen. Und wem wäre nicht schon peinlich der Zwiespalt aufgefallen zwischen der Beethovenschen Musik und den Vorgängen auf der Bühne, wenn es am Schlusse des Fidelio gilt, die allgemeine Ergriffenheit zum Ausdruck zu bringen.

Nicht viel besser steht es im Grunde mit der modernen Oper. Was für merkwürdige Dinge erlebt man oft im Lohengrin, Tannhäuser, ja selbst im „Ring". Der Grund hierfür ist wohl darin zu sehen, daß jedes Werk, sobald es einmal populär geworden, allmählich dem traditionellen Schlendrian verfällt. Das kann sich erst ändern, wenn der Begriff von einer Opernvorstellung allgemein ein andrer geworden ist. Die Reform kann nur an einem Theater einsetzen, das weder Zeit noch Kräfte zu sparen braucht, und wo der Leiter der Vorstellung unbedingte Autorität genießt. Denn er muß von Grund aus aufbauen, muß jeden Einzelnen für seinen Plan gewinnen, auch in ihrem Fach berühmte Künstler nach neuen Anschauungen unterweisen können. Wer aber unsre Theaterverhältnisse kennt, weiß, daß „Autorität" dort ein leeres Wort ist; weder Kapellmeister noch Regisseure besitzen sie in genügendem Maße, und das ist oft die Wurzel des Übels. Ein Jeder macht, was ihm beliebt, und schließlich erlahmt auch die Kraft des Eifrigsten im täglichen Betriebe.

Ist also die Regiefrage vor der Hand auch die brennendste, so gibt es doch noch anderes, das unser Opernwesen niederdrückt. Wir haben das Wichtigste schon berührt: den Bau der Opernhäuser. Der Sänger kann nicht natürlich spielen, nicht wahrhaft dramatisch wirken, so lange er sich nicht auf der Bühne überall und mühelos verständlich machen kann. Das ist in unsern Bauten aber nur ausnahmsweise möglich. Für die Spieloper sind sie zu groß; in der großen Oper erweist sich ihre Akustik und die Beschaffenheit des Orchesterraums als ungünstig. Eine Teilung, wie sie tatsächlich schon vorgeschlagen worden, erscheint für die Dauer unerläßlich. Man wird amphitheatralisch angelegte Häuser mit verdecktem Orchester für die Werke großen Stiles brauchen; man wird die alte Oper und das leichtere Genre in intimen Räumen unterbringen müssen, um ihrer Reize wirklich froh werden zu können. Nicht minder endlich steht die Sitte alltäglicher Vorstellungen einer gründlichen Opernreform im Wege. Die Oper ist ein zu kompliziertes Gebilde, sie erfordert so viele und so unablässige Arbeit, daß sie sich niemals in den Alltagsbetrieb fügen wird, ohne an Würde zu verlieren.

Man sieht: die Schwierigkeiten, die einer Verjüngung des Opernwesens im Wege stehen, sind so gewichtiger Natur, daß nur sehr allmählich ein Umschwung der Verhältnisse zu erhoffen ist. Welch lohnende Aufgabe aber harrt dafür auch der Männer, die sich diesen Hindernissen gewachsen fühlen, zumal in einer Zeit, die wie die unsrige dem musikalischen Drama ein so ernstes und eifriges Interesse widmet. Hat die Oper selbst ihr Wesen von Grund aus geändert, wie sollte es nicht möglich sein, ihr auch die äußeren Existenzbedingungen, ganz diesem neuen Wesen entsprechend, zu schaffen! Bisher sind alle Versuche noch im Halben stecken geblieben. Bayreuth bietet wohl das leuchtende Vorbild einer Stätte, an der mit Sammlung und Konsequenz an der Verwirklichung der Ideale gearbeitet wird. So lange aber diese Arbeit nur einzelnen Werken, nur einem Meister gilt, ist das Problem der Zukunft nicht gelöst. Das Bedürfnis nach Erneuerung der Opernkunst wird mehr oder minder deutlich überall empfunden, und so wird die dahin zielende Bewegung auf die Dauer auch nicht aufzuhalten sein. Hat sie ihr Ziel einmal erreicht, dann nimmt auch die Pflege der dramatischen Musik unter den theatralischen Künsten wieder die ihr gebührende Stellung ein.

Die Zeit ruft nach „Persönlichkeiten", aber sie wird vergebens rufen, bis wir die Kinder als Persönlichkeiten leben lassen; ihnen gestatten eigene Gedanken zu denken, sich eigene Kenntnisse zu erarbeiten, sich eigene Urteile zu bilden; bis wir mit einem Worte aufhören, in den Schulen die Rohstoffe der Persönlichkeiten zu ersticken, denen wir dann vergebens im Leben zu begegnen hoffen.

Aus: Das Jahrhundert des Kindes, Studien von Ellen Key. Aus dem Schwedischen. Verlag S. Fischer. Berlin 1902.

Bücherschau.

Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. Einundzwanzigste Auflage. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Richard Friedrich, Prof. Dr. Ernst Lehmann, Prof. Franz Moldenhauer und Prof. Dr. Ernst Schwabe vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. **Alfred Baldamus.** Zweiter Band: Mittelalter. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1902. 8°; XX, 786 S. und 15 Stammtafeln. Preis: M. 6.—.

Der Anerkennung, die Georg Webers weltgeschichtliche Bücher im 19. Jahrhundert gefunden haben, heute noch etwas hinzufügen zu wollen, hieße Kurfürstenstandbilder in Berlin setzen; hat ihm doch die Dankbarkeit eines Heidelbergers (Weber hat 1839—72 in Heidelberg als Lehrer gewirkt), des Nordpolfahrers Emil Bessels, durch Bezeichnung eines Vorgebirges mit dem Namen „Kap Weber" ein unvergängliches Denkmal sogar im nördlichen Eismeer gesetzt. Solche Empfindungen mögen auch den Herausgeber der 21. Auflage des beliebten Weber'schen Lehrbuches, das seit 1846 in vielen Tausenden von Abzügen und in zahlreichen Übersetzungen in die ganze gebildete, sogar die romanisch-katholische Welt gegangen ist und seine Mitarbeiter zur Zusage bestimmt haben, als vor 12 Jahren der Antrag einer Neubearbeitung gestellt ward. Denn leicht ist es wahrhaftig nicht, die Früchte heißen Abmühens, das Ergebnis von Arbeiten, die sich über mehr denn ein Jahrzehnt erstrecken, schließlich unter einen fremden Namen zu stellen und einer Entsagung zu huldigen, die unter Männern der Wissenschaft, in Deutschland wenigstens, allerdings nicht selten anzutreffen ist. Der Lohn wird nicht ausbleiben: über den inneren, sittlichen Gewinn ist ja gar nicht zu reden; aber auch der äußere Erfolg wird dem beobachteten Verfahren Recht geben: ein „Weber" geht natürlich ohne weiteres, während sich ein „Baldamus-Friedrich-Lehmann-Moldenhauer-Schwabe" den ihm gebührenden Platz nur mühsam hinter und neben den andern, ähnlich gerichteten Vierbändern hätte erringen können. Daß unter diesen Umständen über die Anlage des Werkes nach der alten Methode (Einteilung des Stoffes in Altertum, Mittelalter, Neuzeit und Neueste Zeit) nicht zu rechten ist, brauche ich nicht weitläufig auseinanderzusetzen. Aus den 2 Bänden des bisherigen Lehrbuches sind vier Bände eines „Lehr- und Handbuches" geworden, das in manchen Einzelheiten: in der breiteren Berücksichtigung des Kulturgeschichtlichen, in der Ausdehnung der Darstellung auf die bisher vernachlässigten außereuropäischen Gebiete (worüber ich natürlich eine besonders lebhafte, weil berechtigte Genugtuung empfinde) und in der mit sichtlicher Liebe durchgeführten Durchsichtigkeit der Anordnung und sorgfältigen Etikettierung der Abschnitte einen neuen, dem heutigen Stande der Geschichtsforschung entsprechenden Eindruck macht. Vorderhand ist der 2. Band erschienen, der vom zeichnenden Herausgeber selbst überarbeitet worden ist, mit der Einschränkung, daß die Abschnitte über Literatur (43 §§) von Rich. Friedrich, dem Rektor des Gymnasiums zu Bautzen, die über Kunst (12 §§) von Ernst Lehmann stammen, dem ersten Oberlehrer am König-Albert-Gymnasium zu Leipzig, einem der feinsinnigsten und kunstverständigsten Männer, denen ich im Leben zu begegnen das Glück gehabt habe. Bd. I, überarbeitet von dem Oberlehrer an der Fürsten- und Landesschule zu

Meißen, Ernst Schwabe, der seit einiger Zeit F. W. Putzgers „Historischen Schulatlas“ gemeinsam mit Baldamus in immer wieder neuer Gestalt herausgiebt, soll noch in diesem Herbste, Bd. III (überarbeitet von Baldamus) und Bd. IV (überarbeitet von Franz Moldenhauer in Köln, bekannt durch seine mit Geheimrat Oskar Jäger zusammengestellte „Auswahl wichtiger Aktenstücke zur Geschichte des 19. Jahrhunderts“, 1893) im Laufe des Jahres 1903 ausgegeben werden. Ich werde mich freuen, auch diesen Teilen zu ihrer Zeit eine kurze Anzeige zu widmen, die den brauchbaren Grundsatz: möglichst viel gesichertes Wissen auf möglichst engem Raum und doch leidlich lesbar, sicherlich ebenso treu befolgen werden, wie der ersterschienene. — Über Einzelnes mich auszulassen, ist hier nicht der Platz. Nur eins möchte ich tadeln, die Schreibung des römischen Statthalters Bonifatius mit c (S. 60), während auf S. 139 der Missionar richtig geschrieben ist. Ich erwähne den an sich unwesentlichen Fehler deshalb, weil er mir Gelegenheit gibt, mich gegen die Gepflogenheit des sonst so vortrefflichen „Orthographischen Wörterbuches“ von Konr. Duden (7. Aufl. 1902) zu wenden, die Schreibweise fremder Eigennamen (z. B. Kannae) einfach vom grünen Tisch aus festzulegen. Gegen Geschmacklosigkeiten wie Akkombement, Kargadeur will ich gar nichts einwenden: habeant sibi; aber daß man trotz besseren Wissens (wie die Anmerkung auf S. 51 des neuesten „Duden“ deutlich beweist, eine falsche Übung, die doch nur gewaltsam mit „Sündflut“ oder „Maulwurf“ auf eine Stufe gestellt werden kann, künstlich konserviert, geht denn doch zu weit. Hoffentlich hat sich der Herausgeber in dem einen Falle nicht dadurch verleiten lassen, das irrtümliche c wieder herzustellen.

Leipzig. Helmolt.

Arbeiten und nicht verzweifeln. Bd. I. **Thomas Carlyle.** Auszüge aus seinen Werken. Deutsch von Maria Kühn & A. Kretzschmar. K. R. Langewiesche Verlag. Düsseldorf. Preis geb. M. 3.—.

Thomas Carlyle, Englands ethischer Reformator und Prophet, ist uns kein schattenhafter Name mehr, sondern ein vertrauter Weggenosse, wenigstens allen denen die es mit einer festen Begründung ihres geistigen Seins ernst meinen. Schon der alternde Goethe war sich dem jungen Carlyle gegenüber bewußt, daß ihm in diesem begeisterten Schotten eine Persönlichkeit entgegenstrebte, die, auf originalem Grunde ruhend, eine große Entwicklung versprach. An Goethes Briefwechsel mit dem damals noch innerlich von Seelenzerrissenheit und äußerlich von bitterer Erwerbsnot Bedrängten knüpfte sich für uns am natürlichsten eine eingehendere Bekanntschaft mit Carlyle an. Einsam unter mancherlei Entbehrungen auf einer entlegenen Bauernwirtschaft im Süden Schottlands, nur von seinem starken Idealglauben aufrecht gehalten, hat Carlyle in sich seinen Lebensgrund gefunden. Mit einem Büchlein über Schiller in englischer Sprache trat er zuerst hervor. Goethe erachtete es eigener Übersetzung für würdig und führte es mit empfehlenden Worten ein. Dann wies Carlyle in einer Reihe begeisterter Aufsätze auf Goethe selber hin und übersetzte nach vorbereitenden Studien (1824) dessen „Wilhelm Meister“. Zwischendurch beschäftigten ihn Abhandlungen über die Romantiker.

Populäre Büchersammlungen (Meyer, Hendel, Reclam), die sich fortgesetzt Verdienste erwerben um die Verbreitung der besten Geistesgaben aller Völker, haben auch Carlyles meistgelesene Schriften in durchweg ausreichender Übersetzung herausgegeben; indessen die geistigen Schätze dieses originellen Geistes wollen unter hingebender Mühe in vollem Umfange gehoben sein, was ohnedies zum Verständnis seines eigenartigen Wesens und Werdeganges notwendig erscheint. Nicht nur um ein Kennenlernen, sondern auch um ein Verstehenwollen, um ein Aufnehmen von Carlyles durchleuchtender Kraft in unsere Erdentage handelt es sich. Der gedanken-

schwere Schotte hat mit Vorliebe Goethe „als seinen nächsten Nachbar" bezeichnet; diesen Anspruch zu verstehen, erfordert es das Studium von Carlyles Lebenswerken. — Wer es unternimmt, uns aus Carlyles Reichtümern eine vielgestaltige Probe darzubieten, verdient unsere Aufmerksamkeit. So ist auch die Herausgabe des vorliegenden Büchleins kein müßiges Beginnen, besonders in Betracht der trefflichen Übersetzung. Es bietet dem Leser in reichhaltiger Knappheit kleine, geschickt ausgewählte Abschnitte aus dem Schaffen dieses einzigen Mannes, um uns auch zum Genuß der gesamten Werke des Denkers anzuregen.

Carlyle hätte mit einer Theorie von Herrenmoral und Übermenschentum wenig anzufangen gewußt, wohl aber wußte er von einer erziehenden Kraft derjenigen, die das Leben durch Arbeit zum Vollwert erhoben, die mittelst erziehender Kraft sich selber zu Helden der Menschheit erhoben. Tapferkeit ist die Seele seiner Weltanschauung, aus ihr strömt sein starkes idealistisches Hoffen auf eine stete Fortentwicklung der Geschlechter. Wie Schiller hat auch ihn sein leiderfülltes Leben nicht zu äußerer Glücksschätzung zu stimmen vermocht. „Kein Mensch hat Recht, ein Rezept fürs Glück zu verlangen, er kann ohne Glück fertig werden." Der Einzelne hat vielmehr die Pflicht, statt abgelegener Sonderinteressen, mit denen der Mehrheit nicht gedient ist, die Eingliederung seiner in die Gesamtheit des menschlichen Organismus mit aller Energie anzustreben und dazu soll er — soweit seine Kräfte reichen — dankbar die vorhandene Bildungsfülle nutzen, die eine Entwicklung von Jahrtausenden aufgespeichert, nur so gewinnt der Einzelne Verständnis für das, was Vergangenheit und Gegenwart bewegt hat.

Nur der durch die „Heiligkeit des Leids" im höheren Sinne Geläuterte wird der Gesellschaft sein Scherflein darzubringen imstande sein, wodurch er erst ein Bürgerrecht und die Macht für die Gesamtheit vollwertig zu wirken auf dieser Erde gewinnt. Alles Gewordene hat seine Gestaltung im Kampf gewonnen, im Kampf in und außer uns. „Das Leben ist ein Kampf, sofern es überhaupt etwas ist." Überall daher, wo es darauf ankommt, sich wider Lebensunbilden zu waffnen mit geistigem und körperlichem Rüstzeug, gilt für jedermann die Mahnung tua res agitur. Was aber dem Einzelnen, widerfährt in gleicher Weise ganzen Völkern. Das Volk, das nicht Lebens- und Entwicklungsfähigkeit stark erhält, wird unterjocht von dem energischen Betätigungstrieb gesunder Völker und die Eigenart des Überwundenen wird allmählich verschwinden. So lehrt uns Carlyle den Werdegang der Geschichte. Carlyles Philosophie ist der Schopenhauers entgegen positiv. Sie postuliert die Überwindung des persönlichen Leids, das für ihn von sekundärer Bedeutung, sich nicht ins Weltschmerzliche auswachsen darf und trachtet nach innerer Freiheit, diese aber wurzelt in der Gebundenheit einer Unterordnung unter das geistige Prinzip eines einheitlichen Weltgeistes. So führt die Leidüberwindung bei Carlyle zu einer intensiven Erhöhung des irdischen Seins, nicht, wie bei Schopenhauer zur quietistischen Verneinung des Willens zum Leben als letztzuerstrebendes Ziel. Das Leid wird und soll Mittel zur Erzeugung menschlicher Größe sein. Trüber Zweifel daran vernichtet systematisch alle Lebenslust. Carlyle hatte einen tiefen Blick für das historisch Gewordene im Wandel der Zeiten. Ihm that sich in der Entwicklung der Gesamtheit das Geheimnis einer höheren Macht, „eine Verkörperung des Unendlichen" symbolisch kund, dem aber kleinlich nachspüren zu wollen seiner vor allem zu tiefster Ehrfurcht geneigten Natur Torheit schien. Hippolyte Taine gleich empfand Carlyle, daß große menschliche Leidenschaften es sind, die der Menschheit innere und äußere Wandlungen mächtig emportreiben. Er besaß ein nachspürendes Empfindungsvermögen für das Wesentliche in den Entwicklungsphasen der Vergangenheit. Wie Goethe hatte er darum nicht Sinn für starre Dogmengläubigkeit, von der er sich selber schwer ringend losgemacht.

Der Glaube soll aller Tätigkeit zum Leben verhelfen. „Der Mensch arbeitet für und in dem Jenseits; wenn er nur das Diesseits um Rat frägt, dann kann er ebenso gut das Geschäft ungethan beiseite lassen.“ So in Past and Present. Es stünde der Gegenwart wohl an, den übertriebenen „Ichkultus“ durch Kräftigung der historischen Wertungsweise ein wenig herabzumindern. In dieser Richtung läßt sich von Carlyle lernen, der nur zu wohl wußte, wie schwierig die Überwindung des „dunklen Punktes“ im verstiegenen Ichgefühl notgedrungen ausfallen muß. Religion ist Carlyle das innere Erleben aus tätigem Liebes- und Arbeitsschaffen heraus. Es gibt für ihn eine Wirklichkeit, die erhabener und wahrhaftiger ist denn die nur relative Realität irdischer Dinge. In der Religion — wie in allem Idealen — mag es scheinbar die engste Verknüpfung mit der sinnlichen Erscheinung haben — findet diese erhabene Wirklichkeit ihren symbolischen Ausdruck. „Prüfe dich ernsthaft, was Du zu glauben vermagst; das erfasse dann mit ganzer Seele.“ Nichts gibt einem Leben mehr Unaufrichtigkeit, als schwankende Halbheit, durch unmögliche Glaubenszumutungen hervorgerufen. Den letzten Dingen gegenüber aber ziemt sich frommes Bescheiden; aus spekulativer Systemkonstruktion erwächst kein Frieden. Wir tappen mit „halber Besinnung im Labyrinth unseres Lebenswandels und im Dunkel unserer Forschungen umher“. Wer verkennt Goethes Anschauungsweise in Äußerungen wie: „Das Ewige ist kein auf einen Raum beschränktes Bild.“ Carlyle ist ein unendlich Reicher, auch wer mit ihm als seinem Meister irrt, hat doch auf unerschütterlichem Grunde sich niedergelassen. H. v. Blomberg.

Peez, Dr. Alexander von. Erlebt und erwandert. III. Blicke auf die Entstehung der Ostmark und Karl der Große als Neubegründer des deutschen Volkstums. Wien 1902. Karl Konegen. Preis M. 3.—.

Herr Dr. v. Peez, der unermüdliche Streiter für einen wirtschaftlichen Bund in Mitteleuropa, sagt in seinem inhaltsreichen und sehr lesenswerten Buche „Zur neuesten Handelspolitik“ [1]: „Unter diesen Umständen tritt die Notwendigkeit engerer Beziehungen zwischen den Mächten des Dreibundes stark in den Vordergrund. Diese Mächte haben weit mehr Gemeinsames, als die einseitige Schwärmerei des Nationalismus begreift und — zugeben mag ....

Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien waren fast ihrer ganzen Ausdehnung nach längere oder kürzere Zeit hindurch Teile des großen alten römischen Reiches deutscher Nation. So verschiedenartig in Abstammung und Sprache, so lose geknüpft nun auch dies Reich war, so wenig dasselbe u. s. w., so hatte sich doch in tausendjährigem Zusammenleben in Kirche und Staat, in Krieg und Frieden, in Handel und Verkehr in diesen Ländern manche Gemeinsamkeit herausgebildet. Das Verhältnis dieser Länder zur Religion und Kirche, ihr Familienrecht und ihr bürgerliches Recht überhaupt, die Verteilung des Grundeigentums, der Adel, die Gemeindeordnungen, das Städtewesen, das Gewerbewesen, die Schwur- und Schöffengerichte, die freien Universitäten — das alles ruht auf alten gemeinsamen Grundmauern.“

Neben diesen Grundmauern will Herr P. in „Erlebt und erwandert“ eine neue Grundmauer nachweisen, gleichsam die Grundmauer aller Grundmauern: den gemeinsamen Stammvater und die gleichzeitige Geburt aller geordneten, zur Zeit aber schlecht geeinigten Volksgemeinschaften von Berlin über Wien bis nahe an Belgrad, von Paris über Aachen bis Wien und weiter.

Der gemeinsame historische Stammvater (auch Gode) sei Karl der Große und die Zeit der Geburt sein Zeitalter.

---

[1]) Dr. A. Peez, Zur neuesten Handelspolitik. Sieben Abhandlungen. Wien 1895.

Es ist interessant, der Darstellung zu folgen und zu sehen, wie Franken, Friesen und Sachsen durch Karl, wie auf Radien von einem Mittelpunkte aus, vom Rhein über die Elbe und an der Donau entlang geschickt werden, damit sie sich besonders da ansiedeln, wo für die Ostvölker, Slaven und Turanier, ein Einfallstor nach den bebauten Ländern der Westvölker sich öffnete, wie die Ortsnamen dartun. Damit will der Verfasser beweisen, daß das Gebiet, in dem die oben genannten Städte die festen Stützen geographisch gegebener Teile sind, durch die Stammesgenossen Karls des Großen nicht nur staatlich geordnet, sondern auch national, d. h. deutsch verbunden seien.

Herr Dr. v. P. stellt diese Tätigkeit Karls und seiner Völker ganz richtig in den Gegensatz zur Völkerwanderung, besonders der Westwanderung der Turanier „.... ja der große Kaiser zeigt sich dann mit Wahrscheinlichkeit als der starke Leiter und Führer, welcher wieder gut zu machen suchte, was die sogen. Völkerwanderung in betreff Deutschlands verschuldete; er stellt .... die natürlichen Grenzen Deutschlands wieder her, drängt die Slaven, Avaren und Dänen zurück .... und tritt als der Neubegründer des deutschen Volkes hervor."

Ja — Karl ist eigentlich mehr geworden, nämlich ein Retter der Kultur. Allerdings hatte sein Großvater Karl Martell die Araber aus Frankreich nach Spanien zurückgeworfen, allein das ist mehr eine Einzeltat gewesen, dagegen hat Karl der Große System in das Völkergewimmel gebracht, dessen Herrscher er nach und nach in einer vierzigjährigen Regierung geworden ist. Wenn Chlodwig mit seinen Franken die Völkerwanderung zum Stehen gebracht hat, so hat Karl der Große die Ostwanderung der Kultur in feste Bahnen gelenkt.*)

Wenngleich Herr v. P. sagt: „Darauf (d. h. ob nicht auch schon ältere Vorgänger Karls in die Verteilung der Bevölkerung eingriffen oder ob von den Ottonen und Saliern gewisse Ansiedelungen bewirkt wurden) kommt es auch bei unserer Untersuchung, die weniger auf Sicherstellung geschichtlicher Daten, als auf Völkerkunde zielt, nicht an," so möchte ich dazu sagen, daß die Ergebnisse seiner Untersuchung, soweit sie Karl den Großen betrifft, durch andere Forscher sicher gestellt werden, z. B. durch Prof. Rübel auf dem Anthropologenkongreß dieses Jahres zu Dortmund in einem Vortrage über fränkische Reichshöfe, Reichsdörfer, Burgen und Grenzwehren im Eroberungsgebiete. Ich würde gern aus diesem Vortrage einiges zur Unterstützung von „Erlebt und erwandert" hersetzen, besonders über das Königsland, regnum, von dem Österreich den Namen erhalten hat, wie Rübel sagt, wenn der Raum es gestattete.

Ich schließe mit denselben Worten, mit denen Herr P. schließt: „In gewissen Zeiten erinnern sich die Völker ihrer Ursprünge. Man hat die Völker Europas zu scharen versucht auf Grund der Bekenntnisse und der Sprachverwandschaft; der Gedanke liegt nicht so ferne, daß einmal das fränkische Blut erwacht und die Grundlage werde zu einem mitteleuropäischen Bunde, welchen ohnedem die wirtschaftlichen Lebensinteressen längst gefördert hätten."

Doch — ob die Völker ohne Katastrophe in ihrer Wirtschaft klug werden, das ist fraglich. Dr. Ritter.

Der Untergang der Erde und die kosmischen Katastrophen, Betrachtungen über die zukünftigen Schicksale unsrer Erdenwelt. Von Dr. **Wilhelm Meyer.** Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Preis geb. M. 7.50.

Das Erscheinen dieses Werkes ist wohl als äußerst zeitgemäß zu begrüßen; mancher, der solchen Gelehrtenfragen gleichgiltig gegenüber stand, ist durch die ge-

*) Ritter, Das Deutsche Reich als Staat. Dessau 1891. Weltzug der Kultur. Berlin. Kritikverlag.

waltigen Eruptionen des Mt. Pelé und seiner Nachbarvulkane, die eine ganze Inselwelt mit Untergang bedrohen, aufgerüttelt worden und wird geneigt sein zu hören, was ein Mann wie Dr. W. Meyer, gleich tüchtig als Astronom wie als Physiker über Zukunft und Ende unsrer Erde zu sagen weiß.

Im 1. Kapitel versucht Meyer dem Tode seine Schrecknisse zu nehmen, ihn als Schöpfer des Lebens hinzustellen und als unumgänglich nötig zur Erreichung höherer Formen und besser entwickelter Wesen. Es folgen Betrachtungen über unser Planetensystem; auf unsrem Mond hält M. eine spärliche, unter der Hitze des Mondtages (14 Erdentage) wieder verschwindenden Vegetation für möglich, als letztes schwaches Lebenszeichen einer hingeschiedenen Welt. Jedem Planet wird sein Horoskop gestellt. Die Kanäle des Mars werden in der üblichen Weise als Bauwerke hochintelligenter Wesen erklärt, zu deren Ausführung der alternde Mars seine Bewohner gezwungen habe. Eine wesentlich abweichende Erklärung gab vor kurzem der bekannte Meteorolog Hann, derzufolge der Mars sich noch in einem Zeitalter befinden würde, das unsrer Steinkohlenformation entspräche. Im Kapitel Sintfluten und Erdbeben wird kosmischen Ereignissen ein großer Einfluß auf unsre meteorologischen Vorgänge eingeräumt.

In einem recht verwunderlichen Irrtum befindet sich der Autor, wenn er annimmt, daß noch große Teile der Sahara unter dem Meeresspiegel lägen und daß es nur eines Durchstichs des Küstenstreifens bedürfe, um diese unter Wasser zu setzen und damit eine Klimaänderung zu erzielen. Seit Lenz' Reise 1881 wissen wir, daß auch die westliche Sahara, wohin sich diese Depressionshypothese geflüchtet hatte, nirgends unter 120 m über dem Meeresspiegel sinkt. Im Gebiete der Schotts liegt der größte el Djerid auch noch 20 m über dem Meere und nur die westlichen stellen eine Depression von der ungefähren Größe des Königreichs Sachsen dar.

Es ist hier nicht der Raum, um dem Verfasser in seinen weiteren Ausführungen, die oft von großer Anschaulichkeit sind und packende Schilderungen enthalten, eingehend zu folgen. Es werden die Komete, die Meteorite und andere Himmelskörper auf ihre Gefährlichkeit für unsre Erde hin untersucht. Die Frage, ob Leben auf den andern Himmelskörpern, wird aufgeworfen und im bejahenden Sinne beantwortet. Schließlich kommen wir zu dem Schlusse, daß auch die größten Himmelskörper denselben Gesetzen wie unsre kleinen irdischen Lebewesen unterliegen, daß es keinen Stillstand gibt und auf die Zeit der Entwicklung die des Verfalls, wenn auch in für unser Vermögen undenkbaren Zeiträumen, folgt. Der Verfall kann durch allmähliche Erkaltung und Erstarrung eintreten, kann aber auch durch Katastrophen, Zusammenstoß zweier Weltkörper, wie wir sie kürzlich im Sternenbild des Perseus erlebten, beschleunigt werden. Aber auch dann werden die Keime zu neuem Leben gerettet und wenn ein ganzes Weltsystem ausgelebt hat, so feiert es immer wieder seine Auferstehung in einer größeren Gemeinschaft. Das mag für das einzelne Individuum ein magerer Trost sein, immerhin weiß der Verfasser das Ganze so versöhnend ausklingen zu lassen und neben vielem Hypothetischen so viel Wahres aus allen Disziplinen der Naturwissenschaften beizubringen, daß die Lektüre des Buches warm empfohlen werden kann. Paul Krauß.

Vom goldnen Überfluss. Eine Auswahl aus neueren deutschen Dichtern für Schule und Haus im Auftrage und unter Mitwirkung der literarischen Kommission der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung herausgegeben von Dr. **J. Loewenberg.** R. Voigtländer's Verlag in Leipzig. 272 S. Preis geb. M. 1.60.

Eine neue Mustersammlung deutscher Gedichte! Die Vorreden solcher Sammlungen pflegen uns ihre Berechtigung zu erklären. Hier geschieht es mit der sehr

richtigen Begründung, daß eine Sammlung von der anderen abzuschreiben pflegt, und daß sich so eine Menge Gedichte, darunter solche zweifelhaften Wertes wie eine ewige Krankheit forterben. In der Tat, es war Zeit, einmal auch die neueren Dichter zu Wort kommen zu lassen, wenigstens in einer Sammlung, die für das deutsche Haus bestimmt ist. Denn wenn der Herausgeber als eine fast unglaubliche Tatsache erwähnt, daß ein Mädchenschuldirektor in seine Sammlung, die Einführung in die neuere Lyrik und Epik sich betitelt, keine Gedichte von Mörike, Hebbel, Storm, Keller, C. F. Meyer u. s. w. aufgenommen habe, so hat der betreffende Mädchenschuldirektor offenbar die Fassungskraft der Jugend anders eingeschätzt als der Herausgeber dieses Buches und die Hamburger Vereinigung mit dem langen Namen. Unseres Erachtens sind zwei Drittel der vorliegenden Sammlung für die Jugend zu schwer, teilweise auch zu schwer verständlich, was nicht ausschließt, daß die meisten hier mitgeteilten Gedichte ganz vortrefflich sind, daß an dichterischem Gehalt diese Sammlung hoch über vielen anderen steht. Eine Binsenwahrheit trägt der Herausgeber vor, wenn er sagt: „Der Wert eines Gedichtes darf nicht nach Nebenzwecken, seien es nun moralische, religiöse oder patriotische, beurteilt werden.“ Er ist allerdings so gnädig, zuzugeben, daß auch ein religiöses oder patriotisches Gedicht den höchsten Wert haben kann! Aber die Herausgeber von Anthologien verfolgen eben häufig nicht bloß ästhetische Zwecke, wie die Hamburger Lehrervereinigung, sondern auch andere. Diese Vereinigung schaltet bekanntlich grundsätzlich alles religiöse und patriotische aus der künstlerischen Jugendbildung aus, und wenn dem Herausgeber doch einiges derart hineingeschlüpft ist, so handelt er eigentlich gegen seine Grundsätze. Anderseits beweist seine Auswahl, daß er an dem Grundsatze der Vereinigung festhält, wonach man der Jugend keinerlei eigens für sie gedichtete Dichtungen in die Hände geben, auch nichts für sie zurechtmachen dürfe, sondern ihr nur Dichtungen bieten solle, die um ihrer selbst willen gedichtet worden sind. Vielleicht machen nur einige seiner eigenen, hier aufgenommenen Gedichte eine Ausnahme, denn diese sind offenbar eigens für die Jugend gedichtet; auch bei einigen anderen, hier wiedergegebenen scheint das der Fall zu sein. Anstoß daran wird man natürlich nur nehmen, wenn man sich in die Grundsätze der Hamburger Lehrervereinigung verrannt hat. Andere vernünftige Leute fragen danach nicht, sondern haben nur die drei Gesichtspunkte: ist ein Gedicht ästhetisch wertvoll, ist es für die Jugend inhaltlich passend und für sie verständlich? Das erste und zweite trifft so ziemlich bei allen Gedichten dieser Sammlung zu, und das ist sehr anerkennenswert; das dritte, wie schon gesagt, nur teilweise. So gleich bei den ohnedies nicht übermäßig klaren Gedichten von Annette v. Droste-Hülshoff.

Und damit sind wir bei der Auswahl der Dichter und ihren Dichtungen angekommen. Es sind im ganzen nur 32 Dichter vertreten. Selbstverständlich wird man mit jedem Herausgeber einer solchen Sammlung darüber rechten können, warum gerade bloß die von ihm Erwählten? Aber irgend eine Beschränkung muß sein, ein anderer Herausgeber kann ja mit Leichtigkeit aus 32 andern Dichtern eine eben so gute Sammlung auswählen. Doch hätte sich durch Beschränkung der den einzelnen Dichtern zugeteilten Gedichte leicht eine Vermehrung der Dichter selbst erreichen lassen. Dadurch wäre dem deutschen Hause doch etwas mehr von dem wirklich goldenen Überfluß der Dichtung der letzten vierzig Jahre zugänglich geworden. Dichter und Verleger pflegen überdies nicht gerade besonders erbaut zu sein, wenn eine Anthologie alles Gute eines Dichters oder doch das Beste in größerer Menge bringt; dann kauft ja kein Mensch mehr die Dichter selber! Es fehlt wirklich mancher Dichternamen, den man ungern vermissen wird, und anderseits würde man nichts vermissen, wenn einige der minder bedeutenden Lyriker, wie der Herausgeber selbst, aber auch Hamerling, M. G. Conrad, F. Ewers fehlen würden. Doch wir wollen nicht im bekannten

Ton anfangen: Wo bleiben die und die? sondern dankbar sein für diese Gabe, die hierdurch dem deutschen Hause geboten wird. Und wenn die Hamburger Lehrervereinigung ihre Jugend so erzieht, daß sie mehr an dieser Sammlung als an den Brettl-Liedern Gefallen findet, dann verdient sie einen Gotteslohn.

Wimpfen. Richard Weitbrecht.

Dreiunddreissig Jahre in Ostasien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten von **M. v. Brandt.** Leipzig, Georg Wigand. 1901. 3 Bände. Preis M. 19.50.

Es ist ein eigen Ding um „Erinnerungen eines Diplomaten", die schon zu dessen Lebzeiten erscheinen. Natürlicherweise erwartet man von einem Manne, der auf hoher Warte gestanden, etwas anderes, als von einem Herrn N. N., dem nicht die Möglichkeit gegeben war, bis zu einem gewissen Grade an der Entwicklung der Dinge persönlich mitzuwirken. Nun ist aber der noch lebende Diplomat, auch wenn er a. D. ist, durch persönliche und sachliche Gründe in vielen Punkten — und nicht gerade den uninteressantesten — gezwungen, eine gewisse Reserve einzuhalten, und dieser Umstand ist auch bei Beurteilung des Brandt'schen Buches wohl zu berücksichtigen.

Im übrigen ist es bei der Stellung und langjährigen Erfahrung des Verfassers wohl selbstverständlich, daß er uns, wie es in seinem Werke geschieht, unter gründlicher Beherrschung des Stoffes ein anschauliches Bild von der geschichtlichen Entwicklung Ostasiens und besonders Japans und Chinas vorzuführen vermag.

Der erste Band bringt eine Schilderung der Preußischen Expedition nach Ostasien in den Jahren 1860—62, von welcher wir schon verschiedene ausführliche Beschreibungen besitzen und schließt mit der Rückkehr des Verfassers nach Japan als konsularischer Vertreter Preußens im Jahre 1862 ab.

Der zweite Band behandelt in der Hauptsache den Aufenthalt in Japan während der Jahre 1863—75 und dürfte der wertvollere Teil des Werkes überhaupt sein, wenn auch hier die Ordnung des reichen Materials nicht immer eine übersichtliche ist und das Rankenwerk zahlreich eingestreuter, oft recht nebensächlicher Episoden die Verfolgung des Fadens erschwert. Die in der gesamten Geschichte beispiellos dastehende rasche Umgestaltung eines asiatischen Reiches nach europäischem Muster, die Japan aufweist, wirkt umso überraschender, wenn man sich an Hand der vorliegenden „Erinnerungen" vergegenwärtigt, mit welcher Energie die Japaner noch vor einem Menschenalter jedes Eindringen kaukasischen Einflusses in ihr Land zu verhindern suchten, und die Schilderung der Übergangszeit umfaßt eine der interessantesten Epochen japanischer Geschichte überhaupt.

Der dritte Band berichtet über des Verfassers Thätigkeit als deutscher Gesandter in China während der Jahre 1875—93. Diese Periode ist für die Geschichte des himmlischen Reiches im großen ganzen nicht gerade eine der interessantesten gewesen, aber der Verfasser trägt durch seine Schilderungen dazu bei, einer gerechteren Beurteilung über die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Chinesen und Fremden den Weg zu bahnen. Auch heute noch herrscht in Europa und nicht zum wenigsten in Deutschland in weiten Kreisen die thörichte Auffassung, die Chinesen einfach als „Barbaren" zu betrachten und die Zusammenstöße zwischen ihnen und den Europäern als ausschließlich von den Chinesen verschuldet hinzustellen. Wenn man aber bedenkt, was für Abenteurer schlimmster Sorte bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus vielfach die Vertreter der vielgerühmten kaukasischen „Hochkultur" in China gewesen sind, wenn man sich an den elenden Kulihandel, die Taktlosigkeiten vieler Missionare, die Intriguen der Fremden unter einander, die barbarische Verwüstung des Sommerpalastes durch die Engländer und Franzosen, die schlechte Behandlung der Chinesen in Nordamerika und in englischen Kolonien und die vielen ungeschickten Äußerungen der europäischen Presse erinnert, so hat man wirklich Ursache, Chinas

Geduld und Mäßigung zu bewundern. Herr v. Brandt betont mit Recht, daß China nie Händel mit den Kaukasiern gesucht und ihnen gegenüber keine aggressive Politik getrieben habe, aber: „Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“ Damit soll gewiß nicht gesagt sein, daß China ein Idealstaat sei. Aber das Land besitzt eine 4000 Jahre alte Kultur, die, wenn auch wesentlich von der Kultur christlicher Völker verschieden, doch zum mindesten in China selbst eine gewisse Achtung auch von seiten der Fremden beansprucht und verdient. Und wenn ein Mann von der Stellung und Erfahrung des Verfassers unter Beibringung guter Gründe für diese Toleranz eintritt, so erwirbt er sich dadurch ein unbestreitbares Verdienst. Moritz Schanz.

Neue Deutsche Rechtssprichwörter für jedermann aus dem Volke von Dr. **Adolf Lobe.** Leipzig 1902, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). Preis geb. M. 2.50.

Das hübsch und höchst eigenartig altertümlich ausgestattete Buch enthält eine Auswahl von Rechtssätzen des Bürgerlichen Gesetzbuchs in der Form kurzer, meist gereimter Sprüche, denen augenscheinlich die herrlichen alten deutschen Rechtssprichwörter zum Muster dienten. Dem abstrakten, die Phantasie wenig anregenden Stoff des Bürgerlichen Gesetzbuchs gegenüber war die Aufgabe des Verfassers nicht leicht. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß es ihm bei sehr vielen Sprüchen gelungen ist, an Plastik des Ausdrucks seinen altdeutschen Vorbildern nahe zu kommen und mit schöpferischer Gestaltungskraft den juristisch-logischen Gedanken in lebendige Anschauung umzuwandeln. Nur wenige Beispiele:

Wer den Eltern beim Essen hilft,
Muß ihnen auch beim Arbeiten helfen.

Hat auch die Frau die Hosen an.
Den Wohnsitz hat sie doch beim Mann.

Ein Ehebett, aber zwei Geldschränke.

Rüg' den Irrtum alsobald
Wahrheit wird er, wird er alt.

Was ich habe, gilt mein Eigen
Soll es Dein sein, mußt Du's zeigen.

Freilich sind nicht sämtliche Sprichwörter so klar und glücklich gefaßt wie die eben erwähnten, auch läßt bei manchen die abstrakte, juristisch-technische Ausdrucksweise keine rechte Anschauung aufkommen. Andere wieder können weniger Rechtssprichwörter als bloße Gedächtnisverse genannt werden, da sie nur positive Einzelbestimmungen des Gesetzes gereimt wiedergeben.

Diese Mängel beeinträchtigen aber keineswegs den Wert des ganzen Buches, das wir im Gegenteil mit freudigem Dank begrüßen müssen, weil es das neue Recht auf bequeme und anregende Art jedermann zugänglich macht, indem es sich vorwiegend an die Phantasie des Lesers wendet und somit wenig abstraktes Denken verlangt.

Friedenau. Dr. Erich Volkmar.

Neuerschienene Bücher für die Bücherschau bitten wir an die Verlagsbuchhandlung einsenden zu wollen. Besprechungen behält sich die Redaktion vor.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Dem Vaterlande, nicht der Partei!

Morgen- und Abendausgabe.

Bezugspreis: Bei den Postanstalten des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns vierteljährlich 5 Mark. — Monatliche Sonderbestellungen können zum Preise von je 1 Mark 67 Pf. bewirkt werden.

Mit direkter Postversendung nach dem **Ausland** kostet die „Tägliche Rundschau" einschl. Porto vierteljährlich 15 Mark — nach den **deutschen Schutzgebieten** 10 Mark.

In den zweiundzwanzig Jahren ihres Bestandes ist die

„Tägliche Rundschau"

das **Lieblingsblatt** der gebildeten nationalen Kreise Deutschlands geworden, und sie hat besonders in der letzten Zeit nicht nur ihren Abonnentenstand — der fast alle Berliner politischen Tagesblätter um ein Bedeutendes übersteigt — um mehrere Tausend neuer Leser vermehrt, sondern auch eine unbestrittene politische Geltung ersten Ranges gewonnen.

Unabhängig nach allen Seiten, vornehm im Ton und sachlich im Urteil, sucht die „Tägliche Rundschau" klärend und sammelnd für die sittlichen Ideale des Deutschtums sowohl als für den Völkerberuf unserer Nation einzutreten. Sie befürwortet eine selbstbewußte und weitschauende, aber in ihrem Vorgehen nüchterne und besonnene Realpolitik und war der Herold unserer Kolonial- wie unserer Flottenpolitik, die sie beide auch tatkräftig hat in die Wege leiten helfen.

In der inneren Politik betont die „Tägliche Rundschau", getreu ihrem Wahlspruche: „Dem Vaterlande, nicht der Partei", das Gesamtinteresse gegenüber den Fraktionsansprüchen, stellt sich bei konservativer Grundgesinnung jedem Ansturm auf unsere Geistesfreiheit wie jeder undeutschen Strömung entgegen und vertritt bei scharfer Bekämpfung der Umsturzpartei den Gedanken der ehrlichen und besonnenen Sozialreform.

An die gebildeten Leser mit eigenem unbefangenen Urteil wendet sich die „Tägliche Rundschau", nicht an die führerbedürftige Masse. Aus den Reihen der Gebildeten unserer Nation ist ihr daher auch in immer steigendem Maße der Lohn geworden, daß sie die „Tägliche Rundschau" als ihr Blatt anerkennen und aus ihren Reihen das Wort von der Rundschaugemeinde hervorgegangen ist.

Neben ihren sachlichen Vorzügen, die wiederholt von berufenster Seite öffentlich und in ehrendster Form anerkannt worden sind, darf sich die „Tägliche Rundschau" ferner rühmen, eine der

reichhaltigsten deutschen Zeitungen

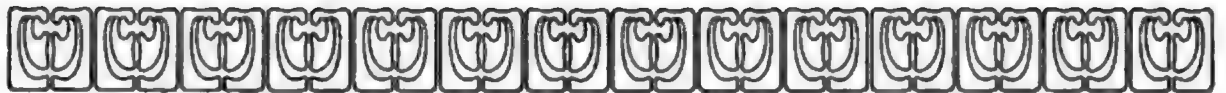
zu sein; ihr Bezugspreis bleibt trotz der Neuerung, nach welcher unser Blatt

zwölfmal wöchentlich

erscheint, der alte, so daß die „Tägliche Rundschau" nicht nur die vornehmste, sondern auch die billigste aller zweimal täglich erscheinenden großen politischen Tageszeitungen ist.

Probenummern werden sofort nach Bestellung umsonst und postfrei 7 Tage hintereinander gesandt von der Geschäftsstelle der

„Täglichen Rundschau" in Berlin SW. 12, Zimmerstraße 7.



Litterarischer Anzeiger

der

„Deutschen Monatsschrift".

Soeben erschienen:

Harnack, Prof. D. Adolf, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten.

M. 9—; in Leinen geb. M. 10—; in vornehmen Halbfranzband M. 12—

Die Einleitung behandelt auf 60 Seiten: Das Judentum, seine Verbreitung und Entschränkung; äußere und innere Bedingungen für die universale Ausbreitung der christlichen Religion; Jesus Christus und die Weltmission nach den Evangelien; Übergang von der Juden- zur Heidenmission. Darnach folgen in drei weiteren Abschnitten: Die Missionspredigt in Wort und Tat; Die Missionare; Modalitäten, Gegenwirkungen und Erfolge der Mission; Die Verbreitung der christlichen Religion.

In der Kenntnis der Quellen des Urchristentums dürfte Prof. Harnack kaum von einem Mitlebenden übertroffen werden und seine großartige Beherrschung des Materials kommt in diesem Buche zu lebendigster Anschauung. Zudem ist es die erste zusammenfassende Darstellung der ältesten Missionsgeschichte des Christentums und die fesselnde Darstellungsweise macht das Lesen zu einem hohen Genuß auch für den Nichttheologen. Ein Neudruck wurde auch wieder nötig von:

Harnack, Adolf, Das Wesen des Christentums. Sechzehn Vorlesungen vor Studierenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899/1900 a. d. Univ. Berlin gehalten. M. 3.20; geb. M. 4.20; Liebhaberhlbfzbd. M. 6—.

Es ist eine unbestrittene Tatsache, daß seit manchem Jahrzehnt kein theologisches Buch einen ähnlich großen Eindruck bei Freund und Feind gemacht hat. — **Jeder Gebildete sollte sich ein eigenes Urteil verschaffen.**

Über die große, durch diese Vorlesungen veranlaßte Litteratur gewährt eine treffliche Übersicht:

P. Lic. Ernst Rolffs, Harnack's Wesen des Christentums und die religiösen Strömungen der Gegenwart. Preis 80 Pfg.

Goethe in der Epoche seiner Vollendung 1805—1832.

Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung.

von Prof. Dr. **Otto Harnack.**

Zweite umgearb. Auflage. M. 5—; geb. M. 6—

Der Verfasser, einer der bewährtesten Goethekenner, hat die schwere Aufgabe mit warmer Begeisterung, gründlicher Kenntnis und feinsinnigem Verständnis gelöst. Die innere Entwicklung der gewaltigen Persönlichkeit kommt hier noch klarer zur Anschauung, als es in der ersten Auflage der Fall war. Die zahlreichen neuen Veröffentlichungen Goethescher Werke, Briefe, Gespräche sind eingehend berücksichtigt.

Drei Leipziger Neudrucke.

Herausgegeben von **G. Wustmann.**

1. **Der Leipziger Student vor hundert Jahren.**
2. **Franz Wilhelm Kreuchaufs Schriften zur Leipziger Kunst 1768—1782.**
3. **Tableau von Leipzig im Jahre 1783 (von Benjamin Heidecke).**

M. 3.50; in Leinen geb. M. 4—

Drei ebenso seltene wie interessante Schriftchen werden hier weiteren Kreisen wieder zugänglich gemacht. Der Wert derselben ist keineswegs auf Leipzig beschränkt, sondern er ist ebenso groß für jeden, der sich für Litteratur, Kunst und Kulturgeschichte der deutschen Klassikerzeit interessiert.

Hilty's neuestes Buch.

„Für schlaflose Nächte". Taschenf. Gedr. bis 20. T. M. 3—; geb. M. 4—

in Leder mit Goldschnitt M. 5.50

Der Zweck dieses Büchleins ist, in kurzen Worten Gedanken anzuregen, die über das Trübe im Leben hinausheben. Zumeist in schlaflosen Nächten entstanden, sollen die den Tagen eines Jahres folgenden kurzen Absätze eine Handreichung bieten zur Erleichterung von Leiden, sodann dürfte das Buch aber für jedermann als ganz vortrefflicher, täglicher Lebensgefährte sich erweisen.

Hilty, Glück. Drei Teile.

I. Gedruckt bis 50. Tausend; II. bis 35. T.; III. bis 20. T.

Je M. 3—; gebunden M. 4—;

Liebhaberband M. 5.50

Jeder der drei Teile von Hilty, Glück bildet eine selbständige Sammlung geistvoller Aufsätze, wennschon jeder folgende Teil ein Weiterbau des vorangehenden ist.

Seit Jahrzehnten hat in deutscher Sprache kein ähnliches Werk annähernd gleiche Verbreitung gefunden.

Das Buch Hiob.

Neu übersetzt und kurz erklärt von **Friedrich Delitzsch.**

Vornehm geh. M. 2.50; geb. M. 3.50

Professor Delitzsch, der Vertreter der Assyriologie an der Berliner Universität und Leiter des entsprechenden Museums, ist mit neuen Gesichtspunkten und nicht als Theologe an dieses großartige Denkmal uralter Literatur, das schon vielfach in Parallele mit Goethe's Faust und Dante's göttlicher Komödie gestellt worden ist, hervorgetreten und bietet hier eine ganz neue Bearbeitung, bei welcher er eine Volkssage von einer Dichtung großen Stils klar scheidet.

Verlag von M. Heinsius Nachfolger in Leipzig.

Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo.

Meine Frau und ich.

Zwei Erzählungen von Nicolai (Henrik Scharling).

Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung von **P. J. Willatzen.**

Mit 100 Illustrationen von **Ant. C. Baworowski.**

2 Bände in geschmackvollem Einband

Preis je M. 5.—.

„Fesseln den Leser durch goldigen Humor." (Vossische Zeitung.)

„Das sind Bücher, die wie frische, reine Bergluft wirken." (Deutsche evangelische Kirchenzeitung.)

Probe der Abbildungen aus: **Meine Frau und ich.**

„Ein warmer, religiöser Zug geht durch die ganze Erzählung, ohne sich jedoch aufdringlich geltend zu machen. Es ist ein Familienbuch im besten Sinne. — Ungern trennt man sich von dieser freundlichen Welt."

(Blätter für litterarische Unterhaltung.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Deutsche Bücher für die Hausbibliothek

aus dem Verlage von **Georg Heinrich Meyer**, Leipzig u. Berlin S.W. 46.

L. Achim von Arnim und Cl. Brentano, Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Neue Ausgabe. Besorgt von **Dr. Paul Ernst.** Ein Band von ca. 650 Seiten in der besten Ausstattung vornehm gebunden **nur M. 4.—.**

Ein Gedanke Goethe's ist bei dieser Auswahl zur Ausführung gekommen und kein Geringerer als Goethe hat von dieser Ausgabe geschrieben: „Von Rechtswegen sollte dies Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Verstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte."

J. J. David, Der getreue Eckardt. Drama in 5 Akten. **M. 2.—**, geb. **M. 3.—.**

Max Dreyer, Lautes und Leises. Ein Geschichtenbuch aus Mecklenburg. Mit Buchschmuck von **Franz Lippisch.** Siebentes Tausend. Geb. **M. 3.—.**

Wilhelm Fischer in Graz, Die Freude am Licht. Roman in 2 Bänden. Viertes Tausend. Geh. **M. 4.—**, geb. **M. 5.—.**

Das süddeutsche Gegenstück zu Frenssen's Jörn Uhl

Man verlange die glänzenden Besprechungen und die Gratis-Broschüre: **Wilhelm Fischer in Graz. Ein neuer österreichischer Erzähler**

Rudolf Huch, Mehr Goethe! Fünftes bis achtes Tausend. Geh. **M. 2.—**, geb. **M. 3.—.**

—, —, **Winterwanderung.** Eisgedanken und Frühlingsahnen. Geh. **M. 2.50**, geb. **M. 3.50.**

Ernst Koch, Prinz Rosa Stramin. Fünfte Auflage. Mit einem Geleitwort. Geb. **M. 2.—.**

Man verlange die Gratis-Broschüre über **Ernst Koch (Eduard Helmer) von Fritz Lienhard: Ein vergessenes Buch!**

Willy Pastor, Berlin, wie es war und wurde. Zur Geschichte der Stadt Berlin, zur Geschichte der menschlichen Arbeit. Ein stattlicher Band mit vielen Illustrationen. Vornehm geb. **M. 4.—.**

Wilhelm Weigand, Die Frankenthaler. Ein humoristischer Roman. Neuntes und zehntes Tausend. Geh. **M. 4.—**, geb. **M. 5.—.**

—, —, **In der Frühe.** Neue Gedichte. Geh. **M. 4.—**, geb. **M. 5.—.**

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher
Leipzig.

In Kürze erscheint:

Julius Lohmeyer

Auf weiter Fahrt

Band II.

Selbsterlebnisse zur See und zu Lande.

Mit Originalbeiträgen deutscher Seeoffiziere,
Kolonialtruppen-Führer und Weltreisender.

Mit reichem Bilderschmuck.

Preis geheftet M. 3.80. Gebunden M. 4.50.

Der ungewöhnliche Erfolg des ersten Bandes im Vorjahre hat

Julius Lohmeyer

zu einer zweiten Sammlung dieser interessanten Selbsterlebnisse unserer kolonialen Helden veranlaßt, und es soll unter dem Gesamttitel

Deutsche Marine- und Kolonialbibliothek

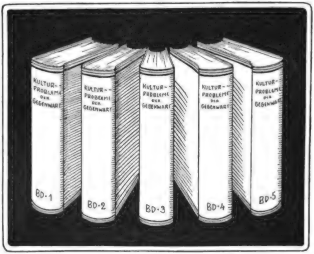
alljährlich ein weiterer Band folgen.

Man lasse sich den bereits erschienenen ersten Band in einer beliebigen Buchhandlung zur Ansicht vorlegen.

Soeben beginnen zu erscheinen:

Kulturprobleme der Gegenwart

Im Abonnement auf eine Folge von mindestens 8 Bänden ☞ Preis-Ermässigung. ☜



Jeder Band bildet ein in sich abgeschlossenes Werk.

Eine Sammlung gemeinverständlicher Werke über die grossen Fragen und Erscheinungen, welche unsere Zeit bewegen.

Von den „**Kulturprobleme**n der Gegenwart“ ist erschienen als:

Band I. Die Ekstase in ihrer kulturellen Bedeutung von Professor Dr. Achelis.
Einzelpreis broschirt . . . . . Mk. 2,50
elegant gebunden . . . . . . „ 3,—
Prof. Achelis leitet die Ekstase von der Neigung der Menschen her, „sich durch irgendwelche Mittel über das alltägliche Niveau emporzuheben“, und zeigt durch viele Beispiele, wie zu allen Zeiten eine „künstliche Steigerung der menschlichen Kräfte“ gesucht worden ist.

Band II. Die Bodenreform Grundsätzliches und Geschichtliches von Adolf Damaschke.
Einzelpreis broschirt . . . . . Mk. 2,50
elegant gebunden . . . . . . „ 3,—
Dies Thema ist nicht nur für Grund- und Bodenbesitzer, sondern für alle Menschen von Bedeutung und Wichtigkeit; allen jenen aber besonders zugeeignet, die da stets von Uebervölkerung fabeln. (D. Volkserzieher.)

Band III. Wir und die Humanität. Gedankengänge und Anregungen von Prof. Dr. Alfred Klaar.
Einzelpreis broschirt . . . . . Mk. 2,50
elegant gebunden . . . . . . „ 3,—
Die Liebenswürdigkeit, mit der diese Kritik bei aller Schärfe geübt wird, die schöne Sprache, in der das Buch geschrieben ist, fesseln den Leser. Geradezu glänzend ist der Artikel über Nietzsche und die Nietzscheaner. Besseres über diesen Gegenstand ist noch nicht gesagt worden.
(Peter Rosegger i. Heimgarten.)

Band IV. Rasse und Milieu von Heinr. Driesmans.
Einzelpreis broschirt . . . . . Mk. 2,50
elegant gebunden . . . . . . „ 3,—

Band V. Nervosität und Kultur von Dr. Willy Hellpach.
Einzelpreis broschirt . . . . . Mk. 2,50
Elegant gebunden . . . . . . „ 3,—

Man bestellt das Abonnement in allen Buchhandlungen und direkt von der Verlagsbuchhandlung:

Johannes Räde, Berlin W. 15, Uhlandstrasse 146

Digitized by Google

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.
(Gegründet 1755.)

Die Grenzwissenschaften der Psychologie.

Anatomie des Nervensystems — Animale Physiologie — Neuropathologie — Psychopathologie — Entwickelungspsychologie.

Mit 20 Abbildungen. ✻ ✻ ✻ Von Dr. **Willy Hellpach.**

Preis: 7 Mk. 60 Pf. brosch.; 8 Mk. 40 Pf. geb.

Dieses Buch ist durch die stete Hervorkehrung der psychologischen Seite jener Disziplinen, durch die eingehende Berücksichtigung der von hier aus mit der Psychologie geführten Debatten durch die einleitende Resümierung der modernen Psychologie, endlich durch eine knappe Darstellung der sozialpsychologischen und entwickelungspsychologischen Thatsachen für den Arzt im weitesten Sinne, den Hirnanatomen, den Nerven- und Irrenarzt, den Physiologen, nicht minder aber auch für den Juristen, Seelsorger und Pädagogen von Interesse und Bedeutung.

Plato's Ideenlehre in genetischer Darstellung.

Einführung in das platonische Studium von

Paul Natorp,

ordentlicher Professor der Philosophie in Marburg.

Preis: 8 Mark.

Ein Buch, das die Philosophie Platos unserem Verständnis näher bringt und namentlich die Lektüre der platonischen Werke dadurch erleichtert, dass es jede einzelne Schrift in einem besonderen, genau auf alles Schwierige eingehenden Kapitel behandelt, ist zweifellos ein Bedürfnis. Es gab in dieser Art bisher nur das alte und veraltete Werk von Susemihl, denn auch Bonitz hat in seinen platonischen Studien nur die Hälfte der Schriften einzeln analysiert, ohne geradezu eine Aufhellung der eigentlich sachlichen Schwierigkeiten bieten zu wollen. Statt dessen behandelt Natorps Buch alle Schriften, jede für sich, aber doch so, dass man in genauem Anschluss des einen Kapitels an das andere den ganzen Plato beherrschen und einheitlich verstehen lernt. Dass den Vielen, die von Berufswegen platonische Studien treiben müssen, Natorp ein unentbehrlicher Berater sein wird, ist vorauszusehen. Aber auch auf unseren höheren Schulen wird ja Plato gelesen, und wenn die Mahnung eines Wilamowitz Gehör findet, fortan mehr als auf Sprache und Stil, auf den Sinn des Gelesenen zu achten, so wird hier Natorps Einführung dem Lehrer eine Hülfe gewähren, die bisher mangelte. Endlich aber, und ganz allgemein, ist ein Verständnis des Idealismus ohne Platokenntnis überhaupt nicht zu gewinnen. Und deshalb hat Natorp nicht für Philologen allein geschrieben. Das Buch kann mit vollem sachlichen Nutzen auch von dem gelesen werden, der die griechische Sprache nicht erlernt hat und doch die unsterbliche Gedankenmacht Griechenlands erkennen möchte.

Schiller's philosophische Schriften u. Gedichte.

(Auswahl.)

Zur Einführung in seine Weltanschauung. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von

Eugen Kühnemann,

a. ordentlicher Professor der Philosophie in Marburg.

Preis: 2 Mark.

Es werden hier diejenigen Schriften Schillers dargeboten, die zu einer vollständigen Einführung in seine Weltanschauung dienen können. Professor Kühnemann macht in der ausführlichen Einleitung Schillers Weltanschauung aus ihren Quellen und in ihrer Entwickelung verständlich und stellt sie in ihrer Bedeutung dar für unsere Zeit, die Bildung unserer Jugend und die Selbstbildung. Vor allem wird die Schillersche Hauptlehre von der ästhetischen Kultur genau entwickelt als die eigentliche Einführung in den Geist unserer grossen Literaturperiode und als Vertiefung für die zukunftsreichen, kunsterzieherischen Bestrebungen unserer Tage.

Geschichte der Philosophie.

In zwei Bänden von Dr. phil. **Karl Vorländer.**

Preis: 6 Mark.

Vorländer bietet hier eine wissenschaftlich gediegene und praktisch äusserst brauchbare Darstellung der Philosophiegeschichte. Sein Buch ist ein Lernbuch im besten Sinne geworden für junge, wie für alte Studenten. In glücklichster Vereinigung besitzt Vorländer die Gaben des strengen Forschers, des lebendigen Darstellers und des geschickten Lehrers. Die weitesten Kreise werden ihm für seine Gabe dankbar sein.

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Villa Albani in Rom. Blick auf das Kaſino.

Deutſche in Rom

Skizzen und Studien aus elf Jahrhunderten

von G. von Graevenitz

Mit hundert Abbildungen und zwei Plänen von Rom.

Lex.-8°. 19 Bogen. Preis 8 Mark, gebunden 9 Mark.

Das vorliegende Werk wird für gebildete Reiſende, die nach Rom gehen, ſowie für Kenner der ewigen Stadt beſonders anziehend ſein. Seit dem Römerzuge Karls des Groſsen bis in unſere Zeit gehen die Fahrten der Deutſchen nach dem Zentrum Italiens, deſſen unendlicher Reichtum an geſchichtlichen Erinnerungen nicht auszuſchöpfen iſt. Auſser an die deutſchen Kaiſer braucht man nur an Hutten, Luther, Mengs, Winckelmann, Goethe, Seume zu denken, um inne zu werden, welches Intereſſe das Thema: Deutſche in Rom bietet.

Das Buch bildet ein wertvolles Weihnachtsgeſchenk.

Digitized by Google

Vom Fühlen, Wollen und Denken.

Eine psychologische Skizze

von

Prof. Dr. Theodor Lipps.

Neuigkeit 1902.

IV, 196 Seiten. 1902. M. 6.40.

Einheiten und Relationen.

Eine Skizze zur Psychologie der Apperzeption

von

Prof. Dr. Theodor Lipps.

IV, 106 Seiten. 1902. M. 3.60.

Beide Arbeiten, von denen die erste als Heft 13 und 14 der Schriften der Psychologischen Gesellschaft, die zweite selbständig erschien, gehören zusammen und wollen einander ergänzen.

Die erste Arbeit will zunächst eine Gefühlslehre sein, d. h. sie will die reiche Mannigfaltigkeit der qualitativ unterschiedenen Gefühle und Gefühlsmodifikationen aufzeigen und verständlich machen. Da Gefühle nichts Selbständiges sind, sondern Begleiterscheinungen der psychischen Vorgänge, Bewusstseinssymptome ihrer Eigenart und Beziehungen, insbesondere Begleiterscheinungen des Apperzipierens, Wollens und Denkens, so ergiebt es sich von selbst, dass die Skizze der Gefühlslehre zugleich eine Skizze der Lehre vom Apperzipieren, Wollen und Denken wird. Das »Streben« tritt sogar in die Mitte der Betrachtung. Die Gefühle, von denen einige Psychologen einzig und allein zu berichten wissen, nämlich Lust und Unlust, stehen, als Färbungen, die alle Gefühle annehmen können — nicht am Anfang, sondern am Schluss. — Die Skizze will genommen sein als einheitliches Ganzes, in dem Alles mit Allem innerlich zusammenhängt: Sie erstrebt Vollständigkeit in den Grundzügen. Auch das Pathologische ist hereingezogen.

ETHIK

Neuigkeit 1902.

von

Dr. Max Wentscher.

Privatdozenten der Philosophie an der Universität Bonn.

Band I.

XII, 368 Seiten. 1902. Preis M. 7.—, gebunden M. 8.50.

Der vorliegende 1. Band der Ethik stellt sich die Aufgabe, die prinzipiellen Grundprobleme dieser Wissenschaft kritisch zu behandeln. Ausgehend von einer Analyse des Gewissens gelangt Vf. zu dem Ergebnis, dass eine Begründung des ethischen Inhalts nicht durch Berufung auf objektive Instanzen irgend welcher Art gegeben werden kann, sondern ausschliesslich in dem Gedanken des Wollens selbst zu suchen ist, in Dem, was die Konsequenz dieses Wollensgedankens fordert. Dieses Ideal des Wollens lässt sich in zwei »Axiomen« zum Ausdruck bringen: 1) Der Wille jedes wollensfähigen Wesens ist seiner Natur nach bestrebt, sich zum vollendet eigenen, freien Willen dieses Wesens zu entwickeln; und 2) Ein jedes Wesen wird naturgemäss bestrebt sein, von seiner Wollensfähigkeit den reichsten, kraftvollsten, umfassendsten Gebrauch zu machen. — Der gute Wille ist danach der wahrhaft freie Wille, der zugleich sich aufs kraftvollste zu bethätigen strebt. — Dieser zentralen Stellung des Freiheitsgedankens entspricht es dann, wenn der Analyse des Gewissens als zweites Hauptproblem das der Willensfreiheit zur Seite gestellt wird. Vf. entscheidet sich hier im Sinne des Indeterminismus, den er für die Ethik für unerlässlich hält. Die Argumente des Determinismus werden eingehend analysiert und gewürdigt, das Unzureichende jeder deterministischen Ethik gezeigt und die Bedenken, die sich gegen den Indeterminismus erheben, als nichtig, als blosse Missverständnisse zurückgewiesen.

Kaiser Wilhelm I.

Von

Erich Marcks.

Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage.

1900. Preis 6 M., gebunden 7 M. 60 Pf.

„Von Marcks' Kaiser Wilhelm-Biographie ist — ein seltner Erfolg! — in drei Jahren die vierte Auflage nötig geworden. M. hat für diese, wie schon für die dritte Auflage das in den letzten Jahren neu erschienene, sich meist um die Persönlichkeit Bismarcks gruppierende Material verwertet. Das Gesamtbild Wilhelms I., so mannigfach es auch bereichert ist, ist doch völlig dasselbe geblieben, und von diesem Bilde muß man mit Freuden von neuem bekennen, daß es an Schönheit, an Reichtum und Zartheit der Farben, an Tiefe und Durchgeistigung der Auffassung schlechthin nicht zu übertreffen ist."

Geschichte Bismarcks.

Von

Max Lenz.

Zweite, unveränderte Auflage.

1902. Preis geheftet 6 M. 40 Pf., gebunden 8 M.

Die interessanteste Erscheinung der Geschichtsliteratur dieses Sommers, die „Geschichte Bismarcks" von Max Lenz, muß nach ihrer ursprünglichen Bestimmung als Lebensbild des großen Kanzlers in der „Allgemeinen deutschen Biographie" auf eine allseitig gleichmäßig eindringende Würdigung ihres Helden naturgemäß Verzicht leisten. Aber die Hauptaufgabe, die sie sich stellt, die staatsmännische Laufbahn unseres Reichsgründers vornehmlich bis zur Vollendung seines Werkes in ihren wissenschaftlich gesicherten Grundzügen anschaulich darzustellen, hat sie glücklich gelöst. In hellem Lichte zeigt sie uns den großen Realpolitiker, den Ueberwinder der politischen Romantik, den Verächter alles hohlen Scheinwesens, begabt mit untrüglichem Augenmaß für die lebendig wirkenden Kräfte, für das Wesen der Macht. Wir erkennen als die Wurzeln seiner Kraft einmal den unverwüstlichen Glauben an die innere Gesundheit seines Vaterlandes, sodann die Ueberzeugung, daß, wer Preußens Wesen erhalte, seine Macht mehre, damit am sichersten auch für Deutschlands Zukunft sorge 2c. 2c.

(Schlesische Zeitung.)

Weltgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Vollständige Text-Ausgabe mit Gesamtregister. Vier Bände. Royal-8°.

Zweite, unveränderte Auflage.

Geheftet 40 M., gebunden in Halbfranz 50 M.

„Ein Werk, in welchem Leopold von Ranke mit jugendlichem Zauber und der Weisheit des Alters dem staunenden Blicke der Zeitgenossen die edelsten Hervorbringungen der Menschheit nach ihrer Entwicklung durch Jahrtausende veranschaulicht hat. Mit Stolz darf der Deutsche auf diese Leistung blicken, sie ist einer der echtesten Edelsteine in der Krone moderner Geschichtschreibung."

Verlag von F. SCHNEIDER & Co., Berlin W. 66.

Das Deutsche Jahrhundert

in Einzelschriften

von

Dr. A. Berthold, Carl Bleibtreu, Dr. Carl Busse, Dr. J. Duboc, Dr. A. Gottstein, Dr. Max Osborn, Kaptn. Erwin Schäfer, Dr. Leop. Schmidt, Prof. Dr. Richard Schmitt, Carus Sterne, Paul Wiegler, Dr. A. Wilhelmj, Prof. Dr. Wunschmann

herausgegeben von

George Stockhausen.

2 Bde. gross 8° in Leinwandband M. 20.—, in eleg. Halfranzband M. 24.—.

Für gebildete Leser ist hier eine fesselnd und anregend geschriebene Geschichte deutschen Geisteslebens im XIX. Jahrhundert geboten, die sich sowohl durch die Tiefe der wissenschaftlichen Auffassung als wie durch die lebendige Frische der Darstellung auszeichnet. Die einzelnen Gebiete sind von Fachgelehrten geschrieben, die ihren Stoff vollständig beherrschen und imstande waren, dem Leser ein klares Bild von der Entwickelung unseres Geisteslebens zu geben. So ist in dem Deutschen Jahrhundert ein Nachschlagewerk ersten Ranges geschaffen, das in keiner Familienbibliothek fehlen sollte. — Die einzelnen Abteilungen des Deutschen Jahrhunderts sind von folgenden Mitarbeitern bearbeitet, und auch einzeln käuflich, und zwar:

I: DR. CARL BUSSE, Geschichte der deutschen Dichtung. M. 3.—, geb. M. 4.—.

II: DR. MAX OSBORN, Geschichte der deutschen Kunst. M. 3.—, geb. M. 4.—.

III: DR. J. DUBOC u. WIEGLER, Geschichte der Philosophie. M. 3.—, geb. M. 4.—.

IV: DR. A. BERTHOLD, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte. M. 2.—, geb. M. 3.—.

V: PROFESSOR DR. RICH. SCHMITT, Deutsche Geschichte. M. 2.50, geb. 3.50.

VI: DR. LEOP. SCHMIDT, Geschichte der Musik. M. 2.50, geb. M. 3.50.

VII: KAPT. E. SCHÄFER, Geschichte der deutschen Kriegsmarine. M. 2.—, geb. 3.—

VIII: CARL BLEIBTREU, Geschichte der Kriegskunst. M. 2.50, geb. M. 3.50.

IX: DR. A. GOTTSTEIN, Geschichte der Hygiene. M. 2.—, geb. M. 3.—

X: PROF. DR. WUNSCHMANN, Geschichte der Physik. M. 2.50, geb. 3.50.

XI: DR. A. WILHELMJ, Geschichte der Chemie. M. 3.50, geb. M. 4.50.

XII: CARUS STERNE (Dr. Ernst Krause), Geschichte der biologischen Wissenschaften. M. 3.50, geb. 4.50.

Professor Graesel, Oberbibliothekar a. d. Kgl. Universität Göttingen, schreibt in den »Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen« vom Juli 1902: . . . Dieses **bedeutende Sammelwerk** zur Geschichte des 19. Jahrhunderts kann Bibliotheken, besonders auch den Schulbibliotheken **zur Anschaffung warm empfohlen werden.**

Deutsche Zeitung vom 16. März 1902: . . . **Handbücher wie das Deutsche Jahrhundert entsprechen thatsächlich einem dringenden Bedürfnis.** Es ist die knappste und **übersichtlichste Rundschau über Entwickelung und Stand** der verschiedenen Gebiete des **Können und Wissens im 19. Jahrhundert.**

Einer gesunden Reform des Ehe- und Geschlechtslebens der Gegenwart sind folgende Werke gewidmet:

Wenn die Menschen reif zur Liebe werden!

Von **Edward Carpenter.** Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt und eingeleitet von **Karl Federn.** 2. Aufl. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Während unsere moderne Erziehung meist mit einer scheuen Verschwiegenheit über die Fragen sexueller Natur und ihre heimlichen Abgründe hinwegzuleiten sucht, erörtert der Verfasser, frei von aller Aengstlichkeit und Prüderie, dieses für das Lebensglück jedes Einzelnen und für unsere gesamte Kultur so hochwichtige Problem. Mit dem ruhigen vorurteilslosen Blick des Naturforschers vereinigt er den idealen Schwung des Propheten und sozialen Reformators. Die unhaltbaren und unreifen Zustände der Gegenwart unterzieht er einer tiefeindringenden Kritik und gewinnt aus ihnen die Fundamente einer neuen, höheren Weltanschauung, welche die Sinne nicht durch Askese und unsinniges Idealisieren verkrüppeln läßt, sondern der Persönlichkeit ein freies Ausleben aller ihrer Kräfte und Fähigkeiten ermöglicht. „Nicht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf". Dieses Wort Nietzsches könnte man der Schrift als Motto voransetzen. Es ist eins von jenen Büchern, durch das der warme Hauch des Lebens weht, ein Grund- und Eckstein von jenem großen Bau der Zukunft, an welchem mitzuarbeiten wir alle berufen sind.

Gebt uns die Wahrheit!

Ein Beitrag zu unserer Erziehung zur Ehe von **Else Jerusalem-Kotányi**

2. Auflage. Preis M. 2.—

„Gebt uns die Wahrheit" ist eine moderne ars amandi im edelsten Sinne des Wortes, noch mehr, **es ist das beste Buch, das je eine Frau geschrieben hat.**"
Viktor A. Reko in den „Internationalen Litteraturberichten".

Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit.

Von **Max Bauer.**

Brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50.

Auf ein reiches und gewissenhaft geprüftes Quellenmaterial gestützt, entwirft der Verfasser ein anschauliches Bild von den sexuellen Lebensgewohnheiten und Sitten unserer Vorfahren. Die naive Derbheit und Sinnlichkeit des mittelalterlichen Menschen mit ihren oft grotesken Aeußerungen der Lebensbejahung ist hier ebenso anziehend wie historisch treu wiedergegeben. Die Schrift bietet nicht nur dem Kulturhistoriker von Fach viel Interessantes, sondern ist, trotz ihres wissenschaftlichen Charakters, auch für jeden Laien lesenswert.

Schriften u. Gegenschriften zur Vera-Frage.

Vera, Eine für Viele! Aus dem Tagebuche eines Mädchens. 15. Aufl. Mk. 2.—.

Christine Thaler, Eine Mutter für viele. Ein Brief an die Verfasserin von „Vera, Eine f. Viele". 4. Aufl. Mk. 1.—.

Auch jemand: Eine für sich selbst. Brief an die Verfasserin von „Eine Mutter für viele." Mk. 1.—. 3. Aufl.

Verus, Einer für Viele. Aus dem Tagebuche eines Mannes. 2. Aufl. Mk. 2.—.

E... E..., Einer für Viele. Mk. 1.—.

Felix Ebner, Meine Bekehrung z. Reinheit. Aus d. Leben eines Junggesellen. Mk. 2.

Gerda Schmidt-Hansen, Eine für Vera. Aus dem Tagebuche einer jungen Frau. M. 2.—.

Louis Frank, Dr. Keifer, Louis Maingie:

Die Versicherung der Mutterschaft.

Autorisierte deutsche Ausgabe besorgt von

Nina Carnegie Mardon.

Preis broschiert Mk. 2.—.

Die Notwendigkeit eines Schutzes für die Frauen der arbeitenden Klassen während und nach ihrer Schwangerschaft wird in dieser Schrift zum ersten Mal in wissenschaftlich begründeter Weise nachgewiesen. Die soziale Gesetzgebung wird, früher oder später, mit Notwendigkeit zu den hier entwickelten Gesichtspunkten hingeführt werden müssen, wenn anders das Wort von dem stetigen Fortschritt der Kultur keine bloße Phrase bleiben soll.

Eine Mutterpflicht.

Beiträge zur sexuellen Erziehung von

E. Stiehl.

2. Auflage. Preis 50 Pf.

Man hat das neue Jahrhundert schon das „Jahrhundert des Kindes" getauft. In der That ist die Erziehung unserer Kinder gottlob in ein neues Stadium getreten. Das wichtigste Gebiet in dieser Erziehung bildet die sexuelle Pädagogik. In immer weiteren Kreisen bricht sich die Ueberzeugung Bahn: Wir dürfen in Bezug auf die Belehrung unserer Kinder über geschlechtliche Dinge nicht stehen bleiben bei der ererbten und anerzogenen Gewohnheit ablehnender Prüderie. Wir müssen dem Kinde auf seine Fragen nach den natürlichen Dingen andere Antworten geben, als bisher. Diese heiligste Mutterpflicht behandelt E. Stiehl in ihrer Schrift, sie beweist, daß es die ernsteste Aufgabe jeder gewissenhaften Mutter ist, die Leitung und Belehrung ihres Kindes auf diesem zartesten und schwierigsten Gebiete der Erziehung selbständig vorzunehmen. Kein Buch enthält eine stärkere Ermahnung an Mütter und Erzieher, als wie sie von E. Stiehl gegeben wird. Möge sie auch beherzigt werden!

Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig.

Keller & Reiner

Permanente Ausstellung
für Kunst und Kunstgewerbe

BERLIN W.

Potsdamer Str. 122

Kunstwerkstätte u. Zentralverkaufsstelle

für die nach den

Originalskulpturen

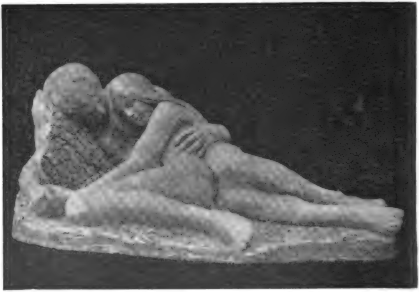
des norwegischen Bildhauers

Prof. STEPHAN SINDING

unter persönlicher Leitung des Künstlers ausgeführten Abgüsse und Verkleinerungen

in Marmor, Bronze, Terrakotta etc.

Illustrierte Broschüre hierüber kostenlos.



Ges. geschützt. Copyright 1902.

Nacht

Originalskulptur von Prof. Steph. Sinding.

Verkleinerung (Plintengrösse 52 cm). — Ausführung in Bronze M. 500,—, in Castellina-Marmor M. 400.—, in Marmorguss M. 120,—.

Neu!

Luther als Erzieher!

von

* * *

Preis bei eleganter Ausstattung nur Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

6.—10. Tausend.

Der Verfasser ist ein im praktischen Leben stehender Gelehrter, der Luthers Person und Schriften gründlich kennt; er will uns zeigen, was die Gegenwart von Luther lernen kann. Zu diesem Zwecke läßt er ihn durch unsere Zeit, durch unser Volk, durch die einzelnen Stände prüfend, ratend und helfend ziehen. Das Buch ist packend und anschaulich geschrieben.

Aus der Fülle des Inhalts folgende Kapitel:

Evangelischer Glaube. — Gottesdienst. — Reichtum. — Krieg und Kriegsleute. — Akademisches Studium und akademische Jugend. — Ehe. — Gesinde im Hause. — Das Kind im Hause. — Häusliches Leben und Geselligkeit. — Kaufhandlung und Wucher. — Protestantismus. — Deutsche Nationallaster.

Ein Buch für alle Stände und Berufe.

Verlag von Martin Warneck, Berlin W. 9.

Druck von A. Hopfer, Burg.

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

II. Jahrgang. Dezember 1902. Heft 3

Digitized by Google

Jahrgang 1902/3. Dezemberheft.

Inhalt:

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang.

Abonnementspreis

vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25)

Einzelne Hefte M. 2.—.

Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1902 No. 1895) oder vom Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Inhalt des Januarheftes

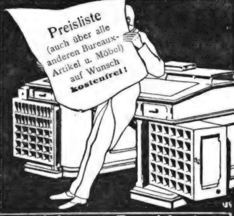
(Änderungen vorbehalten).

Heinr. Zeiss Union Schreibtische

haben **drehbare** Seitenteile. Man braucht nicht aufzustehen, sich nicht zu bücken, nicht zu suchen, man kann bequem vom Sessel aus den ganzen Inhalt des Schreibtisches erreichen

Beste Ausführung

von Mk. **275.**— für den einzelnen, Mk. **460.**— für einen Doppeltisch an.



Heinrich Zeiss, Hoflieferant, Frankfurt a. M.

Die grösste Freude

macht mir täglich mein **Union-Bücherschrank.** Uebersichtlich und staubfrei sind meine lieben Bücher jetzt aufgehoben. Bekomme ich neue Werke, so kaufe ich mir einfach ein neues Abteil Union für ca. Mk. 20.—, so fahre ich fort, je nachdem ich Bedarf, je nachdem ich Geld habe und komme nach und nach zu einer prachtvollen Bücherei. Näheres sagen die Preisbücher kostenlos und portofrei von

Heinrich Zeiss

Grossherzogl. und Herzogl. Hoflieferant

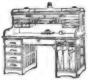
Frankfurt a. M. K, 36 Kaiserstr. 36.

Niederlagen in allen grossen Städten.

Deutsche

Schreibtische

180 Sorten in jeder Preislage von 15 bis 500 Mk.



eigenartig zweckmässig unübertroffen

Marke

Stolzenberg.

Fabrik Stolzenberg

Berlin W. 8 Charlotten-Strasse 23.

→: Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig. :←

Dr Georg Weber.

Soeben begann zu erscheinen:

Georg Webers Lehr- u. Handbuch der Weltgeschichte.

21. Auflage.

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **Richard Friedrich**, Prof. Dr. **Ernst Lehmann**, Prof. **Franz Moldenhauer** und Prof. Dr. **Ernst Schwabe**

vollständig neu bearbeitet von

Prof. Dr. Alfred Baldamus.

Vier starke Bände in gr. 8.

Geh. M. 24.—. In Leinen geb. M. 28.—. In Halbleder geb. M. 33.—.

Bisher erschienen die beiden ersten Bände (Altertum und Mittelalter).

Band III (Neuzeit) und Band IV (Neueste Zeit) werden voraussichtlich im Laufe des Jahres 1903 folgen.
Die Bände werden, da jeder ein abgeschlossenes Ganzes bildet, auch einzeln abgegeben.

Seit mehr als 55 Jahren hat **Georg Webers Lehrbuch der Weltgeschichte** die Absicht des Verfassers, „eine ernste, solide Geschichtskunde, auf den Grundsätzen der Humanität aufgebaut, in weitere Kreise zu tragen, den gebildeten Ständen Interesse einzuflössen und Belehrung darzubieten über die Taten und Schicksale vergangener Zeiten und Geschlechter“, erfüllt und seinen Platz unter den hervorragendsten deutschen Geschichtswerken behauptet. In weit mehr als **hunderttausend Exemplaren** hat es überall, wo man unsere Sprache spricht, Verbreitung gefunden, für unzählig viele Deutsche ist der „mittlere Weber“ eine Hauptquelle ihrer geschichtlichen Kenntnisse geworden. Aber angesichts der grossen Fortschritte, die die Geschichtsforschung in unsern Tagen gemacht hat, und auch der Wandlung, die nach mancher Richtung in der Auffassung der Geschichte eingetreten ist, wurde doch eine **durchgreifende Neubearbeitung** der letzten, noch vom Verfasser selbst besorgten Auflage vom Jahre 1888 immer dringender notwendig. Ein hervorragender Historiker, Professor **Alfred Baldamus** in Leipzig, hat sich im Verein mit mehreren tüchtigen Mitarbeitern dieser nicht leichten Aufgabe unterzogen und sie in glänzender Weise gelöst. Die Vorzüge, die dem Weberschen Buch zu seinem grossen Erfolge verholfen haben: **die Vereinigung von reicher Fülle des Stoffes mit Klarheit und Übersichtlichkeit der Anordnung, eine lebendige Art der Darstellung und warme, schwungvolle Sprache**, sind auch in der Neubearbeitung voll erhalten geblieben. Andererseits aber ist der Bearbeiter bestrebt gewesen, in mancher Hinsicht einen neuen Geist in das Buch hineinzutragen: durch eine **Erweiterung des Gesichtskreises**, indem er alle Völker, die in irgend einer Weise zur heutigen Weltkultur beigetragen haben, auch die bei Weber zum Teil stiefmütterlich behandelten aussergriechisch-römischen im Altertum und die aussereuropäischen Völker nach ihrer Bedeutung hineinbezog; durch eine **Vertiefung der Betrachtung**, indem versucht wurde, die leitenden Gedanken, die Hauptzüge der Entwicklung, herauszuarbeiten, überall die Einzelheiten unter grosse Gesichtspunkte zu stellen, durch eine **erweiterte Berücksichtigung** dessen, was man unter dem Worte **Kulturgeschichte** zusammenfasst unter Betonung von deren Wechselbeziehungen zur politischen Geschichte. Dass die Ergebnisse der **neuesten Forschung** den gesamten Stoff durchdrungen haben, braucht kaum gesagt zu werden. Es hat den Anschein, als ob gegenwärtig der historische Sinn und das Interesse für das geschichtlich Gewordene in weiteren Kreisen in Abnahme begriffen sei. Möge das **Webersche Lehrbuch** in seiner nun **völlig neuen Gestalt** die Bedeutung, die es bisher für so viele Deutsche gehabt hat, auch fernerhin behaupten und erweitern, möge es dazu beitragen, dass der Blick des deutschen Volkes sich aus dem hastenden politischen und sozialen Treiben der Gegenwart wieder mehr der alten Lehrmeisterin Geschichte zuwendet, die so manches heute Verworrene und unlösbar Scheinende deutet.

Ausführliche **Ankündigungen** und **Probebogen** mit Textproben aus verschiedenen Gebieten der einzelnen Bände und eine Übersicht über den Inhalt des zuerst erschienenen zweiten Bandes sind umsonst durch alle Buchhandlungen oder unmittelbar von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

Digitized by Google

Deutschland und England

stehen mit einander in scharfem Wettbewerb, dessen Entwickelung und Verlauf auf beiden Seiten mit Spannung beobachtet wird. Es gilt, sich die Vorzüge und Schwächen des Gegners zu nutze zu machen — ihn kennen zu lernen. Englands abgesonderte Lage und eigenartige Entwickelung macht diese Aufgabe schwierig. Eines der besten Mittel, England und die Engländer gründlich zu studieren, bieten

Gustaf F. Steffen's
England-Schriften,

drei für sich selbständige, ebenso anziehend geschriebene wie gehaltvolle Bücher von stattlichem Umfang und schönem Aeussern.

I. **Aus dem modernen England.** Zweite Auflage. Reich illustriert. Ungebunden Mk., gebunden 9 Mk.

II. **Streifzüge durch Großbritannien.** Reich illustriert. Ungebunden 7 Mk., gebunden 9 Mk.

III. **England als Weltmacht und Kulturstaat.** Ungebunden 6 Mk., gebdn. 7,50 Mk. Dieser Band ist auch in kleinerem Format (2. Auflage) erschienen: Preis gebdn. 6 Mk.

Urteil der »Grenzboten«: »Ein Meisterwerk«.

Verlag von Hobbing & Büchle in Stuttgart.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Paul Heyse: **San Vigilio.** Illustriert von **Fritz Reiß.** Preis geh. M. 2.—, in Lederband M. 3.50.

Fr. Spielhagen: **Die schönen Amerikanerinnen.** Illustriert von **E. H. Küchler.** Preis geh. M. 2.—, in Lederband M. 3.50.

Hanns von Zobeltitz:

Prinzess Hummelchen. Illustriert von **F. v. Reznicek.** Preis geh. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.

Die Todbringerin. Illustriert von **F. v. Reznicek.** Preis geh. M. 1.—, eleg. geb. M. 2.—.

Carl Bleibtreus Illustr. Schlachtenschilderungen:

Woerth. 1.—20. Tausend. Preis geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Gravelotte. 1.—25. Taus. Preis geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Sedan. 1.—45. Tausend. Preis geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Paris 1870/71. 1.—20. Tausend. Pr. geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Orleans. 1.-20. Tausend. Preis geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Belfort. **Die Kämpfe von Dijon bis Pontarlier.** 1.—20. Taus. Preis geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Der Verrat von Metz. 1.—20. Taus. Preis geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Aufl. 200000 Bände.

Neu:

Amiens-St. Quentin. Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—20. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1. , geb. M. 2.—.

Le Mans. Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—15. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1.—, geb. M. 2.—.

Wir liegen mitten in Europa. Wir haben mindestens drei Angriffsfronten. Frankreich hat nur seine östliche Grenze, Rußland nur seine westliche Grenze, auf der es angegriffen werden kann. Wir sind außerdem der Gefahr der Koalition nach der ganzen Entwicklung der Weltgeschichte, nach unserer geographischen Lage und nach dem vielleicht minderen Zusammenhang, den die deutsche Nation bisher in sich gehabt hat im Vergleich mit anderen, mehr ausgesetzt als irgend ein anderes Volk. Gott hat uns in eine Situation gesetzt, in welcher wir durch unsere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Trägheit oder Versumpfung zu geraten.

Bismarck im Reichstag 6. 2. 88.

Frieden.

Novelle von

Georg Freiherrn von Ompteda.

(Schluß.)

Eins wußte ich bestimmt, so konnte es nicht bleiben, ich mußte klar sehen, was mit uns geschehen sollte. So beschloß ich endlich der Mutter mich anzuvertrauen.

Aber ich konnte ihrer nie allein habhaft werden. Sie pflegte den Vater, sie hatte im Hause zu tun, Frieden war stets dabei.

Inzwischen war lange Zeit vergangen, Wochen nicht bloß, sondern Monate. Ich glaube, jeder andre hätte längst eine Entscheidung herbeigeführt, nur ich nicht. Aller Kampf, alle Härte, alles Müssen, alles Entschließen, zu einem Abschluß bringen, ist meinem Wesen immer unwiderstehlich unangenehm erschienen und ich muß es gestehen, ich fing allmählich an, mich an dieses Hinausschieben, dieses Warten zu gewöhnen.

Ich fühlte mich in dieser Zeit nicht grade unglücklich. Was sage ich, nicht unglücklich, glücklich bin ich gewesen! Glücklich, denn ich sprach jeden Tag mit Frieden, wenn auch nur wenige Worte. Sie wurde immer beschäftigt, immer beobachtet, immer zurückgehalten. Ich fühlte, man suchte uns nach Möglichkeit zu trennen.

Aber diese kurzen Augenblicke, die ich sie sah, genügten meinem Empfinden und meiner Phantasie.

Sie gehörte mir ja; es konnte kommen was da wollte, ich hatte keine Eile, ich hatte Zeit, lange Zeit, und bei meinem lässigen Wesen erschien es

mir gleichgültig, ob sie mein ward früher oder später, denn wir liebten uns doch!

Ja, dies warten und träumen, dies Zurückbeben vor der Entscheidung war mir bald nur noch eine süße Verzögerung, ein Aufsparen der Freude, ein Zurückhalten des Glückes, das mir dann um so herrlicher lachen sollte.

So habe ich denn auch die Auseinandersetzung mit der Mutter schließlich nicht grade gesucht. Es wäre nichts leichter gewesen, als ihr zu sagen: Mutter, ich habe mit Dir zu sprechen, wann und wo kann das geschehen?

Ich tat es nicht, ich überließ es dem Zufall, er sollte entscheiden, und ich wartete und wartete auf eine günstige Gelegenheit.

Ein Umstand erleichterte mir das: Frieden drängte nicht und tat selbst niemals den Mund auf. Sie blieb, was sie gewesen, ein Schatten unter uns Schatten im Haus. Aber ein lieber Schatten, der mir jedesmal, wenn ich ihn sah, Glück und Zufriedenheit, Ruhe, köstliche Ruhe ins Herz zauberte.

Ruhe, dieses göttliche Wort, dem ich nichts vergleichen könnte, dieses Wort, das heute mich alten Mann noch genau so in Bann schlägt, wie einst den jungen. Mein Leben ist immer ruhig dahingegangen; ich bin kein Mensch, der da brannte nach Erregung, nach Wechsel und Kampf und Zank und Streit. Wie ich die Ruhe während meiner Krankenzeit als die größte Wohltat, als die beste Arznei empfunden, so ist es so in meinem Wesen und Charakter geblieben.

Ich fühlte, ich war zu lautem stürmischem Glück nicht gemacht; nicht geboren, um meine Liebe zu kämpfen. Ich wollte nicht trotz aller meiner lächerlichen Träume von großen Taten und Erfolgen als ein Sieger vor dem Mädchen stehen; ich wollte ihr ruhig die Hand reichen, still den Arm um sie legen. Sie sollte den Kopf betten an meine Brust, und ich hätte die Augen geschlossen, dem Klopfen ihres Herzens gelauscht, ihr Atmen mit geatmet und sie an meiner Seite empfunden als höchstes Glück.

Ein Träumen, ein Hindämmern, ein stiller Frieden, Frieden, wie sie hieß, wie sie ihn mir gebracht, war alles, was ich verlangte. Ein Frieden, sanft über die Erde gebreitet, eine milde, weiche, unbewegte Luft, wie sie mein Körper und meine Nerven noch heute als köstlichstes Wohlsein empfinden.

Endlich kam doch der Tag der Aussprache mit der Mutter. Ich erinnere mich dessen noch genau. Ich will nachdenken: es war Winter,

eine eisige Nacht lag hinter uns, die Fenster waren bereift, und ich weiß noch, daß ich in meinem Zimmer immer im Gedanken an das Glück, das mir bevorstand, nach dem zu greifen ich nicht die Kraft besaß, an die Scheiben hauchte, während ich hinaussah in den Garten, wo der Schnee in dichten, hohen Haufen auf den Zweigen lag.

Ab und zu fiel er unter den wärmenden Strahlen der Sonne ab, und dann schnellte jedesmal ein Ast, von der Last befreit, in die Höhe. Mit einem Mal schien der Baum zu leben; andre Äste folgten, er schüttelte sich wie ein Tier, das die Schneedecke abwirft.

Es war bitter kalt. Ich liebe Kälte nicht. Ich hatte einheizen lassen und sah nach dem Thermometer. Ich weiß noch, ich hatte das Gefühl „das Ding zeigt nicht richtig, denn es ist nicht möglich, daß in diesem Zimmer sechzehn Grad sind.“ Ich nahm das Thermometer von der Wand und ging ins Wohnzimmer nebenan, um zu vergleichen.

Wir hatten in unserem Hause überall Thermometer, in jedem Raum, auf jedem Korridor; die Temperatur spielte bei uns eine große Rolle, der Vater sprach immer darüber, er verglich, er hat jahrelang sogar Buch geführt. Das Wetter wurde beurteilt, der Barometerstand notiert. Ich erwähne das nur, um zu erklären, warum ich mich dieses kleinen Umstandes noch so genau erinnere.

Die Mutter war im Wohnzimmer. Es sah altväterisch bei uns aus, wir besaßen keinen Salon, keine gute Stube, sondern am Fenster stand ein Nähtisch, wie in alten Zeiten, und dort suchte sie eben ein Band, eine Zwirnrolle, eine Nadel, ich weiß nicht was.

Ich warf nur so hin: „Ich will die Temperatur vergleichen!“

Sie blickte auf, und ich stellte das Thermometer auf einen kleinen Schrank in der Nähe des anderen Thermometers, das dort hing.

Die Mutter meinte: Die Wand ist kälter!

Sie hatte recht, und ich wollte das Thermometer neben das andre hängen, aber es war kein Nagel vorhanden. Sie nahm aus dem Nähtisch eine große, starke, feste Nadel, die ich in die Tapete steckte und an die ich das Thermometer band.

Der Vater hatte in der Nacht Fieber gehabt. Die Vergleichung der Wärmegrade brachte meine Gedanken darauf, so daß ich nach seiner Temperatur fragte. Ich weiß alles noch so genau, was wir sprachen, daß ich es Wort für Wort wiedergeben könnte.

Sie meinte, es ginge heute besser.

Ich antwortete, ich wüßte es wohl, ich wäre an seinem Zustande schuld; und wieder blickte sie mich erst nicht an.

Aber ich fuhr fort: ich würde ja alles tun, um ihn nicht zu erregen, nur befände ich mich in einer entsetzlichen Lage, denn einmal müßte ich doch schließlich wieder davon anfangen.

Da sagte die Mutter plötzlich mit verhaltener Heftigkeit, und eine flehende Bitte lag in ihren Augen, ich solle es nicht tun.

Ich gab zurück, das wäre ja eben der Zwiespalt in mir, ich wollte den Vater nicht aufregen, und doch könnte ich nicht anders.

Da sprach sie Worte, die mich sehr erregten, halb voll Vorwurf, halb voll Angst: Aber ich dachte doch, das Alles wäre längst vorüber!

Wie konnte sie so etwas denken, da wäre ja Alles nur ein Nichts, eine Spielerei zwischen Frieden und mir gewesen? Längst vorüber? Dadurch, daß der Vater krank geworden, längst vorüber? Vorüber, weil ein paar Wochen oder gar ein paar Monate vergangen waren?

Und mit einem Mal wurde ich, wie es meine Natur ist, jäh erregt. In einer Flut von Worten erklärte ich der Mutter, nie würde ich von meinem Glück lassen, nie von Frieden und nie Frieden von mir. Wenn wir jetzt auch lange geschwiegen, so wäre es nur aus Rücksicht auf den Vater geschehen, und sie sollte nicht denken, daß ich dieses Glück je aufgäbe, denn mein Weg wäre mir so klar vorgezeichnet, wie noch nie etwas in meinem bisherigen alltäglichen Dasein. Ich würde mit der Frage kommen und wieder kommen, und wenn es nicht heute wäre, so morgen, und wenn nicht morgen, so in Wochen — in Monaten. Ich würde kommen und kommen und immer wieder kommen.

Mein Gegenstand riß mich mit sich fort, so daß ich rief:

— Und wenn der Vater jedes Mal wieder krank würde, so muß ich es ihm jedes Mal wieder sagen; denn es gibt Dinge, die uns so nahe gehen, daß sie in unser Lebensmark einschneiden.

Erst als ich mit meiner Rede fertig war, sah ich, welche Wirkung sie bei meiner Mutter hervorgebracht. Ich hatte gesprochen und gesprochen und jetzt blickte ich in ein ganz verstörtes Gesicht, in ein Antlitz, das um zehn Jahre gealtert schien, in ein paar große, weitaufgerissene Augen, auf ein paar zuckende Lippen. Die Mutter nahm mich bei der Hand und drückte meine Finger, daß es mir Schmerz verursachte, indem sie mir leise ins Ohr zischte:

— Du wirst es nicht tun! Du wirst es nie tun, mein Kind! Du mußt verzichten können. Es geht nicht, es geht nicht, um Deiner Mutter willen!

Ich stand vor einem Rätsel. Ich ahnte ja, daß auch sie es nicht wollte, aber was hatte die Mutter damit zu tun?

Ich fragte sie danach. Sie stammelte, nein, nein, es wäre um des Vaters willen und mit einemmale sprach sie lange und aufgeregt, erzählte wirr durcheinander, Dinge, die gar nicht mit der Sache zusammenhingen. Ich hatte das Gefühl, sie wußte vor innerer Erregung nicht mehr, was sie sprach.

Da trat ich zu ihr und beruhigte sie mit begütigenden Worten, mit Sätzen, die mir die innere Erregung eingab, denn ich ahnte irgend einen Zusammenhang, den ich nicht begriff, ein seltsames peinvolles Rätsel. Ich fühlte, wenn ich diesen Gegenstand berührte, traf ich beide, beide Eltern, Vater und Mutter. Ich sagte ihr, sie dürfe mir nicht böse sein, aber sie müsse mir erklären, was sie gegen Frieden habe. Doch sie wich meiner Frage aus.

Die törichtesten Gedanken kamen mir: ich wußte, sie hatten ein Mädchen für mich, mit dem sie mich verloben wollten. Sie finden wohl die Partie nicht gut genug für mich, und mochten es doch nicht aussprechen, denn Frieden war ja ihr Pflege-Kind.

Noch andere Ideen stiegen in mir auf, plötzlich — mit Blitzesschnelle. Sollte das Erscheinen, das Leben dieses Mädchens im Hause etwa ein Streitpunkt zwischen den beiden Gatten sein? Hatte der eine vielleicht den andern überredet, es aufzunehmen, und jetzt tat es ihnen leid, daß es geschehen.

Ich begriff nichts, nichts. Aber ich fühlte, jetzt war der Moment gekommen, die Wahrheit zu erfahren, denn ich wußte nun, irgend etwas Ernstes, Großes ward mir verborgen.

Ich hatte Angst vor dem Augenblick der Aufklärung, Angst, fürchterliche Angst, die mich würgte, so, daß mir oft das Schlucken schwer ward, daß ich dann kein Wort herausbrachte.

Die Mutter mochte ähnliches empfinden, aber ihr Gesicht ward nur hart und fest und entschlossen, als sie sagte:

— Komm mit auf mein Zimmer!

Dann ging sie voraus. Ich folgte so erregt, von so großer Angst erfaßt, daß ich alles darum gegeben hätte, wäre dieser Moment mir erspart worden. Ich ahnte irgend etwas Schreckliches, etwas, das ich nicht hören wollte, und ich hätte bitten mögen: Sie solle es mir schreiben, sie solle es Frieden sagen; sie solle es morgen sagen, sie solle sich Monate Zeit lassen, nur nicht jetzt, nur nicht jetzt reden!

Aber ich ging ihr trotzalledem nach und wir traten in ihr kleines Zimmer, das einfachste vielleicht des ganzen Hauses. Ich war seit vielen

Jahren nicht mehr darin gewesen, ich wußte kaum mehr, wie es aussah, ich hatte fast nur noch eine blasse Erinnerung davon.

Wir trafen uns sonst nur im Wohnzimmer, bei Tisch, hierher zog sich die Mutter nur immer zurück, indem sie uns sagte, sie sei müde, oder heimlich, wenn sie ihre Redensart gebrauchte: Ich habe zu tun!

Dann wähnte man sie im Hause irgendwo beschäftigt, im Keller, auf dem Boden, in der Küche, bei den Leuten, in den Vorratskammern, aber in Wirklichkeit saß sie hier in diesem kleinen Raum mit den Kattungardinen, diesem Raum, der etwas klösterlich einfaches besaß, denn es stand nur ein Bett darin, ein Nähtisch, ein großer Kleiderschrank und zwei Stühle.

Und dort mußte ich mich auf einen der Stühle setzen. Sie nahm mir gegenüber Platz, gegen das Licht, das am späten Nachmittage dieses trüben Wintertages nicht allzu hell in das Zimmer schien, und dabei bedeckte sie die Augen noch mit der Hand. Ehe sie zu sprechen begann, sah ich, daß ihr langsam die Tränen über das Gesicht perlten; sie ließ ihnen ihren Lauf.

Ich fühlte, daß es ihr unsagbar schwer wurde zu sprechen, ich empfand, daß ein entsetzliches Leid sie bedrängte, irgend etwas auf der Seele ihr lastete, das sie jetzt zum ersten Mal einem andern ausschütten wollte.

Und unwillkürlich, ehe sie zu reden begann, tat ich etwas, das mir mein Gefühl eingab. Ich beugte mich vor, stützte die Ellbogen auf die Kniee und ließ den Kopf sinken, nur damit ich sie nicht ansähe.

Es dauerte lange Zeit, bis sie die Kraft gewann, zu sprechen. Endlich aber begann sie mit leiser Stimme. Sie holte weit aus, sie fing scheinbar von Dingen an zu erzählen, die in keiner Beziehung zu dem standen, was sie sagen wollte.

Sie begann von ihrer Kindheit, von ihrer Jugend; sie erzählte von ihren Eltern, deren Bilder ich nur gesehen, die früh gestorben waren und von denen wir Kinder eigentlich nie etwas gehört hatten.

Es gibt Häuser, in denen die Großeltern eine Rolle spielen, sei es, daß sie noch eingreifen ins Leben, sei es, daß sie an ihrem Lebensabend die Enkel lieben und verziehen. Bei uns fehlte dies; beide Eltern meines Vaters, wie beide Eltern meiner Mutter habe ich nie gekannt und wenn uns auch als Kindern von ihnen gesprochen worden war, nun, wo nicht viel mehr an einem Menschenalter fehlte, das dazwischen lag, war die Erinnerung an sie etwas verblichen. Wir Kinder hatten wohl

auch damals nie recht zugehört, denn wir verbanden mit Großvater und Großmutter keinen Begriff; wir hatten sie ja nie selbst von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Es war, als wollte die Mutter, indem sie weit ausholte, Mut fassen. Sie erwähnte ein paar Jugenderinnerungen, endlich kam sie darauf, wie sie den Vater kennen gelernt, wie glücklich sie als junge Leute gewesen.

Sie erzählte, wie die Brüder und endlich ich geboren worden; sie sprach von unseren ersten Jahren und es schien, als redete sie gern davon, als wäre sie sehr, sehr glücklich gewesen. Es ging aus ihrer Erzählung hervor, was in diesem Augenblick mir erst zu Sinn kam, daß früher zwischen dem Vater und ihr ein ganz anderes Verhältnis bestanden hatte, wie heute.

Sie zeigte mir sein Jugendbild, auf dem ich ihn gar nicht erkannte, mit einem Ansatz nur von Schnurrbart, ein hübscher, fast kecker junger Mann. Und immer wieder verweilte sie bei dem Glück ihrer ersten Frauenjahre.

Sie erzählte, was der Vater für sie getan, wie sie viel zusammen gereist waren, wie er ihr alles und jedes mitgeteilt. Ich gewann daraus das Bild, als ob zwischen diesen beiden Menschen das innigste Verhältnis bestanden, das nur zwischen Gatten möglich ist.

Mir kam die Auseinandersetzung seltsam vor. Es hatte fast etwas Peinliches, die ruhige Mutter, an der ich nie eine Erregung gesehen, von der nie ein Wort mehr als notwendig fiel, in Ausdrücken sprechen zu hören, die fast Schwärmerei bedeuteten. Aber es schien ihr daran zu liegen, mir recht klar zu machen, wie glücklich, wie unendlich glücklich sie mit dem Vater gewesen sei.

Nachdem sie mich so vorbereitet wähnte, begann sie in einem anderen Ton. Sie sagte mir, ich wäre nun alt genug, um den Sinn des Lebens zu verstehen, ich hätte die Absicht, selbst einen eignen Herd zu gründen, da müßte sie mit mir anders sprechen können, obgleich sie nie geglaubt, daß sie einmal mit ihrem Sohn darüber reden würde.

Und sie gewann mein Herz mehr und mehr, indem ich sie beinahe neu kennen lernte, von einer Seite, die ich nie an ihr bemerkt, von der mitteilsamen und weichen. Ich habe gesagt, daß ich eigentlich meinem Vater näher stand, als meiner Mutter, das ist aber nur bis zu dieser Unterredung so gewesen. Von diesem Nachmittage ab änderte sich das Verhältnis gegen meinen Vater zwar nicht, denn es blieb ihm gegenüber dasselbe, aber es gewann etwas neues, die Mutter

kam dazu. An diesem Tage lernte ich erst fühlen, daß ich eine Mutter wirklich besaß.

Doch ich erzähle schlecht, ich müßte logisch alles aufeinander folgen lassen, ich dürfte nichts vorweg nehmen. Aber es wird mir sauer zu sprechen, mir dem Sohne bitterschwer das zu sagen, was ich jetzt erfuhr.

Ebenso schwer fast wie der armen Frau, die sich in diesem Augenblick demütigte, wie sich nur eine Frau demütigen kann, um ihrem Sohne eine Beichte abzulegen.

Sie hätte es nicht gebraucht, sie hätte sich damit begnügen können, es dem Vater zu überlassen und einfach zu sagen:

— Wir wünschen nicht, daß Ihr Euch angehört. Frieden und Du sollt getrennte Wege gehen. Wir wünschen es eben nicht und wir brauchen es nicht zu begründen.

Das sagte sie mir nicht. Sondern sie begann ihre Beichte. Aber sie konnte im Anfang den Mut nicht finden, rückte ihren Stuhl näher, griff nach meiner Hand und sprach:

— Ich enthülle Dir alles, ich demütige mich vor meinem eigenen Kinde nur deshalb, weil Du mir in der Seele leid tust, weil das Mädchen mir leid tut, weil ich es nicht mit ansehen kann, die Schuld daran zu tragen, daß Ihr Euch nicht angehören dürft. Ich weiß nicht, ob ich recht tue, aber ich glaube, ich muß es, und ich bitte Dich nur eins, mein Sohn, verzeihe Deiner Mutter, denke nicht zu schlecht von ihr, sprich noch mit ihr, liebe sie noch! Bitte, bitte!

Ich war beschämt, verwirrt, ich wußte nicht, was ich sagen sollte und ich legte den Arm um der Mutter Nacken und küßte sie und sagte, ich wäre doch ihr Sohn und ich würde ihr nie böse sein. Ich wüßte nicht, was sie mir zu sagen hätte, aber ich würde es ihr danken, wenn sie redete.

Da beugte sie sich herab und ganz zerknirscht, ohne mich anzusehen, begann sie zu erzählen. Sie glitt dabei von ihrem Stuhl, und, wie eine betende Büßerin auf den Knien, rückte sie mir nahe, immer näher und wie einem Priester schüttete sie mir all ihre Qual ins Herz, in leisen, zuletzt immer stürmischer sich anklagenden Worten.

Es war eine kurze und doch lange, eine schwere, traurige, eine entsetzliche Geschichte, eine Geschichte, die ich erst nicht faßte, bei der sich mir das Herz krümmte wie unter einem Tritt. Bei der mir die Seele schmerzte, wie bei einer Wunde. Eine Geschichte, die mich in den tiefsten

Tiefen erschütterte, die entsetzliche Anklage einer armen Frau über die Verirrung ihres Herzens, deren sie nicht Meister geworden.

Sie hatte gesagt, wie sie meinen Vater geliebt. Sie war Mutter dreier blühender Söhne, sie hatte nie an einen anderen Menschen auf der Erde gedacht, sie war meinem Vater blindlings gefolgt vom ersten Augenblick ab, wo sich diese Beiden begegnet und doch und doch war sie ihm abtrünnig geworden.

Es war eines Tages geschehen, der aussah wie alle andern, an dem die Sonne aufging wie immer und an dem sie sich zur Ruhe legte wie jeden Abend, ein Tag der Sonnenschein brachte wie die Tage vorher und wie die Tage, die darauf folgten; ein Tag, an dem es nicht wärmer war und nicht kälter wie sonst, ein Tag, der nichts besonderes hatte und der doch das Glück zweier Menschen begrub.

Zweier Menschen? Nein! Als Folge des Fluches rüttelte er auch an unserem Glück und wie er zwei gute sich liebende Menschen getrennt, richtete er eine Scheidewand auf zwischen Frieden und mir, eine die nie zu überbrücken war, die nie überbrückt worden ist.

Und heute, wo Jahre darüber vergangen sind, viele viele lange Jahre, zittert diese Stunde noch wie das Größte, das Furchtbarste, das Traurigste meines Lebens in mir nach und ich kann diese Zeilen kaum niederschreiben. Es ist mir, als ob das Vergehn unsre ganze Familie beträfe, von der Niemand heute übrig ist. Es ist mir als ob es gut wäre, daß wir ausgelöscht sind und daß das arme verirrte Blut dieser armen, armen Frau, die meine Mutter war, nicht in einem Enkel wieder erwacht.

Ja, es ist gut so, es ist gut so, und nun muß ich erzählen.

Es wird mir schwer, es ist, als müßte ich erröten, wenn ich diese Zeilen niederschreibe, erröten für mich und für meine Mutter, für meine arme unglückliche Mutter. Es ist, als glitte mir die Feder nicht mehr über das Papier. Es ist, als sollte ich die liebste, beste Mutter bloßstellen, als müßte das, was sie mir anvertraut, lieber ewig unaufgedeckt bleiben.

XI.

Ich konnte mich nicht überwinden weiter zu schreiben. Aber ich bin mit mir zu Rate gegangen, und ich entschloß mich dennoch fortzufahren, denn ich tue es eines höheren Zweckes willen. Wie ich in meiner Einleitung gesagt, um meinem Leben irgend einen Wert zu geben.

Dieses seltsame erschütternde Ereignis, das ich zu Papier bringen will, soll ein menschliches Dokument sein, soll Größeren und Besseren als mir

die Mittel an die Hand geben, um in dunkle Abgründe der Seele hineinzuleuchten, um grausige Tiefen zu erhellen. Ein Mittel, um uns Menschen zu verstehen. Und einen höheren Zweck noch soll es erfüllen:

Sollte irgendwo auf unsrer Erde sich ähnliches wiederholen, so mögen diese Zeilen dazu beitragen, der armen Frau, der solches Unglück des Herzens, der Seele, des ganzen Daseins widerfährt, ein wenig Erbarmen zuzuführen, ein bißchen Mitleid nur, ihr Vergehen zu erklären, zu zeigen, daß sie kein Ungetüm, kein böses Geschöpf ist, sondern daß das Gleiche einer Frau geschehen ist, die gut geartet war, die ihre Kinder liebte, die ihren Mann auf den Händen trug und deren Herz nur in einem bösen Augenblick krumme Wege wandelte, krumme Wege, die sie furchtbar büßte.

Und da Niemand weiß, wer ich bin und da keiner vermutet, wo wir gelebt haben, und da, ich will es an dieser Stelle gestehen, ich diese und jene Fährte absichtlich verwischte, so stelle ich auch das Andenken meiner Mutter nicht bloß, bin kein Vogel, der sein Nest beschmutzt.

Diese Zeilen sollen sagen: Brecht nicht den Stab, seht nicht einen Menschen für verworfen an, blos weil er einmal irrte. Hütet Euch, denn morgen seid Ihr selbst vielleicht die Sünder!

XII.

Es widersteht mir, die Mutter erzählen zu lassen, ich kann ihre Worte nicht wiedergeben. Ich, der Sohn, will es übernehmen, ich will sagen was geschah und wie es kam.

Der Vater hatte sich immer für Spanien auf das Lebhafteste interessirt und so wie er neben seinem Beruf Tausend andere Dinge trieb, machte er eingehende spanische Sprachstudien und war, ich kann nicht sagen wie, darauf gekommen, spanische Dialekte zu vergleichen.

Er sprach ein Dutzend lebende Sprachen und eine neue zu erlernen wurde ihm leicht. In einem Jahr oder wenig mehr beherrschte er sie meist vollkommen. Daher war es sein sehnlichster Wunsch gewesen, einmal ein Jahr oder länger in Spanien zuzubringen. Denn so war seine Methode: er nahm sich keinen Lehrer, sondern er mietete sich in dem Lande irgendwo in einem kleinen Wirtshaus, in einer Privatwohnung ein und pflegte dann mit dem fremden Volke zu leben, als ob er zu ihm gehörte. Er hat immer gesagt, nur so kann man ein Idiom sich wirklich zu eigen machen. Über Sprachlehrer pflegte er zu lachen.

Wir drei Söhne waren damals noch ganz klein, ich trug sogar noch ein Kleid. Die Mutter war außer sich über den Plan des Vaters;

die Eltern hatten nicht viel Verkehr, im Gegensatz zu den späteren Jahren. Sie lebten ganz für sich und da auch Verwandte fehlten, wäre die Mutter sehr verlassen gewesen; sie ängstigte sich vor dem Alleinsein.

Sie stellte ihre Lage meinem Vater vor, aber er hatte nur immer den einen Gedanken im Kopf, diese spanischen Dialekte zu lernen. Das quälte ihn und ließ ihm keine Ruhe.

Zwei oder drei Mal war er drauf und dran abzureisen, aber jedesmal brachte ihn das Flehen der jungen Frau dazu, es nicht zu tun, und so wurde der Plan immer verschoben und verschoben; er mochte meiner Mutter den Schmerz nicht antun, er konnte sich nicht losreißen, aber es war, als ob der Teufel ihn besäße.

Er war zerstreut, er dachte immer nur an jene ihm so reizvollen Studien; er bereitete sich aus Büchern vor; er hatte sich eine ganze Bibliothek über spanische Sprache, Kultur und Geschichte angelegt. Er saß immer über seinen Schriften und immer stöhnte und seufzte er, als würde ihm der Lieblingswunsch seines Lebens durch die Eigensucht seiner Frau vereitelt.

Das quälte die Mutter, aber sie blieb dabei, sie wollte ihn nicht fortlassen. Sobald das Thema angeschlagen ward, gab es zwischen den beiden Leuten, die nur für einander lebten, eine leise Verstimmung.

Aber eines Tages überraschte der Vater die Mutter plötzlich damit, daß er bei Tisch erklärte, er könne nicht anders, in zwei Stunden ginge sein Zug ab.

Sie war fassungslos. Es blieb dabei. Der Diener hatte heimlich den Koffer packen müssen; ein kurzer Abschied erfolgte. Meine Mutter war in Tränen gebadet, sie sah das Vorgehen des Vaters fast wie eine Untreue an.

Ich muß dabei erwähnen, daß nach meiner Geburt eine Art Weichheit und Tränenseligkeit bei ihr zurückgeblieben war, die in den ersten Wochen und Monaten sogar einen bedrohlichen Charakter angenommen hatte, sodaß verschiedene Ärzte zu Rate gezogen worden waren.

Umso unverantwortlicher schien es, daß mein Vater von seiner Idee nicht hatte lassen können, wenn auch der Zustand meiner Mutter sich im Laufe der Zeit gebessert hatte.

Ich lege hierauf Wert, denn ich meine, die Mutter ist in jener Zeit vielleicht doch nicht ganz normal gewesen; eine Gemüts-Depression war jedenfalls vorhanden. Und ich möchte alles heranziehen, um meiner Mutter Wesen wenigstens menschlich zu erklären.

Als mein Vater abgereist war, schien meine Mutter der Verzweiflung nahe. Sie fand keinen Trost darin, daß ihm ein großer Herzenswunsch erfüllt wurde. Es war ihr zu Sinn, als ob er sie einfach verlassen hätte.

Diese beiden Menschen hatten alles bis dahin zusammen getan; sie waren in der ganzen Zeit ihrer Ehe nicht einen Augenblick von einander gewichen und nun ging er einfach ohne Sang und Klang davon, und offenbarte ihr seinen Entschluß nur zwei Stunden vorher, zwei kurze Stunden! Das empfand meine Mutter als entsetzlichen Schlag.

Sie hatte die ganze Zeit über mit eifersüchtigen Augen diese Liebe, diese Sehnsucht nach Spanien mit angesehen, sie fühlte sich depossediert, das Herz ihres Mannes gehörte nicht mehr ganz ihr; etwas Fremdes war dazwischen getreten und nahm es ein.

Das hatte schon Monate lang in ihr gearbeitet und gebohrt und nun kam dieser Schlag. Und dieser Zustand der Depression ward noch stärker, da der Vater Wochen lang nicht schrieb.

Er konnte nachtragend sein und er hatte ihre Auflehnung gegen die spanische Reise seinerseits genau so falsch aufgefaßt wie meine Mutter sein Vorgehen. Er meinte, sie wäre selbstsüchtig, sie gönne ihm das Vergnügen nicht, das ihm mehr als ein solches war. Die furchtbare Szene, die erfolgt war, als er ihr mitgeteilt, daß er in zwei Stunden abreisen werde, hatte die Folge gehabt, daß die Beiden bis zum Moment des Wegfahrens nicht mehr ein Wort gewechselt.

Dieser wortlose Abschied der Mutter arbeitete in seinem Innern fort und er sagte sich, sie müsse zuerst schreiben, sie müsse für ihre Selbstsucht ihm ein Wort der Aufklärung geben. Er erwartete von ihr unbedingt den ersten Brief und dieser Brief kam nicht, denn sie erwartete einen solchen von ihm.

Ja, sie glaubte noch mehr; sie hatte bestimmt gehofft bei der nächsten Station würde ihm sein Gewissen schlagen und er würde zurückkommen. Sie hatte erwartet, gelangte er vielleicht sogar bis Paris, von dort würde er, müsse er wieder umdrehen. Sie hatte gelauert und gehofft und gejammert und gebebt, mit jeder Post gemeint, die Nachricht müsse kommen, er komme, bereute, er könne ohne sie nicht leben — aber diese Nachricht kam nicht.

Es war Sommer und der Arzt riet der verstörten Frau, deren Seelenzustand ihm nicht verborgen geblieben, mit den Kindern in ein Seebad zu gehen. Er tat als wäre es für uns Jungen unbedingt notwendig; in Wirklichkeit wollte er aber die Mutter aus der Einsamkeit

unseres Hauses fortbringen, wo sie Niemanden sah, wo sie sich immer tiefer in ihr Leid und ihre Verbissenheit einspann.

Die Reise ging an die Ostsee, wo der Wellenschlag geringer ist, und die Bäder einen milderen Einfluß auf den Organismus üben. Sie ging in eines jener Ostsee-Nester, das erst im Aufkommen war, wo von elegantem Leben keine Rede sein konnte, ja wohin sich noch kaum der Verkehr verirrt.

Es war ein verträumtes Sandnest, so recht ein Aufenthalt für zwei Liebende, die den ganzen Tag am Strande sitzen und das Heranrollen der Wogen beobachten, die würzige frische Luft einatmen und Arm in Arm an den Dünen spazieren gingen.

Ein Ort, wo sie kein Mensch gestört hätte, denn kein Mensch kam dort hin. Aber es war kein Platz für eine junge Frau, die sich verlassen wähnte; kein Platz für ein verwundetes gekränktes Gemüt, wie das meiner Mutter.

Man konnte dort ein Idyll leben und man konnte sich auch dort langweilen bis zum Wahnsinn. Das trat ein, meine Mutter fand keinen Verkehr; die zwei, drei Menschen, mit denen sie vielleicht hätte in Beziehung treten können, ärgerten sie in ihrem verbissenen Zustand, in dem sie sich befand, durch ihr rücksichtsloses Wesen; sie mochte sich wohl auch niemandem aufdrängen, sie wollte vielleicht zurückhaltend sein, als alleinstehende Frau.

Sie hatte nur ein Kinderfräulein mit und die ging mit den Kleinen spazieren, beaufsichtigte sie am Strande, wenn sie ihre Sandburgen bauten, zur Zeit der Ebbe Kanäle gruben, die dann bald die Flut einriß.

Die Kinder waren glücklich, sie gediehen und bekamen rote Backen, das, was der Arzt gesagt, traf ein, traf ein für sie, aber nicht für meine Mutter. Die Seeluft erregte sie, sie ward nervöser denn je.

Sie harmonierte mit dem Kinderfräulein nicht. Ein paar Mal hatte sie ihr Vorwürfe über ihre Heftigkeit gegen die Kinder gemacht, was dann Maulen und Verstimmungen gegeben hatte; ein Verkehr, ein Mensch, mit dem sich die vereinsamte Frau hätte aussprechen können, war das Mädchen in keinem Falle.

So kam es, daß sie die Kinder unter der Aufsicht der sonst immerhin zuverlässigen und tüchtigen, nur sehr empfindlichen Person ließ und allein spazieren ging.

Was hat sich da in der Seele der vereinsamten Frau zugetragen? Ich weiß es nicht. Die äußeren Umstände hat mir meine Mutter

erzählt, darüber aber hat sie nie gesprochen. Hätte sie es mir erklären können und sich verteidigen? Hat sie nicht gewußt wie es anfangen? Wollte sie in ihrer Scham dem Sohn gegenüber schweigen? Ich kann es nicht sagen.

Aber ich habe darüber nachgedacht. Worte, Andeutungen die sie gemacht, haben mir einen Anhalt gegeben und ich meine, das folgende wird sich etwa so abgespielt haben, wie ich es erzähle:

Sie ging an den Dünen hin; zu ihren Füßen der spärliche Wuchs dieser öden Sandflächen: Seegras, Weiden, einige schnell und kurz blühende Blüten, am Rand der Dünen Wiesen und Wiesen, endlose Wiesen und dann hier und da das Flüstern eines Waldes, der sich irgendwo an einem Vorsprung in die öde Sandfläche zu ihrer Linken hinzog.

Dazu das Rauschen der See, nicht mächtig und gewaltig, nicht erschreckend, dem Menschen seine Ohnmacht fühlen lassend, wie die großen Weltmeere, daß Furcht in die Seele schleicht, daß man gebannt steht vor den gewaltigen Wogenbergen, vor der zischenden, sprühenden, brüllenden Brandung; sondern nur ein gleichmäßiges Branden an eine weite ebene Sandfläche, die sich ganz allmählich hinabsenkt in die Flut, an der die Wellen unabläßig und unermüdlich anlaufen, in langen, langen Wogenkämmen, in wachsenden, schwellenden Hügelreihen sich dem Ufer nähernd, allmählich zusammenbrechend, daß der Gischt und Schaum hoch aufspritzt und dann in langen Spitzenschleiern, mit Perlen eingefaßt, das Sandufer hinauftreibt.

Wie sie so durch Wochen hinschritt bei dem eintönigen Rauschen, bei der immer gleichen Musik der Wogen, da dachte sie an den treulosen Mann, der dort unten weit, weit von ihr weilte, der es über das Herz gebracht, sie zu verlassen. Der viele Monate, der ein Jahr noch dort im Süden bei glutäugigen, üppigen Schönen bleiben würde, von denen er immer, wenn auch nur im Scherz gesprochen, wobei seine Blicke leuchteten, ein Leuchten, das mehr dem Land und der Sonne, der melodischen Sprache des Landes galt, als den Menschen.

Er schrieb nicht. Er ließ sie im Stich. Düstere Bilder zogen in der Seele der vereinsamten jungen Frau herauf, ihr war, als hätte er sie wirklich verlassen. Sie dachte an kein Wiedersehen; er blieb fort, er kam nie, nie mehr zurück. Sie aber irrte ganz allein am Strande hin, an diesem öden, öden, langweiligen Strand, wo es keinen Menschen gab, wo nicht einmal Schiffe vorüberzogen, nur ganz selten, weit, weit draußen ein fernes Segel.

Und sie ließ sich einlullen von dieser ewigen gleichmäßigen Musik der Wellen, von diesem unausgesetzten Rauschen und Anstürmen, und immer größere Schwermut und Traurigkeit zog dabei in ihre Seele.

Ein Tag ging hin wie der andere und sie hatte niemand, niemand, mit dem sie sich aussprechen konnte. Die Kinder sah sie kaum, denn die mußten bei dem Fräulein bleiben und die Stetsempfindliche wollte sie nicht sehen. Da schlich sich immer größere Verlassenheit in ihre zu Tode traurige Seele.

Sie pflegte einen Shawl mit zu nehmen, um irgendwo am Ufer zu ruhen. Dann legte sie sich in den Sand, stützte die Hand auf und blickte hinaus in das zahme ruhige Meer, das, seitdem sie hier weilte, sich noch nie empört und immer nur gebrandet wie ein stiller kleiner See.

Und in diesem Alleinsein und in diesen Qualen ihrer verletzten Liebe stiegen Dämonen in ihrem Innern auf und raunten ihr zu:

— Was bist Du ihm, der Dich verlassen? Was ist er Dir, dem eine Reise höher steht, als seine Frau?

Und die Stimmen quälten sie und hörten nicht auf zu flüstern Tag und Nacht. Da überkam sie Lebensmüdigkeit und Verzweiflung. Sie hätte sich am liebsten ertränkt in dieser See, wäre sie nicht so flach und zahm gewesen. Sie hätte sich hineinstürzen mögen irgendwo von einer Klippe, hier wo nur Sand war und nur überall Sand. Ein kurzer Augenblick, ein Sturz und es wäre geschehen gewesen; aber hier hätte es nur ein langes Kämpfen und Untergehen sein können.

Einmal lag sie weit draußen auf einem Sandberge. Ein Buch hatte sie sich mitgenommen und las, um sich zu betäuben und ihren Zorn, ihren Kummer, ihre schmerzlichen Gedanken zu vergessen.

Es verging lange Zeit, sie hatte die Stunde verpaßt, sie hätte längst heimkehren müssen. Sie wußte nicht, hatte sie geschlafen, hatte sie sich blos eingesponnen in ihr Leid? Es war ihr, als tropften Tränen von ihren Augen.

Da hob sie den Kopf, sie hatte eine Stimme gehört, eine Stimme, die klang wie die ihres Mannes. Sie hatte an ihn gedacht, sie hatte einen Brief ersehnt, ein Zeichen. Sie hatte seltsame Ideen gehabt, er stände mit einemmal hier vor ihr. Freudig blickte sie auf, es war ja genau derselbe Klang, dieselbe Weichheit und doch so viel Metall darin, dieselbe Tiefe. Sie richtete sich schnell auf und da sah sie plötzlich, daß sie auf einer Insel lag und ein kleiner Meeresarm sie schon vom Ufer trennte. Er mochte nicht tief sein, sie konnte es nicht beurtheilen, aber er war breit genug, so daß sie nicht trockenen Fußes hinüberkonnte.

Und nun gewahrte sie den Rufer. Ein hoher, schlanker, junger Mann stand da, blond, sehr blond, wie die Menschen nur sind im Norden, mit sonnenhellem lichten Haar und Bart, und einem rosigen Gesicht, nur wenig von der Seeluft gebräunt.

Er trug einen weißen Flanellanzug, und winkte und rief. Sie blickte verstört hin, sie wußte nicht was er wollte. Endlich begriff sie es und stand erschrocken auf.

Er zeigte ihr, daß das Wasser stieg, daß die Insel kleiner ward zusehends, von Minute zu Minute, und hinter ihr der Kanal tiefer.

Und er fragte: — Soll ich Sie herüber holen?

Sie meinte, sie könne selbst zurückgehen, nahm Plaid und Buch, aber sie zögerte; das Wasser war tiefer als sie gedacht, sie hätte vielleicht Schuhe und Strümpfe ausziehen müssen, und das wollte sie nicht vor dem Fremden.

Doch als er sie so stehen sah, ohne einen Entschluß zu fassen, rief er und trat nahe an den leise wogenden wie atmenden Wasserarm heran:

— Sie müssen herüber, wenn Sie noch lange warten, kommen Sie nicht mehr durch.

Da ward ihr angst und sie antwortete dem drüben:

— Ich traue mich nicht!

— Sie müssen!

Sie fragte: — Ist es tief?

Und sie blickte in die grünliche Flut, die leise auf und abschwankte, ohne Wellen, wie das Wasser in einem Bottich, den man angestoßen.

Da zögerte der dort drüben nicht mehr; mit einem Ruck hatte er Schuhe und Strümpfe ausgezogen, schlug er sich die Beinkleider in die Höhe und begann ihr entgegenzugehen.

Aber bald versank er, das Wasser ging ihm an die Kniee, es stieg höher hinauf und mit einemmal fiel er in ein Loch, irgend eine unterspülte Stelle. Er kam bis an den Hals hinein. Er war ungeschickt gewesen, denn weiter rechts war es gar nicht so tief, man konnte dort leicht durch und es ging kaum bis an die Kniee.

Aber sie war zu erschrocken und wagte es nicht. Da nahm er sie kurz entschlossen, hob sie auf den Arm, die leichte junge Frau, er der kräftige große Mann, trug sie langsam hinüber und setzte sie ruhig auf den Sand, blickte sie an, zeigte seine weißen Zähne, lachte freundlich und sagte, als wäre es selbstverständlich gewesen:

— Sehen Sie, es war Zeit!

Dann schüttelte er sich, und das Wasser rann ihm von den Kleidern herab.

— Ich habe es dumm angefangen, meinte er nur und zog schnell wieder Schuhe und Strümpfe an.

Sie sagte ihm ein paar freundliche Worte des Dankes, aber nicht viel, denn sie war allzu erschrocken und verstört. Sie wollte nach Hause, es war höchste Zeit, die Kinder mußten auf das Essen warten. Doch es wäre unfreundlich gewesen den Fremden stehen zu lassen und da auch er Eile hatte, um sich umzuziehen, gingen sie nebeneinander her.

Er war einfach, bescheiden, er unterhielt sie gut. Er sagte, er hätte sie öfters schon gesehen, und kurz vor dem kleinen Badeort zog er artig den Hut und sie sah ihn quer feldein laufen über die Dünen, auf denen Weiden und Ginster und Seegras wuchs. Er wollte schnell nach Hause kommen, sich umzuziehen, denn er schien zu frieren.

Sie blieb stehen, sie starrte ihm nach, sie gab sich nicht Rechenschaft, sie wollte nur sehen wo er hinging. In einem strohgedeckten Hause, nicht gar weit von dem ihren entfernt, sah sie ihn verschwinden.

Am nächsten Tage wählte sie unwillkürlich wieder denselben Weg; sie meinte, sie würde ihn treffen, sie wollte ihm doch danken für seine liebenswürdige Hilfeleistung.

Die Kinder waren wie gewöhnlich am Strande zurückgeblieben um zu spielen; es war dasselbe, warme, gleichmäßige Wetter, immer der blaue Himmel und immer das wenig bewegte sanft anlaufende Meer.

In der Nähe der Stelle, wo die Flut die kleine Insel gebildet, warf sie ihr Plaid hin und legte sich in den Sand. Sie nahm ein Buch zum Lesen, aber ihre Gedanken waren nicht dabei, sie schweiften über die im Sonnenlicht blendende Wasserfläche und immer dachte sie an ihren Mann drunten in Spanien, der ihr nicht schrieb, der kein Lebenszeichen gab.

Und in ihrer erregten Phantasie sah sie ihn vor sich. Sie malte es sich genau aus, sie, die nie in Spanien gewesen. Es war ein Garten wo Flieder duftete und Jasmin, ein Garten, der nicht im Entferntesten etwas spanisches hatte, aber Mädchen gingen darin spazieren mit Mantillen, wie sie sie auf Bildern gesehen und alle winkten ihrem Mann mit den Augen. Er hatte ihr ja selbst gesagt, wie kokett diese Valencianerinnen wären.

Da kam auch schon der Fremde. Er hatte sich übrigens vorgestellt; es war ein Däne, ein Ingenieur, der deutsch sprach wie ein Deutscher und immer irgendwo in Deutschland an der Ostsee etwas zu tun gehabt hatte.

Er blieb vor ihr stehen, während sie auf dem Plaid saß, fragte, ob ihr der Schreck nicht geschadet, und nach einer Weile zog er höflich den Hut und entfernte sich bescheiden.

Sein Benehmen gefiel ihr. Als sie ein paar Tage darauf nach der anderen Strandseite spazieren ging, sah sie ihn stehen, wie er den Fischern zuschaute, die eben in einem tiefen, von der zurückgehenden Ebbe stehen gelassenen Tümpel die Netze einzogen.

Sie unterhielten sich abermals und er begleitete sie zurück. Er ließ sich von ihrem Leben erzählen; sie sprach von der Fabrik, von ihrem Hause, von ihren Kindern, nur ihren Mann erwähnte sie nicht. Er war genau wie die Tage vorher, sehr ruhig, sehr zurückhaltend, sehr artig und sein Takt gefiel ihr.

Sie traf ihn wieder und die Begegnungen begannen ihr Scherz zu machen. Er brachte sie über die öden Stunden der Langenweile hinweg und ein ganz klein wenig spielte auch der Wunsch bei ihr mit, sich an dem treulosen Mann zu rächen.

Er besaß ein Segelboot „Kong Sigurd“ geheißen, ein kleines Ding, das er allein steuerte und er forderte sie auf, ihn doch einmal zu begleiten. Sie wußte es ihm Dank, daß er hinzufügte, ob die Kinder oder das Fräulein nicht mitfahren wollten.

Aber das wollte sie nicht, und im Stillen kam ihr, als sie die Einladung annahm wieder der Gedanke einer süßen kleinen Rache, die sie nähme. Sie lächelte vor sich hin: wenn er das wüßte, er da unten bei seinen glutäugigen Spanierinnen, wenn er das wüßte, daß sie hier mit dem blonden Sohn des Nordens auf dem Meere fuhr.

Der „Kong Sigurd“ lief gut, er war seiner Bauart gemäß am schnellsten bei mäßiger Brise und in diesen Wochen schien ja der Wind fast eingeschlafen. Manchmal lag das Meer spiegelglatt da, nicht anders wie ein Binnensee.

Allmählich wurden die Ausflüge etwas regelmäßiges. Das brachte doch Abwechslung in die entsetzliche Öde dieses Aufenthaltes. Aber ihr schlug das Gewissen. Es gab Augenblicke, wo sie den Verkehr nicht recht fand. Es hätten doch die Kinder dabei sein müssen, das würde der Sache ein anderes Ansehen gegeben haben. Es hätte doch das Fräulein mitfahren sollen, dann würde niemand etwas darin finden.

Aber sie wußte nicht wie ihr geschah, sie forderte die Kinder nicht auf, obgleich der junge Mann es mehrfach erbeten, sie bat das Fräulein nicht, obgleich er es öfter vorgeschlagen.

Sie suchte etwas darin allein mit ihm zu sein. Es war ihr, als müsse ihr untreuer Mann es über den ganzen Kontinent hinüber fühlen.

Bis jetzt hatte sie noch Niemand mit dem Dänen erblickt, aber eines Tages, als sie wieder mit ihm zum Boot ging, sah sie von weitem die Kinder, und absichtlich, um unbefangen zu tun, sie wußte nicht, war sie schon beobachtet worden oder nicht, ging sie zu ihnen hin. Er reichte ihnen die Hand, er sprach lieb mit den Kleinen, er wußte Kinder zu unterhalten.

Er baute mit ihnen im Sand, als wäre er so alt wie sie und noch nie hatten sie je so schöne Festungen mit so hohen Wällen errichtet; kein Wunder, denn er war doch Ingenieur.

Dann kam die Hauptfreude. Sie warteten die Flut ab, das hatte das Fräulein nie gewagt. Ich, der ganz Kleine, wurde an Land gebracht, aber die beiden Brüder blieben mit ihm auf der Festung, an der bald die Wasser züngelten und nagten, um die sie sich bald schlossen, daß sie eine Insel ward, genau wie die, von der der Däne die Mutter gerettet.

Im letzten Augenblick, als dann alle Wälle einbrachen, als die Flut anfing schon den Hauptturm zu unterwühlen, nahm er die beiden Jungen jeden unter einen Arm und lachend sprang er ins Wasser und lief durch die aufspritzende Flut bis an Land, während die Kinder laut, sei es vor Angst, sei es vor Vergnügen schrieen.

Nun wußten es alle, nun war nichts dabei und nun traf sie sich mit ihm ohne Bangen täglich und immer blieb er der liebenswürdige artige Mann, der nie einen Schritt ihr näher kam.

Die Fahrten mit dem „Kong Sigurd“ waren ihr höchstes Glück. Sie konnte es nicht erwarten, bis das kleine Boot an dem langen Steg vor dem Haus anlegte und dann, wenn sie hinaussteuerten ins Meer, saß die junge Frau unbeweglich da in den Kissen, die er ihr sorgsam unter die Arme und den Rücken geschoben und träumte ferne, dumpfe, seltsame Träume.

Eines Tages kam er nicht. Er war fort, sie wußte nicht wohin. Das quälte und ängstigte sie. Sie war ganz krank. Es war die Langeweile, gewiß nur die Langeweile. Aber dann kam er wieder und sie erfuhr nicht, wo er gewesen und sie fragte nicht danach. Aber ein paar Tage darauf erschien er abermals zwei Mal vierundzwanzig Stunden nicht.

Den ersten Tag war sie unruhig, den zweiten verzweifelt. Sie lief am Meer auf und ab, sie ging zehnmal an dem Tage zur Stelle hinüber, wo der „Kong Sigurd“ vor Anker lag, der auf den Wellen leise sich hin und her neigte, daß der Mast einmal rechts und einmal links

schwankte, man einmal die Bänke innen sah und dann wieder blos den hohen Vordersteven.

Als er am dritten Tage nicht erschien, wagte sie es und sprach zufällig auf dem Spaziergang bei den Fischersleuten vor, wo er wohnte. Zufällig, denn sie hatte nie in das Haus hineingewollt, obgleich sie dreimal schon den kleinen Weg gegangen, der dort vorüberführte.

Sie klopfte. Niemand schien zu Haus zu sein. Sie ging über die Diele, da öffnete sich eine Tür und der blonde Kopf des Dänen schaute heraus. Sie war erschrocken! Wie sah das aus! Was suchte sie hier? Und sie stammelte ein paar Worte.

Da bat er sie einzutreten. Sie mochte es nicht abschlagen, es war ja nichts Böses dabei, sie wollte unbefangen sein und sie blieb ein paar Augenblicke auf dem morschen alten Sopha in der guten Stube der Fischersleute sitzen.

Wieder war er förmlich und höflich und artig, aber ihr brannte der Boden unter den Füßen, sie war zerstreut und sie sprach törichte Worte. Dann plötzlich stand sie auf und lief hinaus, fast ohne Lebewohl zu sagen. Er geleitete sie zur Tür, blieb auf der Schwelle stehen und starrte ihr nach, wie sie mit eiligen Schritten den Sandweg hinunterlief und hinter der nächsten Bodenwelle verschwand.

Da kamen die Dämonen über sie; denn Dämonen müssen es sein, die uns gegen alle Vernunft zwingen, eine Handlung zu begehen wider Sinn und Verstand. Da kamen die Dämonen über sie und bohrten in ihrer Seele und sprachen zu ihr:

— Dein Mann ist fort, Dein Mann kümmert sich nicht um Dich. Dein Mann ist Dir untreu!

Und die Dämonen, denn es muß solche geben, flüsterten ihr ins Ohr:

Du mußt Dich an ihm rächen. Du bist eine Törin!

Und an diesem Tage lächelte sie den Fremden an, und an diesem Tage zum ersten Mal gab er ihr den Blick zurück.

Ich bleibe dabei, es waren böse Gewalten, die sie verführt, es war wie eine Umnachtung ihres Geistes, daß sie den rechten Weg nicht mehr sah. Es waren jene Dämonen, die im tiefsten Herzen eines jeden Menschen ruhen, mag er sein wer er ist, die Erziehung, Vernunft, Verstand, Gelegenheit zurückgehalten und die jäh hervorbrechen und einen schuldig werden lassen, von dem man es am wenigsten denkt.

Die Mutter hatte Tag um Tag gewartet, daß ein Brief käme. Sie begann sich ein Orakel zu setzen; sie wollte diesem Menschen, der in einer sinnverwirrenden Anwandlung ihr Herz plötzlich entzündet, nicht einen

Schritt entgegen gehen. Sie wollte abreisen, sie wollte ihn nie wiedersehen, wenn der Brief käme.

Und sie wartete und wartete auf den Brief, Tag um Tag und er kam nicht. Und einmal sagte sie sich das Gegenteil:

— Wenn er heute nicht erscheint, ist es um mich geschehen!

Sie wartete die erste Post ab, es kam nichts! Sie lauerte auf die zweite, sie klammerte sich an eine letzte Hoffnung, an die dritte Post Abends — es kam nichts!

Da ward sie zornig und empört und da beschloß sie ihren Empfindungen keinen Widerstand mehr zu leisten und in derselben Art, wie dieser junge Mann vom ersten Augenblick an ihr entgegengetreten, immer den Hut in der Hand, immer respektvoll, immer ein Lächeln auf den Lippen, kam er ihr näher und näher. Er begann sie zu trösten, zu sprechen von ihrer Verlassenheit, er erzählte ihr, wie seine Seele gleichgestimmt wäre, wie er einst ein Mädchen gern gehabt, das ihn verlassen um eines Reicheren willen.

Er packte sie bei dem Mitleid, er sagte es wäre Jahre her und dann ward sie schwach und dann stellte sie sich wieder den Termin und abermals kam kein Brief und dann kam die Verzweiflung über sie und —

Ich kann es nicht erzählen. Ich kann nur sagen: wie meine Mutter vor mir kniete, wie sie kaum Worte fand, mir ihrem Sohn ihre Verirrung anzudeuten, wie sie sich anklagte, wie sie sich verachtete und verfluchte, wie sie zusammenbrach und meine Knie umklammerte, sie die mir das Leben gegeben, vor ihrem Sohne lag, ein zerknirschtes gebrochenes Geschöpf als solle ich ihr Buße und Absolution erteilen; in jener Minute fühlte ich: ich kann nicht Richter sein.

Und als sie mich fragte, Tränen in den Augen, von dem was vor mehr denn 20 Jahren geschehen, aufs Neue bis ins Tiefste gepackt, als wäre es gestern gewesen, wie sie mich fragte:

— Mein Sohn, mein armer Sohn, kannst Du Deiner Mutter je vergeben?

Da war es mir, als geschehe irgend etwas Entsetzliches in meiner Seele. Ich habe nicht die Macht der Worte es zu erklären, ich weiß nur, daß es fürchterlich war. Es war wie ein Zerreißen, ein Zusammenbruch der Gedanken, und dann das Bewußtsein, es ist alles aus!

Meine erste Idee war, aus diesem Hause zu entfliehen, ich hatte das Gefühl: Du kannst Deiner Mutter nie wieder in die Augen sehen!

Und doch, wie sie jetzt vor mir halb auf dem Teppich lag, zog unendliche Weichheit in meine Seele, und eine Stimme in meinem

Innern sprach: Sie hat Dich geboren; sie hat Unsagliches gelitten — — jetzt verstehe ich sie.

Ja, ich verstand sie. Mit einem Schlag war mir alles klar, was ich in unserem Hause erlebt. Ich begriff dieses ganze elende, traurige Dasein, das meine Mutter geführt seit ich denken konnte.

Jahre, viele Jahre lang, über zwei Decennien hatte sie gebüßt für den kurzen Rausch von ein paar Sommertagen. Sie hat mehr gelitten, denn je eine Frau vor ihr. Sie hat gebüßt, indem sie jeden Morgen in den ernsten Zügen ihres Mannes ihre Schuld las; indem sie jeden Abend bei dem kühlen Gute-Nacht-Kuß auf die Stirn empfand: das ist die Vergeltung!

Sie hat ein ganzes langes Leben hindurch, von ihren ersten Frauenjahren ab bis jetzt, wo graue Haare ihren Scheitel durchzogen, keine Minute des Glücks gehabt, keinen Augenblick der Ruhe und des Vergessens.

Er hat sie nicht mißhandelt, hat sich nicht von ihr geschieden, er ist ihr Mann geblieben; hat getan, als wäre nichts geschehen. Aber die Verbindung zwischen diesen beiden Menschen war gelöst. Sie gingen neben einander her wie zwei Fremde und in seinen Augen, in seinen Reden, in seinem ganzen Wesen und Sein, hat sie täglich und täglich vom Morgen bis zum Abend gelesen:

— Du hast eine Schuld auf dich geladen; ich vergebe Dir nicht!

Er ist nicht mit rohen Worten gekommen; er hat ihr nie wieder vorgehalten, was sie einst verfehlt. Er hat niemals an die Vergangenheit gerührt; aber sie sah es in seinen Blicken, sie fühlte es in seiner Traurigkeit. Aus dem regsamen Mann ward ein Träumer und Phantast, der in seinem chemischen Laboratorium die Stunden und Tage verträumte. Aus dem tatkräftigen Menschen ward ein schwacher, willenloser, der alles laufen ließ, wie es lief.

Sie hat fühlen müssen, daß er es vermied, mit ihr allein zu sein. Sie wußte, warum die Gäste am Tisch saßen, Mittags und Abends und zur Nacht und am Tage. Und sie mußte mit diesen Gästen lächeln und freundlich sein und durfte sie ihre Qualen nicht merken lassen, durfte nicht hinausschreien einmal, nur ein einziges Mal aus ihrem gequälten Herzen

— Ja, ja, ich trage die Schuld, aber einmal muß sie doch vergeben werden.

Es war eine Buße durch ein ganzes Dasein hindurch, eine Buße, schlimmer als der Tod.

Und diese Frau hatte sie auf sich genommen ohne Murren und wußte, daß sie sie tragen würde bis zu ihrem letzten Atemzuge.

Dieser Gedanke hauchte mich an wie ein Schauer und ich tat mir das Gelöbnis: Du willst für sie alles hingeben, Du willst entsagen! Du mußt entsagen, denn die, die dein Weib werden sollte, ist deine Schwester, deine rechte Schwester, von demselben Blut, von derselben Mutter geboren.

Und wie diese Gedanken über mich kamen, gewann ich Kraft. Ich, der Schwache, ward stark und voll Entschlossenheit. Ich richtete meine Mutter vom Boden auf und, indem ich die Arme eng um sie legte, barg ich an meiner Brust ihr Gesicht, über das immer noch unbarmherzig in rascher Flut die Tränen liefen. Dann sprach ich leise über sie hinweg, daß sie mich nicht sah und ich nicht ihre Züge:

— Mutter, ich habe nicht zu richten. Ich bin Dein Sohn! Ich habe Dir nichts zu vergeben! Du hast in dieser Stunde, was Du einst dem Vater gestanden, gegen den Sohn wiederholt. Das will ich Dir nie in meinem Leben vergessen! Sei nicht mehr traurig: Du hast mir kein Glück zerstört, denn das wäre nie ein Glück gewesen.

Ich will mit Frieden sprechen, Mutter, ich will ihr den reinen Kuß des Bruders auf die Stirne drücken. Du brauchst kein Wort zu sagen, ich will für Dich etwas auf mich nehmen; sie soll die Wahrheit nie erfahren. Ich will ihr sagen „Ich liebe dich nicht, ich habe mich geirrt!“ Hörst Du Mutter, das will ich ihr sagen.

XII.

Es ist mir schwer geworden, entsetzlich schwer, mein Versprechen zu halten, aber ich habe es getan, nur nicht so, wie ich es hätte tun sollen. Ich habe es nicht über das Herz gebracht ihr gegenüber zu treten und zu sagen:

— Ich habe mich geirrt, ich liebe Dich nicht mehr!

Ich habe ihr nichts gesagt, ich habe geschwiegen, wie es meinem schlaffen Charakter entspricht: Keine Entscheidung, kein Ja und kein Nein, ein Gehenlassen, ein entsetzliches Gehenlassen! Ich habe eine schwere Schuld dadurch auf mich geladen.

Aber ich konnte es nicht über das Herz bringen, es ihr zu sagen. Ich fürchtete, wenn ich spräche, müßte ich durch ein unbedachtes Wort, durch irgend eine Andeutung sie ahnen lassen, daß wirklich das gleiche Blut in unseren Adern floß.

Und da habe ich das getan, was ich ein ganzes Leben hindurch geübt — nichts! Ich meinte, es sind Wochen und Monate vergangen, und eine Entscheidung ist nicht gefallen, so soll sie nun auch nicht mehr fallen.

Hätte ich in Friedens Mienen etwas gelesen, Zorn, Verzweiflung, irgend einen Vorwurf gegen mich, ich würde gesprochen haben! Hätte sie mich zur Rede gestellt, ich hätte ihr geantwortet! Aber sie schwieg wie ich schwieg und wie es eine Zeitlang geschehen, ging es wieder: wir liefen nebeneinander her als gingen wir uns nichts an. Nur vermied ich ihren Blick, nur richtete ich nie an sie das Wort.

Aber wie immer gab ich ihr früh die Hand, und küßte sie Abends auf die Stirn, flüchtig, nur ganz schnell, denn sie entzog sich mir halb.

Und die Natur, die ich vom Vater geerbt, zeigte auch er nun wieder. Er sprach kein Wort, er klärte nichts auf, er veränderte nichts an unseren Stellungen, er tat Frieden nicht aus dem Haus, er schickte mich nicht in die Welt. Und wir Schatten, Schatten in diesem Hause, liefen alle wieder nebeneinander her.

Der Vater wurde gesund, er gewann die alte Kraft zurück, die Gäste kamen ins Haus, es wurde Mittags gesprochen und Abends, es wurden Tausend Fragen durchdacht und überlegt. Es schien, als wäre nie etwas zwischen uns alle getreten.

Die Mutter ging wieder ihren Weg, genau wie ich es nie anders gewohnt, mit ihrem gesenkten Haupt, mit den Tausend Aufmerksamkeiten, die der Vater für sie hatte, die sie kaum dankend erwiderte, denn sie blickte ihn nie an; und ich schritt meinen Weg neben ihr hin, und zwischen uns war es, als hätte sie nie gesprochen. Schatten, entsetzliche Schatten!

Entsetzlich, denn eines Tages wachten wir auf aus dieser Grabesruhe. Eines Tages war Frieden fort.

Es war wieder Winter und der erste wärmere Tag. Das Eis des Flußes war aufgebrochen. Man hörte ganz in der Ferne, in der klaren stillen Winterluft, wenn die Maschinen in der Fabrik schwiegen, das Stoßen der Schollen und das Rauschen des Wassers.

Das Mädchen wurde gesucht; man fand sie nicht. Zuerst war keine Erregung darüber; man dachte sich allerlei aus, sie war vielleicht in die Stadt gegangen, — obgleich sie das nie tat — oder sie hatte einen zu weiten Spaziergang gemacht..... Aber die Nacht brach herein und der Vater wurde ängstlich.

Ich begriff nicht, was geschehen war. Ich war nicht einmal unruhig. Da, Abends, als wir beim Essen saßen, — der Ober-Bibliothekar aus der Stadt war der einzige Gast — hörten wir plötzlich draußen Lärm. Der Vater sprang wie erleichtert auf und sagte:

— Da wird sie zurück sein!

Auch die Mutter erhob sich, langsamer, scheuer. Sie lauschte auch auf die Töne und ich sah an ihrem nervenangespannten Gesicht, daß sie sich trotz aller äußerer Ruhe in Aufregung befand.

Da öffnete sich die Tür, der alte Diener kam. Wir prallten alle zurück, denn wir meinten Frieden träte ein. Er schien verstört, er schien aufgeregt und er stammelte nur ein Paar Worte:

— Wir wollen nicht erschrecken, es ist etwas geschehen!

Er hatte „wir" gesagt, denn alles, was im Hause vorging, ging ihn, der seit dreißig Jahren hier war, mit an.

Der Vater ergriff ihn bei der Hand und brüllte plötzlich, und ich sah an diesem ihm sonst fremden Gebaren seine fürchterliche Erregung:

— Wo ist das gnädige Fräulein?

Es kam so drohend heraus, daß der Diener mit der Antwort bei der Hand war wie der Blitz: — Ertrunken!

Jetzt sprang auch ich vom Tisch auf. Wir bestürmten ihn mit Fragen und er erzählte atemlos, ein Mann wäre da, der das gnädige Fräulein gekannt, sie wäre im Fluß gefunden, im Eis.

Der Vater wich zurück, er hielt die Serviette noch in der Hand und lehnte sich an die Wand und atmete tief.

Mir zitterten die Kniee. Ich fühlte mich wie erschlagen. Ich konnte nicht stehen, ich hielt mich am Tisch.

Die Mutter war die einzige, in der jetzt Leben erwachte. Sie stürzte auf den Diener zu, sie packte ihn, er sollte alles erzählen, sie fragte und bestürmte ihn und sie, die sonst kaum sprach, fand eine Flut von Worten und schrie und kreischte und stöhnte dazwischen.

Der Diener erzählte, das Fräulein wäre wohl spazieren gegangen, vielleicht über das Eis — der Fluß war ja nicht gar so breit und nicht so gewaltig — und sie hätte wohl zurück gewollt und da sei das Eis am Ende geborsten; denn erst heute Mittag unter den Strahlen der Sonne war der Eisgang eingetreten.

Der Vater stand immer noch wie versteinert da, ich sah, wie er auf die Mutter starrte, ich sah, wie ihm plötzlich die Tränen in den Augen aufstiegen, ich sah alles, denn ich hatte nur Augen und nur Ohren und kein Herz. Mein Herz war still, mein Herz war tot.

Ich sehe es alles noch vor mir, ganz genau, als wäre es in diesem Augenblick geschehen. Ich sehe noch, wie der Vater die sinkende Mutter umfing, wie er die Arme über ihr schloß, wie er sie mit einemmal herzte und küßte, verzweifelt, glühend wie ich es nie gesehen, als wäre mit dem Eise da draußen, das da geborsten und das Leben des armen

Kindes gefordert, das Eis, das jene Erinnerung und die Jahre um sein Herz getürmt, mit einem Riß gesprungen. Als quelle nun wieder frisch sein rotes warmes Blut, als wäre weggelöscht mit diesem armen kleinen Leben was diese beiden Menschen wie zwei Schatten neben einander hatte durch die Jahre schreiten lassen.

Die Gatten hielten sich umschlungen; ich stand regungslos dabei, ich sah wie der Vater die Mutter zärtlich tröstete, wie er ihr das Haar aus dem Gesicht strich, wie er sie auf die Stirn küßte, auf die Wangen und die tränenden Augen, wie er ihren Mund suchte und nur immer sagte:

— Fasse Dich! Fasse Dich! Der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen!

Sie schluchzte. Ihr ganzer Körper zuckte in wildem Weh. Sie drohte zusammen zu sinken, doch er hielt sie aufrecht, an sich gekettet.

Es war die Versöhnungsstunde dieser beiden Menschen, die sich doch eigentlich so von ganzem Herzen lieb gehabt.

XIII.

Monate waren vergangen und ich horchte auf mein Herz. Es war nicht wund, es war nicht weh, es hatte den Schlag überstanden, ja mir war es, als ob das alles gar nie geschehen, als wäre von dem Augenblick ab, da mir klar geworden, wie ich zu Frieden stand, die Liebe im Herzen erstorben, die Liebe, wie sie ist zwischen Mann und Frau.

Es wurde mir — wieder ein seltsames Bekenntnis — nicht so schwer zu entsagen; ich hatte mich in das Unabänderliche gefügt, und es traf mich jetzt nicht so tief die Schwester zu verlieren. Ja, mit den Jahren sind Augenblicke gekommen, wo ich diese Lösung für uns alle als ein Glück empfunden habe. Ich fragte mich:

— Hast Du kein Gefühl? Hast Du kein Herz? Bist Du ganz tot und ausgebrannt? Regiert in Deinem Leben nur das Hirn?

Und ich mußte mir zur Antwort geben, ich werde nicht anders sein als andere Menschen sind, nur nehme ich keine Maske vor, nur gestehe ich alles, was mein Inneres beherrscht ein und wäre es auch schimpflich und häßlich für die Urteilskraft anderer Menschen.

Vielleicht tun es auch die Jahre, die seitdem vergangen sind, die mir die Kämpfe alle in milderem Licht erscheinen lassen. Ich weiß es nicht! Ich habe nur schildern wollen was geschehen. Und jetzt habe ich noch einige Worte hinzuzufügen.

Ich will mit den mir Fernstehenden beginnen. Sie gehören ja nicht eigentlich zu meiner Geschichte, aber ich weiß nicht besser zu erzählen.

Mir ist es, als müßte ich auch von den Anderen etwas sagen, obgleich ich fühle, daß es nach dem, was ich habe berichten können, kaum noch interessiert.

Mein Bruder Theodor ist gestorben; noch vor dem Vater. Er war immer stärker geworden, ein Gehirnschlag riß ihn aus reicher Tätigkeit, und mein Vater verkaufte die Fabrik.

Meine Schwägerin Ellen ging nach England zurück, das sie nach meinem Gefühl nicht hätte zu verlassen brauchen. Sie hatte kein Verhältnis zu uns allen gefunden; sie nahm ihre Töchter mit. Ich weiß nicht ob sie leben, wir schreiben uns nicht, sie sind für mich tot und so habe ich ein Recht zu sagen, daß ich allein stehe.

Mit meinem Bruder Erich, ging, wie ich erzählte, eine Wandlung vor. Er heiratete ein nettes Mädchen, das die Bedingung gestellt, er dürfe keine Rennen mehr reiten und — man lernt am Menschen niemals aus — er, der nur für diesen Beruf gelebt, entsagte von heute zu morgen, als wäre gar nichts dabei.

Da er Tätigkeit brauchte, bereitete er sich zur Kriegsakademie vor und ist im Generalstab gewesen. Seine Frau starb. Er ging in die Schutztruppe nach Afrika. Er bekam das Fieber. Es raffte ihn hin.

Meine Eltern haben es beide nicht mehr erlebt. Sie hatten einen stillen glücklichen Lebensabend. Theodors Tod war ein Schatten darin, aber als hätten die Beiden nachzuholen, was sie zwanzig Jahre nebeneinander versäumt, fanden sie Trost in ihrer alten und doch neuen jungen Liebe.

Meiner Mutter waren nach zweiundzwanzig Jahren der Buße noch elf stille Altersjahre beschert.

Alles Erlebte und Gestandene war weggelöscht mit Friedens Tod. Sie konnte mir in die Augen blicken, wie sie es sonst getan; ich sah in ihr die Mutter, meine Mutter ohne Fehl und Flecken, meine Mutter, die mir in ihren letzten Jahren so herzlich nahe stand, wie sie mir einst kalt und fern gewesen.

Wir zogen in die Stadt, Gäste kamen nicht mehr an unsern Tisch, wir drei hausten zusammen und wir waren uns genug; wir blieben ein enger Kreis, in den kein vierter treten durfte.

Als meine Mutter ihre müden Augen schloß, die wieder lächeln konnten und freundlich blicken, hat der Vater nur wenige Worte gefunden. Wie wir heimkehrten vom Kirchhof und einander an dem kleinen Tisch gegenüber saßen, wo ihr Platz leer blieb, sagte er nur:

— Ich lebe nicht mehr lange!

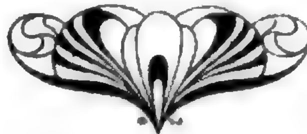
Er hat Wort gehalten. Es war, als fehlte ihm das Beste, er konnte ohne seine Lebensgefährtin nicht sein.

Heute bin ich allein und schreibe eilig diese Zeilen nieder, um damit fertig zu werden, denn an uns allen sah ich, daß keiner sein Herr ist über sich, über Leben und Zeit, nicht einmal Herr über sein armes Herz.

Wäre ich ein Gebirgler aus irgend einem der frommen Täler von Tirol, ich würde schließen: — Betet für ihre arme Seele!

Aber ich glaube, dessen braucht es nicht, ich halte meine Mutter für rein, für entsühnt.

— Wir müssen büßen und wir können sühnen; diese Frau hat es beides getan.



Strandgang.

Wenn laut bei Nacht gerast die See
Am steilen Hang der Dünen;
Wenn Schaumgeflock wie frischer Schnee
Die Wogen krönt, die grünen;
Wenn hoch hinauf am roten Kliff
Des Meeres Zunge leckte
Und manch ein Notschuss fern vom Riff
Das Volk der Insel weckte:

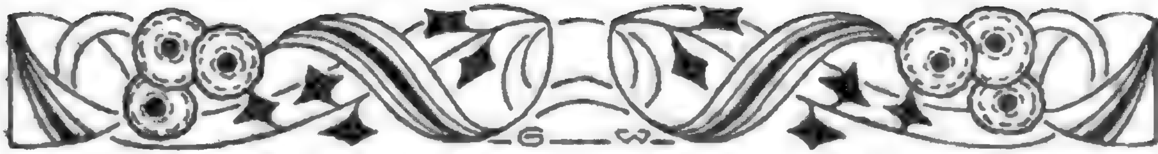
Dann trägt zum Strand herauf die Flut
Beim fahlen Morgenglanze
Verlornes, herrenloses Gut
Im wirren Wellentanze.
Dort schwankt ein Faß mit edlem Wein,
Burgunder oder Xeres,
Hier wühlt ein Bugspriet tief sich ein
Im Sand, ein wasserschweres.

Da liegt ein Ruder, morsch und grau,
Bei tangumrankten Brettern,
Dort eine Planke, himmelblau,
Mit fremden, goldnen Lettern. —
„All' Menschenwerk ist Spreu und Tand!"
Umrauscht es Dich im Schreiten,
Und über alles siehst den Sand
Du still sein Bahrtuch breiten.

Doch in der Schlucht der Dünenbucht
Wie lieblich läßt sichs rasten!
Der Lebenssorgen schwere Wucht,
Das harte Mühn und Hasten,
Wie scheinen töricht sie und klein
In heilger Meeresfrühe,
Wenn golden spielt der Morgenschein
Ins weiße Schaumgesprühe!

Auf Trümmer selbst und Leichen fällt
Das Himmelslicht verklärend;
Wie pocht das Riesenherz der Welt
So stark und trostgewährend! —
Schau, wie der Strandvogt emsig dort
Des Meeres Auswurf sichtet!
Du aber trägst als Strandgut fort,
Was keine Zeit vernichtet.

Reinhold Fuchs.



Emil Zola.

Von

Adolf Bartels.

Zolas unerwartetes Hinscheiden hat in Deutschland einige Wochen lang das literarische Interesse für den Mann und Dichter wieder aufgefrischt, einen tieferen Eindruck aber nicht hervorgerufen — kamen doch nicht einmal die geringfügigen Mittel zur Stiftung eines silbernen Lorbeerkranzes, die man von München aus anregte, zusammen. Ich wüßte auch nicht, welche Ursache das deutsche Volk und die deutsche Literatur gehabt haben sollten, sich an der Beerdigung des Dreyfusvorkämpfers — denn als solcher ist Zola bestattet worden — zu beteiligen. Aber überhaupt halte ich von den internationalen Höflichkeiten bei Jubiläen und beim Tode bedeutender Männer sehr wenig, es genügt, wenn jede Nation gegen ihre eignen großen Männer voll ihre Pflicht erfüllt, und man wird ja wohl nicht behaupten wollen, daß das in Deutschland schon zur Regel geworden ist. Ohne Zweifel war Emil Zola eine europäische Berühmtheit, die ganze Kulturmenschheit hat an seinem Wirken und Schaffen Anteil genommen, und im besonderen hat er auch auf unsre deutsche Literatur eine Zeitlang einen starken Einfluß geübt, seine Bücher sind sogar tief in die eigentlichen Volkskreise gedrungen. Doch glaube ich, daß Zola wirkliche Bedeutung zuletzt nur für die Franzosen oder höchstens das gesamte Romanentum gehabt hat und noch bis auf weiteres haben wird; er war kein Weltdichter, erschien nur als solcher dank dem modernen Internationalismus. Einer der Unsrigen, der deutschen Literatur angeeignet, wie Shakespeare und einige andere wahrhaft Große oder auch nur wie die großen Erzähler anderer Völker, Scott und Dickens z. B., ist er trotz der Verbreitung seiner Bücher in Deutschland jedenfalls nie gewesen und wird er auch niemals werden.

Damit will ich Zola die Bedeutung an und für sich nicht abstreiten und über sein Eindringen in Deutschland nicht nachträglich Klage er-

heben. Der literarische Internationalismus im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts hatte sicherlich seine tieferen Ursachen und ist keineswegs bloß auf die jüdische Ausländerei und Neuigkeitssucht zurückzuführen, die uns die fremden Erscheinungen allerdings in der Regel zuerst brachte. Seit dem Tode Hebbels und Ludwigs im Anfang der sechziger Jahre hatten wir in Deutschland keine wahrhaft großen Dichter mehr; wenn auch die Keller und Storm, die Freytag und Scheffel, die Reuter und Raabe, die K. F. Meyer und M. von Ebner-Eschenbach, die Anzengruber und Rosegger ästhetisch und als Lebensdarsteller zum Teil sehr viel bedeuteten, sie waren doch alle nicht recht geeignet, in den Mittelpunkt des Literatur-Interesses der ganzen Nation zu treten, dazu waren sie nicht universal genug und als Talente der sinkenden großen Bewegung des Realismus auch zu konservativ, selbst Anzengruber, der revolutionärste von ihnen. Wohl tauchten bei einer ganzen Anzahl von ihnen auch die das Zeitalter vornehmlich erregenden sozialen Fragen auf, aber doch nicht mit jener Gewalt und Ausschließlichkeit wie in den Literaturen des Auslandes, und so war es nur natürlich, daß sich das große europäische Literatur-Triumvirat Zola-Ibsen-Tolstoi auch bei uns Geltung verschaffte. „Ibsen, Tolstoi, Zola", schrieb Julius Hart in seinem Zola-Nekrolog: „Man wird diese drei Namen immer zusammen nennen müssen. In einer und derselben Stunde stieg ihr Gestirn am Himmel der europäischen Literatur auf: sie kamen zugleich heran, der von Norden — der von Osten — und der Dritte von Westen — alle drei gewalttätigen Geistes, Stürmernaturen, Menschen von apokalyptischer Art, und noch zittert in unsrer Seele die Erregung nach von der Leidenschaft der Kämpfe, die sie über uns heraufbeschworen. In ihren Werken gipfelt die Poesie des letzten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts. Aber sie ragen unter den Dichtern vielleicht gerade deshalb am höchsten hervor, weil das rein Artistische bei ihnen, ich möchte fast sagen, nur etwas dienendes, ein Mittel zu anderen Zwecken geworden ist. Sie streben nach allen Seiten hin von der Kunst auch wieder fort, sie wollen mehr, etwas Umfassendes, Ideal-Menschliches — mit hungriger Seele spüren sie in alle Geistesgebiete hinein. Keinem ist die Kunst nur Kunst. Für Tolstoi ist sie Religion, Moral, Menschheitsverbrüderung — für Ibsen Zeugung, Neuwerdung, Welt-Neugestaltung — für Zola Arbeit, Wissenschaft, Kulturverständnis. Alle drei machen die Dichtung zu Kulturdienst. Sie kommen als Propheten. Die dreifältige Anschauung, die wir vom Werden der Dinge besitzen, strahlt in ihnen aus. Die Macht und Tiefe langer Vergangenheiten strömt durch das Werk Tolstois — das Auge Ibsens

bohrt sich in die Rätsel der Zukunft hinein, sucht zu ergründen, was da kommen und sich gebären will — Zola aber ist ganz Gegenwartsschauen, Erfassung des lebendigen Heute.“ Da haben wir treu den ersten Eindruck, den das internationale Triumvirat bei uns machte, ja, den allgemeinen Eindruck, der der großen Masse der Literaturinteressenten in Deutschland geblieben ist. Man darf freilich nicht näher hinsehen: Waren Zola, Ibsen, Tolstoi wirklich Stürmernaturen und Propheten? Giebt es ein rein Artistisches? Ist uns Deutschen nicht seit Goethe, seit Hebbel, seit Wagner Kunst etwas Universales, Kunst, Persönlichkeit, Leben eins und unteilbar? Ja, sie konnten bei uns anregen, diese drei europäischen Größen, sie konnten unsre Zeitkunst mannigfach beeinflussen, aber geben konnten sie uns im Grunde nichts, das Zeitalter unsres aufstrebenden Realismus mit seinen Hebbel und Ludwig, seinen Willibald Alexis und Sealsfield, seinen Jeremias Gotthelf und Adalbert Stifter hatte das alles schon in höheren Formen bei uns hervorgebracht, was den Leuten vom Tage völlig neu erschien. Es ist das eine Tatsache, die um so weniger zu leugnen ist, als die deutsche Literatur, die sich an das Dreigestirn anschließt, heute, nachdem sie allerdings ihre Zeitaufgabe erfüllt hat, im Sterben liegt — nur den Stillstand haben uns die Zola, Ibsen und Tolstoi überwinden helfen und uns, indem sie uns für die Vergangenheit die Augen öffneten, ohne es freilich zu wollen, die Zukunftspfade erleuchtet. Das ist immer etwas. Neben ihnen aber steht dann als die vierte europäische Berühmtheit ihrer Zeit der Deutsche Friedrich Nietzsche, kein Dichter, aber wirklich ein Prophet und Überwinder: Wo Zola und Tolstoi als im Grunde beschränkte Geister stehen bleiben, wo Ibsen der Skepticist unruhig hin- und herschwankt, da weist er wahrhaft ins Zukunftsland. Nicht, daß ich an sein Übermenschentum glaubte, aber das Evangelium Rousseaus, dessen letzte Prediger Zola und Tolstoi sind, versinkt mit Nietzsches Auftreten, und aus dem Sumpfe der europäischen demokratischen Decadence taucht das Ideal nationaler Wiedergeburt auf. Das ist meiner Ansicht nach die große europäische Situation unsrer Tage.

Wenn wir Zola näher kommen wollen, müssen wir nach Frankreich gehen. Er ist allerdings kein Franzose, jedenfalls kein Gallier, kein Kelte, auch wohl ohne einen Tropfen germanischen Blutes: die Familie Zola stammt nach seiner eignen Angabe aus Venedig, weiter her aber, wie berichtet wurde, aus Dalmatien und würde also eine italienisch-slavische Mischung sein, wozu der Charakter der Dichtung Zolas und, wie mir scheinen will, auch seine Persönlichkeit, selbst seine Physiognomie einiger-

maßen stimmen. Als der Dichter für Dreyfus eintrat, behauptete man natürlich auch seinen Zusammenhang mit dem Judentum, der dann von der Mutterseite herzuleiten sein müßte — ich habe darüber nie bestimmtes erfahren, halte zwar eine jüdische Blutzumischung für nicht ganz ausgeschlossen, jedoch für nicht ausschlaggebend in dieser Natur. Geboren und geworden ist Zola in Frankreich, und seine Kunst erwächst ganz und gar aus französischem Leben, wirkt auch vor allem auf dieses zurück. Die äußeren Lebensumstände des Dichters sind rasch geschildert: Zu Paris am 2. April 1840 geboren, verliert er seinen Vater, einen Ingenieur, der bei Aix in der Provence den Kanal Zola baute, mit sieben Jahren und wächst dort im Süden unter großen Sorgen der Mutter, aber bei ziemlicher Freiheit, auf. Als Achtzehnjähriger kommt er nach Paris auf das Lyceum St. Louis, wo er sich gute Kenntnisse in den Naturwissenschaften erwirbt, aber im Examen durchfällt. Auch in Marseille kommt er nicht durch und verlebt nun eine sehr trübe Zeit im dunkelsten Paris, bis er 1862 eine Stellung in dem bekannten Verlage Hachette findet. Hier macht er die Bekanntschaft berühmter Schriftsteller, u. a. die Taines, und mündet allmählich in die Literatur ein. 1864 erscheinen seine „Contes à Ninon", die ihn zuerst bekannt machen, dann 1865 das erste größere Werk, die „Confession de Claude". Noch aber ist seine Existenz, nachdem er jetzt seine Stellung bei Hachette aufgegeben, so wenig gesichert, daß er gleichzeitig mit dem Verbrecherroman „Thérèse Raquin", dem ersten Werke, in dem er ganz er selbst ist, einen Hintertreppenroman, wie wir Deutschen sagen, „Les mystères de Marseille" für ein Marseiller Blatt schreibt. In „Madeleine Férat" (1868) behandelt er zuerst das Problem der Vererbung und nimmt dann, wie er selbst sagt, „im Mai 1869 mit der Rougon-Macquart-Serie seine wirkliche Lebensarbeit auf". Der ungeheure Erfolg dieses Romancyklus beginnt mit „L'assommoir" (1877).

Wir alle wissen es, und Zola hat es auch nie bestritten, daß mit dieser Rougon-Macquart-Serie nicht etwas absolut Neues in die Welt trat. Immer, wenn die Literaturgeschichte Zola nennt, wird sie auch seinen großen Vorgänger Balzac nennen müssen, der wie er das Frankreich seiner Zeit allseitig in einer Romanserie darstellte und diese Serie als ein Ganzes auffassend sie „Comédie humaine" taufte, Balzac, der zweifellos genialer ist als Zola, u. a. auch etwas besitzt, was diesem vollständig abgeht: Humor. Auf Balzac waren dann die Sue und Soulié gekommen, Autoren, von denen Zola gewiß nichts wissen wollte, und die doch auch auf ihn gewirkt haben. Dann schaffen Flaubert mit der „Madame Bovary" und die Gebrüder Goncourt den wirklichen naturalistischen Roman,

einen Roman, in dem (bei Flaubert) die Psychologie und (bei den Goncourt) die Natur- und Sittenatmosphäre der Wirklichkeit, das Milieu, unübertrefflich wiedergegeben werden. Was Zola hinzubringt, unter dem Einfluß vor allem August Comtes und Hippolyt Taines, ist die absolute Konsequenz, die sichere Methode des „Roman expérimental", das Dogma, kann man auch sagen, er ist der beschränkteste, aber auch der in seiner Beschränktheit stärkste von den Jüngern Balzac's. Seine Vorrede zu dem Romancyklus „Les Rougon-Macquart", dann seine beiden Schriften „Le roman expérimental" und „Les romanciers naturalistes" künden ganz deutlich, was er gewollt und, soweit es möglich war, auch getan hat: Wir sagen es am besten mit den Worten des Dichters in einem der Romane des großen Cyklus, in „L'oeuvre", wo der Dichter sich selber in der Gestalt des Schriftstellers Sandoz einführt:[1]) „Ich will eine Familie zum Vorwurf nehmen, will die Mitglieder derselben einzeln studieren, woher sie kommen, wohin sie gehen, wie die einen auf die anderen einwirken; kurz, eine Menschheit im Kleinen, die Art und Weise, wie die Menschheit hervorsprießt und sich bewegt. Andrerseits werde ich meine Menschen in eine abgeschlossene Geschichtsperiode setzen; dies wird mir die Umgebung und die Verhältnisse liefern, es wird ein Stück Geschichte sein. Du verstehst mich: eine Reihe von Büchern, fünfzehn, zwanzig, die zusammenhängen und dennoch — jede für sich — ihren eigenen Rahmen haben werden." Die Familie, die er wählte, eben die der Rougon-Macquart, stammt aus Südfrankreich, aus Plassans (Aix), und die abgeschlossene Geschichtsperiode, in die er sie hineinsetzte, war die des zweiten Kaiserreichs, das eben zusammengebrochen war — da sprach natürlich auch der Politiker Zola mit. Wie der Erfolg zunächst war, schildert er in demselben Roman: „Alles wurde in den Schimpfkübel geworfen: seine neue Studie über den physiologischen Menschen (hieße besser: seine neue physiologische Auffassung des Menschen nach dem Prinzip der Vererbung), die allmächtige Rolle, die er der Umgebung des Menschen (dem Milieu) beimaß, die gewaltige, ewig schöpferische Natur, kurz: das Leben, das ganze universelle Leben, das von einem Ende des Tierischen bis zum andern geht, ohne Hoch und Nieder, ohne Schönheit und Häßlichkeit; dann die Kühnheiten der Sprache, die Überzeugung, daß man alles sagen müsse, daß es abscheuliche Worte gibt, die gerade so notwendig sind, wie das

[1]) Die zitierten Stellen gebe ich beim Rougon-Macquart-Cyklus aus den Uebersetzungen des Gustav Grimm'schen Verlags in Budapest, bei den späteren Werken aus denen der deutschen Verlagsanstalt Stuttgart, die vom „L'argent" an alle Bücher Zolas gebracht hat.

glühende Eisen, daß eine Sprache aus diesen Kraftbädern nur bereichert hervorgeht; und vor allem der sexuelle Akt, der fortdauernde Anfang und Abschluß der Welt, aus der Schmach hervorgezogen, hinter der man ihn verbirgt, in seine Herrlichkeit, in sein helles Licht gestellt." Da sind die Hauptcharakteristika des Zola'schen Romans gegeben, die den Widerspruch und Zorn der Kritik erregten — Zola wich nicht zurück, „ich habe harte Knochen" läßt er Sandoz sagen, und nach dem siebenten Romane kam der Sieg. Er hat es wirklich auf zwanzig Bände gebracht: „La fortune des Rougon", „La curée", „Le ventre de Paris", „La conquête de Plassans", „La faute de l' abbé Mouret", „Son excellence Eugène Rougon", „L'assomoir", „Une page d' amour", „Nana", „Pot-Bouille", „Au bonheur des dames", „La joie de vivre", „Germinal", „L'oeuvre", „La terre", „Le rêve", „La bête humaine", „L' argent", „La débâcle" und „Le docteur Pascal" sind die Titel, und den Inhalt der einzelnen Bände könnte man ebenfalls mit Zolas eigenen Worten (aus dem „Doktor Pascal") angeben,[2]) doch genügt es, das Ganze in Zolas eigner Beleuchtung zu sehen: „Das ist eine Welt!", sagt Doktor Pascal Rougon, „Eine Gesellschaft und eine Zivilisation, und das ganze Leben ist darin enthalten mit allen seinen guten und schlechten Offenbarungen ... Ja, unsere Familie könnte heute der Wissenschaft als Beispiel genügen, deren Hoffnung es ist, eines Tages die Gesetze der nervösen und sanguinischen Vorfälle festzustellen, die in einem Geschlechte infolge einer ersten organischen Beschädigung sich zeigen, und die die Empfindungen, die Wünsche, die Leidenschaften, alle menschlichen Äußerungen, die natürlichen und instinktiven, bei jedem einzelnen der Individuen dieses Geschlechts bestimmen, deren Erzeugnisse die Namen von Tugenden und Lastern annehmen. Und sie ist ein geschichtliches Dokument, sie erzählt von dem zweiten Kaiserreich, von dem Staatsstreich an bis zur Katastrophe von Sedan, denn die Unsrigen sind aus dem Volke hervorgegangen, sie haben sich ausgebreitet durch die ganze zeitgenössische Gesellschaft, sie sind in alle Verhältnisse eingedrungen, in alle Lagen gekommen, hingerissen von überschäumenden Begierden, von jenem wesentlich modernen Drange, jenem Peitschenschlage, der die niedern Klassen zum Genusse treibt auf dem Wege durch die Gesellschaft." Und weiter heißt es dann: „Welch entsetzliche Masse war da aufgewühlt, welche lustigen und welche schrecklichen Abenteuer, welche Freuden, welche Leiden dem Papiere anvertraut in dieser kolossalen Sammlung von Tatsachen ... Das war reine Geschichte, das auf Blut gegründete Kaisertum, welches zuerst mit Gewalt

[2]) Übersetzung der deutschen Verlagsanstalt, 1. Bd., S. 173—185.

und List sich Ansehen verschaffte und die aufrührerischen Städte eroberte, dann aber einer langsamen Zerrüttung zuglitt und im Blute unterging, in einem solchen Meer von Blut, daß die ganze Nation davon überschwemmt werden mußte ... Da gab es soziale Studien, den Groß- und Kleinhandel, die Prostitution, das Verbrechen, die Erde, das Geld, die Bourgeoisie, das Volk, dasjenige, das sich in der Kloake der Vorstädte herumwälzte, und dasjenige, das in den großen industriellen Zentren revoltierte, jene gewaltige wachsende Menge des souveränen Sozialismus, der Hauptteil der Kinder des neuen Jahrhunderts. Da waren einfache menschliche Studien, intime Seiten, Liebesgeschichten, der Streit der Vernunft und der Herzen gegen die ungerechte Natur, die Vernichtung derjenigen, die unter ihrer zu schweren Arbeit aufschrieen, der Schrei der Gutherzigkeit, die sich aufopfert, siegend über den Schmerz. Es war da auch Phantasie, die Einbildung, die über die Wirklichkeit hinausflog, ungeheure Gärten, die zu jeder Jahreszeit in Blüte standen, Kathedralen, bis in die feinsten Spitzen kostbar ausgearbeitet, wunderbare Märchen, dem Paradiese entsprossen, ideale Liebe, die in einem Kusse wieder zum Himmel aufstieg ... Es war von allem da, von dem Ausgezeichneten und von dem Schlechtesten, von dem Gemeinen und von dem Erhabenen, es waren die Blumen da, der Schmutz, das Seufzen und das Lachen, der ohne Ende dahinrauschende Strom des Lebens selbst, die Menschheit."

Soweit der Autor selbst über sein großes Werk. Er hat recht, es ist alles da, man wird, wenn man das Frankreich des zweiten Kaiserreichs kennen lernen will, niemals an Zolas Rougon-Macquart-Cyklus vorbeigehen dürfen. Aber andererseits darf man auch ruhig sagen, daß der wahrhafte Historiker ein anderes Bild bieten würde als Zola und ebenso der große Dichter. Hätte es in dem Frankreich des zweiten Kaiserreichs in Wirklichkeit nichts anderes gegeben, als was Zola schildert, so existierte Frankreich heute zweifellos nicht mehr, alles wäre längst in Rauch und Blut untergegangen; denn in der Zolaschen Darstellung triumphiert in der Tat die menschliche Bestie. Ja, der Dichter sah ja selber ein, daß sein Werk einseitig zu werden drohte, und so gab er in dem Cyklus von zwanzig Bänden doch ungefähr ein halbes Dutzend, die leidlich anständig sind, einen sogar „Le rêve", der von vorn bis hinten rein ist, womit er wohl den Vorwurf krankhafter Schmutzmalerei direkt widerlegen wollte. Man kann aber doch nicht anders urteilen, als daß das Gemeine in dem Gesamtbilde unverhältnismäßig überwiegt, daß der Eindruck, als werde das Leben allseitig gespiegelt, nicht erreicht ist, zumal wenn man den ganzen Cyklus vor

Augen hat. Wir Deutschen haben ja nicht die geringste Ursache, das französische Kaiserreich zu „retten“, wir wissen auch, daß es eine fürchterliche Decadence heraufführte, aber trotzdem müssen wir daran festhalten, daß ein nicht weniger wahres Gesamtgemälde auch von der Zolas Betrachtung entgegengesetzten Seite zu gewinnen wäre. Er ist unbedingt Parteimann, Demokrat, Republikaner, Materialist, und hat als solcher die Tendenz, das Kaiserreich für das Verkommen seines Volkes verantwortlich zu machen, das doch — und später hat er es selber halb und halb eingesehen — wohl aus tieferen Ursachen erklärt werden muß, er ist überhaupt ein (relativ) beschränkter Kopf und ein Phantast dazu und daher unfähig, die Dinge von zwei Seiten zu sehen, sodaß er dann rasch ein Doktrinär vom reinsten Wasser wird. Dabei hat er das südfranzösische, lateinische schwere Temperament, und so ist sein Doktrinarismus nicht etwa kühl und nüchtern, sondern heißblütig, brutal; verursacht jene maßlosen Übertreibungen, die sich in fast allen seinen Romanen befinden und nicht mehr Einseitigkeit, sondern einfach Blindheit sind, geradezu das naturalistische, das absolute Wahrheitsprinzip, dem Zola diente, aufheben. Auch Zola war aus Daudets Tarascon gebürtig, das merkt man immer wieder und schüttelt als ruhiger germanischer Mensch den Kopf dazu. „Es waren die Toten, die ihnen ihre zerstobenen Leidenschaften ins Gesicht hauchten, ihnen ihre Brautnacht erzählten und sich im Grabe umwandten, gepackt von einer wütenden Begierde zu lieben, die Liebe von Neuem zu beginnen“, heißt es beispielsweise in dem ersten Roman des Cyklus, wo von der unschuldigen Leidenschaft zweier halber Kinder, die sich auf einem ehemaligen Friedhofe treffen, berichtet wird. Dergleichen findet sich, wie gesagt, in allen Romanen, und auch der übertriebene Symbolismus des Dichters gehört hierher. Daß Zola ehrlich nach Wahrheit gestrebt, daß er wirklich geglaubt hat, lauter documents humains zu schaffen, ist zweifellos, aber ebenso sicher ist es, daß eine Vorliebe für den Schmutz in ihm, daß seine Phantasie einseitig gerichtet war. Er war eben auch von der Decadence seiner Zeit erfaßt, und wenn er auch nie ein Schwächling wurde, die Instinkte waren auch in ihm verwirrt. So nenne ich seinen Sexualismus krankhaft, die Manie, überall, auch, wo es nicht den geringsten Zweck hat, von geschlechtlichen Überfällen zu berichten. Daß es ihm dann auch gelungen ist, die Geschlechtsliebe in ihrer wahrhaften Größe hinzustellen, beirrt mich in meiner Auffassung nicht. Ins Kaiserreich paßte übrigens Zola nicht, er war für die dritte französische Republik geboren, ist deren charakteristischeste Gestalt. So sind ihm manche glänzenden Seiten der

napoleonischen Herrschaft entgangen, und sicherlich haben auch die Sittenzustände der dritten Republik, während deren die „Rougon-Macquart“ entstanden, mannigfach auf Zolas Darstellung des Kaiserreiches eingewirkt. Doch das mögen die Franzosen selber im einzelnen feststellen.

Wir wollen in Zola vor allem den Dichter sehen. Unzweifelhaft, er war einer, aber ein wahrhaft großer, der der Menschheit für alle Zeiten etwas zu sagen gehabt hätte, allerdings nicht. Eigentlich Geniales finde ich mit dem besten Willen nicht in Zola, er ist eine Mittelmäßigkeit, aber eine ungeheuer starke Mittelmäßigkeit, ein Kraftmensch mit einer ehernen Stirn und einem Stiernacken, der wirklich Mauern umrennen kann. So war er der richtige Mann, den konsequenten oder dogmatischen Naturalismus zu schaffen, der das Leben nicht mehr durch das Medium der gestaltenden Phantasie in Dichtung verwandelt, sondern es durch Beobachtung direkt von der Straße in die Bücher nimmt. Freilich, unterdrücken läßt sich die Phantasie doch nicht, und wir haben schon gesehen, wie sie sich bei diesem Lateiner in grandiosen Übertreibungen gefiel. — Ja, Zola war ein Dichter, wer das seinen Büchern nicht unmittelbar ansehen kann, der lese im „L'oeuvre“ die Selbstgeständnisse Sandoz-Zolas: die schmerzliche Klage über das völlige Inbeschlaggenommensein durch die Arbeit, was doch nur bei künstlerischer Arbeit vorkommt, das bittere Geständnis, daß seine Bücher trotz aller Anstrengungen unvollständig und lügenhaft seien, ein Geständnis, wie es auch nur ein wahrer Dichter machen wird. Ach ja, es ist das Genie, das die großen und wahren Werke ergibt, die klarste Methode, die vollkommenste Technik, der unermüdliche Fleiß tun es zuletzt doch nicht. Und der Naturalismus, den Zola auf sein Banner geschrieben hatte, dieser Naturalismus, der mit wissenschaftlicher Exaktheit arbeiten will, der das ganze Leben auffangen zu können glaubt, ist im Grunde eine große Utopie — Goethe hat mit dem einen „Werther“ mehr von den Menschen und Zuständen der Zeit, in der er schrieb, „dokumentiert“ als Zola mit seinen zwanzig Rougon-Macquart-Romanen, und er hat zugleich an das Höchste und Tiefste angeknüpft, hat ein ewiges Stück „Menschheit“ gegeben, während die Zolasche Welt sicher einmal versinken wird, wie die des größeren Balzac schon jetzt halb und halb versunken ist. Aber darum wollen wir nicht bestreiten, daß der Zolasche Naturalismus einmal notwendig war, zunächst für Frankreich, und daß er uns Werke gegeben hat, die heute noch voll lebendig sind. „Die Offenbarung und Lehre, daß die neue Dichtung oder vielmehr ihre allein berechtigte Form, der moderne Roman an die Stelle der Phantasie Logik setzen

müsse, daß der erfindende Schriftsteller nichts geben dürfe als ein getreues und vollständiges Protokoll der Natur, kein Verdienst beanspruchen als jenes der exakten Beobachtung, des möglichst tiefen Eindringens in den Gegenstand, der logischen Verknüpfung der Tatsachen, da er Gelehrter, Analytiker, Anatom sein und in seinen Werken die Sicherheit, die Solidität, die praktische Nützlichkeit der Wissenschaft vorhanden sein solle", ist, wie Adolf Stern sehr richtig sagt, in dem Maße wirkungsloser geworden, „als man erkannt hat, daß in Zolas eignen Schöpfungen eben nur eine starke Phantasie, ein cholerisch-melancholisches Temperament, eine leidenschaftliche Persönlichkeit die Überfülle der Tatsachen, der angeblich exakten Beobachtungen zusammenhalte, belebe und in Fluß bringe", daß also auch hier zuletzt eben der geborene Dichter entscheidend sei.

In der Tat, man wird den Bänden der „Rougon-Macquart" den Vorzug geben, in denen man die Methode am wenigsten merkt und der Poet Zola mit dem Leben, das er selber gelebt hat, am meisten zu seinem Rechte kommt. Das ist beispielsweise im ersten Bande des Cyklus der Fall, in dem „Glück der Familie Rougon", in dem ein gut Teil provençalischer Natur und provençalischen Lebens steckt, wie es Zola von Jugend auf kannte. Sehr viel weniger glücklich ist schon die Lebensschilderung in dem auf demselben Boden spielenden vierten Bande „Die Eroberung von Plassans", der sich im ganzen von dem längst vor Zola üblichen Jesuitenroman nicht wesentlich unterscheidet. Der zweite Band „Die Hetzjagd", der dritte „Der Bauch von Paris", der sechste „Seine Excellenz Eugen Rougon", der siebente „Der Totschläger", der neunte „Nana", der zehnte „Der häusliche Herd", der elfte „Zum Paradies der Damen", der siebzehnte „Die Bestie im Menschen", der achzehnte „Das Geld" führen nach Paris und sind die „stärksten" Bände, diejenigen, bei denen die stoffliche Neugierde durch die brutale Darstellung bisher im allgemeinen von der Literatur ausgeschlossener oder doch dezent behandelter Materien gereizt wird. In fast allem wird ein ganz bestimmtes Milieu, die Pariser Markthallen, der napoleonische Hof, die Warenhäuser, das Eisenbahnleben, das Börsentreiben u. s. w., meist mit außerordentlicher Genauigkeit und Eindringlichkeit geschildert, die Reportage ist zur Kunst erhoben, dafür tritt aber die Menschendarstellung stark zurück, wir erhalten vielfach Typen direkt, also schriftstellerisch charakterisiert, selbst die Hauptheldenund -heldinnen werden uns oft nicht in dichterischer Handlung, sondern gewissermaßen als psychologische Präparate vorgeführt. Doch gewinnen sie für uns wieder Lebenswahrheit durch das Milieu, das Zola wirklich treu gegeben, und in das er sie mit großer Sicherheit

hineingesetzt hat. Eines besonderen Aufwandes von Psychologie bedarf es auch in der Regel nicht, da Zolas Menschen ja fast immer Triebmenschen sind, von einer einzigen, sie dem Untergang zuführenden Leidenschaft beherrscht. Man kann an die Dickensschen Figuren erinnern, aber der Engländer hat mehr Gemüt und vor allem auch Humor, und so sehen seine Romane im ganzen doch anders aus. Nur selten einmal fehlt bei Zola die Brutalität, so im „Paradies der Damen", das dem Kern nach an einen Marlittschen Roman erinnert. — Den Poeten Zola trifft man am reinsten in dem 5. Bande, der „Sünde des Abbé Mouret" und in dem sechzehnten „Der Traum", aber hier erkennt man auch seine Schwäche: hier ist nicht poetisch sicher gestaltende Phantasie, sondern Phantastik, in dem ersten Werk blühende, glutvolle, in dem zweiten sehr zarte und reine, aber das, was wir Deutschen das rein Menschliche und rein Poetische nennen, kommt doch zu kurz, wir finden nicht jene echte poetische Naivetät, die wir bei unseren Goethe und Keller, auch manchmal bei geringeren deutschen Talenten bewundern, es ist etwas Gemachtes, Geziertes, Gewollt-Poetisches da, das uns zwar nicht direkt abstößt — dazu arbeitet Zola denn doch zu fein —, aber uns auch nicht zu reinem Genusse kommen läßt. Diese Albine, diese Angelique sind eben doch nicht die wirklichen Naturkinder, die sie sein sollen, sondern dichterische Kulturprodukte, denen man ein gewisses Parfum anmerkt. Aber doch spreche ich den Erfindungen Zolas ihren Reiz nicht ab — mag er im „Paradou" des ersten Romans auch den biblischen Sündenfall wiederholen und im zweiten die mittelalterliche Legende wieder aufleben lassen, es ist doch genug Eigenes in ihm, daß alles eine persönliche Note bekommt. Der achte Band des Cyklus „Ein Blättchen Liebe" unterscheidet sich als Ganzes nicht viel von dem üblichen französischen Ehebruchsroman, und auch der „Lebensfreude", dem zwölften, lege ich trotz ganz leidlicher Psychologie nicht allzuviel Wert bei. Dagegen sind mir „Germinal" und „Das Werk", die beiden Hauptwerke Zolas, die einzigen, die, wie ich glaube, von dem ganzen Cyklus dauernd lebendig bleiben werden, „Germinal", weil sich in ihm das große Talent Zolas für intensive Milieuschilderung und Massenwirkungen am wuchtigsten offenbart, „Das Werk", weil in ihm am meisten von Zolas Leben und Seele steckt, weil äußeres und inneres Leben nirgends mehr so zusammen gegangen ist wie hier. Das Buch von dem Künstler Lantier ist zweifellos auch das ergreifendste des Dichters, nicht ganz ohne seine Schwächen; denn er macht den neuernden Maler wohl am Ende zu weich — unsere deutschen Halbgenies wenigstens sind gewöhnlich auch Kraftgenies — und zum Schluß kommt auch wieder die

Übertreibung; dennoch, auch wer nicht selbst Künstler ist, wird die Tragödie des Künstlertums aus diesem Werke eher begreifen, als aus jedem anderen. An Wüstheit mit den schlimmsten Pariser Romanen wetteifert der fünfzehnte Band „Das Land“ oder „Mutter Erde“ — wie fast alle romanischen Schriftsteller war Zola von Natur Städter und kam den Bauern nicht nahe genug. Gegen diese Darstellung des ländlichen Lebens haben sich denn die Franzosen auch selber aufgelehnt. Allerdings, etwas anders als der deutsche mag der französische Bauer sein. In dem „Zusammenbruch“, dem neunzehnten Bande des Cyklus, der Darstellung der „Année terrible“ 1870, überwiegt die reine Geschichte die Poesie vielleicht am meisten, und der zwanzigste Band endlich, „Doktor Pascal“, ist als Erzählung der schwächste von allen, schon in der Erfindung unglücklich, aber freilich für die Weltanschauung Zolas bedeutsam. Überblickt man in der Erinnerung die ganzen Bände, so hat man denn doch keinen anderen Eindruck, als eine Reihe wirksamer Romane gelesen zu haben, die ihrem ästhetischen Gesamtcharakter nach nicht anders sind als andere Romane auch, Abenteuerromane so gut wie die alten, und wir sagen den gläubigen Naturalisten: der Roman wird bis zu einem gewissen Grade immer Abenteuerroman bleiben, das ist seine Natur, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß die Errungenschaften genauen Milieus und sorgfältiger Psychologie wieder aufzugeben seien. Nein, der moderne Roman soll wie schon der Don Quixote und Grimmelshausens „Simplicissimus“, wie Lesages „Gil Blas“ und Fieldings „Tom Jones“, wie Goethes „Werther“ und Kellers „Grüner Heinrich“ aus dem Leben kommen — Wissenschaft wird er aber niemals werden, und es ist seinem Werte und seiner Dauerhaftigkeit sehr zuträglich, wenn er Poesie, d. h. konzentriertes Leben wird. Die ganz großen Poeten haben sich daher wohl gehütet, Cyklen von zwanzig Bänden zu schreiben.

Um 1880, als der „Totschläger“ und „Nana“ erschienen waren, ist Zola auch bei uns in Deutschland bekannt geworden. Es war im allgemeinen nicht die sauberste Neugierde, die zu ihm führte, aber nach und nach kam dann auch der Einfluß auf unsere Literatur, und Zola ward einer der „Heiligen“ des deutschen Sturmes und Dranges, der um die Mitte der achtziger Jahre ausbrach. Zu Ehren der deutschen Jugend muß gesagt werden, daß es „Germinal“ und „L'oeuvre“ waren, die auf sie den stärksten Eindruck machten, und an sie schließt sich denn sehr vieles Deutsche an, an den „Germinal“ ja beispielsweise Hauptmanns „Weber“. Notwendig war unserer Literatur, wie schon angedeutet, der Franzose Zola eigentlich nicht: Schon gleichzeitig mit Balzac hatten wir

einen großen natürlichen Naturalisten gehabt, den Schweizer Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), dessen Romane den ganzen Umkreis des schweizer und weiterhin des deutschen bäurischen Lebens mit vor nichts zurückschreckender Naturwahrheit darstellen, wir hatten Otto Ludwig gehabt, der in seinen beiden Thüringer Erzählungen nicht bloß das Milieu, sondern auch das Fachmäßige, beispielsweise das Schieferdeckergewerbe, mit größter Sachkenntnis à la Zola gegeben hatte, wir hatten endlich von Karl Gutzkow, an den Zola am meisten gemahnt, und mit dem er merkwürdigerweise das tragische Ende teilt, auch bereits eine Theorie des naturalistischen Romans, den er „Roman des Nebeneinander" nannte, erhalten, und „Die Ritter vom Geist" und „Der Zauberer von Rom" zusammen ergeben ungefähr den Stoffkreis der Zolaschen „Rougon-Macquart" und der späteren „Drei Städte", wenn sie auch als Einzelwerke viel umfassender angelegt und in der Ausführung noch ein gut Teil abenteuerlicher sind als Zolas Werke. Kein Zweifel, Gutzkow und Zola sind Dichter-Schriftsteller von dem nämlichen Fleisch und Blut, nur ist der Franzose weitaus energischer, blutvoller, während der Deutsche eine größere Intelligenz ist. Nun, von Jeremias Gotthelf, Otto Ludwig und selbst von Karl Gutzkow wußte man in Anfang der achtziger Jahre in Deutschland wenig mehr, und so ward denn Zolas Einfluß groß, und die Jugend benutzte ihn zum Sturmlauf auf die blaß und konventionell gewordene Kunst der Alten, auf die Familienblattliteratur, die es in sozialer Heuchelei und Prüderie sehr weit gebracht hatte. Seine Wahrheitskunst, sein starkes Sozialgefühl packten uns eben mächtig. Aber es dauerte nicht sehr lange, da war Zola schon wieder überwunden: Zunächst ging es auf seine „reportermäßige" Technik los, Holz und Schlaf erfanden den intimen Naturalismus, der nicht an die Dinge herangeht, sondern die Dinge an sich herankommen läßt und sie durch ihre Eindrücke darstellt, den intimen Naturalismus, den dann Hauptmann für sein Milieudrama verwendete. Und bald griff man darauf auch den Zolaschen Naturalismus als Ganzes an, sprach von „Vergröberung des Menschen, wie sie die Franzosen bieten, indem sie jeden als mechanisches Produkt großer äußerer Massenwirkungen hinstellen". Inzwischen war ja auch in Frankreich längst der Symbolismus aufgekommen, und unsere deutschen Modernen ahmten ihn nach. So ist der literarische Einfluß Zolas in Deutschland momentan zwar sehr stark, alles in allem aber nicht sehr bedeutend und von Dauer gewesen, zumal da ihm Ibsen und Tolstoi auch noch Konkurrenz machten; gelesen worden aber ist er nach wie vor. Geradezu Aufsehen machte bei uns natürlich wieder der neunzehnte Band

des Cyklus, „Der Zusammenbruch“, der den Krieg von 1870/71 darstellte — im großen Ganzen brauchen wir Deutschen uns über Zolas Auffassung nicht aufzuregen, obgleich er einiges auf unser Konto setzte, was nicht darauf gehört (die Zerstörung St. Clouds z. B.), und mit der Gestalt des Elsässers Weiß und seinem verrückten französischen Patriotismus auch etwas leicht durchsichtige Komödie trieb. Am meisten propagierten bei uns die Friedensfreunde den Roman, der natürlich sehr grausige Kriegsschilderungen enthielt. — Eine letzte starke Zolapropaganda hatten wir dann noch nach dem Dreyfusprozesse in Deutschland, da nahmen die jüdischen Warenhäuser den Vertrieb der unanständigsten Bände des Rougon-Macquart-Cyklus in die Hand und verwüsteten weite Kreise unserer männlichen und weiblichen Jugend, sodaß man vielfach die Polizei zum Einschreiten aufforderte. Zuletzt blieb nur die Sozialdemokratie als Vorkämpferin Zolas übrig, alle anderen Kreise wollten von ihm wenig mehr wissen, und wenn auch seine späteren Romane aus stofflicher Neugierde immer noch viel gelesen wurden, so geschah das doch schon mit Kopfschütteln und Achselzucken — Zolas Zeit war vorüber.

Er hatte auch künstlerisch seine Höhe längst überschritten, mit dem „Doktor Pascal“ beginnt der unaufhaltsame Niedergang. Seine späteren Cyklen, die „Drei Städte“ und die „Vier Evangelien“ (von denen zwei Teile gedruckt sind und der dritte soeben erscheint*) bedeuten dichterisch nicht viel mehr und könnten bei der Charakteristik Zolas des Dichters einfach übergangen werden. Es sind Tendenzromane im schlechten Sinne, Menschen und Dinge werden zurecht gemacht, um die Thesen des sozialen Schriftstellers zu beweisen, das tiefere Leben, das poetische wirklich gelebte und die feine Künstlerhand fehlen vollständig, ein zäher Brei von Tatsachen wälzt sich langsam an uns vorbei. Je fester wir an der Forderung halten, daß alle Kunst aus dem Leben kommen soll, umsoweniger sind wir geneigt, diese Art Romanschreiberei für Kunst zu halten, von einer Wiedergeburt des Lebens durch die dichterische Phantasie kann hier in keiner Beziehung die Rede sein, ja, wir haben hier nicht einmal „das Stück Leben gesehen durch ein Temperament“, das Zola einst als das Kunstwerk erklärte, sondern einfach die illustrierte wissenschaftliche Abhandlung, und zwar kann auch die Illustration an und für sich wieder nicht auf höheren künstlerischen Wert Anspruch erheben, sie ist, ein wenig scharf gesprochen, vielfach schlechter Holzschnitt, manch liebes mal sogar Cliché aus den „Rougon-Macquart“. Nicht einmal die gewöhnliche

---

*) In der Zeitschrift „Aus fremden Zungen“, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

künstlerische Illusion hält Zola in diesen Romanen fest, er führt seinen sogenannten Helden ganz reportermäßig überall dorthin, wo er sich Beobachtungsstoff und Erfahrungstatsachen für die von Zola a priori festgesetzte Entwicklung holen kann und gibt dann selber Schilderungen, die sehr oft wie die der Sensationsblätter anmuten, sodaß man sich fast das dazu gehörige statistische Material ausbitten möchte — kurz, es ist hier weder der Weg der Poesie noch ihr Ziel. Betrachtet man nun freilich die Bücher rein als schriftstellerische Leistungen, so sind sie immerhin bedeutend. Der Cyklus „Drei Städte" zerfällt bekanntlich in die drei Teile „Lourdes", „Rom", „Paris", „Held" ist ein junger Priester Pierre Froment, der zunächst in Lourdes den verlorenen Kinderglauben wieder zu finden sucht, dann in Rom einen neuen sozialen Katholizismus heraufführen will und darauf in Paris die Unzulänglichkeit der christlichen Nächstenliebe erkennt, worauf er sich eine Frau nimmt und Kinder zeugt. Die Entwicklung ist völlig schematisch, auch nicht ein einziges mal packt uns die tiefere Mitempfindung bei diesen inneren Kämpfen, die doch beispielsweise bei Gottfried Kellers „Grünem Heinrich" nie ausbleibt. Aber als Reiseschilderungsbücher sind „Lourdes" und „Rom" sehr interessant. „Paris" ist eher ein wirklicher Roman und gibt zur Charakteristik der dritten Republik manches Wichtige, erreicht aber doch die Macht der besten Bände aus dem Rougon-Macquart-Cyklus lange nicht. Das Resultat des Drei Städte-Cyklus ist ein durchaus negatives, Zola ist mit dem Katholizismus oder sagen wir geradezu dem Christentum definitiv fertig und verdammt auch die moderne Gesellschaft als reif zum Untergange. Doch aber glaubt er trotz starker pessimistischer Anwandlungen immer noch an das Zauberwort „Wissenschaft und Demokratie" und unternimmt dann in den „Vier Evangelien" den Aufbau einer neuen Welt in seinem Sinne, indem er die „Fruchtbarkeit", die „Arbeit", die „Wahrheit" und die „Gerechtigkeit" als die Genien sozusagen der künftigen Gesellschaft feiert. Poetisch bedeuten die neuen Romane, die jeder einen mit einem Evangelistennamen gezierten Froment zum Helden haben und eigentlich Zukunftsromane sind, obgleich sie das Kleid unserer Zeit behalten, gegen die „Drei Städte" noch ein weiteres Sinken, es fehlt jetzt auch schon die eigentliche Fabel, alles Geschehen soll beweisen und überzeugen — kurz, wir sind ganz auf dem Boden der ehemaligen Aufklärungsliteratur, in der „Wirtschaft des philosophischen Bauern" und im „Goldmacherdorf" Zschokkes. Aber das „Temperament" Zolas ist doch auch hier noch vorhanden, und so stellen seine letzten Bücher immer noch wirksame Predigten dar, wenn sie auch die darstellerischen

Vorzüge, die beispielsweise unser Jeremias Gotthelf mit der Predigt sehr gut vereinigt, nicht mehr haben.

Er macht auf uns Deutsche überhaupt einen ziemlich traurigen Eindruck, dieser Zola seiner letzten Werke, von den „Drei Städten" an. Ohne Zweifel hat ihn zunächst der Abfall Frankreichs vom Naturalismus schwer getroffen — man merkt das an dem Hasse, mit dem er den Symbolismus verfolgt, in dem er nur eine Verfallserscheinung sieht, ohne je zu ahnen, daß ihn sein eigener Naturalismus als notwendige Reaktion hervorgerufen hatte. Und ganz konsequent wendet er sich dann auch gegen die im Leben der Völker wieder auftauchenden idealen Geistesmächte, gegen die Reaktion der Mystik und die Wiederkehr der Metaphysik, wie er es nennt, übernimmt weiter die Anschauung von dem vollkommenen Zerfall der bürgerlichen Gesellschaft und wird, um es nach unserem deutschen Begriffe auszusprechen, Sozialdemokrat, wenn er sich auch für ein bestimmtes der sozialistischen Systeme nicht entscheidet. Und endlich tritt er denn auch für die Juden ein, die er in seinen früheren Werken, dem „Geld", ja noch in „Paris" — sei es nun, daß er von Haus aus wirklich eine Abneigung gegen sie hatte, sei es, daß er seinen etwaigen jüdischen Blutzusatz, wie man das ja häufiger findet, verbergen wollte — nicht sonderlich gut behandelt hatte: die europäische Demokratie hat ja ein für allemal ihr Geschick mit dem der jüdischen Rasse verknüpft, und auch der einzelne Anhänger muß sich trotz alles inneren Widerstrebens notgedrungen günstig zu ihr stellen. So erklärt sich Zolas Eintreten für Dreyfus im letzten Grunde, es hindert aber natürlich nichts anzunehmen, daß ihm das verdeckte Spiel der französischen Kriegsgerichte wirklich als Beugung des Rechts vorgekommen sei und ihn zu dem flammenden Protest in „J'accuse" getrieben habe. Man sieht, ich beurteile den Menschen Zola günstiger, als selbst die „Allgemeine Zeitung des Judentums", die da schrieb: „Er stand mit seinen Werken, die an schöpferischer Kraft sichtlich nachließen, an überquellender Redseligkeit — Fécondité — zunahmen, nicht mehr im Mittelpunkte des geistigen Lebens, er fing an, sich zu überleben. Darum wird man nicht ganz den Gedanken vieler schmähen dürfen, daß er deshalb in die Affaire eingriff, daß er sich auf anderem Boden den verlorenen Platz wieder erobern wollte." Nein, er empfand zwar jedenfalls sein literarisches Zurücktreten sehr bitter, aber an eine bewußte Aktion zur Zurückgewinnung der alten Stellung ist nicht zu denken. Nun, das Eintreten für das Judentum, das in dem Brief an die Jugend und dem dritten der vier Evangelien die Höhe erreicht, ist für die Beurteilung des Mannes ziemlich unwesentlich, sein

Demokratismus überhaupt aber bedeutet mit dem Tolstoischen in meinen Augen, wie gesagt, den letzten Versuch, das in der Tat überwundene Evangelium Rousseaus aufrecht zu erhalten. Wahrscheinlich ist Zola, der Verfasser der „Vier Evangelien“, auch von Tolstoi her beeinflußt, als Romane und daher unbewußter Verteidiger der sogenannten Kulturideale der Menschheit konnte er aber die Rückkehr des Slaven zu einem bäurischen Urchristentum, das die soziale Frage löst, nicht mitmachen, und so blieb er an der Formel „Wissenschaft und Demokratie“ hängen. Wir können die Zolasche Weltanschauung, die aus seinen letzten Romanen bis ins Einzelne deutlich zu erkennen ist, hier nicht eingehend darstellen: sie ist so gut Romanismus, wie es der römische Katholizismus ist, dessen Kehrseite, und die deutschen Bildungsdemokraten, die sie annehmen, wissen nicht, was sie tun. Gewiß, Zola ist kein Dummkopf, und er hat die „modernen“ Ideen wie an der Schnur: So bekennt er sich als Evolutionisten und hat, wie es scheint, auch den Häckelschen Monismus angenommen, er will keineswegs das Zwangssystem und predigt die Freiheit der individuellen Entwicklung, ja, er gesteht sogar die Initiative des Genies in den Kämpfen der Menschheit zu, „eines Menschen von Willen und Kraft, eines genialen und frei denkenden Rebellen, der die Wahrheit verkündet“. Aber das alles hindert nicht, daß er von jenem verbohrten Massenfanatismus erfaßt ist, den ich als Produkt der romanischen und jüdischen Rasse ansehe: „Seit hundert Jahren wächst das Proletariat immer höher und stärker ins soziale Leben hinein, und es wird morgen Herr seines Schicksals sein, auf Grund des Gesetzes, daß der Stärkste, der Gesündeste, der des Daseins Würdigste bestehen bleibt. Wir sind nun Zeugen des letzten Kampfes einiger Bevorrechteter, die den Reichtum gestohlen haben, mit der ungeheuren Menge der Arbeiter, die von den Gütern wieder Besitz ergreifen wollen, deren sie Jahrhunderte hindurch beraubt worden sind. Die ganze Geschichte erzählt uns nichts anderes, als daß einige Wenige sich der größtmöglichen Menge von Glück bemächtigten auf Kosten aller Andern, und daß die beraubten Unglücklichen nicht aufgehört haben, in erbittertem Kampfe immer wieder zu versuchen, soviel Glück als möglich für sich zurückzuerobern. Seit fünfzig Jahren ist dieser Kampf zu einem erbarmungslosen geworden und daher sehen Sie, wie die Bevorrechteten, von Furcht ergriffen, freiwillig auf einzelne ihrer Vorrechte verzichten. Die Zeit der Vollendung naht, das fühlt man an all den Konzessionen, die die Besitzer des Bodens und des Reichtums den Enterbten machen. Auf dem politischen Gebiete hat man ihnen schon viel gegeben, und man wird gezwungen sein, ihnen auch

noch auf dem ökonomischen Gebiete viel zu geben. Neue Gesetze zu Gunsten der Arbeiter, wohltätige Einrichtungen und Maßregeln, Triumphe der Arbeitervereinigungen und Gewerkschaften folgen einander und kündigen die neue Ära an. Der Kampf zwischen Arbeit und Kapital ist an einem entscheidenden Punkte angelangt, und man kann schon jetzt die Niederlage des letzteren vorhersagen. Innerhalb einer gegebenen Zeit wird das Lohnsklaventum verschwunden sein. Und daher habe ich die feste Zuversicht (sagt Lucas Froment), daß ich siegen werde, indem ich helfe, das Andere vorzubereiten, das an die Stelle des Lohnsklaventums treten wird, die Neuordnung der Arbeit, die uns eine gerechtere Gemeinschaft, eine höhere Zivilisation bringen wird". Noch deutlicher heißt es dann: „Er ging auf die Geschichte zurück, wies darauf hin, wie von den ältesten Zeiten die Stärkeren die Räuber waren, wie die Menge der Schwachen und Elenden in Sklaverei gezwungen wurde, wie die Gewalthaber Verbrechen auf Verbrechen häuften, um nur den Beraubten nichts wieder erstatten zu müssen, die in Hunger und Leiden starben. Er zeigte, wie die im Laufe der Zeiten immer noch vermehrten Reichtümer heute in den Händen einiger Weniger sind, alle die Landgüter, die Häuser, die Fabriken, die Minen mit ihren Schätzen an Kohle und Metallen, die Gewinne der Güterbeförderung, die Kanäle, die Eisenbahnen, endlich die Renten, das Gold und das Silber, alle die Milliarden, die in den Banken zirkulieren, kurz, alle Güter dieser Erde, alles, was den unermeßlichen Besitz der Menschen ausmacht. Und war es nicht eine Abscheulichkeit, daß soviel Reichtümer nichts anderes bewirkten, als das entsetzliche Elend der weitsaus meisten? Schrie das nicht nach Gerechtigkeit, sah man nicht die unabwendbare Notwendigkeit ein, zu einer neuen Teilung zu schreiten? Die furchtbare Ungerechtigkeit, daß auf der einen Seite die Trägheit in Überfluß schwelgt, während auf der anderen die rastlose, qualvolle Arbeit in Elend vergeht, hat aus dem Menschen einen reißenden Wolf für den andern Menschen gemacht. Anstatt sich zu vereinigen, um die Kräfte der Natur zu besiegen und zu zähmen, zerfleischen die Menschen einander, die barbarische soziale Ordnung stößt sie in den Haß, in die Verirrung, in die Tollheit, läßt das Kind und den Greis schutzlos und verlassen, erdrückt das Weib, macht es zum Lasttier oder zum käuflichen Genußgegenstand. Der Arbeiter selbst, durch das Beispiel der allgemeinen Feigheit verderbt, beugt in stumpfer Ergebung sein Haupt unter das Joch der Sklaverei. Und welch unermeßliche Verschwendung des Vermögens der Allgemeinheit in den Riesensummen, die man für den Krieg ausgibt, in dem Gelde, womit man die unnützen Beamten, die Richter, die Gensdarmen bezahlt. Und

all das Geld obendrein, das zwecklos in den Händen der Kaufleute bleibt, parasitischen Vermittlern, deren Gewinn von der Wohlfahrt der Konsumenten erhoben wird! Aber das alles war nur das tägliche Abbröckeln einer sinnlosen, schlecht konstruierten Gesellschaft, ebenso wie das Verbrechen des mit Absicht herbeigeführten Hungerleidens, welches die Eigentümer der Arbeitsmittel ihren Lohnsklaven auferlegten, um ihre Gewinne ungeschmälert herauszubekommen. Sie verminderten die Produktion der Fabriken, sie zwangen den Grubenarbeitern arbeitslose Tage auf, sie züchteten das Elend aus ökonomischer Kriegstaktik, um die hohen Preise aufrecht zu erhalten. Und man wunderte sich, wenn die Maschine knirschte, wenn sie eines Tages zusammenbrechen würde unter einer solchen Last von Leiden, Ungerechtigkeit und Schändlichkeit." Es gibt heute keinen vernünftigen Menschen mehr, der das in dieser Ausführung steckende Korn von Wahrheit leugnete, aber das Ganze stellt denn doch eine Auffassung der Geschichte und der sozialen Organismen von einem so blöden Doktrinarismus dar, daß einem die starrsten Dogmen der katholischen Kirche dagegen leidlich vernünftig erscheinen. Und wie diese Auffassung von Vergangenheit und Gegenwart verbohrt, so ist das Zukunftsbild, das Zola (am Schluß seines „Arbeit"-Romanes) entwirft, die übliche Schwärmerei, die die Entwicklung des Menschen von der bête humaine zum „Mustertier" zur unumgänglichen Voraussetzung hat: Allgemeines Glück natürlich, nach der Wegfegung der Regierungen und Religionen und Vereinigung aller Nationen, höchste materielle, geistige und ästhetische Kultur, Genies in Hülle und Fülle. — Kein Vorwurf, den die Gegner der modernen Bewegung gemacht haben, hat Zola schwerer getroffen als der vom Bankbruch der Wissenschaft, er kommt immer wieder darauf zurück, obwohl natürlich niemand an den Bankbruch der Wissenschaft im allgemeinen, sondern nur an den der materialistischen Wissenschaft unserer Zeit gedacht hat, die die schwierigsten Probleme einfach eskamotierte. Nun, ich denke, auch Zolas letzte Bücher sind so etwas wie Zeugen des Bankbruchs der materialistischen Wissenschaft, jedenfalls sind wir Deutschen über die Zolasche Formel „Wissenschaft und Demokratie" hinaus — unsere neue Formel heißt „Kunst und Rasse", wobei wir unter Kunst etwas anderes verstehen, als Schmückung des Lebens durch das Kunstgewerbe und Aufklärungsliteratur. Doch es ist hier nicht der Ort, die neuentstehende germanische Weltanschauung, die die Geister schon jetzt mindestens ebenso mächtig bewegt, wie die untergehende romanische des Demokratismus, des Näheren zu entwickeln.

Im übrigen haben wir der Wahrheit gemäß zu sagen, daß Zola auch in seinen letzten Werken nicht verleugnet die ehrliche, gerade und tapfere Natur,

die ihn antrieb, die „Rougon-Macquart" zu schreiben. Und wenn er als Lateiner, mit slavischer Unterlage womöglich, schwerfälliger und weniger liebenswürdiger ist als der französische Gallier, es ist doch auch wieder viel Schönes und Zartempfundenes in seinen Büchern, u. a. hat er den starken Familiensinn, die Verehrung der Mutter, die Liebe zu den Kindern, die Romanen und Juden auszeichnet. Poesie im höchsten Sinne ist bei ihm nicht häufig, er neigt doch etwas zur Sentimentalität, zur rhetorischen Übertreibung und sehr stark zu der mit der Poesie zuletzt ganz unverträglichen mechanischen Lebensauffassung, das letztere vor allem auch im Banne seiner Theorie. In sehr vielem entschuldigt ihn aber auch seine Zeit, diese aufgeregte, zerrissene Zeit der Decadence, die alles aus ihren Fugen brachte und die Dichter verführte, nicht bloß Künstler sein zu wollen, sondern Führer in den Kämpfen der Menschheit, Propheten, ja Messiasse. Man hat die Verwendung der künstlerischen Mittel zu anderen angeblich höheren Zwecken laut gepriesen, hat die neue Kunst der Wahrheit, die soziale Kunst, hoch über die alte Kunst der Schönheit, die ästhetische Kunst gestellt — ich freilich glaube, daß diese Trennung im Grunde unmöglich, daß die neue Kunst nur ein großes Mißverständnis oder besser eine aus der Entwicklung der Verhältnisse und dem Mangel wahrer Genies sehr wohl verständliche Surrogatkunst ist, und daß daher der Menschheit sehr wenig von ihr bleiben wird. Uns Deutschen im besonderen haben, wie gesagt, die Zola, Ibsen und Tolstoi, nachdem wir Jeremias Gotthelf, Hebbel, Otto Ludwig, Gottfried Keller und die ganze Entwicklung des Realismus gehabt hatten, in Wahrheit sehr wenig zu geben vermocht, eigentlich nur, um es drastisch auszudrücken, die moderne Façon. Aber selbst wenn wir jene Entwicklung des Realismus nicht gehabt hätten, würden meines Erachtens zwei ältere große Deutsche, Luther und Goethe, noch stark genug gewesen sein, den Einfluß der modernen fremden Propheten in seinen Schranken zu halten.

Das heutige England.

Von

Houston Stewart Chamberlain.

„England hat die Fühlung mit Europa immer mehr verloren."
Karl Hillebrand (1873).

In einem Augenblick, wo Leidenschaft auf beiden Seiten den Blick trübt, wo Deutschland und England einander innerlich völlig entfremdet sind, ist es ein glücklicher Gedanke, einen Schweden zu Worte kommen zu lassen, einen Mann, der zehn Jahre in England gelebt und dort eingehende Studien über die wirtschaftlichen und kulturellen Zustände des Volkes gemacht hat, und der uns nun sine ira et studio seine Eindrücke mitteilt.[1]) Schon als bloße intellektuelle Kur — damit nämlich der Verstand wieder zu seinem Rechte komme und mit ihm die scharfe Beobachtung der wirklichen Verhältnisse und die kühle Erwägung der Weltlage — möchte ich dem Werke Steffens eine weite Verbreitung unter den Deutschen aller Länder wünschen. Ein blinder Bewunderer der Engländer ist unser Verfasser nicht; im Gegenteil, während man liest, glaubt man das stille, unbestechliche, graublaue Auge des Skandinaviers zu gewahren, auf dessen Grund Schalkhaftigkeit und Leidenschaft wohl manchmal aufleuchten, dessen Ausdruck aber nie den Charakter der verstandesmächtigen, sicheren Selbstbeherrschung verliert; und fast grausam wirkt die Schilderung oft, gerade durch ihre Ruhe und offenbare Unparteilichkeit. Aber Steffen weiß auch die besonderen Eigenschaften des englischen Volkes zu schätzen und zu schildern; dasselbe Auge zeigt sie ihm; es zeigt sie ihm nicht vergrößert; keine Nebelbilder gewinnen — wie bei solchen Betrachtungen so oft — Gewalt über seine Phantasie; nein, kühl bis ans Herz hinan, wie die Fehler und die Krankheitssymptome, so schildert er auch das Unvergleichliche, die Quelle der Kraft.

Die Ursachen der augenblicklichen Entfremdung zwischen den beiden, trotz aller Blutmischungen doch sehr nahe verwandten Völkern sind bekannt — be-

[1]) Gustaf F. Steffen: England als Weltmacht und Kulturstaat. Studien über politische, intellektuelle und ästhetische Erscheinungen im britischen Reiche. Deutsche vom Verfasser bearbeitete Ausgabe, aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. Oskar Reyher. 2. Auflage, 1902, bei Hobbing & Büchle in Stuttgart.

kannt wenigstens, insofern nur der Burenkrieg und die damit zusammenhängenden Gemütserregungen in Betracht kommen. Hierüber ist es unnötig zu sprechen; und für mich, der ich ein geborener Engländer bin und doch in dieser Sache so ganz deutsch fühlen mußte, wäre jede Auseinandersetzung die denkbar schmerzreichste Autopsie. Was meine Gesinnung anbetrifft, so genügt es wohl, wenn ich auf meinen Onkel, den vor wenigen Monaten verstorbenen Feldmarschall Sir Neville Chamberlain verweise, dessen öffentliche Briefe gegen diesen unseligen Krieg und gegen die Art der Kriegführung auch in der deutschen Presse Beachtung fanden. In dem letzten zitierte er prophetisch die Worte Byrons: „they make a desert and they call it peace", sie verwandeln das Land in eine Wüste und dann reden sie von „Frieden". Diesem würdigen Manne schließe ich mich an. — Doch was das große Publikum kaum je beachtet, ist, daß es außer diesen Gemütserregungen des Augenblicks andere, tiefer eingewurzelte Gründe für eine wachsende Entfremdung gibt, ganz nüchterne, harte, kalte Gründe: das Aneinanderprallen kaufmännischer Interessen, die wirtschaftliche Konkurrenz, mit allem, was hieraus für das tägliche Brot des Einzelnen, sowie für die Kolonial- und Flottenpolitik u. s. w. des Staates folgt — worüber man bei Steffen reichliche Auskunft findet. Eine solche Lage entwickelt sich nicht über Nacht; sie steht mit dem Burenkrieg in keinerlei organischem Zusammenhang, sondern die Gemüter suchen nur nach einem Vorwand, um unedelste Leidenschaften edel zu drapieren; ebensowenig aber vermag irgend ein Verbrüderungsdusel sie aus der Welt zu schaffen; hier kann nur weise vorsorgende Politik helfen. Wogegen wir uns jedoch Alle mit Kraft wehren sollten, ist, daß ein derartiger wirtschaftlicher Krieg — ein unvermeidliches, doch ebenso nüchtern zu behandelndes Übel wie ein kalter Winter oder eine Ernte bei andauerndem Regen — zu moralischer und intellektueller Entfremdung zwischen naturgemäß Befreundeten führe. Wir dürfen es schon deswegen nicht dulden, weil die Krisis dadurch nur verschärft wird, wo im Gegenteil Linderung not täte. Und wir dürfen es auch darum nicht, weil wir damit nur das Spiel unserer gemeinschaftlichen Feinde treiben. Wer die Leute sind, die immer und überall die Nationen zu Mißhelligkeit und Krieg aufstacheln, weil ihr Herz mit keinem Vaterland unlöslich verknüpft ist und sie stets in den Tagen der schlimmsten Not ihre glänzendsten Geschäfte machen — das wissen wir Alle und doch bedenken wir es fast nie. Dazu kommt aber jetzt noch ein Anderes, was meines Wissens bisher überhaupt unbeachtet geblieben ist: dasjenige Organ, welches in England unaufhörlich gegen Deutschland aufhetzt und damit allen anderen den Ton gibt, die National Review, steht unter dem ausschlaggebenden Einfluß irischer Ultramontaner. Die Engländer achten auf derlei gar nicht, denn sie sind in allen Fragen, die Rasse und Religion betreffen, mit Blindheit geschlagen, und bis zur Stunde fand sich kein Seelenarzt, der ihnen den Staar gestochen hätte; doch der Deutsche sollte sich fragen, ob diese Irländer, die in ganz Europa herumreisen, um alle Länder gegen Deutschland aufzureizen, und die in London jedem Tschechen und Polen und

jedem französischen Nationalisten die Spalten der einflußreichsten Zeitschriften zu den wahnwitzigsten Angriffen auf alles, was deutsch ist, öffnen, — der Deutsche, sage ich, sollte sich fragen, ob jene Leute wirklich aus Liebe zu England handeln und ob sie — die sich so ultrapatriotisch-englisch tun — auch nur berechtigt sind, für vollwertige Engländer gehalten zu werden? Täte der Deutsche das, so würde er entdecken, daß hier vielmehr die alte Taktik am Werke ist, die seit des großen Hermanns Zeiten immer wieder von den Feinden des Germanentums als einzig erfolgreich angewandt wurde: um die Germanen loszuwerden, schürt man Zwietracht zwischen ihnen, und läßt sie sich aneinander aufreiben. Es handelt sich aber nicht bloß um Germanen, sondern um Protestanten. Und in diesem Augenblick, wo Rom auf der ganzen Linie aggressiv vorgeht und wo es soeben zu seiner innigen Freude es erlebt hat, daß ein protestantisches Weltreich — früher ein Beschützer von Protestanten — ein ganzes kernprotestantisches Volk völlig zu Grunde gerichtet und von der Weltkarte ausgelöscht hat, wie könnte ihm etwas Angenehmeres geschehen, als wenn es jetzt gelänge, die zwei protestantischen Großmächte — die einzigen Europas — sich gegenseitig in blindem Hasse zerfetzen zu lassen? Möchten wir doch hüben und drüben rechtzeitig zur Besinnung kommen.

Über alle diese Dinge nun wird man bei Steffen — außer insofern sie rein wirtschaftlicher Natur sind — keine Betrachtungen finden; er steht als Schwede abseits; außerdem reichen seine Erlebnisse in England nur bis zum Jahre 1897. In einer gewissen Beziehung erhöht das aber den praktischen Wert des Buches. Der Leser wird sich nicht in seinen politischen Vorurteilen verletzt fühlen und er wird umso williger diesem sehr „objektiven" Führer folgen und dadurch Manches kennen lernen, was er bisher vielleicht nicht wußte.

Einen großen Fehler hat das Buch: es ist überhaupt kein Buch, sondern eine Sammlung von Zeitungsaufsätzen. Die Zeitung dient, wie Goethe sagt, um „in die Zerstreuung noch weitere Zerstreuung zu bringen". Und es ist wirklich arg, wenn in einer Epoche, in der ohnehin das viele Zeitungslesen auf jedes Gehirn entkräftend wirkt, auch unsere Bücher in immer größerer Anzahl aus eingepökelten Zeitungen zusammengestellt werden. Das „Buch" sollte für uns eine höhere Würde besitzen, abseits vom Tagesgetriebe; hier endlich sollte man sich sammeln, nicht zerstreuen. Doch wollen wir in diesem Falle nicht zu streng richten; vielleicht finden die kurzen Kapitel, die wiederum in einzelne selbständige Abschnitte zerfallen, mehr Leser als ein richtiges Werk mit Anfang, Mitte und Ende es getan hätte. Man kann Steffens Buch überall aufschlagen; es kommt gar nicht darauf an, in welcher Reihenfolge man die Kapitel liest. Daß in einem derartig entstandenen Buche die Abschnitte sehr verschieden an Wert sein müssen, liegt auf der Hand. Am gelungensten sind nach meiner Meinung im ersten Teil die Kapitel über „Aristokratismus und Demokratismus in England", über den „Industriellen Demokratismus" und über die „Städtischen Fortschritte", und im zweiten Teil das Kapitel über den „Nationalcharakter".

Am wenigsten wird sich der deutsche Leser mit den Kapiteln über „Evolutionslehre“ und „Kunst“ einverstanden erklären können; hier scheint mir der Verfasser nicht recht zu Hause zu sein.

Was der deutsche Leser aus diesem Buche gewinnen kann, ist ein Vielfaches. Er wird erstens den Engländer besser kennen und dadurch besser beurteilen lernen; sodann aber wird er eine ziemlich genaue Vorstellung des erziehlichen Wertes — wenn ich so sagen darf — der ganzen Erscheinung des englischen Volkes und Staatswesens für das deutsche Volk und das deutsche Staatswesen erhalten. Der Engländer besitzt Eigenschaften, die wirklich sehr nachahmenswert sind; im großen und ganzen aber wäre es ein Segen, wenn der Deutsche endlich lernte, den englischen Einfluß völlig abzuwerfen und ganz er selber zu sein. Es ist ein eigenes Ding um den Nachahmungstrieb des homo sapiens, und wir überlassen uns viel zu gedankenlos seiner unbewußt wirkenden Suggestion. Die Verfassung Englands ist von allen Ländern Europas in größerem oder geringerem Maße nachgeäfft worden; nun lese man aber die Ausführungen Steffens über die politische Maschinerie des englischen Parlaments! Kein Kabinett der Welt besitzt so diktatorische Gewalt wie das englische, und wer ihm als Minister angehören soll, wird weder vom König noch vom Parlament bestimmt, sondern von einer in den Koulissen, ohne Öffentlichkeit, ohne Verantwortlichkeit regierenden Oligarchie — um nicht zu sagen Klique. Wer die Sache genau untersuchte — noch etwas genauer sogar als Steffen — würde entdecken, daß die Grundlage der englischen parlamentarischen Regierung in der unbedingten Unfreiheit des Individuums besteht. Das Parlamentsmitglied muß einer von zwei Parteien angehören, und innerhalb der Partei muß es bedingungslos gehorchen. Es darf nur dann reden, wenn die Partei es will, und nur das reden, was die Partei will. Sein Herr ist der sogenannte „Whip“, d. h. der Mann mit der Peitsche; dem hat es bei jeder Abstimmung zu gehorchen; wehe ihm, wenn es einer eigenen, persönlichen Meinung folgen wollte; es wäre gebrochen, ausgestoßen, seine politische Laufbahn wäre beendet. Der deutsche „Freisinn“, der sich so gern auf England beruft, hat keine blasse Vorstellung von der Art, wie dort in Wirklichkeit regiert wird. Und wer sich nun von Steffen wenigstens in die praktischen Elemente dieser nichts weniger als idealen Regierungsmethoden einführen läßt, wird bald einsehen, wie hoffnungslos es ist, große Reiche mit Hülfe von „Parlamenten“ regieren zu wollen, wenn nicht die Vorbedingungen vorhanden sind, aus denen das englische Parlament entstand und sich entwickelte, und durch die es sich noch heute als brauchbare Einrichtung bewährt.

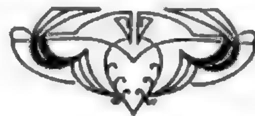
Dies soll nur als Andeutung gelten; nach dieser Richtung hin wird man bei Steffen viel Interessantes finden.

Bewundernswert und wirklich nachahmenswert ist dagegen manche Erscheinung der englischen Volksseele, die abseits von der Politik liegt, so namentlich die praktischen Instinkte und die Tatkraft. „Die Genialität des englischen

Volkes", schreibt Steffen (II, 184), „ist sein starkes Gefühl für die Wirklichkeit und den ununterbrochenen Zusammenhang der Dinge. Hierin haben wir die schöpferische Macht und die Widerstandskraft der englischen Volsseele zu suchen"; und an anderer Stelle (I, 15) rühmt er des Engländers „nie versiegende Arbeits-, Unternehmungs- und Abenteuerlust". Das sind herrliche Gaben. Und wohlbetrachtet sind sie es, die diesem in Wirklichkeit herzlich schlecht regierten Volke immer wieder zu den größten Erfolgen verhelfen. Mit tiefer Betrübnis spricht Treitschke die Worte: „Die Deutschen sind noch immer das Volk, das die geringste Energie nationaler Widerstandskraft besitzt" (Politik, I, 287). Nicht mit Unrecht läßt aber Steffen die Widerstandskraft einer Nation im Wirklichkeitsgefühl wurzeln. Der Deutsche hat so viel und so Herrliches von einem idealen deutschen Reiche geträumt, daß er sich mit dem wirklichen noch gar nicht zurecht findet. Während der Engländer immer und überall das Gegebene — mit einem anderen Worte, das Wirkliche — erfaßt und von hier aus — gleichviel wie dieses Wirkliche beschaffen sei — weiter baut, schweift der gedankenvollere Deutsche in die Ferne und verliert dadurch gar oft den Besitz der Gegenwart. Vielleicht gestattet man mir ein Beispiel, das sich mir bietet, während ich diese Zeilen schreibe. Ein vortrefflicher deutscher Gelehrter, ausgestattet mit der seltenen Gabe der Aufrichtigkeit, besuchte mich vorhin und sagte mir nebst manchem anerkennenden Wort: „In Wirklichkeit war es Unrecht von Ihnen, Ihre Grundlagen jetzt zu schreiben; das war einfach ein unmögliches Unternehmen; dieses Buch wird man erst in zweihundert Jahren schreiben können; inzwischen wird die Wissenschaft bedeutende Fortschritte gemacht haben." Ja, du liebe Zeit, zweihundert Jahre kann ich aus sehr naheliegenden Gründen nicht warten! Außerdem brauche ich diese allgemeine Orientierung sofort; sie ist ja Tat, nicht Gedanke; sie soll mir heute, nicht morgen dienen; nicht einmal zwei Jahre kann ich warten. Die guten Leute in zweihundert Jahren werden es sich vermutlich nicht nehmen lassen, die Bücher zu schreiben, die sie brauchen; wenn wir aber nicht die Gegenwart kühn erfassen, was soll denn für eine Zukunft werden? „Die planlos fortgehende Kultur ist ein Übel", sagt Kant. Wir müssen wissen, was wir wollen; das ist die wichtigste aller „Wissenschaften"; sonst gibt es keine Tatkraft; und aus Taten baut sich die Welt auf. Kein Morgen schenkt uns, was das Heute nicht enthält: das lehrt deutsche Metaphysik, und der Engländer, der von Metaphysik nichts weiß, handelt nach dieser Maxime.

Doch der Engländer ist im Begriff, an der einseitigen Übertreibung seiner besten Eigenschaften zu Grunde zu gehen; das ist gewiß. Vortrefflich, und gewiß die feinste psychologische Beobachtung des ganzen Buches, ist, was Steffen über diese Kehrseite des englischen Wirklichkeitsgefühls bemerkt, und was er nicht übel als „eine abergläubische Furcht vor der Mitarbeiterschaft des Geistes an menschlichen Angelegenheiten" bezeichnet (II, 185). Hier ist der Krankheitskeim, an dem England hinsiecht und — trotz alles blendenden Flitterglanzes — auch sterben wird, wenn nicht noch eine gewaltige innere Umkehr stattfindet, wofür

kein Anzeichen spricht. Mit dem Ungestüm seines Temperaments hat der Engländer der Pflicht, „praktisch“ zu sein, sich ungeteilt gewidmet und dabei Kopf und Herz vernachlässigt. Nimmt man einige hundert exquisit gebildete „scholars“ aus, so ist der Kulturzustand aller Einwohner des Riesenimperiums ein betrübend tiefer. Erst vor kurzem hat der greise Herbert Spencer verkündet, England verfalle nach und nach in Barbarei. Das ist auch der Fall. Die „unexampled prosperities“ des vergangenen Jahrhunderts, über die Carlyle seinen beißenden Spott ausläßt (Friedrich der Große, XX, 13), sind teuer erkauft worden. Die Geistesanspannung war eine zu große. Der Engländer hat so ganz nur die Gegenwart erfaßt, daß er darüber die Vergangenheit — seine große Geisteskultur — aus den Augen verlor und sich heute vor eine Zukunft gestellt findet, so leer und dunkel wie ein Fabriksschlot. Während England den riesigen Vorsprung vor allen anderen Nationen in Bezug auf Weltbesiedelung gewann, verlor es die Vorzugsstellung, die es früher in Bezug auf manche Geistestätigkeit besessen hatte, so völlig, daß neulich der Vorsitzende der British Association klagen mußte, ohne die Mitwirkung deutscher wissenschaftlich geschulter Kräfte könne manche englische Fabrik nicht mehr bestehen. Hier sollte dem deutschen Volk das englische als Warnung dienen. Wir müssen aus lebendigster Überzeugung begreifen, daß deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft und deutsche Philosophie mehr wert sind als alle Kolonien Englands zusammen; wir müssen begreifen, daß Geisteskraft doch im letzten Ende die größte aller Kräfte — auch für Weltbeherrschung — ist. Und mit Ehrfurcht vor dem Heiligen im eigenen Herzen, das wir täglich pflegen und größer ziehen wollen, werden wir, indem wir Steffens Buch zuschlagen, uns leise fragen: „Was hülfe es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme an seiner Seele Schaden?“



Lebenssprüche.

Drunten liegt in Streit und Plage
All' das Leben angekettet;
Frei zu lichtem Gottestage
Hab' ich mich empor gerettet.

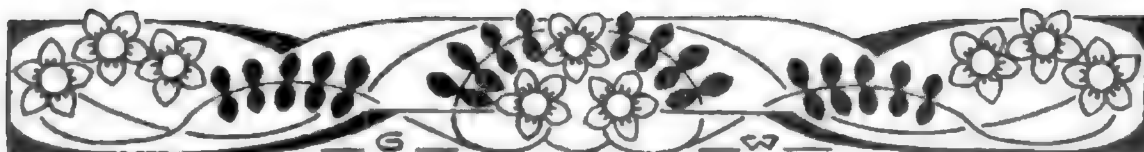
Reiche Geister, eng verbunden,
Sind mir im Gewühl entschwunden;
Reiche Herzen, treue Sterne,
Leuchten noch aus weit'ster Ferne.

*

Blank halte den Tisch und blank den Pokal,
Gönn' Würde dem Leben und Rast;
Ja, rüste dir selber das Lebensmahl
Als wäre der Kaiser zu Gast.

Warum erträgst du still geduldig,
So bitter dir das Los auch fällt?
Mir sind Gott und die Welt nichts schuldig,
Ich schulde Alles Gott und Welt.

Aus: „Auf Pfaden des Glücks“. Lebenssprüche von Julius Lohmeyer. 2. Aufl. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.



Die deutschen Reichs- und Landesfinanzen in ihrer Zusammenfassung.

Von

Adolph Wagner.

(Schluß.)

III.

Bei allen finanzstatistischen Versuchen, die Reichs- und Landesfinanzen in Ausgaben und Einnahmen zu vereinigen, begegnet man nun einer ganzen Reihe erheblicher technischer Schwierigkeiten. Man kann wohl ganz grobe Fehler vermeiden, nämlich die beiderlei Ausgaben und Einnahmen einfach zu summieren, was seit der Gültigkeit der Franckensteinschen Klausel nicht zulässig ist. Denn der hohe Überweisungsbetrag aus Zöllen und Reichssteuern an die Einzelstaaten kompensiert sich zum größten Teil mit den Matrikularbeiträgen, welche diese Staaten umgekehrt dem Reiche zahlen. Nur fiktiv und rechnungsmäßig sind die Überweisungsbeträge daher eine „Ausgabe" des Reichs und eine „Einnahme" der Staaten und umgekehrt ebenso die Matrikularbeiträge eine „Ausgabe" letzterer und eine „Einnahme" des ersteren, reell sind sie es in beiden Fällen nicht. Nur die etwaige Plus- und Minusdifferenz ist eine solche je nachdem Ausgabe oder Einnahme des Reichs oder der Staaten.

Aber andere Schwierigkeiten der finanzstatistischen Zusammenfassung von Reichs- und Landesfinanzen sind größer und nicht leicht genügend zu lösen. Das Reich hat im allgemeinen einen Nettoetat, die Staaten teils Brutto-, teils Nettoetats. Das muß ausgeglichen werden, was aber leichter gefordert, als durchgeführt ist. Die Etats und demnach die Abrechnungen der Staaten sind ferner auch in der Aufstellung, bei Ausgaben und Einnahmen, mannigfach verschieden gebildet, auch verschieden spezialisiert, einzelne Einnahmezweige, z. B. die domanialen, budgetrechtlich verschieden behandelt, ganz abgesehen von den vielen sonstigen Verschiedenheiten der Ausgabe- und Einnahmezweige selbst. Wird doch z. B. sogar im preußischen Etat noch heute verfassungsmäßig die alte, aus der absoluten Monarchie herrührende Kronfideikommißrente des Königs von 7,719,296 M. nicht im Ausgabeetat aufgeführt, wie die späteren Zivillisteerhöhungen der Könige Wilhelm I. und II. (zusammen 8 Millionen Mark), sondern, weil sie als radiziert auf die alten Domänen gilt, im Etat der Domänen

und Forsten gleich von den Roheinnahmen abgezogen. Das muß bei einer korrekten finanzstatistischen Behandlung abgeändert werden. Es gehört natürlich außerdem eine sehr intime Kenntnis des Etats jedes einzelnen Staats dazu, das betreffende finanzstatistische Material für die Zusammenfassung mit demjenigen anderer Staaten des Reichs gleichmäßig zu bearbeiten. Endlich aber fehlt für einzelne kleinere Staaten, dann für die beiden Mecklenburg, welche keine ordentlichen Staatshaushaltsetats haben und auch wenig über ihre Finanzen veröffentlichen, das ausreichende Material überhaupt mehrfach.

In den bisherigen privatstatistischen Arbeiten, auch den meinigen, hat man sich daher auch notgedrungen darauf beschränkt, die Reichsfinanzen und diejenigen nur eines und des anderen größeren Staats, namentlich Preußens, zusammenzufassen, regelmäßig so, daß man die Landesfinanzen, z. B. die preußischen, zu Grunde legt und dazu, unter Berücksichtigung aller erforderlichen Zu- und Abrechnungen, nach Maßgabe der Bevölkerungsquote, die Reichseinnahmen und -Ausgaben schlägt. So bin ich selbst in den oben zitierten Arbeiten verfahren. Man fingiert dann, daß die auf diese Art für Preußen erhaltenen Daten annähernd für das ganze Reich gelten. Für mancherlei Zwecke reicht das Verfahren auch aus. Aber es beruht im Grunde auf der nicht genau zutreffenden Annahme, daß die Finanzverhältnisse in Ausgaben, Einnahmen, Staatsbesitz, Renten- und Erwerbseinkommen des Staats, Steuern, Staatsschulden in den übrigen Staaten wesentlich ebenso liegen wie in Preußen, was aber eben doch mehrfach nicht der Fall ist. Die Abweichungen, so der im Ganzen günstigere Zustand des Staatsbesitzes (Eisenbahnüberschüsse!) und der Schuld in Preußen, werden dann wohl im allgemeinen konstatiert, aber nicht genau zur Ziffer gebracht, wie die strengere statistische Methode es verlangt. Es sind diese finanzstatistischen Berechnungen daher doch nur Notbehelfe.

In der Einsicht dieses Mangels und dieser Schwierigkeiten habe ich im vorigen Jahre bei der Bearbeitung der Finanzstatistik für mein finanzwissenschaftliches Werk im 4. Bande, das die „Deutsche Besteuerung im 19. Jahrhundert" behandelt, mit folgenden Worten an das reichsstatistische Amt appelliert (S. 759): „Eine Vereinigung aller Einzelstaatsetats mit dem Reichsetat ist natürlich noch viel schwieriger (als diejenige der Daten selbst eines Gliederstaats mit den Reichsdaten) und wohl nur leidlich vollständig und einigermaßen korrekt durch amtliche Bearbeitung des Materials zu erreichen. Auch hier wird es wegen der Verschiedenheiten der Finanz- und Steuerverfassungen und der Etatsaufstellungen ohne Konjekturen kaum ganz abgehen. Es läge hier aber eine interessante und wichtige Aufgabe des reichsstatistischen Bureaus vor, durch deren Lösung, welche diesem Bureau wohl noch am leichtesten und besten möglich wäre, sich dieses Amt zu seinen vielen und großen Verdiensten auf dem Gebiete der Reichsstatistik noch ein neues erwerben würde."

Dieser mein Wunsch ist nun zu meiner Freude in Erfüllung gegangen, wozu damals, als ich so schrieb, bereits die Einleitungen ohne mein Wissen

noch unter dem verdienten, mittlerweile verstorbenen Direktor, H. v. Scheel, getroffen waren. In einer erstmaligen, sehr wertvollen Veröffentlichung aus der Feder des Referenten Dr. Zahn hat das reichsstatistische Amt in seinen Vierteljahrsheften Mitteilungen über die erste bezügliche finanzstatistische Aufnahme und Zusammenstellung gemacht, auch über die befolgte Methode Näheres dargelegt. Die Schwierigkeiten dieser Arbeit waren erheblich größere, als der Laie und die öffentliche Presse, die meist nur kurz von einigen Daten Notiz genommen hat, wohl denken. Sie können nur vom Fachmann voll gewürdigt werden. Die Ausführung ist, glaube ich, schon das erste Mal über Erhoffen gut ausgefallen. In ein paar Einzelheiten werden vielleicht noch kleine Änderungen zu erwägen sein. Man hat sich aber in der Aufgabe noch beschränkt. Die jetzige Publikation gibt einstweilen nur erst die Hauptgliederung der Ausgaben, noch nicht die Daten über die wichtige Verteilung der Ausgaben auf die einzelnen Kategorieen des Finanzbedarfs für die Staatsverwaltung. Dagegen ist die Statistik der ordentlichen Reichs- und Staatseinnahmen nach deren drei großen Zweigen und nach den Unterarten darin, daher besonders auch nach den einzelnen Steuerarten, zum ersten Male hier vollständig für jeden Einzelstaat gegeben. Selbst von den beiden Mecklenburg und von einzelnen Kleinstaaten ist das bisher fehlende oder unvollständige Material ergänzt worden. Auch über die Staatsschulden, den Bedarf dafür, den Staatsbesitz an rentablen Vermögensobjekten erfolgen wertvolle Mitteilungen. So kann jetzt auch eine genauere Vergleichung des gesamten deutschen Reichs- und Landesfinanzwesens mit demjenigen anderer Staaten, besonders der großen mit uns konkurrierenden Einheitsstaaten, erfolgen.*)

IV.

Aus dem interessanten und reichen finanzstatistischen Material dieses ja leicht zugänglichen Quellenwerks sei hier nur Einiges herausgehoben, zunächst um die Bedeutung des gesamtdeutschen Finanzhaushalts an und für sich und im Vergleich mit demjenigen der Staatswesen der beiden anderen wichtigsten modernen Kulturvölker, mit dem französischen und britischen Staatshaushalt ziffernmäßig zu beleuchten. Das neue Material ist aber auch von besonderem Werte, um einige Punkte von Wichtigkeit für die Frage der Reichsfinanz- und Steuerreform in das richtige Licht treten zu lassen. Diese Frage soll uns in einem späteren Aufsatz in dieser Zeitschrift beschäftigen, wo alsdann auf jenes Material zurückgegriffen werden wird.

Es sind imponierende Zahlen, zu welchen die genannte reichsstatistische Arbeit für die vereinigten Reichs- und Landesfinanzen gelangt, Zahlen, welche erst mit denjenigen der großen Einheitsstaaten verglichen werden können und

*) S. Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs, Jahrg. 1902, Heft 1, Die Finanzen der Deutschen Bundesstaaten von Dr. Zahn, S. 246—283. Die Hauptdaten auch im neuesten Jahrgange des reichsstatistischen Jahrbuchs, Jahrg. 1902, S. 207 ff.

diese nicht unerheblich übertreffen. Nach den Voranschlägen für 1901 (z. T. 1900) ergibt sich folgendes Bild in Zahlen (Millionen Mark).

Ausgaben (Brutto)

	Reich	Staaten	Summe
ordentliche fortdauernde . .	2041	3890	5931
desgl. einmalige	213	260	474
zusammen	2254	4151	6405
außerordentliche	216	165	381
Summe	2471	4316	6786
Einnahmen (Brutto)			
ordentliche	2264	4154	6418
außerordentliche	207	138	345
Summe	2471	4292	6762

Diese riesigen Zahlen, die geeignet sind, den guten Staatsbürger, welcher an „seine Steuern“ denkt, zu erschrecken und kenntnislosen und gewissenlosen Agitatoren Mittel für ihre Zwecke zu bieten, müssen indessen erheblich verkleinert werden, um sie zur Klarstellung der wirklichen deutschen Finanzlage und zur Vergleichung mit den Daten anderer Staaten brauchbar zu machen. Für die beliebten und an und für sich auch richtigen und wichtigen Berechnungen der auf den Kopf der Bevölkerung fallenden Beträge von Ausgaben und Belastungen sind sie deswegen auch schlechterdings unverwendbar.

Namentlich müssen sie nach zwei Seiten verändert, d. h. wesentlich verringert werden. Einmal enthalten sie einen Betrag von ca. 1130—1140 Millionen Mark bei der Zusammenrechnung der Reichs- und Einzelstaatsetats doppelt in sich, sodann schwellen sie so ganz ausnahmsweise stark an, weil in den deutschen Staaten und zum Teil im Reiche selbst sehr große Staatsbesitze rentabler Objekte und Betriebsverwaltungen bestehen und diese mit ihren Brutto-Einnahmen und -Ausgaben durch die Etats laufen.

Der erste Punkt ist wieder die verwirrende Folge der unglücklichen Klausel Franckenstein nach den oben darüber schon mitgeteilten Verhältnissen in Betreff der Überweisungen und der Matrikularbeiträge. In der Hauptsache, da die beiden Beträge meist nicht allzu sehr von einander abweichen, handelt es sich bei der Einsetzung der ganzen Summe der Überweisungen als Ausgaben im Reichshaushalt und als Einnahmen in den Landeshaushalten und der ganzen Summe der Matrikularbeiträge umgekehrt als Einnahmen dort und als Ausgaben hier um fiktive Posten. Berichtigt man demgemäß die obigen Zahlen, so erhält man statt der Gesamtausgabe (aller Kategorien) von 6786 doch nur eine solche von 5643 Millionen, wovon 3744 Millionen auf die Staaten, 1899 Millionen auf das Reich kommen und statt der Gesamteinnahme von 6762 Millionen nur eine solche von 5634 Millionen, d. h. von 3735 Millionen bei den Staaten, von 1899 Millionen beim Reiche.

Diese immer noch gewaltigen Ziffern erfahren aber durch Abrechnung der Betriebskosten der sogen. Betriebsverwaltungen auf der Ausgabe- wie Einnahmeseite noch eine weitere starke Verminderung. Gerade der Umstand, daß wir in Deutschland so bedeutenden alten Staatsbesitz als materielle Grundlage der sogen. „privatwirtschaftlichen" oder „Erwerbseinkünfte" der Staaten haben (Domänen, Forsten, Bergwerke u. s. w.), ferner daß Reich und größere Staaten, Preußen voran, ein großes Netz von Staatsbahnen besitzen, weiter auch, daß diese Objekte meist in Selbstbewirtschaftung des Staats stehen (nur bei den Domänen waltet Pacht vor), daher die relativ hohen Betriebskosten bei dieser Verwaltungsform in die Staatsrechnungen kommen, endlich weil es sich hier um Bruttoetats handelt, bei welchen diese Betriebs- und Bewirtschaftungskosten ebenfalls auf den Etat in der Einnahme- wie der Ausgabeseite gelangen, — dies Alles bewirkt es, daß unsere Etats so riesig anschwellen, an sich und im Vergleich mit denjenigen fremder Staaten, welche solche Rentenobjekte nicht oder viel weniger haben oder, z. B. wie Italien, selbst ihre Staatsbahnen verpachten. Nur die Staatsforsten, welche zwar meist kleiner als bei uns, aber doch, z. B. selbst in Frankreich, nicht unbedeutend sind und dann regelmäßig auch in Selbstbewirtschaftung stehen, ferner die Post und Telegraphie, welche in der jetzigen Reichsstatistik auch mit zu den „Erwerbseinkünften" gestellt werden, stellen auch in den fremden Staatshaushalten analoge Fälle dar. Mitunter erscheinen auch solche Objekte, z. B. die kleinen Reste des Domaniums in England, die kleinen Staatsbahnen in Frankreich, bloß mit den Reinerträgen im Staatshaushaltetat, wie es im preußischen Haushalt noch mit dem Etat der Seehandlung der Fall ist. Andererseits laufen in solchen Ländern, die ein Tabakmonopol und andere Monopole oder Regale zu Finanzzwecken haben und ausnutzen und es selbst verwalten (nicht verpachten), ebenfalls die Betriebskosten durch den Etat und schwellen dessen Ziffern an, was beim Vergleich mit Staaten mit anderer Steuerverfassung bezüglich solcher Objekte wie Tabak, Salz, Pulver, Zündhölzer, also z. B. mit Deutschland, zu beachten ist. Wie sehr es auf die Etatsziffern einwirkt, ob die Brutto- oder Nettoansätze einer Einnahmeeinrichtung im Etat stehen, dafür liefert die preußische Lotterie ein Beispiel. Unter Miquel wurde sie mit den Bruttoziffern, statt wie früher nur mit den Nettoziffern, in den Etat gestellt, wodurch im Etat für 1901 auf der Ausgabe- wie Einnahmeseite die Ziffern um 79 Millionen erhöht wurden.

Zieht man nun die fortdauernden und einmaligen ordentlichen Ausgaben für die Verwaltungs- und Betriebskosten der „Erwerbseinkünfte" mit rund 462 Millionen Mark beim Reich, 1809 Millionen bei den Staaten, zusammen mit 2271 Millionen, ferner die gleichen außerordentlichen mit 9 Millionen beim Reich und 101 bei den Staaten, zusammen mit 110 Millionen, im Ganzen daher mit 2381 Millionen Mark von den nach Ausscheidung der sich kompensierenden Matrikularbeiträge und Überweisungen verbleibenden Beträgen der vereinigten deutschen Reichs- und Landesausgaben und Einnahmen ab, so sinkt die Ziffer

der Gesamtausgabe auf 3262 und der Gesamteinnahme auf 3253 Millionen Mark. Das sind die Beträge, welche man als für die eigentlichen Reichs- und Staatsaufgaben verwendbaren Einnahmen und damit bewerkstelligten Ausgaben (nach dem Voranschlage) ansehen kann. Immer noch sehr große Summen, aber wie man sieht, doch nicht einmal die Hälfte der ursprünglichen Bruttoziffern. Auf den Kopf der Bevölkerung kommen mithin 57,8 Mark.

Das französische Budget des Staats hat für 1901 eine Ausgabe und Einnahme von 2879 Millionen Mark oder unter Absetzung auch hier der Regie- und Betriebskosten der Forsten, der Post und Telegraphie und auch der Monopole, von ca. 2638 Millionen Mark, auf den Kopf der ja viel kleineren Bevölkerung 68,4 Mark. Der britische Haushalt läßt sich nach seiner Etatseinrichtung noch schwerer mit dem unsrigen vergleichen. Im Etatsjahr 1900/1901, allerdings dem schweren Jahre des teuren südafrikanischen Kriegs, ergab sich im Rechnungsabschluß eine ordentliche Ausgabe, ebenfalls unter Abzug der Betriebskosten der Post und Telegraphie, von 3468 Millionen Mark, eine Summe, welche diejenige eines Friedensjahres wohl um ca. 1200—1400 Millionen Mark übersteigen möchte. Die ordentliche Einnahme war gleichzeitig auch nur ca. 2700 Millionen Mark. Auf den Kopf würde von der normalen Ausgabe eines Friedensjahrs (2368 Millionen Mark) etwa 54 Mark fallen, — etwas weniger als in Deutschland, wo aber hierin einige außerordentliche Ausgaben eingerechnet sind und im Vergleich mit England in Betracht kommt, daß in diesem Staate Manches nicht im Staatsbudget, sondern in demjenigen der Lokalverwaltungen steht.

Wir in Deutschland haben aber vor Frankreich, Großbritannien und so ziemlich allen modernen Kulturstaaten den großen finanziellen Vorteil voraus, daß unsere Reichs- und Staatsschulden völlig die Deckung der Zinsen und selbst der normalen Tilgungen in den großen Überschüssen unseres Staatsbesitzes und unserer Betriebsverwaltungen finden, während diese Lasten im Ausland fast ganz aus Steuern zu bestreiten sind. Das Kapital der Reichsschuld wird in unserer Publikation um 1901 auf 2396, der Staaten auf 10,987 Millionen Mark, fast nur Eisenbahnschulden, zusammen auf 13,383 Millionen Mark berechnet. In Frankreich ist es (1901) (ohne die Leibrentenschuld, welche indessen größtenteils aus den Zivil- und Militärpensionen besteht, die bei uns überhaupt nicht zur Staatsschuld gerechnet werden) 24,379 Millionen Mark, in Großbritannien ist es (1901) 14,096 Millionen Mark, aber in beiden Ländern größtenteils, ja beinahe ganz eine Schuld aus Kriegszeiten u. dgl., der keine rentablen Eigentumsobjekte, wie bei uns in den Staatsbahnen, gegenüberstehen. Die Nominalhöhe des Schuldkapitals wird indessen vom Nominalzinsfuß mit bedingt und kann daher nach dessen Verschiedenheit sehr verschieden hoch sein, ohne daß das eine entsprechend verschiedene Belastung darstellt. Besser zum Vergleich sind daher die Jahreslasten der Schuld. Der Jahresbedarf für die deutsche Reichsschuld an Zinsen berechnet sich auf 88,2 Millionen Mark, für die Schulden der Einzelstaaten auf 378 Millionen Mark, zusammen auf 466,2 Millionen Mark oder

8,27 Mark auf den Kopf, der Tilgungsbetrag, nur in den Staaten, auf 68,9, der gesamte Schuldenaufwand in 1901, einschließlich der kleinen Verwaltungskosten (4,6 Millionen Mark), daher auf 539,7 Millionen Mark, 9,57 Mark auf den Kopf. Aber der Reinertrag aus den Verwaltungen der sogen. Erwerbseinkünfte deckt diese Summe mehr als vollständig. Nur unter Berücksichtigung von ordentlichen Einnahmen und der fortdauernden wie einmaligen ordentlichen Ausgaben hat das Deutsche Reich einen Reinertrag aus diesen Einkünften von 80,5 Millionen Mark, wodurch also die Jahreslasten der meist „unproduktiven", d. h. meist für Heeres- und Flottenausgaben entstandenen Reichsschuld immerhin auch schon zu 9/10 gedeckt sind. Eigentlich wäre hierher auch noch die Zinseinnahme aus dem Reichsinvalidenfonds, ca. 15 Millionen Mark, zu rechnen. In den Einzelstaaten steigt dieser Reinertrag auf 771,9 Millionen Mark, in Reich und Staaten zusammen also auf nicht weniger als 852,4 Millionen Mark, so daß nach Abzug der Jahreslast für die Schuld (darunter obiger Tilgungsbetrag eingerechnet) noch 312,7 Millionen Mark für die Bestreitung anderer Reichs- und Staatsausgaben übrig bleiben. Damit wäre z. B. fast die Hälfte der Kosten des Reichsheers im Etat von 1901, 673 Millionen Mark an fortdauernden und einmaligen Ausgaben, gedeckt gewesen. Der größte Teil dieser Reinerträge der Erwerbseinkünfte rührt aus den Staatsbahnen her, im Reiche selbst 20,1, in den Einzelstaaten 597,5 Millionen Mark. Die übrigen bezüglichen Einkünfte, vornemlich aus Post und Telegraphie, Reichsbank im Reiche, aus Domänen, Forsten, Bergwerken, Lotterie in den Staaten, betragen rein im Reich 60,4, in den Staaten 174,3 Millionen Mark.

Die Folge dieser Verhältnisse ist natürlich, daß wir in Deutschland trotz des „übermäßigen" (?) Aufwands für Heer und Flotte und der großen Kosten der umfassenden Zivilverwaltung absolut und relativ viel weniger Reichs- und Staatssteuern brauchen, als das mit unproduktiven Schulden überlastete und solchen rentablen Staatsbesitzes meist entbehrende Ausland. Frankreich hatte z. B. seinen Jahresaufwand für die riesige Staatsschuld von 835 Millionen Mark in 1901 fast ganz, zu ca. 11/12 aus seinen Steuern zu bestreiten, denn es konnte dafür von den Reinerträgen seiner „Privateinkünfte" (Forsten, Staatsbahnen, Post, Telegraphie und einiger anderer) nur ca. 70 Millionen Mark verwenden. Zur Mitdeckung seiner anderen Ausgaben, für Heer, Flotte, Zivilverwaltung blieb ihm von diesen Einkünften nichts übrig. Nicht viel günstiger ist die Sachlage in Großbritannien, dessen Jahresschuldenlast von 405 Millionen Mark auch nur zu knapp 2/5, zu 155 Millionen Mark durch derartige Einkünfte, daher ebenfalls vornehmlich durch die Besteuerung gedeckt wurde, die wiederum alle anderen Staatsausgaben ausschließlich tragen mußte. Und ähnlich ist die Lage in wichtigen zu vergleichenden anderen Staaten, zum Teil noch ungünstiger, wie in Italien, ferner in Österreich-Ungarn, doch auch in Rußland und manchen anderen Ländern.

Unter den deutschen Einzelstaaten zeigen sich freilich je nach Höhe und Ursprung der Staatsschuld, nach Umfang und Reinertrag der älteren domanialen

Objekte und der Staatsbahnen erhebliche Verschiedenheiten. Am günstigsten gestaltet sich alles in Preußen, dessen Reinerträge aus diesen Quellen allein 554 Millionen Mark sind (davon 464,5 von den Staatsbahnen), während die Jahreslast der Schuld nur 274,1 Millionen Mark (davon 232 für Verzinsung) beträgt, so daß sich ein Überschuß darüber hinaus von nicht weniger als rund 280 Millionen Mark ergibt, mehr als die gesamte eigene Landesbesteuerung (254 Millionen Mark). Die Mittelstaaten zeigen keine ganz so günstige Lage (z. B. Bayern netto aus Erwerbseinkünften 61,9, wovon aus den Bahnen 45, bei einem Schuldenaufwand von 47,8 Millionen, Sachsen 47,6 Millionen Überschuß, wovon 35,7 von den Bahnen, bei 35,8 Millionen Schuldaufwand, wovon allerdings 8,5 für Tilgung, Württemberg 30,5 Mill. Überschuß, wovon 16,2 von den Bahnen bei 21,3 Mill. M. Schuldaufwand, Baden 19,9 Überschuß, wovon 16 von den Bahnen, bei 22,7 Millionen Schuldaufwand, incl. 7,9 für Tilgung, Hessen 14,6 Millionen Überschuß, wovon, dank der Betriebsgemeinschaft mit Preußen, 11,6 von Bahnen, bei 12 Millionen Schuldaufwand). Aber auch in diesen Staaten bleibt die Lage doch vorteilhaft genug, sie wäre es noch mehr, wenn man in der Staatsbahnpolitik vorsichtiger und dem Reichseisenbahnprojekt seinerzeit gegenüber nicht ablehnend gewesen wäre, das rächt sich jetzt an den Finanzen. Auch in den übrigen kleineren Mittel- und den Kleinstaaten finden sich fast durchweg mehr oder weniger große Überschüsse aus den Erwerbseinkünften, die nur in einigen Kleinstaaten durch eine den Landesfürsten zu günstige Auseinandersetzung über die Domänen mit dem Lande oder zu hohe fürstliche Dotationen und durch den relativ zu teuren Verwaltungsapparat zu stark vermindert oder zu hoch belastet sind.

Im ganzen: überall eine gute, ja eine vortreffliche Finanzlage, mäßige Steuern, im Vergleich mit dem Auslande. Das alles müßte die Reichsfinanzreform und die Regelung der finanziellen Beziehungen zwischen Reich und Einzelstaaten bei gutem Willen wesentlich erleichtern.

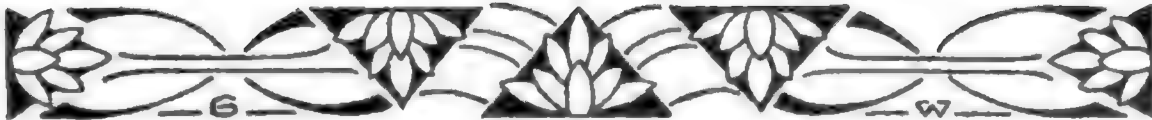
Der Held.

Hast Du für mich ein tatlos Leben,
Ein zwecklos leeres Einerlei, —
Wie zum Gebet würd' ich erheben
Die Hand und rufen: Gib mich frei!

Nein Schicksal, nein. Im Herzen liegen
Der stolzen Keime noch zuviel;
Und wär's ein Streiten ohne Siegen,
Und wär's ein Ringen fern vom Ziel.

Gib mir den Kampf, sein jauchzend Tosen, —
Sieh, wie die Hand verlangend bebt: —
Schmück mir das Schwert mit blut'gen Rosen;
Und fall ich — hab ich doch gelebt!

Aus: Gedichte von Albert Herzog, Verlag von F. Thiergarten, Karlsruhe i. B.



Klingers Beethoven.

Von

Ludwig Gurlitt.

Schweigend, bescheiden, ja demütig trete ich vor Klingers neueste Schöpfung, bin ganz Hingebung, ganz Auge, lausche und spähe, ob es mir Audienz zu geben gewillt ist, ob ich eines Verständnisses fähig und würdig befunden werde. Ich sinne und grüble nicht, sondern versuche zu genießen. Das Denken hat der Künstler schon besorgt, ich brauche bloß dankbar hinzunehmen. — Was sagt mir nun sein Werk?

Beethoven, sofort kenntlich an seinem finsteren Löwenhaupte, thront im hohen Bereiche des Adlers geistig schaffend. Das genügt zum Verständnisse. Alles weitere ergibt sich aus diesem schlichten Gedanken von selbst. Natürlich ist es kein Wirklichkeitsbild, sondern eine Vision. Wie kommt Klinger zu dieser? Nun, er ist musikverständig, ein hingebender Verehrer Beethovenscher Muse, die ihm mehr bietet, als flüchtigen Genuß, die ihm das Höchste ist, was Menschengeist erschaffen hat, gleichsam der Inbegriff alles Geisteslebens. Seine Seele, erfüllt von dem unergründlich reichen und tiefen Wesen Beethovens, ringt nach einem Ausdrucke.

Ein Meer von Empfindungen, himmelstürmender Jubel, abgrundtiefer Schmerz, die ganze Skala menschlichen Glückes und Leides, die wildeste Leidenschaft, die sanfteste Wehmut, Lieben und Hassen, Hoffen und Verzweifeln, Leben und Tod, Sünde und Gnade, Himmel und Hölle, Vergehen und Ewigkeit, das ganze Sein und Werden, die Harmonie der Äonen — das alles, durch Beethoven erweckt, klingt wieder in seiner ergriffenen Seele. — „Und wo der Mensch in seiner Qual verstummt, gab ihm ein Gott zu formen, was er leidet" und empfindet. Das Letzte und Höchste ist mit Worten stets unaussprechlich. Wie anders also soll der verwandte Geist sein Verständnis bekunden, als dadurch, daß er in seiner Kunst antwortet?

Andächtige Bewunderung Beethovens hat sich also bei Klinger zu einer Vision gesteigert. Ihm ist Beethoven nicht nur der in Bonn am 16. Dezember 1770

Ein letztes Urteil über die Bedeutung dieses unsere Zeit berauschenden Kunstwerkes für die Gesamtentwicklung der Kunst wird man einer ferneren Zukunft überlassen müssen. Der Herausgeber.

geborene Komponist, den man in Wien mit diesem oder jenem Rocke bekleidet gehen sah, ihm ist er der Heros, dessen Geist die Welt umfaßte, der alles Irdische und Vergängliche überwunden hat und fortlebt im Reiche der Geister. Zur Bewunderung gesellte sich der Wunsch, dem überschwänglichen Glückspender in Ehrfurcht zu nahen und ihm einen Zoll des Dankes abzutragen. Die fernste Nachwelt soll es wissen, daß Beethoven von ihm verstanden wurde. Das Höchste, was seine Kraft vermag, bringt hier ein Künstler dem andern als Huldigung dar. „Du bist mir kein Mensch“, ruft Klinger mit diesem Werke Beethoven zu, „ich sehe dich hoch thronend über den Wolken in ewiger Klarheit, als einen König im Reiche der Geister, erhaben über Raum und Zeit. Deine gedankenschwere Stirne erscheint mir als das Höchste, was die Erde getragen hat, ich möchte den Donnerer Zeus entthronen, denn Dir gebührt sein Sitz.“

Es lag Klinger fern, einen antiken Gedanken kopieren zu wollen. Er benutzte deshalb auch nicht die alte Form der Apotheose, wie der Adler auf seinem Rücken den Verklärten zum Himmel emporträgt. Klinger ahmt nicht nach, sucht nicht in alten Urkunden nach Gedanken und Anregungen: er hält nur fest, was seinem Geiste in einer glücklichen Stunde erschien, um es zu vollster Reinheit und Klarheit durchzubilden.

Es gibt Leute, die dem Künstler das Recht abstreiten wollen, solche Visionen zu haben, also künstlerisch zu sehen, und das geistig Geschaute darzustellen, d. h. also Künstler zu sein. Mit demselben Rechte würden sie dem Adler verargen, daß er fliegt, der Nachtigall, daß sie singt. Ginge es diesen Nüchternen nach ihrem Willen, so würde man solche Kunstwerke ausweisen, den Künstler einsperren oder erschlagen, nach altbewährtem Rezepte, denn:

„Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die töricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.“

Wo aber wären die Gestalten der griechischen Götterwelt, wo Zeus, Juno, wo die Satyren, Centauren und all die Wundergestalten künstlerisch schaffender Phantasie, wenn der Künstler nicht nach Kindes Art dichten und bilden dürfte? Fragt Eure Kleinen, Ihr allzu Klugen! Sie werden Euch das Bildwerk richtig deuten, denn:

„Für ein liebend Herz ist die gemeine
Natur zu eng, und tiefere Bedeutung
Liegt in den Märchen meiner Kinderjahre
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heitre Welt der Wunder ists allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort gibt.“

Man hat auch den Adler und dessen Bewegung nicht verstanden, weil man eben die Natur und die Sprache der Kunst nicht kennt. Wenn Paeonios

seine Nike auf einem Adler zur Erde niedergleiten läßt, so verstand jeder Grieche, daß der Adler den hohen Äther, den Himmel, kennzeichnet. Auch bei Klinger besagt der Adler nichts anderes. Beethoven ist dem Bereiche der Menschen entrückt. Er thront da, wo die Welt noch vollkommen ist, „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“, thront auf dem vom Menschenfuß nie betretenen Gipfel des höchsten Gebirges, doch wohl des Olympos, — doch tut der Name nichts zur Sache.

„Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu ihm trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.“

Dem also Entrückten naht im Fluge der Adler, um auf dem Felsen Rast zu nehmen. Da erschreckt ihn der Anblick des nie gesehenen Gastes. Er prallt zurück und klammert sich krallend noch fest, um nicht zu stürzen. Im nächsten Augenblicke wird er entweichen auf Nimmerwiedersehen. Das ist für jeden, der Vögel beobachtet hat und ihre Natur kennt, mit unzweideutiger Klarheit ausgesprochen. Es ist eine große künstlerische Tat, diese so ausdrucksvolle Augenblicksbewegung. Ich glaube nicht, daß der Adler Beethoven dienen will, wie seinem ehemaligen Gebieter, dem Wolkensammler Zeus. Nein, er will mit dem Fremdling nichts zu schaffen haben. Auch Beethoven, ganz in sich versunken, nimmt von ihm nicht Notiz. Schwerlich kann deshalb der Adler symbolisch „den hohen Geistesflug des Dichters“ ausdrücken. Das wäre Gelehrten-Interpretation, durchaus unkünstlerisch, weil unsinnlich gedacht.

Und was tut Beethoven auf seinem Throne? Auch diese Frage macht so manchem Beschauer Bedenken, obgleich der Künstler sich auch hier deutlich genug ausspricht. Hier thront kein heiterer, mächtiger Gott, der mit bloßem Schütteln seines Lockenhauptes die Welt erbeben macht, nein, hier thront ein Mensch, der sich in Mühe, Sorge und Arbeit hindurch gerungen hat zur Freiheit, zur Herrschaft über die Welt; hier thront ein Schöpfergenius, unendlich tiefe Gedanken und Melodien wälzend, thront menschliche Geisteskraft in ihrer höchsten Anspannung. Die ganze Kraft liegt in des Tonkünstlers schaffendem Hirn, der starre, düstere Blick, in die Ferne gerichtet, der energisch geschlossene Mund, das überschlagene Bein, der vorgebeugte entblößte Oberkörper, die geballten Fäuste, das alles spricht von dem gesammelten Willen, ein Neues, Großes hervorzubringen. Wir stehen vor dem Augenblicke der wehvollen Geburt. Wie aus dem Haupte des Zeus unter schweren Wehen die Lichtgestalt der klugen, bewaffneten Athena emporsprang, so wird sich auch aus diesem gewaltig sinnenden Haupte ein Göttliches losringen.

Eine Prometheusnatur sinnt, leidet und schafft für die armen Erdbewohner. Ein großer Gedanke, unergründlich tief, weltumfassend und doch verständlich und mit zwingender Gewalt zum Ausdruck gebracht! Denn Wollen und Voll-

bringen gehen ineinander auf. Die Form deckt sich mit dem Gedanken. Darin besteht der künstlerische Sieg.

Und nun ein Wort über den Stil! Klinger hat seinen eigenen Geist, ist ein selbstherrlicher Meister. Deshalb hat er auch seinen eigenen Stil. Es mag manchem zunächst unbequem sein, sich in seine neue Ausdrucksweise zu finden, aber wer genießen will, darf diese Mühe nicht scheuen: dann wachsen wir allmählich in seinen Geist hinein und lernen, gleichsam seine Organe gebrauchen. Klingers Formensprache hat etwas jugendlich Herbes, verschmäht die landläufigen glatten Linien, sagt sich bewußt los von dem herkömmlichen, an die Antike anknüpfenden Schönheitsideale, das durch Routine veräußerlicht und kraftlos geworden ist. Er hat auch nichts gemein mit dem prahlerischen Barock, das dekorativ zwar äußerst wirksam ist, aber der Innerlichkeit und Gemütstiefe entbehrt. Die tiefen Empfindungen, die er mitzuteilen hat, lassen sich nicht in die heitere griechische Anmut, nicht in französische Eleganz kleiden. Sie ringen sich schwer von der Zunge. Klinger spricht, wenn ich im Bilde bleiben darf, die Sprache eines Dürer, Holbein und Luther. Sein Beethoven ist das deutscheste moderne Werk, das ich kenne. Deshalb gilt es mir als ein Wendepunkt in unserer Kunstentwicklung. Es ist gedankenschwer, empfindungsreich, gemütstief, im Ausdrucke streng und herb — kurz es ist deutsch. Ich empfinde das, was unsere Kritik daran bemängelt, auch sehr wohl, nur empfinde ich es als erfreuliche Eigenart, nicht als Mangel. Die Silhouette ist zunächst befremdend. Klinger meidet eben das überkommene Schema des streng pyramidalen Aufbaues. Der Körper Beethovens versinkt etwas in den großen Thronsessel. Aber bald findet sich das Auge damit ab, ja erfreut sich an dem neuen Kompositionsgesetze und folgt mit wachsendem Entzücken dem so reich verschlungenen Zuge der Linien, die schließlich doch, wie die Akkorde einer Symphonie, alle Disharmonien auflösend, in reichsten Tönen melodisch ausklingen. Zumal wenn man den Standpunkt von der linken Vorderseite nimmt, schließt sich das Gesamtbild in ein großes Oval, in dem selbst unser bisheriges Stilempfinden ohne Rest aufgeht. Den Eindruck steigert noch eine fein gestimmte Tönung des Bildwerkes. Die Zeitungen berichten über das verwendete Material: „Der Körper Beethovens ist aus griechischem Inselmarmor. Tiroler Onyx bildet das Gewand. Pyrenäischer Marmor wurde zum Fels und zum Adler verwandt. Die Engelsköpfe sind aus vollem, ungestücktem Elfenbein. Als Hintergrund dazu dienen echte Opale; zu den Schwingen wurden Achat, Jaspis und geschliffene antike Glasflüsse verwendet. Der Thron sowie die Krallen des Adlers sind aus Erz.“

Jüngst hat uns ein Kunstphilosoph weismachen wollen, die Vereinigung verschiedener Materiale zu einem Kunstwerke sei ein Verstoß gegen den Geist der Plastik, sei eine „Kunstsünde“. Wer diesen Aufsatz in den preußischen Jahrbüchern (April 1902) liest, wird sich leicht von der logisch strengen Gedankenführung des scharfen Denkers überzeugen lassen. Und doch ist das alles für den Künstler ebenso wertlos, wie das Meiste, das bisher

Philosophen den Künstlern an Gesetzen vorschreiben wollten. Vor diesem Kunstrichter würden des Phidias Goldelfenbein-Bilder, die zahlreichen griechischen Ephebenstatuen von Marmor oder Bronze mit goldenen Kränzen, Schwertern, die Bronzestatuen mit Steinaugen und vieles dergleichen Verirrungen der Künstler sein. Nein, dem Künstler steht es frei, seine Bildwerke aus allen beliebigen Materialien zusammenzusetzen. Nur die künstlerische Wirkung ist für ihn maßgebend und entscheidend. „Ihr sollt an den Bildern nicht schnüffeln," sagt Rembrandt, sollt an ihnen auch nicht herumtasten. Sie sind nur für euer Auge da. Außerdem liegt es gar nicht im Sinne des Künstlers, eine völlige Täuschung zu schaffen. Im Gegenteil, wir sollen uns bewußt bleiben, daß wir Menschenarbeit, nicht die lebende Natur vor uns haben.

Wie in der Dichtung durch den Reim die Muse

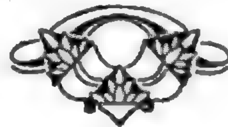
— „Das düstere Bild
Der Wahrheit in das heitere Reich der Kunst
Hinüberspielt, die Täuschung, die sie schafft,
Aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt,"

so erinnern die plastischen Werke absichtlich an ihre nur ideale Wirklichkeit. Wer sich frei gemacht hat von der Irrlehre, daß die Antike nur weiße, einfarbige Statuen gebildet habe, und daß deshalb eine reichere Färbung sündhaft sei, der wird es dem Künstler danken, daß er auch durch Farbenreize feinster Stimmung die Wirkung seines Werkes gesteigert hat. Er kann gewiß ebenso wenig wie Böcklin die „Müllergesellen" leiden, die sich in den Sälen unserer plastischen Ausstellungen breit machen. Deshalb schaffte er bisher meist getönte plastische Werke: Salome, Kassandra, Amphitrite. Ich kann nur bezeugen, daß die farbige Wirkung des verschiedenen Materials meinem Auge unaussprechlich wohltut.

Das Ganze ist eine Schöpfung aus einem Gusse, ein Neues, Eigenartiges, an nichts Bekanntes erinnernd, nur sich selbst gleichend, ein Zuwachs unserer künstlerischen Erfahrung, eine Bereicherung unseres Geisteslebens.

Wie verhält sich nun das Berliner Publikum und die Presse zu dieser künstlerischen Offenbarung? Ich kann darauf mit einem Worte antworten: das Publikum in seiner Masse ist ratlos, die Presse voller Entzücken. Die meisten Beschauer finden das Werk abscheulich, mögen sie es nun eingestehen oder nicht. Laut zu schimpfen getrauen sie sich aber nicht, aus Furcht, sich zu blamieren, zu lauter Bewunderung fehlen ihnen mit dem Verständnisse natürlich auch die Worte. Ihr Schweigen bekundet stumpfes Staunen, man halte es beileibe nicht für echte Ergriffenheit. Wer vor etwa zehn Jahren das rohe Hohngelächter desselben Berliner Kunstpublikums gegenüber manchen Gemälden Klingers mit erlebt hat, der weiß, was er von dem plötzlich erwachten Entzücken zu halten hat. Wer jene Bilder verabscheute, kann dieses Standbild nicht verehren: denn aus beiden spricht zu deutlich dieselbe Künstlernatur. Es ist bekannt, daß

Klinger damals aus seiner Junggesellenwohnung in Berlin auszog, weil er sich wegen der Preßschimpfereien vor seiner Wirtin schämte, ist bekannt, daß er bald darauf Berlin den Rücken kehrte, weil ihm die Anfeindungen der „Idealisten“ den Boden zu heiß machten. Klinger hat Besseres zu tun, als Triumphe über Urteilslose zu feiern, aber die Genugtuung wünschte ich ihm doch, die ratlosen Berliner vor seinem Beethoven zu sehen, wünschte ihm den Anblick der gedemütigten Kunstkritik, der erst jetzt die Erkenntnis kommt, was sie aus Klingers ersten Federstrichen hätte erkennen müssen — ex ungue leonem! —, wenn sie ihr Handwerk verstände, daß hier einer von den ganz Großen zu uns spricht! Sie glaubten über Klinger zu Gericht sitzen zu dürfen, verfälschten das Urteil, verscheuchten den Künstler, ließen ihn ohne Sang und Klang ziehen, und können jetzt doch nicht anders, als ihm Weihrauch streuen, wenn sie sich nicht um jeden Rest von Ansehen bringen wollen. Der Durchschnitts-Berliner aber schweigt, reißt keine Witze mehr mit hochgezogenen Augenbrauen und erkennt seine Ohnmacht. Wahrlich, Klinger, Du hast das Unglaubliche schon erreicht: — der Berliner ist kleinlaut geworden! und das hast Du erreicht ohne Nachahmung anerkannter Muster, sondern auf dem Wege, der allein zu großer Kunst führen kann, nämlich dadurch, daß Du Dir selbst treu bliebst und auf Dich selbst vertrautest. — Macte virtute tua! rufe ich Dir zu, wie die Römer ihrem siegreich heimkehrenden Imperatoren. Denn auch Du bist ein Sieger, kehrst mit unblutigem Lorbeer geschmückt zurück in die Reichshauptstadt, die Dich verkannt, geschmäht und verstoßen hatte — „Heil Deiner Tugend!“



Rätsel.

Wer als hartes Lebenslos
Mich davongetragen,
Muß, bis ihn der Erde Schoß
Einst umfängt, entsagen.
Was der Welt an Lust erblüht,
Darf er kaum genießen;
Sorge quält ihn, bis sich müd
Nachts die Augen schließen.

Dann erschein' ich umgestellt
Seinem Geist im Schlummer,
Und mit meiner Märchenwelt
Bann' ich Sorg' und Kummer.
Was er wünscht und was ihm frommt,
Senk' ich auf ihn nieder;
Aber wenn die Sonne kommt,
Schwindet alles wieder.

Aus: Neue Rätsel für Groß und Klein von Leo Ziegler (C. Leo), Karl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

Wiener Brief.

Von

Cato.

Der große Geschichtsschreiber Ranke fand in den Berichten der Venetianer Diplomaten die tiefsten Einblicke in die Ereignisse ihrer Zeit. Heute möchte es die päpstliche Kurie sein, welcher die genauesten Informationen über die Weltpolitik zur Seite stehen. Sie hüllen sich jedoch in völliges Geheimnis. Daß indes wichtige Dinge vorgehen, bei denen die Kurie das Oberkommando führt, ist dem Erfahrenen klar, auch ohne daß er dabei — nach bekannten Mustern — Briefe und Depeschen zu erbrechen braucht. Seit dem sogenannten Kulturkampfe, den Fürst Bismarck, einem Gebote der auswärtigen Politik folgend, seinerzeit begonnen hat, wurde gegen den Machtapparat des Ultramontanismus zu keinem schärferen Schlage ausgeholt, als vor kurzem von Frankreich gegen die klösterlichen Körperschaften. Persönliche Interessen, Einfluß, Geldquellen des Ultramontanismus wurden dadurch schwer geschädigt. In Erinnerung an den erfolgreichen Kampf des letzteren gegen Preußen hätte man darum jetzt ein ganz ähnliches Aufbäumen, ja die heftigste Kriegserklärung Roms gegen Frankreich erwarten müssen. Aber was geschah? Die Tatsachen geben als Antwort ein kühles „nichts geschah". Mit Ausnahme einer ziemlich matten Verwahrung der französischen Bischöfe nahm Rampolla den Schlag hin. Das ist sonst nicht gerade Roms Gepflogenheit. Woher nun diese auffällige Langmut? Etwa weil der Angriff vom „ältesten Sohne der Kirche" ausging? O nein, dazu ist die Kurie zu positiv. Die Antwort lautet vielmehr: weil die Kurie auf anderem Gebiete entschädigt wird. Sie erwartet von Frankreich eine Gegenleistung, und diese muß eine sehr große, sehr schwerwiegende sein. Nur so erklärt sich Roms Langmut. Und worin liegt die Gegenleistung? Wer soll sie zahlen? Ich denke: das Deutsche Reich. Endlich, endlich glaubt man in Rom die Zeit nahe, wo das berühmte „Steinchen" den Berg herabrollen wird.

An diese Erwägung reiht sich noch eine andere Betrachtung. Während die französische Republik sonst auf bürgerliche Beamte hält, bevorzugte sie längere Zeit hindurch bei Auswahl der diplomatischen Vertreter an den auswärtigen Höfen Mitglieder des Adels. Die letztern aber neigen zur nationalistischen Partei, und einige davon verhehlten ihre Gesinnung so wenig, daß sich das

Ministerium Waldeck-Rousseau zu einer Aenderung entschloß. So wurden Montebello und Noailles von ihren wichtigen Stellungen in Petersburg und Berlin entfernt. Nur einer blieb — der Marquis de Réverseaux in Wien. War er etwa weniger nationalistisch? Nein, denn er war und ist klerikal, und gerade weil er ein Klerikaler, ist er zu Wien in manchen Kreisen beliebt und einflußreich; wenn seine Stellung dennoch unerschüttert blieb, so muß das also seine besonderen Gründe haben, und diese liegen offenbar darin, daß er geradezu für unersetzlich erkannt wurde.

Es ist in Wien kein Geheimnis, daß die Tschechenführer im Palais am Lobkowitzplatze aus- und eingehen. Der Marquis de Réverseaux hat es verstanden, sich zum Mittelpunkt der sogenannten „katholisch-slavischen" Bestrebungen zu machen. Tschechen, Polen, Kroaten hören auf sein Wort. Seine Macht reicht schon über Österreich-Ungarn hinaus. Die Tätigkeit des Botschafters konnte natürlich der stets wachsamen, stets am Platze befindlichen russischen Diplomatie nicht entgehen, aber letztere wurde dadurch gewonnen, daß die Führer der polnischen Bewegung die Zusage unbedingter Schonung Rußlands machten — alles gehe nur gegen das Deutsche Reich! Man weiß, wie genau die Agitation in Polen dies Versprechen erfüllt hat. Ja, es mußte sogar Rußland einen Vorteil in dieser Wühlerei erblicken, da sie ganz geeignet war, die dauernde Abneigung der Polen von Rußland, dem Hauptbesitzer des geteilten Landes, abzulenken und ausschließlich gegen Deutschland zu richten. Die Verwirrung in den inneren Zuständen Österreichs, wo man längst nicht mehr weiß, wer Koch und Kellner ist, begünstigte diese Intriguen, und so konnte sich in Wien eine Art Nebenregierung für die katholisch-slavischen Ostvölker einrichten, eine Nebenregierung, die zugleich schlagend dartut, wem eigentlich die Liebe dieser von Österreich gehätschelten Ostvölker gehört, wohin sie gravitieren und wie leichtherzig sie sich gegebenen Fall es auch von Österreich trennen würden, dessen unabänderlich feststehenden deutschen Kern sie klarer erkennen, als oft die Leiter Österreichs selbst.

Dieser französischen Expositur in Wien wurde die Geheimpolitik Frankreichs im Osten zugewiesen. Während Paris „korrekt" blieb, intriguierte Wien, und während Paris die ihm von ritterlicher Artigkeit erwiesenen Aufmerksamkeiten mit klug gespieltem Anschein allmählich geminderter Rachsucht entgegennahm, bereitete die Expositur in Wien den künftigen Krieg vor. Es war ein allerliebstes kleines Doppelspiel, das sich Herr Delcassé zurechtgelegt hatte und dessen Entwicklung in den verschiedenen Botschaftspaläſten in Wien mit steigendem Interesse beobachtet wurde. Ein leichter Duft von Demimonde-Politik haftet allerdings diesen Schachzügen an, aber, mein Gott, wie weit bringt heute nicht die Demimonde vor! Als die ersten Andeutungen über die französisch-klerikale Nebenregierung durch dies Blatt in die Öffentlichkeit kamen, besorgte Herr Delcassé, die Empfindlichkeit Österreich-Ungarns geweckt zu haben. Zur Beschwichtigung wurden dem österreich-ungarischen Botschafter in Paris, Grafen Wolkenstein,

extemporierte Lobsprüche gespendet und in einem großen Wiener Journale Herr Delcassé als staatsmännischer Erbe Gambettas gefeiert!

Inzwischen hat man sich, wie es scheint, in Wien etwas aufgerafft. Graf Goluchowski griff ein. Es ward daran erinnert, daß der amtliche Verkehr mit den Botschaften nur durch das österreichisch-ungarische auswärtige Amt geschehe. Man begann, ein wenig auch die inneren Zustände in eine bessere Bahn zu bringen. Die Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn verloren an Schärfe. Auch die leitenden Staatsmänner Ungarns wollen nicht die Trennung von Österreich; oder, richtiger gesagt, sie wird ihnen erst dann nahegelegt, ja gleichsam aufgezwungen, wenn dieser Bündel kräftiger Völkerschaften ruderlos und steuerlos dahintreibt. Europa, der Dreibund und nicht zum wenigsten Österreich-Ungarn selbst verlangen zielbewußte Leitung ihrer Angelegenheiten. Wird sie ihnen, so kann man noch am alten Österreich Überraschungen erleben, das denn doch zu gut ist zu einem Brutneste fremder Machenschaften.

Der Mutter Trauring.

Du schmaler Reif, Du gold'ner Reif,
Du Ring, der eigen mich bewegt,
Du schmücktest ja die treue Hand,
Die meine Kindheit sanft gehegt.

Wie Du in Aug' und Seele mir
Mit Deinem lieben Glanze scheinst,
Du Trauring, den die Mutter trug
In dreißig langen Jahren einst.

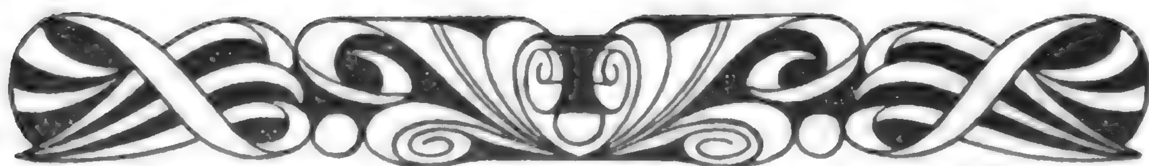
Die weiche Hand, die warme Hand,
Dran du gefunkelt schlicht und klar,
Sie legte segnend sich auf mich,
Strich sanft aus meiner Stirn das Haar.

Die teure Mutter schlief im Sarg,
Die Augen zu, die Finger steif:
Ein blumenstilles, bleiches Bild —
Sacht streift' ich von der Hand den Reif.

Sie wollt' den Ring nicht geben her
Und lassen selbst im Tode nicht;
Ein Bild der Treue, zeigte sie,
Daß Lieb' auch nicht im Tode bricht. —

Ich aber trage diesen Reif
Als ein Vermächtnis ihrer Hand
Und drück' an meine Lippen oft
Dies heil'ge, reine Liebespfand.

Aus: Vaterlandsgesänge von Heinrich Vierordt, 2. Auflage, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.



Boerenwanderung in Süd-West-Afrika.

Von

Joachim Graf von Pfeil.

Immer wiederkehrend verlautet, daß in den England im Kampfe unterlegenen Boerenstaaten, wie einst im Kaplande, sogenannte Trecks sich organisieren, deren Unternehmer Haus, Hof und Heimat den Rücken kehrend neue Weidegründe aufzusuchen beabsichtigen. Aber nicht wie vor 70 Jahren liegt die afrikanische Welt offen und herrenlos vor den Wanderern, nicht dürfen sie wie ihre Vorfahren aufs Geratewohl den Weg nach irgend einer Himmelsrichtung einschlagen, hoffend, daß Gott selbst ihren Fuß auf den zum gelobten Lande führenden Pfad lenken werde. Mit gebundener Marschroute treten sie diesmal ihre Wanderung an, mit dem klaren Bewußtsein, daß sich hier der Treck vollzieht, den die Geschichte dereinst als das letzte Beispiel dieser eigenartigen Völkerwanderung bezeichnen wird. Auf allen Positionen hat der erbitterte Feind gesiegt, gelingt es auch hier und da noch ihm politische Vorteile abzuringen, so läßt seine Umklammerung doch die ungeheuren Kräfte eines riesigen, über gewaltigste Mittel verfügenden Kulturvolkes fühlen, dessen goldbereifter Arm nur um so straffer die Muskeln spannt, je mehr die des Gegners erschlaffen. Nach Norden blickte in vergangenen Jahrzehnten das Auge des wandernden Boeren, und auch heute noch sucht es bänglich in dieser Richtung den Pfad zur Freiheit und Einsamkeit. Allein der Gegner kennt die Wünsche des letzteren, hat ihn im Wettlauf überholt, und den Pfad ihm verbaut. Das freie Matabeleland, wohin einst vor den siegreichen Boeren Mosilikatze mit seinen schwarzen Scharen floh, es trägt heute den „broad arrow" (Eigentumsstempel der brit. Regierung), der seine gefährliche Spitze drohend den boerischen Einwanderern entgegenkehrt. Nur nach Westen ist das Land offen. Weite Ebenen breiten sich hier vor dem Reisenden aus und einige alte Leute, die als Kinder am Treck nach Norden teilnahmen, werden noch einmal am Ende ihrer Tage den Eindruck empfangen, der in früher Jugend unauslöschlich sich ihnen einprägen mußte, als die einsame Wildnis in unberührter Jungfräulichkeit vor ihren Augen sich öffnete. Mit der äußeren Ähnlichkeit ist aber auch die Parallele erschöpft. Dem jugendlichen Trecker bot die Wildnis eine Zufluchtstätte, ausgestattet mit Reichtum aller Art, der bald die arbeitsame Hand füllte. Der

jetzt alte Flüchtling findet nicht mehr tiefgründigen Boden und lustige Gewässer, saftige Weiden und reichen Wildstand, er weiß, daß heute die starre Wüste ihn erwartet, wenn er weiter zieht, daß er ihre Gefahren bestehen muß, wenn er denen entgehen will, die von Seiten seines Unterdrückers ihm drohen. Getrieben durch einen Rest des altbewährten Temperamentes, im Vertrauen auf das alte Glück will er es dennoch wagen. Zwar ist der Zug durch die Kalahari ein Unternehmen, welches alle Kräfte des Körpers und der Seele aufs ernsteste anspannt, allein jenseits am Horizont des fernen Westens winkt Hoffnung. Dort schwebt auf ausgebreitetem Fittich ein königlicher Aar, der deutsche Reichsadler, und wohlbewehrt schützt er nicht nur die Seinen, er vermag unter schirmendem Flügel auch zu bergen, den, der vertrauensvoll Gastfreundschaft von ihm heischt.

Nach Deutsch-Südwest-Afrika weisen die Deichseln an den Wagen der Treckboeren. Letztere wissen genau, daß auch ihre Pionierkraft erlahmen würde im Kampf mit dem Lande, welches seines Charakters wegen heute allein noch freie Wildnis, No man's land ist. Um aber dem Gesetz des Unterdrückers zu entgehen, sind diese Vertreter ungebundenster individueller Freiheit willens, das höchste Opfer zu bringen und den Nacken unter fremdes, unter deutsches Joch zu beugen.

Und der deutsche Adler breitet noch ein wenig mehr seine Schwingen, als wolle er nicht nur zeigen daß die Wandrer vollauf Raum darunter finden werden, sondern als wolle er einladen darunter Platz zu nehmen und in Sicherheit und Frieden vom Ungemach des langen Weges der Ruhe zu pflegen.

Fast die gesamte öffentliche Meinung heißt heute den Boeren in unseren Kolonien willkommen, man erblickt in ihm das Opfer roher Vergewaltigung, den verjagten Flüchtling, den edlen Menschen, den niederdeutschen Stammesverwandten, ihm Tür und Tor zu öffnen, gilt als verwandtschaftliche Pflicht, deren Erfüllung, das wird laut betont, mit dem größten Vorteil für uns selbst verbunden sei. Wie kurz ist das Gedächtnis, wie wandelbar sind die Gemüter der Menschen.

Im Jahre 92 machte der Verfasser unter Zustimmung der Regierung den Versuch, eine Anzahl wohlhabender Boeren zur Ansiedlung in unsrem Schutzgebiet zu bewegen, und führte zu diesem Zweck eine Boerenkommission durch den südlichen Teil der Kalahari bis nach Windhoek. Obwohl jegliche Schwierigkeit aus dem Wege geräumt war, die ansiedlungswilligen Boeren in jede im deutschnationalen Interesse zu stellende Bedingung gewilligt hatten, mußte das Unternehmen aufgegeben werden. Dieselbe öffentliche Meinung, welche heute im Boeren den Vorkämpfer deutscher Interessen, den Stammesverwandten, den Pfeiler politischer Freiheit in Südafrika erblickt, welche viele hunderte von Boerenfamilien in unserm Schutzgebiet willkommen zu heißen bereit ist, sie entdeckte damals, vor nur zehn Jahren, in der kleinen, vom Verfasser vorgeschlagenen Anzahl von 50 Ansiedlerfamilien eine wirtschaftliche, eine politische und eine ethische Gefahr für unsre Kolonie, in den Boeren aber rohe Sklaven-

halter, eine wirtschaftlich unverbesserlich rückständige, politisch halsstarrige, spröde Gesellschaft, die deutschen Stammesbrüder von heute waren damals „ein liederliches Halbblutgesindel". Diese Meinung drängte sich auch der Regierung so nachdrücklich auf, daß sie nachgiebig war, wo sie es am wenigsten hätte sein sollen, und wo sie es nicht zu sein brauchte, den von ihr gebilligten aber nicht betriebenen Plan einfach fallen ließ. Tief empfand damals der Verfasser die unweise Resultante des Parallelogramms der Kräfte, Druck einer ungeklärten öffentlichen Meinung und Schwäche einer eines eigenen Urteils ermangelnden Regierung. Heute liegen die Verhälnisse analog, aber sachlich umgekehrt, die öffentliche Meinung wirft sich mit der ihr eignen Vehemenz und Unklarheit für die Boeren ins Zeug, die Regierung ist weniger für unsere zausbärtigen Vettern begeistert, wie früher aber ermangelt sie der Entschlossenheit zum ausschlaggebenden Handeln und abwartend beobachtet sie den Lauf der Dinge, um sich mit der Form ihrer Entwicklung zu begnügen, die der Zufall oder eine unversehens kräftig eingreifende Hand ihr geben wird.

Die erwähnte antiboerische Stimmung hielt lange an, denn im Jahre 95 sah sich der Verfasser genötigt, nochmals das Wort für die Boeren zu ergreifen, ohne indessen mit seinen Anschauungen durchdringen zu können. Nun hätte es an sich nichts zu bedeuten gehabt, wenn die Ausführung eines Planes wie der oben angedeutete unterblieben wäre, solange nur die Grundsätze, um derentwillen er Zurücksetzung erfuhr, irgendwie gefördert worden wären. Man glaubte durch Zulassung der Boeren die Besiedlung des Landes durch Deutsche zu beeinträchtigen, allein es geschah nichts, diese zu fördern. In maßgebenden, d. h. Regierungskreisen, versteifte man sich auf den undurchführbaren und tatsächlich bisher nur etwa sportweise ausgeführten Plan der Kleinsiedlung. Man verhielt sich ablehnend gegen die nicht regierungsseitig aufgestellten Siedlungspläne, die zwar vom grünen Tisch aus nicht als unrichtig erwiesen werden konnten, die aber Faktoren enthielten, die allerdings durch ihre Neuheit, ihre Unähnlichkeit mit europäischen Zuständen, durch die scharfe Zugrundelegung afrikanischer Verhältnisse erschreckend wirkten. Während somit auf der Seite der Kolonisation durch Deutsche, die man offiziell anstrebte, alles unterlassen wurde, geschah auf der Seite der Kolonisation durch Boeren, die man offiziell ablehnte, unfreiwillig vieles förderliche. Merkwürdiger Weise mußte dazu ein dritter Faktor, und zwar ein beiden Gedanken feindlicher, der Vermittler werden. Trotz seiner Kurzsichtigkeit erkannte der noch dazu durch seine offizielle Brille getrübte amtliche Blick, nach längerer Beobachtung der ihm unverständlich bleibenden Eigenheiten südafrikanischer Lokalverhältnisse, daß weil nichts geschah, die Besiedelung des Landes zu fördern, diese auch nicht fortschritt. Als einziges Mittel irgend welcher Bewegung in der Entwicklung der Kolonien zu bewirken, wurde das englische Kapital erkannt. Man zog dieses herbei mit der Begründung, daß deutsches Kapital ja doch nicht flüssig zu machen sei, das arbeitende Kapital aber auch den deutschen Ansiedler heranlocken würde. So entstanden die vielgenannten Konzessions-Gesellschaften, mit deren Geschichte wir

uns hier nicht weiter zu beschäftigen brauchen, nachdem Dr. Passarge jüngst über sie hinreichende Klarheit verbreitet hat. Einige Beobachtung mußte zu der Erkenntnis führen, daß diese Gesellschaften nicht daran dachten, mehr eigenes Kapital zu engagieren als unvermeidlich war, daß sie vielmehr sich offenkundig mit der Absicht trugen, das ihnen überwiesene Land zu Spekulationszwecken zu verwenden. Ebenso klar war es, daß nur in den Boeren Abnehmer für Ländereien gefunden werden konnten, die der unbemittelte Deutsche nicht erwerben konnte, der Bemittelte nicht erwerben würde, weil ihm aus Mangel an Erfahrung die Fähigkeit fehlte, deren Wert zu erkennen. Da den Gesellschaften keinerlei Schranke in bezug auf Wiederveräußerung des ihnen überwiesenen Grundes und Bodens auferlegt war, so öffnet sich hier von selbst die Tür, durch welche die offiziell zurückgewiesenen Boeren von einer anderen Straße aus in das Haus eintreten konnten. Wir haben also hier die merkwürdige Erscheinung, daß der Versuch gemacht wird, die Zwecke deutscher Kolonisation durch ein entschieden deutschfeindliches Mittel, das engliche Kapital, zu fördern, daß die eingeschlagene Methode aber genau das Endresultat, die Boerenwanderung, herbeiführen muß, welches mit Entschiedenheit als verwerflich bezeichnet worden war. Selbst die amtlichste und offiziellste Auffassung der einschlägigen Verhältnisse kann kaum den Schluß zulassen, daß das englische Kapital oder der englische Unternehmer boerenfreundlich gesonnen sei, man darf mithin mit Recht annehmen, daß weder das eine noch der Andere in unseren Kolonien sich in den Dienst der Boeren stellen wird. Es liegt vielmehr auf der Hand, daß beiden der Boer resp. seine Kaufkraft, nur als Mittel zum Zweck dienen sollte.

Mit großem Aufwand von kolonialen Werten hätten wir also zwei einander und gleichzeitig uns widerstrebende Elemente ins Land gebracht, ihnen in der Ausnutzung der natürlichen Hülfsquellen des Landes vor uns den Vorzug gegeben, uns aber die Notwendigkeit auferlegt, für die Sicherheit dieser fremden Elemente Sorge zu tragen und ihre naturgemäß widerstrebenden Ansprüche zu vereinigen, dafür aber zuzusehen, wie die wirtschaftlichen Quellen des Landes in ihre Taschen sich ergießen. Eine dankenswerte Rolle fürwahr.

Das ist in großen Umrissen die heutige Lage in unserm Schutzgebiet, und wir kommen nicht umhin, auf die Widersprüche zu weisen, die sich ergeben aus dem Gewicht einer öffentlichen Meinung, deren Impulsivität um so größer ist, je mehr ihr die kühle Sachkenntnis fehlt, und Haltung und Handlungsweise einer Regierung, die wegen desselben Mangels nicht zu einem kräftigen Wollen sich aufraffen kann. Ebenso wenig können wir uns versagen auf den anderen Widerspruch in der Anschauung über die Boeren hinzuweisen, die gestern noch eine verwilderte Bande waren, die wir unserm Schutzgebiet nicht fern genug halten konnten, heute Träger der edelsten Eigenschaften sind und gar nicht herzlich und zahlreich genug bei uns bewillkommt werden können.

Über den gerügten Umschwung der öffentlichen Meinung darf man milde urteilen, die den Boeren ohne Frage zugefügte Ungerechtigkeit, ihr tapferes Verhalten

gegenüber einem übermächtigen Feinde, ihre Ausdauer in ungleichem Kampfe hat nicht nur das Gerechtigkeitsgefühl und die diesem entspringende Sympathie des deutschen Volkes wachgerufen, und zu den echt germanisch impulsieren, daher hier und da etwas überschwänglichen Beifallskundgebungen für die Boeren geführt. Ruhigere Überlegung wird indessen ergeben, daß ein Volk während des Krieges wohl eine Anzahl bislang latent gebliebener Eigenschaften entwickeln kann, aber doch nicht eine gänzliche Umwandlung seines Charakters durchmachen wird. Wenn mithin die früher in Deutschland gehegten Anschauungen über die Boeren irgendwie richtig waren, so ist unsere heutige ideale Auffassung ihres Charakters entschieden übertrieben, sind sie dagegen die seltene Menschengattung, die wir heute in ihnen erblicken, so sind sie früher arg verleumdet worden.

Es wäre ein rein theoretisches, daher nutzloses Unternehmen, den Charakter eines in entlegenen Gegenden Krieg führenden Volkes zu untersuchen und vor üblen Aspersionen sicher stellen zu wollen, allein wenn es sich darum handelt, daß ein Teil dieses Volkes sich in deutschen Landen niederläßt, in einer Anzahl, die ihm daselbst in jeder Beziehung die Majorität sichert, so liegt uns doch die Pflicht ob, uns nach den Eigenschaften dieses Volkes eingehender zu erkundigen, um einerseits Anhaltspunkte darüber zu gewinnen, was wir von diesen Leuten zu erwarten haben, um andererseits die richtige Methode zu deren Behandlung zu finden.

Damit nicht durch die Diagonale der verschieden wirkenden Kräfte die Entwicklung der Kolonie in eine mißweisende Richtung verschoben werde, will der Verfasser versuchen, die Masseneinwanderung der Boeren unter die Lupe kolonialwirtschaftlicher Kritik zu rücken, es möge dann bei der Betrachtung des Bildes ein jeder mit sich ausmachen, was er davon zu halten habe.

Die Gründe, warum der Verfasser der Einwanderung einer beschränkten Anzahl von Boeren früher das Wort redete und noch heute dafür eintritt, hat er in verschiedenen Arbeiten eingehend dargelegt. In Zusammenfassung jener Gründe mag betont werden, daß eine geringe Anzahl von Boeren in der eigenartigen Kunst der Nutzbarmachung afrikanischer Gelände Lehrmeister für nachfolgende deutsche Siedler werden konnten und daß durch ihre Tätigkeit und ihr mitgebrachtes Vermögen der wirtschaftliche Betrieb des Landes einen kräftigen Anstoß erhalten hätte. Gänzlich ungefährlich war eine so kleine Anzahl von Fremden, da man in jeder Beziehung, wirtschaftlich wie politisch in der Übermacht ihnen gegenüber stand.

Anders gestaltet sich die Lage, wenn eine wirklich bedeutende Zahl Boersiedler durch die früher erwähnte Hintertür das Land betritt.

Die aus der Einwanderung nach Hunderten zählender Boeren sich ergebenden Folgen werden sich in zwei Richtungen äußern, in wirtschaftlicher und in politischer. Betrachten wir zunächst die wirtschaftlichen. Es erscheint zuvörderst gleichgültig, auf welchem Wege, ob mit oder ohne Mitwirkung der Regierung die Leute in das Land kommen, als erste Zuzügler werden sie unbegrenzte

Freiheit in der Wahl ihrer Grundstücke und Farmen ausüben. Ihnen diese Wahlgerechtsame zu beschränken wäre untunlich, deren Ausübung aber wird die natürliche Folge haben, daß vorerst die besten Farmen, d. h. die mit reichlichem Tageswasser versehenen ausgesucht werden. Wer wollte den ersten Ansiedlern verübeln, sich zu nehmen was ihnen am besten dünkt. Wer aber weiß, welchen Wert das Tageswasser in unserm an strömenden Gewässern so armen Schutzgebiet besitzt, wird ermessen können, welch ungeheures Übergewicht in der Hand derjenigen liegen wird, deren Besitzungen den Vorrat von fließendem Wasser im Lande in sich schließen. An einer kleinen Rechnung läßt sich dieses Übergewicht am besten erläutern.

Der Meteorologe des Schutzgebietes Professor Dove hat berechnet, daß wenn der Swakob das ganze Jahr dieselbe Wassermenge führte, welche er in wasserreichen Jahren zur Zeit seines höchsten Wasserstandes dem Meere abgibt, so würde ohne Abrechnung des der Verdunstung anheimfallenden Wassers das vorhandene Quantum noch nicht hinreichen, ein zehntausendstel des vorhandenen Areals für Agrikulturzwecke zu berieseln. Da nun der Swakob nur in seltenen Jahren überhaupt bis zum Meere gelangt, so läßt sich leicht übersehen, daß die Aussichten auf Ackerbau im Kleinen nicht gerade verlockende sind. Auch die vorgeschlagene Idee, Stauwerke zu errichten, wird kaum von praktischen Erfolgen begleitet sein, weil z. B. australisches Mehl zu so billigem Preise in das Schutzgebiet eingeführt werden kann, daß es nicht lohnen würde, dem durch die bekannten Krankheiten so oft quantitativ wie qualitativ reduzierten Produkt die Verzinsung teurer Anlagen, wie Staudämme doch immer sein werden, aufzubürden. Diese kurze Ausführung erklärt sofort die Wichtigkeit der Farmen mit Tageswasser, denn auf ihnen allein bietet sich die Möglichkeit ohne nennenswerte Vorauslagen Ackerbau im kleinen Stile, resp. Gartenbau von einiger Bedeutung zu treiben. Es ergibt sich mithin klar die Richtigkeit der Anschauung, daß der Besitz der weitaus größten Anzahl von Farmen mit hinreichendem Tageswasser ihren Besitzern ein nicht zu unterschätzendes wirtschaftliches Übergewicht über weniger bevorzugte Nachbarn verleiht.

Dieses Übergewicht würde sich schon in den Anfängen der Entwicklung der Kolonie fühlbar machen, wie sehr aber würde es in die Wagschale fallen in späteren Zeiten der Reife die zur Städtegründung nötigt. Dann würde sich herausstellen, daß alle die Orte, deren geographischer Charakter die Bildung von wirtschaftlichen Mittelpunkten bedingt oder wenigstens begünstigt, sich in Händen befinden, deren Tun von einem Geiste geleitet wird, den wir heute noch nicht kennen, von dem wir aber nicht voraussetzen dürfen, daß es ein reiner deutscher Geist sein würde. Dies von vornherein anzunehmen wäre ein bedenklicher politischer Irrtum.

Sehen wir zu, wie sich das angedeutete Übergewicht in andrer Richtung äußern würde. Es ist jetzt längst erwiesen, was noch vor wenigen Jahren als übertriebene Forderung bezeichnet wurde, daß der Farmer in unserm Schutzgebiet, nicht der Kleinsiedler, sondern der Großfarmer, ein Areal von 2000 Hektar

benötigt, wenn er Viehzucht in der in Südafrika üblichen und allein förderlichen Weise betreiben will. Denken wir uns nun einen Zuzug von nur 300 Boerenfamilien, denken wir uns, es wäre möglich, diese auf einem zusammenhängenden Grundstück anzusiedeln von solcher Größe, daß jedes Familienoberhaupt die auf ihn entfallenden 2000 Hektar erhielte, so hätten wir ein Gebiet von 600000 Hektar oder 6000 Quadratkilometer innerhalb unsrer Kolonie, bewohnt von Ausländern. Also ein Gebiet so groß als die Bairische Pfalz. Nun darf man bei der Beschaffenheit des Landes in unserm Schutzgebiete nicht annehmen, daß eine solche Anzahl Ansiedler zusammenhängende Grundstücke würden erhalten können, noch bei der unumgänglichen Wahlfreiheit sich aussuchen würden, unwirtliches Gelände, Reservationen für Eingeborene ꝛc. würden sich zwischen die Besitzungen hineinschieben, so daß man das von den neuen Ansiedlern besetzte Areal auf einen weit höheren Umfang einschätzen muß. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir es um die Hälfte höher anschlagen, so daß wir ein Ländergebiet von 900000 Hektar = 9000 Quadratkilometer von Angehörigen einer fremden Nationalität bewohnt sehen würden. Wenn schon eine verhältnismäßig kleine Zahl boerischer Ansiedler ein so ausgedehntes Gebiet für sich in Anspruch nehmen, wie wollen wir die Bedürfnisse einer wirklich großen Zahl neuer Zuzügler, sagen wir deren 10000, befriedigen? Würden nicht durch diese an sich noch nicht einmal bedeutende Anzahl Menschen schon die Farmen mit Tageswasser nicht allein, sondern auch die, auf denen reichliches Wasser nur durch künstliche Nachhülfe beschafft werden kann, so gründlich aufgenommen werden, daß für spätere deutsche Nachzügler nur der mittelwertige Rest übrig bliebe. Schon diese Erwägung allein sollte uns doch ungemein vorsichtig machen in bezug auf willkürliche Verteilung der wertvollsten Farmen unsres an Tagewasser nicht überreichen Schutzgebietes. Wie aber würde sich das Verhältnis zu den einwandernden, geringere Mittel als die Boeren besitzenden Deutschen gestalten? Wir haben bisher stets darauf hingewiesen, daß erstere bei ihrer großartigen Befähigung die im ganzen kargen Naturgaben südafrikanischen Landes vorteilhaft auszubeuten die Lehrmeister deutscher Ansiedler werden würden. Diese Hoffnung würde sich ohne Zweifel erfüllen, wenn die Boeren in der Minderzahl nicht nur, sondern in so geringer Anzahl im Lande wären, daß ihnen stets das Gefühl erhalten bliebe, daselbst die Zuflucht gefunden zu haben, dafür aber den deutschen Herren des Landes größeren oder geringeren Dank schuldig zu sein. Auch der ärmere bei ihnen in Dienst tretende deutsche Ansiedler würde dann von ihnen als der herrschenden Nation zugehörig betrachtet und mit gebührender Rücksicht behandelt werden. Dieser könnte unter solchen Verhältnissen viel lernen, hinreichend verdienen, um nach Ablauf von mehr oder weniger Jahren sich selbst zum Herrn und Eigentümer eines wenn auch nur kleinen Besitztums zu machen, oder vergesellschaftet mit anderen ein gemeinsames größeres Besitztum zu bewirtschaften. Kleinere Farmen ließen sich im nördlichen Teile des Landes mit Ackerbau bewirtschaften, für größere eignet sich mehr der der Viehzucht geneigte Süden.

Schaffen wir uns nun ausgedehnte Gebiete mit einer nicht deutschnationalen Bevölkerung, so verschieben wir von vornherein die Stellung des Arbeit und Belehrung suchenden ärmeren deutschen Ankommers. Von den wohlhabenden Boeren wird er nicht mehr als Glied der herrschenden Nation betrachtet werden, sondern eben nur als der arme Arbeiter, den zu unterstützen, zu belehren eine Herablassung, eine große Gefälligkeit ist. Man braucht, um zu dieser Annahme zu gelangen, dem Boeren noch keinen schlechten Charakter nachzusagen, es ist rein menschlich so zu fühlen, zu handeln. Erinnern wir uns gleichzeitig, daß es dem Charakter des Boeren nur allzunahe liegt, jeden Nichtboeren mit Geringschätzung zu betrachten, so werden wir unschwer erkennen, daß das Überwiegen einer Boerenbevölkerung auch nur distriktweise, eine nicht unbedeutende Schwierigkeit für die deutschen Besiedler bedingt. Gehen wir einen Schritt weiter. Nehmen wir an, der deutsche Arbeiter habe sich durch Fleiß und Ausdauer genügend Vermögen erspart, um selbständiger Farmer zu werden. Er will sich ankaufen und Vieh erwerben. Die geeignetsten Distrikte sind fast durchweg von Boeren besiedelt, unter und zwischen denen er sich seine Farm wählen muß. Wird er nicht von seinem Nachbar als Konkurrent betrachtet werden, ist anzunehmen, daß letztere ihn mit Freude in ihrer Mitte sich niederlassen sehen werden? Der junge Farmer will nun Vieh zur Zucht erwerben, nur bei seinen Boerennachbaren ist es zu haben; werden diese es dem Manne, dessen Ankunft sie mit gerunzelten Brauen betrachten, gern oder überhaupt verkaufen? Wird sich zwischen ihm und seinen Nachbaren, denen er noch vor kurzem als gewöhnlicher Arbeiter bekannt war, ein freundschaftliches Verhältnis anspinnen? Wer den Boeren kennt, wird die Frage kaum zu bejahen vermögen. In den Boerendistrikten wird der etwaige deutsche Ansiedler stets Kolonist zweiter Klasse bleiben.

Nehmen wir jetzt an, der deutsche Ansiedler käme, wie das bei dem ihm eigenen Fleiß kaum anders zu erwarten ist, doch wirtschaftlich in die Höhe, würde sich nicht das Verhältnis zwischen den beiden Ansiedlergattungen noch stärker spannen als vorher? Man müßte alle menschlichen Schwächen aus dem Busen der Boeren verbannt glauben, um die Frage verneinen zu können. Die natürliche Folge eines solchen Zustandes würde aber sein, daß Deutsche und Boeren sich nicht mehr in denselben Gegenden niederlassen, sondern getrennten Gebieten sich zuwenden. In verhältnismäßig kurzer Zeit würden wir mithin Distrikte mit Ansiedlern verschiedener Volkszugehörigkeit haben, ein Umstand, dessen Tragweite wir berücksichtigen wollen bei der Betrachtung der politischen Gestalt der Frage. Zunächst muß noch eine weitere wirtschaftliche Seite der ganzen Angelegenheit und zwar die Untersuchung der Entwicklung der wirtschaftlichen Quellen des Schutzgebietes durch die dahin geführten Boeren uns einen Augenblick beschäftigen. Wir haben stets betont, daß der Boer in weitaus höherem Maße als ein anderer, die Fähigkeit besitze, sich den eigenartigen südafrikanischen Landesverhältnissen anzupassen und ihnen seinen Lebensunterhalt abzubringen. Unter ausdrücklicher Hervorhebung dieser Fähigkeit haben wir ihn zum Lehrer unsrer eignen volks-

genössischen Ansiedler empfohlen. Wir müssen jedoch nunmehr eine Einschränkung machen. Bei seinen glänzenden Anpassungsfähigkeiten entbehrt der Boer fast vollständig die Gabe positiver Einwirkung, ihm fehlt die Kraft der Gestaltung. Wenn wir auch annehmen, daß der deutsche Ansiedler viel von ihm lernen kann, namentlich solche Dinge, deren Kenntnis erforderlich ist, um in den Anfangsjahren Verluste abzuwenden, so hegen wir doch darüber nicht den leisesten Zweifel, daß der wirklich landeskundig gewordene Deutsche viel eher als der Boer die gewonnenen Kenntnisse von den wirtschaftlichen Quellen des Landes benutzen wird und kann, um nunmehr sich die Verhältnisse nach Bedarf zu gestalten, so weit das überhaupt möglich ist, um mit einem Worte eine bewußte Einwirkung auf die Entwicklungsrichtung der Kolonie auszuüben.

Blicken wir hin in die bislang von Boeren bewohnten Länder und betrachten wir den dort obwaltenden Wirtschaftsbetrieb. Dieser war selbst in den Jahren höchster Prosperität, als der Volkswohlstand sich mächtig gehoben hatte, noch nicht in ein Stadium getreten, welches einen Fortschritt gegenüber demjenigen aufwies, den die einstigen Treckboeren in das Land eingeführt hatten. Die Basis aller Wirtschaft bildete nach wie vor die extensive Viehzucht, in der die allerwenigsten der sie betreibenden irgend welche fachmännische Kenntnis besaßen. Diejenigen Boeren im Orange-Freistaat und Transvaal, die zwei ähnliche Wollenstapel nach Gattung und Qualität zu unterscheiden und zu begutachten verstanden, waren distriktweise an den Fingern zu zählen, Kenntnis vom Bau eines Stückes Rindvieh oder gar eines Pferdes ging den Leuten fast durchweg ab, und namentlich auf letzteren Mangel ist die große Verschlechterung der früher guten Pferderasse Südafrikas zurückzuführen. Die Leute hatten wohl erkannt, daß künstliche Zuchtwahl ein kräftiges Hülfsmittel zur Verbesserung ihrer Heerden sei, allein zu deren Ausübung fehlte ihnen die nicht geringe erforderliche Kenntnis. Der Mangel an solcher hatte zur Folge, daß das schlechteste sogenannte Vollblutmaterial von gewinnsüchtigen Händlern ins Land eingeführt und für hohe Preise an den unwissenden Mann gebracht wurde. Ich bin selbst noch Zeuge davon, wie mancher einigermaßen wohlhabende Boer, der keinen höhern Ehrgeiz kannte als den „een ingevoerde Paard“ zu besitzen, hunderte von Pfunden Sterling für Pferde bezahlte, die ihm nur deswegen imponierten, weil sie als Gewinner irgend eines obskuren Rennens nachgewiesen wurden. Wenige Jahre reichten hin, um das breite, kräftige, kurzbeinige, von dem mitgebrachten Tiere der Hugenotten abstammende Pferd, in ein langbeiniges, dünnes, schmales, auf kurze Entfernungen flinkes, aber nicht mehr ausbauerndes Pferd zu verwandeln. Mit dem Rindvieh ging es ähnlich. Verständnislos wurden allerhand Kreuzungsversuche angestellt. Das herrliche, langhörnige, hohe, kerngesunde Rind des Transvaals änderte sich bald in ein plumpes Geschöpf, welches nicht mehr wie ehemals als Zugtier seinesgleichen suchte. Die frühere Bedürfnislosigkeit war verschwunden, die Bedürfnisse in bezug auf Wartung, Nahrung der neuen Rasse konnten ihr

nicht gewährt werden. So wurde der größere Milchertrag illusorisch, er mußte es ja überhaupt sein, solange nicht hinreichender Verkehr den Absatz der viehwirtschaftlichen Erzeugnisse ermöglichte, dafür hatte man aber mit den eingeführten Rassen Krankheiten ins Land bekommen, die, wenn sie auch in den Ländern ihrer Herkunft nicht allzubedenklich erschienen, und dort mit geeigneten Mitteln bekämpft werden konnten, sich in dem neuen Klima unter geradezu verheerender Wirkung rasch ausbreiteten. Wir erinnern nur an die früher in Südafrika unbekannte Lungenseuche und das Rotwasser. Welcher südafrikanische Farmer hat nicht unter diesen beiden Seuchen gelitten und oft gewünscht das altmodische, weniger anfällige Vieh wieder zu haben statt der hinaufgezüchteten allerhand Krankheiten unterworfenen, sogenannten besseren Sorten. Nur die Schafzucht trug einen Vorteil davon. Der Grund hiervon lag aber nicht an der größeren Umsicht, mit der die Kreuzung der Rassen betrieben wurde, sondern daran, daß jede Kreuzung mit einem echten Wollschaf schon eine Aufbesserung der heimischen Rasse bedingte. Auch die Züchtung vieler europäischer Farmer, die von einer großen englischen Firma betriebene systematische Einfuhr wirklich guter Böcke, hob die Zucht, die sich bald vorzüglich rentierte und schon deshalb größere Sorgsamkeit erfuhr. Wo aber wären in den erwähnten Ländern jemals Anstalten getroffen worden, die vorhandenen Möglichkeiten zum Betriebe von Ackerbau auszunützen. Hier und da sind zwar schwache Versuche gemacht worden, sie unterblieben jedoch immer bald aus zwei Gründen. Erstens erfordert der Ackerbau dauernde und angestrengte Handarbeit, deren Freund der Boer nicht ist, da er sie als unwürdig erachtet, daher wo irgend angängig von Eingeborenen verrichten läßt. Dann fehlte der Antrieb, denn die Produkte waren kaum mit Nutzen verkäuflich, sie konnten meist für billiges Geld als Importartikel gekauft werden, schließlich erfordert der Ackerbau ein nicht geringes Nachdenken über die Möglichkeit der Verbesserung seiner Produkte, die Vermeidung der vielen diesen anhaftenden Krankheiten, anhaltende, sorgliche Warte. Diese Umstände verhinderten den Boeren, sich anders als gezwungen dem Ackerbau zu widmen, selbst da wo die physikalischen Verhältnisse ihn begünstigt hätten, was gar nicht einmal überall in Südafrika der Fall ist. Halten wir diese Tatsachen im Gedächtnis, so werden wir unschwer zu dem Schlusse kommen, daß der Boer, so sehr er der Mann ist ein wildes Land zu eröffnen, keinesfalls geeignet erscheint, es einem hohen Grade wirtschaftlicher Entwicklung zuzuführen. Wenn eine geringe Anzahl von Boeren in unsrer Kolonie das von ihnen bewohnte kleine Gebiet in einem Zustande urwüchsigen wirtschaftlichen Betriebes hält, so kann das kaum in Betracht kommen, ist das aber der Fall in Gebieten von der früher berechneten Ausdehnung, so liegt darin eine wirtschaftliche Schädigung von allerhöchster Bedeutung. Wie aber, auf Grund welcher Umstände, sollen wir annehmen, daß die Bewirtschaftungsmethode der in unser Gebiet einwandernden Boeren mit einem mal von der letzteren bisherigen Gepflogenheit abweichen wird. Ganze Völker ändern sich nicht im Laufe von einigen Jahren, und mag es auch nicht

ausgeschlossen erscheinen, daß unter dem Einfluß arbeitsamer deutscher Nachbarn der Boer späterer Generationen auch in dieser Hinsicht sich ändern wird, so muß der Einfluß doch eben die Möglichkeit haben, zur Geltung kommen zu können. Das ist aber ausgeschlossen, wenn der Boer in weiten Gebieten ganz allein seinen Traditionen, seinen althergebrachten Gewohnheiten überlassen bleibt. Uns muß daran liegen, unser Schutzgebiet, unsere Kolonien im Zustande einer fortschreitenden Entwicklung zu halten, so wenig sich vor der Hand Südwestafrika zur Ackerbaukolonie eignet, so unwirtschaftlich es wäre, schon jetzt große Summen auf Einrichtungen zur Förderung utopischer Kleinsiedelungsversuche auszugeben, so sehr muß doch die Zeit dahin führen, daß die im Lande vorhandenen, zum Ackerbau geeigneten Stellen der Benutzung erschlossen werden, um auch kleineren Farmern die Möglichkeit der Ansiedlung zu wahren. Auf die Einzelheiten dieser nicht leichten Frage einzugehen ist hier nicht der Ort. Auf gesetzgeberischem Wege ließe sich weder der intensivere Wirtschaftsbetrieb fördern, noch der früher geschilderte zu erwartende heimliche Widerstand der Boeren gegen den deutschen Ansiedler-Konkurrenten hinwegräumen, einer aufmerksamen Kolonialregierung fällt aber die Aufgabe zu, Widersprüche wie die geschilderten nicht erst entstehen zu lassen, sondern ihr Entstehen möglichst zu verhindern. Abgesehen von allen wirtschaftlichen Nachteilen, die sich, wie wir gesehen haben, aus der Masseneinwanderung von Boeren ergeben könnten, stellen sich dieser technische Gründe in den Weg. Zur Zeit bietet unser Schutzgebiet noch nicht die Möglichkeit, einen plötzlichen und bedeutenden Zuwachs von Einwanderern ernähren zu können. Nun ließe sich ja die Forderung stellen, jeder Einwanderer solle bei seinem Eintreffen im Schutzgebiet mit Proviant für ein Jahr versehen sein, und nach afrikanischen Begriffen ist dies auch vollständig ausführbar, allein man hat keine Mittel, die Ausführung einer solchen Verordnung zu erzwingen. So lange überhaupt Verkaufsstellen von Nahrungsmitteln im Schutzgebiet vorhanden sind, würde man diese nicht verhindern können, ihre Waaren, zu denen Konserven in erster Linie gehören, auch an Boereneinwanderer zu verkaufen. Die Folgen sind leicht zu überblicken. Entweder würde die Regierung sich genötigt sehen die Einwanderer mit importierten Lebensmitteln zu beköstigen, bis erstere in der Lage sind, sich mit selbst gezogenen Cerealien zu verpflegen oder der Preis der vorhandenen Lebensmittel würde plötzlich so in die Höhe schnellen, daß die alten vorhandenen Einsiedler nicht mehr in der Lage sein würden, deren Ankauf zu erschwingen. Wir würden mithin durch die Begünstigung einer solchen Einwanderung die altangesessenen Ansiedler in eine gefährliche wirtschaftliche Lage bringen. Man darf nicht einwenden, daß ja die Zuzügler dieselben Preise zahlen müßten, mithin unter derselben Gefahr leiden würden. Erstens sind die meisten der Boereneinwanderer im Vergleich zu den deutschen Ansiedlern wohlhabend, ferner befänden sie sich in einer Lage, in der man sich zu Ausgaben entschließt, die man in geregelten Verhältnissen scheut. Dem Kaufmann wieder kann man es nicht verargen, wenn

er die Konjunkturen ausnützt und die Preise nimmt, welche er den Umständen nach fordern zu können meint. Wir könnten die einschlägigen Gründe um noch verschiedene vermehren, fürchteten wir nicht die Geduld unsrer Leser zu ermüden. So viel glauben wir indessen erwiesen zu haben, daß die geplante Masseneinwanderung der Boeren diesen ein gewaltiges Übergewicht über unsre deutschen Ansiedler geben würde, ohne gleichzeitig irgend eine Garantie zu bieten für eine entsprechende rasche wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie.

Wir müssen uns jetzt der politischen Seite der Boereneinwanderungsfrage zuwenden. Diese nimmt ihren Ursprung unmittelbar wieder aus dem materiellen Wesen der Angelegenheit. Wir haben erkannt, daß der eingewanderte Boer durch seine Freiheit in der Auswahl seines Grundbesitzes von vornherein ein wirtschaftliches Übergewicht über spätere Ansiedler erhalten hat. Dieses wird sich in der Weise geltend machen, daß der Boerenansiedler sehr viel rascher als sein Konkurrent wirtschaftliche Erfolge erringt. Seine Weideplätze sind die besten, bei ihm vermehrt sich infolge reichlicher Nahrung das Vieh schneller, erreicht es bessere Qualität. Der Boer bringt mehr Wolle, Felle, Ochsen u. s. w. auf den Markt als irgend ein anderer, es werden infolge dessen auf Grund seiner Produktion die Handeltreibenden, die Geschäftshäuser sich vermehren und die Geschäftsform sich bald ganz nach Geschmack der Boeren und deren hergebrachter Weise einrichten. Es wäre wunderbar, wenn es anders geschähe, der Handelsstand hat noch nie sein Zeichen irgend einer staatlichen Gestaltung aufgedrückt, sondern immer sich Bestehendem oder Entstehendem angepaßt. Darin würde auch in unserm Schutzgebiet keine Ausnahme stattfinden. Die Folge aber würde sein, daß die handeltreibende Bevölkerung auch sehr bald politisch an der Partei Anlehnung nehmen würde, welche ihr den Erwerb und Verdienst ermöglicht. Allein auch die bei wohlhabenden Boeren in Arbeit befindlichen Deutschen würden sich dem Einfluß ihrer Arbeitgeber nicht gänzlich entziehen können und willig die Ansichten ihrer Lehr- und Brodherren annehmen. Es ist nur menschlich, das vorauszusetzen. Die an Zahl den übrigen Siedlern schon überlegene Boerenpartei würde also nun auch in der nichtboerischen Bevölkerung einen starken im Maßstabe ihres eigenen wirtschaftlichen Gedeihens wachsenden Anhang erwerben. Die Boeren müßten merkwürdig blind sein, wenn ihnen nicht die Sachlage zum Bewußtsein käme, zugleich mit dem Verlangen sich die Sachlage zu Nutze zu machen. Es ist ein großer Irrtum anzunehmen, der Boer werde, nachdem er wirtschaftlichen Erfolg erzielte, mit Freude allerhand ihm ungewohnte und darum verhaßte Verordnungen über sich ergehen lassen, die ja leider unter deutscher Regierung häufiger sind als die Niederschläge unsres regenarmen Schutzgebietes. Es ist falsch zu glauben, daß der Boer aus lauter Dankbarkeit für seine Zulassung in die Kolonie sich rein deutsche patriotische Gefühle künstlich anzüchten, und dieserwegen oder aus ähnlichen Motiven es unterlassen werde, gegen tausende von Dingen, die uns altgewohnt und kaum bemerklich, ihm höchst drückend sind, seine Stimme zu erheben. Wir hätten alle

Ursache, das reine Gegenteil zu erwarten. Wir haben lange beobachten können, wie auch unter den veränderlichsten Umständen in ihrem politischen Leben die Boeren sich besonders ein Gefühl stets unverfälscht bewahrten, den Drang nach unbeschränkter Freiheit. Nun wird man abermals irre gehen, wollte man diese Freiheitssehnsucht etwa derjenigen gleichstellen, welche unser Volk im Jahre 1813 beseelte. Jene richtete sich ausschließlich gegen den fremden Eroberer, damals noch nicht gegen die Form der eigenen Regierung. Das Freiheitsbedürfnis des Boeren ist ein viel persönlicheres, die staatliche Form, in der er sich vergesellschaftet, ist ihm gleichgültiger; auch eine fremdnationale Regierung ist ihm unter Umständen erträglich, so lange seine persönliche Freiheit, d. h. die Freiheit von jeglicher Einwirkung irgend einer Autorität auf seine persönlichen Handlungen gewahrt bleibt. Ihm ist es fatal, in irgend einer Form Gehorsam leisten zu sollen, gezwungen zu sein, der Aufforderung eines Verwaltungsbeamten Folge leisten, gewisse Vorschriften mit Pünktlichkeit befolgen zu müssen, sich und sein Eigentum unter Umständen einer Kontrole unterworfen zu sehen, mit einem Wort jede Einfügung in einen geordneten Verband, wie er nötig wird, wo zahlreiche Menschen engen Raum bewohnen; alles das ist ihm ein Gräuel. Diejenigen Leser, die sich zufällig der Einführung des sogenannten „Scab law" in Südafrika erinnern können, werden die vorgetragenen Anschauungen durch damals landbekannte Tatsachen erhärtet finden. Ich habe nun oft sagen hören, die Boeren haben sich geändert, der Krieg habe sie verwandelt. Welche geringe Menschenkenntnis spricht aus derartigen Behauptungen! Wann hätte ein Krieg jemals die tief eingewurzelten Eigenheiten eines Volkes plötzlich umgewandelt? Wo wir uns in der Geschichte umsehen, können wir die Beweise für das Gegenteil erhalten. Noch heute nach fast vierzig Jahren hängt der hannöversche Bauer an gewissen althergebrachten Überlieferungen, die ihn veranlassen welfisch zu wählen. Nicht etwa wegen geringer Steuerdifferenzen oder anderer Vorteile, die er unter seiner früheren Regierung genoß, sondern lediglich, weil ihm eine Zähigkeit anhaftet, die ihn, vielleicht gegen bessere Einsicht, hindert, sich von Althergebrachtem loszusagen. Wir haben Gelegenheit genug gehabt, dieselbe Zähigkeit bei dem Boeren wahrzunehmen, sein jüngster Widerstand gegen die größte Weltmacht, gegen die wildesten kriegerischsten Horden der Erde in früheren Zeiten, hat sie völlig erwiesen. Mit welchem Recht dürfen wir jetzt plötzlich annehmen, daß diese Eigenart uns gegenüber nicht zur Geltung kommen werde?

Aus Liebe zu uns wird sie der Boer gewiß nicht unterdrücken, denn darüber brauchen wir uns nicht zu täuschen, der Boer liebt uns ebensowenig wie den Engländer, wir sind ihm nur erträglich, weil wir ihm etwas zu geben vermögen. Wir würden doch im gegenteiligen Falle Beweise gehabt haben. Wie sind die von uns den Boeren zu Hülfe geeilten Offiziere im ganzen gestellt worden? In kaum einem Falle hat man ihnen einen leitenden Posten anvertraut, sondern ihnen zugemutet, sich Leuten unterzuordnen, die ihnen kaum in irgend einer Richtung ebenbürtig waren. Also nicht einmal Achtung unsres überlegenen

Könnens haben wir fast durchgehend für unsre Hülfsbereitschaft als Gegengabe erhalten. Alles dieses, den Freiheitsdrang der Boeren, ihr zähes Festhalten daran, ihre kühle Reserve gegenüber unsern etwas aufdringlichen Liebkosungen, sehen wir mit offenen Augen, und dennoch sind wir bereit, unser Schutzgebiet der Gefahr auszusetzen, es einem fremden Volke ausgeliefert zu sehen. Trotz der Kenntnis seines wirtschaftlichen Übergewichtes meinen wir, werde der bei uns angesiedelte Boer ohne innere Bewegung, mit völligem Gleichmut ertragen, daß nach unsrem Kolonialrecht der Eingeborene mit dem Europäer wenn auch nicht theoretisch, so doch wirklich gleichgestellt wird, daß er sich zur Arbeit stellen kann oder nicht wie es ihm beliebt, ohne daß dem Weißen im Lande gestattet wäre, irgend einen Einfluß in dieser Richtung geltend zu machen. Wir meinen, daß der Boer es gleichgültig hinnehmen würde, wenn die ihn interessierenden Angelegenheiten des Landes sowie Rechtsfragen in einer ihm fremden Sprache verhandelt, seine Kinder in dieser unterrichtet, seine erwachsenen Söhne zu militärischen Dienstleistungen herangezogen und auf unbedingten Gehorsam verpflichtet werden. Diese Ansicht würde zutreffen, der Boer würde sich alle diese Dinge mit Ergebung gefallen lassen, wenn er in der Minderzahl wäre und sich nicht nur einer politischen, sondern auch einer wirtschaftlichen Minderstellung bewußt bliebe. Wie aber wird man das Unabhängigkeitsgefühl des Boeren, diese seine stärkste Regung unterdrücken können, wenn er täglich sieht, daß er es ist, der das Land fördert, daß er wirtschaftlich und damit in Wirklichkeit dessen Herr ist. In welcher Form sich uns gegenüber dieses Unabhängigkeitsgefühl äußern würde, kann natürlich nicht vorausgesagt werden, immerhin scheint eins sicher, die Verwaltung eines Landes, dessen Werte produzierende Bevölkerung Wünsche und Bedürfnisse in bestimmter Richtung zu erkennen gibt, kann sich derartigen Regungen gegenüber nicht passiv verhalten, sie muß Hand in Hand mit der Bevölkerung gehen, wenn sie nicht willens ist, es dieser mit auf einen Kampf ankommen zu lassen, im Bewußtsein, daß die ihr zu Gebote stehenden Machtmittel hinreichen, als Sieger daraus hervorzugehen.

Gesetzt aber nun, daß diese Boerenwünsche mit unsern deutschen Anschauungen sich nicht in Einklang bringen ließen, daß sie sich z. B. auf die Handhabung der Jagd, des Eingeborenenrechts, Sprachverordnungen 2c. erstreckten, wie will die Landesverwaltung sich zu der abweichenden Meinung des weitaus größten und einflußreichen Teiles ihrer Bevölkerung stellen? Sollen wir die Anzahl unsrer Truppen vermehren, diese eventuell nicht mehr aus den Reihen der Eingewanderten rekrutieren, schärfere Bestimmungen erlassen, die Wünsche der Ansiedler ignorieren, das Bestreben sie zu verwirklichen mit Strafe belegen. Was könnte, was würde die unausbleibliche Folge einer derartigen Politik sein? Ein Aufeinanderprallen der Gegensätze, und wir dürften leicht nach einem ostafrikanischen Aufstande auch noch einen südafrikanischen erleben. Hier haben wir eine merkwürdige Parallele mit der Lage vor dem südafrikanischen Kriege. Wir hätten die produzierenden Uitlanders gegenüber einer ärmeren landesherrlichen

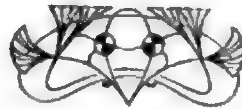
Bevölkerung. Allerdings mit dem Unterschied, daß letztere die wirtschaftlich tüchtigere, gediegenere ist. Wie würden wir, nun sie uns am eigenen Leibe trifft, die Frage beantworten, nachdem wir, als weit von uns, dahinten, die Völker auf einander schlugen, so rasch ein erschöpfendes Urteil zu bilden beflissen waren. Die Frage würde sich bei uns also stellen: sollen wir dem fremden Volke seine Wünsche gewähren, uns selbst damit wesentliche politische Einschränkungen auferlegend, oder sollen wir, so weit wir das dann überhaupt noch können werden, den „Rebellen" entgegentreten und sie aus dem Lande vertreiben, damit die Hennen tötend, die uns die goldenen Eier legten? Dabei wäre zu überlegen, ob die Vertreibung der Aufständischen nicht eine Aufgabe wäre, welche uns enorme Opfer kostete, wenn sie uns gelingen sollte. Wir haben erleben können, daß Boeren schwer zu behandeln sind. Es sind also bedenkliche Aussichten, die sich uns da in der Möglichkeit eröffnen, daß eine fremdvölkische Einwohnerschaft unsres Schutzgebietes statt unser dort der Landesverwaltung die Richtung vorschreibt.

Blicken wir aber ein wenig in die Zukunft. Es ist weder denkbar noch wünschenswert, daß das Mutterland dauernd seiner südafrikanischen Kolonie so bedeutende Zuschüsse gewährt wie im Augenblick. Der Zeitpunkt muß und wird kommen, wo die Kolonie auf eignen Füßen stehen kann und will. Man untersuche nun, was zu allen Zeiten nach Eintreten eines solchen Zeitpunktes im Leben einer Kolonie der Fall gewesen ist, und man wird finden, daß die wirtschaftliche Selbständigkeit stets die politische im Gefolge hatte. So lange das Mutterland zahlt, muß sich die Kolonie gefallen lassen, von dort verwaltet zu werden, kann letztere sich selbst erhalten, so schüttelt sie die liebevolle aber etwas unbequeme Zärtlichkeit der Mutter ab und geht ihren eignen Weg. Auch unsre Kolonien werden darin keine Ausnahme machen. Das könnte uns auch ganz willkommen sein, wenn die koloniale Bevölkerung eine deutsche wäre. So sehr der Deutsche sich oft im Gegensatz zu seiner Regierung befinden mag, so unpraktisch und theoretisch letztere sich auch hier und da auf dem Gebiet der Kolonialverwaltung gehaben mag, dennoch kehrt der Deutsche gern in das gewohnte Joch zurück, er ist es einmal von Jugend auf gewöhnt gewesen. Der Fremde aber, wenn er auch manche Freiheit gewährt, die das Vaterland nicht kennt, wird den Deutschen doch immer nur als Menschen zweiter Klasse betrachten und behandeln. Selbständig gewordene Kolonien würden auch den Zusammenhang mit dem Mutterlande nicht verlieren, die Geschichte des jüngsten Krieges lehrt uns das mit erfreulicher Deutlichkeit. Also hätten auch wir von einer derartigen kolonialen Bewegung nichts zu fürchten, wenn die Bevölkerung eine deutsche wäre. Wie aber, wenn sie eine in ihrem überwiegenden Teile fremdvölkische und in ihrem deutschen Teile eine sich den Fremden anlehnende ist? Die Antwort liegt auf der Hand. Überwiegt in Südafrika dereinst wirklich das Boerenelement in dem Augenblicke, wo die Kolonie in die Lage kommt, sich politisch selbständig zu machen, so können wir mit Sicherheit darauf rechnen,

daß der politische Instinkt des fremden Volkes wieder erwacht und zu Versuchen führt, den unauslöschlichen Freiheitsdrang praktisch zu betätigen. Da wir nun, wie wir früher schon gezeigt haben, mutmaßlich Landesteile mit verschiedener Bevölkerung in der Kolonie haben würden, so entstände die Uitlander-Frage mit besonderer Verschärfung, denn es ist nur zu natürlich, daß der fremde Volksteil, als der produzierende, die politische Führung für sich beanspruchen wird, wodurch die Gebiete mit deutscher Bevölkerung in die Lage gebracht würden, eine untergeordnete Stellung im eignen Lande einzunehmen. Bei Lichte betrachtet, bedeutet ein derartiges Verhältnis weiter nichts als die Errichtung eines Boerenstaates unter dem Deckmantel der deutschen Flagge, resp. eine kriegerische Unternehmung zur Wiedergewinnung der Herrschaft im eignen Lande. Aber eine andre Perspektive hängt an dem so gewonnenen politischen Horizont. Auch die anderen Kolonien Südafrikas können in ihrem Fortschritt nicht aufgehalten werden. Die Folge des letzten Krieges wird ohnehin ein kräftiges Streben nach noch erhöhter Unabhängigkeit vom Mutterlande sein, und unsres Erachtens ist es überhaupt nur eine Frage der Zeit, daß die sämtlichen südafrikanischen Staaten sich zur Bildung eines gemeinsamen Staatenbundes zusammentun, gemäß der von dem ehemaligen Kolonialminister Lord Carnarvon ihnen empfohlenen Politik. Es ist wiederum leicht zu übersehen, wohin das Gewicht eines undeutsch gewordenen kolonialen Gebietes in die Wagschale fallen würde. Man wird in der jetzigen Boerenbegeisterung geneigt sein, anzunehmen, daß der alte Haß gegen England zu einer Kräftigung des sogenannten niederdeutschen Elements führen würde. Was aber wäre damit für uns gewonnen? Ganz unzweifelhaft würde sich das Boerenelement in unsrer Kolonie dem im Caplande politisch anschließen, damit wären wir aber aus dem politischen Konzert ausgeschlossen, denn wir haben ja gesehen, daß wir nicht mit der Liebe der Boeren werden rechnen dürfen. Es ist unnötig, zu erörtern, welche Folgen mit dem Entstehen eines derartigen politischen Bundes verknüpft sein würden. Noch vor wenigen Jahren wurde der Grundsatz in alle Welt posaunt, daß der Handel der Flagge folge. Ein geeinigtes Südafrika wird niemals in engster Handelsbeziehung zu Deutschland stehen, und wir könnten es erleben, daß uns nicht einmal als Handelsgebiet das Land verbliebe, welches wir mit Aufwendung ungeheurer Kosten in Südafrika uns erworben haben.

Gar manches ließe sich noch sagen über die Wandlungsfähigkeit dessen, was sich öffentliche Meinung nennt, über deren Einfluß auf die Regierung an unrichtiger Stelle, über die Verbreitung der Unkenntnis der Verhältnisse in den Kolonien. Allein es genügt darauf hinzuweisen, daß wir im besten Zuge sind, uns eine richtige Transvaalfrage in unsrer eignen Kolonie zu schaffen. Mit merkwürdiger Verblendung suchen wir uns eine Klasse Uitlanders zu züchten die auch bei uns wie seiner Zeit die im Transvaal, die wirtschaftliche und darum mit Recht die politische Macht in der Hand haben werden. Die Boeren allerdings werden dann bemerken, daß sogar ein Uitlander in gewissen Fragen recht

haben kann, für uns aber wird es sich darum handeln, entweder konsequent zu sein und auch gegen die Uitlanders Partei zu ergreifen, selbst wenn diese diesmal unsere lieben Vettern sind, oder aus lauter Bewunderung für deren berechtigte Eigentümlichkeiten jedes Rühren an der Frage des Uitlandertums in unsrer eignen Kolonie zu unterlassen. Mich will dünken, daß die Erfahrung am eignen Leibe uns wunderbar schnell zum Kurse einer richtigen Logik zurückführen würde, nur dürfte dann der gute Deutsche merken, daß er wieder einmal geträumt habe und deshalb nicht wahrnahm, was um ihn her vorging, bis es zu spät war, in den Lauf der Dinge einzugreifen. Gern will ich Boeren im Lande als geeignete Lehrmeister willkommen heißen, aber nur in solcher Zahl, unter solchen Bedingungen, daß wir nicht Gefahr laufen, in unsrer Kolonie ein Boerenwestafrika entstehen zu sehen. Ein Land mit dem Klima, den natürlichen Hülfsquellen, der wirtschaftlichen Zukunft unsrer einzigen Auswanderungskolonie muß auch in alle Zukunft bleiben, was es jetzt schon sich nennen mag: Deutsch-Südwest-Afrika.



Sesam! Sesam! Öffne Dich!

Papa im Arbeitsstübchen
Zieht ernst die Stirne kraus,
Ist heut selbst für sein Bübchen,
Für niemand heut zu Haus.

Es klopft. Wer wagt zu stören?
Er hört es mit Verdruß.
Ein Stimmchen läßt sich hören:
„Papa, nur einen Kuß!"

Er scheucht in raschem Grimme
Das Kind mit barschem Droh'n:
Doch wieder wirbt die Stimme
Mit süßem Schmeichelton.

Da spürt Papa ein Rühren
Und lächelt über's Buch:
Wohl öffnet alle Türen
Solch' holder Zauberspruch.

Und tönen ihm die Worte
Zum dritten Mal an's Ohr,
Dann öffnet er die Pforte
Und zieht sein Kind empor.

Und ob auch sein Gewissen
Ihm ernste Mahnung hält:
Sein Büblein abzuküssen
Muß Zeit sein auf der Welt.

Aus: Gedichte eines Optimisten von Julius Lohmeyer, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Stuttgart.

Das Jahrhundert des Kindes.

Von

E. v. Oertzen.

„Das nächste Jahrhundert wird das Jahrhundert des Kindes sein, — so wie dieses das der Frau war.“ Diese dem Drama „Das Junge des Löwen“ entnommenen Worte gaben der Schwedin Ellen Key den Titel zu dem Ende 1900 in ihrem Vaterlande erschienenen Buche, das sie nun auch den deutschen Eltern übergibt und widmet. Schon der Titel weckt einen lebhaften, hoffnungsfreudigen Wiederhall besonders in den Herzen von uns Familienmüttern. Ja, wenn Ellen Key recht hat, wenn wirklich ein neues Zeitalter angebrochen wäre, das Zeitalter der Erkenntnis, daß vor allem die Mütter wieder zurückgerufen werden müssen aus den tausendfachen Zersplitterungen, aus drückender Arbeit und unfruchtbaren Zerstreuungen hinein in das Allerheiligste des Familienlebens, wenn damit endlich „das Kind zu seinem Recht kommt, dem Rechte, sein volles starkes persönliches Kinderleben vor einem Vater und einer Mutter zu leben, die selbst ein volles persönliches Leben leben“ — welche neue Zukunft öffnet sich dann der gequälten Menschheit! Wie scheint sich das Dunkel zu lichten, das sonst immer tiefer werden muß! Denn in der Kinderstube, in dem Mangel an ganz und voll gelebter Mutterschaft, da liegen die Grundursachen fast aller Schäden.

Das ganze weite Gebiet der Kinderwelt, ihrer Leiden, ihrer Bedürfnisse übersieht E. Key mit liebeglänzendem und doch so scharfem klarem Auge und mit oft hinreißender Beredtsamkeit führt sie uns hindurch in den acht Abschnitten ihres Buches. Überall da, wo sie auf praktischem Boden steht, auf dem Boden des Alltagslebens, das heut von uns und unsern Mitschwestern gelebt wird wie in den Kapiteln: „Erziehung — „Heimatlosigkeit“ — „Seelenmorde in den Schulen“, finden wir eine überströmende Fülle von Anregungen, denen wir freudig folgen können. In „Kinderarbeit und Kinderverbrechen“ tun wir so tiefe Einblicke in soziale Notstände, daß wir nie wieder ganz davon loskommen können, und in dem außerordentlich lesenswerten Aufsatz: „Das ungeborne Geschlecht und die Frauenarbeit“ setzt sich die Verfasserin in höchst treffender Weise mit den Frauenrechtlerinnen extremster Richtung auseinander, welche die Schutzgesetze verschmähen, um sich nach eignem Ermessen selbst schützen zu können,

---

Das Jahrhundert des Kindes. Studien von Ellen Key. Autorisierte Übertragung von Francis Maro. Berlin, S. Fischer, Verlag. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

die Befreiung der Frau lediglich in ihrem sich immer mehr erweiternden Arbeitsgebiet sehen und es als eine glorreiche Etappe auf dem Wege zum Fortschritt betrachten, daß in Amerika eine junge Dame Scharfrichter geworden!

Auch der Abschnitt „Die Schule der Zukunft" enthält manchen Gedanken, der bei uns Anklang finden dürfte, aber wo E. Key wie besonders in „Das Recht des Kindes, seine Eltern zu wählen" oder „Der Religionsunterricht" die neue Ethik darlegt, welche der Entwicklung der Art Alles unterordnen wird, wenn sie als Jüngerin Nietzsches die Antike hoch über das weichliche Christentum stellt, das sich sogar verkrüppelter Kinder annimmt und hoffnungslos Kranke weiterpflegt, wenn sie die freie Form des Zusammenlebens von Mann und Weib als die sittlichere bezeichnet, — dann hören wir auf, tief von der Schwedin beeindruckt zu werden. Und zwar schon aus dem Grunde, weil der „neue Glaube" gar keine plastische für uns greifbare Gestalt gewinnt. Denn so radikal ihre Verbesserungsvorschläge auch erst erscheinen, das echte Weib in E. Key scheint durchzufühlen, daß sie nicht glatt durchführbar sind und darum bleibt das Bild, das sie uns von der von ihr erträumten Zukunft gibt, ein unklares, das kaum lockend wirken wird.

Mit seltsamen Gefühlen legen wir das Buch aus der Hand. Wir haben uns und unsere Kinder von E. Key verstanden gefühlt, wir haben uns hohe Ziele von ihr stecken lassen, wir haben ihr im Geiste die Hand zum Dank, ja zum Bunde gereicht, und schließlich scheiden wir als Gegnerinnen. Denn Alles, was sie uns geben und erkämpfen will, wiegt das nicht auf, was sie uns nehmen möchte. Wie kostbar, wie durch nichts zu ersetzen der Besitz ist, den wir vor ihr voraushaben: der Glaube, daß „die unbekannte Welt, die uns in den großen Blicken unseres Kindes begegnet", seine unsterbliche zu Gott geschaffne Seele ist — das läßt uns E. Keys Weltanschauung tief empfinden.

Und gerade in diesem Sinne ist — mir persönlich wenigstens — das Buch der Schwedin von Wert.

Wir von gestern.

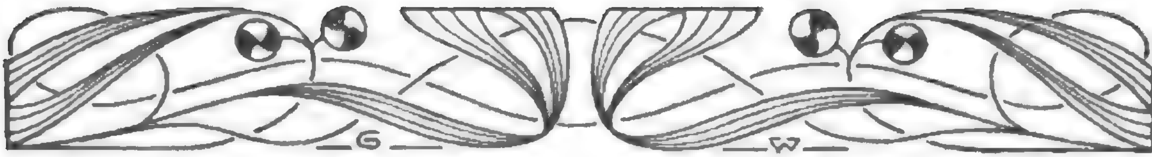
Wir, die wir gestern noch lebten,
Gingen durch Nebel und Grau, —
Aber Sterne schwebten
Über uns heiter im Blau.

Die wir im Trüben gegangen,
Fanden nicht Glück und Ruh, —
Aber Lieder sangen
Schöne Frauen dazu.

Dachten wir gestern der Erben,
Als wir die Gläser zerschellt?!
Aber wir mußten sterben..
Ihr seid die Herren der Welt.

Lagert Ihr jetzt auf den Matten,
Lachend im Rosengesträuch,
Schauen wir segnenden Schatten
Frauen und Sterne auf Euch.

Carl Bulcke.



Über Jugendliteratur und das Jugendschriftenverzeichnis des Hamburger Lehrervereins.

Von

Victor Blüthgen.

Der Begriff „Jugendliteratur“, so einfach er zu liegen scheint, ist in Wahrheit eine noch ganz ungenügend geklärte Sache. Sonst würde darüber nicht mehr soviel Streit der Meinungen bestehen, die doch genau besehen mehr mit einem dunklen Gefühl an dem Gegenstande herumtasten, als einem erschöpfenden Durchdenken Ausdruck und Folge geben.

Daß die Jugend ein Recht hat, vom allgemeinen literarischen Schaffen ihren Anteil zu fordern, darüber kann es keinen Zweifel geben. Sie ist ja nichts von den Erwachsenen spezifisch Verschiedenes. Und wir verlangen von ihr, daß sie sich ihrer geistigen Ausbildung unterzieht bis zum erwachsenen Menschen hin. So schaffen wir ihr denn auch unbedenklich eine gewisse eigene Literatur, die dem Unterricht für die verschiedenen Altersstufen dient und speziell für die eine oder andere Altersstufe abgepaßt ist. Sie enthält Bestandteile der Bildung der erwachsenen Leute, so ausgesucht und geordnet, daß sie für die Jugend im schulreifen Alter gangbare Wege bilden, die in die geistige Welt des Reifealters einführen, diese bequem zugänglich und verständlich machen.

Das ist die Schulliteratur der Jugend. Eine Literatur, die an keinem Punkte Selbstzweck ist, sondern eben Bildungsliteratur darstellt, das heißt nicht das Kind im Auge hat als das, was es ist, sondern als das, was es werden soll.

Dagegen ist absolut nichts einzuwenden. Nur in einem kann man in Zweifel sein: wo es sich um die Beschäftigung mit Literatur im engeren Sinne, mit der nationalen Dichtung handelt. Aber auch hier wird man, wohlerwogen, dem Zweckbegriff seine Rechte zugestehen und gut heißen müssen, daß man, um für den vollen Genuß und das volle Verständnis der für die Erwachsenen geschaffenen Dichtung vorzubereiten, den im Deutschen benutzten Lesestoff eben dieser Dichtung entnimmt. Es wird sich da nicht um für die Jugend geschaffene, sondern um für die Jugend ausgewählte Lektüre handeln, die doch immer so hoch gestimmt sein muß, daß sie über den derzeitigen Standpunkt hinausweist, um fördernd, also pädagogisch zu wirken.

Das hat selbst für die Unterstufen keine sonderlichen Schwierigkeiten. Wie allgemein im Laufe der Entwicklung die Kultur der obersten Schichten nach unten

durchsickert und für die unteren erst etwas bedeutet, wenn jene längst darüber hinaus gelangt sind, so trifft allmählich ein Teil der älteren Dichtung, der einer naiveren Zeit entstammt, mit dem gesteigerten Geistesleben des späteren Kindes zusammen. So werden Sagen und Märchen, Balladen und Lieder volkstümlich und gehen mit dieser Brücke auf die Jugend über. Das würde noch mehr der Fall sein, wenn nicht das erotische Moment ein starkes Hindernis bildete. Wenigstens für den Pädagogen kommt das, und mit Recht, in Betracht, wiewohl es einer eingehenden Untersuchung wert wäre, inwieweit dieser recht daran tut, es zu behandeln, als wäre es überhaupt nicht in der Welt vorhanden, während doch das Leben der Jugend mit Ahnungen und Regungen durchsetzt ist, denen es nicht zum Nutzen gereicht, wenn man sie sich selbst überläßt.

Gleichviel: auf diesem Wege kommt, gegebenenfalls unter den bekannten Verballhornungen, die aus dem „Schatzerl“ eine „Mama“ und aus dem „Liebsten“ einen „Onkel“ machen, ein Schatz von Belletristik für die Jugend zustande, den man sich gefallen lassen kann.

Freilich kommt man bei der untersten Stufe nicht aus, ohne zu Bestandteilen einer Literatur zu greifen, die direkt für die Jugend geschaffen worden ist. Und hiermit komme ich auf mein eigentliches Thema, die Jugendliteratur im engeren Sinne: die Dichtung für die Jugend.

Sie ist germanischen Ursprungs. Noch heute leben die romanischen wie die slavischen Völker da im wesentlichen von den Brosamen, die vom germanischen Tische fallen. Es gehört die germanische Naivität und Sentimentalität, die germanische Gewissenhaftigkeit und Feinfühligkeit dazu, um im Kinde mehr zu sehen, als etwas Unfertiges, Werdendes, als Persönlichkeit gar nicht in Betracht Kommendes. Zur Hauptsache ist es Deutschland, das die Frucht jener Anregungen gepflückt hat, welche mit den Namen Rousseau und Pestalozzi bezeichnet sind und von denen die Campe und Basedow inspiriert worden sind. Seitdem ist bei uns das Kind immer mehr etwas sehr Bemerkenswertes, sehr Wichtiges geworden, ein Wesen für sich, das man in seiner geistigen Besonderheit studieren muß und dem ganz besondere Reize eignen, in die es sich zu vertiefen lohnt. Man machte da immer mehr die Entdeckung, daß das Kind nicht ganz allgemein — eben das Kind ist, sondern von klein auf in jedem Fall ein eigentümlich geprägtes Wesen, das um so interessanter, persönlicher wurde, je mehr man sich in seine Beobachtung vertiefte, um so reizender, je mehr man sich in seinen eigenartigen Reiz hineinsah. Einen besonderen Fortschritt in dieser Hinsicht kann man von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an beobachten, und er gipfelt in den siebziger Jahren, wo es zu einem wahren Kinderkultus kam: man muß die Kinder in den Bilderbüchern von Oscar Pletsch mit denen auf Ludwig Richters Blättern vergleichen, um darüber eine Anschauung zu gewinnen.

Im Zusammenhang mit dieser steigenden Bewertung des Kindes steht denn auch, daß man es der Mühe wert fand, eine eigene Literatur für die Jugend zu schaffen. Nach Campe und den Robinsonaden tropfte diese anfangs nur spärlich.

Die Heyschen Fabeln, der Struwwelpeter, die Sachen des „Verfassers der Ostereier", Schuberts Erzählungen, Hauffsche Märchen ragen heraus. Die Sammlung der Volksmärchen durch Grimm und Bechstein, der Volkslieder durch Brentano und Simrock, die doch bezeugten, daß unser Volk bereits Kinderdichtung besessen, gaben weiter Anstoß, auch bei echten Dichtern, welche Fühlung mit dem kindlichen Wesen behalten: den Rückert, Hoffmann von Fallersleben, Robert Reinick, Rudolf Löwenstein; und der Däne Andersen schuf das moderne Kindermärchen. Was die Erzählung betrifft, so erwuchs da jene breite Schicht von Bändchen auf Nieritz-Art, während man, um das reifere Alter zu versorgen, sich für die Knaben mit dem Zurechtschneiden anglo-amerikanischer Abenteuer-Romane begnügte, für die Mädchen aber nach der trefflichen Wildermuth jene halb süßlich-naive, halb sentimentale Prosaliteratur begann, die auf die Marlitt hinüberschielt. Dafür machten Dieffenbach, Güll und besonders Oldenberg in den Pletschbüchern sowie Klaus Groth den Anfang, den Volks-Kinder- und Ammenreim neu zu beleben.

Es war Julius Lohmeyer, der das wachsende Interesse an der Entstehung einer eigentlichen Jugendliteratur groß anpackte und seine ganze Kraft daran setzte, diese direkt als Reis auf den Baum der großen deutschen Dichtung zu pfropfen und das Reis mit Zuführung der besten verfügbaren Säfte zu einem kräftigen vollwertigen Ast zu entwickeln. Wenn es echte Dichter gegeben hat, die für die Jugend dichten konnten, warum sollen sich deren nicht zu allen Zeiten finden? Und warum soll sich dieser Ast nicht auf seine Art als besonderer Bestandteil der Nationalliteratur weiter entfalten? Ebenso wie die Volksdichtung? Ja wenn von vornherein die Unmöglichkeit bestände, die Dichtung für die Jugend vollauf ästhetisch, künstlerisch zu nehmen. Aber die besteht keineswegs. Hier ist ein ganz charakteristisches Stück Menschentum voll geistiger Bewegungen und aparter Reize — wenn ein großes malerisches Können aus ihm schöpft, befremdet es niemand, warum soll nicht der Dichter Werte daraus gewinnen? Und diese Menschenjugend dürstet nicht nur nach ihrer eigenen Literatur, singt ihre Lyrik, deklamiert, lechzt nach Märchen, nach Erzählung — sie schafft selbst, phantasiert, reimt, bildet sich ihre eigene Sprache. Beinah vom ersten Stammeln fängt das an. Wenn der echte Dichter dem dichterischen Empfinden der Erwachsenen die Zunge löst, warum nicht auch dem der Werdenden? Sind wir nicht alle Werdende? Stempelt nicht echte Kunst alles, was sie aus dem Leben schöpft, zu einem Wertvollen? Wo der Dilettantismus lange vorgegriffen, Dank geerntet — ist es nicht geradezu eine Sünde am kommenden Geschlecht, ihm das Feld zu überlassen?

So entstand die „Deutsche Jugend" als die Probe aufs Exempel. Und sie hat Bahn gebrochen, unterstützt von einer Reihe Illustratoren, die zu den ersten ihrer Zeit rechneten. Wenn auch diese treffliche Zeitschrift und die ganze Bewegung im Verlauf eines Vierteljahrhunderts aus Gründen, die mit der Grundidee nichts zu tun hatten, abflauten: darin, daß sich nachmals selbst die Moderne anschickte, für die Jugend zu schaffen, der Auerbachsche Kinderkalender,

der „Knecht Ruprecht“, Dehmels Fitzebutze entstanden, liegt der Beweis, daß der Gedanke, auch für die Jugend könne und müsse dichterisch Vollwertiges geschaffen werden, nicht mehr zu unterdrücken ist. Was hat, namentlich zu Anfang, nicht alles für die „Deutsche Jugend“ beigesteuert! Die Geibel, Groth, Dahn, Stöber, Gerok, Frommel, Pichler, Leander, Sturm, Seidel, Trojan, Frida Schanz u. s. f. — Andersen schrieb sein „Tantchen Zahnschmerz“ für sie, Storm seinen Pole Poppenspäler. Literarisch auf der Höhe war da alles; ob im wesentlichen echte Jugendliteratur? Man mag nur heute bei den Erwachsenen anfragen, die mit der „Deutschen Jugend“ in der Hand groß geworden!

Gewiß gab es auch in der „Deutschen Jugend“ manches Schwerverdauliche, war nicht alles ausnahmslos rein für die Jugend geprägte und durchgefühlte Arbeit. Der Gedanke, mit vollem Können sich in die Welt der Jugend zu vertiefen, war so ungewohnt; unter Kindern kindlich zu fühlen, denken, reden, das will geübt sein. Und wer nicht das Zeug dazu hat, lernts nie. Aber Sachen wie Pole Poppenspäler stehen doch eben noch auf jenem Grenzgebiet, bis zu dem die Jugend reicht.

Das Erscheinen der „Deutschen Jugend“ hat auf alle Fälle bewirkt, daß sich die Frage der „Jugenddichtung“ geklärt hat. Es kann und soll eine solche geben, die sich außerhalb der Literatur für Erwachsene stellt und die doch dichterischen Wert hat und den Anspruch erheben darf, ein besonderes Kapitel in unseren Literaturgeschichten zu erhalten.

Die geistige Entwicklung des Kindes bildet Abschnitte, zeigt verschiedene Interessengruppen auf, die jede ihre Literatur für sich beanspruchen. Die erste reicht bis zum schulpflichtigen Alter, die zweite bis zum achten, die dritte bis zum zwölften Lebensjahre. Dann kommt das Grenzgebiet des Reifens. Die Grenzen sind fließende — es gibt geistig zurückbleibende und gibt frühreife Kinder. Die erste Phase bezeichnet der Mutter- und Ammenreim, der Spiel- und Tanzreim, die Erstlinge des Kinderliedchens und Kindermärchens. Die zweite füllen Kinderlied und Märchen, die Ausklänge von Spiel- und Tanzreim, Gelegenheitsreime aller Art, die Anfänge des Erzählens mit Stoffen aus dem Gesichtskreis des kleinen Volks. Mit der dritten Phase schließt die Kindheit ab: hierher gehört schon die ernstere Lyrik, die Ballade, die eigentliche Jugenderzählung, die historische wie die Novelle aus dem Kinderleben dieses Alters und der nächsten Jahre, denn das Interesse greift immer ein wenig über das Nächstliegende hinaus. Hierher schon das Phantasiemärchen mit tieferem Gehalt, das auch noch weiter reicht. Von da beginnt dann jenes schwierige Grenzgebiet, auf dem das literarische Bedürfnis je nach dem Stande der individuellen Reife nach sehr Verschiedenem greift, vom Genügen an der hochgestimmten Jugenddichtung bis ein gut Stück hinein in die Literatur der Erwachsenen. Aber auch dies Gebiet hat seine ganz eigentümliche Literatur. Und zwar vollzieht sich hier, was sich in der vorigen Phase bereits andeutet: die Trennung der Geschlechter, bildet sich das eigentümliche Knaben- und Mädchenempfinden heraus und schafft sich

verschiedene Stimmungs- und Interessenkreise, die im Tiefsten nur eine darauf gebaute, eine Art Knospenliteratur befriedigt. Es ist völlig verkehrt, diese Altersstufe mit schulmeisterlich prüder, aufs Erwachsene ausgereckter Kinderliteratur versorgen zu wollen — die Folge ist das heimliche Schmökern und die Heuchelei, welche sich bei einer Lektüre zu erfreuen vorgibt, bei der man sich in der Tat langweilt. Hier braucht's jene Übergangsdichtung, die, vertieft, doch keusch, die Probleme des Herzenslebens und der sozialen Verhältnisse andeutet, die junge Kraft, den Gefühlsüberschwang zu Wort kommen läßt und doch zugleich an die Leine nimmt, damit sie gefahrlos schwimmen lernen.

Ich stelle hier einen Satz her, der für die gesamte Versorgung der Jugend mit Literatur gilt: Was die Jugend nicht interessiert, nicht mit ihrem innersten Fühlen und Wünschen in Anspruch nimmt, ist wertlos für ihr literarisches Bedürfnis, und wenn es ästhetisch noch so hoch zu bewerten ist. Was unsere Jugend innerlichst interessiert und ästhetisch unter dem Strich steht, ist zu verwerfen; sicherlich. Daß der Dilettantenkram und die fragwürdigen Erzeugnisse der Buchhändler-Spekulationsmache gebrandmarkt und unschädlich gemacht werden, ist ein Ziel aufs dringendste zu wünschen. Aber man schafft diese Art Literatur nicht aus der Welt, indem man jene dafür substituiert.

Das mögen sich unsere Kritiker und Literarhistoriker ebenso wie unsere Pädagogen gesagt sein lassen.

Es muß aufhören, daß man Jugendliteratur von vornherein als minderwertige Literatur behandelt, die man auf ihren Spielzeugwert hin taxiert wie ein wohlmeinender Papa und über die man unsere Literaturgeschichten vergeblich befragt. Hat jemand schon eine Geschichte der Jugendliteratur im großen Stil geschrieben? Ich weiß keine.

Und es darf nicht sein, daß Pädagogen die Grundsätze, nach denen sie die Schulliteratur, und mit voller Berechtigung, für die Jugend auswählen, mißbrauchen, um danach autoritativ die Welt mit Normal-Verzeichnissen der „einzig wahren" Jugendliteratur zu versorgen, bei denen man, wie das ein Hamburger Lehrerverein Ende der neunziger Jahre angefangen, nach Möglichkeit sich darauf beschränkt, den ästhetischen Wert der Auswahl vor sich und der Welt dadurch zu legitimieren, daß man mehr oder weniger für die Jugend mögliche Bestandteile der großen Literatur aufnotiert — vermehrt durch eine spärliche Auswahl wirklicher Jugendliteratur für die Kleinen, dieweil sich hier das proklamierte Prinzip: Nur Großes für die Kleinen, zu augenscheinlich als unhaltbar erwies.

Seltsam genug, daß man da nicht sofort auf die logische Konsequenz kam: Wenn eine gute Jugendliteratur speziell für die Unterstufen des Kindesalters zu schaffen möglich ist, warum soll dies für die Oberstufen unmöglich sein?

Abgerechnet, daß der ganze schulmeisterliche Standpunkt, von dem hier der Begriff „Jugendliteratur" gefaßt wurde, dieser Auswahl von vornherein den Stempel der Unzulänglichkeit aufdrückte, bezeugte die flüchtige Durchsicht schon, daß von einer Prüfung des gesamten in Frage kommenden Materials keine

Rede war, daß es sich vielmehr um die Frucht zufälliger Bekanntschaften auf literarischem Gebiete handelte. Ganz zu geschweigen, daß tendenziös alles, was die Überlieferungen des Patriotismus und der Religion inhaltlich in Betracht zog, ausgeschlossen erschien.

Das Bedenkliche bei der Sache war die Aufdringlichkeit, mit der das Hamburger Verzeichnis sich bei all seiner Oberflächlichkeit in Schulen wie Familien als Orakel einzubürgern versuchte, das lief auf eine Blendung des Publikums hinaus, das entsprechend dem „Wenn du dir nur selbst vertraust, vertrauen dir die andern Seelen“ gern einen mit so vielversprechender Autorität ihm dargebotenen Anhalt in die Hand nimmt. Öffnete doch der „Kunstwart“ die Spalten seines Weihnachtsheftes für dieses Verzeichnis!

Ein durchschlagender Erfolg hätte die Weiterentwicklung einer wirklichen Jugendliteratur von Wert unterbunden; er hätte, was der Zufall da etwa Wertvolles geschaffen, auf Tod und Leben der Zensurpolizei von einem Dutzend Hamburger Pädagogen mit ganz fragwürdigem Programm unterworfen — vorausgesetzt, daß ihnen ein gütiges Geschick die Arbeit überhaupt in die Hände gespielt; nebenbei hätte er den Jugendschriften-Buchhandel nahezu aufs Trockene gesetzt, weit über das hinaus, was er verdient.

Dieser hat denn auch zuerst sich seiner Haut gewehrt und das Hamburger Verzeichnis gründlich unter die Lupe genommen. Die Herren haben infolgedessen bei den späteren Ausgaben schleunig Wasser in ihren Wein gegossen und wenigstens die Unterstufen reichlicher mit wirklicher Jugendliteratur versorgt. Aber nicht entfernt so, daß sie das Recht erworben hätten, wie sie es beanspruchten, zu verlangen, daß man nichts für den Bedarf kaufen solle, was nicht von ihnen notiert ist. Dasselbe gilt in noch höherem Maße von dem Material für die reiferen Stufen, obwohl auch hier schließlich einiges eingefügt ist, was mit dem ursprünglichen Programm sich nicht verträgt.

Ich bin als Mitarbeiter am Werk der von den Hamburgern völlig tot geschwiegenen „Deutschen Jugend“ ja Partei — aber ich trete für unsere Anschauungen um so zuversichtlicher ein, als ich mich darauf berufen kann, daß man in das erste Verzeichnis nur das wenigst echte, was ich an Jugenddichtung geschrieben, die „Tierschule“ aufgenommen hatte. Später hat man dafür eins der Pletschbücher von mir gesetzt — wie denn überhaupt bei Vergleich der Verzeichnisse ein bedenkliches Schwanken der Meinungen erkennbar ist — obwohl die anderen Pletschbücher von mir weder besser noch schlechter sind, hat dann auch noch meine Hesperiden entdeckt. Vielleicht streicht man mich nunmehr ganz.

Die eigentliche Jugendliteratur soll eine Sache für sich sein, und die Besten, die das Zeug dazu haben, sollen unter die Jugend treten, mit ihr jung fühlen, zu ihr in ihrer Sprache reden, ja als Genossen unter Genossen, Vertraute unter Vertrauten, nur mit dem Können des reifen Poeten ausgerüstet. Wenn der spröde Storm, dieser warme Freund gerade der „Deutschen Jugend“, wie seine Briefe und spontanen Karten an Lohmeyer immer wieder bewiesen, einmal den

Ausspruch getan: Man müsse für die Jugend schreiben, als schriebe man nicht für die Jugend, so bedeutet das keineswegs, was die Hamburger darin gefunden haben — das hätte er viel einfacher so ausgedrückt: Man soll überhaupt nicht für die Jugend schreiben; es ist nichts als eine Mahnung, die Jugenddichtung ästhetisch so ernst zu nehmen wie die große Dichtung, also nichts anderes, als was den Kern der Lohmeyerschen Bestrebungen bildete.

Ich beglückwünsche unsere junge moderne Dichtung, daß sie frisch und gesund in die Jugendliteratur eingegriffen hat. Wenn sie erst ausgibiger zu naivem, minder absichtsvollem und gespreiztem Schaffen gelangt sein wird, dann, hoffe und wünsche ich, wird sie nicht bei den Kleinsten stehen bleiben, sondern auch den reiferen Stufen künstlerisch Wertvolles schaffen helfen.

Aus der Jugendzeit.

Ströme gleiten, Wälder rauschen,
Dämmernd fließt der Mondenschein,
Und die jungen Mädchen lauschen
Ängstlich in die Nacht hinein.

Horch! Der Krieger blanke Reihen
Kehren heim mit Sang und Klang,
Und die jungen Mädchen streuen
Blumen ihren Weg entlang.

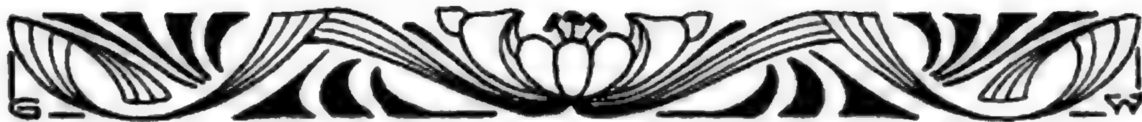
In den Tälern frohe Lieder,
Auf den Bergen Feuerbrand,
Und ein deutscher Kaiser wieder
Reitet durch das deutsche Land.

Runenglut von tausend Siegen
Glänzt auf seines Schwertes Knauf,
Und die Königsadler fliegen
Wieder zu den Sternen auf.

Deutsches Volk!

Deutsches Volk, die Eichenwälder sausen
Schon dreitausend Jahre um dich her,
Deine mächtig-breiten Ströme brausen
Hochauf schäumend in das wilde Meer,
Weißt Du noch, wie von der Klippe draußen
Kaiser Otto warf den heil'gen Speer, —
Deutsches Volk, zu Gottes Sternen schaue,
Schleif' Dein Schwert, und deine Flotten baue!

Aus: Heimatkunst, Neue Lieder und Elegieen von Eduard Paulus. Verlag von J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H., Stuttgart und Berlin.



Was uns not tut.

Lebensbildung.

Von

Karl König.

Vor einigen Jahren kam ich mit einer Deutschengländerin in ein Gespräch über englisches und deutsches Bildungswesen. Wie das so bei Deutschen leider üblich war, auch vielfach leider noch üblich ist, hatte sie für das Mutterland mehr oder minder nur überlegene Verachtung, für die zweite Heimat nur höchstes Lob. Ihre Gründe aber, die sie für Tadel und Lob ins Feld führte, waren in mannigfachster Abwechslung die beiden: „Ihr Deutschen füllt euch die Köpfe mit Wissen, wir Engländer erziehen unsere Söhne zur Herrschaft über sich selbst, und Selbstbeherrschung ist das Ziel der wahren Lebensbildung."

Mag sein, daß wir in deutscher Gelehrtengründlichkeit das Wissen mitunter stark überschätzt haben. Doch diese Zeiten sind vorbei. Wir haben längst das „Können" für gleichwertig befunden. Aber Können wächst auch nur aus Erkennen und Wissen. Wissen ist und bleibt Macht. Die Engländer haben auch kürzlich von einem der Ihrigen eine scharfe Moralpredigt darüber gehört, daß wir im angewandten Wissen, d. h. im Können, ihnen gerade um eine Generation voraus seien. Die mögen sie erst nachholen!

Was aber das andere betrifft, die Selbstbeherrschung, so hatte die Dame darin Recht, daß wir die Willensbildung über der Kopfbildung oft arg vernachlässigt haben, weniger aus Unterschätzung des Willens als aus übergroßem Respekt vor den traditionellen Wissensstoffen. Doch mag dem sein, wie ihm will: enthält denn die Formel „Selbstbeherrschung" das Erste, was dem Menschen zur wahren Lebensbildung Not tut?

Gewiß, sie ist etwas Großes. Wer sich selber unter allen Umständen in der Hand behält, zeigt damit, daß er der Bildner, der Formgeber seiner selbst ist. Aber das Wort „Selbstbeherrschung" setzt sich aus zwei Worten zusammen — und auf das erste kommt es an! Es kommt auf das Selbst an, das da zu beherrschen ist. Das Selbst ist der Lebensinhalt, die Beherrschung sorgt für die Lebensform. Der Inhalt soll nicht überschießen, sich nicht vergeuden, nicht wüst durcheinander quirlen, nicht verdunsten und vertrocknen. Er soll „beherrscht" werden. Die Hauptsache aber ist, daß er selber — etwas taugt!

Spitzbuben verstehen es des öfteren ganz wunderbar, sich selbst zu beherrschen. Rachsüchtige und Intriguanten kultivieren die Selbstbeherrschung bis zur kleinsten Geberde, bis zum Zwinkern des Auges; sie halten alle wallenden Affekte in eiserner Zucht, um den geeigneten Zeitpunkt nicht zu verpassen, der ihnen die Vollerreichung ihres Zieles sichert. Auch der wahre Epikureer macht aus der Selbstbeherrschung einen Sport zum Zweck lebendigster Genußfähigkeit. Aber was helfen uns zehntausend sich selbst beherrschende Spitzbuben, Intriguanten, Epikureer? Selbstbeherrschung ist wertvoll und gut, wenn das Selbst wertvoll und gut ist. Die sicherste Form des Lebens wird erst dann ein Segen, wenn sie zur sicheren Bergung und Darstellung eines edlen Lebensgehaltes benutzt wird. Die formale Bildung ist wertlos oder vom Teufel, wenn ihr die Seele fehlt. Es ist sehr wahr, daß der Engländer an Willenszucht Vortreffliches leistet. Aber nach den Transvaalerfahrungen scheint es, als habe dies Volk allzusehr vergessen, daß auch der stärkste Wille nur ausführende Hand ist, aber Segen oder Fluch erst durch die Seele wird, die ihn in Bewegung setzt. Es hat Genies der Willenskraft gegeben, aber sie haben zertrümmert, statt gebaut. Jesus sagt: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele!“

Selbstbeherrschung, ja! Willensbildung, ja! Je reicher ein Volk an Gemütsbewegungen und Empfindungsvermögen von Natur ist, um so notwendiger ist ihm ein klarer, regelnder, herrschender Wille. Sonst zersprengen die Wallungen den Topf, die beste Seelenkraft wird unnütz vergeudet, und ein deklamierender Stolz oder öde Resignation, kalte Gluten oder Sentimentalitäten sind Ende und Trost. Wir können als Volk gar nicht dankbar genug dafür sein, daß uns Bismarck zur rechten Zeit in straffe, klare nationale Willenszucht genommen hat. Aber auch er hat uns zur lebendigen Staatseinheit nur bilden können, weil die nationale Idee, der nationale Glaube in der Volksseele lebendig war. Die volle, wogende Seele war da, so konnte er sie zur Formgebung ihrer selbst zwingen. Ohne ein Lebendigsein der Idee aber, ohne den nationalen Glauben und Optimismus wäre auch sein starker Wille leer und umsonst gewesen.

Genau so stehen die Dinge beim einzelnen Ich: Es muß ein Lebensideal, ein großer zentraler Glaube, ein Lebensziel in der Seele sein, dann erst kann der Wille zum rechten Lebensbildner werden.

Es gibt aber nur ein Lebensideal, das Hoch und Niedrig, Klein und Groß, Kärrner und Könige umspannt: das sittlich-religiöse. Stellte man ein alt Bauernweiblein neben Kant, so wäre das im Intellekt ein Abstand schier größer, als wenn man ihr zur anderen Seite einen gelehrigen Pudel stellte. Und stellte man sie neben Goethe, so wäre es im Ästhetischen beinah dieselbe Differenz. Und doch kann dieses selbe Weiblein in Aufopferungsfähigkeit, redlicher Pflichterfüllung und frommem Leben der Seele in Gott an ihrer Stelle dieselbe Lebenshöhe erreichen wie jene Größten des Geistes. Die Männer, denen Goethe

mit seine höchste Bewunderung zollte, waren die um Jesus von Nazareth, bekanntlich „kleine Leute". Es ist eine der wunderbarsten Ordnungen hienieden, daß der Kleinste das Größte leisten kann: die Pflicht; daß der Kleinste das Größte in sich lebendig haben kann: Gott. Hier und nirgends anders liegt der Ausgleich für die scheinbar so wahllos verteilten Güter des Geistes und der Erde. Es liegt zuletzt der Wert und das Glück eines jeden Menschen nicht in dem, was er hat und leistet, sondern in dem, wie er es hat und leistet, und was er also in sich selber ist. Guten Willens werden, das ist die Menschwerdung.

Sie aber kann sich gesund und froh nur vollziehen kraft eines großen Glaubens. An was man nicht glaubt, an das gibt man sich nicht mit ganzer vertrauender Seele hin, an das setzt man nicht freudig die ganze Kraft. Der Glaube ist das Feuer, das die Treibriemen des Willens in Bewegung setzt. Kann man aber mit ganzer Seele an das Gute glauben, wenn man in ihm nichts als ein unverbindliches Zufallsprodukt der Zeit, Vererbung und Gewohnheit zu sehen wagt? Ich meine: nein! Man muß vielmehr in der lebendigen Stimme der Pflicht, die in jedem von uns ertönt, den Willen der Schöpfung selbst vernehmen, das Gute als ihren obersten Sinn und Zweck begriffen haben. Als solcher aber offenbart sich das Gute der naiven Seele durch sich selbst, nämlich durch die Form, in der es an sie herantritt. Es sagt zu ihr: „Du sollst!" So spricht nur Wille zum Willen, der Weltenwille zum Menschenwillen. Es hört das Geschöpf seinen Schöpfer. Es fühlt das Geschöpf die unermüdlich schaffende Macht des Schöpfers an seiner Seele: er will es zum sittlichen Geiste schaffen.

Und das ist das, was uns Not tut, daß wir, statt durch allerhand Reflexionen über das Leben uns das Leben selber zu verschleiern, vielmehr mit hellen Ohren auf die Stimmen hören, die und wie sie in uns ertönen. Dann werden auch wir Kinder der modernen Welt aus dem sittlichen „Du sollst" das große Ich der Welt hören, wie es das Menschenherz seit Jahrtausenden gehört hat: „Ich bin der Herr dein Gott, du sollst!" Denn diesen tiefen und unmittelbaren Lebenszusammenhang zwischen Mensch und Gott haben sich seit Jahrtausenden nicht irgendwelche Leute irgendwie erkünstelt, sondern er hat sich ihrem unverkünstelten Gefühl ganz von selbst durch die Form ergeben, unter der das Gute in ihrer Seele auftrat; in der Form des „Du" offenbart das Ich, das große Weltenich seinen Willen dem kleinen Menschenich: „Du sollst!" In dieser unmittelbaren Wechselbeziehung aber zwischen Menschenwille und Gotteswille gewinnt der Menschenwille seine einheitliche Direktive, seine fröhliche Glut und starke Kraft. Denn ist das Gute, das in mir das Herrscherrecht begehrt, der Schöpfungswille selbst, dann braucht mir darum nicht mehr bange zu sein, dann muß es die Gesundheit, die Kraft, das Glück eines jeden sein, in dem es zu bewußter, starker Herrscherstellung kommt. Dann fahrt wohl, ihr lebenmordenden Zweifel, wir haben Besseres zu tun: Kommt, laßt uns das Gute in uns lebendig machen, daß es in uns werde die beherrschende Macht!

Und siehe da, jetzt weiß der Wille, was er in jedem Falle zu wollen, welche Grundform er jedem Leben zu geben hat, ganz eins, ob es sich in uns gestalten, oder ob es als Wort und Tat sich von uns scheiden, oder ob es von draußen herkommend einen Wohnsitz in unserer Seele haben will: Die sittliche Grundform! Dann ist es, als wenn du einen Baum veredelt hast: Nun muß aller Saft durch das edle Reis, nun empfangen alle Blätter, Blüten und Früchte von ihm das edle Wesen. Und das nicht dadurch, daß der Gärtner immer dabeisteht und aufpaßt, sondern wie — ganz von selbst!

Das ist die wahre einheitliche Lebensbildung, daß alle Lebensgebilde, die sich in uns gestalten oder von uns lösen wollen, durch das Edelreis des menschlichen Geistes, das sittliche, hindurch müssen. Das aber geschieht nicht durch peinliche minutiöse Selbstbeobachtung, die wäre ja der Tod alles unmittelbaren Lebens, Sichgebens und Selbstgenusses im Handeln, sondern dadurch, daß wir unser Wesen selbst veredeln. Veredelt aber wird es durch den Gottesglauben. Er vollzieht ein- und für allemal das, was ohne ihn selbst der sorgfältigsten Kleinarbeit versagt bleibt, das lebendige Zusammenwachsen der Seele mit ihrem Schöpfer, das Einswerden von Menschenwille und Gotteswille. Natürlich kommen auch dann noch die Stürme, die an den Zweigen reißen, und Würmer, die sich in die schönsten Früchte setzen. Es gilt den Kampf der Selbstbehauptung, Selbstbeherrschung alle Tage. Aber die edlen Säfte wirken und treiben weiter; das Selbst, das Wesen ist veredelt.

Aber noch einmal, es geht nicht ohne Glauben, geht nicht ohne einen großen, beglückenden, in Gott gegründeten Optimismus. Und wo es doch geht, da wachsen — Holzäpfel! Die Sittlichkeit des Pessimismus ist sauer, zieht Mund und Seele zusammen. Die des Optimismus ist süß, erquickend, voll Saft und Kraft. Lasset uns ein großes Vertrauen gewinnen zu dem, der in uns redet! Er ist und bleibt der stärkste Lebensbildner.

Beim Sonnen-Untergang.

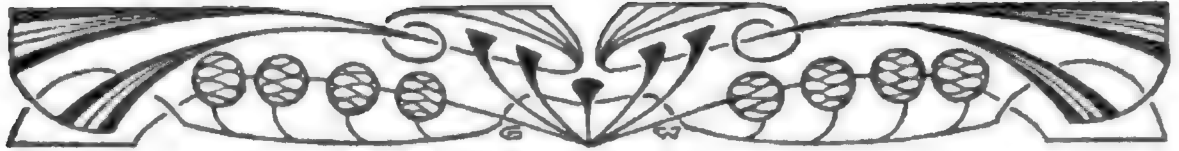
Wie du so sanft am Hügelkranze
So ruhvoll niedertauchst,
Und scheidend noch mit letztem Glanze
Den Himmel überhauchst!

Die Berge stehn in lichten Flammen,
Im Silberduft das Thal,
Die Glocken klingen voll zusammen,
Aufrauscht der Waldchoral.

Ich schau' mit fromm erhobnen Händen,
Mit heißer Sehnsucht zu:
Wie du so herrlich zu vollenden,
So segensreich wie du!

J. Reginus.

Aus J. Reginus Gedichte. Ludolf Beust, Straßburg i. E.



Eine Diakonissengeschichte.

Von

Prof. D. Dr. Zimmer.

Wohl der eigenartigste weibliche Berufsstand ist der der Diakonisse, weil in diesem nicht nur die Arbeit, sondern das ganze Leben in einer festen Gemeinschaft zusammengefaßt ist. Die Diakonissenhäuser bestehen jetzt etwa 60 Jahre; aus dem Diakonissenleben ist schon mehrfach geschrieben, vor mehreren Jahrzehnten bereits von einer früheren Kaiserswerther Lehrdiakonisse, die aus dem Hause geschieden war und die eine Schrift veröffentlichte, in der Berechtigtes und persönlich Bitteres in fataler Weise gemengt war, und die, wie man hört, nachher die Verfasserin zurückgenommen hat.

Die abgeklärteste dieser Schriften, die mir bekannt ist, ist vor wenigen Wochen unter dem Titel „Frei zum Dienst. Eine Diakonissengeschichte.“ (Leipzig, Bredt, 304 Seiten) erschienen. Sie ist, wie inzwischen bekannt geworden ist, von einer früheren Diakonisse geschrieben. Daß der ungenannte Verfasser dieser Geschichte dem Leben im Diakonissenhaus mindestens in intimster Weise nahe stehen mußte, das konnte man allerdings sofort erkennen.

Es ist hier nicht der Raum, den Inhalt dieser Erzählung wiederzugeben. Eine ästhetische Würdigung der Schrift, die wirklich nicht zu den unbedeutenden gehört, ist meine Sache nicht; aber auf die Psychologie dieser Erzählung möchte ich mit wenigen Worten eingehen. Wurde mir doch alsbald noch Erscheinen dieses inzwischen anscheinend viel gelesenen Buches gesagt: „Das sind ganz die Gedanken, die Sie zur Gründung des Ev. Diakonievereins geführt haben.“ Und das ist nicht unrichtig.

Wie mir bei der Begründung des Ev. Diakonievereins es die erste Aufgabe gewesen ist, den bestehenden Mutterhäusern, deren geschichtliche und auch in der Gegenwart fortdauernde Bedeutung ich wohl anerkenne, nicht Abbruch zu tun, sondern sie zu ergänzen, in derselben Weise tritt die Verfasserin von „Frei zum Dienst“ den Diakonissenhäusern in keiner Weise entgegen. Sie verurteilt sie nicht, sie führt im Gegenteil mit wirklich erfreulicher und von einer ausgetretenen Diakonisse kaum zu erwartenden Objektivität und persönlicher Liebe auf das feinste in das Schwesternleben den Mutterhäuser ein. Es läßt sich annehmen, daß zu diesen geradezu photographisch treuen Bildern bestimmte

Persönlichkeiten der Verfasserin als Modell gedient haben, aber das ist das Bezeichnende, daß diese Persönlichkeiten Typen sind, die man in jeder einigermaßen ausgedehnten Schwesternschaft wieder findet. Es können natürlich auch weniger erfreuliche Züge nicht fehlen, aber daß die Verfasserin doch mit voller Liebe noch immer an dem alten Mutterhause hängt, das ergibt sich für den, der die Verhältnisse kennt, aus der so überaus feinen und liebevollen Schilderung der Oberin. Durchgängig stehen Gestalten vor uns, wie sie im Diakonissenleben wirklich sind, zugleich solche, die auch in andern aber irgendwie ähnlichen Gemeinschaften sich ganz ähnlich entwickeln und darstellen. Vieles von dem, was hier geschildert wird, Gutes und Mangelhaftes, findet sich z. B. ganz entsprechend in dem doch seiner Organisation nach grundverschiedenen Ev. Diakonieverein; es muß also wohl Gesetzen in der menschlichen Natur entsprechen.

Das Buch zeigt uns eine Persönlichkeit, die ihrem inneren Wesen nach nicht zur Diakonisse geschaffen ist, die auch nicht aus Motiven, wie sie das Diakonissenhaus zum Eintritt fordert, doch aber in wirklichem Drange nach einem Dienste, wie er der Frauennatur entspricht, in ein Diakonissenhaus eintritt, mit voller Hingabe, einer Entsagungsfähigkeit sogar, die größer ist als bei der Mehrzahl der Diakonissen. Es werden in feinster Weise die Konflikte geschildert, in welche diese den gebildeten Kreisen entstammende Schwester durch das enge Zusammenleben mit den einfacheren Mädchen kommt. Es wird gezeigt, wie Andere in ähnlicher Lage sich anders mit den Verhältnissen abgefunden haben, aber zugleich wie mit innerer Notwendigkeit die Heldin der Erzählung einen andern Weg gehen muß, wie sie, die das Diakonissenhaus herzlich liebt, zwar in ihrer Liebe zu demselben eher wächst als abnimmt und doch dazu gedrängt wird, den Beruf einer Krankenpflegerin zu vertauschen mit einem andern Beruf weiblicher Wohlfahrtspflege, dem der Ärztin.

Dabei werden uns unter den Diakonissen, die geschildert werden, Persönlichkeiten vorgestellt, von denen man die Überzeugung gewinnen muß, sie passen in der Tat nirgend wo anders hin als gerade in ein Diakonissenhaus.

Und so ist das Ergebnis dieses Tendenzromans freilich genau dasjenige, was ich bei der Begründung des Ev. Diakonievereins behauptet habe, daß die Diakonissenhäuser auch für die in kirchlicher Wohlfahrtspflege willig tätigen, und für dieselbe wohlgeeigneten Frauen nicht die einzige Form der Organisation darstellen, daß sie aber für viele gar nicht entbehrlich sind und sein werden. Es mußte eben neben dieser für bestimmte Kreise notwendigen und durchaus bewährten Form der Gemeinschaft in Beruf und Leben eine andere Form treten, die sich den Bedürfnissen derjenigen anpaßt, für die das Diakonissenhaus innerlich niemals das sein kann, was es sein will, nämlich „Mutterhaus“.

Die Verfasserin, die aus dem Mutterhause in ihr elterliches zurückgekehrt ist, schildert in ihrer Heldin eine Persönlichkeit, die aus dem Mutterhause in den Beruf einer Ärztin übergeht. Sie sieht darin doch wohl einen Typus, für viele ein Vorbild. Ich denke selbst hoch von der Frauentätigkeit auch im ärzt-

lichen Beruf, wenn ich auch überzeugt bin, daß die Frau diesen Beruf in einer andern, mehr dem Pflegedienst sich nähernden Form ausüben wird; aber mir ist fraglich, ob eine Berufsstellung ohne den Rückhalt einer festen Gemeinschaft der Frau das gibt, was sie bedarf. Hätte die Verfasserin ihr eigenes Leben über das Diakonissenhaus hinaus schildern können und wollen, so weiß ich doch nicht, ob der Schluß so ausgefallen wäre, wie er gestaltet ist.

Die einschneidenden Punkte der Frauenbewegung sind die: 1. Verträgt sich Frauenberuf mit Mutterschaft? und dazu 2. Wie kann der beruftreibenden unverheirateten Frau, die in ihrem Beruf wohl Inhalt und Unterhalt für das Leben findet, der Rückhalt ersetzt werden, den sie als Ehefrau in ihrer Familie hätte, als beruftreibende Frau aber nicht im Beruf und auch nicht ohne weiteres in der Berufsgemeinschaft findet. Die Frau mag auf wissenschaftlichem Gebiet alles leisten, was der Mann leistet, — sie wird im allgemeinen in solchem Berufe nicht befriedigt sein, und darum wird die Hochflut, die heute das Gebiet der intellektuellen Weiterbildung der Frau überschwemmt, von selbst abebben, je mehr man ihr freie Bewegung läßt, denn der Mensch, auch das Weib, kann nichts gegen seine Natur. Aber auch eine Hülfstätigkeit, wie die der Ärztin, die der Frauennatur an sich so völlig entspricht, wird nach aller Psychologie die Frau auf die Dauer nicht befriedigen, wenn sie nicht etwa durch Freundschaft einen Ersatz findet für das, was ihre innerste Natur verlangt: die Liebe, die gibt und empfängt.

Sommernacht.

Sommernacht —
Kosendes Wehn streift die Wange,
Weich wie die Hand einer schönen Frau.
Lieder schüttelt, süße, bange,
Mir in den Schooß das dämmernde Blau.

Weit dahin,
Weltferner Jahre Genosse,
Schwingt mein reisig Verlangen sich kühn,
Auf saphirnem Wunderrosse
In das Land, wo die Träume blühn.

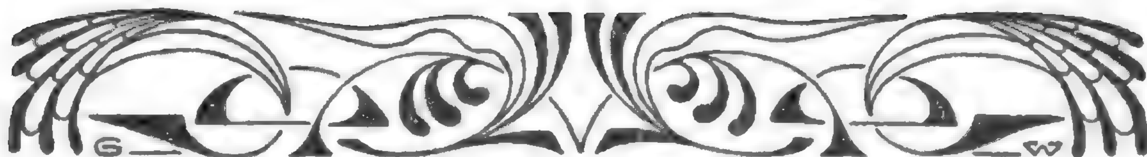
Jugendzeit!
Selige Glocken klingen,
Grüne Hügel wachsen hervor,
Und ich selbst, mit ikarischen Schwingen
Dräng aus den engen Gassen empor.

Reich des Traums, —
Wie Deine Schlösser sich türmen,
Meine Seele erschauerst Du schier!
Und doch lieb ich des Tages Stürmen,
Denn der Tag, der Tag gehört mir!

Was einst war,
Mein Sehnen und Wollen, sank.
Steigt's auch aus Wundern der Sommernacht
— Nicht der Vergangenheit Schatten sollen
Lähmen die Hand an des Schwertes Knauf.

Zukunft Du!
Deine stolzen Stunden
Greif ich trotzig mit nerviger Faust,
Und geschmückt mit blühenden Wunden
Bleib ich Dein Kämpfer, lebenumbraust.

Aus: Gedichte von Albert Herzog, Verlag von F. Thiergarten, Karlsruhe i. B.



Die Renaissance.

Von

Hans v. Wolzogen.

Diese neue, schöne Ausgabe der herrlichen Schöpfung ist mit Freuden zu begrüßen und wird in der Tat bereits mit Freuden begrüßt. Daß dies so viel und stark der Fall sein kann, ist aber gerade der bisher einzigen deutschen Ausgabe des französischen Meisterwerkes zu verdanken, wodurch es, in der Reclam'schen Universalbibliothek, seit 6 Jahren eine erstaunliche Verbreitung und viele begeisterte Freunde gewonnen hat. Was vor 10 Jahren sich nur erst dem engeren Leserkreise der „Bayreuther Blätter" mitgetheilt hatte, erlangte inzwischen mehr und mehr den Vorzug einer edlen Popularität. Von derselben Stelle aus war einst durch Richard Wagner selbst Gobineau dem deutschen Volke zugeführt worden. 20 Jahre nach dem Tode beider großen Männer lebt nun der Franzose unter uns Deutschen als erster und meistgenannter Führer in der Erforschung des allermodernsten Problems, der Rassen-Frage. Sein grundlegendes Rassenwerk, dessen Verdeutschung uns gleichfalls Schemann geschenkt hat, und seine „Renaissance", die nun auch das ihrem Geist und Kunstwert entsprechende aristokratische Gewand erhalten hat, sind die glänzenden literarischen Zeugnisse, woran der gebildete Deutsche die Bedeutung dieses seltenen Mannes erkennt. Wer aber Grund hat, mit Gobineau und seiner Anerkennung nicht einverstanden zu sein, der spricht ihm in beiden Fällen leicht das Urteil, das schon manchen aus dem „Fache" herausragenden Großen traf: „Dilettantismus!" Dieses Urteil pflegt ein Werk vom Gebiete der Wissenschaft dann zu treffen, wenn es mit dem Blicke des Künstlers verfaßt ward; wogegen ein Werk der Kunst damit bedacht wird, wenn es scheint, daß dem Künstler die wissenschaftliche — akademische — Ausbildung in seinem Fache gefehlt habe. Der Blick des Künstlers, welcher in der ihn umgebenden Welt die Wesenheit der Charaktere als plastische Typen erkennt, hat dem großen Rassenwerk die Fähigkeit verliehen, der Wissenschaft erst die Augen zu öffnen für ein unendliches Gebiet neuer Forschungen. Es ist derselbe Blick, welcher die Gewalten und Gestalten der Renaissance-Zeit gesehen hat wie kein Anderer, also daß ein Werk entstehen konnte, welches keiner „Akademie" bedurfte, weil es eine Welt in sich aufgenommen hatte. Mit Recht betont es Schemann in seiner bedeutenden, den Wert des Werkes tief ausschöpfenden Vorrede, daß hier der Künstler als Kämpfer erscheint, der zum Richter der dargestellten Welt und Zeit wird. Der große Künstler durchschaut die Welt, und indem er sie darstellt, legt er öffentlich das Maß der Wahrhaftigkeit an sie: was da nicht echt und groß ist, wie sein Blick, nicht wahr und edel, wie sein Herz, das verrät sich als gerichtet. Derselbe Geist also, der die Geschichte als Rassenschöpfung und die Rassen als hoch- und minderwertig erkannte, hat hier die Kunst des italienischen „Blütezeitalters" als ein prunkvolles Spielwerk unsittlicher Mächte, und nur die einzelne

---

* Die Renaissance. Historische Szenen vom Grafen Gobineau. Deutsch von Ludwig Schemann. Neue durchgesehene und verbesserte Ausgabe. Straßburg, Karl J. Trübner. XXXVII und 361 S. M. 5, geb. 6,50.

große Persönlichkeit — zuhöchst Michelangelo — als den tragischen Vertreter der Wahrhaftigkeit erkannt. In gewisser Weise bietet die „Renaissance“ — um den Ausdruck des neuesten, auf Gobineau fußenden Werkes von Driesmans zu benutzen — dem Bilde der Rassen gegenüber ein solches des „Milieus“ dar, aus dessen Wechselverhältnis die Kulturen entstehen. Aber wie dort der Edeltypus der Ariogermanen die wahre Kultur erst geschichtlich verwirklicht, so hier moralisch der Charakter der großen Persönlichkeit. Von ihr aus gesehen stuft sich das gesamte Leben der Zeit wiederum in einer Fülle von persönlichen Gestalten bis tief in die Menge des Volkes hinein charakteristisch ab. Und eben darum, weil nach echter Dichterart alles persönlich, alles Gestalt wird, eignet sich das jetzt so stattlich der Lesewelt sich darbietende Werk, obwohl es kein „Drama“ ist, doch ausgezeichnet nicht nur für die Vorlesung (wobei es sich schon wirkungsvoll bewährte), sondern gewiß auch in bedeutenden Teilen zum Versuche einer mimisch lebendigen Darstellung, auf einem „intimen Theater“ von künstlerischer Gesinnung.

Meyers Grosses Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148000 Artikel und Verweisungen auf über 18240 Seiten Text. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Das Erscheinen der neuen Auflage dieses Riesenwerkes in unserer so reichbewegten Zeit mit den unaufhaltsamen Fortschritten der Wissenschaften und Technik, der stets zunehmenden Spezialisierung aller Gebiete ist sehr erfreulich. Die Bedeutung dieses großartigen Unternehmens, welches das gesamte Wissen unserer Zeit in mehr als 148000 Artikeln und Verweisungen zusammenfaßt, zeigt uns den hohen Stand der Lexikographie unserer Tage. Die Artikel, meist lebendig und anregend, erscheinen sachlich, klar und unparteilich. Sorgfältige Literaturnachweise werden geboten. Ein musterhafter Illustrationsapparat vermittelt die Anschaulichkeit. Es werden uns mehr als 11000 Abbildungen, Karten und Pläne, welche teils im Text, teils auf über 1400 Illustrationstafeln gegeben werden, worunter etwa 190 vortreffliche Farbendrucktafeln und 300 Kartenbeilagen, vorgeführt, mit besonderen Erläuterungen zu den Abbildungen, Namensregister zu den Plänen und Karten, statistischen Übersichten usw. Der soeben erschienene erste Band zeigt die hier erwähnten Vorzüge. Das bandweise Erscheinen des „Großen Meyer“ erleichtert den Ankauf dieses in Wahrheit unübertroffenen Werkes, dieses edlen Hausschatzes unseres Volkes. J. L.

Das Leben Jesu von Philipp Schumacher und **Johannes Kessler,** Hofprediger und Garnisonpfarrer zu Potsdam. Verlag von Martin Oldenbourg in Berlin.

Ein glanzvolles Prachtbilderwerk für christliche Familien. Das Leben Jesu wird uns in diesem köstlichen Werke andächtiger Betrachtung in einer von bedeutungsreichen Ornamenten umgebenen, reich und großkomponierten Bilderreihe in wundervoll zarten Farbendrucken von einem Künstler vorgeführt, der mit seinem innigsten Denken und Fühlen sich in diese heilige Welt vertieft hat. In diesem anmutigen Bilderrahmen hat Johannes Keßler den überaus schwierigen Vorwurf in bewunderungswürdig glücklicher Weise gelöst, uns in gedrungener und doch ergreifend-lebensvoller Weise das Leben des Heilands vorzuführen, welche Aufgabe hier um so schwieriger erschien, als Auswahl, Anreihung und Raumeinteilung ihm die Textanordnung überall kürzte und beschränkte. Eine liebevollere Zusammenfassung des Heilandslebens in Wort und Bild, Ornament, Sinnbild und feinfühligen Parallelen ist dem Auge des andächtigen Beschauers wohl nur selten geboten worden. Diese Prachtgabe sei für den Weihnachtstisch christlicher Häuser wärmstens empfohlen. H. Frohberg.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

11. Okt. Beschwerde Serbiens über Anfälle der Albanesen. — 14. Okt. Neue Vorschläge von Körbers zur Beilegung des tschechisch-deutschen Sprachenkonflikts. Einsetzung einer schiedsrichterlichen Kommission zur Beilegung des Kohlenstreiks in Pensilvanien. — 16. Okt. Wiedereröffnung des englischen Parlaments und des österreichischen Reichsrats. Eintreffen der Burengeneräle in Berlin. — 17. Okt. Vertrauensvotum der französischen Kammer für das Ministerium Combes in der Angelegenheit der Schulen geistlicher Orden. — 18. Okt. Abreise der Burengeneräle aus Berlin. — 20. Okt. Konstituierung des Ministeriums Welimirowitsch in Serbien. — 23. Okt. Der dänische Reichstag lehnt den Verkauf der westindisch-dänischen Inseln an die Vereinigten Staaten von Nordamerika ab. — 24. Okt. Der Mörder Stambulows, Halju wird in Sofia zum Tode verurteilt. — 25. Okt. Festzug König Eduard VII. durch London. — 27.—30. Okt. Kronprinz Friedrich v. Dänemark in Berlin. 30. Okt. Türkische Gesandschaft in Livadia. — 1. Novbr. Abreise De Wets nach Südafrika. — 3. Novbr. Beschießung von Midia (in Jemen) durch den italienischen Kommandanten Arnone. — 4. Novbr. Nachtragsetat von £ 8 Millionen für die Unterstützung von Transvaal und der Oranjekolonie. — 5. Novbr. Sieg der Christlich-sozialen bei den Wahlen in Wien. Das englische auswärtige Amt lehnt die Dienste des ihm angetragenen Burenkontingents im Somalilande ab. Sieg der Republikaner in den Wahlen zum Repräsentantenhaus der V. Staaten. — 6. Novbr. Abreise Kaiser Wilhelms nach England. — 7. Novbr. Finanzminister Witte trifft in der Krim ein. — 8. Novbr. Verständigung der Mächte über die Räumung von Shanghai. Die ausständigen französischen Grubenarbeiter lehnen den Spruch des Schiedsgerichts ab. Unterzeichnung des Reziprozitätsvertrages zwischen den Vereinigten Staaten und Neufundland durch Staatssekretär Hay und den englischen Botschafter. — 9. Novbr. Aufstand im Südwesten der Provinz Tschili. Gütliche Beilegung der italienisch-türkischen Differenzen wegen Midias. — 10. Novbr. Meldung vom Rücktritt Pobodonoszews als Oberprokurator des hl. Synod. Rücktritt des Gesamtministeriums Sagasta in Spanien. Sagasta mit Neubildung des Kabinetts beauftragt. Nachricht von einem Bürgerkriege in Marokko. — 11. Novbr. Belagerungszustand in ganz Bolivia. Unterredung Bothas und Delareys mit Chamberlain. König Karl von Rumänien trifft in Bulgarien ein. — 13. Novbr. Drei englische Kriegsschiffe dampfen auf Tetuan zu. In den Departements Nord und Pas de Calais nehmen die Grubenarbeiter die Arbeit auf. Vorbereitung zu einem Feldzuge der indischen Truppen gegen die Waziris. — 14. Novbr. Präsident Castro nimmt 3 Generäle und 10 Führer der Aufständischen gefangen. — 15. Novbr. Attentat auf König Leopold II. der Belgier. — 17. Novbr. Eintreffen des Königs von Portugal in England.

Wer nicht Gefahr laufen will, in grobe perspektivische Fehler zu fallen, tut gut, die Dinge aus einer gewissen Entfernung zu betrachten, die nicht zu gering und nicht zu weit gegriffen sein darf. Wir meinen damit natürlich nicht die räumliche, sondern die zeitliche Entfernung, welche die Konsequenzen dessen, was sich vor unseren Augen vollzogen hat, besser überschauen läßt. Der praktische Staatsmann sieht in weit höherem Grade, als es der Laie vermag, den inneren Zusammenhang der Ereignisse. Sie können ihm daher nicht, wie dem politischen Laien, als etwas Vereinzeltes erscheinen, sondern als Glieder einer Kette, als Folgeerscheinungen anderer vorausgegangener politischer Entwickelungen, die er entstehen sah und zu welchen er schon lange Stellung zu nehmen genötigt war. Aber selbst ein politischer Genius wie Bismarck klagt darüber, wie ungeheuer die Last der Verantwortung sei, die den trifft, der seinen politischen Entschluß fassen muß, als sähe er die niemals mit Sicherheit zu erkennende Zukunft wie ein Gegenwärtiges vor sich. Immerhin ist der Vorsprung der Wissenden vor den in die Geheimnisse der Diplomatie nicht Eingeweihten ein ganz ungeheurer, und das mag es erklären, daß in der Beurteilung der Gegenwart, namentlich bei uns, die öffentliche Meinung so oft in schreiendem Gegensatz zu der von den Eingeweihten vertretenen Politik steht. Niemand hat es mehr erfahren, als Bismarck, dem sich die öffentliche Meinung erst nach seinen großen Erfolgen zuwandte, um ihn auch noch danach, und zwar meist in kritischen Zeitläufen, zu verlassen. Eine Studie, die dieses Verhältnis verfolgen wollte, würde zu Ergebnissen führen, die für das politische Urteil unserer Nation nicht eben schmeichelhaft ausfallen könnten. Die Haltung Norddeutschlands und eines Teiles der Südstaaten bei Beginn des deutsch-französischen Krieges zeigt die einzige glänzende Ausnahme, von der wir im letzten Menschenalter wissen. Was bei den Äußerungen unserer öffentlichen Meinung absolut nicht mitspielt, ist das Gefühl persönlicher Verantwortung und das gibt, wo die politischen Instinkte nicht scharf entwickelt sind, bei der Bedeutung welche die Presse als Organ der öffentlichen Meinung nun einmal hat, Verirrungen, die unter Umständen gefährlich werden könnten.

Solche Betrachtungen drängen sich förmlich schon heute auf, wenn man auf die Tage des Aufenthalts der Burengeneräle bei uns und auf ihre späteren Folgen zurückblickt. Gewiß war der Jubel echt, mit dem die vortrefflichen Männer empfangen worden sind, und nichts liegt uns ferner, als die Empfindung gering zu achten, aus der dieser Jubel entsprang. Aber schon das war eine Verirrung, wenn sich damit der Unwille darüber verband, daß Kaiser Wilhelm sie nicht empfangen hat. Wir wissen heute, daß nur sie selbst die Schuld tragen, wenn dieser Empfang nicht stattfinden konnte, und daß ihnen mit den Huldigungen, deren Gegenstand sie waren, sehr wenig gedient gewesen ist. Der verhältnismäßig geringe Ertrag, den unsere Sammlungen erbrachten, war für sie eine bittere Enttäuschung, sodaß sie ihre geplante Reise durch Deutschland aufgaben und es vorzogen, sich lieber direkt an Chamberlain zu wenden, der dann auch auf seinen Antrag hin, ohne jede Diskussion, vom Parlament 160 Millionen Mark für

Transvaal und Oranjekolonie bewilligt erhielt, das ist 100 Mal so viel, als wir aufgebracht haben. Auch war diese Großmut gut angebracht, denn diese Gelder kommen heute, da die Buren englische Untertanen sind, England selbst zu gut, und Chamberlain hat in der Audienz, die er den Generälen Botha und Delarey am 12. November bewilligte, versprochen, noch mit einer neuen Vorlage an das Parlament zu gehen, wenn er auf seiner bevorstehenden Reise nach Südafrika sich davon überzeugen sollte, daß weitere Hülfe nötig ist. Man denkt an das Goethe'sche Wort: „es fege ein jeder vor seiner Tür, und rein wird jedes Stadtquartier!“ Unsere Aufgabe aber war und ist, etwas für diejenigen zu tun, die unseren Enthusiasmus nach Südafrika getragen haben und nun verwundet und finanziell geschädigt heimgekehrt sind, ohne daß sich ihnen eine helfende Hand entgegenstreckt. Andere, die dort gefallen sind, haben Frau und Kinder hinterlassen. Mit der Summe, die wir nach Südafrika geschickt haben, um den Buren zu helfen, mit der wir aber in Wirklichkeit den Engländern einen höhnisch quittierten geringen Teil ihrer Verpflichtungen abgenommen haben, wäre jenen Deutschen, die doch ein ganz anderes Anrecht auf unser Mitgefühl haben, wesentlich geholfen worden.

In einer russischen Zeitung war vor wenigen Tagen eine glänzend gezeichnete Karikatur zu sehen. Sie zeigte eine große Sammelbüchse, in welche von oben her Blumen fielen. Daneben, im rechten Winkel gebeugt, Botha, das Gesicht zu erzwungenem Lächeln verzerrt und darunter die Worte: Ich danke, o, ich danke sehr! So hat man im Auslande, in stolzem Pharisëismus, unsere Burentage kommentiert.

Es läßt sich aber nicht verkennen, daß die Engländer in Südafrika eine außerordentlich schwere Aufgabe zu lösen haben. Zur Zeit geht noch alles drunter und drüber. Das in Transvaal noch geltende Kriegsrecht soll zwar in nächster Zukunft aufgehoben werden, aber es bleibt eine stattliche Kriegsmacht im Lande und die politischen Gegensätze und Ansprüche der Nationalitäten wie der Parteien wollen sich durchaus nicht ausgleichen. Zunächst überwiegen zwar die materiellen Sorgen, die jedermann, selbst die Krösusse der Diamantenfelder und der Goldminen, drücken. Die Arbeit stockt, das verwüstete Land kann die Bevölkerung der Konzentrationslager — die zwar entlastet, aber noch keineswegs ganz geräumt sind — und die Deportierten, die ebenfalls noch lange nicht alle haben heimfahren können, nicht aufnehmen. Es fehlt am Besten, an Haus und an Nahrung. Dazu kommt die Verwilderung der Kaffern, die man zwar so weit irgend möglich zu entwaffnen sucht, die aber keinerlei Neigung zeigen, in den Minen zu arbeiten oder als Hofknechte zu dienen wie in früheren Jahren. Der Viehstand läßt sich nur langsam ersetzen und es steht noch nicht fest, ob die aus Madagaskar eingeführten Tiere sich akklimatisieren werden. Man hatte in den Kreisen der Buren gehofft, von der englischen Militärverwaltung billig Pferde zu kaufen. Die aber hat die Tiere, zum Spottpreise von £ 5 das Stück, an Spekulanten verkauft, welche jetzt die Not der Buren benutzen, um die Preise

ins Unsinnige zu steigern. Ein Korrespondent des Standard meldete kürzlich, daß in Burghersdorp 1000 Militärpferde von den Buren zu £ 22, 10 sh, d. i. zu 450 Mark das Stück gekauft worden seien, woraus sich dann freilich schließen läßt, daß die Buren nicht ohne Geld sind. Zur Zeit sind die Engländer damit beschäftigt, die Befestigungen von Prätoria niederzulegen, die großen Festungsgeschütze — die bekanntlich nie benutzt worden sind — werden den englischen Militärlagern als Dekoration dienen. Die Hauptsorge aber bringt die in der Kapkolonie wieder erstandene Organisation des Bond, die keinerlei Lust zeigt politisch abzudanken. Kurz die Schwierigkeiten sind groß, aber wenn wir das Fazit ziehen sind das alles jetzt englische Angelegenheiten geworden und wir sollten uns gewöhnen, sie als solche zu betrachten und zu beurteilen.

Zur Zeit weilt Kaiser Wilhelm in England. Er ist, wie selbstverständlich war, trotz der höchst verstimmten Sprache der großen englischen Blätter, sehr wohl aufgenommen worden und wir haben besten Grund zur Annahme, daß seine Anwesenheit dazu beitragen wird, den Kriegsgespenstern, deren wir in unserer letzten Monatsübersicht gedachten, den Boden unter den Füßen zu entziehen. Über den Anlaß zu dieser Reise ist viel törichtes geschrieben worden. Und doch liegt die Erklärung auf der Hand. Bekanntlich war der Prinz von Wales zum Geburtstag Kaiser Wilhelms in Berlin; am 9. November war der Geburtstag König Eduards. Wir brauchen den Schluß, der sich daraus ergiebt wol nicht erst zu formulieren. Was die inneren und äußeren Angelegenheiten Englands betrifft, so zeigt sich immer mehr, daß Chamberlain der eigentliche Herr der Situation ist. Der Einfluß Balfours reicht kaum an ihn heran und die von Campbell Bannermann geführte Opposition kann vorläufig ihr Spiel verloren geben. In den irischen Konfliktsfragen ist sie bereits unterlegen, und der Kampf um die education bill fällt gleichfalls zu ihren Ungunsten aus. Sie wird Punkt für Punkt von der geschlossenen Majorität des Ministeriums niedergestimmt, und der Termin für die letzte Niederlage ist auf Ende November festgesetzt worden. So sicher arbeitet die Maschinerie des Parlaments! In der auswärtigen Politik aber geht, nachdem die Transvaalfrage nicht mehr mitzählt, die Opposition im wesentlichen die Wege der Regierung. Wenigstens kommt es in den kurzen Wortgefechten, welche durch Anfragen an den Unterstaatssekretär eingeleitet zu werden pflegen, nicht zu ernsten Gegensätzen. Die giftigen Pfeile der irischen Opposition aber prallen machtlos von der fest geschlossenen Majorität ab. Man kann in dieser Hinsicht nicht ohne ein Gefühl der Beschämung den Blick vom englischen Parlament auf unseren Reichstag werfen.

Der englische Janustempel hat übrigens nicht geschlossen werden können. Es ist eine ganze Reihe lästiger Probleme, mit denen die Regierung zu rechnen hat. Erst war es die Niederlage Swaynes durch den Mad Mullah, der jedoch nichts weniger als von Sinnen sein soll, im Somalilande. Sie hat einen, vorzüglich durch indische Truppen zu führenden, Feldzug nötig gemacht und kann,

wenn der neue Oberkommandierende nicht mehr Glück hat als sein Vorgänger, noch manche böse Stunde bereiten. Denn nicht so sehr der Gegner an sich ist gefährlich, als Raum und Klima, die für ihn kämpfen. Der Ausgang selbst aber kann nicht zweifelhaft sein; solcher Gegner ist England noch immer Herr geworden, und der Schluß war ebenfalls stets ein beträchtlicher Erwerb an neuen Territorien. Wir möchten dem Aufstand der Waziris dasselbe Prognostikon stellen, wenn dieses tapfere Bergvolk nicht so vortrefflich bewaffnet wäre, und nicht schon seit Jahren, trotz aller partiellen Erfolge der Engländer, sich in seiner Freiheit und in seinem Territorium behauptet hätte. Auch kompliziert sich jede militärische Aktion in diesen Bergen durch die politischen Rivalitäten, die in Hochasien überall mitspielen. Gerade jetzt hat Rußland versucht, seinen Einfluß in Afghanistan in einer den Engländern unbequemen Weise geltend zu machen, und es scheint, daß trotz der entschieden ablehnenden Haltung, welche die indische Regierung in Simla den russischen Wünschen entgegengesetzt hat, die russische Diplomatie keine Neigung zeigt, einen Rückzug anzutreten. Aber das alles ist noch unklar und geht mehr auf Zeitungsmeldungen als auf sicher beglaubigte Nachrichten zurück. Die Frage der Räumung von Shanghai, die von der englischen Presse in einer für uns wenig freundlichen Weise aufgebauscht worden ist, hat zu einer freundschaftlichen Verständigung zwischen allen interessierten Mächten geführt und wird uns wohl bald als ein fait accompli gegenüberstehen. Aber im Jantse Becken gährt es und die Unruhen in der Provinz Tschili zeigen, daß die chinesische Volksseele ihr Gleichgewicht noch nicht wiedergefunden hat.

Weit bedeutsamer ist die Nachricht von den in Marokko ausgebrochenen Unruhen. Erst war es ein Prätendent, der schließlich geschlagen, gefangen und hingerichtet wurde; jetzt aber ist es der Angriff eines Kabylenstammes auf Tetuan (südlich von Cëuta), der so ernst genommen wird, daß die Spanier ein Kriegsschiff hingeschickt haben, um die in Tetuan lebenden Christen an Bord zu nehmen, und daß die Engländer nicht weniger als 3 Panzerschiffe in Bewegung gesetzt haben. Noch fehlen alle näheren Nachrichten, aber die marokkanische Frage ist stets ganz außerordentlich gefährlich, weil sich nie absehen läßt, welchen Umfang sie annehmen kann. Es ist der kranke Mann des Westens, und die Straße von Gibraltar ist heute weit wichtiger als Bosporus und Dardanellen.

Die spanische Ministerkrisis, die zur Rekonstituierung des liberalen Ministeriums Sagasta geführt hat, steht mit diesen Dingen nicht im Zusammenhang. Es sind ausschließlich innere spanische Angelegenheiten von nicht allgemeinem Interesse, die sie veranlaßt haben. Aber allerdings ist Spanien an diesen marokkanischen Angelegenheiten außerordentlich interessiert. Ist es doch heute fast der einzige Punkt außerhalb Spaniens, an welchem es einen selbstständigen politischen Willen und eine politische Initiative zeigt. Wenn Spanien die ihm seit 1848 gehörende Gruppe der Chaparinasinseln befestigt und zu einer Kohlenstation herrichtet, so steht das in direktem Zusammenhang mit seinem

Entschluß, an diesem Punkte seine besonderen Interessen nicht preiszugeben. Diese drei Inseln bieten an der Nordostküste Marokkos den einzig sicheren Hafen, sie liegen nur 20 Kilometer von der algierischen Grenze entfernt und können mit der Zeit zu einem zweiten Biserta werden. Es ist aber entschieden wünschenswert, daß Spanien seine Stellung in Marokko behauptet, schon um den sehr viel weiter gehenden englischen und französischen Absichten ein Gegengewicht zu setzen. Im deutschen Interesse liegt es heute durchaus, daß Marokko seine Selbständigkeit behauptet und auch auf diesem Boden ein ehrlich gehandhabtes System „der offenen Tür“ allmählich zur Geltung kommt, das der Privatinitiative freien Raum läßt. Nur so kann ohne größere Verwickelungen ein Zusammenstoßen divergierender Interessen vermieden werden. Man kann es unter diesen Umständen nur als ein Glück bezeichnen, daß der junge Sultan von Marokko so viel Energie und kriegerische Entschlossenheit zeigt. Gelingt es ihm noch, der Kabylen-Erhebung Herr zu werden, was bereits wahrscheinlich ist, so könnte damit eine Periode innerer Ruhe eingeleitet werden, die im handelspolitischen Interesse des Reichs nicht ungenutzt gelassen werden darf.

Auch die Balkanhalbinsel hat im Verlauf des letzten Monats viel von sich reden gemacht. Wenn, wie wir uns erinnern, dort die Schipkafeier einen Besuch des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch in Konstantinopel und danach den Empfang einer außerordentlichen türkischen Gesandtschaft durch den Zaren in Livadia zur Folge hatte, und daß Rußland die Pforte zur gewaltsamen Unterdrückung des Aufstandes den die bulgarischen Banden in Makedonien erregt hatten, nicht nur autorisierte, sondern geradezu aufforderte, so fällt doppelt auf, mit welcher Erbitterung die gesamte russische Presse gegen die Türken auftritt und mit welcher Entschiedenheit sie für das Recht der Bulgaren auf Makedonien einsteht. Die augenfällige Begünstigung der Bulgaren durch Rußland hat aber in höchstem Grade die Eifersucht der Serben erregt, deren junger König zudem durch die ihm verweigerte Einladung nach Livadia empfindlich verletzt worden ist. Ein Ministerwechsel in Belgrad ist die Folge gewesen und es schien nicht unmöglich, daß danach die Orientierung Serbiens mehr nach Westen als nach Osten gerichtet sein werde. Aber es schien nur so. Auf einen Wink aus Livadia, hat das eben erst organisirte Ministerium W:limirowitsch sich genötigt gesehen, seine Demission einzureichen, und alle Blicke richten sich heute wieder nach Rußland hin.

Der Besuch König Karols von Rumänien in Rustschuk und Sofia und die Besichtigung Plewnas durch ihn und den Fürsten Ferdinand hat schwerlich große politische Bedeutung. Es war ein lange aufgeschobener Gegenbesuch des Königs und zugleich bulgarischerseits eine Art nachträglicher Anerkennung der außerordentlichen Verdienste, die gerade König Karol sich um die Befreiung Bulgariens erworben hat. Inzwischen aber dauert die Agitation in der makedonischen Frage fort, obgleich die Türken die bulgarischen Banden glücklich aus dem Lande gedrängt haben. Stoyan Michailowski, der Präsident des makedonischen Komitees, weilt zur Zeit in Paris, um die öffentliche Meinung Frankreichs über

die wahre Lage Makedoniens aufzuklären. Was er prognostiziert, ist eine neue Erhebung für das nächste Frühjahr und dann hofft er die endgültige Vereinigung Makedoniens mit Bulgarien, jenen Zukunftstraum, den Ignatiew so nachdrücklich wieder ins Leben zurückgerufen hat, zu verwirklichen. Wir glauben aber nicht, daß Stoyan Michailowski mit solchen Darlegungen Herrn Delcassé eine Freude bereitet; der hat gerade genug zu tun, die Gegner abzuwehren, die ihm von allen Seiten her erstehen. Eine orientalische Krisis, in welcher nun einmal die französischen Interessen zu den russischen notwendig in Gegensatz treten müssen, bietet keine Gelegenheit, diplomatische Lorbeeren zu erwerben; und die gerade braucht er jetzt. Delcassé ist in der Revue politique et parlamentaire in außerordentlich heftiger und sachkundiger Weise von einem Anonymus angegriffen worden, hinter dem jedermann Herrn Hanotaux vermutet. Dieser Artikel, der die ganze politische Tätigkeit Delcassés seit seinem Amtsantritt durchgeht, ist von der russischen Presse aufgenommen worden und hat namentlich der Nowoje Wremja, dem größten und einflußreichsten politischen Organe Rußlands, Gelegenheit zu äußerst perfiden und giftigen Angriffen auf den französischen Minister gegeben. Da nun die Nowoje Wremja für eine französische Aktiengesellschaft gilt, vermutet man wohl nicht mit Unrecht Herrn Hanotaux als Urheber auch dieser Artikel, sodaß wir im Grunde nur ein französisches Echo von Petersburg aus wiederholt hören. Auch glauben wir nicht, daß der russischen Regierung ein Wechsel im französischen Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten bequem wäre. Man hat sich seit einer Reihe von Jahren mit einander eingelebt, und wenn Herrn Delcassés latente englische Sympathien auch ein offenkundiges Geheimnis sind, ihn vielleicht gerade deshalb noch immer rechtzeitig zügeln können. Aber die russische Presse beginnt sich neuerdings ganz außerordentlich von der Politik des offiziellen Rußland zu emanzipieren, ohne daß man mit Sicherheit sagen könnte, ob sie dabei ihren eigenen Inspirationen folgt, oder von einer nicht sichtbaren Gegenströmung einflußreicher Kreise bestimmt wird. Unmöglich ist weder das Eine noch das Andere, aber zur Klärung der russischen Politik trägt es gewiß nicht bei. Unter diesen Umständen wird man dem Dementi Bedeutung zusprechen, durch welches das Organ des russischen auswärtigen Amtes, das „Journal de St. Pétersbourg“ die „Nowoje Wremja“ bei Seite schiebt, und den angegriffenen französischen Minister in Schutz nimmt. Die offizielle Politik beider Mächte, ist dadurch vor der Sonderpolitik französischer wie russischer Volontäre nachdrücklich als etwas identisches proklamiert worden.

Der angeblich bevorstehende Rücktritt des Oberprokureurs des hl. Synod, Pobedonoszew, wäre unter allen Umständen als ein Ereignis von Bedeutung zu betrachten. Selbst wenn sein mutmaßlicher Nachfolger, Reichsratsmitglied Graf Scherenietjew derselben Richtung wie Pobedonoszew angehören sollte, könnte er doch nicht das unermeßliche Ansehen des Mannes erben. Pobedonoszew ist unzweifelhaft ein Mann von hoher Begabung, reichem Wissen und seltener Energie; aber er kombiniert damit den engherzigsten konfessionellen und nationalen

Fanatismus, sodaß sein Régime, wo immer er hingriff, Unglück und Verödung schuf. Die Millionen russischer Sektierer, die deutsche und evangelische Bevölkerung der baltischen Provinzen Rußlands, sowie das Großfürstentum Finnland wissen davon ein trauriges Lied zu singen. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß er unter den Russen mehr als vereinzelte Freunde haben sollte. Was er brauchte, waren Werkzeuge, und die hat er gefunden.

Von den Eindrücken, die der aus Sibirien heimgekehrte Finanzminister Witte nach Livadia getragen hat, weiß nur das Gerücht zu erzählen. Die Einen behaupten, er habe ungeheure Unterschleife entdeckt und den Bau der sibirischen und mandschurischen Bahn in geradezu verbrecherischer Vernachlässigung gefunden; andere erwarten von dieser Reise ein goldenes Zeitalter für Nord- und Ost-Asien. Wie dem auch sei, jedenfalls darf man annehmen, daß der Minister sich nicht durch Potemkin'sche Kulissen hat blenden lassen, und so läßt sich erwarten, daß die künftigen Erlasse Witte's auf die Wirklichkeit berechnet sein werden. Widerspruchsvoll sind die Nachrichten über die Stellung Rußlands in der Mandschurei. Es scheint festzustehen, daß die Truppen sich auf die Eisenbahnlinien zurückgezogen haben, zugleich aber hört man von Kämpfen dieser Truppen mit den Chunchusen und zwar an Orten, die weit von der Eisenbahn abliegen. Jedenfalls gewinnt man den Eindruck, daß, sobald Rußland nur will, es an wohlbegründeten Anlässen zu erneuter Okkupation nicht fehlen kann.

Die Gefahr eines italienisch-türkischen Konflikts wegen der Züchtigung arabischer Piraten, die sich an italienischen Untertanen vergriffen hatten, hat in Wirklichkeit keinen Augenblick vorgelegen. Es gab eine Differenz über die Frage der Auslieferung jener Seeräuber, und die ist so gelöst worden, daß der Pforte das Recht blieb, ihre eigenen Untertanen selbst zu strafen. Das eigentliche Interesse der ganzen Angelegenheit fällt in eine andere Richtung: Die Ohnmacht der türkischen Flotte ist wieder sichtbar geworden, und da gar keine Aussicht vorhanden ist, daß es damit besser wird, hat das Ansehen der Pforte einen argen Stoß erlitten.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben die Wahlen zum Repräsentantenhause eine Majorität für die Republikaner ergeben und das bedeutet die Wiederwahl Roosevelts auf den Präsidentenstuhl. Man wird daher eine Periode stetiger Politik zu erwarten haben. Nach welcher Richtung, zeigt vielleicht am besten die Rede, welche der Präsident am 12. November auf dem Bankett der New Yorker Handelskammer gehalten hat. Die Quintessenz seiner Gedanken läßt sich dahin zusammenfassen, daß er ein starkes und schlagfertiges Amerika wünscht, um überall das Recht der Schwächeren zu schützen. Mit den großen Weltmächten wünscht er keine andere Rivalität, als beiden Teilen ehrenvoll sein kann. Ein mächtiger Faktor des Friedens sei aber nur der Starke; namentlich die Seemacht müsse gefördert werden, nicht weil Amerika Krieg wolle, sondern weil es dem zur Seite stehen werde, der den Frieden zu erhalten suche. „Die Stimme des gerechten Mannes — sagte er — ist stark, wenn

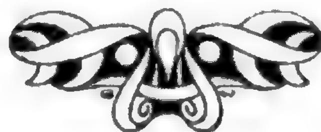
er bewaffnet ist.“ „Das erste Erfordernis für einen guten Bürger ist, daß er fähig und willens sei, sein Gewicht geltend zu machen, nicht nur indem er rüstige Selbsthülfe betätigt, sondern indem er das Recht der Anderen achtet, und dadurch sich selbst ehrt.“ Das sind vortreffliche Grundsätze, von denen man nur wünschen kann, daß sie mehr bedeuten als einen Schmuck wirksamer Rhetorik und tatsächlich praktische Politik werden.

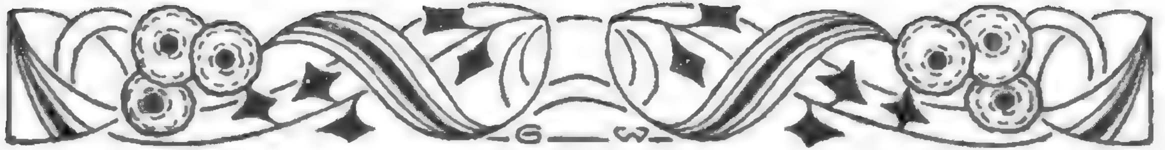
Nicht ohne ein Gefühl lebhaften Bedauerns nehmen wir von der beklagenswerten Entwicklung Akt, welche die inneren österreichischen Verhältnisse zeigen. Der unglückselige Sprachenkrieg vergiftet das gesamte politische Leben der habsburgischen Monarchie. An der Unmöglichkeit, einen regelrechten Beschluß im Reichsrat herbeizuführen, hat der, wie es schien, gesicherte Ausgleich zwischen den beiden Reichshälften wieder scheitern, oder doch wenigstens auf ungewisse Zeit zurückgestellt werden müssen. Im Reichsrat wie im österreichischen Landtag und in vielen der übrigen Landtage spielen sich Szenen ab, die wohl dazu angetan sind dem Parlamentarismus auf diesem Boden den letzten Rest von Ansehen und Achtung zu rauben, den er sich noch gerettet hatte. Man weiß kaum was das Schlimmere ist, die Prügeleien oder die unerhörten Beleidigungen welche die Herren Volksvertreter einander an die überhitzten Köpfe werfen.

Wir glauben noch immer, daß das Programm des Ministeriums Körber, n. b. wenn es in der Praxis des politischen Lebens ehrlich gehandhabt wird, noch den erträglichsten Ausgang aus einer Krisis bringen kann, die, je länger sie währt, um so gefährlicher zu werden droht.

Der jüngste Wahlsieg Luegers und seiner christlich Sozialen ist als ein voller Sieg des Klerikalismus zu betrachten und keineswegs erfreulich. Aber wer wird bestreiten können, daß die politischen Übertreibungen und die Uneinigkeit unter den Alldeutschen sehr wesentlich zu seinem Triumph beigetragen haben?

Das gegen den König der Belgier gerichtete anarchistische Attentat hat der Welt wieder die Gefahr gezeigt, welche von einer, namentlich in romanischen Ländern eingenisteten, Gruppe von Verbrechern droht, deren herostratischer Wahn hochstehende Opfer sucht. König Humbert von Italien, Präsident Carnot, die Kaiserin Elisabeth von Österreich, Präsident Mc. Kinley sind ihnen in den letzten Jahren zum Opfer gefallen. Wir wissen nicht, wie viele geplante Morde glücklich vereitelt worden sind. Darüber, daß wir mit einer Art moralischer Pest zu rechnen haben, aber kann kein Zweifel sein, und wir hoffen, daß Mittel gefunden werden, ihr entgegenzuwirken.





Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow—Berlin.

15. November 1902.

Am 14. Oktober hat der Reichstag seine am 11. Juni abgebrochenen Sitzungen wieder aufgenommen. Damit hat der letzte Abschnitt dieser nun schon in das dritte Jahr sich hinziehenden Tagung begonnen. Was wird er uns bringen? Wieder drängt sich das ganze Interesse der politischen Welt in die eine Frage zusammen, die uns bereits über ein Jahr beschäftigt: Wird es glücken, den neuen Zolltarif endlich zustande zu bringen? Trübselige Prognosen begleiteten die der Reichshauptstadt zueilenden Abgeordneten in den neuen Abschnitt ihrer Tätigkeit; Parteien und Presse ergingen sich in allerhand Vermutungen über den Ausgang der Zolltarifsache. Die ersten Tage waren andern Arbeiten gewidmet, um dem Hause Zeit zu etwa nötigen Besprechungen zu lassen. Man unterhielt sich über die Frage eines einheitlichen Vereins- und Versammlungsrechts, setzte die im Sommer abgebrochene Besprechung der Interpellation Albrecht und Genossen über Maßregeln gegen Arbeitslosigkeit fort, aber schon am dritten Tage trat man in die zweite Lesung der Zolltarifvorlage ein.

Es war durch die geschäftlichen Anordnungen dafür gesorgt worden, daß die Erörterung über die grundlegende Frage der Getreidezölle vorangestellt wurde. Die Diskussion begann daher mit den Absätzen des § 1 des Zolltarifgesetzes, in denen die Festsetzung der Mindestzölle enthalten ist; damit verbunden wurden die Tarifnummern 1 und 2, Roggen und Weizen. Der Reichskanzler selbst war der erste, der das Wort ergriff.

In den vorhergehenden Kämpfen war dem Grafen Bülow mehrfach ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß er nicht schon in einem früheren Stadium der Beratungen mit einer bindenden Erklärung im Namen der verbündeten Regierungen hervorgetreten sei. Eine solche Erklärung konnte nur eine formelle Bedeutung haben, denn es hat innerhalb der Grenzen des deutschen Reichs gewiß keinen einzigen einigermaßen politisch gebildeten Menschen gegeben, der nicht über die Ansicht der verbündeten Regierungen vollständig im Klaren war. Wenn in einem Zeitraum von etwa zehn Monaten fast in jeder Plenar- und Kommissionssitzung Mitglieder und Kommissare des Bundesrats das Wort er-

greifen und stets Erklärungen in demselben Sinne abgeben, so sagt man wohl nicht zu viel, wenn man die Behauptung, die Ansichten und Absichten der verbündeten Regierungen seien nicht bekannt, für ein Komödienspiel erklärt. Wir haben früher wiederholt auseinandergesetzt, aus welchen taktischen Erwägungen der Parteien die erheuchelten Zweifel an dem Ernst und der Unerschütterlichkeit der Regierungserklärungen hervorgegangen waren. Formell hielt der Reichskanzler aus guten Gründen daran fest, daß eine feierliche persönliche Erklärung des höchsten verantwortlichen Reichsbeamten nur vor dem Plenum des Reichstags erfolgen könne, nicht aber in der Kommission. Da der Verlauf der ersten Lesung der Vorlage ein größeres Entgegenkommen der Konservativen und des Zentrums erhoffen ließ, hielt Graf Bülow es damals nicht für angebracht, schon die ersten Verständigungsversuche durch eine Erklärung abzuschneiden, die damals die Stellung der zur Vermittlung geneigten Elemente der Mehrheitsparteien bedeutend erschwert hätte. So war der Beginn der zweiten Lesung im Plenum der nächste Zeitpunkt, der vom Reichskanzler selbst für eine bindende Erklärung in Aussicht genommen werden konnte. Daran hat er denn auch festgehalten und das Wort in dem ersten Augenblick ergriffen, in dem ihm die Tagesordnung des Reichstags dies gestattete.

Streng sachlich und in der Form überaus versöhnlich waren die Ausführungen des Reichskanzlers, in denen er alle Gründe zusammenfaßte, weshalb die verbündeten Regierungen ihren Standpunkt gerade so und nicht anders gewählt hatten. Damit verband sich naturgemäß eine deutliche Absage an die Wünsche der Mehrheit, die in den Kommissionsbeschlüssen zum Ausdruck gekommen waren. „Endlich, meine Herren", — so lautete eine der wichtigsten Stellen der Rede —, „würde — ich sage das in voller Kenntnis der Tragweite meiner Worte — eine Erhöhung oder Erweiterung der Mindestzölle das Zustandekommen von Handelsverträgen unmöglich machen. Die verbündeten Regierungen sind in puncto Mindestsätze bis zur äußersten Grenze gegangen, wo das Zustandekommen von Handelsverträgen noch möglich erscheint." Und im weiteren Verlauf der Rede kam der Reichskanzler auf diese Erklärung zurück indem er sagte: „Auf eine Erhöhung der Mindestsätze bei den Getreidezöllen können die verbündeten Regierungen aus den von mir wie von meinen Herren Stellvertretern mehr als einmal hervorgehobenen Gründen ebensowenig eingehen wie auf eine Ausdehnung derselben auf andere Artikel des Tarifs als auf die vier Hauptgetreidearten."

Noch eine andere wichtige Stelle ist aus der Rede zu verzeichnen. Graf Bülow sagte: „Wenn der Tarifentwurf abgelehnt würde, so bliebe den verbündeten Regierungen nur übrig, entweder, wenn möglich, die bisherigen Handelsverträge stillschweigend fortbestehen zu lassen oder auf Grund des alten Tarifs in Handelsvertragsunterhandlungen einzutreten. Auch im letzteren Falle würden die verbündeten Regierungen nach Kräften bemüht sein, die Interessen der Landwirtschaft wahrzunehmen. Daß ihnen das aber auch beim besten Willen

lange nicht in dem Maße möglich sein würde, wie auf der Basis des neuen Tarifs, das brauche ich wohl nicht auszuführen."

Es zeigte sich jedoch, daß trotz alledem der Ernst der Situation den Mehrheitsparteien noch nicht zum Bewußtsein gekommen war. Wenigstens wollte man vorerst die Kommissionsbeschlüsse nicht fallen lassen, ohne noch einmal die Nachgiebigkeit der Regierung auf die Probe gestellt zu haben, und hielt daher an den Beschlüssen über die Mindestzölle fest. Noch einmal griff der Reichskanzler in die Debatte ein und schloß seine Rede mit den gewichtigen Worten: „Im Namen der verbündeten Regierungen habe ich nochmals zu erklären, daß die Anträge Freiherr v. Wangenheim, Dr. Heim und Albrecht und ebenso der Antrag der Kommission inbezug auf die Mindestzölle in jedem Stadium der Verhandlungen für die verbündeten Regierungen unannehmbar sind."

Obwohl diese Erklärung offenbar großen Eindruck machte, zeigte die Abstimmung doch, daß die Mehrheit es für richtig hielt, von der unbeugsamen Haltung der verbündeten Regierungen keine Notiz zu nehmen. Auch die Beratung über die Viehzölle verlief in derselben Weise. Die Kommissionsbeschlüsse wurden auch im Plenum angenommen, obwohl wiederum kein Zweifel darüber bestand, daß dieses Ergebnis für die Regierung unannehmbar sei. Diesmal war es Graf Posadowsky, der in seiner bedeutenden Rede vom 28. Oktober noch einmal den ernsten Nachweis brachte, daß die Regierung von ihrem wohlüberlegten Standpunkt nicht abgehen könne. Wenn es überhaupt möglich wäre, Parteien zu überzeugen, dann hätte diese Rede überzeugend wirken müssen. Aber die Mehrheit hatte sich zu sehr festgelegt, um unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Stimme der Vernunft Gehör geben zu können. Ein wenig hatte schon bei der Beratung der Getreidezölle der Zentrumsabgeordnete Herold den Schleier gelüftet, der den eigentlichen Sinn der Taktik der Mehrheitsparteien verbirgt. Er hatte gesagt: „Wenn die Kompromißanträge an dem Widerstand der jetzigen Regierung scheitern sollten, so ist doch die Hoffnung vorhanden, daß sie einer anderen Regierung gegenüber durchgesetzt werden." Das Zentrum rechnete also darauf, daß die Unmöglichkeit, den neuen Tarif durchzusetzen, zu einem Rücktritt des Reichskanzlers führen könnte. Es ist freilich unbegreiflich, wie ein erfahrener Politiker verkennen kann, daß ein ja immerhin möglicher Personenwechsel in der Regierung jedenfalls eine Folge sicher nicht haben wird, nämlich eine Verschiebung des politischen Schwerpunkts nach rechts. Schon Graf Bülow hatte am 21. Oktober die von Herrn Herold geäußerten Hoffnungen mit dem sehr berechtigten Hinweis niedergeschlagen: „Es wird lange dauern, meine Herren, bis wieder ein Reichskanzler für die Landwirtschaft tut, was ich mich bestrebt habe, mit der Einbringung dieser Tarifvorlage für die Landwirtschaft zu tun." Eine Ergänzung dieser Mahnung gab auch Graf Posadowsky am Schluß seiner Rede, als ihm auf die dringende Bitte an die Mehrheit, sich auf die Regierungsvorlage zurückzuziehen, der Zuruf „Nein!" von rechts entgegentönte: „Sie sagen: nein! Nun, dann wird das Jahr 1902 für die deutsche

Landwirtschaft ein ernstes, ein kritisches Jahr werden. Ob dieser Zolltarif an der Scylla oder an der Charybdis scheitert, das ist ganz gleich; ich glaube aber, daß, wenn dieses traurige Ereignis eintreten sollte, sich auf lange Zeit kein Zollschiff mehr in die Nähe so gefährlicher Küsten wagen wird. Meine Herren, die fast zweitausendjährige Geschichte des deutschen Volks weist leider auf jeder Seite nach, welch unermeßliches Unglück über Deutschland gekommen ist, weil die Deutschen und ihre Parteien unter sich selbst und nach außen nicht einig sein konnten. Wenn bei dieser wichtigen Frage dieser Fall sich wiederholen sollte, dann wird — darauf verlassen Sie sich — das deutsche Volk um eine sehr schwere Erfahrung reicher werden, und die Mehrheitsparteien und ihre Hintermänner werden diese Folgen mit zu tragen haben. Die warnende Schrift steht bereits an der Wand, und man braucht kein Daniel zu sein, um sie zu lesen und zu deuten!"

Ganz ohne Wirkung konnten so eindrucksvolle Worte freilich nicht bleiben, und es ist denn auch nicht zu verkennen, daß von diesem Augenblick an ernsthafte Versuche einsetzen, eine Verständigung anzubahnen. Zunächst schüttelte das Zentrum in Gemeinschaft mit den besonnenen Konservativen den Bann ab, unter dem die Rechte von den extremen Agrariern gehalten wurde. Der Abgeordnete Freiherr v. Wangenheim, der erste Vorsitzende des Bundes der Landwirte, hatte, unterstützt von dem streng agrarischen Flügel der Konservativen, Anträge gestellt, die eine weitere Ausdehnung der Bindung landwirtschaftlicher Produkte durch Mindestzölle bezweckten. In erster Linie handelte es sich dabei um Erzeugnisse der Gärtnerei. Als die Beratung beginnen sollte, stellte der Abgeordnete Herold den das ganze Haus verblüffenden Antrag, über den Antrag Wangenheim sofort zur Tagesordnung überzugehen, und dieser Antrag wurde von der Mehrheit, zu der neben Zentrum und Freikonservativen auch ein großer Teil der Fraktionsgenossen des Herrn v. Wangenheim gehörte, sogleich angenommen, noch ehe sich die Gegner des Tarifs von ihrer Verblüffung erholen konnten. Erst nachträglich besann man sich in der tarifgegnerischen Presse darauf, Zweifel zu erheben, ob der Beschluß nach der Geschäftsordnung zulässig sei. Indessen konnte damit nicht die Tatsache aus der Welt geschafft werden, daß die Mehrheitsparteien einen Vorschlag, der von einer ihnen grundsätzlich befreundeten, ja zum Teil durch denselben Fraktionsverband mit ihnen vereinigten Seite ausgegangen war, kurzer Hand beseitigten, weil die Beratung dieses Vorschlags die Wirkung eines Obstruktionsversuchs ausüben mußte. Deutlicher konnte der Wille, die Weiterberatung der Vorlage ernstlich zu fördern, vor der Hand nicht ausgedrückt werden.

Trotz der Annahme der von der Regierung ausdrücklich als unannehmbar bezeichneten Kommissionsanträge bekundeten also die Mehrheitsparteien die Absicht, die zweite Lesung der Vorlage durchzuführen. Eine solche Haltung wäre sinnlos, wenn nicht die Meinung im Hintergrunde stände, daß bis zu den entscheidenden Beschlüssen der dritten Lesung sich eine Möglichkeit werde finden

lassen, die Vorlage trotz aller Hindernisse zustande zu bringen. In dieser Haltung liegt also bereits ein Suchen nach Verständigung; es bedurfte dazu nicht der Anknüpfung neuer Verhandlungen mit der Regierung, wie sie gerüchtweise hinter den Kulissen vermutet wurden. Die praktische Frage war zur Zeit nur: wie schafft die Mehrheit zunächst die Möglichkeit einer Durchberatung der Vorlage in zweiter Lesung und zwar innerhalb eines begrenzten Zeitraums, nötigenfalls also unter energischer Niederkämpfung der zu erwartenden Obstruktion?

Von gegnerischer Seite bemühte man sich, die Lage anders darzustellen. Man wollte die Anzeichen der beginnenden positiven Mitarbeit geflissentlich übersehen und suchte den Schwerpunkt der Lage in dem Umstand, daß die Mehrheit starrköpfig den Rückzug auf die Regierungsvorlage verweigerte. Was sollte dann noch die Weiterberatung? Die Regierung mußte, so hieß es, den Reichstag auflösen oder die Vorlage zurückziehen. Daß beides nicht geschah, stellte man als Schwäche der Regierung hin, die es eben gar nicht verstehe, im Parlament etwas durchzusetzen.

Zweifellos aber verstand die Regierung die Wetterzeichen besser, als diese teils kurzsichtigen, teils arglistigen Berater. Wenn die Regierung die Vorlage in irgend einer Form fallen ließ, so übernahm sie freiwillig die Mitverantwortung für das Scheitern eines Entwurfs, der nicht nur eine Frucht der gewissenhaftesten, sorgfältigsten Arbeit von vielen Jahren darstellte, sondern auch eine wichtige Lebensfrage des deutschen Volks betraf und von der Regierung als einzig möglicher Ausweg angesehen wurde, um diese Lebensfrage zu einer allen berechtigten Interessen gerecht werdenden Entscheidung zu bringen. Es hätte sich für einen solchen Rückzug, einen solchen freiwilligen Verzicht auf eine notwendig zu lösende Aufgabe auch nirgends ein parlamentarischer Vorgang finden lassen. Von einem solchen Verfahren kann doch nur die Rede sein, wenn zwischen der Regierung und der Mehrheit der Volksvertretung in Fragen grundsätzlicher Natur ein Widerspruch klafft oder wenn die Überzeugung besteht, daß die parlamentarische Mehrheit die Mehrheit des deutschen Volkes nicht hinter sich hat, die Regierung dagegen sich in ihrer Auffassung durch die Volksmeinung getragen glaubt. Hier aber ist die Lage doch ganz besonderer Art. Die Regierung und die Mehrheit der Volksvertretung wollen im Grunde dasselbe. Oder um es noch schärfer auszudrücken: was die Regierung will, ist ja im Grunde nur der realisierbare Teil der Bestrebungen der gegenwärtigen parlamentarischen Mehrheit. Wir haben hier überhaupt eine der verzwicktesten und merkwürdigsten Situationen vor uns, die in der parlamentarischen Geschichte zu finden sind. Die Regierung bringt eine Vorlage ein, die einen wesentlichen Teil der Wünsche der Mehrheit, soweit sie überhaupt erfüllbar sind, berücksichtigt und ganz auf diese Mehrheit, die im nächsten Jahre voraussichtlich nicht mehr da sein wird, berechnet ist. Die Mehrheit aber will darüber hinaus noch einiges Unerfüllbare, und da ihr dies pflichtmäßig nicht gewährt werden kann, so beobachtet sie eine Haltung, die, wenn sie fortgesetzt wird, der Regierung einfach

das aufzwingt, was die Minderheit will und was von der Mehrheit bekämpft wird. Und da soll die Regierung den Reichstag auflösen oder die Vorlage zurückziehen? Etwa um den Sieg der Gegner unwiderruflich zu machen und dafür die Verantwortung zu übernehmen, so lange noch eine Möglichkeit besteht, daß die Mehrheit in die Bahnen von Vernunft und Logik einlenkt? Nein, das geht denn doch nicht. Die Mehrheit des Reichstags muß selbst entweder etwas zustande bringen, oder aller Welt den offenkundigen Beweis liefern, daß sie aus eigenem Willen die von ihr selbst vertretenen Interessen preisgegeben hat. Die Regierung hat keine Veranlassung, durch ihr Eingreifen den Parteien lediglich weiteres Material zu Wahllügen zu schaffen.

Wie schon erwähnt, hat die Mehrheit bereits darin einen Schritt zur Vernunft getan, daß sie Anstalten macht, an die Durchführung der zweiten Lesung einige Energie zu setzen. Mit diesem Augenblick begann aber auch die Obstruktion der Linken. Dauerreden, Abänderungsanträge, Geschäftsordnungsdebatten, Beantragung von namentlichen Abstimmungen über jeden, auch den nebensächlichsten Beschluß des Hauses — das sind die Mittel, mit denen jetzt die Minderheit arbeitet. Die Art, wie diese Obstruktion betrieben wird, gehört zu den bedenklichsten Erscheinungen eines Niedergangs des Parlamentarismus, von dem in diesen Blättern schon gelegentlich die Rede gewesen ist.

Ob überhaupt die sogenannte „Obstruktion“ zu billigen oder schlechthin zu verwerfen ist, das ist eine keineswegs leicht zu entscheidende Prinzipienfrage. Man wird gegen eine gelegentliche Obstruktion nicht allzu viel einwenden können, wenn es sich in einem einzelnen Falle um eine Zufallsmehrheit handelt, wenn man mit einem in mäßigen Grenzen sich haltenden Zeitgewinn ganz bestimmte positive Zwecke verfolgt, oder wenn die Mehrheit selbst durch einen Mißbrauch der Geschäftsordnung oder durch formelle Tricks die Interessen der Minderheit in einer mit dem Wesen der Debatte nicht verträglichen Art zu unterdrücken sucht. Aber zweierlei muß in jedem solchen Falle gefordert werden: politische Ehrlichkeit, namentlich der Öffentlichkeit gegenüber, und ferner Achtung vor der Grenze, die durch das Wesen des Parlamentarismus selbst gezogen wird.

In beiden Punkten wird von der freisinnig-sozialdemokratischen Opposition gegenwärtig auf das schwerste gesündigt. Unwürdig ist die Art, wie beständig von der Linken in Presse und Parlament versichert wird, man wolle gar keine Obstruktion betreiben, sondern bezwecke mit dem bekannten Vorgehen nur die gründliche Beratung der Vorlage. Dieser Brustton ehrlicher Überzeugung, mit dem ein vollkommen unwürdiges Verhalten sachlich zu begründen versucht wird, anstatt ruhig zuzugeben, daß es sich um ein taktisches Manöver handelt, ist durchaus geeignet, die Achtung, die man sich für unsere parlamentarischen Einrichtungen zu erhalten mühsam bestrebt ist, fast auf den Nullpunkt herabzudrücken. Man kann selbst eine vierstündige Rede Stadthagens verzeihen, wenn seine Freunde wenigstens den Mut haben zu sagen: wir reden, wenn es sein muß, mit Bewußtsein Unsinn, weil wir von dem Recht der Geschäftsordnung

Gebrauch machen, auf diesem Wege die Verhandlung hinzuziehen, es uns also gar nicht darauf ankommt, was wir sagen, sondern nur daß wir eine bestimmte Zeit reden. Wenn aber dabei immer noch die Miene angenommen wird, als sei der Inhalt dieser Reden von irgendwelcher Bedeutung oder zur Klärung der Sache notwendig, so muß man sich von dieser heuchlerischen Verhöhnung eines unserer wichtigsten politischen Volksrechte mit Ekel abwenden.

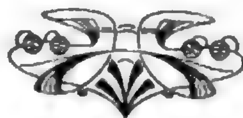
Noch schlimmer steht es mit dem zweiten Punkt. Es wird gegenwärtig in einer Form Obstruktion getrieben, mit der die Volksvertreter selbst dem Parlamentarismus das Grab graben. Das Mehrheitsprinzip ist ein Lebenselement des Parlamentarismus. Es stellt die einzige Möglichkeit dar, wie in den gesetzgeberischen Beschlüssen ein einheitlicher Wille zum Ausdruck gebracht werden kann, ohne daß die volle Gleichberechtigung der einzelnen erwählten Volksvertreter irgendwie angetastet erscheint. Jeder andere Weg, der ein bestimmtes Ergebnis der Beratungen anders als durch das einfache Zahlenverhältnis der dafür und dawider abgegebenen Stimmen herstellen will, läuft mit Notwendigkeit darauf hinaus, daß auf irgend eine Weise die Gleichberechtigung der Stimmen durchbrochen wird. Das aber würde einen Schlag gegen den ersten Grundsatz des Parlamentarismus bedeuten. Sogar Diejenigen, die ein Stimmenwägen anstatt des Stimmenzählens befürworten, wollen diesen Grundsatz nur auf die Wahlen zum Parlament, nicht auf die Abstimmungen der Volksvertreter angewendet wissen; denn auch der ärgste Reaktionär ist sich, so lange er nur klar denken kann, vollkommen bewußt, daß ohne die Gleichberechtigung der einmal gewählten Abgeordneten die der Stellung einer Volksvertretung zu Grunde liegende Anschauung vollkommen widersinnig und unhaltbar ist. Daher gibt es schlechthin nur die Wahl, daß in einem Parlament sich die Minderheit der Mehrheit fügt, oder aber ein Parlament als solches unmöglich ist. Wenn die Minderheit zu einer solchen Unterwerfung unfähig ist, so sind wir eben auf derselben schiefen Ebene angelangt, die einst der polnische Reichstag hinabgeglitten ist. Es ist der erste Schritt zu jener Entwicklung, die in der Welt als klassisches Beispiel politischer Unfähigkeit und Verblendung dasteht. Daher ist es ein trauriges Zeichen der Zügellosigkeit und Verwilderung, wenn sogar ein Teil unserer bürgerlichen Presse sich dazu hinreißen läßt, die geschäftsordnungsmäßig erfolgten Abstimmungen und Beschlüsse als „Vergewaltigung" der Minderheit zu bezeichnen. Jede parlamentarische Arbeit ist eine Kette solcher Vergewaltigungen, und wer verlangt, daß die Meinung der Minderheit außer dem Recht, sich zu Gehör zu bringen, noch ein besonderes Recht auf Beachtung habe, der arbeitet darauf hin, daß das Parlament als Faktor der Gesetzgebung unbrauchbar wird, weil die Autorität seiner Entscheidungen in seinem eigenen Schoße angezweifelt wird, und daß es dafür zu einem vielköpfigen Monstrum herabsinkt, das nur als Hindernis einer vernünftigen Regierung in Betracht kommt.

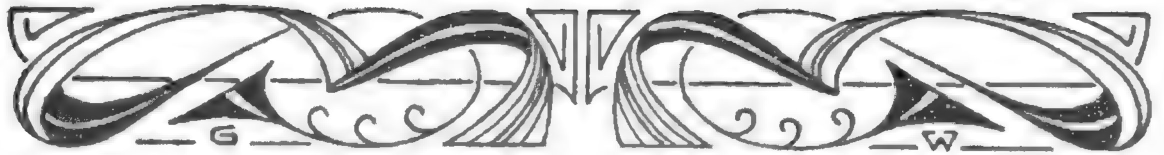
Das normale Ende eines in solcher Weise obstruierenden Parlaments ist der Staatsstreich. Wenn wir dieses Ende vorerst noch nicht zu befürchten haben,

so verdanken wir das lediglich dem Umstande, daß wir eine besonders ehrliche und gewissenhafte Regierung haben. Aber die Mehrheit des Reichstages wird sich doch bewußt bleiben müssen, daß die Vermeidung eines solchen Augenblicks, wo ein „videant consules" im altrömischen Sinne gesprochen werden müßte, auf die Dauer nur möglich ist, wenn der Reichstag imstande ist sich selbst in Ordnung zu halten. Die Abänderung der Geschäftsordnung, zu der jetzt ein erster Versuch gemacht worden ist, war geradezu eine Pflicht der Mehrheit. Der „Vorwärts" nennt diesen Versuch einen Staatsstreich; das ist nicht richtig, es ist der erste Schritt, um die Entwicklung zu hindern, die mit einem Staatsstreich enden muß.

Es fehlt auch auf der linken Seite des Reichstags nicht an Parlamentariern, die die Folgen einer zügellosen und sinnlosen Obstruktion für den Parlamentarismus übersehen. Herr Eugen Richter ist gewiß ein starrer Oppositionsmann und durchaus nicht zimperlich in der Anwendung parlamentarischer Kunstgriffe zu Gunsten seiner Partei, und doch ist er es gewesen, der durch seinen Antrag betreffs der Reihenfolge der Abstimmungen über die einzelnen Abänderungsanträge eine ganze Reihe überflüssiger Abstimmungen verhindert hat. Obwohl selbst in der Opposition, übersah er doch das Frivole, Widersinnige und Unwürdige der von den Sozialdemokraten gewünschten Aktion und verteidigte mit Nachdruck gegen die Augenblicksinteressen der Opposition, zu der er selbst gehörte, das Recht der guten parlamentarischen Überlieferung und eines die parlamentarische Würde im Auge behaltenden gesunden Menschenverstandes. Als erfahrener Parlamentarier sah er weiter und berechnete richtig, daß die Folgen des obstruktionssüchtigen Unverstandes gerade auf eine Partei schwer zurückfallen mußten, die ein Interesse daran hat, das Ansehen der Volksvertretung zu erhöhen, nicht aber herabzudrücken.

Mit der Annahme des sogenannten Antrags Aichbichler, durch den das Verfahren bei namentlichen Abstimmungen erheblich abgekürzt wird, ist wenigstens der Versuch geglückt, der allerärgsten Zeitvergeudung entgegenzutreten. Vorläufig läßt sich weiter nur wünschen, daß das Pflichtgefühl der Mehrheitsparteien eine erhebliche Stärkung erfährt. So lange es der Mehrheit nicht gelingt, durch vollzähliges Erscheinen ihrerseits die Beschlußfähigkeit des Hauses zu gewährleisten, wird die Obstruktion kaum zu überwinden sein. Bisher ist nicht einmal das erreicht worden.





Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn—Berlin.

Zur handelspolitischen Weltlage. — Die wirtschaftliche Erschließung Chinas.

Als die leitenden Staatsmänner des deutschen Reiches und der habsburgischen Monarchie vor bald zwölf Jahren die **mitteleuropäischen Handelsverträge** abschlossen, waren sie, da auch die benachbarten Staaten beitraten, sicherlich überzeugt, ein großes und festes Gebäude aufgeführt zu haben, in dessen Schutz die Völker wirtschaftlich gedeihen würden. Bismarck befürchtete damals, daß im deutschen Reich durch diese Verträge, insbesondere durch Herabsetzung der deutschen Getreidezölle, die Landwirtschaft verstimmt, eine agrarische Bewegung hervorgerufen und die mühsam errichtete Einigkeit der produktiven Stände auf eine schwere Probe gestellt werden würde. In dem Bruch zwischen den landwirtschaftlichen und industriellen Interessen, wie er durch die Handelsverträge eingeleitet wurde, erblickte Bismarck ein großes Unglück und befürwortete die Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen Selbständigkeit des Reiches im Sinne seiner Wirtschaftspolitik. Bismarcks Auffassung hat sich inzwischen zutreffend erwiesen und niemand dürfte ihr lebhafter zustimmen als der gegenwärtige Reichskanzler, der die mißliche Erbschaft regulieren soll. Merkwürdig, daß gerade die beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche, die eigentlichen Begründer der Handelsverträge von 1892, von dem Ablauf dieser Verträge unangenehm überrascht werden. Beide waren nicht imstande, ihre neuen Zolltarife, die der heimischen Arbeit ausgiebigeren Schutz sichern sollen, fertigzustellen, und sie sehen sich vor Schwierigkeiten, die noch keineswegs überwunden erscheinen. Was wird die nächste Zukunft, was wird das neue Jahr bringen? Die Kündigung oder die Verlängerung der bestehenden Handelsverträge? Zum Leidwesen aller Interessenten vermag niemand auf diese Frage eine sichere Antwort zu geben. Aller Voraussicht nach wird man zu dem alten beliebten und bequemen Mittel des Provisoriums greifen und den bestehenden Zustand verlängern. Die beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche sind noch nicht so weit, um die Kündigung aussprechen zu können. Da die Verträge nach ihrem Ablauf jeden Tag aufs Jahr gekündigt werden können, so wird voraussichtlich die handelspolitische Unsicherheit

fortbauern. Bedauerlicherweise leiden darunter gerade die erzeugenden Berufe, Landwirtschaft und Industrie, am meisten, da sie zu ihrem Gedeihen längere Zeiträume von Ruhe, Ordnung und Stabilität nötig haben, während Großhandel und Spekulation sich den wechselnden Konjunkturen leichter anpassen, ja sogar Schwankungen nicht ungern sehen. Eine Verlängerung der Verträge auf mehrere Jahre wird in Deutschland auf Widerspruch stoßen und kann von österreichisch-ungarischer Seite wegen des Ausgleichs äußersten Falles nur bis Ende 1907 bewilligt werden. In das Provisorium würden sich alle Staaten ganz gern hineinfinden, am wenigsten gern die beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche, weil sie dabei am schlechtesten fahren.

Indessen wird und muß ein neuer deutscher Zolltarif zustande kommen, damit die Reichsregierung die Möglichkeit erhält, die Handelsbeziehungen des deutschen Reiches mit den übrigen Staaten, in erster Reihe mit dem russischen Reiche und mit der nordamerikanischen Union oder wenigstens mit einem dieser beiden Reiche, auf eine günstigere Grundlage zu stellen. Handelsverträge mit den europäischen Festlandsstaaten ergeben sich danach von selbst, sie sind nicht minder wünschenswert, aber doch nicht annähernd von so großer Bedeutung. Grundsätzlich wird man sich darüber schlüssig zu machen haben, ob an der allgemeinen und unbedingten Meistbegünstigung, wie sie bisher von den europäischen Staaten zugestanden wurde, auch in Zukunft festgehalten werden soll oder ob sie zu beschränken ist, etwa nach dem Vorbild der nordamerikanischen Union, die die Meistbegünstigung nur dann gewährt, wenn entsprechende Gegenzugeständnisse gemacht werden.

Nach Abschluß der Handelsverträge von 1892 mit Getreidezollermäßigungen sah sich Deutschland in der Zwangslage, entweder mit der nordamerikanischen Union einen Zollkrieg zu führen oder ihr die Meistbegünstigung mit den Getreidezollermäßigungen, die Oesterreich-Ungarn sich durch Gegenzugeständnisse erkauft hatte, ohne jede Gegenzugeständnisse zu bewilligen. Man zog das kleinere Übel vor, aber es war ein Übel, eine unrichtige und schädliche Anwendung der Meistbegünstigung ohne Gegenbegünstigung. Bald darauf verkündete die nordamerikanische Union, daß sie ihrerseits, was entschieden folgerichtig war, die Meistbegünstigung nur jenen Staaten gewähren werde, die ihr entsprechende Gegenzugeständnisse machten. Mit der allgemeinen Meistbegünstigung arbeitet es sich leicht und bequem. Die Beseitigung der Meistbegünstigung bringt dagegen Schwierigkeiten und Gefahren mit sich. Allein die Handelspolitik ist doch nur Mittel zum Zweck. Maßgebend sind die wirtschaftlichen Interessen der Völker und so werden sich die Handelsdiplomaten über kurz oder lang genötigt sehen, die Meistbegünstigung in ihrer Unbeschränktheit fahren zu lassen und ihrer Tragweite notwendige Grenzen zu ziehen.

Wenn die Reichsregierung die allgemeine und unbedingte Meistbegünstigung nicht mehr für zweckmäßig hält, wenn sie neue Bahnen einschlagen und den hochschutzzöllnerischen Staaten Gegenseitigkeit aufzwingen oder Zugeständnisse

abringen will, so wird sie zunächst zu entscheiden haben, ob sie dem nordamerikanischen oder dem russischen Markt größeren Wert für die deutschen Interessen beilegt. Handelsverträge mit diesen beiden Reichen zugleich dürften ziemlich inhaltlos ausfallen, falls es nicht einer besonders klugen und glücklichen Politik gelingen sollte, beide Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Die Beantwortung der angedeuteten Frage ist nicht leicht. Nordamerika hat großen Geldüberfluß aufzuweisen, aber es drängt die europäische und die deutsche Einfuhr immer mehr zurück. Rußland leidet an Geldmangel, aber seine Einfuhr hat im letzten Jahrzehnt beträchtlich zugenommen, wenn sie auch in den letzten Jahren eine Abnahme zeigte. Rußland bezog in den Jahren 1898/99 mehr Waren (für 410 und 397 Millionen Mark) aus Deutschland als die nordamerikanische Union (für 335 und 378 Millionen Mark). Im Jahre 1901 gingen nach der Union für 386 und nach Rußland für 318 Millionen Mark deutsche Waren. Dabei ist aber eine Unzulänglichkeit der Handelsstatistik in Betracht zu ziehen, die gerade im Verkehr mit Rußland nicht übergangen werden kann, nämlich der Schmuggel. Feinere Waren werden zweifellos in Massen nach Rußland eingeschmuggelt, aber auch Kaffee und dergleichen. Vielleicht beläuft sich der Wert der nach Rußland geschmuggelten deutschen Waren alljährlich auf 50 Millionen Mark. Greifbare Anhaltepunkte zu dieser Schätzung liegen allerdings nicht vor. Außerdem werden in Rußland längere Kredite gegeben aber auch erheblich höhere Gewinne erzielt als auf dem nordamerikanischen Markt. Wer ist der bessere Kunde von beiden? Das hängt nun wieder von den Bedingungen ab, die bei Handelsvertragsverhandlungen erzielt werden.

Zwischen dem deutschen und dem russischen Reiche steht der Güteraustausch auf einer festen Grundlage, er beruht im wesentlichen auf der russischen Roggenausfuhr nach Deutschland. Nirgends kann Rußland für seinen Roggen einen besseren, ja überhaupt einen Abnehmer als in Deutschland finden. Die russische Regierung hat demnach Grund, einen neuen Vertrag mit Deutschland zustande zu bringen. Gewährt sie darin erhebliche Zollermäßigungen, so bietet der russische Absatzmarkt trotz des Geldmangels, der in Rußland herrscht, günstige Aussichten. Das russische Reich hat sich gewaltig erweitert und sein Bedarf an industriellen Erzeugnissen aller Art wird sich noch immer vergrößern. Der nordamerikanische Markt dagegen hat für die fremde Einfuhr nicht entfernt so zukunftsreiche Aussichten aufzuweisen. Die nordamerikanische Industrie erstarkt und wird bald in der Lage sein, annähernd den ganzen Bedarf des Landes zu decken. Es ist das ein Ziel, das den nordamerikanischen Wirtschaftspolitikern ernsthaft vorschwebt, auf das sie mit aller Kraft hinarbeiten und sie setzen sich dabei über den bisherigen Erfahrungssatz, daß der internationale Handel der Staaten im wesentlichen auf dem Austausch ihrer Erzeugnisse beruhen muß, daß nur derjenige Staat eine Ausfuhr entwickeln kann, der zugleich eine Einfuhr ermöglicht, unbekümmert hinweg in der Meinung, daß ihre Ausfuhr an Lebensmitteln und Rohstoffen von den anderen Völkern nicht entbehrt werden kann.

Diese Meinung ist zur Zeit in Bezug auf Baumwolle zutreffend. Die nordamerikanische Union hat auf dem Weltmarkt ein Monopol in Rohbaumwolle und die europäischen Industriestaaten sind genötigt, ihren Bedarf an Rohbaumwolle im wesentlichen aus Nordamerika zu beziehen, auch wenn Nordamerika ihnen nichts mehr abkaufen sollte. Auch in Lebensmitteln sind die europäischen Staaten vielfach auf Nordamerika angewiesen. Unter diesen Umständen wird die nordamerikanische Union nicht geneigt sein, zu Gunsten der europäischen und insbesondre der deutschen Einfuhr erhebliche Zugeständnisse zu machen, sie wird an ihrer bisherigen hochschutzzöllnerischen Handelspolitik festhalten und Zollherabsetzungen eintreten lassen nur nach Maßgabe ihrer Interessen, sei es zur Bekämpfung der Trusts oder zur weiteren Hebung der heimischen Arbeit. Handelsvertragsverhandlungen mit der nordamerikanischen Union bieten daher von vornherein ungleich geringere Aussichten als solche mit Rußland. Als Ziel der deutschen Handelspolitik wäre demnach anzustreben der Abschluß eines Handelsvertrages mit Rußland unter Gewährung von Begünstigungen deutscherseits für gewisse russische Spezialitäten derart, daß diese Begünstigungen ihrer Natur nach möglichst ausschließlich dem russischen Reiche zu gute kommen, ohne andere Staaten, insbesondere ohne die nordamerikanische Union, zu schädigen, so daß Deutschland mit anderen Staaten nicht in ein zollkriegerisches Verhältnis gerät. Diese äußerste Eventualität wird der verantwortliche Staatsmann nach Möglichkeit zu vermeiden suchen. Doch sind immerhin wie im politischen Leben Konstellationen denkbar, die einen offenen Krieg minder schädlich erscheinen lassen als einen unerträglichen Frieden.

Schließlich steht die Frage heute genau so wie vor zwölf Jahren. Deutschland soll Handelsverträge abschließen, aber nicht Handelsverträge um jeden Preis, sondern solche, die dem Lande vorteilhaft sind. Ist der Abschluß solcher Handelsverträge unmöglich, dann muß man sagen: Besser keine als nachteilige Handelsverträge.

Im übrigen ist an dem Grundsatz festzuhalten, den Bismarck aufgestellt und bis zuletzt auf das Nachdrücklichste vertreten hat, daß man auf keine Weise wirtschaftliche mit politischen Verhältnissen verquicken dürfe. In der Tat hat der deutsche Zollverein den Ausbruch des Krieges von 1866 nicht gehindert. Auch haben die Handelsverträge von 1892 politisch nicht konsolidierend gewirkt, wie damals gehofft wurde, sie haben die Festigkeit des Dreibundes nicht erhärtet. Handelsverträge sind bindend, während die politischen Verhältnisse allen möglichen Wechselfällen unterliegen.

An dieses Axiom Bismarcks ist zu erinnern, da von zwei Seiten der Vorschlag erneuert worden ist, es mögen sich die europäischen oder mindestens die mitteleuropäischen Staaten zu gemeinsamer Abwehr der nordamerikanischen Konkurrenz zusammenschließen. Dieser Gedanke liegt in der Luft, seitdem die nordamerikanische Konkurrenz auf den europäischen Märkten hervorgetreten ist, etwa seit Anfang der achtziger Jahre, und ist schon damals u. a. von Lorenz

von Stein (Die drei Fragen des Grundbesitzes, Stuttgart 1881) angeregt worden. In jüngster Zeit haben ihn u. a. italienische Politiker aufgenommen mit der Begründung, daß gerade Italien sich an die Spitze einer dahingehenden Bewegung stellen dürfe, weil sein Güteraustausch mit der nordamerikanischen Union wenig entwickelt und vergleichsweise unerheblich sei, Italien daher von ihr nichts zu fürchten, ja mit ihr überhaupt keine Differenzen habe. Das ist, beiläufig bemerkt, nicht ganz richtig. Die große Zahl der italienischen Auswanderer in Nordamerika hat schon zu manchen unangenehmen Differenzen zwischen den beiden Reichen Veranlassung gegeben. Abgesehen davon erscheint zum führenden Staat eines europäischen Zusammenschlusses gegen die nordamerikanische Konkurrenz nicht derjenige berufen, der am wenigsten, sondern derjenige, der am meisten an dem Güteraustausch mit Nordamerika beteiligt ist. Auch der vielgenannte Andrew Carnegie, ein nordamerikanischer Millionär schottischer Herkunft, in Nordamerika der Stahlkönig genannt, zweifellos ein ausgezeichneter Kenner der nordamerikanischen Industrie und ihrer Überlegenheit, hat den europäischen Staaten die Schaffung einer politischen und industriellen Union anempfohlen, da Europa nur auf diese Weise die fremden Märkte erobern und das Eindringen der nordamerikanischen Konkurrenz zurückweisen könne. Carnegie hat dieses Problem als eins der wichtigsten dem deutschen Kaiser unterbreitet, dessen überlegene und große Persönlichkeit er rühmt. Vorderhand wird sich dieses Problem nicht lösen lassen, da die entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht überwunden werden können. Gerade in der Gegenwart mit ihren scharfen wirtschaftlichen Interessengegensätzen ist kein europäisches Reich geneigt, seine Selbständigkeit in Zoll- und Handelsfragen auch nur teilweise aufzugeben. Daran sind alle die verschiedenen Anregungen zu Gunsten eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses der europäischen Staaten, auch in loserer Form, gescheitert. Selbst die beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche können sich darüber nicht einigen, von Frankreich und gar von England ganz abgesehen. In der Richtung zu dem vorgeschlagenen Ziel werden die europäischen Staaten vorwärtskommen, wenn sie sich dazu entschließen, das Meistbegünstigungsrecht in seiner bisherigen Unbedingtheit zu beseitigen durch Einfügung einer zweckmäßigen Gegenseitigkeit, etwa nach amerikanischem Vorbilde. Ein Zusammenschluß der europäischen Staaten auch nur in wirtschaftlicher Beziehung, erscheint nur möglich nach einer durchgreifenden Veränderung der politischen Lage. Voraussetzung ist das Vorhandensein eines Reiches von hervorragendem Ansehen und überwiegender Macht, das imstande ist, solchen Zusammenschluß herbeizuführen und festzuhalten. Hier verquicken sich politische mit wirtschaftlichen Bestrebungen und da tut die Gegenwart gut, dem Rate Bismarcks zu folgen und die Hand davon zu lassen.

Für die **wirtschaftliche Erschließung Chinas**, für dieses weltwirtschaftliche Unternehmen von unberechenbarer Tragweite, werden langsam die Vorbedingungen angebahnt. Neue Handelsverträge sollen vereinbart, wichtige Eisenbahnlinien gebaut werden. Nach einjährigen Verhandlungen hat England

mit China Anfang September einen Handelsvertrag abgeschlossen und darin außer verschiedenen Verkehrserleichterungen die Beseitigung der Binnenzölle (Likinabgaben) erwirkt, als Gegenzugeständnis allerdings in eine Erhöhung der chinesischen Einfuhrzölle von 5 auf 12½ Prozent des Wertes gewilligt. Der Vertrag soll am 1. Januar 1904 in Kraft treten, vorausgesetzt, daß die meistbegünstigten Mächte einen gleichen Vertrag mit China bis dahin zustande gebracht haben. Was die übrigen Mächte, darunter auch Deutschland, an Gegenzugeständnissen von China noch erreichen, kommt auf Grund der Meistbegünstigung allen Mächten zu gute. Sonderbegünstigungen sind ausgeschlossen. Die Aufhebung der chinesischen Likinabgaben ist zwar allen Interessenten sehr willkommen, da diese Abgaben willkürlich erhoben wurden und den Verkehr sehr erschwerten. Feste Zölle sind dem Handel immer lieber als Abgaben, die er nicht berechnen kann. Indessen hat sich gerade gegen diese Abmachung eine überraschend anwachsende Opposition bemerkbar gemacht und zwar unter den englischen wie unter den deutschen Häusern der chinesischen Vertragshäfen. In diesen sachverständigen Kreisen wird befürchtet, daß die Binnenzölle in irgend einer Form, etwa durch besondere Besteuerung der Verkehrsmittel, namentlich der Eisenbahnen, wiederhergestellt werden würden und ferner, daß eine Erhöhung der chinesischen Eingangszölle von 5 auf 12½ Prozent des Wertes den Einfuhrhandel übermäßig belasten könnte. Außerdem scheint Rußland mit dem verbündeten Frankreich nicht geneigt zu sein, auf ähnlicher Grundlage Verträge abzuschließen, da ihr Handel von den Binnenzöllen verhältnismäßig wenig betroffen wird. Rußland beanstandet die englisch-chinesischen Abmachungen auch deshalb, weil dadurch die Befugnisse der chinesischen Zollverwaltung erweitert werden. Diese chinesische Zollverwaltung mit dem englischen Namen „Imperial Maritime Customs Service" ist eine eigenartige internationale Behörde. Nach den Verträgen von 1858 und 1860 soll ihre Leitung in den Händen des Vertreters derjenigen Macht liegen, die den größten Anteil an dem chinesischen Handel hat. Leiter der chinesischen Seezollverwaltung ist seit nahezu vierzig Jahren der Engländer Sir Robert Hart in Peking. Diese Behörde überwacht die Wareneinfuhr in den Vertragshäfen, erhebt die Einfuhrzölle, inspiziert die Häfen, besorgt die Küstenbeleuchtung, bekämpft den Schmuggel mit bewaffneten Kreuzern und hat sich einen eigenen Postdienst eingerichtet. Die Beamten werden auf Empfehlung Sir Robert Harts von der chinesischen Regierung ernannt. Unter den angestellten 800 Europäern sind die Engländer in der Mehrheit. Die chinesische Zollverwaltung ist nach verschiedenen Richtungen hin reformbedürftig. Tatsächlich veröffentlicht sie nicht eine Handelsstatistik, sondern eine bloße Schiffahrtsstatistik, augenscheinlich deshalb, weil dadurch der englische Anteil am chinesischen Handel größer erscheint, als er in Wirklichkeit ist, während der deutsche Anteil zu gering angegeben wird. Dabei bekunden die Engländer gelegentlich einen erstaunlichen Mangel an Gewissenhaftigkeit. Wie der „Ostasiatische Lloyd" Anfang 1902 mitteilte, werden in Hongkong alle für Kanton bestimmte Waren auf Flußdampfer umgeladen und da

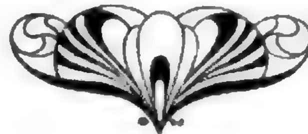
diese Dampfer meist unter englischer Flagge fahren, betrachtet die Seezollverwaltung alle die darauf beförderten Waren ohne weiteres als englische, obwohl sie England meist gar nicht gesehen haben. Und doch könnte diese Behörde aus den Zollpapieren leicht ersehen, woher eine Ware stammt oder wohin sie geht, und daraus eine zutreffende Statistik zusammenstellen. Bei den Engländern steht aber immer das eigene Interesse obenan, auch bei den englischen Leitern der chinesischen Seezollverwaltung. Vor allem muß die chinesische Seezollverwaltung von der englischen Oberleitung befreit und einer Reorganisation unterworfen werden. Eine Beschränkung der bisher leitenden und ausschlaggebenden Stellung der Engländer liegt im Interesse aller übrigen Mächte. Es empfiehlt sich die Einsetzung eines internationalen Direktoriums, bestehend aus je einem Vertreter der Mächte. Die Befugnisse des bisherigen englischen Direktors der chinesischen Zollverwaltung würden an dieses Direktorium überzugehen haben, doch könnte man vorläufig, um die englische Empfindlichkeit zu schonen, den Engländern den Vorsitz in diesem Direktorium belassen. Alles in allem erscheint es fraglich, ob die Handelsbeziehungen der Kulturstaaten mit China in nächster Zeit auf Grund des britisch-chinesischen Vertrages geregelt werden.

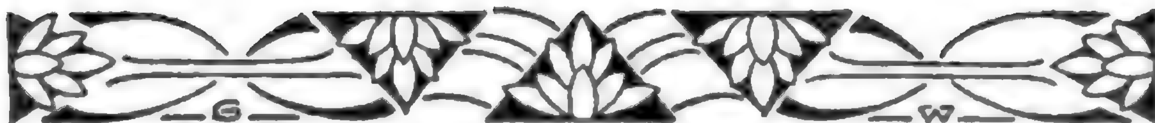
Eine zweite Vorbedingung für die Erschließung Chinas ist die Anlage von Eisenbahnen. Vom europäischen Standpunkt aus betrachtet erscheinen die Verkehrsverhältnisse Chinas überaus rückständig. Nach den Angaben von Landeskundigen gibt es überhaupt nur eine durchgehende Fahrstraße europäischer Art von Peking über Paotingfu nach Schantung. Im übrigen dienen als Straßen schmale Saumpfade von durchschnittlich 4 Metern Breite. In einem Vortrage vor der Geographischen Gesellschaft zu Berlin hat einmal Freiherr von Richthofen, der erste deutsche Chinakenner, die Rückständigkeit der Verkehrsverhältnisse Chinas durch einen Vergleich veranschaulicht. Mit der Eisenbahn kann ein Güterzug 5000 Ztr. in einem Tage von Berlin nach Köln befördern. In China, wo man im Norden nur zweirädrige Lastwagen und Maultiere, im Süden nur Wasserstraßen und die menschliche Tragkraft für die Beförderung von Gütern benutzt, wo also die menschliche Kraft, sei es als Träger oder als Frachtführer, die Hauptrolle spielt, würden nach der Berechnung Richthofens für die Beförderung von 5000 Ztrn. auf eine Strecke so lang wie von Berlin nach Köln mindestens 5000 Mann erforderlich sein, die je 20 Tage marschieren müßten. Alles in Allem würde der Transport rund 100000 Arbeitstage beanspruchen, den Tag zu 50 Pfg. gerechnet, also 50000 Mark Kosten verursachen. Trotz der geringen Arbeitslöhne ist demnach die Beförderung in China erheblich langsamer und erheblich kostspieliger als in den Eisenbahnländern. Die Eisenbahn bekundet demnach ihre entschiedene Überlegenheit und auch in China wird sich zeigen, was Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz bei Eröffnung der Berlin-Potsdamer Eisenbahn Ende 1838 sagte: „Diesen Karren, der durch die Welt rollt, hält kein Menschenarm mehr auf“. Wenn nun aber in China Eisenbahnen gebaut werden — was ist die nächste Folge? Daß die Millionen, die bisher im Ver-

kehrskleingewerbe ihre Nahrung fanden, arbeitslos, daß weite Kreise des Volkes nicht, wie es Europa im Interesse seiner Ausfuhr wünschen muß, in ihrer Kaufkraft gestärkt, sondern geschwächt werden. Man wird also auch auf die Schaffung neuer Arbeitsgelegenheiten Bedacht zu nehmen haben, auf die Inbetriebsetzung von Bergwerken und sonstigen industriellen Anlagen, damit die brachgelegten Arbeitskräfte des Verkehrskleingewerbes wieder Beschäftigung finden. Durch die Einführung einer Großindustrie im europäischen Sinne wird aber wiederum die hochentwickelte chinesische Hausindustrie empfindlich in Mitleidenschaft gezogen und somit steht China vor friedlichen Umwälzungen, die sich in ihren Rückwirkungen gar nicht übersehen lassen, die Gefahren in sich schließen nicht nur für die Chinesen selbst, sondern auch für die Europäer. Schon Freiherr von Richthofen gab einmal zu bedenken, ob nicht Europas hohe materielle Macht herabgesetzt wird, wenn man den Chinesen die europäischen Errungenschaften in Verkehr und Industrie aufdrängt, bis die schlummernden Riesenschätze an natürlichen Hülfsquellen und menschlicher Arbeitskraft entwickelt worden sind, ob der industrielle Fortschritt Chinas nicht ein unabweisbares Verhängnis für Europa sei, ob nicht den Europäern die schwerste Schädigung droht. Und ferner ist zu fragen, ob nicht China ausfuhrfähig und wenigstens in gewissen Spezialitäten die europäischen Waren aus ganz Ostasien, vielleicht zum Teil in Europa selbst, zurückdrängen wird, denn die erstaunliche Billigkeit der Arbeitslöhne in China wird es der künftigen chinesischen Industrie ermöglichen, Preisunterbietungen zu stellen, wie sie von der europäischen Industrie nicht annähernd zugestanden werden können. Ist es wahr, daß ein Arbeiter in China mit 4 Mark monatlich leben kann, dann werden die Arbeitslöhne in China unverhältnismäßig niedriger sein als in Europa und schließlich zur Entstehung einer chinesischen Konkurrenz führen, mit der die europäische Industrie, wenigstens in gewissen Erzeugnissen, weder in Ostasien noch auf den übrigen Weltmärkten noch in Europa selbst wird konkurrieren können.

Andererseits lassen sich die Besorgnisse, die von intelligenten Chinesen gegen die Einführung von Eisenbahnen gehegt werden, nicht ohne weiteres als thöricht abweisen. Unter den Bedenken, die ein Sekretär der chinesischen Gesandtschaft in London gegen Eisenbahnen in China zusammengefaßt hat, finden sich manche, die auch in Europa gewürdigt werden dürften. Wenn man diese Bedenken ins Europäische übersetzt, so gipfeln sie in folgenden Sätzen: Die Chinesen sind nicht ehrlich genug, um so große Kapitalien, wie sie für Eisenbahnen notwendig sind, redlich zu verwalten. Gelangen diese Kapitalien in die Hände von Mandarinen, so sind umfassende Schwindeleien zu befürchten. Privatbahngesellschaften haben eine neue Korruption des Staatsbeamtentums zur Folge. Wenn wirklich Thee, Seide und andere Ausfuhrerzeugnisse Chinas mit Hülfe der Eisenbahnen in größeren Mengen nach den Hafenplätzen befördert werden können, so werden dadurch die Preise dieser Erzeugnisse gedrückt werden. Verkaufen die armen Leute ihr Land für Eisenbahnbauten, dann werden sie das Geld vergeuden und

ihre Bodenständigkeit verlieren. Die besseren Sitten auf dem Lande werden durch die Eisenbahnen von den schlechteren Sitten der Städter verdorben werden. Besitzt China ein Eisenbahnnetz, so wird der Feind leichter in das Innere eindringen, während das Reich bisher gerade mit seiner Eisenbahnlosigkeit nahezu unangreifbar war. Tatsächlich besteht unter den Chinesen eine weit verbreitete Abneigung gegen die Eisenbahn. In dem letzten Aufstande griffen die Boxer zuerst die Eisenbahn an und zwar die Strecke von Peking über Tientsin nach der Küste, sie machten diese Strecke nicht nur unfahrbar, sondern rissen auch die Schienen und Schwellen heraus, so daß die Wiederherstellung bekanntlich außerordentlich schwierig war. Diese Abneigung ist freilich auch künstlich und töricht genährt worden. Indessen werden alle diese Bedenken überwunden werden durch die Überlegenheit der Eisenbahn. Mit jedem Kulturfortschritt sind Nachteile verbunden und mit großen Kulturfortschritten, wie es die Eisenbahn ist, große Nachteile, die auch Europa hat in den Kauf nehmen müssen. Gegenwärtig werden in China nahezu 1100 km Eisenbahnen betrieben, darunter 160 km von der Deutschen Schantung-Eisenbahngesellschaft. Fertig gestellt ist ferner von einer belgischen Gesellschaft die Hälfte der Strecke von Peking nach Hankau, die 1200 km lang werden soll. Eine amerikanische Gesellschaft will eine Eisenbahn von Canton nach Hankau am Yangtsekiang (1200 km) bauen. Rußland plant verschiedene Eisenbahnen im Norden, darunter die wichtige Bahn von Peking über Kalgar nach Kiachta, die den Schienenweg von Rußland zum Stillen Meer um 700 km verkürzen würde. Anfangs war ein förmlicher Streit der Nationen um die Erlangung von Eisenbahnkonzessionen in China entstanden und die Engländer, die auch dort am rücksichtslosesten vorgingen, erhielten die meisten Konzessionen, haben aber schließlich am wenigsten gebaut und sich überflügeln lassen. Voraussichtlich werden die Unternehmer mancher Eisenbahn, wenn sie nicht mit größter Vorsicht vorgehen, wie es seitens der Deutschen Schantung-Eisenbahngesellschaft geschehen ist, manche Enttäuschungen erleben wenigstens da, wo das Land unfruchtbar und die Bevölkerung blutarm ist. Die wirthschaftliche Aufschließung Chinas fördert eine Reihe gewaltiger Probleme zu Tage. Indessen werden davon in Europa ernsthaft und unmittelbar erst kommende Geschlechter berührt werden.





Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

III.

M. G. Conrad, Majestät. — Peter Rosegger, Weltgift. — Fritz Philippi, Hasselbach und Wildendorn. — Ida Boy-Ed, Das ABC des Lebens. — Viktor Blüthgen, Die Spiritisten. — Ernst von Wildenbruch, Vice-Mama. — Gustav Falke, Hohe Sommertage. — Jungbrunnenbücher.

Michael Georg Conrad gehört mit Karl Bleibtreu und den Gebrüdern Hart zu den Vorkämpfern der modernen Bewegung in der deutschen Literatur. In Frankreich wurden ihm die Augen geöffnet; von Zola ging er aus. Aber ein kräftiges Volks-, noch mehr fast ein ausgeprägtes Stammesgefühl bewahrten ihn davor, sich zu verlieren und das Heil unserer Dichtung in Paris zu suchen. Er wies im Gegenteil von Anfang an auf den nationalen Nährboden hin. Ungefüg, bajuwarisch derb, ein grober Streiter kämpfte er. Als Herausgeber der „Gesellschaft", jener Zeitschrift, in der sich einst aller Sturm und Drang zusammenfand, hat er auf einen Teil der jüngeren Generation einen starken, wenn auch wenig nachhaltigen Einfluß geübt.

In dieser Vorkämpferrolle und nur in ihr liegt seine Bedeutung. Sein Stern mußte naturgemäß blasser werden, als der Kampf verebbte, als nach den Rufern im Streit die Könige einzogen. Gutzkow und Laube machten Ludwig Wienbarg und Gustav Kühne überflüssig; an Hauptmann und Liliencron starben Conrad und Bleibtreu. So ist es stiller um und über diesen Michael Georg geworden, seit nach Sturm und Getöse das ruhige positive Schaffen wieder zu Ehren gekommen ist. Denn als Schaffender kann er eben nicht mit.

Das beweisen seine Romane. Über die Formlosigkeit aller Halbpoeten kommt auch er nicht hinweg. Nebeneinandergereihte Szenen, oft kräftig erfaßt; eine eigene Handschrift — aber nichts Ganzes und Volles. Immer wieder besiegt der Sprecher den Gestalter. Man liest da manchmal weniger eine Erzählung, als Artikel für oder wider eine Sache oder Persönlichkeit. Fielen die früheren Romane in einzelne Szenen auseinander, so sollte der neue schon durch die Gestalt des Helden eine stärkere Bindung erfahren. Dieser neue Roman ist nichts mehr und nichts weniger als eine Glorifizierung Ludwigs II. von Bayern, ein „Königsroman": „Majestät". (Berlin 1902, Otto Janke.) Das Problem dieses Fürstenlebens soll dichterische Gestaltung und Lösung erfahren.

Man stutzt bereits, wenn man die erste Seite liest. Eine Art Präludium: „ein Stern, verschlungen von der Zeiten Unrast und Gemeingewöhnlichkeit ... unverwelklicher Ruhm umblüht seinen Namen. Mit seinem leiblichen Tode ist er eingetreten in den Strahlenreigen der Weltüberwinder. Immerdar wird sein Geist wiederkehren, Verheißung und Siegel der triumphierenden Schönheit. Geadelt und selig gesprochen durch ihn sind alle höheren Menschen, die auf Erden leiden."

Das ist ein wenig viel, finde ich. Alles das soll auf Ludwig II. gehen. Ich bekenne, daß ich das nicht verstehe. Man kann den genialen Phantasten vielleicht bewundern, den unglücklichen Menschen bedauern, sich für den kranken „Ästheten" lebendig interessieren, von Zügen der Größe sich erheben lassen — aber ihn unter die Sterne erster Größe setzen? Nur weil er König war, nur weil er zufällig die Millionen hatte, um sich wunderbare Schlösser bauen zu lassen, nur weil er Kunstfreund war und Wagner unterstützte? Wenn er ein armer Handwerkerssohn gewesen wäre, was dann? Niemand würde seinen Namen kennen, denn gerade Ludwig II. scheint mir der Typus eines Halben. Er hat die Phantasie der Größe gehabt, aber nie den Mut und das Herz; die nicht durch starke sittliche Qualitäten gezügelte Phantasie hat ihn zerfressen, und nur weil er hoch stand, ist er wie eine Fackel verbrannt, nicht wie ein Licht im Alltag erloschen. Derselbe Prozeß hat sich bei vielen Künstlern und Dichtern vollzogen. Niemals bei den Großen und Echten, an deren wärmende Herzen sich die Nationen retten und betten; wohl aber bei den interessanten Halbkünstlern, die „schief" sind und sich in fliegender, ungesunder Glut verzehren.

Doch schließlich ist das Meinungssache. Und wenn ein Poet in herrlicher Begeisterung von Ludwig II. als dem Genie der Genies spricht, so wird der Bayernkönig eben dazu. Aber Conrad ist leider kein Poet. Und deshalb schafft er nicht eine Gestalt, aus der alles herausblüht, was er ihr durch seinen Glauben gibt, sondern er redet, redet, redet. König Ludwig geht nicht an uns vorüber, sondern M. G. Conrad steht vor einem Bilde des Königs und rühmt ihn. Um seinen Helden zu erhöhen, benutzt er vor allem das unkünstlerischeste aller Mittel: er verkleinert alles, was mit und neben ihm lebt. Natürlich mit Ausnahme Richard Wagners. Man kann beim besten Willen schließlich nicht mehr alles ernst nehmen. Immer wieder glaubt man einen Artikel aus der „Gesellschaft" zu lesen. Da hatte M. G. Conrad einen gewissen urwüchsigen Scheltstil ausgebildet, der manchmal ins Kraftmeiertum hinüberglitt. Johannes Scherr, den ich nicht liebe, legte früher so ähnlich los. Das ist in einer Zeitschrift allenfalls gut, aber in einem Romane? Da wird S. 144 Leopold von Ranke, der „allwissende Weltgeschichtserklärer", als eine „zahnlose Pythia in Hosen" angerempelt, nur weil er anders als M. G. Conrad über Ludwig II. und Wagner dachte. Und ebenso tut Conrad die übrige Menschheit ab, die nicht auf den Knien vor seinem Helden lag. Das sind alles Philister und Kleingeister. Recht billig, fürwahr! Es braucht nicht gesagt zu werden, daß er auch nur Hohn für die norddeutschen Poeten hat, für die Geibel, Heyse rc., die noch aus der Zeit von König Max

in München weilten. Er sieht da nicht nur völlig durch Wagnerische Brillen, sondern er schreibt über diese Poeten in einer Weise, die seiner Zeit im Kampf vielleicht erklärlich war, die aber jetzt, noch dazu in einem Romane, etwas kindlich anmutet. Geradezu empörend jedoch ist es, daß er in kleinlichem Haß sich nicht scheut, von Geibel zu sagen: er hätte das bayrische Gnadengehalt erst abgegeben, als „ihm ein anderer König mit Ersatz winkte“. Da erst sei er „in leuchtender Unabhängigkeit gen Norden gezogen, den bayrischen Staub von seinen lyrischen Heroldsfüßen schüttelnd.“ Ehe man dergleichen Verdächtigungen wiederholt, Herr Michael Georg Conrad, hat man die Pflicht, danach zu forschen, was wahr davon ist! Und es war nur nötig, den II. Teil des von Elisabeth von Putlitz herausgegebenen Lebensbildes des Dichters Gustav zu Putlitz aufzuschlagen, um dort auf Seite 191 die Wahrheit zu finden. Klipp und klar geht aus einem Briefe Putlitz' an Geibel hervor, daß er ohne Aufforderung und Auftrag zum damaligen Kultusminister v. Mühler ging und es als eine Ehrenschuld Preußens hinstellte, Geibel zu entschädigen. Da der Conrad'sche Roman gewiß noch mehrere Auflagen erleben wird — das ist bei diesem Stoffe selbstverständlich —, so wird der Verfasser hier zu korrigieren haben. Aber es bleibt immer bestehen: welch ein merkwürdig geringer Künstler muß das sein, der seinen Helden nur dadurch zum Leuchten bringen kann, daß er die übrigen Personen schwarz anstreicht!

Und schließlich: leuchtet denn nun dieser Ludwig? Hand aufs Herz: ist dieser Conrad'sche Held nicht ein höchst zerfahrner, unsympathischer, unfähiger Geselle? Kann diese Romanfigur, die einen „Weltüberwinder“ darstellen soll, uns auch nur ein wenig Achtung abnötigen? Das ist der Witz bei der ganzen Geschichte, daß der Erzähler das Gegenteil von dem erreicht, was er erreichen will: als majestätischer Märtyrer, als echter König und Künstler, als Stern, der unzerstörbar leuchtet, sollte Ludwig erscheinen. Und er erscheint — — aber ich spreche das Wort lieber nicht aus. Es erschien mir fast manchmal, als sei das Ganze ironisch gemeint. Das wäre eine Geschmacklosigkeit, allerdings keine größere, als die ist, aus peinlichen Handlungen des schon unheilbar an Paranoia Erkrankten noch Kapital für eine Glorifizierung schlagen zu wollen. Das tiefere Problem dieses Lebens hat Conrad kaum berührt. Aber nur dann hätte sein Buch groß und packend werden können, wenn es ein Buch von der Schönheit gegen die Schönheit geworden wäre, ein Buch von der Phantasie gegen die Phantasie, d. h. gegen diejenige Phantasie, durch die das Leben zu Spiel und Schein wird, bis der Geist, der Ewighungernde, der von Spiel und Schein nicht leben kann, erst andere und dann sich selbst zerfleischt. Doch wie gesagt: so tief gräbt Conrad nicht. Wer über dieses Problem einen Dichter hören will, der lese das unsterbliche Buch der Selma Lagerlöf, den gewaltigen „Gösta Berling“, und denke ein wenig über die Elstern nach, die Gräfin Märta belagern und auffressen wollen. Es hat noch immer zu einem Zusammenbruch geführt, wenn an die Stelle der sittlichen Mächte des Lebens die ästhetischen treten.

„Je ursprünglicher ein Volk, je mehr lebt es in der tüchtigen Tat, je weniger hat es mit der Kunst zu schaffen.“ Diese Worte, die wie ein Pfeilschuß gegen den innersten Kern des Conrad'schen Buches angehen, finden sich in Peter Roseggers neuem Roman „Weltgift“ (Leipzig 1903, L. Staackmann). Man könnte im Stofflichen beider Werke Ähnlichkeiten suchen. Dieser dekadente, unheldenhafte „Held“ Roseggers ist gewiß in allem kleiner, uninteressanter, unbedeutender, als der Ludwig Conrads. Aber so gar verschieden ist die Linie nicht, und der Zusammenbruch erfolgt auch hier prompt. Bedeutsam ist nur der Unterschied, wie beide Erzähler an ihre Helden herantreten. Conrad: alle Schwächen verbrämend, mit dem Purpurmantel tönender Worte noch die Leere bedeckend. Rosegger: fast mit einer gewissen Schärfe die Hüllen der großen Worte und phantastischen Pläne von der inneren Hohlheit reißend. Wer den glaubhafteren Menschen geschaffen hat, würde danach schon klar sein, auch wenn man die allgemeinen dichterischen Eigenschaften beider Erzähler nicht gegeneinander abwöge. Der gewaltigste Unterschied jedoch: wenn Conrad alles, was neben seinem Helden steht, zu drücken sucht, stellt Rosegger gerade ein gesundes, prächtiges Menschenkind, auf das alles Licht sich versammelt, neben den kranken Hadrian Hausler. Aber selbst der lustige Saberl kann allerdings seinen Herrn nicht erquicklicher machen.

Ja, es muß halt gesagt sein: diesmal hat Peter Rosegger nicht ins Schwarze geschossen. Er hat sich im Thema völlig vergriffen. Er hat in den Mittelpunkt gestellt, was er nicht liebt, was er mehr beobachtet, als erfühlt hat, also als Dichter nicht kennt: Das Weltgift. Und er hätte umgekehrt den Gegensatz vom Weltgift von Anfang an als Hauptsache behandeln sollen: Die Waldfrische meinetwegen, die ja keiner köstlicher schildert. So fängt er mit Fabrikschloten, Börsenmanövern, Millionären und Großstädtern an. Da ist er nicht heimisch. Also setzt er mit kühnem Sprunge, etwas romantisch, ins bäuerliche Leben zurück und führt den Träger des „Weltgiftes“ in seine Berge. Wir sehen den unerquicklichen Herrn Hadrian Hausler also mehrere hundert Seiten lang in der Einsamkeit vegetieren und sein Leben mit Nichtstun, Plänemachen und kurzlebigen Vorsätzen verzetteln, bis er schließlich ganz zusammenbricht, während ein illegitimer Sohn und Schutzgeist Sabin ein gerechter Bauer wird.

Wo in aller Welt, wird manch einer fragen, steckt da das „Weltgift“? Natürlich in Hadrian Hausler. Aber nach dem Titel vermuten wir, daß wir Zeuge werden, wie ein ursprünglich gut und kräftig veranlagter Mensch durch den Großstadtbrodem, durch die Entfernung von der Natur allmählich angegriffen, in seiner sittlichen Kraft geschädigt, geistig und körperlich vernichtet wird, bis der Ausgebrannte und Zerfressene schließlich untergeht durch das „Weltgift“. Was wir jedoch serviert bekommen, ist ganz etwas anderes. Um die allmähliche Wirkung des „Giftes“ in langsamer Entwicklung vorzuführen, hätte Rosegger ja einen Stadtroman schreiben müssen. Das kann er nicht und verlangt auch niemand von ihm. So stellt er einfach einen dekadenten Menschen hin, der

willenskrank, verbildet und vergiftet ist durch Vererbung, Erziehung, zu üppiges Leben, eine Reihe besonderer Umstände (er ist z. B. Millionärssohn). Derselbe Mensch wäre unter anderen Verhältnissen auf dem Lande vielleicht ein Faullenzer und Säufer geworden. Er beweist jetzt so wenig gegen die Stadt, gegen die „Welt", wie der Dorflump gegen das Land beweist. Denn das Wichtigste, den Beweis, daß die „Welt" den Hadrian Hausler verdorben hat, bleibt Rosegger uns schuldig. An manchen Nebengestalten, besonders an den studierten Söhnen des Lindwurmbauern, soll der unheilvolle Einfluß der Stadt, die Bauernsöhne am liebsten frißt, noch weiter verdeutlicht werden. Aber der alte „Waldbauernbub" ist nicht umsonst ein Dichter: er hat schon längst gemerkt, daß er sich gründlich verfahren hat. Zu gesund, um einen Hadrian Hausler zu lieben, geht er mit Unlust an ihn heran; ein mühsames, freudloses Schaffen. Gut, daß die Oasen winken, besonders der kleine Saberl. Wenn Rosegger ihn auftreten läßt, erholt er sich gleichsam. Was noch zu retten ist, rettet diese Gestalt.

Vor genau einem Jahre hab' ich an dieser Stelle auch über den Vielgelesenen und Vielgeliebten gesprochen. Damals sagt' ich, die Schöpfungen Roseggers würden um so schöner, je weniger Handlung sie hätten, der Dichter immer größer, je kleiner an Umfang das Werk. Damit ist gesagt, daß ich ihm lieber in der Skizze begegne, als im Roman. Im Grunde ist auch sein „Weltgift" nichts anderes, als eine Skizzenreihe, nur daß dieselben Personen immer wiederkehren. Jede kompositionelle Energie fehlt. Aber man kann noch so viele Skizzen nebeneinanderstellen — ein Roman wird nicht daraus. So mein' ich, wir wollen das „Weltgift" lieber in den Schrank zurücklegen und eines „echten" Rosegger warten. Auch die besten Bäume können nicht jedes Jahr saftige Frucht tragen.

Da trifft es sich doppelt gut, daß ich hier einen jungen Poeten vorstellen darf, dessen Erstlingsbuch den Freunden deutscher Dichtung fast den heuer entgangenen Rosegger ersetzen könnte. Das Buch, das ich meine, heißt „Hasselbach und Wildendorn"; der Verfasser, dessen Namen ich zu merken bitte, Fritz Philippi (Heilbronn 1902, Eugen Salzer). Ein literarischer homo novus; auf diesem schmächtigen Band „Erzählungen aus dem Westerwälder Volksleben" trat mir sein Name zuerst entgegen. Aber ich hab' in seinem Buche einen Dichter gefunden, und das hat mir einen ganzen Tag hell gemacht.

Wieder kommt uns das Lichtlein aus einem deutschen Pfarrhaus. Und wie viel Segen haben nicht unsere Pfarrhäuser schon übers Land geschüttet! Den Pfarrer merkt man aus allem — nicht, als ob er sich würdevoll aufdrängte oder gar im Talar an unsere Türe klopfte. Nein, ein Dichter naht uns im schlichten Rock, aber gerade weil er wurzelecht ist, verleugnet er das Milieu nicht, das ihn gebildet hat. Ein Dorfpastor, ein Staatshirte, der Humor hat, bei dem das rein Menschliche über alles Pastörliche triumphiert! Ich bitte um des Himmels willen, nicht gleich an Gustav Frenssen zu denken! Aber eine Art evangelischer Hansjakob scheint hier wachsen zu wollen. Und einer Skizze wie

„Der Enkelsohn vom alten Fuchs" würde sich Peter Rosegger nicht schämen, sondern wahrscheinlich noch obendrein schönen Dank sagen. Mit Petri Kettenfeier hat es Fritz Philippi auch gemeinsam, daß er unsicher wird in größeren Erzählungen. „Der Lohnprediger", die längste Geschichte des Büchleins, ist auch die schwächste. Da bleibt manches undeutlich. Aber die Skizzen ... das ist teilweise ein Staat. Wie frisch, kernig, plastisch die Sprache; sie tauchte tief hinab in den Jungbrunnen der Mundart und ist volkstümlich im besten Sinne. Mit wie geringen Mitteln ist da eine lebensvolle Dörflergestalt uns greifbar nahe gebracht! Und wie wärmt und leuchtet ein reines, gutes und demütig-großes Herz! Dieser junge Pfarrer wird sich, wenn er so fortfährt, viele Freunde werben, wenn es auch scheinen mag, als wäre sein Talent recht eigentlich nur für die Skizze geeignet. Das sei der Zukunft anheimgegeben — freuen wir uns jetzt erst einmal, daß wir wieder einen haben, auf den wir hoffen können! Und ich bitte, an diesem „Hasselbach und Wildendorn" nicht vorüberzugehen — grade wo es sich um Skizzen handelt, muß man es ja dreimal sagen, daß darin ein neuer, echter Poet spricht, ehe sich dieser und jener entschließt, danach zu greifen. Und, um auch das noch zu betonen: es ist ein innerlich so ganz deutsches Buch, von dem ich hier rede. Wer will sich dran erquicken?

Freude machen wird auch der neue Roman von Ida Boy-Ed: „Das ABC des Lebens" (Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing). Ich erinnere mich der „säenden Hand" und möcht' es nicht glauben, daß dieselbe Erzählerin beide Bücher geschrieben hat. Die übliche Familienwassersuppe — das war der vorige Roman; das Triviale und Konventionelle feierte Triumphe. Ein feines, schönes Lebensbuch, dem man nachsinnt, — das ist der neue. Er führt nur wenige Personen vor, aber wie sicher ist jede gefaßt, wie vertieft jeder Charakter! Wie entspricht die äußere Handlung der inneren! Auch hier ist ein Zeitproblem gestreift, das heute, wo die Kunst stärker als seit Jahrzehnten wieder in das Leben des Einzelnen tritt, Aufmerksamkeit erfordert, ein Problem, das angeschlagen oder durchgeführt wird in vielen neueren Romanen: Kampf und Einklang der sittlichen und ästhetischen Mächte des Lebens. Und besonders fein hat Ida Boy-Ed da die Extreme herausgebracht: sie hat mit schönem künstlerischem Takte überall die Karikatur vermieden. Man lacht nicht als kräftiger Tatmensch über den blassen „Aestheten" in der Künstlerkolonie zu Schwerin. Denn auch ihm und seiner Lebensauffassung, seinen Zielen ward ihr Recht. Und man lacht ebensowenig als „Kulturmensch" über Makarie, die alles Künstlerische verachtet, die leicht verroht. Denn beides sind vor allem und in erster Linie wundervoll echte Menschen, die uns manchmal vielleicht fremd, immer aber lebendig berühren. Und das allerschönste ist, wie diese Menschen zusammengeführt werden. Das Verhältnis Willy Mammlings zu seiner Frau, Berties zu Makarie, Sylvias zu Konrad Brügge — das ist außerordentlich fein und nuanciert gegeben. Es ist eine Freude, der psychologischen Entwicklung zu folgen; mit so viel Zartheit ist alles angefaßt. Eine kluge und reiche Frau, die uns

allen etwas zu sagen hat, die wohl manches Buch seufzend und mit Unlust schreibt, hat hier eins mit Liebe und Lust geschaffen. Und das mag man sich nicht entgehen lassen.

In ganz andere Kreise zieht uns Viktor Blüthgen mit seinem neuen Roman, den „Spiritisten" (Leipzig, Hermann Seemann Nachflg.). Man liest dieses Werk, greift sich an den Kopf, liest weiter: und ob man gläubig oder ungläubig ist, man wird gefesselt bis zur Aufregung. Das liegt gewiß zunächst am Stoffe. Aber woraus ein schlechter Erzähler eine Spuk- und Schauergeschichte gemacht hätte, wie sie besonders in der amerikanischen Literatur blüht, wächst und gedeiht, daraus müht sich Viktor Blüthgen, der Poet, ein Zeitgemälde zu gestalten. Daß hier kein reines Kunstwerk entstehen würde, war von vornherein klar. Es gibt Stoffe, die sich nicht bewältigen lassen. Ich halte es für ebenso unmöglich, in einem der einst so beliebten Zukunftsromane aus dem Jahre 3000 ein reines Kunstwerk zu schaffen, wie in einem die Erfahrungen des Occultismus verwertenden Werke. Selbst wenn der Künstler sich völlig über das Stoffliche erheben könnte — der Leser könnte es nicht.

Viktor Blüthgen hat sein künstlerisches Gewissen gewahrt, indem er den Sensationen, soweit es das Thema erlaubte, aus dem Wege ging oder sie milderte. Es gibt da zwar noch eine Nacht im Spukhaus, Entlarvung eines Mediums, Klopf- und Schreibgeister 2c., aber wenn die Aufgabe, ein Bild des modernen Spiritismus in allen Verzweigungen zu geben, gelöst werden sollte, ließ sich das nicht übergehen. Und vor allem: der Hauptnachdruck liegt nicht auf diesen die bloße Phantasie reizenden Szenen, sondern in der Darstellung ihrer Wirkung auf Geist und Seele der handelnden Personen. Hier hat man den Dichter. Wie da die „Paulafrau" mehr und mehr von dem Lügengeist Otto Dalberg besessen wird (der Erzähler hindert uns nicht, das für Autosuggestion zu halten); wie ein geheimnisvoller Dritter oder ein Drittes sich allmählich zwischen die beiden Gatten schiebt; wie eine glückliche Ehe dabei fast in die Brüche geht, bis energische Aufraffung und neues Glück die zwei Menschen wieder eng zusammenbindet — das ist fein und hübsch gegeben und psychologisch gut geführt. Auch ein paar erquickliche Gestalten grüßen uns: allen anderen voraus der Maler Könneke, in dem Blüthgens herzlicher Humor sich prächtig entfaltet, und „Durchläuchting", die Prinzeß Marie, an deren letzte „Geisterwanderung" ich nur nicht recht zu glauben vermag. Nicht zum letzten aber sei der glänzenden Technik gedacht, die an dem Buche auffällt. Mit außerordentlicher Gewandtheit sind da die verschiedenen Typen unter den „Spiritisten", die gewerbsmäßigen „Séancen"-Veranstalter, die Schwindler, die Amateure, die Wissenschaftler, sind Gläubige, Zweifler und Ungläubige an denselben Faden gereiht. Ein interessantes und unterhaltendes Buch, das nicht etwa zu irgend einer Meinung bekehren will. Das Vorwort zerstreut da jedes Bedenken. Viktor Blüthgen sagt darin: er wolle durchaus die heikle Frage nicht in Romanform zum Austrag bringen, sondern nur sein Scherflein dazu beitragen, „damit man im Publikum aufhört,

Leute, die sich ernsthaft mit dem Welträtsel beschäftigen und die Erfahrungen des Occultismus dafür in Betracht ziehen zu sollen glauben, einfach als Idioten anzusprechen.“ Und ich möchte nicht verfehlen zu erwähnen, daß von der Gattin des ebengenannten Dichters, die der Gestalt der „Paulafrau“ wohl einige Züge geliehen hat, von E. Eysell-Kilburger, ein Büchlein „Klänge aus einem Jenseits“ erschienen ist — ein Buch voll eigentümlicher Rhythmen, von denen die Verfasserin glaubt, daß sie geformt sind von einer fremden, sich ihr aufdrängenden Individualität: eben von jenem geheimnisvollen Otto Dalberg, der in den „Spiritisten“ eine so große Rolle spielt. —

Eine besondere Freude ist es mir diesmal, über eine neue Erzählung **Ernst von Wildenbruchs**: „Vice-Mama“ (Berlin 1902, G. Grote) sprechen zu dürfen. Was der Dichter uns voriges Jahr bescheerte, die Novelle „Unter der Geißel“, hatte etwas ungesund-Aufgepeitschtes. Ungleich hervorragender ist sein diesjährig Werk. Ich brauche nur zu sagen, daß es eine Kadettengeschichte ist; ich brauche nicht erst an „das edle Blut“ zu erinnern. Fraglos wird bald auch die „Vice-Mama“ eine der auflagenreichsten Erzählungen des Poeten sein.

Die Leiden eines Knaben sind in der Literatur oft geschildert worden. Neben das „edle Blut“ Wildenbruchs stellte Paul von Sczepanski seine „Spartanerjünglinge“. Die „Kindertränen“ mit der ergreifenden Gestalt des „Letzten“ vergißt man nicht so leicht — und wer gedenkt nicht der meisterhaften Erzählung Conrad Ferdinand Meyers, die über das Schicksal des jungen Marschallsohnes Julian Boufflers berichtet? In der „Vice-Mama“ steht das leidende Kind, Georg von Drebkau, nicht ganz oder wenigstens nicht allein im Mittelpunkt. An und mit ihm erfüllt sich ein Frauenschicksal; sein Tod führt die beiden Menschen zusammen, die sich einst geliebt haben.

Man kennt Wildenbruchs stark tönende, rhetorische Darstellungsweise. In jener Zeit, als er fast allein die deutsche Bühne beherrschte, konnte es scheinen, als greife er manchmal zur Novelle, um feinere Striche ziehen zu können, als sie im Drama möglich sind. Nun, wo er seltener für die Bühne schafft und immer stärker als Erzähler hervortritt, scheint es zuweilen umgekehrt, als brause er die temperamentvolle, gröbere Kraft, die früher über die Bretter stürmte, in Novellen aus. Wenn man die „Vice-Mama“ genauer liest, fällt einem stets auf, daß der Dichter jede Empfindung erhöht und unterstreicht, wie es der Dramatiker tut, damit sie ungebrochen und verstärkt wirken kann. Daß er ganze Szenen nicht novellistisch, sondern dramatisch gibt. Ein Beispiel findet sich z. B. auf Seite 36. Der „Hamster“ hat Georg von Drebkau einen Augenblick sehr gern. Der Novellist würde vielleicht erzählen, was in dem Hamster da vorgeht: am liebsten würde er den Kameraden küssen. Vielleicht macht er schon die unwillkürliche Bewegung, aber die Scham und der Stolz des Knaben kommen ihm dazwischen. Der Novellist also würde — viel feiner und wahrer — die Nuance geben; der Theaterdichter muß das erhöhen, vergröbern, das Gefühl in Handlung umsetzen, um es dem Zuschauer deutlich zu machen. Dasselbe tut

Wildenbruch an dieser Stelle: der Hamster küßt seinen Gefährten. Und wohlgemerkt: das geschieht nicht ganz impulsiv, sondern der „Hamster“ zieht den andern erst ins Gebüsch, damit niemand es sieht, und drückt dann seinen Mund auf die Knabenlippen.

Noch deutlicher entschleiert sich dem Laienauge die Tatsache, daß es für diesen Poeten keine Mitteltöne gibt, in der großen Szene, in der Georg von Drebkau zum erstenmal der Mutter seines Freundes gegenübertritt. Wie die Frau Majorin an diesem Nachmittag von jähem Haß zu ebenso jäher Liebe geschleudert wird, ist psychologisch sehr fein begründet, aber beides, Haß und Liebe, ist zu stark unterstrichen, drückt sich zu scharf und zu derb aus. Es gibt da so weite Zwischenreiche, die grade für den Novellisten — wieder im Gegensatz zum Dramatiker — fruchtbar sein können. Er braucht ja nicht immer „die hochgespannte, beinahe überreizte Stimmung“ (S. 154). Aber es gibt eben Dichter, die immer als „Donnerer“ wandeln, die auch in einer Knabenbrust etwas „toben, wühlen, rasen“ lassen (S. 162).

Mit diesen Worten soll die Kunst Wildenbruchs nicht herabgesetzt, nur gekennzeichnet sein. Es ist keine still rührende, es ist eine stark packende Kunst, die sich im übrigen in der „Vice-Mama“ von ihrer besten Seite zeigt. Und sie wird diesmal besonders viele bezwingen und erschüttern. —

Viel leiser rührt Gustav Falke, der Lyriker. Er ist ein Träumer und dem Tage nicht sonderlich ergeben. Über ein mühsames Alltagsleben muß ihn die Phantasie führen, die Göttin und Vertraute. Weicher Schönheit ist sein Herz zugewandt; Kampf und Streit, hartes und herbes liegt ihm nicht. Zum Dichter der Liebe fehlt ihm aufspringende Leidenschaft. Aber wundervoll gibt er Traumfrieden und Schönheitssehnsucht. Es ist charakteristisch, daß er nicht genug Flötenbläser aufziehen lassen kann. Das Sanfte und Weiche grade der Flöte entspricht seiner Art und Kunst. Das Sonnenglück, das reiche, schwere, stille, hat selten einer in schönere Verse gebannt. Oder er sitzt und sinnt einem Tageslauf nach. Oder er freut sich mit leisem Lächeln an Sonn' und Wind, an Kindern und Blumen.

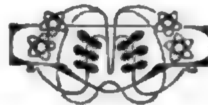
„Hohe Sommertage“ hat er sein neues Gedichtbuch genannt (Hamburg, Alfred Janssen 1902). Es ist sein fünftes; Falke selbst wird bald ein Fünfziger sein — spät hat er für einen Lyriker begonnen. Daß diese Gedichtsammlung ihn nicht von neuen Seiten zeigt, ist selbstverständlich. Es ist auch nicht nötig. Man soll sich freuen, daß einer rein die Flöte bläst und ihm nicht immer vorwerfen, daß er keine Trompete hat. Vieles in den „Hohen Sommertagen“ mag auch nur gut „gedichtet“ sein; manches ist weniger farbensatt und abgeklärt als früher Geschaffenes; ein „Sommerglück“, wie es „Tanz und Andacht“ brachte („Blütenschwere Tage zc.“) findet sich hier nicht. Das Schönste, was ich entdeckte, war ein kleines Gedicht „Zu Hause“:

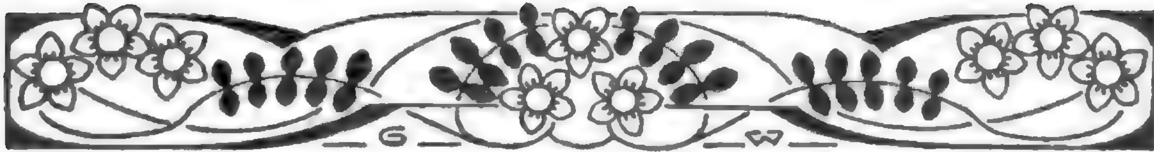
„Ich war, in tiefer Bitternis verwirrt,
In Not und Nacht vom Wege abgeirrt.

Ich blickte auf nach einem Trost und Schein,
Und alle meine Sterne schliefen ein.
Nur fernher klang ein leiser, weher Laut,
Dem hab ich meine Schritte anvertraut.
Ich war gerettet. Schmerz fand sich zu Schmerz.
Und weinend fiel ich wieder an dein Herz."

Auch „Heimkehr" und die „Musik" der vier Kinderfüße drängt sich warm an unser Herz. Schon deswegen sei das Büchlein, das nebenbei eine Reihe plattdeutscher Gedichte enthält, empfohlen, wenn der Dichtername diesen Band auch mehr stützt, als der Band den Namen.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über eine gute Sache, über die ich längst schon an dieser Stelle reden wollte. Im Verlage von Fischer und Franke, Berlin, erscheinen „Jungbrunnen"-Bücher, auf die es sich verlohnt hinzuweisen, weil sie wackre Helfer und Förderer deutscher Art sind oder sein wollen. In diesen Bändchen ist viel gesammelt von unsern besten Schwänken, unsern Volksmärchen, unsern alten Liedern. Sie wollen sein ein „Schatzbehalter deutscher Kunst und Dichtung". Gute jüngere Künstler haben sie meist trefflich illustriert. Da trifft man den wackren Bernhardt Wenig mit seiner derben, echtdeutschen Holzschnittmanier. Da schafft rüstig Georg Barlösius, der wohl zuweilen gar zu sehr an den größeren Josef Sattler erinnert, aber dort, wo seine archaisierende Art paßt, als Illustrator oft überraschend glücklich ist. Da erquickt man sich an Arpad Schmidthammers fröhlichem Humor. Da folgt man gern der feinen Linienführung Franz Staffens, der nur zu wenig plastisch wirkt. Und eine Reihe anderer Künstler schließt sich diesen an. Was sie illustrieren? Rübezahlmärchen und Münchhausens unsterbliche Geschichten, alte Balladen und Romanzen von Liebesleid und -Lust, Hans Sachsens Schwänke und Lieder der Minnesänger, deutsche Wander- und Kinderverse, Historien vom dummen Teufel und schöne Märchen von Andersen, Musäus, den Grimms — kurz, mit das Kräftigste, was wir an solchen nationalen Schätzen haben. Altes, was nicht veralten kann, — das eine für Kinderhand, das andere zur Erquickung der Großen. Wie es paßt, muß man schon selber aussuchen. Aber was sonst übergangen wird, sei hierbei gesagt: die hübschen Bände sind spottbillig. In richtiger Auswahl an Kinder gegeben, können sie viel Segen wirken. Sie führen zu ewig-frischen Quellen unseres Volkstums, sie können mitarbeiten an dem großen Werk, an dem wir alle uns mühen: eine nationale, rein deutsche Kultur, die uns unerschütterlichsten Halt gibt, immer mehr auszubilden und zu befestigen.





Vom deutschen Theater.

Von

F. Lienhard — Halensee.

II.

Ein Wort wider „Monna Vanna" und den Maeterlinck-Kultus. — Sarah Bernhardt. — Wildenbruchs „König Laurin".

Zola ist tot, Ibsen beginnt sich zu überleben. Die Vorstellungen und Bilder, die von diesen mehr kritischen Anklägern als schöpferischen Dichtern in die europäische Menschheit gesenkt wurden, verlieren an Zauber und Wirkungskraft. Das Land der Dichter und Denker wagt, sich langsam auf sich selbst und seine Gemütskräfte zu besinnen. Wir verlangen vom Dichter und Seher mehr als soziale Kritik in säuberlichen Dialogen oder brutale Schilderung in epischer Prosa; wir verlangen überragende und erhebende Geistes- und Herzens-Ideale; wir verlangen, daß der Dichter eine lichtvolle Persönlichkeit sei, aus der seine Worte und Werke belebend und befreiend ausstrahlen und Leben und Helligkeit anzünden, soweit sie reichen.

Nun, darin scheinen wir uns allgemach einig zu werden. Nun beginnt aber die schwierige und feinere, die praktische Frage, was und wo denn solches schöpferische Licht und Leben sei; eine Frage also nicht mehr der Auseinandersetzung und der Theorie, sondern des unmittelbaren Instinkts, des unmittelbaren Gefühls, das ja in der Ästhetik überhaupt obenansteht. Und hier offenbart sich die jetzige Verwirrung. Wenn in dem oder jenem Salon etwa Sudermann als „Klassiker" geschätzt wird, wie man das hören kann, so ist diese bürgerliche Vorbeugung vor dem Theater-Erfolg noch nicht schlimm. Wenn aber die ernsthafte, fachmännische Kritik in ihren Instinkten versagt und angenehm leuchtende, schön gearbeitete Talmi-Zierate als echtes Gold lehrhaft nachweisen will, so muß der ruhigere Beobachter, der sich einigen Abstand des Überschauens zu wahren weiß, eindringlich seine Bedenken äußern. Zola ist tot, Ibsen ist überlebt — aber ohne einen führenden Ausländer ist unserem Berliner Literatentum nicht wohl. Eine Zeitlang schien der Italiener d'Annunzio mit seinem — etwa an unseren Wilhelm Heinse (Ardinghello) erinnernden — krampfhaften, dekadenten, über-

reizten Schönheits-Kultus vordringen zu wollen. Aber er versagte mehr und mehr, besonders nach „Franzeska da Rimini", und behauptete sich nur einigermaßen im Roman, obwohl eine Eleonore Duse seine Stücke bei uns zur Geltung zu bringen suchte. Auch auf Strindberg hoffen Einige. Und Björnson ist noch zu berücksichtigen. Aber der Genius des Berliner Erfolges scheint den in Paris lebenden belgischen Franzosen Maurice Maeterlinck in den Vordergrund schieben zu wollen.

Maeterlinck verdient ein Gesamt-Urteil, ehe ich zu seinem neuesten Drama „Monna Vanna" übergehe. Nachdem sich die tonangebende Literatur der deutschen Großstädte am plumpsten Naturalismus übersättigt hatte, verlangten Mode und Nerven verwickeltere Reize. Der sogenannte Symbolismus setzte ein. Schattenhafte Gebiete, fast nur Silhouetten, schlichen über die Bühne, auf der kurz zuvor Holzschuhe gepoltert hatten; auch die Worte wurden mit kühler Bewußtheit verfeinert und verzärtelt, es wurde gewissermaßen nur Duft und Hauch aus dem Blütenreich der Sprache entnommen, so daß man in ein Geister- oder Traumland zu horchen wähnte. Aber alles mit kühlem Kunstverstand. Es war die Zeit, als bei uns Märchendramen Mode waren, wovon Hauptmanns „Versunkene Glocke" und „Hannele" am meisten hervorragten. Und in eben derselben Zeit drang Maeterlinck ein. Erst waren es geschlossene dramatische Gesellschaften, die seine Studien aufführten; es war Kost für Feinschmecker. Durch eintönig auf die Nerven wirkende Worte des Bangemachens, des Hinaushorchens auf Geräusche, des Hineinhorchens in dämmerige Seelenzustände, kurz, durch die Reize eines clair-obscur, das aber mehr obscur als clair ist, das den Schall des Wortes ins Geheimnisvolle verschwimmen läßt, wirkte Maeterlinck auf die Nerven unserer literarischen Kreise. Die fleischlosen Schatten, die er ausgehen ließ wie schöne Blasen aus Seifenschaum, bedingten auch seine wunderliche Psychologie; wie kann man auf die Echtheit hin kontrollieren, was die Leute einer solchen Traumsphäre tun oder nicht tun? Maeterlinck hat keine eigene Psychologie, er verfährt nach Willkür und Einfällen, nach Willkür, die sogar innerhalb ihrer selbst sprunghaft und unregelmäßig ist — ganz wie wir das bei den Gebilden eines Traumes gewohnt sind. Aber man könnte sich ja gleichwohl Märchen und Träume mit Freuden gefallen lassen, vorausgesetzt, daß sie uns mit einer Fülle von Gemüt, von Kindersinn, von Herzlichkeit zu laben wüßten. Indessen, wäre wohl ein Dichter des Gemüts, der Herzlichkeit, des reinen Kindersinns — man denke an den einsamen Wilhelm Raabe! — jemals ein Erkorener des großstädtischen Literatentums? O nein, hier weiß man gar nicht mehr, will es auch gar nicht wissen, was Herzensreinheit und Gemütskräfte sind und vermögen. Und so ist auch bei Maeterlinck nicht etwa überströmende und schöpferische Gemütskraft das Kennzeichnende; er ist Pariser, „das Weib" steht auch hier im Vordergrunde; Nerven-Kunst und bewußte Verstandeskunst, die mit ihren „Honigworten" sehr klug und haushälterisch zu verfahren weiß, ist seine Spezialität. Und diese künstlerischen Eigenschaften

Maeterlincks, diese weichliche Erotik, diese bewußte Technik also ist es, die ihn in den Vordergrund schob. Ein Voll-Mann steht nicht dahinter.

Wir wollen in unserer berechtigten, mit Bewußtsein scharf und deutlich gefaßten Abwehr dennoch nicht einseitig werden. Maeterlinck ist Sprachkünstler und weiß mit entsprechend gewählten Worten feinste Stimmungen zu erregen; dieses verinnerlichende Stimmungs-Talent ist seine Eigenart, obwohl mehr die Nerven als der seelische Organismus einer blutvollen Persönlichkeit dabei mitsprechen. Sehr süß, sehr zart, sehr verinnerlicht gelingen ihm da viele Sätze; es ist etwas Melodisches in seiner Sprache; auch die also geformten Gedanken haben etwas Vergeistigtes und Schein-Religiöses. Er sucht so etwas wie Seele. Dies gilt von seinen Dramen wie von seinen sanft-schönen Abhandlungen („Weisheit und Schicksal", „Der Schatz der Armen" u. s. w.). Das ist alles, was zum Lobe dieses nervenfeinen Spezialisten gesagt werden kann. Denn untersucht man nun den Gehalt, den er uns zu bieten versucht, so treten uns da die banalsten Wahrheiten entgegen, eingehüllt in schöne Worte, die in ihrer Seltsamkeit tief scheinen, deren Weisheitsgehalt jedoch nicht über die hausbackenste, meist sogar sehr anfechtbare Moral hinausgeht und auch nicht einmal schattenhaft an die Tiefe deutschen philosophischen Denkens heranreicht. Es ist mir unbegreiflich, wie gebildete deutsche Fachmänner Worte der Verzückung über dieses in jeder Beziehung ungare und halbreife Stimmungs-Talent schreiben können. Es gehört augenblicklich zum guten Ton, mit fast religiöser Weihe und Wortwahl von Maeterlinck zu sprechen; sogar die sonst so gern widersprechende „Zukunft" greift zum Sprachvorrat moderner Poesie in ihrem Stimmungsbericht über das Stimmungsgedicht „Monna Vanna"; die „Neue Deutsche Rundschau", eingeschworen auf Naturalismus und Symbolismus, überschreibt ihre Maeterlinck-Predigt: „Maeterlinck, der Erwachte und der Erwecker" und hebt mild-erbaulich also an:

> „Dichten ist Gerichtstag über sich selbst halten, dies Ibsenwort hat Maeterlinck in seinen neuen Schriften zu einer reinen und schönen Erfüllung gebracht. Dieser Künstler der dumpfen Aengste, der alle Schauer der Beklommenheiten, das Grauen gefesselter Seelen, den erstickten Jammer der Gruppen aus dem Tartarus mit lähmendem Bann verdichtete und darin ein Unvergleichliches erreichte, ließ sich an seinem Beschwörertum in dunklen Grotten und tiefen Gängen nicht genügen . . . In immer höhere, reinere Zellen zu steigen treibt es ihn. Voll bescheidenster Redlichkeit und Wahrhaftigkeit blickt er auf die Hüllen seiner Vergangenheit, in Demut faßt er seine Gegenwart ins Auge und vertraut einer Zukunft, die ihm vielleicht noch mehr zu verkünden weiß und um die er mit Einsatz aller Kräfte und einem edel gespannten Willen dient"

. . . Amen! Wenn unsere Abstrakt-Modernen in einem Anhauch von Frömmigkeit, in gut stilisiertem Aufsatz, die Hände falten — vor einem Weichling wie Maeterlinck, so wird das Schauspiel körperlich unangenehm. Welche Unnatur! Welche gezierte Künstelei! Wir eilen, uns mit „Monna Vanna" zu befassen und an einem Beispiel unser Unbehagen zu erhärten.

Pisa ist von einem Feldherrn der Florentiner schwer belagert und kann sich so gut wie nicht mehr halten. Der greise Vater des pisanischen Kommandanten Guido Colonna, angeblich ein platonischer Philosoph, ist als Unterhändler zu den Belagerern entsandt; er kehrt zurück und bringt das „Heil", die Rettung der Stadt: aber unter seltsamster, ganz unrenaissancehafter, man möchte sagen: unter modern-krankhafter, unter pariserischer Bedingung, die der belagernde Kondottiere Prinzivalli stellt. Die keusche, edle Monna Vanna, Gemahlin des pisanischen Kommandanten, soll nackt, nur mit dem Mantel bekleidet, heut Abend ins Zelt des Siegers hinauswandern, sich ihm überlassen und dann wiederkehren; dafür wird der Sieger einen großen Zug von Lebensmitteln und Munition der hungernden Stadt schicken und seines Weges ziehen. Das ist das „Problem"! Schon von Grund aus also ist das Stück teils unmöglich, teils widerwärtig durch diese Zuspitzung, deren Lüsternheit dem Charakter jener derben Zeit ganz widerspricht. Wann hätte ein Kondottiere der Renaissance unmittelbar vor einem gewaltigen Siege so läppisch gehandelt? Und wenn schon: wie kommt er dazu, zweihundert Wagen zu senden? Hat er das Recht? Was sagt sein Lager dazu? Und handelt er denn nicht im Auftrag der Florentiner, muß ihm das nicht bei den Florentinern den Hals brechen? Schwärme von nüchternen Fragen dringen da heran. Maeterlinck hat sich mit der Exposition Mühe gegeben: lichtvoll ist aber seine Darlegung nicht geworden. — Aber gut, nehmen wir die unmögliche und unklare Sachlage als Phantasie an und gehen wir an den Punkt, worauf es dem Weichling von Dichter ganz allein ankommt: wie wird sich nun Monna Vanna zu diesem Antrag verhalten? wie ihr Gemahl? wie die Stadt? Das ist die pikante Erörterung im ersten Akt. Der einzige, der hier einigermaßen natürliches Empfinden äußert, ist der Gemahl, der infolgedessen bei Dichter und Kritik schlecht bestand und am Schluß verdientermaßen betrogen wird. Als ihm sein eigener, weißbärtiger Vater und angeblicher Philosoph diesen schandbaren Antrag überbringt, ist er erst sprachlos, tobt dann, will nichts gehört haben und trifft, zur Tagesordnung übergehend, die Vorbereitungen zum letzten Kampfe. So muß ein Held und Mann sprechen; wir atmen befriedigt auf. Aber wie unreif sind wir doch! Maeterlincks Philosoph hat tiefere Ansichten über diesen Fall: dieser ehrlose Feigling im Silberhaar — denn das ist er — hat die Sache bereits der Signoria mitgeteilt, hat sie bereits dem Volke erzählt, hat sie bereits Monna Vanna beigebracht — und nun kommt er zu dem, zu dem er in jeder Hinsicht zuerst kommen mußte: zu dem Gatten. Außerdem hat er dem siegreichen Belagerer versprochen, zu Folter und Tod zurückzukehren, wenn es ihm nicht gelänge, seinen Sohn zu bestimmen. Mit alledem will er von vornherein Guido, den Mann, der als Gatte und als Kommandant das erste und oberste Recht hat, über seine Frau und diesen Antrag ein Wort zu sagen, etwa nach stiller und schwerer Beratung mit der unglücklichen Gattin (wenn es dessen überhaupt bedurfte!) zwingen. Einen unangenehmeren Schurken und Feigling hat die dramatische Literatur und Dichtung

selten gezeitigt; der Kuppler in „Troilus und Cressida“ ist daneben ein harmloser Naturbursch. Maeterlinck aber nennt den Mann einen Philosophen. Wohlan, gehen wir auf der widerwärtigen Bahn weiter. Warum redet der Philosoph zu? Dreißigtausend Menschen sind ihm wichtiger. Was an den 30000 Menschen? Ist nicht die Ehre der Dreißigtausend in und durch diese Eine Verunehrte besudelt und befleckt? Und bedingt ein heldenhafter Kampf schlechterdings den Untergang aller Dreißigtausend? Und, o Philosoph, ist ein Leben, durch Schande erkauft, wirklich so wichtig? Nun, Magen und Körper der Dreißigtausend werden also gerettet. Sie schicken die schönste, reinste und vornehmste Ehefrau ihrer Stadt in die Schmach hinaus, sie schicken in ihr gewissermaßen die Krone und Zusammenfassung der pisanischen Werte — (wie etwa Nero wünschte, daß das römische Volk einen einzigen Nacken hätte, damit man Zehntausende mit einem Schlag treffen könne) — in die Beschimpfung hinaus und lassen sich, sich selber, in ihr, in einem schwachen Weibe, schänden. O wackere Dreißigtausend, wert des Daseins! Aber das alles kommt Maeterlinck und seinem befürwortenden „Philosophen“ nicht zum Bewußtsein. Das traurig Neue an dem allem, entstanden in den entnervenden Tagen der „freien Liebe“, liegt wo anders: ihm ist der sogenannte „geschlechtliche Alleinbesitz“ im Grunde gar nicht wichtig, weil er in seinem zerfließenden, erotischen Schönheitskultus, in Honigworten und Honigträumen, verweibt ist und die Organe des Charakters und der Persönlichkeit absterben ließ. Das Volk und die Signoria sammeln sich also und erwarten von Monna Vanna die Antwort: sie kommt und erklärt schlicht und knapp: „Ich gehe.“ Warum? Sie will die Stadt retten. Guido macht Versuche, vor allem Volke, sie zurückzuhalten, glaubt einen Augenblick an besonderen Heroismus bei ihr, daß sie etwa den Wüstling töten würde — nichts von alledem. Sie will gehen, um die Stadt zu retten; und sie wird morgen früh wiederkommen. Nun, ein furchtbarer Entschluß, zugegeben: wie kommt sie dazu? Was geht in ihr vor? Wär' es nicht ihre erste Pflicht, da sie nicht für sich allein zu leben und zu bestimmen hat, mit ihrem Gatten, unter vier Augen, in schwerster Unterredung (eines großen Dichters wäre das würdig!), diesen Willen zur Schmach mitzuteilen? Müßte das nicht eine erschütternde Abschiedsszene werden — und zwar für immer? Nichts von alledem! In unkeuscher Offenheit vor allem Volke wird das mit unklar allgemeinen Worten abgetan und nicht besonders begründet, als daß sie die Stadt „retten“ will. Mit ihrem Gatten spricht sie sich nicht besonders aus, der Dichter hält sich hier überhaupt nicht sehr lange auf. Sie geht.

Diese Exposition ist bezeichnend; und die beiden weiteren Akte sind eine würdige Fortsetzung. Mit höchster Spannung wartet das versammelte Theater-Publikum auf die Szene im Zelte: sie bildet nach alledem den pikanten Höhepunkt und Hauptreiz. Und dieser unreine Reiz in Verbindung mit der ungesunden Problemstellung und mit einer gewissen Wirksamkeit der nüchtern-schönen Sprache und Gesprächsform — das ist es, der dem Stück immerzu volle Häuser verschafft. Monna Vanna kommt, traumhaft kommt sie. Aber Prinzivalli, ein gebildeter

Idealist (seltsam!), ist weder brutal noch lüstern; er „liebt" sie, er hat sie einmal als Kind gesehen; sie blieb der unerfüllte Traum seines Lebens. Unerhörte Überraschung für uns! Aber die Überraschung liegt wieder wo anders, als dem Verfasser bewußt wird: dieser Feldherr liebt sie? Er liebt sein rauhes Leben hindurch idealisierend ein fernes Eheweib und demütigt sie nun durch solche öffentliche Schande? Sonderbare Form von „Liebe!" Man vergleiche, wie der Florentiner Dante die gleichfalls früh entrissene Beatrice mit zartester Achtung im Herzen behielt und in seinem Himmelsgedicht an ihrer Hand in die reinsten Sphären emporstieg! Hier aber: — sie sitzen beisammen auf den Fellen des Zeltes und plauschen munter und kindlich von alten Zeiten! Ich wollte, sie hätte nur die Hälfte der Worte, die sie hier mit Prinzivalli verplaudert, ihrem Gatten gegönnt, ehe sie auszog! Und nun kommt eine neue Überraschung, die — wiederum ohne daß es dem Dichter bewußt wird — auch diesen philosophisch gebildeten Feldherrn einfach als Schurken offenbart. Wir erfahren, daß seine Lage sowieso unhaltbar ist, daß er vor den Florentinern flüchten muß, daß er die Florentiner durch die Sendung dieser Wagenladungen nach Pisa flott verrät (was man ja gleich wissen konnte), weil sie auch ihm nicht treu sind — und daß es nun wohl das beste sein wird, er flüchte mit Monna Vanna nach Pisa und suche Schutz bei seinen bisherigen Feinden! Auf diese Stunde habe er sich gefreut sein Leben hindurch, sagt er; aber mit einem Kuß auf die Stirne begnügt sich der Edelmann — und die zwei Traumgestalten wandeln davon ins lichterhelle Pisa, wo die Wagen inzwischen bereits jubelnd geleert werden. O Renaissance!

Nun steht uns die dritte Überraschung in diesem unmöglichen Stück bevor. Von den jubelnden (sie sollten sich schämen!) Pisanern lärmend begleitet, die den feindlichen Feldherrn an ihrer Seite merkwürdigerweise weder beachten noch erkennen, kehrt Monna Vanna fröhlichen Herzens zu ihrem Gatten heim und glaubt eitel Freude zu finden, glaubt auch den edlen Prinzivalli, der sie ja nicht berührt habe, mit herzlichster Umarmung aufgenommen zu sehen. Aber der Gatte ist leider noch nicht so kindlich oder so reif. Er versteht das einfach nicht; er glaubt ihr nicht. Und wir nehmen ihm das wahrlich nicht übel. Wir wundern uns sogar, daß er den Mann, der ihm soviel Seelenschmerz bereitet hat, der ihn so tief gedemütigt hat — ob er die Frau berührt oder nicht: die Schmach bleibt! — nicht sofort niederstieß. So waren die unverträumten Menschen im Lande Benvenuto Cellinis! Er greift an den Kopf und verbeißt sich darauf, ihre Schande eingestanden zu hören; sie erklärt feierlich: „Dieser Mann hat mich nicht berührt, weil er mich liebt." Wieder erwarten wir Begründung, Unterredung, stille Worte mit dem Gatten, wie sich das von selbst verstehen sollte. Nichts dergleichen. Er endlich, in seinem Zorn und Schmerz, befiehlt, den Feind ins tiefste Verließ zu werfen und foltern zu lassen, bis er gesteht. Und jetzt ist für Vanna der alte, berühmte, romanhaft bedeutende Augenblick da, wo es blitzhaft über sie kommt: dieser Mann (ihr Gatte) hat mich nie geliebt! Er glaubt mir nicht! Was tut also eine ehrbare Frau, keusch wie Madonna Vanna? Sie

betrügt den Gatten. Sie flüstert hastig — Prinzivalli zu: „Ich bin dein, ich liebe dich, ich werde dich befreien, wir entfliehen!“ Und nun lügt sie, lügt, die reine Monna Vanna: „Ja, ich habe gelogen, der Mann hat mich besessen, feig, niedrig! Ich sann auf gründlichere Rache und lächelte ihm zu ... Um ihn hierher zu verlocken, mußt ich ihn verhätscheln wie ein frommes Lamm ... Nun ist er in meinen Händen, nun ist er meine Beute!“ Der greise „Philosoph“ steht neben ihr und flüstert ihr Beifall zu! Sie bedingt sich den Schlüssel aus, sie will Privatrache an ihm nehmen — — und mit dem fast cynischen Wort: „Es war ein böser Traum, der schöne fängt jetzt an“ — nämlich Flucht mit Prinzivalli und Betrug des Gatten — „der schöne fängt jetzt an“: mit diesem zweimal bedeutsam und verlogen gelächelten Wort der reinen, keuschen, schönen Monna Vanna werden wir entlassen.

„Le beau va commencer“ ... Will man es symbolisch fassen und Maeterlinck als Priester und Verkünder solcher verträumten und verlogenen „Schönheit“ verehren — glückauf! Wir können uns jede Auseinandersetzung sparen. Wir verstehen uns nicht, nicht in einer einzigen Grundempfindung.

Übrigens freue ich mich, meinem Urteil hinzufügen zu können: daß wenigstens eine Frau (Elisabeth Gnauck-Kühne) sich gedrängt fühlte, im „Tag“ eine flammende und gut begründete Antikritik gegen die Berliner Lobkritik zu veröffentlichen. Sie steht fast allein da. Die Kritik, soweit ich sie übersehe, mit Ausnahme Weniger, ist mit dem Dichter gegangen; und das „Deutsche Theater“ hat einen starken Erfolg. — —

Nun zu anderen Dingen, die leider nicht erquicklicher sind als dieser vernebelte und unreinliche Maeterlinck-Kultus. Sarah Bernhardt ist eine Woche hindurch allabendlich auf der Königlichen Bühne zu Berlin aufgetreten, unter lebhaftem Zuspruch besonders jener Elemente, die jeder Erstaufführung beiwohnen müssen, zumal wenn der Preis der Eintrittskarte erhöht (der Parkettplatz kostete diesmal 15 Mark). Künstlerisch entsprach ihr Erfolg nicht den Erwartungen. Die Presse hat nicht immer in höchsten Lobworten von der freilich bereits 61 jährigen Künstlerin gesprochen; und gar ihr „Hamlet“ wurde abgelehnt. Aber ihr Auftreten ist von bezeichnender Bedeutung. Und, so leid es mir tut, wiederum Sätze der Ablehnung und des Unbehagens formen zu müssen, die Sache erheischt Worte des Bedenkens.

Sprechen wir zunächst aus, was sich zum Lobe dieser bekanntesten Pariser Bühnenkünstlerin sagen läßt. Im Durchschnitt ist dem Berliner Kritiker und Laien ja so gut wie versagt, überhaupt versagt, über eine Künstlerin endgültig zu sprechen, deren Nation und Sprache, deren „Milieu“, wie man sagt, so völlig verschieden ist von unserer deutschen Art. Wir können nur Eindrücke wiedergeben. Aber gerade dieses Unklar-Fremde, dieses Halb-Verstandene, lockt unser deutsches Publikum; im Bannkreis der Suggestion, daß etwas „weit her“ und „hochberühmt“ sei, werden in unserem Lande die Augen groß, die Herzen schlagen rascher, die Nerven spannen sich, man nimmt sein bißchen Schul-Französisch zusammen — und Feinheiten werden in diesem allgemeinen Spannungs-Zustande

entdeckt, die gar keine Feinheiten sind. So leicht lassen sich zumal die Deutschen vom Ausland hypnotisieren. Sie sind, als Individualitäten, nicht kaltblütig genug, um sich unter allen Umständen ihr eigenes Urteil zu wahren — erst recht zu wahren, trotzig zu wahren, wenn Presse, Reklame und Sonder-Interessen offenkundig für einen Einzelfall Lärm schlagen, wie wir es etwa in den Tagen des Dreyfus-Prozesses nicht eben würdevoll erlebt haben.

Sarah Bernhardt ist eine sehr bedeutende Künstlerin, eine echte Künstlerin, daran ist kein Zweifel. Ihr Ruhm ist nicht bloß Reklame-Erfolg, obwohl sie auch darin, wie man sagt, sehr bedeutend sein soll. Man darf sie auch nicht mit der innerlicheren, seelenvolleren Duse vergleichen; noch weniger etwa mit der energischer zugreifenden, echten Pariserin Réjane. Auch Virtuosinnen wie Frau Hading (Paris) oder Savina (Petersburg), die ich gleichfalls in der dankbaren Rolle der sentimentalen Kameliendame gesehen, können zum Vergleiche nicht herangebeten werden. Ihre eigenartige Kunst besteht in einer fein durchgeführten Rhythmik und Melodik ihrer Worte und Bewegungen. Die Gewänder fließen rhythmisch um sie herum, ihre Armbewegungen, ihre Pose, ihre Körperstellung, ihr Spiel mit Fächer und Fächerband, aber auch ihre Worte, ihre Pausen, ihre Geberden — alles bildet ein sorgsam durchdachtes und geschmackvoll durchgearbeitetes Gewebe von Rhythmus und Melodie. In der Alexandriner-Tragödie wird ihr Deklamieren vollends zum Singe-Ton; sie setzt bei jeder Zeile auf bestimmter Note ein, hält den Ton fest bis zu einem bestimmten Punkte — und markiert Leidenschaft einfach durch (bewußt) heisere, prosaische Dissonanzen und Mißakkorde, zu denen sich eben so zerrissene Bewegungen gesellen. So erfreut sie Auge und Ohr und guten Geschmack. So bleibt sie mit künstlerischem Bewußtsein an der Oberfläche und nimmt sich zwar auch etliche Seele und Tiefe hinzu, aber nur so viel, als sie brauchen kann, um den Überblick über dies Tongewebe der Außenseite nicht zu verlieren.

Aber wo ist da die innere Größe? Wo ist da jenes von innen herauswachsende Heldentum seelischer Kraft und Kämpfe, wie es uns an shakespearischen Charakteren packt? Wo ist da vollakkordige Leidenschaft? Leidenschaftlichkeit, ja, Temperament, ja: aber das sitzt ja alles nur in Nerven, Kehle und heftigen Geberden, durchflammt jedoch nicht den gesamten Organismus, flammt vor allen Dingen nicht vom Herzen empor. Und so war denn ihre „Kameliendame" des seichten Dumas ausgezeichnet; aber schon ihrer „Phädra" fehlte wahrhaft markige Kraft und Größe. Zu viel Form, Bewußtheit und feiner Kunstverstand!

In die Aufregungen darüber, daß Sarah Bernhardt am Königlichen Schauspielhause auftreten durfte, vermag ich nur zum kleineren Teile einzustimmen. Man hätte es, nach den bekannten französisch-chauvinistischen Äußerungen dieser Dame, vermeiden sollen, sie grade auf diese Bühne einzuladen. Ob die Künstlerin selber Charakter hat oder nicht, ist ja ihre Sache; aber die Hofbühne des deutschen Kaisers ist denn doch ein ausgesetzter Posten.

Freilich, Frau Sarahs Gewinn, wie in den Blättern erwähnt wird, belief sich pro Abend auf etwa elftausend Mark; Siegmund Lautenburg vom Residenz-

theater, der grundsätzlich französische Zweideutigkeiten aufführt, hat das Geschäft vermittelt. Ich weiß nicht — man muß doch fühlen, daß bei alledem ein Beigeschmack ist, den man mit dem Namen „Königliche Bühne" nicht gern in Verbindung sieht! Wo sind die einheimischen künstlerischen Gegengewichte, die ebenso „sensationellen" deutschen Leistungen, die bedeutenden Neuheiten, die das Königliche Schauspielhaus dem gegenüber zu setzen hat? Die kleinen Schwatz-Talente von Paris, wie Capus, Brieux, Hervieu, Clémenceau u. s. w., verdrängen sowieso mit ihrem Unernst die Entfaltung eines bedeutenderen, ernst gearteten Geistes; unser Empfinden für Größe und Stolz stirbt immer mehr ab; das Publikum, durch Wassersuppen verdorben, verliert immer mehr Verständnis und Lust an weithorizontigen Schöpfungen — es ist ja gar nicht abzusehen, wie das noch enden soll! Und die Königliche Bühne, statt uns freudig zu helfen im Kampf um jene Ideale, die unser kaiserliche Herr immer wieder in seinen Reden hochhält (z. B. wieder bei der Einweihung der Hochschule für bildende Kunst und Musik), schwimmt nach Möglichkeit mit und ist in ihren Neuheiten so farblos und zaghaft, als es nur angeht. — —

Endlich ist nun Wildenbruchs „König Laurin" im Königlichen Schauspielhause zu einer stürmisch begrüßten Erstaufführung gekommen, unter glänzender Ausstattung und vortrefflichem, nur etwas zu gedehntem Spiel. Welch ein Gegensatz zu der Art, wie der leise Maeterlinck seinen gleichfalls geschichtlichen Stoff anfaßt! Bei Maeterlinck ist alles Seele und Nerv, Zwiegespräch zwischen Wenigen, verfeinerte Sprache bis zur stilistischen Manier, eine einzige Innenlinie eines Suchens nach „Schönheit" oder „Liebe", freilich merkwürdiger Färbung: — hier aber eine fast nicht zu übersehende Masse von Stoff, Gestalten und Geschehnissen. Wildenbruch betrachtet die Massen zunächst und vorwiegend von außen, mit dem Blick eines Schlachten- und Al Fresco-Malers, der seine Gruppen sichtet und verteilt um einen Mittelpunkt und den mit dem Wesen seiner Gestalten nur verbindet der gleiche nationale Atem. Dieser vaterländische Grund, auf dem wir bei Wildenbruch mit festen Füßen und starkem Bewußtsein stehen, ist das Erste, was uns an ihm erfreut; eine Begeisterungsfähigkeit für seine Stoffe, die dadurch wieder begeistern, besonders das heranwachsende Geschlecht, eine offene Männlichkeit, ein edler Sinn, eine Ehrlichkeit, die herzlich erquickt, auch wo er fehlgreift, ein tapferes Zugreifen — das alles sind Eigenschaften deutscher und männlicher Art, die dem Menschen, Schriftsteller und Dramatiker Wildenbruch einen ehrenvollen Sonderplatz in unserem verweichlicht und raffiniert gewordenen Künstlertum der Gegenwart anweisen. Mit warmem Herzen verfolgen besonders wir vorerst Wenigen, die wieder um eine Erneuerung unserer Dichtung in gesundem Volksgeiste und männlichem Idealismus kämpfen, Wildenbruchs so völlig vereinzeltes Ringen um das Helden-Drama, um das historische Drama großen Stils, um eine Sache also, die nahezu gänzlich vom moralischen oder sentimentalen Kleinkram des Stubendramas, des Elend- und Ehebruchsdramas und — ich möchte die derbe Form bilden: des Waschlappen-

Dramas verschüttet ist, allerdings zu Gunsten der Entwicklung eines verästelten Dialogs, einer säuberlichen Zustandsschilderung und intimster seelischer Beobachtungen. Und hier setzt nun unser Bedauern ein. Denn von Tadel will ich nicht sprechen, unser Bedauern, sag' ich nur: daß Wildenbruch von diesen unstreitigen technischen Verfeinerungen — wir wollen nicht sagen: nicht gelernt hat, wenigstens aber nicht sich anregen ließ, auch *seine* Stilart aus eigener Kraft technisch zu verfeinern, den Schwerpunkt immer mehr vom bloß Stofflichen hinweg auf die *einfach*-große Linie, auf weniger zahlreiche, aber um so blut- und seelenvollere Gestalten, auf eindringlichere und kunstvollere Sprache zu verlegen. Denn wir müssen *eindringlich* zu unserer verfahrenen Zeit zu sprechen bemüht sein, mit haftenden und jeden einzelnen Hörer in seinem Mark und Wesen anpackenden Worten, die darum gar nicht laut und stürmisch-flüchtig zu sein brauchen. Hier ist Wildenbruchs Schwäche. Sein dramatisches Temperament hat zu wenig ein feines, starkes Stillesein entwickelt. Seine Helden sind zu unruhig; es entfalten sich zu selten — worin Schiller so groß war — bedeutsam tiefe Gespräche auf Höhen der Geschichte; seine Charaktere handeln nicht ungebogen und ungebeugt von innen heraus — wie etwa die hierin typischen, starren Naturen Hebbels. Einige Zwiegespräche in der „Tochter des Erasmus" (z. B. Erasmus im letzten Akt) ließen diese vertiefende Vereinfachung noch erwarten. Aber „König Laurin", der gewaltige Stoffmassen bewältigt, bedeutet darin kein Weitergehen.

Der Titel ist Gleichnis. Wie Dietrich von Bern, der beste Ostgothe, den seelisch und körperlich dunklen, widrigen, aber starken und schlauen Zwerg Laurin im Rosengarten bändigte, so wäre es eigentlich des Ostgothen-Volkes Aufgabe, das byzantinische Römertum und all die dort angesammelte Fäulnis und Falschheit zu zermalmen, der Welt zum Heil, und eine reinere und stärkere Kultur an deren Stelle zu setzen. Aber — das eben ist das Trauerspiel, das nun einsetzt und mit grellen Schmerzenstönen (übrigens nicht ganz geschichtegemäß) endet. Amalasunta, des großen Theoderichs Tochter, Regentin der Ostgothen, ist die Heldin (der Geschichte nach ermordet 534 von Theodat). Sie hat erkannt, daß ohne Eintritt in feinere Sitten ihr Volk aufgeschlungen werden wird von dem nachwirkenden Geiste altrömischer Kultur; sie beschließt, anknüpfend an eine leise Verbindung, dem Kaiser Justinian Herz und Volk anzutragen. Und sie fährt in blindem Vertrauen hinüber in das Gewimmel des parteizerrissenen Byzanz, als einsame Königs-Seele die gleich einsame Kaiser-Seele zu suchen. Germanischer Idealismus! Ihre stille Liebe zum Gotenjüngling Amalrich wird von der Königin gewaltsam unterdrückt. Er aber folgt ihr, verborgen im Schiffsraum. Und nun, drüben in Byzanz, ist einen Augenblick das Drama auf vollster Höhe: Zwiegespräch zwischen Justinian — den wir einen Akt zuvor als ganz im Banne der Sinnenbrunst, im Banne einer emporgestiegenen Wildkatze von Straßendirne (Theodora) befangen erkannt — und dieser ruhigstolzen Edelblume von germanischer Königin. Hier schlug uns das Herz höher:

nun heraus, Dichter! nun laß uns von königlichen Höhen über die Welt dieser wirren Völkerwanderung, über das Königliche in unseren eigenen Herzen schauen! Und da bricht Wildenbruch ab, da läßt er wieder einmal von außen die Entwicklung weiterschieben. Der verfolgte Amalrich stürmt herein; das Gespräch, die Handlung, das ganze Drama geht unter in Verwicklungs- und Staats-Tragödie! Wie schade! Theodora gewinnt beherrschenden Einfluß; Amalrich, der Geblendete — es wirkte erschütternd und peinlich! — wird der betrogenen, überlisteten Amalasunta im Schluß-Akt vorgeführt, unfähig die Schmach zu rächen, daß an der Stelle, wo die Gotenkönigin sitzen sollte, eine Straßendirne als Kaiserin Platz genommen. Wohl erwischt der Blinde ein Schwert, er flammt noch einmal auf, der geschändete Held — aber unter den Stichen der Hochzeitsgäste enden zwei große Seelen, zwei Edelinge auserwählter Art. So endete wenige Jahrzehnte später das ziellose, in sich uneinige, in die Mittelmeer-Kultur versprengte Heldentum der Ostgothen, als der letzte Gotenkönig Teja am Vesuv dem oströmischen Eunuchen Narses erlag.

Ein großer tragisch-geschichtlicher Grundgedanken ist hierin nicht zu verkennen. Wildenbruch weiß mit weiten Blicken zu schauen. Aber im Verlaufe der Ausführung versagt gar vieles. Einen Hauptfehler dieses „König Laurin" erkenne ich darin, daß Justinian und sein Byzanz zu erbärmlich geraten, oder besser: mißraten sind. Sinnlichkeit — wohl, diese Eigenschaft müssen wir an ihm schauen. Aber wir müssen denn doch auch etwas spüren, hören und erleben von des Kaisers staatsmännischer Kraft; es steht hinter dem Mann die große Idee des römischen Kaisertums, die muß ihn für unser Gefühl erhöhen und zu einer Art von unpersönlichem Helden machen gegenüber dem persönlichen, ideenlosen Heldentum der gothischen Draufgänger und Idealisten. So hätte Held wider Held gekämpft. Hier aber — der Liederlichkeit und Lüge, die nicht viel mehr ist als kostümierte Liederlichkeit und Lüge, erliegt ehrlich Heldenblut. Das ist traurig, ist häßlich, erregt unseren Zorn und befreit nicht, ist kein ehrliches Spiel — ist keine Tragik. Nur wo Heldenart untergeht im trotzigen Heldenkampfe wider ein mächtigeres Schicksal oder mächtigere Leidenschaften, mit denen es sich durch innere Gegensätze verfeinden mußte, da nur ist Tragik. Dies Zusehen eines gleichwertigen Kampfes befreit und stählt uns. Ob überhaupt im letzten Grunde das Verflüchtigen jener abgesprengten Germanenteile (z. B. Vandalen unter Gelimer, Ostgothen unter Teja) zu tragischer Behandlung geeignet ist? Wir wollen freilich nicht verkennen, daß die wild-sinnliche, ränkevolle Theodora so etwas wie gleich mächtige Leidenschaft des Gegensatzes zu Amalasunta bildet, und damit das Gleichgewicht etwas in Ordnung bringt; aber dieser Kaiser —! Und, alles in allem, die Grundlinien und des Dramas Grundidee, die ich in Obigem darlegte, treten nicht übersichtlich und stetig genug hervor, gehen unter im Wirrnis der vielen Personen, Reden und Geschehnisse, so daß sie nicht eindringlich und gesammelt genug auf unser Empfindungsleben wirken. Mehr Tiefe und Wucht nach innen hätten wir gewünscht, weniger Breite.

Nun, wir sind voll stiller Hoffnung, daß die nächsten Jahrzehnte das Werk des tapferen Wildenbruch, der so lange allein das hohe Drama dieser Art zu pflegen sich mühte, mit vollem Erfolge durchführen werden. Andere werden nachwachsen. Und für ihren und unseren Geist die öffentliche Anteilnahme so lange wach zu halten, wird inzwischen unsere Aufgabe sein.

Jugendschriften.

Aus dem rührigen **Jugendschriften-Verlag von Loewe** in Stuttgart (Ferdinand Carl) liegen mir acht mit Sorgfalt ausgestattete Bücher zur Würdigung vor. Die Illustrationen halten den Standpunkt der siebziger und achtziger Jahre fest und sind durchweg achtbar, manche sogar recht hübsch. Auch textlich pflegt dieser Verlag das gute Genre des Herkömmlichen. Abgerechnet von Paul Arndts Bearbeitung der **Rübezahl-Schwänke,** die in 4., und J. A. C. Löhrs **„Erzählungen für Kinder"** — und zwar kleine —, welches bereits in 3. Auflage vorliegt, gibt sich das übrige als Neuigkeiten. Da geht vorweg ein höchst solides „unzerreißbares" Leporello-Album mit guten Buntdrucken für den ersten Anschauungsunterricht, **„Für mein Kind"** betitelt. An das erste schulpflichtige Alter wendet sich, neben Löhrs hübsch und frisch gezeichnetem Allerlei aus dem Familienleben, **„Unser Dorchen"** von Martha Giese, ein novellistisch gesehenes, sehr fein empfundenes und intim beobachtetes Kindererlebnis, das nicht ohne dichterischen Wert in der Wiedergabe ist. Die Verfasserin hat schon durch ihre früheren Arbeiten bewiesen, daß sie zu den erfreulichsten Begabungen auf diesem besonderen Gebiete gehört: nur wenige wissen so wie sie Kinder, namentlich das kleine Mädchen, ernst zu nehmen. Das Buch ist früher einmal unter dem Titel „Für Mütterchen" im Handel gewesen. Recht munter geschrieben ist die Backfischgeschichte **„Gustel, Gretel und ich"** von Käthe v. Banker: Der bekannte Ferienbesuch auf dem Lande, der hier einem Stadtdämchen beibringen soll, daß dort auch Leute wohnen, die man gesellschaftlich voll zu nehmen hat — mit ergötzlichen und lehrreichen, wenn auch nicht sonderlich originell erfundenen Erlebnissen. Auf die Darstellung hat wohl die „Berliner Range" etwas abgefärbt. Die vier Novellen, die Elisabeth Galden in **„Aus rosiger Zeit"** vereinigt, sind stofflich aparter und werden kleine Fräulein sicherlich fesseln, arbeiten zumteil mit wirklicher Novellentechnik uud sind gesund erzählt. Die Bücher der Verfasserin werden ja gern gelesen. Zu diesen Gaben für Mädchen kommen noch zwei Werke für Knaben: **„Der Schatz am Orinoko"** von Friedr. J. Pajeken und **„Der Knabenfreund"**, ein anthologisches Allerlei, das Otto Promber zusammengestellt hat. Der „Schatz am Orinoko" ist natürlich eine der beliebten Abenteuer- und Indianergeschichten, mit gut beobachteter tropisch bunter Lokalfärbung und spannend erfundener Handlung, mit achtungswerter Charakteristik der Personen und pädagogisch angelegter Grundtendenz — eine empfehlenswerte Vermehrung der stattlichen Zahl ähnlicher Erzeugnisse aus der Feder des beliebten Autors. In seinem „Knabenfreund" hat Otto Promber für eine jüngere Altersstufe vielerlei Unterhaltendes und Belehrendes zusammengetragen, mit sicherem Verständnis für den Bedarf seines Publikums; der Text macht durchweg einen knappen, frischen Eindruck.

Alles in allem nichts überraschendes, doch dürfte der Weihnachtstisch kaum viel besseres an Neuheiten aufzuweisen haben. Victor Blüthgen.

Bücherschau.

Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger, von ihm selbst erzählt. Herausgegeben von **A. Schowalter.** Mit dem Bildnis des Präsidenten in Lichtdruck. Verlag von J. F. Lehmann. München 1902. Schön in Leinwand gebunden M. 6.—.

Der Verleger schreibt: Wie Bismarcks Lebenserinnerungen für das deutsche Volk ein abschließendes Werk bildeten, so sind Krügers Lebenserinnerungen für seine Stammesgenossen und für alle Burenfreunde in der ganzen Welt der Schlußstein in der Beurteilung der südafrikanischen Verhältnisse. Meisterhaft hat es Krüger verstanden, durch eine klare Beweisführung zu zeigen, wie England kein Mittel scheute, das erstrebte Ziel zu erreichen, und wie nötig es ist, vor diesem Freunde auf der Hut zu sein. Krüger selbst hatte England von Anfang an durchschaut und bot alles auf, sein Vaterland vor seiner Umklammerung zu bewahren. Wenn schon Krüger den einzelnen Engländern Gerechtigkeit widerfahren läßt, so ist sein Urteil doch über die Hauptträger von Englands Politik geradezu vernichtend. Sonst merkt man dem Buche an, daß jedes Wort auf die Goldwage gelegt ist und daß Krüger nichts sagt, was in seinem Volke Zwietracht erwecken könnte. Wenn trotz der furchtbaren, mit unantastbarem Material belegten Anklagen die Nachfrage nach dem Werke gerade in England eine ganz außerordentlich starke ist, so erkennt man wohl daraus, daß es auch dort Leute gibt, die noch eine gerechte Kritik vertragen.

Krügers Lebenserinnerungen bilden zugleich den ersten Band des abschließenden Werkes über den Burenkrieg „Im Kampfe um Südafrika". Neben der deutschen Originalausgabe wird das Buch auch in autorisierten Ausgaben in holländischer, englischer, französischer, dänischer, schwedischer, norwegischer, finnischer, italienischer, portugiesischer und tschechischer Sprache erscheinen. In Rußland, Rumänien und Serbien wird es verschiedentlich nachgedruckt. Die Nachfrage nach dem Werke ist eine ganz außerordentlich große; es gingen allein von München nach Leipzig nicht weniger als 80 Kisten im Gewicht von je 10 Zentnern ab. 14 Schnellpressen waren ausschließlich mit dem Druck beschäftigt. Würde man alle Bände des kompletten Werkes aufeinanderlegen, so gäbe es einen Stoß von 4000 Meter Höhe. Das Buch geht als ein Weltbuch hinaus.

Durch Indien ins verschlossene Land Nepal. Ethnographische und photographische Studienblätter von Dr. **Kurt Boeck.** Mit 36 Separatbildern, einem Panorama und 240 Abbildungen im Text, sämtlich nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, sowie einer Kartenskizze. Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig 1903. M. 10.—.

Ein ganz wundervolles Buch! Ja, ein bewundernswertes! Die Feder hat dem Verfasser nicht genügt, obwohl er damit zu malen weiß, wie nicht viel Andere; er hat auch so unermüdlich und so geschickt den photographischen Apparat zur Veranschaulichung der auf 5 Indienreisen von ihm studierten Länder und Völker, von Ceylon bis zum Himalaya, verwertet, wie vielleicht vor ihm kein Anderer. Während sonst „Reiseschilderungen" unter „zu Hülfenahme" von Photographien (häufig nur angekauften, Jedem zugänglichen) illustriert werden, hat Boeck in seinem neuen Buche die selbstaufgenommene Photographie als das zweite, seiner Wortschilderung gleichbewertete Darstellungsmittel in Anwendung gebracht. Das geht schon aus zwei Ziffern klar hervor: das Buch hat 319 Druckseiten und dabei 277 Photographie-Reproduktionen. — So unsaglich viel gerade in neuer Zeit auch über Indien geschrieben worden ist, in streng wissenschaftlicher Behandlungsweise wie in Form von Reisefeuilletons, ein Buch wie das Boeck'sche existiert noch nicht, weder in der deutschen noch in der englischen Literatur, die allein hinsichtlich Anglo-Indiens und

der „unabhängigen Staaten“ in Betracht kommen kann. Wunder über Wunder zeigt der Verfasser auch Dem, der sich „vertraut“ glaubte mit Indiens Ländern und Völkern, und dabei . . . enthüllt er auch eine Menge der bisher mit dem geheimnisvollen Schleier indischer Magie umgebenen „Wunder“! — Was aber dieses Buch ganz besonders interessant macht, ist der Umstand, daß Boeck es dank seiner hervorragend entwickelten Kunst des Reisen-Könnens, des Ausnützen-Könnens aller Möglichkeiten unterwegs, fertig gebracht hat, das allen Europäern „verschlossene Land Nepal“ zu besuchen und es zu schildern. Tatsächlich war er zur Zeit seines Aufenthalts in Nepal der einzige Europäer im Lande, da selbst der englische „Resident“ damals nicht im „befreundeten Lande“ weilte. Was Boeck dorten sah, — es rechtfertigt allein schon die Worte „Wunder“ und „wunderbar“, die sich Einem beim Lesen seines Buches immer wieder aufdrängen! — Geschrieben ist das Buch in leichtem Plaudertone, trotz der großen Fülle wissenschaftlichen Materials, das der Verfasser verwertete. Für die künftigen Auflagen — und es verdient solche wahrlich — hätte ich aber den Wunsch, daß der Autor einige „Schönheitsfehler“ des Stils beseitige, so z. B. die leider recht häufig wiederkehrende und wegen ihrer Häufigkeit doppelt störende Participialwendung: „wissend, daß“, „wohl wissend“ 2c. Daß es aber ungeachtet dieses auf englischen Wegen dem Verfasser angeflogenen englischen Sprachstaubes ein gut deutsches Buch ist, soll noch besonders betont sein, und daß wir Deutsche uns freuen dürfen, daß unsere Literatur solch ein Indien-Buch hervorgebracht hat. O. Felsing.

Im Goldland des Altertums. Forschungen zwischen Zambesi und Sabi von Dr. **Carl Peters.** Mit 50 an Ort und Stelle gemachten Original-Illustrationen von Tennyson Cole, 1 Heliogravüre, 50 photographischen Aufnahmen und 2 Karten. München 1902. Verlag von J. F. Lehmann. Preis geheftet M. 14.—, schön geb. M. 16.—.

Die zufällige Auffindung einer alten Karte von Afrika nach einer Darstellung vom Jahre 1719 hat den bekannten Forscher veranlaßt, sich mit der Ophirfrage eingehend zu beschäftigen. Er ist zu dem Resultat gelangt, daß der heutige Name des Weltteils Afrika mit dem Namen Ophir und dieser wiederum mit dem Namen Sofala, dem portugiesischen Küstengebiet in Ostafrika, in engstem Zusammenhang steht. Seiner Beweisführung, daß Ophir, das Goldland des Altertums, mit Sofala identisch sei, stützt Dr. Peters nicht nur auf die Etymologie des Wortes, sondern vor allem auf sinnfällige Beweise. Die goldhaltige Formation des Hinterlandes dieser Küstenstrecke ist einer dieser Beweise; uralte Mauerwerke, die bisher für menschliche Wohnungen oder auch für Brunnen gehalten wurden, erkennt er als Minenarbeiten und Goldwäschereien. Der Fund einer ägyptischen Grabfigur im Makalangalande beweist ihm Wechselbeziehungen der alten Ägypter mit den Ureingeborenen dieses Landes (Puntfahrten), ja, er stellt sogar fest, daß die religiösen Anschauungen und Gebräuche der Makalanga mit dem ursemitischen Baaldienst (Verehrung der Sonne, der Höhen und Steine) die denkbar größte Ähnlichkeit haben und somit in kulturellem Zusammenhang damit stehen müssen. Seien es geschichtliche Probleme, die er lösen will, Schilderungen naturwissenschaftlichen Charakters, die er uns vor Augen führt, geographische Begriffe, die er uns erläutert, Jagderlebnisse, die er erzählt, oder sei es die Darstellung irgend einer erfreulichen oder mißlichen Lebenslage, in der er sich befindet, man wird stets von der unerschrockenen Tatkraft und lebendigen Vielseitigkeit des Mannes gefesselt, der in allen Lagen sich zurecht findet und dem vorgesteckten Ziele unverzagt entgegensteuert.

Besonders interessant sind seine Erwägungen über die Bedeutung und Entwicklungsfähigkeit dieses Landgebiets für Gegenwart und Zukunft. Die in Frage stehenden Gebiete waren bekanntlich bereits das Ziel der ersten Kolonial-Pläne des damals jugendlichen Forschers; die jedoch bei uns keine Unterstützung fanden.

Das Werk, aus dem wir bereits Auszüge aus den ersten Kapiteln mitteilen konnten, wird die weitesten Kreise, vor allem aber die auf nationale und wissenschaftliche Hochziele gerichtete Kolonialfreunde auch unter der erwachsenen Jugend begeistern. Richard Hobrecht.

Neue Christoterpe. Deutsch-evangelisches Jahrbuch. Begründet von **Kögel, Frommel, Baur.** Herausgegeben in Verbindung mit **S. Keller, Chr. Rogge, L. Weber** von **Reinhold Mumm.** Halle und Bremen, C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung. 1903. M. 5.—.

Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus von **Kinzel** und **Meinke.** 6. Jahrgang. Berlin 1903. Verlag von Martin Warneck. M. 4.—.

Türmerjahrbuch 1903. Herausgeber **Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuss.** Stuttgart. Verlag von Greiner & Pfeiffer. M. 6.—.

Drei Jahrbücher, die Einlaß begehren ins deutsche Haus, und denen ich gern ein Wort der Empfehlung mitgebe. Sie alle zeichnet ein gemeinsamer Grundgedanke aus: ihre Verfasser alle stehen auf der Wacht, um deutsches Leben zu schirmen wider alle Feinde, insonderheit gegen den schlimmsten Feind, die Verflachung und Verödung, die lähmend und tötend unsere Seelen umklammert. Das Feuer der Liebe lodert in ihren Herzen und drängt sie, ihr bestes in andere Seelen hineinzusenken, daß alles Kleine, Gemeine, Lebenverzehrende daraus schwinde und Keuschheit und Kraft darin wachse. Sie kommt freilich nur, wenn der Lebensstrom des Evangeliums machtvoll durch unser Volk flutet — das ist ihr Glaube wie unserer. Diesem einheitlichen Grundgedanken ist natürlich der mannigfaltigste Ausdruck gegeben. Aus „Höhen und Tiefen" bewegt sich fast ausschließlich auf dem Boden intimer Seelenvorgänge, all des Feinen und Leisen, das des Menschen Innenleben baut. „Neue Christoterpe" ist unter Leitung des Lic. Mumm zum deutsch-evangelischen Jahrbuch geworden und stellt das Christentum energisch ins soziale Leben der Gegenwart. Das „Türmerjahrbuch" schaut am weitesten auf alle Gebiete des Lebens, um mit den hellen Augen Lienhards oder den sinnenden Leixners klar und doch weitherzig zu sehen, was auch in der Moderne zum Lichte drängt. Es ist sehr viel Schönes in den Jahrbüchern, das mit warmer Zustimmung gelesen werden wird. Manches wird natürlich zum Widerspruch reizen: in der Neuen Christoterpe das anmaßende Gerede von gläubigen Pastoren und gläubigen Christen, in beiden Büchern die z. T. schwülstige religiöse Poesie, im Türmerjahrbuch Hartmanns Aufsatz über den Individualismus mit der scharfen Verurteilung des Wertes der Persönlichkeit gegenüber dem Ganzen der Menschheitsentwicklung. Aber denkende Leser werden das Einende in den Vordergrund rücken und sich des Schönen und Tiefen darin freuen. Das Türmerjahrbuch zieren, was ich noch besonders bemerke, ganz vorzügliche künstlerische Beilagen, besonders Wiedergaben Klingerscher Werke. Martinus.

Luther als Erzieher. Berlin, Verlag von Martin Warneck. M. 2.

Mit etwas Mißbehagen bin ich an dies Buch gegangen. Einband und Druck gefielen mir nicht, schienen mir in ihrer Mattheit und Kleinheit gar nicht zu dem Bild des klaren, scharfen, markigen Mannes zu passen, als der Martin Luther vor uns steht. Unwillkürlich fürchtete ich, wieder einmal weichliche Klagen zu finden, daß die arge Welt nichts mehr wissen wolle vom alten Luthertum, an das sich trotz all seiner Engherzigkeit und Schroffheit alle klammern, die Angst haben vor dem Frühlingssturm neuer Zeit. Ich bin angenehm enttäuscht worden. Der Verfasser hat Luthers Persönlichkeit nicht eingeschnürt in alte starre Formen, er zeigt uns den Martin Luther, der ein Meister des Lebens war, weil ihm der einzige Maßstab sein gewaltiges Ich war, sein Ich, das doch zugleich innig vereint mit dem ewigen Gott. Dr. Luther, dessen Seele ein tiefer Quell rauschenden, warmflutenden Lebens, uns und unserm Geschlecht ein Erzieher — wahrlich ein guter und glücklicher Gedanke.

Daß es hineintönen möchte in unser Geschlecht: schafft Euch doch Kraft in die Seele, Glut des Glaubens, heiligen Ernst des Wollens! Was ein Mensch des Glaubens vermag, des Glaubens, der nicht in tönendem Wort steht, sondern in tiefem Innenleben, das zeigt der Verfasser, immer im Anschluß an Gedanken des Reformators, alle Gebiete des heutigen Lebens beleuchtend. Er findet dabei neben scharfen Worten gegen ultramontanen Geist, gegen allerlei Torheiten unserer Erziehung, gegen die Zerstörung des Volkslebens durch den Alkoholismus, zugleich so warmherzige Töne für den aufwärtsringenden Arbeiterstand, für die Vertiefung unseres deutschen Volkstums, für die Läuterung unseres religiösen Unterrichts, daß jeder, dem das Herz warm schlägt für sein Volk, zuletzt das Buch mit großer Befriedigung aus der Hand legt. Drum sei es jedem empfohlen, der im deutschen Glauben gewiß werden möchte, um mithelfen zu können an der Gesundung seines deutschen Volkes. Martinus.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. **Karl Heinemann.** Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 30 Bände in elegantem Leinenband zu je 2 M. (Meyers Klassikerausgaben. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Von der Goethe-Ausgabe des Bibliographischen Instituts liegen uns heute zwei weitere Bände (der fünfte und sechste) vor. Im sechsten Band sind „Iphigenie", „Tasso", die „Natürliche Tochter" 2c. enthalten, der fünfte Band bringt beide Teile des „Faust". Der sechste Band ist von dem Hauptbearbeiter dieser Ausgabe, Professor Heinemann, dem bekannten Goethebiographen, erläutert worden. Von besonderer Bedeutung ist der mehrere Bogen füllende, reichhaltige Kommentar zum „Faust", welchen Professor Dr. Otto Harnack im fünften Bande dieser Ausgabe darbietet. Das Verständnis des zweiten Teiles der Dichtung erfährt durch diese Ausgabe eine wesentliche Förderung. Kr.

„Auf weiter Fahrt" (II. Band). Selbsterlebnisse zur See und zu Lande. Eine Marine- und Kolonialbibliothek. Herausgegeben von **Julius Lohmeyer.** — Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. Leipzig 1902. Preis M. 11.—.

Der Umstand, daß dem im vorigen Jahre vom gleichen Herausgeber und Verleger unserem deutschgesinnten Publikum vorgelegten Sammelwerke in diesem Jahre ein zweiter Band folgen und diesmal den Untertitel „Marine- und Kolonialbibliothek" führen kann, beweist aufs Deutlichste, welchen Anklang diese Selbsterlebnisse zu Wasser und zu Lande gefunden haben, wie groß das Bedürfnis im deutschen Volke ist, die Männer deutscher Arbeit auf See und über See selber von ihrem Tun wie ihren Erlebnissen erzählen zu hören. Es finden sich denn auch in dem zweiten Bande von „Auf weiter Fahrt" Berichte der mutigen Kämpen, die uns jenseits des Ozeans neues deutsches Land eroberten, vor allem drei Darstellungen Herrmann v. Wißmanns, z. B. Berichte über die außerordentlich schwere Erstürmung der für uneinnehmbar geltenden „Boma" Sinnas von Kiboscho (am Kilima Ndscharo), und über die Bestrafung der Wawemba-Sklavenräuber (zwischen Njassa- und Tanganjika-See), ferner eine ganz anders geartete, aber nicht minder interessante Sklavenraubgeschichte Hauptmann Leues, aus der Zeit, in welcher der ostafrikanische Küstensaum erst in deutsche Verwaltung übergehen sollte. Von den damaligen Machthabern dieses Küstengebiets, den Sultanen von Sansibar, erzählt Kurt Toeppen. Mancherlei Interessantes, in fünf kleineren Artikeln, berichtet als einer der nichtmilitärischen Augenzeugen der schweren Anfangszeiten unserer ostafrikanischen Kolonie Conrad Weidmann, der auch mit dabei war, als Emin Pascha mit Stanley, Casati u. A. aus dem Innern kam, und Emin beim Begrüßungsmahl, schuld seiner außerordentlichen Kurzsichtigkeit, den furchtbaren Sturz aus dem Fenster tat. — Aus Westafrika berichtet Oberleutnant Schwabe, der sehr farbig deutsches Reiterleben während einer großen Springbockjagd zu schildern weiß. Eine lebendig erzählte, großenteils im Burenlande spielende Geschichte, „zwei Schiffchen" betitelt, steuert Frau Eugenie

Rosenberger bei, während Frau Helene Pichler die wechselnd heiteren und tragischen Ereignisse einer „Unter Segel“ auf ihres Gatten Schiff unternommenen Westindienfahrt vor uns aufleben läßt. Mit bewährter Gewandtheit gestaltet auch Marinepfarrer Heims in „Drei Bechern“ Glück und Unglück eines Segelschiffkapitäns der „alten Fahrt“, während John Wilmers in seiner glücklich humoristischen Weise von einer Schiffsjungenliebe und sodann von der Probefahrt eines allermodernsten Kriegsschiffes plaudert. Eine sehr ernste, an der englischen Küste spielende Seenovelle hat Altmeister Reinhold von Werner unter dem Titel „Ein Gottesgericht“ für diesen zweiten Band geschrieben, und von Gottfried Schwab, Waldemar Zimmermann sowie Bruno Johannsen finden wir Lieder von Meer und Flotte, die voll wie Hymnen rauschen. — So ist denn auch dieser zweite Band der Marine- und Kolonialbibliothek, der in Zeichnungen wie Photographien 12 Vollbilder bringt, ganz wie der erste geeignet, dem so lange nur ans Binnenland gewöhnten deutschen Publikum See und „Übersee“ nahe zu bringen, es vertraut zu machen mit dem, wohin wichtigste nationale Interessen uns ziehen! O. Nordenfels.

H. Gruber, Unserer Ruth Lernjahre. Beitrag zur Erziehung der weiblichen Jugend. München und Berlin, R. Oldenbourg 1902. IX u. 297 S. kl. 8°. M. 4.—.

Der Verfasser gesteht, durch das vortreffliche Buch von A. Matthias „Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?“ zur Abfassung seines Buches angeregt worden zu sein. Wer Erziehungsfragen vor einem größeren gebildeten Publikum behandeln will, wird auch kaum ein besseres Vorbild finden können. Bücher, wie das von Matthias, die einen schwierigen Gegenstand mit so gefälliger Klarheit und so guter Laune behandeln, sind zu allen Zeiten selten gewesen. Überdies erscheint das Geistreiche darin im Bunde mit dem Gemütvollen. Wer kann es leugnen, daß das der geeignetste Ton ist, um vor Fehlgriffen in der Erziehung zu bewahren und das Schiefe wieder ins Gerade zu rücken? Auch der Verfasser des vorliegenden Buches ist bemüht, sein Schifflein von der Klippe der schwerfälligen Gründlichkeit fernzuhalten. Auch er will, was er sagt, nicht in grüblerischer Pein gefunden zu haben, sondern direkt aus seiner Amtstätigkeit und aus der Beobachtung des Lebens geschöpft zu haben scheinen. Die Anklagen, die selbst in gebildeten Familien gegen die Schule laut werden, er kennt sie und bekämpft sie, nicht mit grimmigem Spott, sondern mit gemütvollem, gutgelauntem Ernst. Das Buch streift oder behandelt alle einigermaßen wichtigen Fragen der weiblichen Erziehung und Bildung, beginnend von den ersten Lebensjahren im Elternhause und fortschreitend bis zum Augenblicke der gesellschaftlichen Selbständigkeit. Am ausführlichsten wird das behandelt, was gerade jetzt im Vordergrunde des Interesses steht. So handelt ein umfangreiches Kapitel von dem Mädchengymnasium. Die größte Ausdehnung aber ist den Betrachtungen über die weiblichen Berufsarten und über das Frauenstudium am Schlusse des Buches gegeben worden. Dieser Abschnitt ist bei weitem der wertvollste. Der Verfasser ist auf diesem Gebiete reich an Kenntnissen und Erfahrungen. Väter und Mütter, die sich ihrer Töchter wegen grämen und sorgen, werden an ihm einen Vertrauen erweckenden Berater finden. Vornehmlich mit Rücksicht auf diese Abschnitte kann man dem Buche eine glückliche Zukunft voraussagen. Was die Betrachtungen über unsere Mädchenschulen und Lehrerinnenseminare betrifft, so tragen sie wohl einen zu optimistischen Charakter. Der Verfasser ist mit dem Bestehenden, wie es scheint, zu eng verwachsen, als daß er sich über manches noch wundern könnte. Jedenfalls aber verdient die ruhige und versöhnliche Art, mit welcher er die Schule gegen gehässige und unüberlegte Anklagen verteidigt, die wärmste Anerkennung. Das Buch gehört einer Gattung von Büchern an, die in unserer schreibseligen Zeit nicht ausreichend stark vertreten ist: es will in dem weiteren Kreise der Gebildeten Interesse und Verständnis für die Ziele des Unterrichts und der Erziehung erwecken. Möge es in diesem Sinne wirken und andere Berufene zu ähnlichen Versuchen veranlassen. O. Weißenfels.

Neue Rätsel für Groß und Klein von Leo Ziegler (C. Leo). Carl Winter, Hofbuchhandlung Heidelberg. In Leinwand M. 2.

Einmal eine Sammlung von Originalrätseln, an deren formschöner, geschmackvoller Durchbildung, an deren poetischem Gehalte und verständlicher Charakteristik wir uns voll erfreuen können. Hier hat ein Künstler sinnige Rätseldichtungen geschaffen, die sich dem Besten auf diesem Gebiete würdig anreihen. Wir haben seit Friedrich Güll, Georg Scherer und Mises keine Originalrätselsammlung von ähnlichem künstlerischen Reiz empfangen. J. L.

Deutsche Künstler-Steinzeichnungen aus dem Künstlerbund Karlsruhe. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. In Mappe M. 28.—.

Allen Freunden feinfühliger und stimmungsvoller Kunst seien diese zehn großen Meisterblätter, die in kaum zu übertreffender Steindruckwiedergabe uns mit dem ganzen Reize des vom Künstler selbst übertragenen Originals berücken, auf das Wärmste zur Beachtung empfohlen. Blätter, wie Karl Bieses „Einsamer Hof", „Christmarkt", Hans von Volkmanns „Ruhe auf der Weide" und „Abendwolken", Otto Fikentschers „Maimorgen", Rudolf Luntz „Altes Städtchen" erfassen uns mit lebendigster Poesie. In der Umrahmung des der Mappe beigegebenen Passepartout gelangen die eingelegten Blätter für den Beschauer zu einer abgeschlossenen Wirkung. Wir begrüßen die vornehme Publikation des bekannten Verlages, welche geeignet ist, sowohl Verständnis für landschaftliche Stimmungsreize, als für künstlerisches Schauen zu vermitteln, auf das Dankbarste. J. L.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1903. VII. Jahrgang. Mit 12 Planetentafeln und 353 Landschafts- und Städteansichten, Porträts, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen sowie einer Jahresübersicht (auf dem Rückdeckel). Zum Aufhängen als Abreißkalender eingerichtet. Preis M. 1,75. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Jeder, der den reizvollen Kalender, der uns jeden Tag eine interessante Überraschung und illustrierte Erinnerung bringt aus geographischem, geschichtlichem, literaturgeschichtlichem Gebiete und durch Worte der Weltweisheit, durch irgend einen Weltausblick über uns selbst und über den Tag hinaushebt, — ein Jahr lang als täglichen Mahner an seiner Wand hängen sah, der kauft den anregenden Freund gern immer wieder.

Kunstformen der Natur von Ernst Haeckel. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Auch dieses siebente Heft ist ein neues Zeugnis der unermüdlichen Schaffensenergie des von Natur und Schönheit gleich begeisterten greisen Gelehrten, der uns hier wieder eine Reihe unbekannter Formenwunder der niederen Schöpfung zu staunender Bewunderung und dabei in nüchterner Forscherweise vorführt. In der Fortsetzung jenes herrlichen Werkes, das von wohlberufener Seite als eines der schönsten Andachtsbücher für sinnige Naturen bezeichnet wurde. Das 7. Heft macht uns mit einer Fülle von Schönheitswundern aus den niederen Klassen von Lebenswesen bekannt, die wir in blöder Nichtachtung bisher kaum eines Blickes, eines Gedankens würdigten; mit der Herrlichkeit und Anmut der Radiolaren, Blumenpflanzen, der Schwammpilze und Algetten, der Spinnen- und Fledertiere, der Nessel- und Sterntiere. Das Werk, das sich mehr und mehr zu einem wahren Hymnus auch dieser niederen Sphären der Schöpfung gestaltet, sei auf das Nachdrücklichste jedem Künstlerauge, jedem Naturfreunde empfohlen. J. L.

Neuerschienene Bücher für die Bücherschau bitten wir an die Verlagsbuchhandlung einsenden zu wollen. Besprechungen behält sich die Redaktion vor.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig.

Vorzügliche Festgeschenke!

Harnack, Prof. D. Adolf, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten.

M. 9—; in Leinen geb. M. 10—; in vornehmen Halbfranzband M. 12—

Die Einleitung behandelt auf 60 Seiten: Das Judentum, seine Verbreitung und Entschränkung; äußere und innere Bedingungen für die universale Ausbreitung der christlichen Religion; Jesus Christus und die Weltmission nach den Evangelien; Übergang von der Juden- zur Heidenmission. Darnach folgen in drei weiteren Abschnitten: Die Missionspredigt in Wort und Tat (170 Seiten); Die Missionare; Modalitäten, Gegenwirkungen und Erfolge der Mission (130 Seiten; Die Verbreitung der christlichen Religion (186 Seiten).

In der Kenntnis der Quellen des Urchristentums dürfte Prof. Harnack kaum von einem Mitlebenden übertroffen werden und seine großartige Beherrschung des Materials kommt in diesem Buche zu lebendigster Anschauung. Zudem ist es die erste zusammenfassende Darstellung der ältesten Missionsgeschichte des Christentums und die fesselnde Darstellungsweise macht das Lesen zu einem hohen Genuß auch für den Nichttheologen. Ein Neudruck wurde auch wieder nötig von:

Harnack, Adolf, Das Wesen des Christentums.

M. 3.20; geb. M. 4.20; Liebhaberhlbfzbd. M. 6—

Es ist eine unbestrittene Tatsache, daß seit manchem Jahrzehnt kein theologisches Buch einen ähnlich großen Eindruck bei Freund und Feind gemacht hat. — Jeder Gebildete sollte sich ein eigenes Urteil verschaffen.

Hilty's neuestes Buch:

„Für schlaflose Nächte."

Taschenformat. 16. bis 20. Tsd. 3 M., in Leinen geb. 4 M., in Leder mit Goldschnitt 5½ M.

Der Zweck dieses Büchleins ist, in kurzen Worten Gedanken anzuregen, die über das Trübe im Leben hinausheben. Zumeist in schlaflosen Nächten entstanden, sollen die den Tagen eines Jahres folgenden kurzen Absätze eine Handreichung bieten zur Erleichterung von Leiden, sodann dürfte das Buch aber für jedermann als ganz vortrefflicher, täglicher Lebensgefährte sich erweisen. Einige Auszüge werden die Eigenart am besten veranschaulichen:

25. April: Wir sollen Gott froh machen, so werden, daß er sich freuen kann. Es ist ein seltsamer Gedanke, daß wir armen Würmer das können.

12. August: Mut und Demut müssen stets beisammen sein — Mut gegen die Menschen, die uns weder recht helfen, noch viel schaden können, Demut gegen Gott, der der Urheber alles Guten in uns ist und von dessen Gnade wir ganz allein sind, was wir sind.

7. Oktober: Wenn man einmal ganz in das Reich der Liebe eingetreten ist, dann wird die Welt, so mangelhaft sie ist, dennoch schön und reich; denn sie besteht aus lauter Gelegenheiten zur Liebe.

7. Dezember: Sparsam soll man sein im Kleinen und im Großen, weil Luxus ein Unrecht gegen die Vielen ist, die nicht einmal das Nötige besitzen, und um ordentlich geben zu können.

Hilty, Glück.

Drei Teile. I. gedr. bis 50. Tausend; II. bis 35.; III. bis 20. Tausend.

Je 3 M.; geb. 4 M.; in Liebhaberband 5½ M.

Jeder der drei Teile von Hilty, Glück bildet eine selbständige Sammlung geistvoller Aufsätze, wennschon jeder folgende Teil ein Weiterbau des vorangehenden ist. Seit Jahrzehnten hat kein ähnliches Werk in deutscher Sprache annähernd gleiche Verbreitung gefunden.

Goethe in der Epoche seiner Vollendung.

Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung.

Von Prof. Dr. **Otto Harnack.**

Zweite, umgearb. Auflage. M. 5—; geb. M. 6—

Die zahlreichen neuen Veröffentlichungen Goethescher Werke, Briefe, Gespräche sind eingehend berücksichtigt.

Die Sternbibel.

Die Heilige Schrift
A. u. N. Testament nebst Apokryphen.
Revidierter Luthertext.
Parallelstellen. — Perikopen.
Großer Druck.

Mit 30 Vollbildern in Lichtdruck zum Alten Testament nach berühmten Meistern und 15 desgleichen aus dem Leben Jesu nach Zeichnungen von Heinrich Hofmann.

In vorzüglichem Lederband M. 40—

Eine rechte Haus- und Familien-Bibel.

Hieraus einzeln:

Das neue Testament.

Mit 15 Lichtdrucken nach Zeichnungen von Heinrich Hofmann.

Geschmackvoll gebunden mit Goldschnitt M. 10—

Babel und Bibel.

Ein Vortrag von Prof. Dr. **Frdr. Delitzsch.** Mit 50 Abbildungen. 13.—16. Tausend. M. 2—; kart. M. 2.50

Der Vortrag hat in den weitesten Kreisen der Gebildeten Aufsehen erregt, da die Ergebnisse der assyrisch-babylonischen Forschungen für die Beurteilung des AT. bisher nur in sehr engen Kreisen gewürdigt worden sind.

Das Buch Hiob.

Neu übersetzt und kurz erklärt von **Frdr. Delitzsch.** Vornehm geh. M. 2.50; geb. M. 3.50

Verlag von M. Heinsius Nachfolger in Leipzig.

Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo.

Meine Frau und ich.

Zwei Erzählungen von Nicolai (Henrik Scharling).

Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung von **P. J. Willatzen.**

Mit 100 Illustrationen von **Ant. C. Baworowski.**

2 Bände in geschmackvollem Einband

Preis je M. 5.—.

„Fesseln den Leser durch goldigen Humor.“ (Vossische Zeitung.)

Probe der Abbildungen aus: **Meine Frau und ich.**

„Das sind Bücher, die wie frische, reine Bergluft wirken.“ (Deutsche evangelische Kirchenzeitung.)

„Ein warmer, religiöser Zug geht durch die ganze Erzählung, ohne sich jedoch aufdringlich geltend zu machen. Es ist ein Familienbuch im besten Sinne. — Ungern trennt man sich von dieser freundlichen Welt.“

(Blätter für litterarische Unterhaltung.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher
Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Julius Lohmeyer

Auf weiter Fahrt

Selbsterlebnisse zur See und zu Lande.

Mit Originalbeiträgen deutscher Seeoffiziere, Kolonialtruppen-Führer und Weltreisender.

Mit reichem Bilderschmuck. Gebunden M. 4.50.

Der II. Band der Deutschen Marine- u. Kolonialbibliothek

Inhalt des ersten Bandes:

Graf von Pfeil, Joachim, Jagderlebnisse im Kaffernland.
Rosenberger, Eugenie, Der falsche Radjah.
v. Wißmann, Hermann, Eine Fahrt auf d. Nyassa.
v. Werner, Reinh., Mit genauer Not freigeschlippt
Wilda, Johannes, Mit dem Kreuzergeschwader von Japan nach China.
Nees von Esenbeck, Eine Reiseerinnerung aus der Südsee.
—, Ein seemännisches Erlebnis aus der Zeit des großen Krieges.
Weidmann, Konrad, Eine gefährliche Seefahrt.
Kühne, Kontreadmiral, Das erste Gefecht unserer Marine auf afrikanischem Boden.
Heims, Marinepfarrer, Ein Pyrrhussieg.
v. Hesse-Wartegg, Ernst, Reise- und Hotelverhältnisse in Deutsch-China.
v. Erhardt, Freiherr, Originelle Bekanntschaft mit einem Albatros.
Weidmann, Konrad, Eine ostafrikanische Suppe.
—, Der Stationsaffe Buschiri.
Wislicenus, Georg, Aus chines. Kriegshäfen.
Konrad, Traugott, Eine schreckliche Nacht.
Weidmann, Konrad, King und Senna ham. Beim Sultan von Sansibar.
Schulze, Dr. F., An der Westküste Südamerikas.
Kanera, Karl, Gesiegt.
Lindenberg, Paul, Aus Kiautschous wilder Zeit.
Pichler-Felsing, Frau, Gerettet aus Eis u. Feuer.
Leue, Hauptmann A., Eine stürmische Nacht.
Weidmann, Konrad, Afrikanische Boys — Ein gefährlicher Nachtritt — Eine unangenehme Bekanntschaft.
Wilmers, John, Komeima.

Inhalt des zweiten Bandes:

Leue, Hauptmann A., Simba-Uranga.
Rosenberger, Eugenie, Zwei Schiffchen.
von Wißmann, Hermann, Meine Kämpfe in Ostafrika:
I. Das Gefecht am Kilima-Ndscharo.
II. Bestrafung der Mawemba-Sklavenräuber.
III. Das Gefecht gegen Sunda.
Pichler, Helene, Unter Segel.
Weidmann, Konrad, Plattdeutsch in Ostafrika — Ein interessanter ostafrikanischer Küstenmarsch — Mit Emin Pascha von Msua nach Bogamoyo und sein Sturz aus dem Fenster.
Schwabe, Oberleutnant, Eine Springbockjagd.
Weidmann, Konrad, Negerschulen.
v. Werner, Reinh., Ein Gottesgericht.
Weidmann, Konrad, Trägerlager.
Wilmers, John, Schiffsjungenliebe.
—, Probefahrt.
Heims, Marinepfarrer a. D., Drei Becher. Eine Seegeschichte.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen.

Digitized by Google

Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. Frankfurt a. M.

Soeben erschien:

Polonia irredenta.

von **Roman Sembratowycz.**

Preis M. 2.—.

Die Zeit, Wien, 30. Okt. 1902. Sembratowycz schildert die Verwaltung Galiziens durch den polnischen Adel, die Zurücksetzung der Ruthenen in ökonomischer und kultureller Hinsicht, die Ausbeutung der polnischen Bauernschaft durch die Großgrundbesitzer und ihre Pächter, die polnischen Wahlen und die bekannten galizischen Finanzskandale. Die Broschüre wird ein willkommener Bundesgenosse der antipolnischen Politiker im deutschen Reiche sein. In den Polenbatten, die wie alljährlich auch heuer im preußischen Abgeordnetenhause und im Reichstag wiederkehren werden, dürften den Klagen der Polen die Wahrheiten über Galizien aus dem Buche von Sembratowycz vorgehalten werden.

Die 10 Gebote des Moses in moderner Beleuchtung.

Gg. Schneider, Prediger der freirelig. Gemeinde zu Mannheim. 2. Auflage. Preis M. 1.60.

Berliner Tageblatt, 2. August 1902. . . . sind eine Probe der freireligiösen Erbauung, wie sie in Mannheim von dem bekannten Verfasser seinen Hörern dargeboten wird. Die Vorträge enthalten reichlich Kritik, die aber stets die würdigste Form bewahrt, und des Beherzigenswerten ist so viel in diesen Sonntagspredigten eines Materialisten, daß man das Büchlein Gleichgesinnten gern empfehlen mag.

Straßburger Post, 2. Juli 1902. . . . . Es ist ein anregendes Buch, dem ein hoher sittlicher Wert auch vom gegenteiligen Standpunkte aus nicht abgesprochen werden kann.

Die Religion der Zukunft.

Von Oberpräsidialrat **Th. Schultze**. — Dritte stark vermehrte Auflage.

I. Teil: **Das Christentum Christi u. die Religion der Liebe.** Preis M. 2.—.

II. Teil: **Das rollende Rad des Lebens u. der feste Ruhestand.** Preis M. 2.—.

Beide Teile gebunden in 1 Band M. 550.

National-Zeitung, 14. Sept. 1902. . . . . Es ist erstaunlich, wie Th. Schultze spielend die ausgedehnte heilige und profane Literatur des Ostens in den englischen Ausgaben zur Verfügung steht, und wie er jeder neu sich erhebenden Schwierigkeit tapfer ins Gesicht sieht. Schließlich haben all diese tausend Steinchen vor uns ein **Mosaik** geschaffen von bezauberndem Farbenreiz und edler Harmonie.

Auf der Fahrt nach Canossa.

— Ein Gespräch in der Eisenbahn. —

Zweite Auflage. — Von **Dr. Arthur Böhtlingk.**

Preis M. —.60.

Die Wartburg. München, 19. Sept. 1902. Der rühmlichst bekannte Vorkämpfer . . . . Mit scharfen Waffen aus der Rüstkammer der Geschichte geht er den Eindringlingen zu Leibe. Solche Männer thun uns noth . . . Wir empfehlen die hübsche, echt volkstümliche Schrift aufs angelegentlichste. Auch die Ostmarkdeutschen könnten viel daraus lernen.

Münchener Neuest. Nachrichten, 8. Okt. 1902. Die erwähnte Schrift Böhtlingks übrigens ist von unserer liberalen Presse einfach totgeschwiegen worden, blos weil ihr der Verfasser unsympathisch ist; denn sachlich betrachtet, vermag sie in ihrer originellen geistvollen Ausführung, in ihrer höchst beachtenswerten geschichtlichen Deduktion der liberal. Sache wertvolle Dienste zu leisten.

Das freie Wort.

Eine Auswahl von Beiträgen aus den bisher erschienenen Jahrgängen 1901—1902 der Halbmonatsschrift

„Das freie Wort".

Herausgegeben von **Max Henning.**

Preis des ca. 15 Bogen starken Bandes in elegantem Leinenband M. 2.—.

Wer sich über die Ziele der Halbmonatsschrift „Das freie Wort" unterrichten will, dem sei diese Auswahl, die nur Artikel von bleibendem Wert enthält, empfohlen. Wer in den Kreisen von Freunden und Bekannten Propaganda für „Das freie Wort" machen will, dem bietet sich hier zu sehr billigem Preise ein schönes Geschenkwerk.

Goethe und das kirchliche Rom.

Von **Dr. Arth. Böhtlingk.** Preis M. —.60.

Königsberger-Hartungsche Zeitung. 20. Sept. 1902. . . . bietet si v dem Spezialgelehrten wie dem großen Publikum ein beachtenswerter Beitrag zur Goetheforschung, der das markante Thema Goethes Stellung zu der Religion und der Kirche Roms von der italienischen Reise zum zweiten Teil des Faust sehr interessant hinüberführt.

Frankfurter Zeitung, 30. August 1902. Das Schriftchen ist recht zeitgemäß, da die Klerikalen bereits an der Arbeit sind, Goethe für sich einzuschlachten, wie sie es schon mit Shakespeare getan haben.

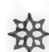
Neueste Erscheinung.

Mit dem Tornister.

Feldzugs-Erinnerungen eines Infanteristen a. d. Jahre 1870 von **C. Rückert.**

Preis broschiert M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

In freimütiger Weise, in patriotischem aber nicht chauvinistischem Geiste werden die Erlebnisse und Eindrücke eines Infanteristen bis zur Schlacht von Gravelotte, wo er das Bein verlor, das Leben in den Lazarethen und seine schließliche Heimkehr erzählt. In kleinen Strichen ein lebenswahres Kulturbild jener Kriegszeit, welches verdient, auch von der gegenwärtigen Generation, die meist nur dem großen Geschichtsbilde ihr Interesse zuwendet, beachtet zu werden. Von packendster Wucht ist die realistische Schilderung der Schlacht von Gravelotte, — seinen bleibenden Wert aber erhält das Werk dadurch, daß es die Stimmung der großen Heeresmasse vor und während der Schlacht getreu wiederspiegelt.



C. F. Amelangs Verlag in Leipzig.

Von unserer Sammlung

Die Litteraturen des Ostens in Einzeldarstellungen

sind die folgenden Bände erschienen:

I. **Geschichte der polnischen Litteratur** von Prof. Dr. Alex. Brückner (Berlin).

Neu! IV. **Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Litteratur** v. Dr. Karl Dieterich (München); **Geschichte der türkischen Moderne** von Prof. Dr. Paul Horn (Strassburg).

VI. **Geschichte der persischen Litteratur** v. Prof. Dr. Paul Horn (Strassburg); **Geschichte der arabischen Litteratur** von Prof. Dr. C. Brockelmann (Breslau).

Neu! VIII. **Geschichte der chinesischen Litteratur** von Prof. Dr. Wilhelm Grube (Berlin).

Komplett in 10 Grossoktav-Bänden à 7 M. 50 Pf. brosch., 8 M. 50 Pf. geb.

Ein ausführlicher Prospekt über die Sammlung, die sich nicht an den engen Kreis der Fachgelehrten, sondern an die Gebildeten der Nation wendet, steht gratis und franko zu Diensten.

Martin Greif:

Soeben erschien:

Neue Lieder und Mären.

Sedez-Format. ca. 20 Bogen mit einem Porträt des Dichters in Heliogravüre.

Brosch. 3,50 M, geb. 4 M.

Gedichte.

6. Aufl. Eleg. geb. 5 M; mit Marmorschnitt 6 M.

Immensee.

Novelle von **Theodor Storm.**

Mit 28 Heliogravüren von Prof. W. Hasemann und Prof. Edm. Kanoldt.

2. Aufl. In Prachtband 20 M.

Wilhelm Jensen:

Der Schwarzwald.

3. ergänzte Auflage. In Quart-Format. Mit zahlreichen Illustrationen erster Künstler.

Eleg. geb. 20 M.

Durch den Schwarzwald.

Textausgabe, dem Prachtwerk der „Schwarzwald" entnommen und neu bearbeitet.

Duodez-Format. Eleg. geb. 3 M.

Elise Polko, Dichtergrüsse.

Sechzehnte, neubearbeitete Auflage.

(Herausgegeben von J. R. Haarhaus.)

Oktav-Format. 34 Bogen. Reich illustriert. Vornehm gebunden 6 M.

Mal was andres.

Eine Sammlung erprobter fremdländischer Kochrezepte für Feinschmecker von Mme. A. de Villiers in Paris.

3. Aufl. Oktav-Format. Eleg. geb. 5 M.

Martin Greif:

Gesammelte Werke. 3 Bände.

Brosch. 12 M, geb. 15 M.

Dramen. 2 Bände.

Eleg. brosch. 8 M, geb. 10 M.

Neu! **Schillers Demetrius.**

Ein Fragment. Dazu:

Ein Nachspiel mit Prolog und rhapsodischem, von 4 lebenden Bildern begleiteten Epilog. 1 M.

Aus dem Leben eines Taugenichts.

Novelle von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Pracht-Ausgabe. 2. Aufl. Mit 39 Heliogravüren von Phil. Grot Johann und Edm. Kanoldt.

In Prachtband 20 M.

Neue illustrierte Quart-Ausgabe 10 M.

Hans Hoffmann:

Der Harz.

In Quart-Format. Mit einer Heliogravüre, 16 ganzseitigen Ansichten und zahlreichen Textabbildungen. Gebunden in Ganzleinen 15 M.

Harzwanderungen.

Textausgabe, dem Prachtwerk „Der Harz" entnommen und neu bearbeitet.

Duodez-Format. Eleg. geb. 3 M.

Otto von Leixner:

Ästhetische Studien für die Frauenwelt.

Oktav-Format. 6. Aufl. Eleg. geb. 5 M.

Plauderbriefe an eine junge Frau.

Oktav-Format. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Eleg. geb. 5 M.

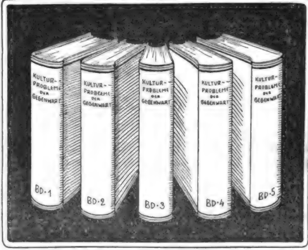
Soeben erscheint!

Kulturprobleme der Gegenwart

Herausgegeben von LEO BERG.

Eine Sammlung gemeinverständlicher Werke über die grossen Fragen und Erscheinungen, welche unsere Zeit bewegen.

Literarische Neuigkeit!



Literarische Neuigkeit!

Jeder Band bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes. Elegante Ausstattung, schönes Papier und grosser Druck. Druck und Format alle Bände gleichmässig.

Abgesehen davon, dass die „Kulturprobleme der Gegenwart" in ihren prachtvollen Brokateinbänden mit Golddruck einen **„Zimmerschmuck"** selbst für den feinsten Salon bilden, dürfen die Werke infolge ihres Jedermann Genuss und Belehrung bereitenden Inhalts einen Platz in jeder deutschen Familie fordern.

Von den **„Kulturproblemen der Gegenwart"** ist erschienen: Bd. I. **Die Ekstase in ihrer kulturellen Bedeutung** von Professor Dr. Achelis. Einzelpreis gebunden Mk. 3.—; Bd. II. **Die Bodenreform** von Adolf Damaschke. Einzelpreis gebunden Mk. 3.—; Bd. III. **Wir und die Humanität** von Professor Dr. Alfred Klaar. Einzelpreis gebunden Mk. 3.—; Bd. IV. **Rasse und Milieu** von Heinrich Driesmans. Einzelpreis gebunden Mk. 3.—; Bd. V. **Nervosität und Kultur** von Dr. Willy Hellpach. Einzelpreis gebunden Mk. 3.—; im Druck: Bd. VI. **Die Trusts** von Theodor Duimchen. Einzelpreis Mk. 3.—; Bd. VII. **Das perverse Sexualleben** von Dr. Albert Moll. Einzelpreis gebd. Mk. 3.—; Bd. VIII. **Meine Gefängnisse** von Hans Leuss. Einzelpreis gebd. Mk. 3.—.

Im Abonnement kosten diese Werke in 8 Bänden fein gebunden zusammen Mark 20.—.

Die „Kulturprobleme der Gegenwart" sind nicht zu verwechseln mit minderwertigen „Kollektionen" etc., welche Pfennigware in schlechter Ausstattung bringen, sondern legen ganz besonderen Wert darauf, nur Bücher von gediegenem Inhalt und vornehmer Ausstattung auszugeben, die dauernden Wert haben und jedem deutschen Hause zur Zierde gereichen.

Wer sich diese 8 Bände zulegt, besitzt eine abgeschlossene kleine Bibliothek erstklassiger Bücher der besten zeitgenössischen deutschen Autoren im vornehmen Gewande.

Johannes Räde, Berlin W. 15, Uhlandstrasse 146

Digitized by Google

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

(Gegründet 1755.)

Als vorzügliches **Weihnachtsgeschenk** für Studierende seien bestens empfohlen:

Immanuel Kant's Sämtliche Werke

Herausgegeben von

J. H. v. Kirchmann, Schiele, Vorländer, Valentiner u. a.

Komplett: 8 Bände und Supplement-Band 32.90 Mk.
In 9 geschmackvollen Liebhaberbänden geb. 41.50 Mk.

Erläuterungen dazu von J. H. v. Kirchmann. Komplett 7.10 Mk. In 2 Liebhaberbänden gebunden 9.50 Mk.

Kant, I., Kritik der reinen Vernunft. 8. Aufl. Rev. von Theodor Valentiner	4.—
— — In Liebhaberband geb.	5.40
— Kritik der praktischen Vernunft. 4. Aufl.	1.—
— Kritik der Urteilskraft. 3. Aufl. Rev. von Karl Vorländer	3.50
— — In Liebhaberband geb.	4.50
— Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. 4. Aufl.	1.50
— Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. 2. Aufl.	1.20
— Prolegomena. 3. Aufl.	1.—
— Logik. 2. Aufl.	1.—
— Grundlegung zur Metaphysik der Sitten	—.80
— Metaphysik der Sitten	1.—
Kant, I., Kleine Schriften zur Logik und Metaphysik	3.—
— Kleine Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie. 2 Abteilungen	2.—
Hiervon separat die II. Abteilung: Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes und die andern Kl. Schriften zur Rel.-Phil. 2. Aufl. Rev. von Friedrich M. Schiele	1.50
— Kleine Schriften zur Naturphilosophie. 2 Bände	5.40
— Vermischte Schriften und Briefwechsel	4.—
— Physische Geographie	2.50
— Die vier lat. Dissertationen im Urtext	1.—

Jeder der vorstehenden Bände ist auch einzeln zu den angegebenen Preisen zu haben.

Spinoza's Sämtliche philosophische Werke.

Übersetzt von **J. H. v. Kirchmann** und **C. Schaarschmidt.**

8.— Mk. In 2 Liebhaberbänden gebunden 11.— Mk. Erläuterungen dazu 2.60 Mk.

Descartes' Sämtliche philosophische Werke.

Übersetzt, erläutert und mit einer Lebensbeschreibung des Descartes versehen von **J. H. v. Kirchmann** und **Dr. Buchenau.**

5.60 Mk. In Liebhaberband gebunden 7.— Mk.

Geschichte der Philosophie.

In zwei Bänden von **Dr. Karl Vorländer.**

1. Band 2.50 Mk. 2. Band 3.60 Mk.

Vorländer bietet hier eine wissenschaftlich gediegene und praktisch äusserst brauchbare Darstellung der Philosophiegeschichte. Sein Buch ist ein Lernbuch im besten Sinne geworden für junge, wie für alte Studenten. In glücklichster Vereinigung besitzt V o r l ä n d e r die Gaben des strengen Forschers, des lebendigen Darstellers und des geschickten Lehrers. Die weitesten Kreise werden ihm für seine Gabe dankbar sein.

Verlag von **JOHANN AMBROSIUS BARTH** in **LEIPZIG.**

Soeben erscheint in 3. vermehrter und durchgesehener Auflage:

Populär-Wissenschaftliche Vorlesungen

von

Dr. E. Mach

emer. Professor an der Universität Wien

Dritte vermehrte und durchgesehene Auflage

XI, 403 Seiten mit 60 Abbildungen. 1903. Preis M. 6.—, geb. M. 6.80

Inhalt: Die Gestalten der Flüssigkeit. Über die Cortischen Fasern des Ohres. Die Erklärung der Harmonie. Zur Geschichte der Akustik. Über die Geschwindigkeit des Lichtes. Wozu hat der Mensch zwei Augen? Die Symmetrie. Bemerkungen zur Lehre vom räumlichen Sehen. Über wissenschaftliche Anwendungen der Photographie und Stereoskopie. Bemerkungen über wissenschaftliche Anwendungen der Photographie. Über die Grundbegriffe der Elektrostatik (Menge, Potential, Capazität u. s. w.). Über das Prinzip der Erhaltung der Energie. Die ökonomische Natur der physikalischen Forschung. Über Umbildung und Anpassung im naturwissenschaftlichen Denken. Über das Prinzip der Vergleichung in der Physik. Über den Einfluss zufälliger Umstände auf die Entwicklung von Erfindungen und Entdeckungen. Über den relativen Bildungswert der philologischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer der höheren Schulen. Über Erscheinungen an fliegenden Projektilen. Über Orientierungsempfindungen.

Zeitschrift für phys. Chemie: Mach gehört zu unsern bedeutendsten Denkern im erkenntnistheoretischen Gebiete . . . Auf den Inhalt des Buches geht der Ref. absichtlich nicht ein; wenn Jemand, so muss Mach im Original gelesen werden. Es wird genügen, allen Lesern dringend an das Herz zu legen, sich das Buch zu kaufen, und es ist nicht nur einmal, sondern von Zeit zu Zeit wieder zu lesen. Jeder wird hier oder da denselben Einfluss erfahren, den Kant von seinem Studium Hume's berichtet: dass er nämlich aus seinem dogmatischen Schlummer geweckt wird.

Naturwissenschaftliche Wochenschrift: Die geistreichen Vorträge des trefflichen Gelehrten gehören zu dem Gediegensten, was die Literatur in diesem Genre besitzt. Sie stehen auf derselben Stufe, wie etwa Helmholtz' Vorträge.

Vom Musikalisch-Schönen

Ein Beitrag zur Revision der Ästhetik der Tonkunst

von

Dr. Eduard Hanslick

emer. Professor an der Universität Wien

Zehnte Auflage.

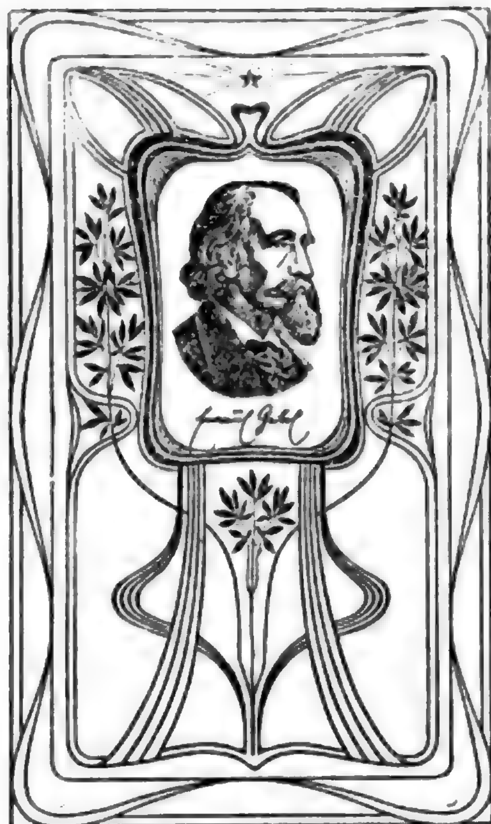
XII und 221 Seiten. 1902. Preis geb. M. 3.—

Inhalt: I. Die Gefühlsästhetik. II. Die „Darstellung von Gefühlen" ist nicht Inhalt der Musik. III. Das Musikalisch-Schöne. IV. Analyse des subjektiven Eindruckes der Musik. V. Das ästhetische Aufnehmen der Musik gegenüber dem pathologischen. VI Die Beziehungen der Tonkunst zur Natur. VII. Die Begriffe „Inhalt" und „Form" in der Musik.

Cäcilia: In einer Zeit, wo das Gefühl für das wahrhaft „Musikalisch-Schöne" immer mehr schwindet, und man nur mehr, wie der Verfasser sich ausdrückt, an dem gesungenen und gegeigten Opiumrausche Gefallen findet, können wir die Lektüre des vorliegenden Schriftchens nur angelegentlich allen Freunden und Kennern der Tonkunst empfehlen. Verfasser wendet sich gegen die allgemein verbreitete Ansicht, die Musik habe „Gefühle darzustellen", und er zeigt, wie die Schönheit eines Musikstückes spezifisch musikalisch ist, d. h. den Tonverbindungen ohne Bezug auf einen fremden, aussermusikalischen Gedankenkreis innewohnt. Das schön und geistreich geschriebene Buch wird jedem Leser hohe Befriedigung gewähren.

Lyra: Die Schrift darf ihrem wohlbegründeten Rufe, dem Gehalte und der äusseren Form nach einen ersten Platz auf dem Weihnachtsbüchertische beanspruchen. In einer geistvollen Vorrede zur neuesten Auflage kennzeichnet Hanslick seinen Standpunkt als den alten, und widerlegt die Gegner, die ihm eine völlige Verneinung des Poetischen zuschrieben, dadurch, dass er die Stimmen hervorragender Dichter wie Geibel und Grillparzer an erster Stelle zum Worte kommen lässt, im übrigen seine Grundlehren und Hauptsätze wahrt und auch den polemischen Teil seiner Schrift ungekürzt lässt, da dies in den Zeitumständen seine Begründung finde. Die berühmte Schrift, die unbekümmert um alle Vorurteile und Angriffe den Begriff des Musikalisch-Schönen zuerst aus nebelhafter Dämmerung herausgearbeitet hat, bleibt neu und behält ihren bestimmten Wert für alle wahrhaft Gebildeten.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh


Verkl. Abbildung der Einbanddecke.

Neu! **Jetzt vollständig!**

Karl Barthel
Die deutsche National-Litteratur der Neuzeit

10. Aufl. neu bearbeitet und fortgesetzt von M. Vorberg.

10,50 Mk. gebunden 12 Mk.

Mit weitem, offenem, klarem Blick für alles Schöne verbindet das Werk ein auf festem, positiv christlichem Glaubensstandpunkt beruhendes reifes Urteil, das es zu begründen weiss und dem man getrost vertrauen kann.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschienen nachstehende Werke von:

Dr. C. H. Stratz, Die Schönheit des weibl. Körpers. Den Müttern, Aerzten und Künstlern gewidmet. 13. Aufl. Mit 193 teils farbigen Textabb., 6 Heliogravüren, 1 Tafel in Autotypie und 1 Tafel in Farbendruck. gr. 8°. Geh. Mk. 12.—; eleg. in Leinwand geb. Mk. 14.40.

Endlich einmal ein brauchbares Buch, das gründlich, sachlich und zuverlässig der Aesthetik des weiblichen Körpers in jeder Beziehung gerecht wird und alles, was bereits auf diesem Gebiete vorhanden ist, weit hinter sich läßt, ein Buch, für das es nur eine zutreffende Bezeichnung giebt: klassisch. („Die Gesellschaft" 1899 Nr. 6.)

Die Rassenschönheit des Weibes. 3. Auflage. Mit 233 Textabbild. und 1 Karte in Farbendruck. gr. 8°. Geh. Mk. 12.80; in Leinw. geb. Mk. 14.—

„Die Rassenschönheit des Weibes" ist eine Ergänzung und weitere Durchführung der in der „Schönheit des weiblichen Körpers" niedergelegten Gedanken. Während dort ein objektiver Maßstab für weibliche Schönheit im allgemeinen aufgestellt wird, sind hier die schönsten Vertreterinnen der verschiedenen Menschenrassen untereinander verglichen worden.

Die Körperformen in Kunst u. Leben der Japaner. Mit 112 in den Text gedruckten Abbildungen und 4 farbigen Tafeln. gr. 8°. Geh. Mk. 8.60; in Leinw. geb Mk. 10.—.

Es wird in diesem Buche zum ersten Male eine Beschreibung der Körperformen der Japaner nach der künstlerischen Seite, aber auf wissenschaftlicher Grundlage unternommen und daran anschließend der Versuch gemacht, zu einem sicheren Verständnis der figürlichen Kunst Japans, welche ja auf unser modernes europäisches Kunstleben so eingehenden Einfluß gewonnen hat, zu gelangen.

Alfred Enke, Neue Lichtbild-Studien.
Vierzig Tafeln in Tondruck.
Folio. In eleganter Leinwandmappe Mk. 12.—.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher etc. Richtung empf. sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler

Braunschweig. Gegründet 1883.

Gerhart Hauptmann.

Von U. C. Woerner.

Zweite Auflage 1901.
Geheftet Mk. 2.—. Gebunden Mk. 3.—.

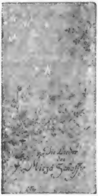
„Die psychologische Analyse und ästhetische Kritik der einzelnen Hauptwerke Hauptmanns ist ebenso von einer ruhigen Sachlichkeit erfüllt wie von scharfem Blick und feinem Gefühl bestimmt und die Vergleichung der einzelnen Dramen untereinander überraschend fruchtbar gestaltet."
„Blätter f. Bayer. Gymnasialschulwesen."

Alexander Duncker, Berlin W. 35.

R. v. Decker's Verlag, G. Schenck,

Kgl. Hofbuchhändler. Gegr. 1713. Berlin S.W., Jerusalemerstr. 56.

Vorzügliche Festgeschenke für Damen!!



Die Lieder des Mirza-Schaffy

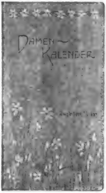
von **Friedrich Bodenstedt.**

Neue Schmalformat-Ausgabe.

161. Auflage. 241.—250. Tausend.

In jeder Beziehung modern und vornehm ausgestattet, beweist schon die hohe Auflageziffer die aussergewöhnliche Beliebtheit des Buches.

In Satinleinen gebd. mit Goldschnitt **4.50 Mk.,** in Leder gebd. **3 Mk.**



Damenkalender für das Jahr 1903.

Bereits im 42. Jahrgang erschienen, ist der Kalender mit diesem Jahrgang in Format und Ausstattung modernisiert worden. Er erfreut sich stets grösster Beliebtheit besonders in vornehmen Damenkreisen. Geschmückt ist derselbe diesmal mit dem Bild Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Adalbert von Preussen.

Preis in Original-Leinenband mit Goldschnitt **3 Mk.**

Ferner empfehlen wir zu Festgeschenken:

Thomas Carlyle über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte. Sechs Vorlesungen.

Deutsch von **J. Neuberg.** 4. Aufl. **Eleg. geb. Mk. 4.—.**

Westermann's Monatshefte urteilen über Thomas Carlyle's dämonisches Buch: ... Es giebt so vieles in Leben und Kunst heutzutage, was klein und öde macht, zerstreut und niederschlägt — hier ist etwas, das aufrichtet, gross denken und empfinden lehrt und zur Sammlung führt, zur Sammlung, die „alles Grosse tausendfach erhebt und selbst das Kleinste näher rückt den Sternen . . .“

Thomas Carlyle, Geschichte Friedrichs des Zweiten, Königs von Preussen, genannt Friedrich der Grosse.

Deutsch von **J. Neuberg,** fortgesetzt in 6 Bänden von Fr. Althaus.

6 Bde. Mit 7 Karten. **Brosch. 23 Mk., eleg. in Halbfrz. geb. 30 Mk.**

Es ist nur zu wünschen, dass der Geist dieses wahrhaft wissenschaftlichen, in der Darstellung ausgezeichneten Werkes in das Bewusstsein des deutschen Volkes dringe und aus ihm die Gestalt dieses grossen Königs sich in reinen edlen Zügen neu belebe!

In der beliebten Sammlung der

Illustrierten Elzevier-Ausgaben

sind bis jetzt folgende Bände erschienen:

Burnett, Der kleine Lord. Illustriert von S. v. Sallwürk.
Byron, Manfred. Illustriert von Walter Tiemann.
Chamisso, Peter Schlemihl. Illustriert von Hans Looschen.
Eichendorff, Taugenichts. Illustriert von Hans Looschen.
Fouqué, Undine. Illustriert von R. Bossert.
Goethe, Faust, I. Teil. Illustriert von Hugo Flintzer.
Goethe, Faust, II. Teil. Illustriert von Karl Storch. Beide Teile in 1 Band geb. M. 5.—.
Goethes Gedichte. Illustriert von Hugo Flintzer.
Goethe, Hermann und Dorothea. Illustriert von Hugo Flintzer.
Goethe, Werthers Leiden. Illustriert von Hugo Flintzer.
Hauff, Die Bettlerin vom Pont des Arts. Illustriert von S. von Sallwürk.
Hauff, Bremer Ratskeller. Illustriert von Adelbert Niemeyer.
Hebbel, Mutter und Kind. Illustriert von E. Liebermann.
Heine, Buch der Lieder. Illustriert von Hugo Flintzer.
Heine, Die Harzreise. Illustriert von Ludwig Stiller.
Hoffmann, Frl. v. Scuderi. Illustriert von M. Loose und R. Bossert.
Klassische Balladen. Illustriert von Hans Looschen.
Lenau, Gedichte. Illustriert von Hugo Flintzer.
Lessing, Minna von Barnhelm. Illustriert von Adelbert Niemeyer.
Ludwig, Aus dem Regen in die Traufe. Illustriert von E. Liebermann.
Petersen, Die Irrlichter. Illustriert von Hugo Flintzer.
Rückert, Liebesfrühling. Illustriert von Hugo Flintzer.
Schiller, Gedichte. Illustriert von S. v. Sallwürk.
Schröter, Minnesangs Rosenzeit. Illustriert von Hugo Flintzer.
Shakespeare, Romeo und Julia. Illustriert von Ludwig Stiller.
Shakespeare, Sommernachtstraum. Illustriert von Walter Tiemann.
Shakespeare, Das Wintermärchen. Illustriert von Walter Tiemann.
Tennyson, Enoch Arden. Illustriert von Hugo Flintzer.
Uhland, Gedichte. Illustriert von R. Bossert.
Voß, Luise. Illustriert von Ant. C. Baworowski.
Weitbrecht, Religiöse Lyrik. Illustriert v. Hans Looschen.

Preis für den in rotes Saffianleder gebundenen und mit Goldschnitt versehenen Band M. 3,—.

Neue Unterhaltungs-Litteratur

aus dem Verlage von

Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig.

Neue Bücher von

Isolde Kurz.

Frutti di Mare. Zwei humoristische Erzählungen. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—.
Unsre Carlotta. Novelle. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—.
Genesung, sein Todfeind und Gedankenschuld. 3 Erzählungen. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—.
Florentiner Novellen. 2. Aufl. Geb. M. 5,50.
Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der florentinischen Renaissance. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,50.

Neue Bücher von

Felix Hübel.

In einer Winternacht. Eine Gespenstergeschichte. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—.
Und hätte der Liebe nicht! Roman. Brosch. 4,—, geb. M. 5,—.
Der Schmetterlingskuß. Novelle. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Neue Bücher von

C. Teja.

Wir Herzlosen. Roman. Brosch. 3,—, geb. 4,—.
Wie der Peter am Kreuzweg. Roman einer religiösen Seele. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3.50.

Neue Bücher von

Wilhelm Holzamer.

Peter Nockler. Die Geschichte eines Schneiders. Preis brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50.
Der heilige Sebastian. Roman eines Priesters. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—.
Carnesie Colonna. Phantasien. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—.
Der arme Lukas. Eine Geschichte in der Dämmerung. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Neue Bücher von

Lu Volbehr.

Führe uns nicht in Versuchung. Geschichten. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50.
Stephan Heulein. Roman. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Neue Bücher von

Manuel Schnitzer.

I. Semester. Ein Kinderbuch für Mütter. Illustr. 3. Aufl. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—.
Der Liebesbrief meiner Köchin. Eine Geschichte aus enger Welt. II. Aufl. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Eingehende illustrierte Verlags-Verzeichnisse sendet an jede Adresse gratis und franko der Verlag von **Hermann Seemann Nachfolger** in Leipzig, Goeschenstr. 1.

Keller & Reiner

Permanente Ausstellung

BERLIN W.

für Kunst und Kunstgewerbe

Potsdamer Str. 122

Kunstwerkstätte u. Zentralverkaufsstelle

für die nach den

Originalskulpturen

Illustrierte Broschüre hierüber kostenlos.

des norwegischen Bildhauers

Prof. STEPHAN SINDING

Illustrierte Broschüre hierüber kostenlos.

unter persönlicher Leitung des Künstlers ausgeführten Abgüsse und Verkleinerungen in Marmor, Bronze, Terrakotta etc.

Ges. geschützt.

Walküre.

Holzskulptur von Prof. Stephan Sinding.

Copyright 1902.

Druck von A. Hopfer, Burg.

Stanford University Library
MAR 14 1908

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

Herausgegeben von
Julius Lohmeyer

Berlin
Verlag von Alexander Duncker

II. Jahrgang. Januar 1903. Heft 4

Digitized by Google

Jahrgang 1902/3. **Januarheft.**

Inhalt:

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang.

Abonnementspreis

vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25)

Einzelne Hefte M. 2.—.

Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1903 No. 1980) oder vom Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.
Verlag von Alexander Duncker.

Inhalt des Februar-Heftes.

(Änderungen vorbehalten.)

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte.

Erzählungen, Novellen, Dichtungen:

Otto von Leitgeb: Das Gelübde. Erzählung.
Helene Pichler-Felsing: Auf Abbruch. Erzählung.
Hermine Villinger: „'s Romans Hütt'". Novelle.
Adolf Stern: Veit, der Glasbläser. Novelle.
Georg von der Gabelentz: Das schwarze Tuch. Novelle.
Ernst Zahn: Aus den Bergen. Novelle.
Alexander von Peez: Römer im Hellenland. Ein Kulturbild.
Bernhardine Schulze-Smidt: Das Problem. Novelle.
Dichtungen von **Emil Prinz von Schönaich-Carolath, Carmen Sylva, Carl Busse, Victor Blüthgen, Johannes Trojan, Julius Lohmeyer, Wilh. Nippold, Rudolf Krauss.**

Literatur:

Fritz Lienhard: Carlyles Welt- und Lebens-Anschauung.
„ „ Jean Pauls Reichtum.
Karl Strecker: Die Franzosenherrschaft auf der deutschen Bühne.
Karl Wolter: Rudyard Kipling.
Wolfgang Kirchbach: Goethestudien.
Otto von Leixner: Tolstoi und das Deutschtum.
Adolf Stern: Neuere deutsche Lyrik und Epik. I.
Freiherr Hans von Wolzogen: Alexander. Eine Tragödie von Graf Gobineau.
Erich Meyer: Maurice Maeterlinck.
Georg Bötticher: Die Shakespeare-Bacon-Frage.
Karl Federn: John Ruskins Weltanschauung.
Max Christlieb: Zur vierten Auflage der „Grundlagen des 20. Jahrhundert" von H. St. Chamberlain.
Friedr. Wilh. Franz Nippold-Jena: Darf man von einem werdenden Christuslied in der außerkirchlichen Kultur reden?
Rudolf Eucken: Von deutscher Sprache und Literatur in Amerika.
Victor Blüthgen: Literatur-Sünden.

Kunst und Musik:

Alfred Lichtwark: Justus Brinkmann.
Otto March: Unsere Wohnung.
Viktor Blüthgen: Unser Opernwesen.
Otto Fischel: Neuere Kunst.
Freiherr Hans von Wolzogen: Zum 90. Geburtstage Richard Wagners.
Prof. Dr. Friedrich Noack: Antike Kunst und Kultur im Lichte der großen Ausgrabungen.

Staats- und Völkerleben:

Wirkl. Geh. Rat M. v. Brandt: Die Zukunftsentwicklung Chinas.
Dr. Hermann Muthesius: Junge Deutsche in England.
Prof. Dr. K. von Stengel: Entwicklung des deutschen Parlamentarismus.
Prof. Dr. Dietrich Schäfer: Was lehrt uns der Untergang der Hansa?
Prof. Dr. Adolf Wagner: Die Reichsfinanzreform.
Dr. Rudolf Krauss: Schwäbisches Geistesleben in Vergangenheit und Gegenwart.
Dr. Valkenier-Kips: Chefredakteur d. „Utrechter Dagblatt": Deutschland und die Niederlande.
Prof. Dr. Alfred Biese: Bismarcks Welt- und Lebensanschauung.
Arthur von Kirchenheim: Reform des Kriminalgerichtswesens.
Prof. Dr. Eduard Heyck: Germanische Charakterzüge.
Geh.-Rat Prof. Dr. Philipp Zorn: Staat und Sprache.

Religion, Ethik, Erziehung:

Prof. Dr. Rudolf Eucken: Der Kampf um die Weltanschauung.
Houston Stewart Chamberlain: Deutschland und England.
Hans Schliepmann: Zeitpredigten.
Prof. Dr. D. Friedrich Zimmer: Ein Frauendienstjahr.
Ludwig Gurlitt: Die Erziehung zur Kunst.
Helene Lange: Der Stand der Frauenfrage in Deutschland.
Geheimrat Dr. Adolf Matthias: Die deutsche Kinderstube.
Prof. Dr. Rudolf Lehmann: Gleichberechtigung und Schulreform.
Dr. Wilhelm Bode: Goethes bester Lebensrat. II.
Dr. Otto Siebert: Neuere philosophische Literatur.
Prof. Dr. E. Troeltsch: Die gegenwärtige theologische Lage.
Prof. Dr. Oskar Weissenfels: Neuere pädagogische Literatur.
Karl Koenig: Kopf- und Seelenwahrheiten.
Karl Koenig: Gottesbewusstsein des modernen Menschen.
Prof. Dr. Hermann Rassow: Weltpolitik und Schule.

Deutsche im Auslande:

Dr. Wilhelm Rohmeder: Die Betätigung des völkischen Pflichtgefühls.
Marine-Oberpfarrer Gustav Goedel: Deutsche Sprache und Seemacht.
Dr. Wilhelm von Sturz: Der Zusammenschluss des Deutschtums in den Vereinigten Staaten.

Technik und Naturwissenschaft:

Prof. Dr. Ludwig Schleich: Unser Nervenleben.
Prof. Dr. Julius Janitsch: Die photographische Reproduktion in Deutschland.
Diplom-Ingenieur Paul Heyck: Ueber das Wesen und die Ausnutzung der Energie vom technischen Standpunkt.

Koloniales:

Prof. Dr. Hans Meyer: Der deutsche Idealismus in der Entdeckungsgeschichte Afrikas.
Hauptmann Carl Tanera: Kolonien.

Dr. Otto Finsch: Kolonialschwachheiten.

Graf Joachim von Pfeil: Meine erste Forschungsreise.

Volkswirtschaft und Sozialreform.

Superintendent Dr. H. Klingemann: Die nationale Bedeutung der Wohlfahrtseinrichtungen von Alfred Krupp.

Geheimer Regierungs- u. Baurat Hermann Keller: Gegen die Wassersnot.

Prof. Dr. Otto Hintze: Karl Marx und die materialistische Geschichts-Auffassung der Sozialdemokratie.

Prof. Dr. H. Wichelhaus: Erfolge der chemischen Industrie.

Prof. Dr. Gustav Schmoller: Wirtschaftliche Fragen.

Prof. Dr. Max Sering: Preussische Domänen-Politik.

Prof. Dr. E. Franke: Staatshilfe und Selbsthilfe.

Heer und Flotte:

Admiral Kühne: Die erste preussische Expedition nach Ostasien 1858—62 und ihre Bedeutung für Deutschlands jetzige Weltstellung.

Generalleutnant z. D. H. Rohne: Die Entwicklung der modernen Feldartillerie.

Kapitainleutnant Georg Wislicenus: Wissenschaftliche Thätigkeit und Kriegsflotte.

Centurio: Die Zukunftsschlacht.

Geographie und Reisen:

Prof. Dr. Friedrich Ratzel: Deutschland im geographischen Unterricht.

Prof. Dr. Otto Krümmel: Die internationale Erforschung der nordeurop. Meere.

Prof. Dr. Heinrich Schurtz: Spanien nach seiner Niederlage.

Prof. Dr. Karl Dove: Die moderne Verkehrs- und Handelsgeographie.

Hauptmann a. D. Karl Tanera: Allgemeine und politische Beobachtungen bei einer brasilianischen Reise.

Was unserem Volke Not ist:

Ein Sprechsaal mit Beiträgen unserer Mitarbeiter: **Fritz Lienhard, Hans Schliepmann, Otto von Leixner, Karl König, Paul Luther, Rudolf Ziese, Eduard Heyck, Ludwig Gurlitt, Friedr. Zimmer, Vict. Blüthgen u. a.**

Ständige Monats-Berichte.

Theodor Schiemann:
Über auswärtige Politik.

Wilhelm von Massow:
Über innere Politik.

Paul Dehn:
Weltwirtschaftliche Rundschau.
Das Deutschtum im Auslande.

Carl Busse:
Über neuere Literatur.

Fritz Lienhard:
Berichte über das Theater.

Leopold Schmidt:
Musikalische Rundschau.

Rechten Männern muß das Herz weh tun, wenn sie dies anschmutzende, schlappe, nörgelnde Verneinen mit ansehen müssen, das nicht aus sittlicher Willenskraft noch aus freudig-edler, im Grunde aufbauender Reformationslust hervorgeht, nein, das vielmehr Unterkraft bedeutet und nichts weiter ist als Bekenntnis schwächlichen Überdrusses, hinangeschmissen an politische und öffentliche Einrichtungen, sogar an den Vertreter der Nation, den Kaiser. Laßt uns die soziale Verdrossenheit bezwingen! Nicht durch laue „Räsonnements", sondern durch starke Stimmung und Tat! Etwas vom stählenden Hauch der See sei in unserer erfrischten Seele und ein Waldrauschen in unseren Worten!

F. Lienhard (aus: „Neue Ideale", Ges. Aufsätze; Berlin, Meyer & Wunder).

Das Problem.

Novelle

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

I.

Lansdorf ging als Letzter langsam die Treppe hinunter. Er war, wie schon oft, der einzige Herr unter den Damen gewesen. Nur Nichtstuer und Künstler pflegen Zeit für Fünfuhrthees zu finden. Während er Stufe um Stufe nahm, starrte er mit zusammengekniffenen Lippen vor sich nieder, halb betreten, halb unwillig. Der Ausdruck kleidete sein hübsches, fades Gesicht schlecht, das trotz des kahlen Vorderkopfes immer noch etwas Unausgebackenes, Jungenshaftes an sich hatte. Auch der Schnurrbart war aus seiner korrekten Lage à la Haby herausgezerrt, und das Schnupftuch, dessen einer Zipfel peinlich über den Saum der äußeren Brusttasche ragen mußte, bauschte heute diese Tasche unschön auf; so rücksichtslos hatte die weibisch gepflegte Hand es hineingeballt. Er schien völlig aus dem Gleichgewichte gerückt, der ganze Modenanbeter und Ritter unverstandener Frauen.

Unten in der Garderobe sah er noch eine Dame stehen und mit Dollys Kinderfräulein sprechen: „die Sanden." — Dolly im weißen Kittelschürzchen drückte sich neben Fräulein Lisbeth. Sie hielt ihre große, älteste Puppe hinter sich, streckte nach Kinderweise den Unterkörper vor, und man sah nur das Näschen des kleinen Profils zwischen den langen,

regelmäßig hängenden Blondlocken. Sie hörte aufmerksam zu; Fräulein Lisbeth sprach gedämpft, und Frau von Sanden hatte Tränen in den Augen.

Im Grunde konnte Lansdorf die Sanden mit ihrer Einfachheit, die er gesucht nannte, und ihrer mutterhaften Tadellosigkeit nicht ausstehen. Eine Glucke, der schon der Kamm schwoll, wenn man mit der Zehenspitze gegen ihren albernen Hühnerkorb stieß; deren Hahn ihre Tugend in der ganzen Garnison herumkrähte.

Frau von Sanden war so sehr ins Gespräch vertieft, daß sie den Treppabkommenden nicht beachtete, und grade redete die helle Kinderstimme hinein:

„— aber Onkel Doktor hat gesagt: vielleicht wird es doch noch Weihnachten und Tannenbaum, wenn er es Mammy erlaubt; — dann, wenn die heiligen drei Könige zum Christkind gekommen sind, nicht, Fräulein? — — und dann krieg' ich 'ne Rechentafel mit goldenen Griffeln, nicht Fräulein? — und silberne auch."

„Gewiß, gewiß, mein Herzchen —!"

Da ließ Lansdorf unversehens seinen Regenschirm fallen, und die beiden Damen fuhren erschrocken herum.

„— tausendmal um Entschuldigung, gnädigste Frau! — Darf ich meine Begleitung anbieten?"

„Danke, nein —; oder höchstens bis zum Glacis. Das nehm' ich ganz gern an. Adieu, mein Dollyherzchen; gute Nacht liebes Fräulein, und bitte, daß ich gleich Nachricht bekomme, schriftlich und ehrlich. Schicken Sie mir doch das Kind für den ganzen Tag; unser Bursche kann's holen, gleich früh, wenn Sie wollen."

„Ich muß es mit Herrn Rittmeister besprechen, gnädige Frau, und eventuell lasse ich Fritz oder Henriette mit Dolly gehen."

„Also nochmals gute Nacht, und grüßen Sie Adine. Gott helfe ihr und Ihnen allen über das Schwerste hinweg. — Gute Nacht, Sie Liebe, Treue."

Lansdorf stand wartend vor dem Spiegel zwischen den Kleiderhaken, hatte den Schnurrbart wieder korrekt gebürstet, den Pelzrock übergezogen und hielt seinen glänzenden Zylinder in der linken Hand. So horchte er hinauf. Ihm war's, als vernähme er über sich Adinens schleifenden Schritt noch einmal; vielleicht zum letztenmale in seinem Leben. Komisch, was das für ein schauerliches Gefühl gab, dieser Gedanke. Am liebsten hätte er sich da vor dem Spiegel geschüttelt.

„Wir können gehen; ich bin soweit," sagte Frau von Sanden halblaut, und damit verließen sie das Haus und drückten die Tür behutsam

hinter sich zu. Sie wußten beide, daß drinnen der Tod auf der Lauer lag. Ehe sie um die Ecke zum Glacis bogen, warf Lansdorf noch einen furchtsamen Blick hinter sich und empor zur Fensterreihe des ersten Stocks, wo sie vor einer halben Stunde Punscheis aus den flachen Schalen gelöffelt hatten. Salon und Theezimmer waren schon dunkel. Durch das kleine Lesekabinett, in dessen Erkerecke Adinens Schreibtisch stand, irrte noch ein Lichtflämmchen. Sie verbrannte wohl Briefe — seine mit den anderen — vor ihrer großen Schlacht morgen; der Operation auf Tod und Leben. Sie verzehrte sich im Gefühl der Verlassenheit. Beim Abschied unter vier Augen hatte sie's ihm gesagt, jammervoll bitter und hart, und hatte seine Hand gegen sich hingezogen, als müsse sie sich an irgend etwas klammern.

„— grauenvoll — schauderhaft!“

Er sprach die Worte laut, ohne es zu wissen und zu wollen, blieb stehen und starrte abermals mit zusammengekniffenen Lippen in das ernste Gesicht seiner Begleiterin: „— und wenn sie davonkommt — setzen wir den Fall — was bleibt von ihr? Eine Ruine —!“

„Ist die Form oder der Inhalt das Beste am Menschen? —“ sagte sie. „Warten Sie ab, wie die Ruine sich wieder auferbaut, wenn —“

Sie hielt inne; es widerstrebte ihr, Lansdorf gegenüber zu vollenden: „wenn Gott ihr gnädig ist.“ Sie verabschiedete ihn kurzerhand, und dann, als sie allein die Wallgasse hinaufschritt, dem Markte zu, machte sie sich doch Vorwürfe über ihre Feigheit und Menschenfurcht.

„Wie darf ich Adine kritisieren,“ dachte sie, und atmete erst wieder freier, als die trübselige Dunkelheit der Gasse hinter ihr lag und der helle Lichtring der Marktlaternen sich ihr auftat.

Innerhalb des Ringes ein buntes Weihnachtstreiben; Kleinkram in Buden, und in der Marktmitte rund um den alten Steinbrunnen die Christbäume in gedrängten Gruppen ragender Pyramiden und krauser Büsche. Zu ihren Füßen die Stechpalmenzweige mit der heidnischen Mistel vermengt; die Beeren leuchteten purpurrot und perlenweiß und hoben sich von den Mooshügelchen für des Christkindes Krippe und den Weideplan der erschrockenen Hirten im Felde. Es lag Poesie auf dem ganzen Bilde, schlicht und herzbeweglich dies Jahr, wie alle Jah ei der Christ Weihnachten feiert. Und droben am Himmel hatte sich ein heller Stern durch die unruhig ziehenden Schneewolken gekämpft. Vielleicht sah ihn niemand von der lebhaften Menge, außer der Frau im dunklen Seidenmantel, die sich einsam und traurig im Herzen fühlte, trotz der lieben Kinderschar daheim. Für die wollte sie noch Pfeffernüsse zum

Verspielen einkaufen, und klein Dolly sollte ein süßes Schächtelchen geschickt bekommen, morgen, wenn sie hören würde — —!

Rasch trat sie in den Schatten der nächsten Bude zurück und legte unter dem Mantel die Hand aufs Herz. Da kam der Rittmeister, Adinens Mann, ihr vom Brunnen aus entgegen. Ach, wie schwermütig und finster das gute Gesicht unter dem Mützenschirm, — allein schon der Ausdruck des Mundes, der in glücklichen Tagen so jovial zu lächeln, so seelenvergnügt zu lachen verstand. „Lang, lang ist's her!" dachte die verborgene Beobachterin.

Es trieb sie, vorzutreten und ihm wenigstens die Hand zu pressen; ihm nur vier Worte mit heim zu geben: „ich leide mit Ihnen," aber ihre innere Stimme sagte: „nein!" Zudem trat er an eine der kleinsten Buden, wo das verhutzelte Altchen seit Jahren und Jahren billiges Briefpapier und Hefte, Halter und Stifte für die Volksschüler feilhielt. Da sah sie ihn eine Schiefertafel mit baumelndem Schwämmchen einkaufen und lange zerstreut unter den bunten Griffeln suchen. —

Der Wunsch des Kindes, das niemals eine richtige Mutter besessen, sondern immer nur die Spielpuppe von „Mammys" Launen abgegeben hatte, fiel ihr ein und zog ihr das Herz zusammen. Sie wäre jetzt doch nicht im stande gewesen mit Dollys Vater zu sprechen, so entzog sie sich der Begegnung und suchte sich, hinter den Buden weitergehend, ihren Heimweg.

Der Rittmeister ließ sich die kleine Tafel und das Dutzend spitzer Griffel in Gold- und Silberhülsen vom Altchen in Zeitungspapier wickeln, zahlte, und dann ging auch er hinter den Buden weiter. Aber nicht der Vorstadt zu, wie Frau von Sanden, sondern tiefer in die Stadt hinein, wo die glänzenden Läden der Fürstenstraße sich aneinander reihten. — An jedem Schaufenster stand er still, sah gedankenlos über glitzernden Tand und gediegene Pracht hin und faßte das ärmliche Paket in Zeitungspapier fester in seiner Manteltasche. Ihm war's als könne und könne er nicht nach Haus. — Nicht aus Feigheit, aber in seiner Seele nagte ein unerträglicher Wundschmerz; für den waren kalte Winterluft und schimmernde Auslagen unter elektrischem Lichte die einzigen Linderungsmittel.

So meinte er. Schließlich jedoch stieg er in die Weinstube des Fürstenhofs hinunter und saß dort lange Zeit stumm auf dem Ecksofa im Halbdunkel der altdeutschen Butzenscheibenlaterne vor seiner halben Flasche Mosel. Sobald er zwei Kameraden eintreten sah, den dicken Türk und den Witzbold Hohenheim, stand er auf, legte Zahlung und

Trinkgeld neben Glas und Flasche und entfernte sich mit abweisend kurzem Gruße.

„Armer Kerl!" sagten die Kameraden hinter ihm drein.

Sie alle wußten, was ihm und seinem Hause morgen bevorstand, und daß bestenfalls die Gesellschaft für längere Zeit um ihre schönste und reichste Weltdame ärmer sein würde, nach Ablauf der nächsten vierundzwanzig Stunden. Daß man aber am Vorabende eines solchen Tages Lust hatte, seine Intimen nebst dem Intimsten: dem unvermeidlichen Lansdorf, mit Thee und Punscheis zu bewirten — eine förmliche Abschiedsorgie zu veranstalten, das ward einhellig verurteilt.

„Alle Frivolität hat Grenzen. Werlitz, der arme Kerl, hat natürlich keinen Fuß in den Salon gesetzt. Läuft in der Stadt 'rum — was ist das nun?"

„Sie hätten ihm nachgehen sollen, Hohenheim."

„Das kann jeder sagen! Ich bin kein wirksamer Tröster, leider Gottes. Solche Dinge machen mich einfach mundtot, weiß der Henker."

„Jetzt ist es auch zu spät. — Kellner: eine Ober-Emmeler und eine Schachtel Zigaretten."

II.

Als auch Lansdorf von ihr hinweggegangen war, fiel Adine aus ihrer erzwungenen Haltung in sich zusammen. An der Wand und den Möbeln hin half sie sich zum Divan zurück und legte sich wieder in die Kissen. Sie lag sehr unbequem. Am liebsten hätte sie die Füße unter sich gezogen und sich in ein Knäuel zusammengekauert, aber sie war zu unbehülflich. Bleischwer drückte das furchtbare Etwas in ihrem Körper; eine tote Last, die ihr Leben und Odem nahm und dumpf und stetig schmerzte.

Morgen um diese Zeit mußte es ja anders sein — alles vorüber, so oder so. — Wie? Sie preßte den Kopf ins Seidenkissen und zitterte.

Morgen. — Das Heute ging zu Ende. Nun waren sie alle fort, die seit fünf Jahren ihren Thee und ihren Geist, den feinen Geschmack ihrer Einrichtung und die kleinen Orchideenwunder ihres Gärtners gerühmt hatten; die ihre Toiletten kopierten und ihr Tun und Lassen unters Vergrößerungsglas nahmen. —

Sie kannte ihre Freundinnen, und hatte auch Lansdorf besser zu kennen geglaubt als andere und gemeint, er hinge an ihr und es verlohne sich der Mühe, mit ihm das Höchste und das Tiefste zu teilen: ein Seelenbündnis zu schließen. Allein, je länger sie das Experiment

vorbereitete, desto enttäuschter erkannte sie, daß die Höhe zu flach und die Tiefe zu seicht war. Vielleicht hätte sie sich mit ihrem Manne darüber ausgesprochen, wäre sie nicht innerlich ebenso unbeholfen wie stolz gewesen, und dann: er, der Pflichtmensch, dem nur des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr tickte, hätte sie sicher verurteilt, anstatt sie zu verstehen. — So hatte sie Enttäuschung und ungestilltes Sehnen nach geistiger Erlösung mit dem Kleide der Weltfreuden verhüllt.

Trotz ihres Mannes Gegenreden war sie nicht davon abzubringen gewesen, ihre Freunde noch einmal um sich zu versammeln in der elften Stunde ihres Lebenstages; denn sie war davon überzeugt, daß sie an der Operation sterben würde. Einen Eindruck wollte sie ihnen hinterlassen, den einer Heldin, eines fallenden Sternes, der vor dem Erlöschen noch eine Glanzesbahn über den Gesellschaftshimmel zog. Dafür war das wunderbar elegante Theekleid angefertigt worden, dessen fließender Faltenwurf und Spitzengekräusel die körperliche Verunstaltung so gut verbargen, daß der reizende Kopf mit seinen klassischen Linien nicht mehr als unnatürliche Krönung wirkte.

Gott allein wußte, wie sie den Nachmittag überstanden hatte und lächelnden Mundes die Tasse Thee genossen, die letzte vor dem ärztlich gebotenen Fasten für die Chloroformnarkose —: morgen!

Morgen — ja. — Um dieses „Morgen" zu einem Ereignisse für ihre Freundschaft zu gestalten, hatte sie eine Komödie in Szene gesetzt, und statt des Applauses dieser banale Abschied und dies schale Trösten mit der Geschicklichkeit der Ärzte und der Bekömmlichkeit des ozonisierten Chloroforms. Händedrücken, Handkuß — Getuschel auf der Treppe, Gemurmel im Hausflur — Türöffnen und -schließen. — Nun Stille im Haus. Das Publikum der Salonkomödie von dannen gegangen zu irgend einem andern Trauerspiel oder Lustspiel. — Nur Zwei hatten nichts zu sagen gewußt: die Sanden und Lansdorf.

Ekel und tiefes Herzenselend übernahmen sie; der Theetisch und die verschobenen Sessel widerten sie an. Der süßliche Duft des Treibhausflieders und der Rivierarosen beklemmte ihr die Brust. Sie raffte sich mühselig vom Divan auf, wankte ins Lesekabinet an ihren Schreibtisch und nahm heraus, was sie an Briefen fand. Die verbrannte sie wahllos im Kaminfeuer.

Kaum war sie fertig damit, so sah sie durch die Portiere Diener und Hausmädchen behutsam ins Theezimmer schleichen und vernahm das vorsichtige Knipsen des elektrischen Lichthebelchens. — Sie kamen zum Abräumen und tappten auf den Zehen herum, und da Fritz die

zusammengelegten Löffel gegeneinander klirren ließ, wisperte Henriette: „Pst!“ und blickte sich ängstlich im Zimmer um, als stände ein Gespenst oder ein Sarg in der Fensternische.

„— Oh Gott — bin ich denn schon tot für meine Leute?“

Sie rief ihnen laut zu, daß sie die Schiebetür zum Theezimmer geschlossen haben wolle und von Niemandem gestört sein — bedingungslos!

Was sie verlangte, das geschah pünktlich. Wie ein Känguruh sprang der Tolpatsch Fritz zu Befehl. Die Türflügel rollten geräuschlos zusammen, und nun vernahm sie wenigstens das Tappen und Wispern nicht mehr und fühlte sich sicher vor Störung. Regungslos lehnte sie im flachen Kaminsessel, die Hände hinter dem Haarknoten verschränkt, und dachte an hundert Dinge, um sich über die Todesfurcht hinweg zu retten, und wurde immer haltloser und zerrissener in ihrer Seele.

Sie hatte das höhere Streben gehabt, das jetzt unter den jungen Frauen und reifen Töchtern an der Mode war, und hatte in sich hineingelesen, was die literarischen Tagesgespräche bildete: Ibsen und Peter Nansen; Nietzsche und Buddhas Lehre; Pessimismus, Philosophie und Theosophie für Laien zurechtgeschnitzelt. Lauter Wesenloses; — unfaßbar oder einfach zu verschroben für ein jugendliches Frauenhirn mit normalen Windungen — nirgends das Allheilmittel. Je länger sie grübelte, desto verworrener wurde es in ihr. Weder das Nichts, noch die Ewigkeit nach dem Tode konnte sie sich vorstellen; der Übermensch zerschmetterte ihre Kleinheit mit seinen Argumenten, und die hoffnungslose Herbheit der skandinavischen Dichter ätzte sie wund.

„Hilft mir denn Niemand würdig sterben?“ dachte sie verzweifelt, und in ihrer Verzweiflung griff sie nach dem Seidenbeutel im Bambuskorbe neben ihr, zerrte das halbvergessene Häkelzeug heraus und begann krampfhaft an der Vorhangspitze zu häkeln, bis sie sich bei der dritten Tour im Muster irrte. Da warf sie's wieder beiseite, wiegte sich hin und her, die Hände vors Gesicht geschlagen und weinte trocknen Auges. Sie konnte keine Tränen finden; es sprengte ihr fast die Brust auseinander. — Wo gab es Ruhe und Zuflucht vor der Sterbensangst?

„Ich will mich wappnen — — es muß überstanden werden; — es gibt kein Zurück mehr.“

Sie erhob sich von neuem und ging schwerfällig hinaus, den hellerleuchteten Korridor hinunter, der in den schönen Tanzsaal mündete.

Kurz vor der weißen Flügeltür lief ihr Dolly in den Weg, barfuß, im langen Nachthemdchen, die Locken wippend, wie sie so flink sprang

und vor Wonne kicherte, weil sie Fräuleins Händen glücklich entwischt war.

„Mammy! Mammy! Ich will dir gut' Nacht sagen."

Adine wehrte die ausgestreckten Ärmchen von sich ab — jede lebhafte Berührung tat ihr weh, und runzelte die Stirn:

„Sei nicht unartig, Dolly. Laß sein."

„— aber bloß gut' Nacht sagen, Mammy. Ich bin garnicht unartig. Bitte, Mammy!"

Der kleine Körper hob sich auf die äußersten Zehenspitzen, als wollte er aufspringen, und der rote Kindermund spitzte sich den mütterlichen Lippen entgegen; die hellblauen Augen mit der großen Pupille schimmerten zärtlich. Die Lider senkten sich schon schläfrig.

Das Bücken wurde Adine schwer. Deshalb faßte sie die Händchen nur lose in ihrer Rechten zusammen und ließ die Linke flüchtig über die fallenden Locken gleiten. „Gute Nacht, Kind. — Sei gehorsam; geh' schlafen."

„Übermorgen ist Weihnachten. Weißt Du das wohl, Mammy?"

„Ja — so geh' doch —."

„'Nacht, Mammy!"

Lebhaft nickend und im Umschauen weiterplaudernd trippelte die weiße, kleine Gestalt zum Kinderzimmer zurück. Fräulein stand schon entsetzt in der Tür und winkte: „Dolly — was habe ich Dir vorhin streng verboten?"

„Aber Väterchen ist auch nicht da!" Die Kleine fing zu weinen an; ihr Herzchen fühlte sich gekränkt, und dann zog Fräulein hinter ihr die Tür des Kinderzimmers zu.

Adine blieb stehen, eine Hand auf dem Drücker der weißen Flügeltür. O, wie das Kind doch seinem Vater glich! Derselbe Blick, dieselbe meinungslose Blondheit, die gleiche Art, den Mund schon fünf Minuten vor dem Kusse zu spitzen. Auch die nämliche weiche Handfläche, die sie bei Ernsts Berührung nervös machte. Lansdorfs Hand war kühl und fleischlos; das beruhigte. — Noch vor fünf Jahren, ehe Dolly kam, hatte sie Ernst von ganzem Herzen geliebt. — Durch das Kind war sie so namenlos elend geworden, elend und entstellt und jetzt stand sie Auge in Auge mit dem Tode. Sie schauerte zusammen und, ihre Zähne schlugen aufeinander.

„Ich muß mich wappnen", wiederholte sie; drückte die Klinke nieder und trat in den Tanzsaal.

Die Rotekreuzschwester, die morgen mit assistieren und dann pflegen mußte, war drinnen beschäftigt. Sie stand über den Operationstisch

gebückt und spannte die Kautschukunterlage auf die Matratze. — Sie sollte alles vorbereiten und heute schon im Hause schlafen. Während Adinens Fünfuhrthee war sie eingetroffen.

Sie richtete sich auf, als sie das Türöffnen hörte und eilte Adine rasch entgegen:

„Nein, gnädige Frau, das darf ich nicht dulden! Ich muß bitten, daß Sie in Ihrem Schlafzimmer bleiben. Es ist alles für die Nacht fertig und ich komme dann sofort."

„Heute schlafen Sie in der kleinen Fremdenstube. Ich will allein sein, und meinen Saal lasse ich mir von Ihnen nicht verbieten," sagte Adine und ging an der Schwester vorüber zum Operationstisch am oberen Ende des Saales, da, wo das beste Licht durch die beiden Fenster fallen würde.

Es war der große Bügeltisch von unten aus der Wäschekammer, den sie heraufgetragen und für die Operation hergerichtet hatten. Adine legte die Hand auf die glattkalte Gummifläche und sah sich mit langsamer Kopfwendung im Raume um, dessen hohe Spiegel soviel Lust und Schönheit aufgefangen hatten und auch ihr erstes Ballgespräch mit Lansdorf. —

Die Glasflächen verdeckt; die Vorhänge und Polstermöbel entfernt; der Flügel nebenan ins Servirkabinet gerollt. Irgend ein häßlich graugelber Stoff über die halbe Parkettfläche des Fußbodens genagelt und an zweien der weißen Wände hin. Nirgends mehr ein Gemälde; verschwunden Kronleuchter und Konsolen mit Meißener Vasen und Pariser Bronzen. Statt all der reizvollen Pracht zwei Tische mit dicken Glasplatten, der Kochapparat für die Instrumente, Eimer und Kannen und blaue Verbandstoffpacken mit dem roten Kreuze im weißen Felde bezeichnet. Ein ganzes Arsenal unbekannten Rüstzeuges außerdem, und an einem Garderobenhalter weiße Kittel und Schürzen, je drei an der Zahl. Die Vermummung der Ärzte. —

Adinens Gesicht war schneebleich geworden. Sie fröstelte, daß ihr die Lippen bebten und die Knie wankten. In hülflosem Grauen blickte sie von einem Gegenstande zum andern; langsam begannen die Wände des Saales sich vor ihren Augen zu verschieben. Nun drehte sich der Saal um seine eigene Achse und sie wurde mit gedreht; Alles schwamm und schwand und sie verlor plötzlich den Boden unter den Füßen.

„Bringen Sie mich fort!" stammelte sie heiser und streckte die Hände steif vor sich in die Luft, „— ich — — ich — —!"

Die Schwester hielt sie schon im Arm, führte sie drei Türen weiter ins Schlafzimmer; bettete sie mit Henriettens Hülfe und schickte noch einmal zum Arzte, der Sicherheit wegen.

Nach dem Beruhigungsmittel wurde sie still; das konvulsivische Zittern und Schluchzen ließ nach, und im Hausflur, ehe sie sich verabschiedeten, kamen Arzt und Pflegerin überein, daß es ein törichtes Nachgeben gewesen sei, den Ort der Operation in die Häuslichkeit der Patientin zu verlegen. Jetzt mußte man sich eben mit der Tatsache abfinden und nach dem Chok für eine leidliche Nacht sorgen.

Die Kranke machte es ihrer Wärterin leicht. Als dieselbe zu ihr eintrat, hob sie den Kopf kaum aus den Kissen, und die Hände, von denen sie alle Ringe gestreift hatte, lagen verschlungen auf der Decke.

„Tun Sie mir das Einzige und lassen mich allein", bat sie abermals. „Ich muß meine Rechnung machen — wer weiß denn? — — Gehen Sie schlafen Schwester; morgen brauchen Sie wohl Kräfte."

Mit ihren unhörbaren Tritten ging die Schwester noch ein paar Minuten hin und wieder, um sich unauffällig zu versichern, daß keine Fläschchen und Pulverschachteln unbekannten Inhalts im Bereich der Kranken waren, und zur Vorsicht zog sie die Nachtischschieblade auf:

„Dahinein lege ich Ihre Ringe, gnädige Frau, und das Armband müssen Sie auch lieber abtun; es drückt zu fest auf den Puls. Lassen Sie mich machen."

Adine schloß die Augen, eine tiefe Schmerzfalte schnitt sich zwischen die Brauen ein, und ihr Atem ward wieder verhaltenes Schluchzen.

Das Armband war eine schmale Schlange aus gelbem, rohgehämmerten Golde mit Smaragdaugen. Eine arabische Glücksklammer, wie sie die Fellachinnen tragen.

Lansdorf hatte sie von seiner letzten Nilfahrt mitgebracht und selbst um Adinens Arm gebogen. Dort lag sie seitdem fest, und es bedurfte einer kleinen Kraftanstrengung um sie wieder aus einander zu zwingen und abzustreifen. Adinens Hand zuckte und wehrte sich unbewußt; während die Schwester sich ohne großes Geschick plagte mit dem widerspenstigen Dinge, an dem doch nur innerlich wertlose Erinnerungen hafteten. Endlich war's getan. Die Schwester legte den offenen Reifen in eine der Schmuckschalen des Toilettentisches, strich die Bettdecke glatt, rückte das rosa überkuppelte Lämpchen zurecht und wünschte gute Nacht. Dann entfernte sie sich auf leisen Sohlen.

Adine blieb von neuem allein, so, wie sie's verlangt hatte. —

Sie regte sich nicht in ihren Kissen. Das Beruhigungsmittel wirkte stark auf sie, wenn es ihr auch zu keinem Schlaf verhalf. Sie war derartige Mittel noch wenig gewöhnt und sie mußte denken — immer denken, und hatte keine Kraft, diesen Zwang abzuschütteln. Den Zweifelsinhalt ihrer Gedanken mußte sie mit dem Inhalte des medizinischen Werkes vergleichen, das sie sich durch ihren Buchhändler verschafft hatte, um ihr Leiden daraus kennen zu lernen. Ganz kühl und unverhüllt und unpersönlich. Seine Merkmale, Behandlung und Vorhersage. Die Operation fand sie bildlich veranschaulicht in rot und blau koloriert: dem Laienauge unverständlich. Fremdwort neben Fremdwort im Texte. Alle hatte sie sich aufgeschlagen, sich mit Kälte gerüstet und bemüht, scharf gegeneinander abzuwägen, was sie las und anknüpfend voraussetzte. Aber das ganze Wollen und Studieren hatte sie nicht zur Höhe der Gewißheit empor, sondern nur tiefer ins brodelnde Chaos des Forschens ohne Grundlage gerissen. Nur das Eine hob sich aus dem Wirrsale: ihr Heil lag auf der Schneide des ärztlichen Messers. — Es mußte sein. —

— —

Sie hielt den Atem an und versuchte sich aus dem brodelnden Chaos zum freien Lichte zu kämpfen, das Gefühl des Versinkens gegen das des Beruhens in Geduld und Hoffnung einzutauschen. Es gelang ihr nicht. Nebel brauten um sie her; dumpf vernahm ihr Ohr den eigenen, schweren Herzschlag —, ihre Gedanken entflohen der Fassungskraft wie Rauch vor dem Winde, oder zerbarsten seifenblasengleich. —

So verrannen die Stunden, und von Sankt Severin her hörte sie es deutlich zehn schlagen.

Also der Wind war umgesprungen: Südwest — Schneewind. Der trug die Kirchenuhrtöne immer übers Glacis. — Schneewind — — weiße Weihnachten; — — — die Erde im Leichentuch, — — sie selber auch im Leichentuch — —, der Kirchhof so kalt, im Dezember — — — das kalte Grab — — — —!

Die brauenden Nebel verdichteten sich und schlugen über ihr zusammen. Sie schlief.

Nach einer Weile pochte es draußen leise an ihre Tür, und ihres Mannes gedämpfte Stimme fragte am Schlüsselloch:

„Adine! — — Bist Du noch wach, Adine?"

Als er keine Antwort bekam, stahl er sich zu seiner Frau hinein und blieb zweimal auf dem kurzen Wege zum Bett stehen, weil seine Stiefel knarrten. Endlich war er bei ihr, und im ungewissen Lichte des Nachtlämpchens beugte er sich über sie um ihr Gesicht zu erkennen.

Weiß und still lag sie da auf dem Rücken, beide Hände mit gespreizten Fingern auf der blauen Seidendecke; Züge tiefen Leidens um Nasenflügel und Mund. Die schwarzen Wimpern drückten sich nicht fest gegen die Wangen, sondern unter den gehobenen Lidern hervor sah ein Stückchen der Augenbälle, und auch die Lippen standen offen, als wäre zwischen ihnen ein Hülfschrei erstarrt.

Der Gram zog des Mannes Herz zusammen. Nun er seine Frau vielleicht verlieren sollte, schoß der ganze, abgedämmte Strom von Mitleid für ihre Qualen und Vergebung für ihre Irrtümer über das Wehr in seine Seele zurück und füllte sie bis zum Rande. Er faltete seine Hände um ihre gespreizte Hand, die in seiner schlaff wurde und preßte sie:

„Adine! — — Adine —!“

Da schlug sie die Augen vollends auf, aber nur für einen Moment. Ihr entsetzter Blick irrte über ihn hin: — „wer? — wer? — ich sterbe —!“ und sie weinte ein schwaches klagendes Traumweinen. Allein es ermunterte sie nicht. Noch ein paarmal zuckten ihre Finger auf der Decke, und sie murmelte abgebrochene Laute. Dann lag sie wieder im Schlaf mit halboffenen Lidern und Lippen, die Leidenszüge ins Antlitz gegraben.

Er blieb noch ein paar Minuten bei ihr, ebenso bleich wie sie und wartete. Als sie sich nicht mehr regte, ging er ins Nebenzimmer und setzte sich an den kalten Kamin, die Arme über der Brust verschränkt, den Blick aufs Fensterviereck geheftet, das vom Laternenschein der Straße matt erhellt ward.

So wachte er den Morgen des schweren Tages heran. Endlose Stunden. Beim ersten, fahlen Frühlichte sah er, daß draußen der Schnee in großen Flocken stöberte. Die Laternen erloschen und auf den weißen Dächern lastete der graue Himmel:

„— — Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter — —!“

Der übermüdete Mann hob sich vom Stuhl und drückte sein Gesicht gegen die gefalteten Hände und die Fensterscheiben. Das Scheffel'sche Lied hatte Türk nach dem letzten Liebesmahle im Kasino gesungen.

„Abschiednehmen — — o Gott!“

III.

Alles war überstanden und eine Woche seitdem verstrichen, zwischen Zittern und Vertrauen.

Adine lebte, die Wunde verheilte gut und die Fieberkurven zeigten nichts Beängstigendes mehr. Die Ärzte äußerten sich von Tag zu Tag

hoffnungsvoller. Wenn keine Komplikation mit Blutgerinnseln und Verstopfung der Lungengefäße eintraten, würde alles wieder ins Gleis zu bringen sein. Freilich: die Natur stellte ihre Warnungstafel in den Lebensweg der Kranken. Komme es wie es nun wolle: das bisherige Dasein und Umhertreiben im lebhaften Strudel mußte für lange hinaus der Ruhe und Schonung Platz machen. Strengstes Einschränken des Verkehrs, strenges Beachten der ärztlichen Vorschriften; weder Geselligkeit noch Reisestrapazen. Das waren die Opfer und Zugeständnisse, die das Geschick für das Gut des irdischen Weiterlebens und Gesundens von ihr forderte.

Der Spezialist, ein älterer Herr, der einen geschätzten Namen und eine große, konsultative Praxis hatte, sprach über dies Alles mit Adine, ehe er ihre fernere Behandlung dem Hausarzte übertrug, weil er, in einer dringenden Sache, hinauf nach Schleswig gerufen worden war.

Adine hörte ihm zu, sonder Einwurf und Antwort oder auch nur ein Zeichen besonderen Interesses. Schmal geworden, aber ohne die Verzerrung der letzten Krankheitswochen, lag ihr Gesicht in den Kissen. Das edle Profil wendete sich dem Redenden zu, eingerahmt von den dichten losen Scheiteln des Schwarzhaares, das im hellen Lichte kupferne Reflexe hatte. Wohl sahen die großen Augen den Sprecher an, das jedoch war nur ein mechanischer Vorgang. So seltsam fern und fremd der Blick, als schaue er einzig und allein nach innen, um sich dort in der eigenen, verstörten Seele zurechtzufinden. Sogar dem kühlen, ein wenig cynischen Mediziner fiel ihre seltsame Schönheit auf. Gereift und verjüngt zu gleicher Zeit erschien sie ihm. Sie sollte ein neues Leben beginnen und konnte das alte noch nicht vergessen.

Dem Blicke glich ihr Wesen. Still, gleichgültig; in sich selber verschlossen. Kein Todeswunsch und keine Lebensfreude. Was an ihr hantiert und getan werden mußte, das ertrug sie so, als berühre es sie gar nicht. Die Rotekreuzschwester war eine muntere, plauderhafte Person, eine der beliebtesten Pflegerinnen in den ersten Kreisen der Stadt. Diese Pflegbefohlene brachte sie einfach zum Schweigen. „Ich will allein sein", das war ihr vernehmlichstes Verlangen. Saß ihr Mann kurze Viertelstunden an ihrem Bette, so konnte kein totes Holz fühlloser sein als ihre Hand, die er streichelte, und regelmäßig fielen ihr die Augen zu. Das Kind wollte sie nicht sehen —: „später—". Ihre Abneigung gegen jedes Neuanknüpfen ans Leben wurde zum Eigensinn.

„Beunruhigen Sie sich ja nicht, Herr Rittmeister", tröstete der Hausarzt. „Wir haben es mit keiner Psychose zu tun; nur mit Erschöpfung. Die vergeht wieder; man muß freilich die Natur unterstützen."

Und so wurden die erlesensten Stärkungsmittel herbeigeschafft.

Allein der Schaden steckte tiefer und war dennoch ein Seelenschaden. —

Hülflos stand sie vor ihrer Lebenstür, die sie in eingebildeter Sterbensgewißheit schon hinter sich zugetan hatte, und konnte sich nicht entschließen, in die verlassene Halle wieder einzutreten. Deren Schmuck und Tand und farbenfrohe Bilder hatte das grausame Schicksal von den Wänden gerissen und ausgekehrt, und nun grübelte sie unablässig darüber nach, wie kahl und öde und namenlos nüchtern es da drinnen in ihrer verwüsteten Lebenshalle sein müsse.

Was war noch da?

Treue? Hausglück? — Zwang war nicht Treue und bitteres Muß kein Glück. — Liebe? — Das Ziehen im gleichen Joche aus Gewohnheit und Scheu vor Skandal verdiente den süßen Namen nicht. — Mutterfreude? — Sie fühlte keine mütterlichen Instinkte wie Mia Sanden sie fühlte. Ihr Leben hatte die Mutterschaft zerstört. — Frömmigkeit? Ergebung? — Abgeschaffte Begriffe für moderne Geister. Das Individuum eroberte sich seine Daseinsrechte selbst, schöpfte seine Kraft aus dem Verstande und drängte seine Lebensregungen und -forderungen auf den Raum des Erdballs zusammen. Die Ewigkeit eine Sage, Gott ein Mythus und die Bibel ein veraltetes Buch, dem höchstens die welken Reize archaistischer Weisheit und grauer Überlieferungen anhafteten.

Wie im Gefängnis ängstigten sich ihre Gedanken und waren gebannt. Überall im Raum ihrer Seele Mauern, überall Gitter. Ketten an Händen und Füßen. Wähnten sie sich einmal freigelassen aus der Zelle, so wurden sie doch nur in engen Wandelgängen hin und hergetrieben, und die Ketten klirrten mit. Keine Gesellschaft als die Philosophen und die finsteren Gesichter der Skandinavier. Kein Himmelsblau und kein Sonnenstrahl, weder Vogelzwitschern noch grünende Zweige. Mauern — Mauern — —.

So lag sie in dumpfer Selbstpein von einem Tage zum anderen und wagte nicht sich mitzuteilen. Wer könnte sie auch verstanden und ihr das furchtbare Problem des Weiterlebens gelöst haben? — An Lansdorf dachte sie fast niemals, und wenn sein Bild flüchtig vor ihr inneres Auge trat, so erschien es sonderbar flach. Wie mit der Scheere aus einfarbigem Papier geschnitten. Ein bloßer Umriß.

* * *

Draußen wirbelte der Weihnachtsschnee noch immer, obwohl es schon auf Sylvester zuging. Solch ein Schneien und Wehen und Treiben meinten die ältesten Leute noch nicht erlebt zu haben. Alle Straßentöne,

Sohlenstapfen und Räderrollen, weich abgedämpft, und trotz der ziehenden Wolkenmassen ein kaltes, weißes Licht Tag und Nacht. Die Schlittenbahn zu den Dörfern hinaus war prächtig; das Glöckchenklingeln nahm kein Ende über den körnigen Schnee, aber die Kinder hielt man drinnen, so lange sie zart und klein waren, denn die Nordostluft schnitt scharf und die Füßchen versanken bei den Straßenübergängen. So hockten die Kleinen und Kleinsten hinter den Kinderstubenfenstern und bei gar Vielen hockte die Langeweile, weil des Christkindchens Weih'nachtsgaben schon ein bischen abgespielt waren und nichts Neues in Aussicht.

Dolly jedoch langweilte sich nicht. Fräulein hatte ihr ein unerhört süßes Puppenbäumchen aufgeputzt, mit Zuckerbohnen und Tragantfigürchen, winzigen Papiersternchen und winzigen Wachsstocklichterchen. Ein richtiges, lebendiges Tannenbäumchen, drei Hand hoch, mit den Wurzeln eingepflanzt, und um den irdenen Blumentopf ein herrliches, grünes Papier gelegt, oben und unten mit nelkenroten Schleifen befestigt, Dollys unendliche Wonne war's, das Christbäumchen. Sie trug es vorsichtig hin und her, begoß es aus dem neuen Gießkännchen und malte sich's aus, wie es nur sein würde, wenn der grüne Schatz drunten im Garten, in Dollys eigenster Ecke, eingepflanzt stand und junge Sprossen trieb und einen großen Schuß tat, daß es hörbar knackte, wie beim kleinen Tannenbaum in Andersens Märchen. — Dann setzte sich vielleicht einmal das reizende Vögelchen mit der blauen Brust und den schwarzgelben Schwingen auf Dollys Baum und sänge. Oder Dollys Kaninchen, oder ihr kleines Lamm sprängen darüber weg, wieder wie der Hase in Andersens Märchen. Im April wurde Dolly bereits fünf Jahr und so große Kinder durften schon etwas Lebendiges zum Pflegen und Lieben geschenkt haben. Das Lamm hatte ihr der Schlachterbursche versprochen, von dem Henriette sagte, daß er ein Hans Wind sei und kein Worthalter; also tat man wohl auf das „Lämmlein weiß wie Schnee" weniger fest zu rechnen, als auf die Kaninchen. Die hatte nämlich Väterchen seiner großen Tochter gelobt, und was Väterchen gelobte, ja, das war beinahe so gewiß, wie die himmlische Tatsache:

„Alle Jahre wieder,
Kommt das Christuskind,
Auf die Erde nieder,
Wo wir Menschen sind."

Überhaupt: Väterchen! Der hielt immer und immer Wort. Dolly hatte es genau gewußt, daß er dem Christkinde ihren glühenden Weihnachts-

wunsch eben so sicher anempfehlen würde, wie dem holden Geburtstagsengel die Kaninchen zum April.

Die Rechentafel mit dem Schwamme, den man unter Fräuleins Aufsicht selber einweichen durfte, und mit den goldenen und silbernen Griffeln. Zwölf Griffel, sechs goldene und sechs silberne, man denke nur und staune über des besten Väterchens starkes Verlangen für Dolly an das Christkind! — — Es sollte noch einmal Weihnachten werden, hatte es geheißen, am Dreikönigstage, wenn das Christkind so freundlich war und half der Mutter, daß sie wieder im Bett aufsitzen und ihre große Tochter und die Weihnachtslichter vertragen konnte.

Aber die Mutter konnte das immer noch nicht, und Dolly vergaß die beseligende Aussicht beinahe wieder. Nur zuweilen blitzte sie von neuem auf, ganz flüchtig; denn Dolly hatte sehr viel zu tun. Sie rechnete mit heißem Eifer und hatte schon zwei von ihren Goldgriffeln zerbrochen, weil es doch allzu schwer war: „Einmal eins ist eins; eins und eins ist zwei.“

Abends liebte sie's über Alles, mit Väterchen zu arbeiten, wenn er keinen Dienst mehr hatte und statt des bunten Rockes die gemütliche, dunkelblaue Litewka anzog. Dann setzte sie sich auf sein Knie, rieb zuerst seine braune Wange warm mit ihrem rosenroten Bäckchen, strich ihm dann den hellen Schnurrbart glatt, und zuletzt wurde gerechnet:

„Weißt du, wir spielen nun Schule, Väterchen.“

Ein paarmal hielt sie mitten im Gekritzel inne, ließ den Griffel im runden Händchen sinken und sah aus ihren blauen Augen so ernst geradeaus, wie ein tiefer, kleiner Denker.

„Nun, Liebchen?“ fragte der Vater einmal und nahm das Gesichtchen am runden Kinn in die Höhe, „was guckst du so?“

Dolly seufzte: „Wie sieht meine Mammy eigentlich noch aus, Väterchen? Ich habe es ganz vergessen.“

Das Kinderwort gab seinem Herzen einen Stich. Adinens Versäumnisse an diesem lebendigen Gottesgeschenke für sie und ihn traten anklagend vor seine Seele. Aber er brachte die Anklage zum Schweigen. Es würde nun alles anders werden, besser und gut, nach und nach, bis es wieder war, wie in den vergangenen Glückszeiten. Nur abgeklärter. Sein Herz war treu, seine Hand stark; sein Liebeswille fest. Er zog das, was sie jetzt erduldete, gerecht ab von dem, was sie bisher versäumt hatte. Den Rest zu seinen Gunsten strich er. Mochte man ihn hundertmal deshalb schwach nennen. —

Er fühlte den Stich des Kinderwortes nicht mehr, sondern statt dessen den heiligen Instinkt suchender Kindesliebe, und er nahm das Lockenköpfchen näher zu sich heran, hakte die Kette mit dem Medaillon daran von der Uhr, und Dolly durfte die geöffnete Goldkapsel im Händchen halten samt der Kette.

„O, da ist meine Mammy, Väterchen!"

— — Wie sie ihrer Mutter schönes Brautbild betrachtete und ihm zulächelte und es mit den spitzesten Lippen küßte: solch eine Engelszärtlichkeit, so rein, so schuldlos, als stammte sie von droben, wo die Kindesseele einen Paradiesesgarten hinter dem Himmelsblau träumt und einen lichten Saal mit goldenen Stühlchen und dem allerliebsten Spielzeug. Wo der Sandmann und die böse Rute unbekannte Schrecken sind. —

„Lerne von deinem Kinde lieben," sagte der Vater sich selbst, und wurde nicht müde, aus dem arglosen Herzchen Trost, Hoffnung und Glauben für sein geprüftes Herz zu schöpfen.

* * *

So ging das schwerste Jahr seines Lebens zu Ende. Die Erde weiß, der Himmel grau. Jagende Wolken, stäubende Flocken. Der Wind pfiff um die Dächer. Einsam wachte er wieder ins neue Jahr hinein. Adine hatte er schlafend gefunden, als er sie um ein herzliches Wort und einen guten Wunsch für sie beide bitten wollte, vor Mitternacht.

IV.

Am zweiten Januar schien die Sonne glorreich. Die winterliche Welt schmückte sich zum Empfange der heiligen drei Könige, die zu des Jesusknäbleins armer Krippe im bethlehemitischen Stalle wallfahrteten.

Die Villenstraße gab ein entzückendes Bild. Alle die hübschen Häuser standen in Zaubergärten. Der Frost hatte seine Diamantsplitter aus vollen Händen über den Schnee gestreut und selbst dem zartesten Baumästchen ein silbernes Kleid angezogen. O, dies feenhafte Glitzern und Gleißen. — Die ganze Landschaft mit dem fernen, waldigen Hügelzuge jenseits des Flusses leuchtete aus sich selber heraus; der Himmel spannte sich blau und wolkenlos von Horizont zu Horizont, und die goldene Kreuzblume auf der Turmspitze von Sankt Severin funkelte im Sonnenglanz.

Man sah lauter vergnügte Gesichter; alles genoß den wundervollen Tag, und die Dragoneroffiziere ritten nachmittags endlich wieder ausgiebig spazieren. Türk und Hohenheim hatten Werlitz überredet mit-

zukommen und sich vor der Reitbahn mit ihm getroffen. Sie fragten natürlich gleich nach Adine und schüttelten ihm von Herzen die Hand, als er meinte: „die Hauptsache haben wir hinter uns."

Ob er wisse, daß Lansdorf Anfang Februar mit Stangen um die Welt reise?

„Keine Ahnung. Ich habe jetzt auch weder Zeit noch Neigung mich dafür zu interessieren."

Damit war der Gesprächstoff abgeschnitten, und die drei Herren setzten sich in Trab. Zur Festung hinaus und aufs blache Feld, das bei der runden Hügelkuppe in Tannenwald überging. Werlitz blieb immer um ein paar Nasenlängen zurück. „Er ist noch stiller als sonst geworden," dachten die Kameraden, und ließen ihn in Frieden. Sie sahen nicht klar in seine Verhältnisse und hüteten sich, weil sie alle wußten, wie wund und wie empfindlich er war. Er selbst sprach niemals ohne Not von seinen und seiner Frau Angelegenheiten.

„Solch ein Tag kann Traurige glücklich machen; sieh doch nur die weiße Schneise hinunter, eh' du vorbeijagst, Dicker!" rief er plötzlich hinter Türk drein, und Türk tummelte seine Lona auf dem Flecke und wurde gerührt; denn seit mindestens einem halben Jahre hatte Werlitz ihn nicht mehr „Dicker" genannt. —

* * *

Adine lag ganz allein; zum erstenmale ein wenig aufgestützt, so daß sie das Fenster und den herrlich blauen Himmel sehen konnte, gegen den das Silberfiligranwerk der beiden hohen Eschenkronen des Gartens emporstrebte.

Der Anblick tat ihr wohl und weh zugleich. Wohl, weil sie ihn schmerzfreier, gesammelter genießen konnte; weh, weil sie in dieser schönen lichten Welt so entsetzlich einsam geworden war. Das Leiden begann in den Hintergrund zu treten, und in den Vordergrund trat die Sehnsucht und streckte ihre Hände nach etwas Warmem, Lebendigen aus. Sie hatte der armen Seele die Gefängnistür aufgeschlossen und sie der Häftlingskleider entledigt, aber die Gewandlose zitterte, weil es der Sehnsucht noch nicht gelungen war, die neue Hülle herbeizuschaffen.

Sehr still war's um Adine her und so behaglich, wie peinliche Ordnung es machen kann. Die Schwester auf einem Ausgang in die Stadt fort für eine halbe Stunde, und Fräulein saß unten in der Halle mit Mia Sanden. Mia kam täglich, um sich zu erkundigen. Adine erkannte das Stimmgeräusch unter ihrem Krankenzimmer. Meistens

plauderten Dolly und Mädchen Sanden dazwischen; heute aber ließ sich kein Kinderstimmchen vernehmen.

„Weshalb ist Dolly nicht bei Fräulein?“ dachte Adine und wunderte sich, daß sie darüber nachdenken mußte und den Wunsch empfand, ihre Kleine nach den zehn Schmerzenstagen einmal wieder vor sich zu sehen.

Ob Fräulein Dollys Locken wohl pünktlich so hielt, wie sie sein sollten? nach englischer Mode? Auf ein hübsches Kind mußte die Mutter eitel sein. —

„Ach, ist es denn nicht ganz gleichgültig?“ dachte Adine weiter. „Ich weiß nichts mit Dolly anzufangen, und Dolly liebt mich nicht.“

Doch! — Das Kind liebte sie. Wie eine unumstößliche Gewißheit stand es vor ihr: ein Halt im Schiffbruch. Es war wenigstens etwas: ihr Kind — ein Besitz, den ihr nur der Tod nehmen konnte. Sonderbar, daß ihr mit einem Male der Wert des Besitzes aufging — der Eigentumsbegriff. —

Die ausgebrannten Kohlen im Kamin fielen zusammen; das Knistergeräusch erschreckte die Kranke. Ihr Herz fing an heftig zu schlagen, und das benahm ihr die Luft. Alle ihre Gedanken hinweggeblasen; die Tröstung versunken und nichts geblieben, als das alte Gefühl der Verlassenheit. Ihr wurde es plötzlich elend, zum Weinen und zum Sterben. Wenn doch wenigstens die Sonne hereingeschienen hätte zu ihr. Das Krankenzimmer lag nach Osten, das Ankleidezimmer daneben nach Westen; da mußte die Abendsonne scheinen. Aber niemand war da, der ihr die Zwischentür öffnen und das liebe Licht hereinlassen konnte. — Zu ihr kam das Licht nicht; die Sonne stand still. — —

— Und doch; das Licht kam zu ihr. —

Vorsichtig tat sich die Tür auf, und ein helles Stimmchen fragte zärtlich leise:

„Mammy —? Darf ich jetzt zu dir kommen, Mammy?“

„Ja — komm — komm —“

Eine breite, rötliche Lichtbahn durch die offene Tür, und in der Lichtbahn wandelte das Kind. Auf den Spitzen seiner Füßchen, als ob es schwebte. Das Gesichtchen zwischen den langhängenden Locken verklärt von Freude. Es kam trotz der Freude ein wenig schüchtern und trug die neue Schiefertafel vor sich her wie ein Heiligtum. Kolumbus konnte nicht triumphierender geblickt haben, als er der Menschheit den neuen Erdteil entdeckt hatte.

Zuerst wurde behend auf den Stuhl neben dem Bette geklettert und die heilige Rechentafel einstweilen auf die Decke gelegt. Dann schlangen

sich zwei weiche Ärmchen um den mütterlichen Hals, und zwei rote Kinderlippen küßten, wohin sie trafen: auf Augen und Mund; Nasenspitze und Wange. Ein Überreichtum von Kinderzärtlichkeit.

„Meine Mammy! ich wußte ja gar nicht mehr, wie du aussiehst! Freust du dich denn, daß ich gekommen bin? Darf ich 'n bischen bei dir bleiben?"

„Ach, meine kleine Dolly — liebes Kind —!"

Die schwachen Mutterarme zogen die kleine Gestalt näher an sich, und gegen das müde, unruhige Herz schlug das lebensfrische Herzchen seine kräftigen Schläge in der unschuldigen Kinderbrust. Die runden Händchen streichelten, bis sie mit einem Male innehielten, weil sie feucht geworden waren und sich dann mit verdoppelter Zärtlichkeit um das spitze Kinn und die schmalen Wangen des Mutterantlitzes schmiegten, an dem die Tränen niederrannen.

„Mammy — weine nicht; ich bleibe bei dir, bis Fräulein mich holt. Fräulein ist unten bei Tante Sanden, aber Märchen ist gar nicht mitgekommen, und Henriette trinkt Kaffee. Ich wollte lieber rechnen, Mammy, und ich wollte dir zeigen, was ich gestern bei Väterchen gelernt habe. Denk' mal: zwei und zwei ist vier, und zwei mal zwei — das ist auch vier. Denk' mal, wie komisch, nicht?"

Darauf wurde hurtig wieder vom Stuhl herabgeklettert und die Schiefertafel, von der Decke weg, in die beiden Händchen genommen und dicht vor der Mutter Augen gehalten, damit sie es ja ganz begriffe.

In großen, weißen Griffelzahlen, von ungeschickten Fingerchen geschrieben, stand das verblüffende Rechenexempel auf der grauen Fläche: das Kreuz von Zweien, die Addition und die Multiplikation. Darunter und seitwärts das gleiche Ergebnis: die Vier, die sich breitspurig spreizte, als wichtige Tatsache. „So ist es! Ich, die Vier, bin die einzige Lösung des großen Problems. Stelle deine Zweier, wie du willst; stets ergibt ihre Paarung mich, die Vier."

„Siehst du, Mammy; da kannst du garnichts und garnichts d'ran machen, es wird immer vier", sagte das Kind altklug und tippte auf jede Zahl mit dem Zeigefingerchen. „Siehst du wohl, du kannst auch von unten nach oben rechnen, Mammy; immer wird es vier. Wie findest du das?"

„Sehr merkwürdig, Dolly — sehr —"

„Hast du das schon gewußt, Mammy?"

„— nein, Dolly."

„Aber jetzt hast du es gelernt, nicht? Ich habe Dich zwei und zwei gelehrt, nicht, Mammy?“

„Ja — — du —!“

„— Und du kannst garnichts d'ran machen, weißt du: Väterchen hat es gesagt. — Weine doch nicht, Mammy; es schadet ja nichts. — Soll ich lieber zu Fräulein gehen? — Ja? —“

Sie antwortete nicht, aber sie schob sich unter der Decke vorsichtig bis gegen den Bettrand hin, legte den Arm um das Kind, das wieder neben ihr auf dem Stuhle saß, und drückte das Gesicht an seine Schulter. —

Das Kind saß still und regte sich nicht. Es fühlte sich so stolz und wichtig, daß es die Mutter pflegen durfte. Es legte seine Händchen um den dunklen Haarknoten zusammen, der an seiner Schulter ruhte, und darüber hinweg sah es aus strahlenden Augen auf die Lichtbahn vom Westfenster her, die röter und röter wurde. Es fühlte die Liebe, die an seinem Herzen weinte und sich in bitteren Reueschmerzen sagte, daß es nur eine Lösung des großen Problems gab: Liebe mit Liebe gepaart; Liebe als gerader Weg und Liebe im Kreuz. Das allein löste sich zum Seelenfrieden auf, für Leben und Sterben; das allein konnte bittere Reuetränen in heiße Dankestränen verwandeln. —

Immer hätte sie so im Schutze der Kindesreinheit liegen mögen und die zarten Händchen um ihr niedergebeugtes Haupt spüren, ihrer Gedankenqual enthoben; aus Gefangenschaft erlöst durch ein Wunder.

„Soll ich dir nachher, wenn es ganz dunkel ist, mein süßes Tannenbäumchen zeigen, Mammy? mit dem Licht?“ fragte das Kind endlich, und ohne die bejahende Antwort abzuwarten, rief es lebhaft: „Väterchen! — Schilt mich nicht; bitte, Väterchen!“

Da war er, frisch und noch kalt vom Ritt; die Sporen an seinen Stiefeln klirrten leise, trotz aller Behutsamkeit. Er hatte sich noch nicht umgekleidet, so sehr zog es ihn, gerade heute zu seiner Kranken. Vielleicht, daß er ihr doch ein wenig Erquickung bringen durfte, daß es sie etwas erfreute, wenn er ihr erzählte, wie wunderbar schön der versilberte Zauberwald hinter dem Hügel gewesen war, und daß er einen ganz neuen Schlittenweg entdeckt hatte, für die erste Fahrt, die er bald mit ihr zu machen hoffte. —

„Adine! Was ist dir?“

Er bückte sich und faßte ihren Kopf in seine Arme. Das Kind glitt, unter seinen Händen fort, zu Boden und lief hurtig nach seinem Lichterbäumchen in die Kinderstube. Der Gatte nahm den verlassenen Platz ein, sah voller Angst in das totenblasse Gesicht zwischen seinen

Händen, bettete es an seiner Brust und umschlang den willenlosen Körper mit dem Kissen. Wie ein Bleigewicht lag er ihm im Arm.

„Geliebte Frau —, was ist geschehen? Warum warst du allein mit Dolly? Sieh mich doch an, Adine!"

Sie versuchte ihr Gesicht von seiner Brust zu heben und hinaufzublicken, aber vor ihren Augen wogten schwarze Schleier, und ihre schluchzende Stimme, die zu ihm sprach, war eine Flüsterstimme, fremd und tonlos:

„— — O —, vergebt mir —! Ich will euch lieben — — — jetzt weiß ich — — o, Ernst — — liebe mich noch — — vergib mir — — liebe — —"

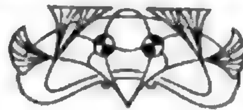
„— bis in alle Ewigkeit, Adine," sagte er tieferschüttert, küßte sie auf die Stirn und nahm ihre schlaffe Hand mit festem Druck in seine.

Da fühlte er entsetzt, daß die ihre erkaltete, und der schwere Körper sank in seinem Arme zusammen. —

* * *

Schmerzlos war sie in die Ewigkeit hinübergeglitten, an den unversieglichen Urquell erbarmender Liebe. — — — — — — — — — — —

Auf der Schwelle stand das glückselige Kind und trug sein Tannenbäumchen mit beiden Händen. Auf der Spitze brannte ein einziges Lichtchen: der Stern des Trostes in der Dunkelheit.



Aus: Bismarck als Erzieher.[1])

Blut ist dicker als Wasser. Das mag sein. Jedenfalls ist Blut eine zähe Flüssigkeit; ich kann mich aber nicht erinnern, daß Blutsverwandtschaft jemals einer Fehde das Tötliche genommen habe. Die Geschichte erzählt uns, daß keine Kriege so grausam waren, als jene zwischen Völkern derselben Rasse: Zeuge dessen die Gehässigkeit, die in den Bürgerkriegen zu Tage tritt.

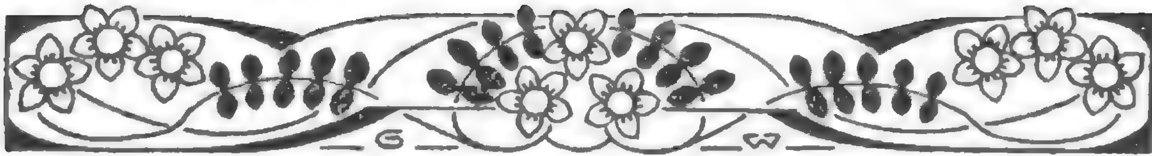
v. Bismarck zu Sidney Withman, 24. 6. 96.

Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweis noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen.

Gedanken und Erinnerungen, I. 171.

---

[1]) Aus: Bismarck als Erzieher. In Leitsätzen aus seinen Reden, Briefen, Berichten und Werken zusammengestellt von Paul Dehn. Verlag J. F. Lehmann in München.



Aus einem Wintertagebuche, Gardone 1901—02.

Von

Paul Heyse.

Servite Domino in Laetitia.

Sonntag. Die Gassen still und leer.
Kein Laut aus einem Hause dringt,
Nur aus der hohen Kirche klingt
Der Orgel Summen zu mir her.

Und durch die Pforte tret' ich sacht
Und seh' in Dämmrung eingehüllt
Das Volk, das alle Bänke füllt,
Doch Keiner hat des Ketzers Acht.

Männlein und Weiblein hingebückt
Und lautlos betend aus dem Buch,
Die Frau'n im schwarzen Schleiertuch,
Das auch das jüngste Mägdlein schmückt.

Am Ehrenplatz beim Hochaltar
Mein alter Vice-Syndaco.
Da thront er, seiner Würde froh,
Hochaufgesträubt sein schneeweiß Haar.

Die Sindachessa im Gebet
Kniet bei den Ärmsten an der Tür.
Sie hofft, Gott lohnt die Demut ihr;
Wer sich erniedrigt, wird erhöht.

Durch bunte Scheiben glüht herein
Ein warmer Glanz im Chore dort.
Zuweilen tönt ein Priesterwort,
Und kurz nur fällt die Orgel ein.

Und jetzt das Ite missa est.
Doch rührt noch Keines sich, zu gehn,
Denn auf des Orgelchores Höh'n
Beginnt nun erst das schönste Fest.

Und Alle lauschen andachtsvoll
Dem Nachspiel, das so weltlich tönt.
Sie sind's von Jugend an gewöhnt,
Daß so das Hochamt enden soll.

Was hör' ich? Verdi? Ja, fürwahr,
Aus Traviata, Troubadour!
Von frommen Fugen keine Spur —
Im Haus des Herrn, wie sonderbar!

Und wild und wilder jauchzt und stöhnt
Verliebte Lust und Leidenschaft,
Bis mit des ganzen Werkes Kraft:
Zuletzt ein flottes Tanzlied tönt.

Im Polkatakt! Doch ringsumher
Nicht einer hat ein Arg daran.
Gern fingen sie zu tanzen an,
Wenn's in der Kirche Sitte wär'.

Des dumpfen Alltags Not und Leid
Umfängt sie wieder bald genug.
Am Sonntag denken sie mit Fug:
Wir dienen Gott in Fröhlichkeit!

Mandolinata.

Die Nacht ist so still,
Wie ein schlafendes Kind.
Es wiegt auf den Wellen
Sich müde der Wind.

Sacht gleitet ein Nachen
Das Ufer entlang
Mit schwirrenden Saiten
Und süßem Gesang.

Die Sängerin sitzet
Am Steuer in Ruh,
Regt leise die Ruder
Und trillert dazu.

Genüber der Spieler
Ihm zittert die Hand;
Er blickt in das schöne
Gesicht wie gebannt.

Und heftiger immer
Erzittert sein Spiel.
Es wallen nur leise
Die Wellen am Kiel.

Das Rudern hat lang schon
Die Schöne versäumt,
Singt leiser und leiser
Und lächelt verträumt.

Sanft schaukelt der Nachen
Das Ufer entlang.
Da plötzlich verstummen
So Spiel wie Gesang.

Was ist nur den Beiden
Im Nachen geschehn?
Frau Luna am Himmel
Allein hat's gesehn.

Beata solitudo.

In diesen linden Lüften
Wie ruht es sich so gut,
Umhaucht von leisen Düften
Der jungen Veilchenbrut!
Kein Laut der Tiefe dringet
Hier störend zu mir hin.
Und tröstlich immer klinget
Der Spruch mir durch den Sinn:
  Beata solitudo,
  Sola beatitudo!

Ein Schifflein kommt gegangen
Tief unten auf der Flut.
Die Segel niederhangen,
Da jeder Fahrwind ruht;
So spielt mit meinem Herzen
Ein windstill süßer Traum:
Der tausend alten Schmerzen
Und Freuden denk' ich kaum.
  Beata solitudo,
  Sola beatitudo!

Ich habe lang mein Leben
Geschäftig durchgestürmt,
Gar oft in Furcht und Beben,
Wenn Wolken sich getürmt.
Nun, da ich hier geschieden
Vom Weltgetümmel bin,
Sing' ich in sel'gem Frieden
Mein Sprüchlein vor mich hin:
  Beata solitudo,
  Sola beatitudo!

Horaz.

Hier am Ufer des Sees, der mir von Süden her
Unterm Hauche des Föhn hoch an die Brüstung spritzt,
  Wandl' ich lesend und sinnend,
Meinen alten Horaz zur Hand;

Noch das nämliche Buch, draus in der Prima schon
Lang versunkener Welt Zauber mich angerührt;
  Denn es kehrt zu der ersten
Lieb' uns immer das Herz zurück.

Und ich denke, wie früh ernst ich beflissen war,
Dem Venusischen Schwan zagenden Flügelschlags
  Mich auf rhythmischen Flügen
Nachzuschwingen begeistrungsvoll;

Wie ich groß mich gedünkt, wenn im alcäischen
Oder sapphischen Maß eine der Oden mir
  Nachzustammeln geglückt war
In pedantischem Schülerdeutsch.

Damals zog ich zumeist jene Gedichte vor,
Drin ein zärtlicher Hauch wittert der Leidenschaft
  Und des Leides, mit dem die
Falschheit immer der Treue lohnt.

Pyrrha glaubt' ich zu sehn, von dem begünstigten
Neuen Liebsten umarmt unter der schattigen
  Rosenlaube, dieweil sich
Stolz der Dichter zurückezog.

Und in eigener Brust fühlt' ich der Eifersucht
Brand, wenn Lydia frech rühmte des Telephus
  Ros'gen Nacken, die schönen
Arme, weiß wie aus Wachs geformt.

Gute Jugend! Es liest Jeder ein Andres sich
Aus den Versen heraus eines Poeten, dem
  Als dem Liebling der Götter
Wenig Menschliches ferne bleibt.

Jetzt, da längst ich wie du hing an der Tempelwand
Auf mein triefendes Kleid, als ein Votivgeschenk
Jenem Gott, der im Hafen
Wohlbehalten mich landen ließ,

Lausch' ich, alter Horaz, lieber verständnisvoll
Deinem klugen Gespräch, wenn du vom Weltenlauf
Mit gelassner Entsagung
Sprichst und rühmst die Genügsamkeit.

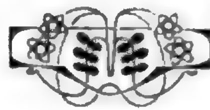
Dein Kollege Catull drüben auf Sirmio
Ruhlos bis an den Tod brannte das Herz in ihm
Du taugst besser zum weisen
Hausfreund einem Gealterten.

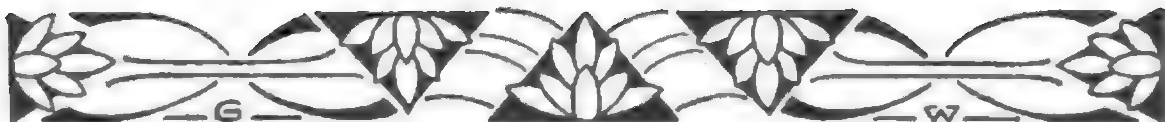
Die Schlucht.

Tret' ich, die Brust zu lüften, aus dem Haus
Aufatmend in den Wintertag hinaus,
So lockt mich, eh' ich fünfzig Schritte tat,
Vom Fahrweg links hinweg ein Schattenpfad
Zu einem Gittertor. Da tret' ich ein,
Und mich empfängt ein lichter Erlenhain,
Sich wölbend über eines Bächleins Lauf.
Links steigt der Abhang dichtbelaubt hinauf,
Rechts breitet sich ein sanfter Wiesengrund
(Der Lieblingstummelpatz für meinen Hund)
Und drüber, auf des Tales Rand erhöht,
Ein weiß Kapellchen. Ihm zur Seite steht
Ein riesig Paar Cypressen, hingestellt
Als Wächter dieser traumhaft stillen Welt.
Rings unten auf dem dichtbegras'ten Plan
Und zu den schattigen Halden hoch hinan
Wird, wenn die ersten lauen Lüfte wehn,
Ein märchenbunter Lenzesflor erstehn,
Von Primeln schimmert's golden, Veilchen blühn,

Aus wilden Myrten äugelt Immergrün,
Doch jetzt ist Winter.
Sacht schreit' ich empor,
Bis wo sich auftut hoch und schmal ein Tor,
Zwei schlanke Stämme, wuchernd dicht umrankt
Von Epheu, der bis in die Wipfel langt.
Hier ist der Eingang, wo die Schlucht sich engt
Und ew'ge Wildnis dämmernd dich umfängt.
Vom Bach, der rauschend in die Tiefe fährt,
Wird üppig grüne Pflanzenbrut genährt,
Hängt sich in wirren Ranken links und rechts
Um nackte Zweige jedes Baumgeschlechts,
Hirschzungen, Farn- und Brombeer, urwalddicht,
Schwach trieft herein von obenher das Licht.
Hier kannst nach Herzenslust du einsam sein,
Denn selten nur verirrt sich hier hinein
Ein Wintergast. Und wo die Kluft sich schließt,
Siehst du den Bach, der rauschend sich ergießt
Aus braunem Felsspalt und zerstiebt im Fall
Und füllt die Schlucht mit seines Sturzes Schall.
Das Bänklein hier, vom hellen Gischt umsprüht,
Lockt nur zur Rast, wenn schwer der Sommer glüht,
Doch jetzt ist Winter. Aber weich die Luft
In dieser moderkühlen Felsengruft,
Und würzig webt um dich um Weihnacht auch
Des immergrünen Unkrauts feuchter Hauch.
Hier ist's, wo manche Stund' an manchem Tag
Ich still verweilend der Betrachtung pflag,
Der Welt und ihrem Lärmen weit entrückt,
Von Geistergruß im Innersten beglückt,
Tief in den Frieden der Natur versenkt,
Die Seel' und Leib an reinem Busen tränkt.
Denn dem Gealterten — was kann die Welt
Ihm geben, das dem Glück die Wage hält
Einsamer Einkehr in sich selbst! Der Wahn,
Antwort auf Schicksalsfragen zu empfahn,
Des Weltgeheimnisses zweideut'gen Sinn
Je zu enträtseln, — längst schwand er dahin.
Des bunten Lebens vielgestalt'ger Zug,

Der uns vorbeifliehẗ, schon bekannt genug
Dünkt uns sein Wechselbild; schon tausendmal
Rührt' er an unser Herz in Lust und Qual.
Nur was aus Tiefen unsrer eignen Brust
Aufsteigt, uns wie ein Traum nur halbbewußt,
Veraltet nie, ein unerschöpfter Quell
Begieriger Betrachtung, dunkelhell.
Denn ob die Fordrung niemals sich erfüllt
Der Selbsterkenntnis, nie doch wird gestillt
Die Sehnsucht, aus dem weiten Weltenrund
Zu flüchten in des eignen Wesens Grund
Und zu genießen rein und ungestört,
Was unentreißbar einzig uns gehört
Und uns beglückt in stiller Zwiesprach nur
Mit unsrer alten Mutter, der Natur.
 Wie bist du hier mir nah, du heil'ge Macht.
Im dunklen Zauber dieser Waldesnacht!
Im Wasserfall, der schäumend niederschießt,
Hör' ich die alte Weisheit: Alles fließt.
Und wie aus tausend Keimen Leben dringt
Und rankend sich empor zum Äther schwingt,
Ob auch der Winter draußen starr und wild
In Eis und Schnee die Bergesgipfel hüllt,
So fängt die Brust, die schon erstorben schien,
Mit tausend neuen Trieben an zu blühn,
Und aus der immergrünen Schlucht hinaus
Kehr' ich gestärkt an Haupt und Herz nach Haus.





Goethes bester Lebensrat.

Von

Dr. W. Bode—Weimar.

I.

Als wir Goethe zuerst kennen lernten, wie war's? Wir standen als Kinder vor einem Bücherschranke und sahen die Reihen gleicher Einbände. „Das hier sind Schillers Werke, dieser eine Band daneben ist Theodor Körner, und diese lange, lange Reihe, das ist Goethe. Das sind alles Werke von Johann Wolfgang Goethe." Wir staunten. Später sahen wir, was alles in diesen Bänden gedruckt war: Gedichte, tausende von Gedichten! Sprüche, Erzählungen in Versen, Trauerspiele, Schauspiele, Lustspiele, Singspiele, Romane, Novellen, Lebenserinnerungen, Reisebeschreibungen, Bücheranzeigen, literarische Abhandlungen, Erörterungen über bildende Kunst, Übersetzungen, dann Aufsätze über Gegenstände der Optik, der Mineralogie, Botanik, Zoologie, Meteorologie. Dieser Goethe schien in allen Wissenschaften und Künsten, in allen Ländern und Zeiten daheim zu sein! Und doch sind diese vielen Bände noch längst nicht alle seine Geisteswerke. Dazu kommt erstens noch sein Briefwechsel, von dessen unglaublicher Ausdehnung und dessen hohem Wert weitere Kreise jetzt erst erfahren. Dazu kommen seine Tagebücher und seine inhaltsschweren Gespräche mit Eckermann, dem Kanzler Müller und hundert Anderen. Es ist, wie wenn dieser Mann Tag und Nacht geschrieben und diktiert und dann zur Erholung in seinem Freundeskreise kleine Vorträge gehalten hätte. Aber war dieser fleißige Schriftsteller nicht auch Minister? Ein halbes Jahrhundert und länger? Ja, er war es eine Reihe von Jahren, gerade damals als er auf der Höhe der Kraft stand, so sehr, daß man ihn in seinem Staate als Faktotum, als Rückgrat aller Dinge ansah. Er war es so sehr, daß er selbst sich auf das Pferd schwang, wenn es in Groß-Brembach oder in Ilmenau brannte, daß er selbst die Rettungsarbeit leitete, mitten in den Gluten stand, bis seine

Augenbrauen angesengt waren und das heiße Wasser in den Schuhen ihm die Zehen verbrühte. Er selber reiste im Lande herum, um Soldaten auszuheben, um Straßenbauten, Flußkorrektionen und gewerbliche Anlagen zu besichtigen und anzuordnen. Allerdings, nach der italienischen Reise war er nur noch das, was wir jetzt Kultusminister nennen; aber man glaube nicht, daß das im kleinen Weimar eine Sinekure gewesen sei. Goethe kümmerte sich um die letzten Angelegenheiten seines Ressorts und er erwog, ob dieser und jener Bibliotheksdiener ein Neujahrstrinkgeld einsammeln dürfe oder nicht; was brachte nicht allein die oberste Leitung der Universität Jena für Arbeit mit sich! Dieser selbe Schriftsteller und Minister war aber auch Intendant des Hoftheaters in Weimar; sechsundzwanzig Jahre hindurch bemühte er sich, eine Musterbühne für Deutschland zu schaffen, Schauspieler edlerer Art zu erziehen, Bühnenwerke aufzuführen, die sich mit denen der Alten messen konnten, und dabei doch auch den Hof und das Publikum angenehm zu unterhalten und die Kasse zu füllen, damit das Theater bestehen konnte.

Wie gesund, wie tatenfroh muß dieser Mann gewesen sein! Kein Wunder, daß das Volk ihn sich so vorstellt. Der schöne kraftvolle Jüngling, der mit seinem wilden Herzog um die Wette ritt, der den Leuten in Weimar das Baden im Flusse lehrte und das Schlittschuhlaufen auf dem Eise, der im Winter den Brocken bestieg und hernach auch hohe Schweizerberge, woran doch damals auch im Sommer niemand dachte, diesen Goethe lieben die Maler darzustellen und die jungen Leute zu sehen. Aber wer Goethe näher kennt, weiß, daß trotz alledem seine Gesundheit nur eine sehr mittelmäßige gewesen ist. Er war sehr viel krank und kränklich und war sein Leben lang höchst empfindlich. Die Familie, aus der er kam, war von väterlicher Seite her keine gesunde, und die Familie, die von ihm abstammte, war es erst recht nicht. Das bezieht sich mehr auf die seelische Beschaffenheit, aber auch die leibliche Gesundheit Goethes war recht oft mangelhaft. Dem Tode nahe war er mit 18 Jahren, mit 52 Jahren, mit 74 Jahren; daß er 82 werden könnte, hätte ihm keiner der Nahestehenden zugetraut; sein Vater schalt den Jüngling einen Kränkling, und als er in den Fünfzigern stand, sah seine Frau in ihm auch einen alten kränklichen Geheimrat, den man die letzten Jahre noch recht gut pflegen und schonen müsse.

Desto größer erscheint also sein Betätigungsdrang. Aber auch hier schüttelt der Kenner Goethes den Kopf und sagt: „Er war gar kein Mann der Tat, er war eher tatenscheu". Allerdings kann man Fälle aufführen, wo Goethe energisch handelte, ganz als Gebieter auftrat, aber

da wirkte mehr sein Amt, sein Auftrag, als sein eigener Charakter. Und es ist uns bezeugt, daß er auch als Beamter „auf Untergebene weniger durch Befehl und strenge Vorschrift, als durch Belebung ihres Sinnes und ihrer Liebe an der Sache zu wirken“ zur Grundmaxime hatte.

Am deutlichsten wurde seine Passivität in der napoleonischen Zeit. Auch als alles darunter und darüber ging, tat er nichts, als was der Kultusminister von Weimar für sein Ressort hielt. Nach der Schlacht bei Jena wurde auch sein Haus von den Franzosen belästigt; zwei betrunkene Tirailleurs drangen in sein Schlafzimmer hinein und erhoben ihre Waffe gegen ihn. Da griff er nicht zur nächsten Waffe — wir würden ihn so gern in einer heroischen Stellung sehen! — sondern die vielgeschmähte Christiane Vulpius warf sich den wütenden Soldaten entgegen und verteidigte das Leben ihres Geheimrats. In diesen Tagen stand die ganze weitere Existenz des Herzogtums Weimar auf dem Spiele, aber es leistete damals für die Rettung der weimarischen Selbständigkeit und für das Verbleiben der herzoglichen Familie ein junger Assessor, namens Friedrich Müller, Größeres als der Minister v. Goethe. Dieser schrieb bald darauf an seinen musikalischen Freund Zelter: „Es war nicht Not, mich der öffentlichen Angelegenheiten anzunehmen, indem sie durch treffliche Männer besorgt wurden, und so konnte ich in meiner Klause verharren und mein Innerstes bedenken“.

In seinen Privatangelegenheiten war er erst recht ein Zauderer und Unbeweglicher. Das sehen wir namentlich an seinem vielgescholtenen Verhalten gegen die Frauen. Zum Lieben gehört kein Entschluß, sondern eine offene Seele, ein feines Empfinden, ein Verlangen nach Güte und Zärtlichkeit; zum Heiraten gehört dagegen auch einiger Wagemut. Ein Anderer hätte allerdings die Lili Schönemann heimgeführt, wenn ihm auch die Schwiegermutter und ihr Anhang nicht gefiel; das prächtige Mädchen war ja bereit, mit dem Geliebten nach Amerika zu gehen! Goethe aber grübelte und zögerte, fragte die Schwester zum Rat, bedachte, daß weder seine Schwester, noch seine Mutter eine Ehe nach seinem Ideal hatten, und über alle solche Bedenklichkeiten ging seine Verlobung auseinander. Nachher trug er sich zwölf Jahre lang mit einem ungesunden Verhältnis zu einer verheirateten Frau herum, aber nicht er beherrschte Frau v. Stein, sondern sie ihn. Dieser Mann, den unwissende Leute heute noch für einen Schmetterling ausgeben, hat über die Liebe aus seinen eigensten Erfahrungen den Satz geprägt: „Lieben heißt leiden, man kann sich nur gezwungen dazu entschließen, d. h. man muß nur, man will es nicht“.

Aber schreiblustig muß der Mann doch gewesen sein, der so viele literarische Werke hinterließ! Doch nicht. Auch zum Schreiben wurde er eigentlich von Andern verführt und gereizt. Ohne die Freundschaft mit Schiller hätte er manches Gedicht nicht gemacht, ohne die beständige Nachfrage des bescheidenen Eckermanns wäre der zweite Teil des „Faust“ nicht vollendet, und sein erstes erfolgreiches Werk, der „Götz“, durch den er ins Produzieren und Publizieren eigentlich hinein kam, wäre vermutlich nicht niedergeschrieben worden, wenn nicht seine Schwester ihn auf die listigste Weise gereizt hätte, endlich einmal anzufangen und dann auch fortzufahren und fertig zu machen. Er träumte und redete beständig vom Ritter mit der eisernen Hand, ans Niederschreiben dachte er gar nicht. Und als es dann schwarz auf weiß da lag, gab er es nicht etwa einem Drucker; erst anderthalb Jahr später, als Freund Merck ihn drängte und den Druck bezahlte, wurde der „Götz“ in einer zweiten Fassung veröffentlicht; die kraftvolle erste Niederschrift erschien erst sechzig Jahre später. Im Alter erzählte Goethe von seinen Balladen, die er auf Schillers Antrieb niederschrieb:

„Ich hatte sie alle schon seit vielen Jahren im Kopf, sie beschäftigten meinen Geist als anmutige Bilder, als schöne Träume, die kamen und gingen und womit die Phantasie mich spielend beglückte. — Ich entschloß mich ungern dazu, diesen mir seit so lange befreundeten, glänzenden Erscheinungen ein Lebewohl zu sagen, indem ich ihnen durch das ungenügende dürftige Wort einen Körper verlieh. Als sie auf dem Papiere standen, betrachtete ich sie mit einem Gemisch von Wehmut; es war mir, als sollte ich mich auf immer von einem geliebten Freunde trennen“.

Allerdings stammen von Goethe die Zeilen: „Gebt ihr euch einmal für Poeten, So kommandiert die Poesie“, aber das sagt der Theaterdirektor, das war nicht etwa des Dichters Meinung. Er kommandierte auch die Poesie nicht, sondern er wartete geduldig, Wochen-, ja Mondelang, bis die holden Schwestern, die Musen, sich neigend und winkend zu ihm herabließen. — — —

Das ist der echte Goethe. Ruhig steht er da, die Hände auf dem Rücken. Heiter-wohlwollend sieht er mit seinen großen braunen Augen in die Welt und in das Getriebe der Menschenmenge hinein, und unter der hohen Stirn weben sich Gedanken und Träume an einander. Eine kontemplative Natur war er; Schiller schrieb mit glücklichem Ausdruck an ihn: „Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht“. Eine Dame seiner Bekanntschaft kleidete ein ähnliches Urteil in die Frage: „Zeigt nicht jedes Blatt, daß er ein weit höheres Bedürfnis

fühlt, in das innerste Wesen des Menschen und der Dinge einzudringen, als seine Gedanken poetisch auszudrücken?" Goethe las den Satz und schlug nur die Erweiterung vor: „als sprechend, überliefernd, lehrend oder handelnd sich zu äußern". So legte er selber Zeugnis ab, daß er seiner Natur nach kein Akteur, sondern ein Zuschauer war.

Man hat sich daran gewöhnt, in dem Helden seines größten Dramas sein Selbstbildnis zu sehen. Sehr mit Unrecht. Faust sagt am Ende seines Lebens: „Ich bin nur so durch die Welt gerannt", Goethe ist still im stillen Weimar geblieben, herbeigerufen und festgehalten von dem Fürsten, dessen dämonische Kraft über ihn er noch im Alter anerkannte. Faust ist von einem Irrweg auf den andern geraten, nachdem er den entscheidenden ersten Fehler begangen, durch ein falsches, unsittliches Mittel sein hohes Ziel schnell erreichen zu wollen. Faust hielt es mit der verhängnisvollen Lehre, daß der Zweck die Mittel heilige; Goethe verehrte die Reinheit, auch des Mittels. Goethe war als Mensch dem Irrtum unterworfen, aber er blieb auf festem Boden, verachtete nicht Vernunft und Wissenschaft, „des Menschen allerhöchste Kraft", hatte kein Bündnis mit dem Teufel, war kein ungebändigter Geist, wurde darum auch kein Zauberer und Schwindler, der die Menschen verwirrte, sondern er schritt geduldig und entsagend seine Straße dahin, nur redlichen Gewinn einsammelnd. Wie unser Dichter sich gegen das Mädchen benahm, das durch ihn zur Mutter wurde, das steht nicht in der Gretchen-Tragödie, sondern in dem kleinen Gedichte: „Ich ging im Walde so für mich hin." Faust kommt erst mit hundert Jahren zur Einsicht und Reue: „Könnt ich Magie von meinem Pfad entfernen, die Zaubersprüche ganz verlernen!" Goethe hatte ein heiteres Alter und brauchte nichts zu verlernen. Will man durchaus ein Bild Goethes in diesem Drama erkennen, so halte man sich an eine Nebenfigur, die mit großer Liebe gezeichnet ist, an den Türmer Lynkeus. Sein Lied ist ein Lebensprogramm unseres Dichters:

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.

Wir stehen immer noch vor dem Rätsel: eine beschauliche Natur war Goethe, zum Handeln nur so wenig bestimmt, wie ein Turmwächter, der nicht unter den Menschen mitkämpft und mitarbeitet, sondern hoch über ihnen Ausschau hält — und dennoch diese Fülle goethischer Werke!

Des Rätsels Lösung ist diese: gerade die stille Betrachtung, die der Untätigkeit so ähnlich sieht, war die Ursache so vieler, so hoher Werke. Arbeitet die Sonne, wenn sie scheint? Arbeitet der Baum, wenn er wächst? Über einer Wiese liegt warmer Sonnenschein, alles ist still ringsum, aber da sprießt es aus dem Boden heraus, da dehnen sich Halme empor, da wickeln sich Blätter auf, da stoßen die Knospen ihre Hülle ab, da erschließen sich Blüten, sterben Blüten, bräunen sich Samenkörner. Stille Betrachtung ist wie Sonnenwärme. Der Boden nimmt die Sonnenstrahlen auf, vernichtet sie aber nicht, sondern gibt sie in Kräutern, Blumen, Gesträuch und Bäumen zurück. Die Seele des betrachtenden Menschen nimmt die Dinge auf, aber das Gesetz von der Erhaltung der Kraft gilt auch hier; auf das Empfangen folgt ein Wiedergeben, auf den Eindruck ein Ausdruck, auf das tiefe Einatmen ein kräftiges Ausatmen.

Es war einmal die Rede von allerlei wirklichen und scheinbaren Genies, und Goethe spottete über die Vermeintlich-Großen, die ihre Werke für durchaus original halten und meinen, sie brauchten nur in ihr eigenes Innere zu greifen, um ewige Schöpfungen herauszuholen. Dann dachte der zweiundachtzigjährige Greis an sich selbst. „Es ist wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei getan und zustande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben? Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornierte, Kindheit und Jugend, wie das reife Alter; alle sagten mir, wie ihnen zu Sinn sei, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten und welche Erfahrungen sie sich gesammelt, und ich hatte weiter nichts zu tun als zuzugreifen und das zu ernten, was Andre für mich gesäet hatten."

Aus dem vorhin erwähnten Assessor Müller wurde nachmals der Kanzler von Müller; „Kanzler" hieß er als oberster Justizbeamter des Landes. Zu ihm sprach Goethe ein ähnliches Wort: „Ich lasse die Gegenstände ruhig auf mich einwirken, beobachte dann diese Wirkung und bemühe mich, sie treu und unverfälscht wiederzugeben. Dies ist das ganze Geheimnis, was man Genialität zu nennen beliebt."

. . Hier empfangen wir den besten Rat, den uns Goethe zu geben hat. Seine Genialität geht gewiß auch zurück auf Blutmischung, angeborene Anlage, glückliche Verbindung von Gesundem und Krankem. Aber seiner Methode verdankt er doch ebensoviel wie seiner Begabung. Goethes Mitgift von Eltern her ward uns nicht zu teil, aber was hindert uns, seine Praxis, seine Maximen uns anzueignen?

Es lohnt sich wohl, das goethische Betrachten gut kennen zu lernen. Hören und sehen tun wir von selber, Betrachten ist ein gesteigertes und gereinigtes Hören und Sehen. Die erste Voraussetzung ist Wahrnehmen wollen, Acht geben; zum Tätigkeitswort betrachten gehört das Eigenschaftswort aufmerksam. Unser Dichter sagte einmal von der Aufmerksamkeit das starke Wort: „Das ist ja doch das Höchste aller Fertigkeiten und Tugenden“. Phrasen dürfen wir von Goethe nicht erwarten, und er hatte wohl auch Grund, die Aufmerksamkeit so sehr zu ehren, denn zweifellos verdankte er ihr seine beste Bildung. Eine Schule hat er nicht besucht, seine Universitätslehrer hatten keinen besonderen Einfluß auf ihn, trotzdem wurde er der gebildetste Mensch, der je gelebt hat, und er wurde in einem halben Dutzend Wissenschaften ein hervorragender Gelehrter. Er hatte eben die Aufmerksamkeit als Tugend und Fertigkeit. Sie ist eine Tugend, denn sie ist eine Art Selbstüberwindung, ein Zurückdrängen egoistischer Triebe. So lange wir uns mit uns selbst beschäftigen, mit unserm Äußern, unserm Zustande, unsern Luftschlössern, unsern Hoffnungen, unsern Sorgen und Schmerzen: so lange sind wir unaufmerksam; Eitelkeit und Unaufmerksamkeit sitzen auf einer Bank. Der Dichter Kotzebue war ein höchst talentvoller, geschickter und darum auch erfolgreicher Mensch, aber er war ein eitler Unaufmerksamer und deshalb gelangte er nicht zur Größe. Als er einen Bericht über seine sehr abenteuerliche Reise nach Sibirien herausgegeben hatte, spottete Goethe: „Ich bin gewiß, wenn einer von uns im Frühling über die Wiesen von Oberweimar nach Belvedere geht, daß ihm tausendmal Merkwürdigeres in der Natur zum Wiedererzählen oder zum Aufzeichnen in sein Tagebuch begegnet, als dem Kotzebue auf seiner ganzen Reise bis ans Ende der Welt zugestoßen ist. Kommt er wohin, so läßt ihn Himmel und Erde, Luft und Wasser, Tier- und Pflanzenreich völlig unbekümmert; überall findet er nur sich selbst, sein Wirken und sein Treiben wieder, und wenn er in Tobolsk wäre, so ist man gewiß damit beschäftigt, entweder seine Stücke zu übersetzen, einzustudieren, zu spielen.“

Goethes Grundsatz dagegen war, sich bei Reisen und ihren Beschreibungen „soviel als möglich zu verleugnen und das Objekt so rein,

als nur zu tun wäre, in sich aufzunehmen". Deshalb konnte er z. B. die berühmte Schilderung des römischen Karnevals geben und auch in mündlicher Unterhaltung so ausführlich erzählen und beschreiben, daß die Zuhörer sich verwundert fragten, ob denn dieser Mann zehnmal so viel bemerke und im Gedächtnis behalte wie ein gewöhnlicher Mensch. Solche Objektivität pflegt mit dem Lebensalter zuzunehmen, aber besonders stark wächst sie, wenn man sie fleißig pflegt, wie Goethe tat. Im Jahre 1805 besuchte er zum dritten Male das Bodetal, und als er dort am rauschenden, schäumenden Wasser zwischen den hohen Felsen hinschritt, fiel es ihm auf, wie anders er sich jetzt zu diesem mächtigen Naturbilde verhielt als in jüngeren Jahren. Bei früheren Besuchen habe er sich selbst auf diese merkwürdigen Formen abgespiegelt, dachte er; damals habe er Freud und Leid, Heiterkeit und Verwirrung auf sie übertragen. Jetzt erschien seine Selbstigkeit gebändigt, jetzt traten die Objekte an ihn heran und zeigten ihm ihre Eigenheiten; nicht er sprach mehr zu den Felsen, sondern die Felsen redeten ihn an, erzählten ihm ihre Eigenschaften und ihre Erlebnisse. Ja, Goethen kam hier die bange Frage: „Bin ich denn nun ganz Naturforscher geworden, bin ich kein Dichter mehr?" Unnötige Sorge! Diese Objektivität erhöhte nur den Dichter in ihm.

Man könnte Stunden lang von Goethes Aufmerksamkeit sprechen. Jeder besondere Stein am Wege fiel ihm auf; vom Wagen aus entdeckte er eine Pflanze, die Insekten tötet, welche Entdeckung erst Darwin wieder machte; auf einem Spaziergange am Lido von Venedig bemerkte er einen Schafsschädel, der so glücklich geborsten war, daß er dem Betrachter ein wichtiges zoologisches Gesetz offenbarte; in Kurorten, wo er seiner Gesundheit wegen weilte, liebte er es, seine Spazierwege nach Bauplätzen und Steinbrüchen zu richten, und in jeder Mühle fragte er nach, woher sie ihre Mühlsteine hätten, weil er nicht gut in irgend einer Gegend sein konnte, ohne sich über ihre geologischen und mineralogischen Verhältnisse klar zu werden. Die Welt kennt ihn vornehmlich als Dichter, aber nie trug jemand den Titel Naturforscher mit größerem Recht. Die Natur der Dinge zu erforschen, das war seine dauerhafteste Neigung; „das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren", das nannte er „das schönste Glück des denkenden Menschen".

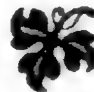
Goethe verherrlichte die Aufmerksamkeit nicht bloß als Tugend, sondern auch als Fertigkeit. Es gibt ein bequemes, mechanisches Mittel, unsere Aufmerksamkeit zu steigern: das Reisen. Es half nicht bei Kotzebue, aber es hilft in der Regel. An die heimischen Wunder sind wir gewöhnt, gegen neue Eindrücke in fremden Ländern sind wir nicht so stumpf.

Goethe fuhr nicht nach Italien, um Botanik zu studieren, aber schon in den Alpen zog die neue Pflanzenwelt seine Augen immer wieder auf sich und sie ließ ihn nun nicht mehr los. Er war in der Tat unterwegs noch aufmerksamer als daheim; er legte sich über jede Reise Aktenfaszikel an, indem er Zeitungen, Theaterzettel, Preislisten der Märkte, Rechnungen der Gasthöfe u. dgl. zusammentrug; Eintragungen in sein Tagebuch machte er ja auch daheim, zweimal täglich, aber unterwegs wurden es ausführliche Schilderungen. Nicht selten deckten sie sich mit den Briefen nach Hause, Sein Herzog z. B. bekam ausführliche Berichte über den Stand der Felder, über den Preis der Früchte, über die Bodenbeschaffenheit, über die Existenzmittel der Bevölkerung, über die Qualität der Beamten u. s. w. — nicht etwa bloß aus weimarischen Bezirken, sondern viel öfter aus Landschaften, wo Karl August und Goethe nicht zu befehlen hatten.

Auf Reisen sind wir nicht bloß deshalb aufmerksamer, weil wir Neues wahrnehmen und Zeit zur Beobachtung haben, sondern namenlich auch, weil wir von unserm lieben Ich nicht alles bei uns haben. Im Gasthofe sind wir nur ein Herr oder eine Dame, Zimmernummer 27 oder 38; auf der Straße sind wir nur Fremde. Das war so recht nach Goethes Geschmack und er tat noch das Seine, sich ganz abzusondern von seinem gewöhnlichen Ich. Den „Geheimen Rat“ ließ er daheim und er vergaß, daß er der weltbekannte Dichter des Götz und Werther war. Dann hieß er Weber und war ein Maler, oder er war der Kaufmann Philipp Möller aus Leipzig, und in Italien machte er sich sogar in Kleidung und Benehmen zum italienischen Bürgersmann, um dem Volke ganz nahezukommen und weiter nichts zu sein als ein Mensch unter Menschen. Als man in Rom dennoch auf ihn aufmerksam wurde, ihn in die feinste Gesellschaft ziehen und ihn nach Landessitte auf dem Kapitol als Dichter krönen wollte, da wußte er sich dem zu entziehen. Auf seiner bescheidenen Künstlerbude bei dem Kutscher Collina und seiner Piera Giovanna fühlte sich „Filippo Miller“ viel wohler. So saß er auch eines Winterabends in Goslar in einem Gasthofe unter biedern Philistern und trocknete am breiten Ofen seine durchnäßten Sachen. Dabei schrieb er an die Frau v. Stein: „Mir ist's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen; es ist mir, als wenn ich mein Verhältnis zu den Menschen und den Sachen weit wahrer fühlte!“

An guten Lehrern und an Malern können wir beobachten, daß auch ihre Tätigkeit die Aufmerksamkeit vermehrt. Wer unterrichten oder häufig vortragen soll, schaut sorgsam aus nach neuem Stoff; der Maler sucht überall Bilder. Goethe war Lehrer und Maler. Alle Woche einmal

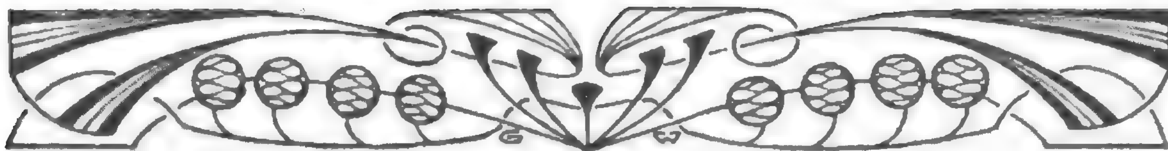
besuchten ihn die Herzoginnen und ihre Hofdamen, und er trug ihnen vor, was er Neues hatte; das empfand er selbst als heilsame Nötigung zur Aufmerksamkeit und Klarheit. Im Zeichnen und anderen bildenden Künsten hat er sich viele Jahre hindurch bemüht, auch als er eingesehen, daß er über den Dilettantismus nicht hinaus kam. Gerade vom Zeichnen sagte er, daß es die Aufmerksamkeit entwickele und dazu nötige, und in diesem Zusammenhange nennt er sie das Höchste aller Fertigkeiten und Tugenden.



Tanne und Heidekraut.

Der Nebel stieg, die Sonne schied,
Der Tannenwald rauschte sein ewig Lied,
Wie Psalmenchor aus weiter Fern
So tönt sein Sang zum hohen Herrn. —
Im dämmernden Pfad am Waldesrand
Ein Mann gesenkten Hauptes stand;
Es klang sein Ruf wie Jammer und Klag':
Ach, daß ihr fallet an einem Tag!
Wie der König Saul und sein Geschlecht,
So stürzt euch ein gedungener Knecht,
Wo heute ragt euer Nachtgezelt,
Pfeift morgen der Wind durchs öde Feld! —
Die Märe ging von Baum zu Baum,
Ein Ächzen füllte des Waldes Raum;
Die Häupter wankten hin und her,
Es wogten die Wipfel wie Wellen im Meer. —
Empor zu dem Haupt einer Tanne schaut
Ein struppig rothaariges Heidekraut;
Es höhnt und ruft mit spöttischem Mund:
Hast lange geprahlt, nun falle, du Hund!
Dein Lockenhaupt und dein duftig Haar,
Wie sind sie morgen des Schmuckes bar!
Deine hohe Gestalt und dein stolzer Sinn,
Sieh, morgen ist alles, ist alles dahin!
Juchhei! Daß unter Weh und Ach
Der Hochmut stürzt mit lautem Krach! —
Die Tanne drauf: Still, blöder Wicht!
Die Zeit ist erfüllt, es kommt das Gericht.
Nun beugt sich der Stolz, der Recke sich streckt,
Und stöhnend im Staube der Arge verreckt.
Verhallt sind die Psalmen, verstummt das Geprahl,
Die Zeit ist erfüllet, wir sterben zumal.
Weh dem, der lästert in solcher Not,
Er stirbt im Abendrot zwiefachen Tod! —
Und als der neue Morgen graut,
Erschallt die Axt gar scharf und laut.
Es ächzt und stöhnt und stürzt und kracht
Wie auf Gilboa in grauser Schlacht.
Die stolzen Tannen zerschlagen im Fall
Gesträuch und Kräuter und Blümelein all.
Und als gefällt die letzte Tann',
Hebt jener Mann wehmütig an:
Es war beschlossen und war mein Recht,
Zu fällen dies stolze Riesengeschlecht;
Doch wohl, wer solch ein Leben gelebt,
Wer tief gewurzelt und hoch gestrebt,
Wer klaren Sinns in die Tiefen gefragt
Und hohen Haupts in die Wolken geragt!
Und sollt' er auch fallen mit lautem Krach,
Wir schaun ihm mit Staunen und Wehmut nach! —
Das Heidekraut lästerte längst nicht mehr,
Es wurde zertreten von ungefähr.

Aus: Johann Hinrich Fehrs, Zwischen Hecken und Halmen. Gedichte in hochdeutscher und plattdeutscher Sprache, zweite vermehrte Aufl. Verlag von H. Lühr & Dircks, Garding.



Die vulkanischen Erscheinungen.

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer.

Unser Erdball mit seinen ungezählten Lebewesen ist wie ein einziger Organismus selbst. Es ist nicht nur ein poetischer Vergleich, sondern trifft durchaus das Wesen, wenn wir sagen, daß die Flüsse die Adern des irdischen Organismus sind, die sein Blut, das Wasser, überall hinführen, auf- und abbauend, wie es dem Wachstum, der Entwicklung dieses Weltkörperwesens entspricht, und daß man das Meer in seiner Beziehung zu diesen Flüssen und der Atmosphäre die Lunge nennt, in welcher das Blut erneuert und zu neuem Kreislauf wieder emporgesogen wird.

Die Menschen haben diesen gewaltigen Körper nun gar mit Nervensträngen umspannt, den Telegraphendrähten, und wenn an irgend einer Stelle ein Ereignis stattfindet, das die ganze Menschheit angeht, so durchzuckt es dieses ganze Nervensystem, wie auch ein Gefühl von Lust oder Schmerz sich jeden anderen einheitlichen Organismus überall mitteilt. Die Menschheit fühlt sich mehr und mehr als ein zusammengehöriges Ganze und für unsere gemeinsamen Empfindungen fallen mehr und mehr die Schranken der Nationalitäten.

So kam es, daß wir Alle von einem jähen Schreck ergriffen wurden, als sich die Kunde von der furchtbaren Katastrophe auf der Antilleninsel Martinique um diesen Erdball verbreitete, der plötzlich in einer Laune der Zerstörung 50000 Menschen, die er bisher in einer wahrhaft paradiesischen Natur gastlich bewirtet hatte, in weniger als einer Minute vernichten konnte.

Wozu, fragt man sich, wozu all dieses Glück und all dieser Reichtum, mit dem uns die Natur zu überhäufen vermag, wenn wir ewig zittern müssen, daß uns alles wieder in jedem Augenblick von einem solchen Naturereignis entrissen werden kann?

Mit dem aufgerissenen Erdboden, in welchem die Menschen mit ihren Werken Jahrhunderte alter Kultur verschwinden, zerreist dem Kurzsichtigen auch die Überzeugung zu einer Mission, die wir zu erfüllen glauben als Teile eines aufwärts, der Vollkommenheit entgegenstrebendem großen Organismus.

— Doch so urteilen nur Jene, welche den Werdegang der großen Natur nicht verstehen, und die sich immer noch im Mittelpunkte aller Absicht und Tätigkeit der Natur glauben. Dem Wissenden sind diese Erschütterungen nichts anderes als Ausgleichungen allzugroßer Spannungen, die, sich weiter häufend, zu noch immer gefährlicheren Katastrophen führen müßten, es sind gewaltsame Schritte zur Wiedererlangung jenes heilsamen Gleichgewichtes der Kräfte, die unablässig weiter arbeiten an der Vervollkommnung des Naturganzen, es sind schwache Nachwehen aus wilden Zeiten der Erdentwicklung, in denen die ganze Erdoberfläche beständig von solchen Revolutionen durchwühlt wurde, durchwühlt werden mußte, um nach und nach die Zustände zu schaffen, welche einer ruhigeren Entwicklung den Boden festeten. Welche unendlichen Fortschritte hat seitdem die Bildung der Erdoberfläche gemacht! Wenn dabei einmal einige Tausend tollkühne Menschen, die es wagten, sich mitten auf solchen alten, noch längst nicht vernarbten Erdspalten anzusiedeln, wo der Ausgleich der erdbildnerischen Gewalten noch nicht erreicht wurde, zu Grunde gehen müssen, so will das im Naturganzen nichts anderes bedeuten, als wenn wir bei jedem Schritte, den wir vorwärts tun, unzählige Infusorien zertreten müssen. Die Natur hat unendlich größere Ziele, als nur uns Menschen ein behagliches und sicheres Heim zu schaffen. Wie die Erde nur ein Sandkorn im Meere der Unendlichkeit ist unter den übrigen Himmelswelten, so sind wir noch kaum mit Infusionstierchen zu vergleichen, die auf solchem Sandkorn herumkriechen. Wir müssen mehr Bescheidenheit lernen von solchen Ereignissen und immer mehr empfinden, daß wir nur Wertvolles und Dauerndes leisten können als Glieder eines Ganzen, als Teile von Organisationen, in denen sich unsere Arbeit zusammenkristallisiert zu einem ununterbrochen fortschreitenden Aufbau, der von keinen Revolutionen, seien sie nun von der großen Natur oder von den Menschen hervorgerufen worden, wieder zerstört werden kann.

Unter diesem Gesichtspunkte des großen Entwicklungsdranges der Natur wollen wir die vulkanischen Erscheinungen näher betrachten.

Begeben wir uns im Geiste mitten in das Wüten jener furchtbaren Naturgewalten, die wir in ihrem Wesen und Ursprung erkennen wollen. Hören wir die Schilderung der Katastrophe von Martinique aus dem Munde eines Augenzeugen, eines Mr. Albert, der eine Plantage, kaum eine englische Meile vom Krater des Mont.-Pelee besaß in der Richtung jenseits von St. Pierre.

„Ich war," so schreibt er, „auf einem der Felder meiner Plantage, als die Erde unter meinen Füßen zitterte. Es war nicht wie bei einem Erdbeben, sondern als ob im Innern des Berges ein gigantisches Ringen stattfände. Entsetzen packte mich, aber ich konnte mir meine Angst nicht erklären. Während ich dastand, zitterte der Mt. Pelee wieder und aus dem Krater klang es wie dumpfes Stönen. Es war finster, denn Asche und feiner vulkanischer Staub verbargen jetzt die Sonne. Die Luft um mich herum war dabei so ruhig, daß die Staubkörnchen sich nicht zu bewegen schienen."

„Dann kam ein Reißen und Krachen, ein mahlendes Getöse, als ob alle Maschinerie auf Erden plötzlich in Trümmer ginge. Es war betäubend und der Lichtblitz, der es begleitete, war blendend, viel blendender als die grellsten Blitze, die ich je gesehen“.

„Es war wie ein furchtbarer Orkan, und wo einen Augenblick vorher Windstille geherrscht, fühlte ich mich in eine Art Windstrudel gezogen und mußte mich mit aller Kraft dagegen stemmen, um stehen bleiben zu können. Es war als ob ein Schnellzug vorübersauste und ich in das von ihm erzeugte Vakuum gerissen würde.“

„Diese mysteriöse Gewalt fällte eine Reihe mächtiger Bäume, riß sie samt den Wurzeln aus und fegte ein Grundstück von 15 Yards Breite und mehr als 100 Yards Länge bar. Ich stand erschüttert und gebannt, nicht wissend, wohin ich fliehen sollte. Ich schaute nach dem Mont Pelee. Über seinem Gipfel bildete sich eine große schwarze Wolke, die ungeheuer hoch in die Lüfte ragte und dann buchstäblich auf die Stadt St. Pierre niederfiel. Sie bewegte sich mit solch rasender Geschwindigkeit, daß ihr nichts entrinnen konnte.“

„Aus dieser Wolke erfolgten Explosionen, die ein Getöse machten, als ob alle Marinen der Welt gleichzeitig mit einander kämpften. Blitze zuckten hinaus und hinein in bizarren breiten Lichtstreifen, sodaß die fürchterliche Finsternis sekundenlang von fast vergrößerndem Lichte verdrängt wurde.“

„Ich weiß, daß die erste (Luft-Welle, die auf St. Pierre niederstürzte, keine Flamme war. Es war schweres Gas, wie schlagende Wetter und die Bewohner müssen erstickt sein, ehe die sehr bald folgende Feuerwelle sie erreichte. Als wir abfuhren, war der Mont Pelee in furchtbarer Tätigkeit. Rings um den Gipfel schienen sich neue Krater zu bilden und Lava floß in breiten Strömen nach allen Richtungen. Meine Plantage wurde noch vor unseren Augen zerstört.“

Das Entsetzliche geschah bekanntlich am 8. Mai 1902; es war gerade der Himmelfahrtstag. Die Uhren in St. Pierre sind an diesem Tage 20 Minuten vor acht Uhr früh stehen geblieben. Das war die Todesminute von 50000 Menschen, die in der Tat, wie es jener Beobachter vermutete, erstickt wurden von jener Wolke, die neben giftigen Gasen auch noch große Mengen glühenden Sandes barg, die sich lawinenartig den Abhang des schrecklichen Berges auf die Stadt hinabwälzte. Die Todesqual kann für die Unglücklichen kaum den vierten Teil einer Minute lang gewesen sein.

Aber schon Tage vorher hatten sie Todesangst ausgestanden, denn der Feuerberg hatte lange vor seinem vernichtenden Ausbruch gedroht und man hätte seine Warnungen mehr beachten sollen. Schon Anfang April begann der Berg weiße Wolken und Schwefeldämpfe auszustoßen, und diese Rauchsäulen nahmen immer mehr an Umfang zu. Am 3. Mai, also fünf Tage vor der eigentlichen Katastrophe, sah man Blitze aus dem Krater zucken und Asche fiel auf St. Pierre herab; die Erde bebte zu verschiedenen Malen. Am 5. Mai kam es schon zu

einer Panik dadurch, daß das Meer sich gegen die Stadt emporwälzte. Ein Lavastrom brach seitlich aus dem Berge und zerstörte ein Hüttenwerk. Am 7., dem Vortage der Katastrophe, bildeten sich neue Krater und heftige unterirdische Detonationen erschreckten die Einwohner. Es kamen immer neun bis zehn Stöße oder Schläge rasch hintereinander, die von Ruhepausen von 6 Sekunden getrennt waren. In der Nacht stieß der Mont Pelee helle Flammen statt des Rauches aus. Der Schwefelgeruch wurde unerträglich. Asche fiel in immer größeren Mengen. Es ist ein herzergreifender Brief eines jungen Franzosen veröffentlicht, der zu den Opfern von St. Pierre zählt und noch an jenem schrecklichen Vorabend Folgendes offenbar in fliegender Eile an die Seinen in Paris schrieb: „Die Feuerwehrleute besprengen die Straßen . . . Ich bin wie von einem Alp bedrückt und die Nase glüht mir. Werden wir an Erstickung sterben? Die Priester haben in der vergangenen Nacht die Kirchen öffnen lassen und während der Vulkan aus seinen beiden Kratern eine Rauchsäule und eine Feuersäule emporschleuderte, beteten die Gläubigen, beichteten und lauschten den Ermahnungen ihrer selbst beunruhigten Prediger, inmitten der rollenden Donner des Vulkans . . . Was wird der morgige Tag uns bescheeren? Einen Lavastrom? Einen Steinregen? Eine Flut erstickender Gase? Niemand weiß es. Ich küsse dich, mein lieber Bruder, und sende dir, wenn ich sterben soll, meinen letzten Gedanken. Sei nicht allzu untröstlich . . .“

Es erscheint völlig unbegreiflich, daß die Menschen in unmittelbarer Nähe bereits so furchtbar wütender Elementargewalten noch länger in dieser Stadt ausharren konnten. Aber solange noch ein letzter Hoffnungsstrahl leuchtet, verläßt der Mensch nicht sein Heim, all sein Hab und Gut, um es der Zerstörung preiszugeben, selbst auf die Gefahr hin, im letzten Augenblicke nur das nackte Leben zu retten. Schon oft hat man ein so unerschütterliches Ausharren gegenüber der offenbarsten Gefahr wahrgenommen. Im Falle von St. Pierre kam noch hinzu, daß der Gouverneur öffentlich erklären ließ, nach den Meinungen der Gelehrten läge keine unmittelbare Gefahr vor, ein unverantwortlicher Optimismus, der der Bevölkerung einer ganzen Stadt das Leben kostete; auch der Gouverneur selbst kam mit den Opfern seines Leichtmuts um.

Diese furchtbare Katastrophe brachte die von Pompeji wieder in Aller Erinnerung und in der Tat zeigte sie auch in bezug auf die Tätigkeit der Naturgewalten große Ähnlichkeit mit jener aus unseren Tagen. Beide Ereignisse waren Explosionseruptionen von Vulkanen, die lange Zeit vorher untätig gewesen waren. Der Mt. Pelee hatte 1851 zuletzt nur einen unbedeutenden Ausbruch gehabt. Sein Gipfel, der sich etwa 1300 Meter über das Meer erhebt, war beinahe bis oben hin mit tropischem Urwald überwachsen, und in seinem Krater breitete sich ein stiller See mit klarem, angenehm zu trinkenden Wasser. Die Entstehung solcher Seen in den alten Vulkanschlünden ist gewöhnlich ein deutliches Zeichen dafür, daß ihre Tätigkeit ein für alle Mal erloschen ist. Wir kommen darauf zurück.

Früher noch als beim Mt. Pelee, der einige Wochen vor der Katastrophe wieder unruhig wurde, begann beim Vesuv die Natur zu warnen, als vor dem Untergange von Pompeji die Spannkräfte im Innern des Berges sich allzusehr gesteigert hatten. Schon 16 Jahre vor dem zu so schrecklicher Berühmtheit gelangten Ausbruche im Jahre 79 n. Chr. geschah ein furchtbares Erdbeben, das damals schon einen Teil der schönen Stadt verwüstete. Wer konnte aber denken, daß dies eine Warnung vor einem so schrecklichen Schicksal war, da man den Vesuv nicht einmal für einen ehemaligen Feuerberg hielt! Auch er war vollkommen umgrünt und in seinem Krater tummelten sich weidende Herden. Kurz vor dem Ausbruch bebte die Erde abermals und bald darauf trat, wie der jüngere Plinius, ein Neffe des berühmten Naturforschers, der damals beim Rettungswerk seinen Tod fand, als Augenzeuge berichtete, eine ungeheure weiße Wolke, offenbar Wasserdampf, aus dem Gipfel des Berges hervor, aus der es schrecklich blitzte und regnete. Dann folgte der eigentliche verderbliche Aschenregen, der sich mit den gewöhnlichen Regengüssen aus der Wolke zu einem Schlammergusse verband, welcher den Berg herab sich auf die Stadt wälzte, plötzlich in alle Häuser eindrang und alles Leben erwürgend umschloß. Es kam also auch hier nicht wie bei St. Pierre glühende Lava herab, die alles verbrannt und vernichtet haben müßte, sondern es ist sogar wahrscheinlich, daß jener Schlamm kaum besonders heiß war; er hatte sich zum großen Teil aus der schon gefallenen und erkalteten Asche gebildet, als furchtbare Regengüsse sich mit ihr mischten. Daher ist alles, was man heute wieder aus dem festgewordenen Schlamm herausgräbt, so gut erhalten. Man findet sogar die von den unglücklichen Opfern nach ihrer Verwesung zurückgelassenen Lücken in so gutem Zustande, daß sie, mit Gips vor der Abräumung ausgefüllt, getreue Abbilder der Verunglückten geben, an denen man oft sogar die Falten der Kleider deutlich ausgeprägt sieht. Alle Schrecken jener letzten Augenblicke eines ohnmächtigen Ringens mit der Übergewalt der entfesselten Elemente des Feuers und des Wassers sind auf den Gesichtern und in den verzweifelten Stellungen dieser Unglücklichen heute noch zu lesen.

Auch beim Ausbruch des Mt. Pelee wälzten sich Schlammmassen über das Land hinweg, aber sie nahmen ihren Weg nicht gegen St. Pierre. Aus Pompeji konnte sich noch eine Anzahl von Menschen auf das Meer retten, als der eigentliche Ausbruch stattgefunden hatte. Die Schlammmassen brauchten eine gewisse Zeit, um die Stadt zu erreichen. Die Wolke erstickender Gase und die Lawine aus heißem Sand aber, welche die ganze Einwohnerschaft von St. Pierre wahrscheinlich in weniger wie einer Viertelminute hinwürgten, müssen wenige Minuten nach der großen Explosion schon auf die Stadt niedergestürzt sein, sodaß kein Leben entkam, bis auf einen Gefangenen, in dessen dumpfe Zelle überhaupt fast keine Luft gelangen konnte, also auch nicht jene Verderben bringende.

Erst am Ende des Paroxismus quoll in beiden hier in Parallele gezogenen Fällen die Lava hervor. Beim Vesuv nahm sie ihren Weg auf Herkulanum, das

von ihr umschlossen wurde; auf Martinique stürzte sich die Lava weniger Verderben bringend durch die zahlreichen Flußläufe hinab bis ins Meer. Nach Berichten wissenschaftlicher Kommissionen scheint echte Lava gar nicht aus dem Mt. Pelee geflossen zu sein, sondern vielmehr eine Art von heißem Schlamm.

Die hier geschilderten Vorgänge sind charakteristisch für alle Ausbrüche von Vulkanen, die eine längere Zeit geruht hatten. Sie sind die gefährlichsten. Der Vernarbungsprozeß, dessen normalen Verlauf wir noch verfolgen werden, hat sich hier zu schnell vollzogen; eine Öffnung, welche zum Ausgleich innerer Spannungen noch hätte frei bleiben müssen, hatte sich zu früh verstopft, und wie bei einem nicht mehr funktionierenden Sicherheitsventil ist eine furchtbare Explosion die notwendige Folge. Nachdem dann die Öffnung wieder hergestellt ist, pflegen die folgenden Ausbrüche des Vulkans immer weniger gefährlich zu werden. Der Vesuv ist bekanntlich seit jener großen Katastrophe, die nun fast zwei Jahrtausende hinter uns liegt, beinahe fortwährend in Tätigkeit, und wenn auch inzwischen mancher verheerende Lavastrom an seinen Flanken hinabfloß, so hat doch nicht annähernd wieder eine so mächtige Explosion stattgefunden. Auch der Mt. Pelee ist seit jenen Schreckenstagen dauernd in Tätigkeit geblieben.

Bei diesen tätigen Vulkanen unterscheidet man zwei Typen, die auch schon durch ihre äußere Gestalt deutlich von einander abweichen. Die eine Art, welcher die beiden bisher betrachteten Vulkane angehören, wirft mit reichlichen Mengen von Wasserdampf viel Asche, aber relativ wenig Lava aus. Sie bilden Aschenkegel mit steilen Böschungen. Die meisten Vulkane gehören zu dieser Klasse, weshalb die steilen schwarzen, isoliert dastehenden Kegelberge als das typische Bild der Vulkane anzusehen sind. Es gibt aber auch Vulkane, die nur oder doch fast nur Lava ausstoßen und dies dann meist in verhältnismäßig ruhigem Ergusse, ohne vorherige Explosion. Der gegenwärtig größte tätige Vulkan der Erde gehört zu dieser Klasse. Es ist der Mauna Loa auf Hawaii, ein Berg von 4200 Metern Höhe, den man aber doch ohne die geringsten touristischen Anstrengungen besteigen kann, da er sich in kaum merklicher Steigung vom Meere bis zu dieser Jungfrau-Höhe erhebt. Die Böschungswinkel seiner Flanken sind durchschnittlich nicht größer als 5 Grad; man merkt die Steigung überhaupt fast garnicht. Freilich gebraucht man dafür drei gute Tagemärsche, um hinauf zu kommen. Es ist also ein sehr langer und deshalb sehr flach erscheinender Bergrücken, der, wie es sich herausstellt, ganz und gar aus den Lavaströmen gebildet worden ist, die nach und nach seinem Gipfel oder einer Seitenöffnung entsprangen, und sich erkaltend, einer über den andern legten. Daß aber aus flüssigem Brei kein Berg mit steilen Abhängen entstehen kann, wie wohl aus aufgeschütteter Asche, stellt man sich ohne weiteres vor.

Auf der breiten Kuppe dieses riesigen Bergrückens aus Lava senkt sich der ungeheuere Krater ein. Es ist ein ovaler Kessel, unten mit einem flachen Boden geschlossen, der in der einen Richtung sechs, in der andern beinahe drei Kilometer im Durchmesser hält. Rings umgeben ihn Steilwände von 200 bis

240 Metern Höhe. Der Kraterboden besteht aus zum Teil erhärteter, zum Teil noch weicher und heißer oder selbst weißglühender, dünnflüssiger Lava, 1100 bis 1300 Grad heiß, die gelegentlich in leuchtenden Fontänen kochenden Gesteins von etwa 30 Metern Höhe aus dem Innern des ungeheuern Schlotes emporgeschleudert werden. Bei großen Ausbrüchen quellen aus einer durchgeschmolzenen Seitenöffnung dieses Riesenkessels kilometerbreite Lavaströme hervor und ergießen sich über den ganzen Abhang hinweg bis ins Meer.

Nahe bei diesem mächtigsten aller Feuerberge der Gegenwart befindet sich ein kleinerer, der in jeder Hinsicht ein Abbild des größeren ist. Der Kraterboden dieses kleineren Vulkans, des Kilauea, beherbergt den berühmten Feuersee, in welchem dünnflüssige, sehr heiße Lava, in einem umrandeten Becken von etwa 300 Metern Durchmesser ruhig steht, oder doch vor einigen Jahren stand, sodaß man nahe an diese weißglühend flüssigen Gesteinmassen herantreten konnte, die brodelnd aus dem tiefsten Erdinnern zu kommen scheinen. Der übrige Kraterboden ist genügend erkaltet, um ihn gefahrlos betreten zu können. Gewöhnlich steht die Lavafläche auf einem bestimmten Niveau still. Nur Schollen bilden sich auf ihr, zwischen denen man ein Netzwerk von sich stetig verändernden Rissen erblickt, durch welche noch heller glühendes Gestein hervorbricht und mitten aus einem solchen Gewirr von Spalten schießt oft eine Lavafontäne auf, wie beim Mauna Loa. Aber die Niveauhöhe steigt und fällt nach langem Stillstand zuweilen schnell um ein Beträchtliches; es gibt Überflutungen, Lavaergüsse, oder durch das Zurücktreten wird der umliegende Kraterboden zum Einstürzen gebracht. Durch ein solches Ereignis ist heute das wunderbare Phänomen des Feuersees verschwunden, wird sich aber vermutlich wieder bilden.

Das Nebeneinanderbestehen dieser beiden echten Lavavulkane ist deshalb außerordentlich merkwürdig, weil zwischen den Lavaflächen des Mauna Loa und des Kilauea eine Niveaudifferenz von 3000 Metern besteht. Es ist dadurch bewiesen, daß die beiden Krater, obgleich sie so nahe beieinander stehen, in der Tiefe keine Verbindung miteinander haben können. Die Lava in beiden Kratern ist ungewöhnlich flüssig und gleiche Flüssigkeiten können in kommunizierenden Röhren keine Niveaudifferenz haben.

Schon erklärlicher würde dies Nebeneinander, wenn man die alte Meinung der Geologen von dem feuerflüssigen Zustande des Erdinnern festhalten könnte und man annehmen würde, beide Vulkane führten in dieses Innere ohne Zwischenverbindung. Wenn die Lava im Mauna Loa dann leichter ist als die des Kilauea, wofür man Anhaltspunkte hat, so muß sie höher stehen, ebenso, wie das Niveau in kommunizierenden Röhren verschieden ist, wenn auf der einen Seite Wasser, auf der andern Öl sich befindet oder irgend eine andere Flüssigkeit von verschiedenem spezifischen Gewicht.

Zweifellos ist jedenfalls, daß es im Erdinnern beständig heißer wird, je tiefer wir uns in dasselbe wühlen. Durchschnittlich nimmt die Gesteintemperatur bei je dreißig Metern größerer Tiefe um einen Centigrad zu. Verschiedene sich

daran knüpfende Betrachtungen machen den theoretischen Schluß ziemlich sicher, daß in einer Tiefe von etwa 160 Kilometern unter der Oberfläche eine Temperatur von ungefähr 4000 Graden herrschen muß, bei der alle uns bekannten Stoffe bei uns auf der Erdoberfläche in Feuerfluß, ja, die meisten sogar gasförmig sein würden. Diese 160 Kilometer entsprechen noch nicht dem vierzigsten Teile des Weges von der Oberfläche zum Mittelpunkte unseres Weltkörpers. Da sich die Temperatur in noch größerer Tiefe noch immer steigern muß, wenn auch nicht mehr im gleichen Maße wie näher zur Oberfläche, so ist gar kein Zweifel darüber, daß der Erdkern sogar gasförmig ist.

Nach der seit mehr als einem Jahrhundert geltenden Ansicht über die Entstehung der Weltkörper waren diese einmal überhaupt gasförmig, wie es auch heute noch die Sonne ist. Man könnte also den gasförmigen Erdkern als einen Rest jenes uranfänglichen Zustandes betrachten. Der Abkühlungsprozeß mußte ja sebstverständlich von der Oberfläche nach innen fortschreiten und die innern Schichten mußten umsomehr vor weiterer Abkühlung geschützt werden, je fester die Oberflächenschichten wurden. Wir hätten also auch nach dieser Ansicht anzunehmen, daß wir in der Tiefe auf einen feuerflüssigen Zustand stoßen müssen, und weiter noch, daß dieses feuerflüssige Meer unter unsern Füßen über einem Gasball ruhe.

Dieser auf den ersten Blick ganz unhaltbar erscheinende Zustand, der uns den Eindruck macht, als müsse dabei in jedem Augenblicke ein Zerplatzen des ganzen Erdballes oder mächtige Überwallungen des glühend Flüssigen, entsetzliche Gasausbrüche stattfinden, ist aber, selbst ganz abgesehen von jener Weltbildungs-Hypothese, rein physikalisch notwendig. Der ungeheuere Druck der überlagernden Erdschichten oder besser ihr Zusammengepreßtwerden unter diesem Drucke erzeugt in der Tiefe die notwendigen Temperaturen. Auch ein zuvor völlig fester Körper von der Größe und Beschaffenheit der Erde müßte in seinem Innern feuerflüssig und schließlich gasförmig werden, nur unter dem Einfluß seiner eigenen Schwere. Aber eben dieser ungeheuere Druck der jene Temperaturen erzeugt, verändert dort unten den flüssigen und namentlich den gasförmigen Zustand in einer Weise, welche die Stabilität des Ganzen zur Genüge sichert. Die Materie wird fester dort zusammengepreßt als die festen Gesteine auf der Erdoberfläche sind. Wie Wasser unter höherem Druck erst bei Temperaturen über dem normalen Siedepunkte in Dampfform übergeht, so wird auch das Flüssigwerden unter so enormen Drucke des Gesteins, wie er im Erdinnern herrscht, erschwert, und die gasförmigen Substanzen werden so stark zusammengepreßt, daß sie schwerer werden als die über ihnen lagernden Flüssigkeiten. Deshalb haben diese Gase durchaus kein Bestreben, diese flüssige Decke zu durchbrechen. Sie können, wenn nur der betreffende Druck bestehen bleibt, so ruhig unter den flüssigen Gesteinen bleiben, wie Wasser unter einer Öloberfläche. Wenn uns dies sonderbar erscheint, so liegt das nur daran, daß wir auf der Erdoberfläche kein Gas kennen, das unter dem normalen Drucke schwerer

ist als die leichteste Flüssigkeit. Das ist aber gewissermaßen nur ein Zufall und keineswegs in der Natur der Dinge selbst begründet.

Reichen nun die Lavasäulen der beiden vorher ins Auge gefaßten Vulkane auf Hawaii bis zu jenem gasförmigen Kerne der Erde hinab, so ruhen sie gewissermaßen auf einem elastischen Luftpolster, das dem verschiedenen Gewicht der spezifisch verschieden schweren Lavasäulen das Gleichgewicht hält und sie können nun beide auf ihrem um 3000 Meter verschiedenen Niveau ganz ruhig stehen bleiben.

Diese beiden Vulkane machen aber höchst wahrscheinlich eine Ausnahme unter den meisten andern, deren Schlote keineswegs so tief bis in das Erdinnere hinabzureichen brauchen. Wenn aus irgendwelchem Grunde der Druck von den Tiefenschichten teilweise genommen wird, so kann das unter dem früheren Drucke noch feste Gestein flüssig, das flüssige gasförmig werden und bricht nun explosiv hervor, wenn die Druckverminderung plötzlich geschieht.

Solche Anlässe zu plötzlicher Druckverminderung im Erdinnern bieten sich notwendig im Laufe der Entwicklungsgeschichte der Erde. Unter kosmischen Einflüssen, die wir hier nicht weiter verfolgen können (siehe deswegen des Verfassers „Entstehung der Erde" IV. Aufl. und das neue ergänzende Werk „Der Untergang der Erde"), verschieben sich beständig die festen Erdschollen, verändern sich die Grenzen zwischen den Kontinenten und Meeren; Gebirge erheben sich und der Meeresboden senkt sich tiefer. Da kann es nicht ausbleiben, daß ungeheuere Spannungen zwischen den Schollengebieten auftreten, die mit ungleicher Kraft von diesen erdbildnerischen Gewalten angepackt werden. Die Schollen reißen sich von einander los; klaffende Spalten entstehen; neben den stehenbleibenden Kontinenten senken sich Meeresbecken kilometertief hinab. Am Grunde solcher sich öffnenden Spalten tritt dann jene plötzliche Druckerniedrigung ein. Flüssig werdendes Erdreich tritt aus den Spalten an ihren schwächsten Stellen empor und die unterirdischen Gase befreien sich aus ihnen. Ein Vulkan, oder eine Reihe von Vulkanen entsteht längs jeder Spalte; ihre Eruptionen tragen jenen explosiven Charakter den wir an den Beispielen des Mt. Pelee und des Vesuv vorhin studiert haben. Diese Vulkane können also einen ganz beschränkten Herd haben: ihre Schlote brauchen nicht notwendig in sehr große Tiefen des Erdinnern hinabzureichen.

Die ganze ungeheuere Fläche des Stillen Ozeans ist solch ein Senkungsgebiet, das sich rings herum von den Ufern der beiden amerikanischen und des asiatischen Kontinentes losgerissen hat. Auf der amerikanischen Seite ist die gewaltige Andenkette als Steilküste stehen geblieben, aber landeinwärts haben sich weite Risse gebildet und überall stehen auf dieser einst weit aufklaffenden Wunde in der Haut unseres Planeten die gewaltigsten Vulkane, die die Erde zu allen Zeiten je besessen hat, und die die Wunde zum größten Teile bereits wieder vernarbt haben. Längs der Anden läuft eine fast ununterbrochene Kette von Vulkanen, die zugleich die höchsten Gipfel der Erde überhaupt bilden. Als

letzte Ausläufer dieser Kette gegen den Südpol hin können wir jene beiden wunderbaren Vulkane betrachten, Erebus und Terror genannt, die sich mitten aus den endlosen Eiswüsten erheben, bis zu ihrem Gipfel, der sich zu Montblanchöhe türmt, von Eis und Schnee Hunderte von Metern bedeckt. Aus dem ewigen Eise drängt sich hier das ewige Feuer der Erde in urgewaltigem Gegensatze. Im Norden setzt sich die pazifische Vulkanreihe über die Aleuten hinweg an den Ostküsten Asiens fort; es reihen sich hier die Vulkane Kamtschatkas und der Kurilen an, dann die japanischen und die ostindischen Feuerberge, die der Salomons-Inseln, der Hebriden und von Neu-Seeland, und der Kreis wird im Süden wieder durch jene beiden Vulkane des Südpols geschlossen. Nahezu inmitten dieses ungeheuern Kranzes von Feuerbergen befindet sich der größte derselben, jener Mauna Loa auf Hawaii, mit dem wir uns vorhin beschäftigt haben.

Einen ganz anderen Charakter als die Küsten des Pazifischen Ozeans zeigen die des Atlantischen. Sie fallen fast überall flach zum Meer ab; die Scholle ist hier also nicht losgerissen und infolgedessen sehen wir sie auch nicht mit Vulkanen besetzt. Aber sie fehlen hier doch nicht gänzlich. Sie sind längs eines Streifengebietes verteilt, das sich von den Antillen bis zum Kaukasus erstreckt und im Norden von den Isländischen Vulkanen, im Süden von den Cap Verdischen Inseln begrenzt wird. Es läßt sich nun zeigen oder doch sehr wahrscheinlich machen, daß zu einer früheren Schöpfungsperiode hier große Kontinente vorhanden gewesen sind, wo sich heute einerseits das Meer zwischen Süd-Amerika und Afrika, andererseits zwischen Nord-Amerika und Skandinavien dehnt. Das war zur sogenannten Jurazeit, als noch die Rieseneidechsen die Erde bevölkerten. Man kann das einstige Vorhandensein jener versunkenen Kontinente daraus schließen, daß die versteinerten Lebewesen, die man zum Beispiel in Afrika und Südamerika in den Ablagerungen dieser Zeit findet, miteinander übereinstimmen. Die Natur mußte ihre Produkte also innerhalb dieses Gebietes leicht miteinander ausgetauscht haben können, was heute nicht mehr der Fall ist, sodaß die Lebewelt beider Erdteile heute unter gleichen äußeren Verhältnissen doch beträchtliche Unterschiede aufweist. Andererseits läßt sich nachweisen, daß damals die Landenge von Panama noch nicht existierte, die beiden Amerika also noch nicht miteinander verbunden waren, weil eben das Bild der Natur, aus den Juraversteinerungen rekonstruiert, zwischen Nord- und Südamerika viel verschiedener ist als zwischen letzterem und Afrika. Zwischen jenen beiden großen Kontinenten der Jurazeit, die im Süden und Norden von der neuen zur alten Welt über das Gebiet des heutigen Atlantischeu Ozeans hinüberreichten, befand sich ein Meer, das sogenannte Zentrale Mittelmeer, das über den größten Teil von Europa hinweg bis etwas östlich vom Caspischen Meer sich erstreckte.

Beim Versinken jener großen Landmassen entstanden längs der Ufer dieses Zentralen Mittelmeeres Spalten, auf die sich unter anderen auch die europäischen Vulkane gesetzt haben, zum Beispiel der Vesuv, ebenso die erloschenen Vulkane

der Rheingegend, des Erzgebirges und so weiter. Es verbindet uns also eine gemeinsame Tätigkeit der erdbildnerischen Kräfte mit den Antillen, die den westlichen Teil dieses Spaltengebietes ausmachen. Deshalb versiegten und trübten sich die heißen Quellen von Teplitz am Erzgebirge fast in demselben Augenblicke als jenseits des Ozeans jene schreckliche vulkanische Explosion eintrat. Seit dieser Zeit ist die Erdoberfläche längs dieses ganzen Gebietes des ehemaligen zentralen Mittelmeeres in Unruhe. Nicht nur, daß auf der benachbarten Antillen-Insel St. Vincent der Vulkan Soufrière Ausbrüche gehabt hat, die denen des Mt. Pelee an Gewalt durchaus nichts nachgeben, sodaß auch diese Insel fast ganz verwüstet wurde, es sind auch mehrere Vulkane des zentralen Amerika namentlich in Guatemala, zu ungewöhnlicher Verderben bringender Tätigkeit zurückgekehrt und auf dem längst vernarbten Spaltgebiete in Europa, welches nach der vorhin vorgetragenen Ansicht mit jenen Vulkangebieten im fernen Westen in „geotektonischer" Beziehung steht, bebte die Erde zu wiederholten Malen, so in den Pyrenäen, in Oberitalien und Süd-Tirol, in Salonichi und im Kaukasus. Es ist sehr wohl möglich, daß wir in diesen Vorgängen Auslösungen von Spannungen längs des ganzen Spaltgebietes vor uns haben, die augenblicklich an der Ausgestaltung des Atlantischen Meeresbeckens weiter arbeiten.

Aber wir brauchen wegen dieser Beziehungen unserer engeren Scholle zu den häufig in schrecklichem Aufruhr befindlichen Vulkangebieten des zentralen Amerika uns nicht zu beunruhigen. Hier in dem östlichen Teile des Spaltgebietes ist offenbar der Vernarbungsprozeß schon sehr weit vorgeschritten. Die einst klaffenden Wunden am Erdkörper sind von seinem daraus hervorquillenden heißen Blute, der Lava, beim Erkalten wieder zum großen Teil verschlossen worden. Wo die Lava längere Zeit in dem Schlote ruhig stand ohne von unten her erhebliche Zuflüsse mehr zu erhalten, da mußte sie oben zu einer festen Schale erhärten; es bildete sich ein fester Kraterboden, in welchem sich schließlich das Quellwasser sammeln konnte. Die alten Ringwälle des Vulkans halten es dann zu einem See zusammen: Aus dem fürchterlichen Feuerschlote wird ein liebliches Seeauge. In der Eifel am Rhein findet man deren von recht großen Dimensionen, wie zum Beispiel der schöne See von Maria Laach, der einmal ein riesiger Vulkan war mit einem Kraterschlunde von mehreren Kilometern Durchmesser. Ungeheure Lavaströme flossen aus ihm hervor, die heute noch rings das Land bedecken, freilich längst überwachsen von lebensfrischer Vegetation, die immer wieder nach verhältnismäßig kurzen Revolutionen der unterirdischen Feuermächte von der Erdoberfläche Besitz ergreift. Die Vulkane sind durchaus temporäre Erscheinungen.

Die vulkanische Tätigkeit ist übrigens in jener Rheingegend noch nicht ganz erloschen. Nahe am Uferrande des Laacher Sees gibt es noch eine sogenannte Mofette, eine Grotte, in welche bis zu einer bestimmten Höhe aus dem Erdinnern Kohlensäure strömt, dasselbe Gas, welches in der berühmten Hundsgrotte bei Neapel zu dem schändlichen Experimente leider immer noch täglich verwendet

wird, seine Existenz durch Erstickungsanfälle unglücklicher Opfertiere zu demonstrieren. Von allen Vulkanen wird stets mehr oder weniger Kohlensäure ausgestoßen, deren Herkunft vielleicht direkt jener gasförmige Erdkern ist. Überall finden wir das Erdreich in vulkanischen Gebieten oft förmlich durchtränkt mit Kohlensäure, so besonders auch im Egerlande, wo sich am gegenwärtigen Rande des Erzgebirges einstmals viele Vulkane befanden. Heute entströmen den noch immer vorhandenen und nur teilweise verschütteten und verkitteten Spalten die heißen Quellen von Karlsbad und den anderen allbekannten böhmischen Kurorten. Man braucht in dieser Gegend, namentlich in der Nähe von Franzensbad, oft nur ein Loch von wenigen Metern in die Erde zu bohren, damit ein Strahl von Kohlensäure, gelegentlich unter mehreren Atmosphären Druck daraus emporschießt. Das in diesem Erdreich sich sammelnde atmosphärische Wasser wird bald mit Kohlensäure gesättigt und tritt als Säuerling wieder zutage. Im Egerlande sind fast alle Quellen Säuerlinge, freilich häufig auch mit dem faul riechenden Schwefelwasserstoff gemischt. Auch in der Eifelgegend gibt es Säuerlinge. Der bekannteste unter ihnen ist die Apollinarisquelle.

Länger wird die vulkanische Tätigkeit in denjenigen Kratern andauern, in denen die Lava nach den letzten Eruptionen nicht stehen blieb, sondern den Schlund leer ließ. In diesen wird sich dann notwendig auch Wasser ansammeln müssen wie über den meisten Kraterböden der anderen Art von Vulkanen, die hauptsächlich Lava entwickelten. Aber dieses Wasser dringt nun so tief in den alten Spalt ein als es möglich ist, anders wie bei den Kraterseen, wo es von dem Schlunde durch den alten Lavaboden gänzlich abgeschlossen ist. Auch kann aus der Tiefe des Erdinnern Wasser hinzukommen, das nicht von atmosphärischen Niederschlägen herrührt, sondern eben erst aus dem Wasserdampf sich gebildet hat, der dem gasförmigen Erdkerne hier immer noch entströmt wie zur Zeit der eruptiven Tätigkeit des betreffenden Vulkans. Solches Wasser nennt man im Gegensatz zu dem Oberflächenwasser juvenil.

Durch die hier geschilderten Verhältnisse entsteht nun ein eigentümliches Spiel der Naturkräfte, das auch für die Mechanik der eigentlichen Vulkanausbrüche eine Erklärung abgibt. Jenes juvenile Wasser kommt jedenfalls ungemein heiß aus dem Erdinnern; es kann jedoch wegen des über ihm ruhendes Druckes trotzdem nicht sieden. Denn schon wenn der mit Wasser gefüllte alte Kraterschlund nur etwa zehn Meter Tiefe hat, so kann nach physikalischen Gesetzen das dort befindliche Wasser erst bei 120 Zentigraden, bei zwanzig Metern Tiefe bei 135 Grad sich in Dampf verwandeln. In den oberen Partien des Kraterschlundes siedet das ihn erfüllende Wasser aber nicht, weil es hier sich überhaupt schon unter den Siedepunkt abgekühlt hat, wegen seiner größeren Nähe zur Erdoberfläche, die ihm nur kaltes Wasser zuführen kann. Wir sehen also, daß die Bedingungen zum Sieden irgendwo in einer mittleren Tiefe des Schlundes am günstigsten sind, wo die von unten zuströmmende Wärme nach und nach gerade denjenigen Grad erreicht, welcher dem Siedepunkte unter dem dort herrschenden Drucke entspricht.

Beginnt hier nun der Siedeprozeß, so schleudert der explosiv entstehende Wasserdampf alles über ihm befindliche Wasser eruptiv aus dem Schlunde. Dadurch wird aber das weiter unten befindliche Wasser von seinem Drucke befreit, welcher es bis dahin am Sieden verhinderte, obgleich es längst weit über hundert Grad heiß war. Der Siedeprozeß pflanzt sich also nun bis in immer größere Tiefen fort, bis alles Wasser aus dem Schlunde geschleudert wurde und sich an der Luft abgekühlt hat. So fließt es in den Krater zurück, soweit es nicht verspritzt oder in Dampf verwandelt wurde. Von unten fließt nun abermals überhitztes Wasser zu und erwärmt wieder nach und nach das ganze im Schlunde stehende Wasser bis zu dem Grade, der ein abermaliges Sieden in der Mitte desselben eintreten läßt; eine neue Eruption erfolgt nach einer ganz bestimmten Zeit und das Spiel setzt sich in dieser Weise intermittierend fort. Wir haben die großartige, entzückend schöne Erscheinung eines Geisers vor uns, die in größerer Entwicklung nur an drei Stellen der Erde, auf Island, im Yellowstonepark des amerikanischen Felsengebirges und auf Neu-Seeland vorkommen.

Im Yellowstonepark hat der Schreiber dieser Zeilen selbst Gelegenheit gehabt, eine Reihe der schönsten und imposantesten dieser Wasservulkane in Eruption zu sehen. Wie man den stillen, dampfenden Pfuhl voll kristallklaren, azurenen Wassers da vor seinen Füßen sieht, eingefaßt von den herrlichsten vielfarbigen Bildungen der Sinterablagerungen, und wie es dann zu donnern beginnt in der Tiefe, der kleine See unruhiger und plötzlich mit furchtbarer Gewalt in die Luft geschleudert wird, kochend, spritzend, perlend im Sonnenschein, Dampfwolken um sich wirbelnd, das spottet jeder Beschreibung. Man steht staunend und im Innersten bewegt, ohne Furcht, nur bewundernd vor diesen Ausbrüchen geheimnisvoller Gewalten des tiefsten Erdinnern, vor den entzückenden Nachklängen einer furchtbaren Tätigkeit der Feuermächte, die erfolgreich am Ausgleich allzugroßer Gegensätze arbeiteten, bis sie diese herrlichen Wasservulkane entstehen ließen.

Alle Begleiterscheinungen, welche wir bei den echten, den Feuervulkanen, auftreten sahen, erscheinen auch hier wieder bei den Wasservulkanen: die vorangehenden Erderschütterungen, das unterirdische Donnern, die darauf folgenden Dampfausbrüche und schließlich die der flüssigen Masse, im ersteren Falle der Lava, im andern des kochenden Wassers, entweder in wirklicher Fontänenform, wie wir sie bei der Lava des Mauna Loa und am Feuersee auf Hawaii beobachteten, oder in ruhigem Ausfließen. Nur sind alle diese Erscheinungen bei den Geisern unbedeutender geworden.

Dieser Parallelismus ist kein zufälliger. Sueß, der eminente Wiener Geologe, erklärt die echten Vulkane geradezu für Geiser mit Ausbrüchen kochenden Gesteins und ist überzeugt, daß die meisten vulkanischen Erscheinungen auf die Befreiung überhitzten Wasserdampfs in den Tiefen der Erde zurückzuführen sind. Der Weltkörper, auf welchem wir leben, arbeitet beständig weiter an der Entgasung wenigstens derjenigen Schichten, die bereits in festem oder flüssigem Zustande sein können. Überall im Innern bildet sich Wasserdampf und muß sich

befreien. Hat er in den Vulkanschloten einen Ausweg gefunden, so ist zugleich auch das Gestein, oder das Magma, mit welchem Namen man die im Erdinnern gefesselte Lava bezeichnet, von dem Überdruck befreit, der gewissermaßen ebenso sein Überkochen verhinderte, wie bei den Geisern der Druck des überlagernden Wassers. Erst nachdem der Wasserdampf sich befreit hat, kann auch die Lava hervorquillen. In beständig geöffneten Vulkanen kann dabei das Spiel der Naturkräfte ebenso ein gewisses rhythmisches Gleichmaß erlangen, wie bei den Geisern, was man in der Tat beobachtet. Namentlich der Stromboli, ein kleiner Vulkan auf den Liparischen Inseln, auf halbem Wege zwischen dem Vesuv und dem Ätna gelegen, zeichnet sich durch solche Regelmäßigkeit seiner Eruptionen aus, die zwar nicht so groß ist wie bei manchen Geisern. Im Stromboli steht die flüssige Lava fast immer gleichmäßig hoch, wie das heiße Wasser in den Geiserbecken, aber ungefähr alle halbe Stunde durchbrechen das flüssige Gestein Dampfblasen, die stürmisch aus dem Innern treten und dabei Fetzen von Lava in die Luft werfen.

Aber auch die Geisererscheinungen sind temporärer Natur. Selbst innerhalb weniger Jahrzehnte nahm die Tätigkeit einer Reihe von Geisern wesentlich ab. So hatte der große Geiser auf Island um 1770 noch alle halbe Stunde einen Ausbruch, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nur noch alle 6 Stunden, Mitte des vorigen Jahrhunderts alle 4 bis 5 Tage, und heute muß man 2 bis 3 Wochen auf einen Ausbruch warten. Auch im Yellowstonepark nimmt man ähnliche Verzögerungen seit etwa zwei Jahren wahr. Es ist ohne weiteres begreiflich, daß die beständigen Auswürfe von Wasser in die freie Luft eine sehr schnelle Ableitung der im Innern der Spalte noch vorhandenen Wärme erzeugen muß; das zurückfließende erkaltete Wasser hilft mächtig mit an dem allgemeinen Vernarbungsprozesse der ursprüglichen Erdspalte, aus welcher einst die Lava hervordrang.

Wenn dann der Geiser seine Eruptionen schließlich ganz eingestellt hat, beginnt er sich selbst zu schließen. Sein heißes Wasser hat in der Tiefe Stoffe lösen können, namentlich Kiesel und Kalk, die das erkaltende Wasser nicht mehr festzuhalten vermag. Der Geiser hatte sich schon während seiner Tätigkeit daraus einen herrlich schönen Rahmen wie aus Korallenstauden aufgebaut. An der Oberfläche eines alten Geiserbeckens, aus dem keine Eruptionen mehr stattfinden, müssen sich nun gleichfalls solche Ablagerungen bilden. Sie werden vom Rande nach der Mitte fortschreiten, weil der Rand immer am kältesten ist. Die alte Geiseröffnung verengt sich also mehr und mehr, bis sich über derselben eine feste Schale aus Kiesel oder Kalk gewölbt hat, die sich ganz schließt, wenn aus dem Innern kein Wasser mehr zuströmt, oder eine Öffnung läßt, durch die das heiße Wasser noch weiter heraustreten kann. Aus dem ehemaligen Geiser und Vulkan ist eine friedlich fließende heiße Quelle geworden.

Ist die Kraft des aus der Tiefe zufließenden Wassers noch eine ziemlich beträchtliche und wird in einem besonderen Falle noch unterstützt von der Spann-

kraft gleichfalls aus der Tiefe empordrängender Gase, so tritt die Erscheinung ein, die wir am **Karlsbader Sprudel** bewundern. Dieser heilbringende Wunderquell, der in seiner Art auf der Erde einzig dasteht, ist zweifellos einstmals in Vorzeiten ein echter Geiser gewesen. Heute hat sein Wasser nur noch 72 Grad Celsius, es siedet also nicht mehr, wenngleich man sich die Finger an ihm verbrennt. Er quillt beständig in armdickem Strahl etwa zwei Meter empor. Diese seine Auswurfskraft kann also nicht einem Siedeprozesse etwa in größerer Tiefe zugeschrieben werden. Freilich pulsiert auch er, aber in Zwischenräumen von etwa nur einer Sekunde, in welchen er auf- und niederspritzt, und seine äußere Erscheinung wird dadurch der eines Geisers völlig gleich. Dieses Pulsieren aber ist beim Karlsbader Sprudel die Folge von abwechselnden Auswürfen heißen Wassers und von Kohlensäure.

Daß der Sprudel schönfarbiges Gestein ablagert, welches zu einem besonderen Industriezweige Anlaß gegeben hat, ist wohl allgemein bekannt, weniger, daß derselbe eine gewaltige Schale bildet, auf der ein beträchtlicher Teil von Karlsbad erbaut worden ist; man nennt sie die **Sprudelschale**; es ist eben das Gebilde, welches wir über den Geisern entstehen sahen. Hier in Karlsbad ist es meterdick geworden. Aber wo man es auch anbohrt, trifft man auf den alten Geiserkrater mit seinem heißen Wasser, das unter hoher Spannung aus dem Loch emporschießt, einen neuen Sprudel bildend. Man könnte künstlich hier einen ganzen Yellowstonepark im kleinen erzeugen. Erst vor zwei Jahren fand man ganz in der Nähe des alten Sprudelloches eine Stelle, aus der ein noch ganz wesentlich kräftigerer Strahl heißen Wassers wohl fünfmal höher als der alte Sprudel emporschoß. Man hat dieses Loch mit einem Ventil versehen, und bei besonderen Gelegenheiten läßt man den großen neuen Sprudel springen, so auch während der letzten Naturforscherversammlung im vergangenen Herbst. Es ist ein imposanter Strahl, der wild brausend bis an die Decke der hohen Sprudelkolonade spritzt. Man müßte ein besonderes Haus für ihn bauen, wollte man ihn beständig zeigen.

Dieses heiße Wasser quillt aus einer sicher mehrere Kilometer tiefen Spalte im granitenen Urgestein des Erzgebirges hervor, die sich um dieselbe Zeit aufriß, als jene beiden Kontinente nördlich und südlich von jenem zentralen Mittelmeere in die Tiefe sanken. Der Riß des Erzgebirges gehört also zu dem System des großen Spaltengebietes, das sich von Mittelamerika bis zum Kaukasus erstreckte, also erdbildnerisch uns mit den Antillen verbindet. Was in dem reizvollen Spiel des Karlsbader Sprudels ausklingt, arbeitet noch mit furchtbarer würgender Gewalt drüben auf den unglückseligen Inseln am Golf von Mexiko. Noch gar nicht lange ist es, daß nicht minder erschreckende Gewalten in unserer nächsten Nähe tobten. Unter der Reihe von Vulkanen, die sich auf diese Spalte setzten, ist einer in der Nähe von Franzensbad, der Eisenbühl, für den man Anhaltspunkte besitzt, daß er vielleicht noch in historischen Zeiten seinen letzten Ausbruch gehabt hat.

Das heiße Wasser, welches in dieser Spalte des Erzgebirges aufsteigt, kommt aus den tiefsten Tiefen der Erde und bringt aus ihnen Mineralien mit herauf, die vorher seit den ersten Zeiten der Erschaffung unseres Planeten, als es noch keinen Wechsel zwischen Tag und Nacht gab, niemals das Licht erblickt haben. Sie sind jungfräulich, sie haben niemals vorher mitgearbeitet an den Werken der Natur, wie sonst alle Stoffe hier auf der Oberfläche, die alle schon vieltausendfach durch die Mühlräder des Weltgeschehens gegangen sind, und immer wieder im Kreislaufe der Entwicklungen aufgefrischt, mit neuer Kraft versehen werden mußten. Diese Wässer aber bringen jungfräuliche geheime Kräfte mit empor und bieten sie der Menschheit zu ihrer Heilung dar. Mehr als 50000 Menschen drängen sich jährlich um diesen Wundersprudel in Karlsbad und verlassen ihn neugestärkt, verjüngt, man weiß noch immer nicht, durch welche Wunderkraft.

Was murren wir kurzsichtigen Menschen und empören uns gegen das Höchste und Heiligste, wenn wir tief ergriffen sehen, daß die große Natur in ihrem unwiderstehlichen Schaffensdrange einmal Tausende vernichten muß! Beginnt sie nicht sofort wieder die unvermeidlich geschlagenen Wunden zu heilen, und arbeitet sie nicht beständig, um uns immer wieder mit Wohltaten zu überschütten? Wo einst fürchterliche Vulkane Feuergarben gen Himmel spieen, fließen heute heilkräftige Quellen. Seit 500 Jahren ist der Karlsbader Sprudel bekannt. Wieviel mehr Menschen hat er inzwischen ein bereits unerträglich gewordenes Leben wieder jugendlich erneuert, als die sämtlichen Vulkane der Erde seither Menschenleben verschlungen haben?

Aller Schmerz, alles Ungemach, das den Einzelnen trifft, löst sich im Lichte der großen Entwicklung der Dinge zu der trostbringenden Empfindung auf, daß auch dieses Leid als ein notwendiges mitwirkte an der Vervollkommnung des Ganzen.

Pflegen Sie die Verfassung, wachen Sie eifersüchtig darüber, daß die Rechte nicht angetastet werden, die sie schützt, selbst wenn Ihnen die Reichsverfassung hier und da später nicht gefallen sollte. Raten Sie zu keiner Änderung, mit der nicht alle Beteiligten einverstanden sind. Das ist die erste Bedingung der politischen Wohlfahrt des Reiches, gegenüber dem Auslande bin ich nicht besorgt. Alle Angriffe von außen werden wie Hammerschläge auf uns wirken, unsere Einigkeit nur noch inniger und stärker machen.

v. Bismarck: Zu 50 Delegierten deutscher Studenten, 10. 8. 91. Aus: Bismarck als Erzieher. In Leitsätzen aus seinen Reden, Briefen, Berichten und Werken zusammengestellt von Paul Dehn, Verlag J. F. Lehmann München.

Ich sehe Land!

Gedanken
von
Peter Rosegger.

Vornehmer geartete Menschen haben sich zu aller Zeit fern gehalten von jenen Orten, wo die Menge lärmt. Einer ist Mensch, ihrer mehrere sind Leute, ihrer viele sind Tiere. Die Vorstellung, daß auf dem Lande der Knecht und in der Stadt der Herr wohne, ist längst nicht wahr. Der tiefere Mensch, der Arbeitsfrohe, der Freie und Naturfreudige, der nach geistigen Gütern Trachtende zieht sich mit Vorliebe zurück auf die gute Stube — ins friedlichere Landleben.

Nicht überlistet zu werden, hingegen selber etwas zu erjagen — dahin muß sich das Denken und Trachten des Großstädters spitzen. Kampf ums Dasein, mit diesem Schlagworte wollen sie eine solche Lebensweise rechtfertigen. Mit dem Dasein meinen sie, in der Stadt sein, gerade in der Stadt. Wollten sie anderswo sein, wo die Leute schütterer wohnen, weniger bedürfen, gelassener leben, so hätten sie nicht diesen unwürdigen Ellbogen- und Faustkampf nötig. Draußen auf der freien, weiten Scholle ist das Schlagwort vom Kampf ums Dasein nicht erfunden worden.

Etliche Leser werden bereits nervös, daß man ihnen zumuten wolle, ein dummer Bauer zu werden. Wer mutet ihnen das nur zu? Im Bauerntum, wie es heut ist, kann ich kein Heil sehen. Zwar, es gibt — und ich spreche aus Erfahrung — dort noch viele Menschen, deren Charakteradel an den der besten und gebildetsten Städter hinanreicht, und es gibt in der alten Bauernschaft hie und da noch Zustände, die eine ware, heilige Idylle sind, die jeden Poeten, der sie kennen lernt, erwärmen und anregen müssen. Im Ganzen jedoch ist das Bauerntum durch den Übergang der Kultur entartet worden, es hat von der modernen Art zumeist nur die schlechten Seiten angenommen, nicht die guten; das zeigt sich besonders dort, wo der Bauer mit dem „Herrn" zusammenkommt, in der Umgebung der Städte. Dort ist der Bauer geradezu widerlich. Aber auch weit hinten auf dem flachen Lande ist er nicht mehr viel wert. Er hat seinen Bauernstolz, seine Heimatliebe verloren, er ist zu jeder Stunde bereit, abzufahren, wenns ihm „anderswo besser geht". Seine Freude ist nicht mehr das wohlbestellte Feld, das stattliche Rind auf der Weide, nicht die ländliche Arbeit und nicht die Eigen-

ständigkeit; nein, Geld will er haben. Denn er braucht feines Tuchgewand, Kaffee, gute Zigarren und schwellende Sofas, — wird ein Genußmensch, um nicht zu sagen, ein gesinnungsloser Lump. Das Bauerntum ist nicht, wie die Kaufmannschaft oder die Industrie auf Bargeld eingerichtet, darum wird keinem Bargeld so gefährlich, als dem Bauer. Es macht ihn locker. Billig gibt der Bauer jetzt seiner Väter Scholle her und bequemt sich fürs Zigeunerleben. Und immer nur hin gegen die Stadt! Da gibt es ein uraltes Märchen vom versteinerten Wald, in welchem ein gespenstiges Lichtlein war, das viele hineinlockte. Aber keiner von solchen die in diesen Wald hinein gingen, kehrte jemals wieder zurück. Sie versteinerten dort und waren verloren. Dieser versteinerte Wald ist — die Großstadt.

Ich halte dafür, daß das gegenwärtige Bauerntum mit seiner ungegohrenen Halbbildung, mit seinen alten Querköpfen, mit seiner frevlerischen Geringschätzung des eigenen Standes, mit seiner Gier nach „was Besserem" zu Grunde gehen muß. Es wird einem andern, einem neuen, klugen Bauerntum Platz machen müssen. Und woher soll dieses neue Bauertum kommen? Aus den Fabriken und aus den Städten. In solchen Fragen rechnet man nicht mit fünf oder zehn, sondern mit dreißig und fünfzig Jahren, und innerhalb dieser Zeit kommts. Innerhalb dieser Zeit kracht's. Dann stiebt alles auseinander, dann wirds da hinten in den Einöden schon wieder lebendig werden. Die Klugen dürften dieser Leuteexplosion zuvorkommen und sich bei Zeiten die besseren Plätze aneignen, wenn sie Geld haben, sogar die allerbesten Plätze, die Schloßherrschaften, die Rittergütter, die Großhöfe, um sich und ihren Nachkommen dort feste und beständige Heimstätten zu gründen, was in den Städten nicht möglich ist und auch keinen Sinn hätte, weil in der Stadt nachweisbar jede Familie in der dritten Generation sich auflöst.

Einstweilen müssen wir uns das sehr dumme und verhängnisvolle Vorurteil abgewöhnen, als ob die Umkehr zur Ländlichkeit, zur Natur Rückschritt bedeute. Das Heimfinden zur Natur ist vielmehr das Resultat, das Facit unserer Zivilisation. Aus der tierischen Natur heraus, in die menschliche Natur hinein, das ist die Straße der rechten Kultur.

Ungewohnte Gedanken für Stadtleute! Aber es muß mir doch gelingen, sie verständlich zu machen und man wird sich an sie gewöhnen. Warum soll es Rückschritt sein, den stinkenden Stadtqualm mit frischer Landluft zu vertauschen, die engen dumpfen Gassen für die weite Landschaft mit Sonnenschein und Wolkenhimmel hinzugeben, die mit Miasmen geschwängerten Brunnen für klares Quellwasser! Warum soll es Rückschritt bedeuten, wenn die Leute anstatt in engen Räumen zusammengepfercht zu sein, sich ausbreiten können auf der gedehnten Landschaft, wo einst so viele frohe und starke Menschen wohnten und wo sie heute noch viel besser und bequemer wohnen könnten. Wenn sie kommen, mit ihren Einwänden von den dumpfigen Kammern in den Bauernhöfen, von den Dunghäufen und Jauchen über der Wasserleitung, von der schlecht gekochten

Kost und den verheerenden Seuchen auf dem Lande, so kann man dazu schweigen. Denn alles das kann man ja anders machen. Wir sollen uns doch nicht in die alte Misere hineinsetzen, wir sollen das Neue und Gute und Schöne hinaustragen aufs freie Land und dort das Leben tüchtig und menschenwürdig einrichten. Die armen Leute in den Städten sind oft gerufen worden: zurück auf's Land! Ich rufe auch andere. In der Stadt gibt es eine Menge Leute, die Kraft und Vermögen haben und nichts rechtes damit anzufangen wissen. Sie kommen zu keiner rechten Tätigkeit und Schaffensfreude, wüßte auch nicht, wieso, da der Stadtgeist kritisch und skeptisch macht, vollends der moderne mit seinem Heißhunger nach sinnlichen Genüssen und seiner Armut an seelenstärkenden Idealen. In solcher Umgebung voller Aufgeblasenheit und Schalheit vergeht denn Vielen die Freude am Leben. Daß aber draußen die große, stille, unversehrte Natur lebt und walte mit ihren Wundern — daran denken sie nicht. Ist es dann nicht denkbar, daß Einer seine Sachen zusammenrafft, aufs Land geht — aber nicht bloß zur Sommerfrische, sondern zur Lebensfrische überhaupt — daß er in schöner Gegend einen Grund kauft und sich ein Haus baut? Man wird solchen Leuten aber noch nicht predigen dürfen, daß sie wie ein Landwirt arbeiten sollen mit höchsteigenen, leiblichen Händen. Das wäre für den Gebildeten doch nachgerade eine persönliche Beleidigung. Auf solche Tätigkeit kommen sie mit der Zeit schon selbst und es wird noch Modesache werden, persönlich seinen Kohl zu bauen und seine Garben zu schneiden. Aber die Mode meine ich nicht, die am allerwenigsten. Ich meine die Art und den Versuch, wie wir verfahrenen Menschen unserm kurzen Erdenleben wieder größeren und besseren Inhalt geben könnten. Und dazu gehört auch die Freude nicht bloß an geistiger, sondern auch an körperlicher Arbeit.

Wäre denn das nicht hübsch, auf einem wohl eingerichteten Schlosse oder Landhause zu leben, mit richtiger Kleidung und Nahrung, durch unsere zahlreichen Verkehrsmittel jeden Augenblick beliebig verbunden mit den Nachbarn, mit den größeren Ortschaften, unter Beihülfe unserer Erfindungen mit allem Nützlichen und Angenehmen versehen. In Garten, Feld und Wald zeitwilig Hand anzulegen, den Erfolg solcher Arbeit zu beobachten, zu nutzen, in anderen Stunden stimmungsvoller Ruhe sich der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur hinzugeben, das Große und Schöne an der Welt an uns heranziehend, das Gemeine beliebig fern haltend. Ganze Menschen haben stets getrachtet, es sich so einzurichten, und bei den heutigen Mitteln ginge das besser, als je. Das wirklich Beste des Stadtlebens mit dem Landleben zu vereinigen, das wäre die „Blüte der Kultur", während jetzt die Großstadt mit ihrem G'schnas und ihren giftvollen Genüssen niemals Kulturblüte, sondern — Fäulnis ist. Großstadtleben — und ich spreche hier ein schweres Wort mit Bedacht aus — ist Entartung und Untergang, nur verlangsamt durch beständigen Zufluß ländlicher Kräfte. Ich kenne Stadtleute, die sonst sehr klug sind, denen es aber vorab, ohne darüber nachzudenken, als sicher gilt, daß das Stadtleben die normale Menschenexistenz sei. Alles andere, was

draußen kraucht und fliegt, sei so ziemlich untergeordnet und das Bauerntum, die Industrie, die Eisenbahn, das Militär sei nur vorhanden, um die Städte mit allem Nötigen zu versehen und zu beschützen. — Der Waldbauer in seinem Gebirgsgraben denkt nicht beschränkter.

Ich habe ein halbes Jahrhundert lang das Bauerntum, die Ländlichkeit, mitgelebt oder beobachtet und nebenbei über dreißig Jahre lang das Stadtleben angesehen. Vom Glanze der Stadtkultur, von der prickelnden Süßigkeit städtischer Leckerbissen und einschmeichelnder Verweichlichung zeitweilig berauscht, betäubt, habe ich mich manchmal losmachen wollen von meinem alten Glauben an das Landleben. Aber allemal bin ich wieder erwacht zur Klarheit, daß das Aufgeben ländlichen Lebens die größte Torheit unserer Zeit und die großen Städte das Verderben der Menschheit sind. Das muß man freilich zugeben, daß die Städte zeit- und ortweise eine Naturnotwendigkeit geworden, ungefähr, wie sich an einem ungesunden Körper Geschwüre bilden, die den Körper retten, aber rückwirkend ihn noch mehr vergiften können. Nur das kann ich nimmer verstehen, wie vernünftige, ernste Menschen die Großstadt als die Höhe der Zivilisation bezeichnen können.

Aber, fragen sie, ist denn auf dem Lande das Leben immer so gut? Gewiß nicht. Nur ist es so: auf dem Lande wohnt sichs besser, wenn viele Menschen dort sind, in der Stadt wohnt sichs schlechter, je mehr sie bevölkert ist. Man spricht ja vom körperlichen Degenerieren der Städter; daß die geistige Erkrankung vorausgeht, das sieht man nicht. Denken wir erst einmal an Stadtleute, die alles haben, was sie brauchen — sie sind unzufrieden, kritisch, skeptisch, pessimistisch, gallisch. Es ist ihnen nicht behaglich, sie fürchten sich immer vor Erkrankungen, sie müssen Geld ausgeben, um sich die Zeit zu vertreiben, um nicht vor Langweile umzukommen. Und das alles, weil sie nicht arbeiten. Weil sie nicht körperlich arbeiten, weil sie's nicht mit Wetter, Sonnenbrand und Sturm zu tun haben, weil sie dem großen Gott nicht in sein erhabenes Anlitz schauen. Der Städter, der von der besseren Gattung, hat zwischen sich und Gott und der Natur den Buchstaben gestellt. Anstatt seinen Körper an der Schöpfung unbefangen zu laben, zu kräftigen, verbohrt er sich durch Bücher und Spintisierereien in die „Welträtsel“ und hetzt damit seine Seele zu schanden, wie der Jäger mit Jagdhunden das Reh, bis es röchelnd zusammenbricht. Die Selbstmorde sind eine Stadtkrankheit und die sie hinrafft, sind noch nicht einmal die Unglücklichsten. Die Elendsten sind solche, die zum Leben nicht die Mittel und zum Sterben nicht den Mut haben. Was hilft es, wenn die Statistik uns eine durchschnittliche Verlängerung des Lebens verbucht, wenn die Neigung zum Selbstmorde wächst! Dieselbe Statistik sagt uns auch, daß von hundert Selbstmorden über siebzig sich in den Städten ereignen.

Also taucht mancher Großstadtmensch auf und frägt mich, den einfältigen Landapostel, was er denn tun müsse, um glücklich zu werden. Er ist genußhungrig, ohne herzhaft genießen zu können, ist ruhelos auf einer ewigen Jagd,

ohne eigentlich zu wissen, was er erjagen will, ist unzufrieden mit sich selbst und weiß sich doch nicht besser zu machen. Es fehlt ihm der Glaube an Gott, an die Menschen, an sich selbst. Aber er wohnt vornehm, kleidet sich elegant, hat vier Pferde und zwei Kutscher und drei Lakaien, und wer weiß wie viele Freunde und Freundinnen. Er trinkt Sekt, raucht die feinsten Zigarren. Was die Kunst und Literatur neues hat, das kennt er, kritisiert er. Alles ist da, nur die heiße, lichterlohe Freude fehlt. Die fehlt.

Und auf die käme es an, einzig und allein. Die Kultur ist die richtige, die uns Daseinslust und Freude bringt. Aber die Freude, die reine, lichte, ist wie eine Blume, die am liebsten unter freiem Gotteshimmel gedeiht. Wir werden sie wieder finden. Ich sehe Land!

Auf dem Lande — das höre ich nun sagen — fehlt jene Bildung, die der Städter beansprucht. Fehlt sie? Nun, dann muß man sie — wie schon angedeutet — eben mit hinaustragen. Wer sagt denn, daß der Städter, wenn er aufs Land zieht, seine Bildung im Tresor einer Wertheimerkasse zurücklassen solle? Gerade die Bildung — und ich denke da an eine große, umfassende — muß mithelfen, auf dem Lande ein festes, bequemes Haus zu bauen, um körperlich und geistig im schönen Ebenmaße darin zu leben. Ich habe es doch nicht not zu schildern, wie schön und bedeutsam man mit den heutigen Mitteln der Zivilisation das Leben auf dem Lande einrichten könnte. Denke man sich die Landwirtschaft auf der Höhe der Kultur, wie reich, wie schön, wie anregend, wie vornehm steht sie da! Kein Erwerbszweig und kein Beruf erfüllt so den Menschen, keiner macht ihn so einheitlich geschlossen und bietet ihm so vielfältige Tätigkeit, keiner stärkt und adelt ihn so wie die Landwirtschaft. Und wer Wissenschaft oder Kunst betreiben will, wo in aller Welt haben diese Dinge den herrlichen Rahmen, wie da draußen zwischen Feld, Wiese und Wald, unter dem Himmelsbogen. Die Wissenschaft findet da ein ungeheueres Naturalienkabinet vor; die Technik, unser Schoßkind, die Elektrizität hat auf dem Lande die lohnendsten Aufgaben zu lösen. Schwerer hats allerdings die Kunst, die von der Naturschönheit geschlagen wird.

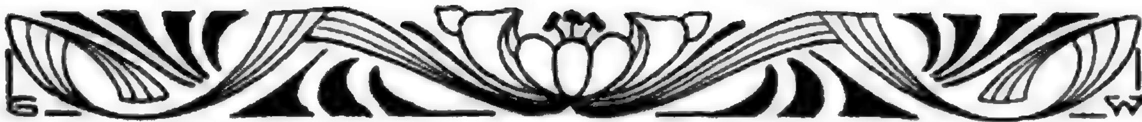
Aber — paßt denn der Städter überhaupt aufs Land? In meinem neuesten Roman habe ich darzustellen gesucht, wie ein Mensch, der Weltgift in sich hat, nicht in die ländliche Natur zurückkehren kann und soll, weil er dort alles verderben würde. Nun, zu diesen Armen spreche ich nicht. Ich meine nur solche Städter, die noch nicht verseucht sind, die sich noch eine gesunde Lust und ein bischen Kraft für die ländliche Natur bewahrt haben. Man kann — wie ich an mir erfahren — dreißig und vierzig Jahre lang in der Stadt leben, ohne geistig von Weltgift zerfressen zu werden und ich kann — wenn es die körperliche Gesundheit gestattet — heute so leicht und frei aufs Land zurückkehren, wie in den allerersten Tagen meines Stadtlebens.

Der Gesetzgeber, wenn er in die Zukunft schaut, müßte das Wachstum der Städte möglichst erschweren, anstatt es zu fördern, wie das heute geschieht. Und er müßte das Ansiedeln und Leben auf dem Lande möglichst begünstigen,

anstatt es zu hemmen, wie es heute geschieht, da es glücklich so weit gekommen ist, daß unsere weiten, schönen, fruchtbaren Landstriche sich entvölkern, während in fremden Weltteilen Kolonien erstritten und gegründet werden müssen, um die Auswanderer unterzubringen. Der Gesetzgeber und Volksfreund müßte produktive körperliche Arbeit bevorzugen und ehren, er müßte die Wohlfahrtseinrichtungen nicht so sehr in den Städten, als vielmehr auf dem Lande betreiben und schützen, er müßte durch Schulen, Wanderlehrer und Schriften dem Volke immer wieder zurufen, daß es ehrenhafter und vornehmer ist, auf dem Lande zu wohnen und mit der Hand zu schaffen, als in den Städten zu lungern und zu hungern. Und wenn wir so die Bildung, das Wissen und Können, bereichert mit allen Erfindungen, Entdeckungen und Idealen, aufs Land verpflanzen und dort Körper und Geist harmonisch betätigen — so möchte ich doch sehen, ob das Rückschritt ist. — Anfangen könnte der Staat mit dem, was des Staates ist. Bisher geschieht ja überall das Gegenteil von dem, was zweckmäßig wäre. Ist es denn auch notwendig, die Unterrichtsanstalten, Kasernen, Krankenhäuser, Gefängnisse, Fabriken, Kunstinstitute, Behörden u. s. w. in die Stadt zusammenzustecken? Welch ein Herd für soziale, sanitäre, sittliche Gefahren! Aber freilich, die Kasernen, Krankenhäuser und Strafanstalten werden dort nötig, wo so viele Leute beisammen sind. Könnten öffentliche Anstalten nicht zerstreut werden über das Land hin, in kleinere Ortschaften? Um die nötigen Verbindungen wäre mir nicht bange, dafür haben wir die hundertfältigen Mittel des Verkehrs.

Es war nie Sache der Deutschen, große Städte zu bauen, sie haben sich nicht einmal gerne in kleinere geschlossene Weiler zusammengetan, wie andere Völker. Die Herrenmenschen der Germanen haben vielmehr vorgezogen, in Bergschlössern und Einzelhöfen zu wohnen, sich in kleine Staaten zu sondern. Nach solchen Eigenschaften zu schließen, müßte ihnen die Dezentralisation ihrer Wohnstätten nicht schwer fallen. Es muß nur erst ein Herzog kommen, der sie führt. Der von Lauenburg soll zwar einmal den Ausspruch getan haben, daß man Städte über 60000 Einwohner zum allgemeinen Besten zerstören müsse; doch der Mann, der das deutsche Volk politisch einigte, hatte nicht Zeit, es örtlich zu zerstreuen. Das bleibt einem andern vorbehalten und die örtliche Zerstreuung der großen Massen im Lande wird in diesem Jahrhundert nicht weniger bedeuten, als im vorigen die politische Einigung. Und das wird die Wiedergeburt der Menschheit sein.

Rousseaus Rückkehr zur Natur hat zur Revolution geführt, unsere moderne Rückkehr zur Natur soll die Revolution beenden. Diese Umkehr von den Großstädten aufs Land geht vor sich, muß vor sich gehen, daran ist nicht der mindeste Zweifel. Aber es kommt darauf an, wie. Auf dem Wege ruhiger Entwicklung kann sie nur dann sich vollziehen, wenn in uns der Glaube an ihre Möglichkeit und Notwendigkeit lebendig wird. — Ich glaube an Rettung, denn ich sehe Land



Die militärischen Ergebnisse des Burenkrieges.

Von
A. v. Boguslawski, Generalleutnant z. D.

Der Krieg einer Weltmacht gegen ein „Volk der Hirten" war zu Ende gegangen. Wie schon während des Krieges geschehen, bestrebte man sich, seine Lehren zu verwerten, indem man seine Eigentümlichkeiten hervorhob und ihre Anwendbarkeit auf europäische kriegerische Verhältnisse erörterte. Wir wollen das in aller Kürze hier ebenfalls versuchen.

Die zahlreichen und meist siegreichen Kriege gegen außereuropäische Völkerschaften waren eine gute Vorschule der Engländer für den Krieg gegen die Buren keineswegs, denn jene Feldzüge wurden größtenteils mit einer anderen Fechtweise geführt als der Krieg gegen Europäer und auch gegen die Buren erheischte. Die Ausbildung der englischen Infanterie basierte zwar formell auf der Methode, die sich seit dem großen französisch-deutschen Kriege Bahn gebrochen hatte: das zerstreute Gefecht in starken Schützenlinien, aber die Handhabung dieser Schwärme und die Fertigkeit im Schießen standen nicht auf der Höhe der Zeit. Auch die Benutzung des Geländes und die Ausnutzung des Feuers waren äußerst mangelhaft.

Das Lee-Enfield-Gewehr stand dem Mauser-Gewehr der Buren an ballistischem Wert nach. — Die englische Artillerie trat den Buren in überwältigender Übermacht entgegen, aber ihr Material war im Allgemeinen ebenfalls minderwertiger als das der kleinen Burenartillerie, welche die einzige stehende Truppe der Republiken bildete. — Die englische Kavallerie, die ihren ruhmreichen Anteil an den Überlieferungen der Armee hat, zeigte sich im Aufklärungsdienst nicht den den jetzigen Anforderungen und den ihr entgegentretenden Schwierigkeiten gewachsen.

Das englische Offizierkorps besteht wie das deutsche aus Männern der höheren Stände, aber an theoretischer und praktischer Ausbildung stand es bedeutend hinter diesem zurück. Das englische Werbeheer enthält allerdings in der Mannschaft manche schlechte Elemente, aber sie war doch von nationalem Selbstbewußtsein und von Stolz auf ruhmreiche Überlieferungen erfüllt.

Die militärische Macht der Buren war keineswegs eine moderne „Volkswehr", wie die Milizfreunde in Europa es gern glauben machen wollten, sondern es war ein allgemeines Aufgebot einer Bevölkerung, die durch den Krieg mit Eingeborenen und durch die Jagd sich tüchtige militärische Eigenschaften, vor Allem gute Schießfertigkeit, erworben hatte. Auf diese war denn auch ihre gesamte Taktik gebaut, die man als eine durchaus defensive bezeichnen muß. —

Fast die gesamte Burenarmee bestand aus berittenen Schützen, wodurch die Beweglichkeit der Truppen und ihre Marschleistungen erheblich gesteigert wurden. Ihre Organisation war äußerst mangelhaft. Es bestanden keine größeren Einheiten sondern nur die Einteilung in Kommandos. Die Offiziere wurden von den Mannschaften gewählt. — Mangel an Disziplin trat unter diesen Umständen am Anfang sehr deutlich hervor, denn man muß sich nun auch nicht jeden Bur als einen Helden denken. Viele blieben in den Lagern und gingen nicht in die Schützengräben beim Anrücken der Engländer. Oft verließen zahlreiche Buren ohne Urlaub die Armee, um ihre Feldarbeiten zu besorgen. In dem Treffen bei Modderriver wurden die Oranjeburen zum größten Teil feldflüchtig. Scharfe Maßregeln von Krüger und Stejn erfolgten infolgedessen. Erst in der zweiten Hälfte des Krieges wurde die Offizierwahl abgeschafft; die Kommandos in Kompagnien und Sektionen eingeteilt, strenge Strafen gegen Insubordination festgesetzt. Die bei den Fahnen verbliebenen Buren wurden unter dem Befehl von ausgezeichneten Führern wie Dewet, Delarey, Botha u. a. m. zu Soldaten, die den neuen Truppen der Engländer bei Weitem überlegen waren. Denn die Engländer waren, da die Verluste sich häuften, gezwungen, teils aus der Heimat, teils aus den Kolonien, eine große Anzahl frisch angeworbener, schlecht ausgebildeter Rekruten, ferner Milizen aller Art und endlich soeben aufgestellte Kolonialkorps nach Südafrika zu senden. Die Schwierigkeiten des Kriegsschauplatzes in seiner sehr großen Ausdehnung sind so oft geschildert worden, daß wir hier wohl auf eine neue Darstellung verzichten können. Daß diese Verhältnisse den Engländern erschwerender entgegentraten als den an Klima und Land gewöhnten Buren, ist selbstverständlich. Die Buren befanden sich ungefähr in der Rolle der Vendéekämpfer gegen die Republikaner, der Tiroler gegen die Franzosen, der Tscherkessen gegen die Russen.

Die Strategie der Buren war zu Anfang des Krieges offensiv, aber es fehlte ihnen ein festes strategisches Ziel. Dies konnte nur darin bestehen, die Engländer, die damals in der Minderzahl waren, mit versammelter Kraft anzufallen, ihnen eine gründliche Niederlage beizubringen und das Kapland zu insurgieren. Statt dessen zersplitterten sie ihre Kräfte, indem sie zwar mit der Hauptmacht in Natal in mehreren Kolonnen eindrangen, aber zugleich ein schwächeres Korps in die Kapkolonie und zwei Korps gegen Kimberley und Mafeking entsendeten. Wenn es ihnen auch gelang, das Korps des Generals White in Ladysmith einzuschließen, so erlahmte ihre Offensive bald, denn es fehlte ihnen die Fähigkeit des taktischen nachdrücklichen Angriffs. Hierzu waren ihre Truppen nicht tauglich. Die englische Heerführung aber litt an Unterschätzung des Feindes, infolge dessen mangelhafter Vorbereitung. Auch kann man sie von der Zersplitterung der Streitkräfte nicht freisprechen.

Das erste Ergebnis des Burenkrieges ist also, daß regelmäßige Truppen von guter Ausbildung und vollkommener Disziplin dazu gehören, um einen Angriffskrieg zu führen. Aufgebote wie die der Buren und auch moderne Miliz heere werden dazu nicht imstande sein; daß sie dagegen mit ausgewählten Leuten, unter-

stützt durch günstige örtliche Verhältnisse, im kleinen Kriege viel zu leisten vermögen, wie die zweite Periode des Krieges bewies. Anders zeigen sich uns die Buren in der taktischen Verteidigung. Zunächst ist die Anlage ihrer Verschanzungen äußerst zweckmäßig; sie besetzen dieselben, indem sie fast immer ihre Streitkräfte sämtlich als Schützen auflösen, das Feuer auf verhältnismäßig kurze Entfernungen eröffnen, es hin und wieder einstellen, um den Gegner irre zu führen, einzelne Schützengräben nur zur Täuschung des Gegners aufwerfen, um sein Feuer auf falsche Punkte zu lenken, sie aber nicht besetzen — und was der von den Kämpfen mit den Eingeborenen erlernten Kriegslisten mehr sind. So bei Magersfontein, am Rietfluß, bei Colenso und in den Kämpfen am Spionkop, Blackfontein u. a. m. Die berittene Burentruppe ist im stande, Verschiebungen schnell vorzunehmen, auch sich überlegenen Infanterieangriffen rasch zu entziehen und eine neue Stellung zu besetzen. — Ihre wenigen aber guten Geschütze stellen sie nicht in Masse, sondern oft ganz vereinzelt auf und vermeiden den Geschützkampf mit der feindlichen Artillerie manchmal ganz, um ihr Feuer gegen den Infanterieangriff aufzusparen. Das schroffe Gebirgsland in Natal und im nördlichen Teil der Kapkolonie, das hügelige Gelände im Freistaat erleichterten ihnen ihr Verfahren. —

Sie schlagen also die englischen Angriffe blutig ab, aber sie verstehen durchaus nicht, sie durch Nachstoß und Verfolgung auszunutzen.

Den Engländern sind zwar Flankenangriffe nicht fremd, sehr häufig aber sehen wir sie in unpraktischen, zu dichten Formationen reine Frontalangriffe ausführen, die an jener defensiven Taktik der Buren mit erheblichen Verlusten scheitern, wobei manchmal sehr schwache Momente, wie die wiederholte Feldflucht der Hochländer bei Magersfontein, bemerkbar sind. Selten auch vermag die englische Artillerie — insbesondere nicht im Gebirge — erschütternd auf den Gegner zu wirken, der hinter den felsigen Höhen und in den Schützengräben gedeckt, das Feuer mit geringem Verlust erträgt. —

Die englische Kavallerie findet nur ganz vereinzelt Gelegenheit zum Eingreifen und wird erst im Verein mit der berittenen Infanterie richtig verwendet, als Lord Roberts den Oberbefehl übernimmt. Der große Zug von 10000 Reitern unter General French zur Befreiung von Kimberley ist eine der bemerkenswerten Kavallerieaktionen.

Aus den mißlungenen Angriffen der Engländer in der ersten Periode des Krieges wollte sich nun die schon längst vorher existierende Ansicht, daß bei der jetzigen Feuerwirkung überhaupt Frontalangriffe und das Betreten offener Flächen im feindlichen Feuer ganz zu vermeiden seien, und daß man anderer Gefechtsformen bedürfe, neue Beweise holen. Die Engländer haben nach dem Kriege ihre Infanterietaktik durch ein neues Reglement geändert. In Deutschland wurden im vergangenen Sommer ebenfalls neue Formen erprobt und fand eine lebhafte Bewegung in der Militärliteratur statt, die manches Nützliche, aber auch viel Übertriebenes zu Tage förderte.

Die neuen Vorschläge über den sogenannten Burenangriff kann man wie folgt charakterisieren: Die starken und dichten Schützenlinien, die ein Ergebnis

der Kriege Wilhelms I. sind, sollen bei der ersten Entwicklung verschwinden und durch einzelne Gruppen mit Entfernungen von 6—10 Schritt von Mann zu Mann ersetzt werden. Diese Gruppen, die allerdings ein geringeres Ziel als starke Schützenlinien bieten, sollen, sich möglichst an den Boden anschmiegend, kurze Strecken laufend und sich dann wieder hinwerfend (sprungweises Vorgehen) dem Gegner nähern und erst allmählich verstärkt werden. Die Truppen zweiter und dritter Linie sollen gleichfalls, teils in geöffneten Linien, teils in kleinen Gruppen, teils in Reihen folgen — alles um die Verluste abzuschwächen. — Gegen diese Taktik wird für größere Verbände mit Recht eingewendet — und ich habe das soeben in einer kleinen Schrift getan — daß sie eine zu große Ausdehnung schafft; das seelische Moment zu sehr aus den Augen läßt, weil nicht alle Soldaten Helden sind, sondern es gar oft der Einwirkung des Offiziers bedarf, um sie vorwärts zu führen; daß diese Einwirkung sich aber bei solcher Ausdehnung abschwächen muß; daß endlich die anfängliche Feuerwirkung der dünnen Linie eine viel zu schwache ist. Besonders schädlich aber erscheint es, die hinteren Linien, anstatt sie fest bis zu ihrer Verwendung in der Schützenlinie zusammenzuhalten, schon jetzt in Formationen aufzulösen, welche die Leitung des Ganzen auf das äußerste erschweren. Zudem ist es eine große Frage, ob diese Zersplitterung die Verluste vermindern wird, da das Gefechtsfeld nunmehr in seiner ganzen Ausdehnung von Partikelchen übersäet ist, während in Kompagnien zusammengehaltene Truppen größere Zwischenräume zeigen. Schon nach 1870/71 hatte man ähnliche Formen geübt, der praktische Blick des Großen Kaisers sie aber sehr bald verworfen. Es geschieht eben im langen Frieden sehr häufig, daß das psychologische Element aus Mangel an Erfahrung stark vernachlässigt wird, und man den Scheibenresultaten zu sehr vertraut. Nun gelangte man aber dazu, durch sorgfältige Forschungen festzustellen, daß die Verluste der Engländer durch die ganz modernen Gewehre der Buren keineswegs die erschreckende Höhe erreicht haben, die man als einen neuen Beweis von der Unmöglichkeit des frontalen Angriffes betrachtet hatte. Die durch den Einlader der Franzosen den Deutschen bei ihren Angriffen in den Augustschlachten 1870 beigebrachten Verluste sind bedeutend höher als die den Engländern durch den Mehrlader der Buren zugefügten. Einige Zahlen seien angeführt. Der Gesamtverlust der Engländer betrug bei Colenso nur 6%, in den Kämpfen am Tugela vom 23.—24. Januar 7%, in dem Treffen bei Modderriver 5³/₅%, bei Magerfontein etwas über 7%. Dem entgegen verloren die Deutschen bei Vionville über 25²/₃%, bei Wörth über 13%, bei Spichern etwa 14%, bei Gravelotte-St. Privat 11¹/₂% u. s. w. Die höchsten Verluste einzelner Truppenteile der Engländer sind die der Royal-Dublin-Füsiliere am Spionkop mit fast 24% und eines Bataillons Hochländer bei Magerfontein 35%. Dem gegenüber verlor das 1. Bataillon Regts. Nr. 50 bei Wörth 43%, das Regiment Nr. 16 bei Mars-la-Tour 68%, das 52. Regt. aber 52%, das Garde-Schützenbataillon bei St. Privat 50% und alle Offiziere u. s. w. Wir können es uns nicht versagen, darauf

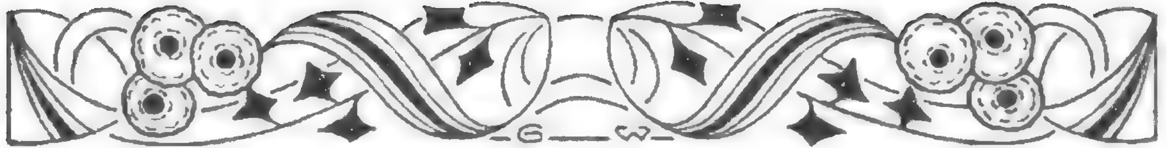
hinzuweisen, daß, trotz dieser Verluste, die Deutschen in jenen Schlachten siegreich waren, was den Engländern versagt blieb. Dazu kommt noch, daß bei den Niederlagen der Engländer mangelhafte Führung, unpraktische Formationen und Ungunst des Geländes ebenfalls mitwirkten. —

Mit welchem Recht will man also von der neuen Erfahrung nicht zu ertragender Verluste durch den Mehrlader sprechen? Alle Verlustangaben beweisen, daß die Kriege, ungeachtet der Verbesserung der Feuerwaffen, weniger blutig geworden sind als früher, und das rührt daher, daß man gegen ein Kriegsmittel stets ein Gegenmittel findet, und daß die kämpfenden Parteien sich immer ferner bleiben. Dadurch aber wird die Leitung immer schwieriger, und erfordert eine durchgreifende kriegswissenschaftliche Bildung und taktisches Verständnis neben den sich stets gleichbleibenden Anforderungen an den Charakter und die Entschlußkraft der Führer, ohne welche bei allem Wissen das Können ausbleibt; bei dem Soldaten aber sorgfältigsten Drill und Erziehung zu den militärischen Eigenschaften, die ihn allein befähigen, sein Handwerk angesichts des Todes auszuüben. Diese Erziehung aber wird nicht glücken, wenn Tendenzen im Volksleben die Oberhand gewinnen, welche die Liebe zum Vaterlande, Heldentum und zum Waffenhandwerk ertöten. Wenn also tatsächlich die neuesten Mehrlader eine Steigerung der Verluste nicht herbeigeführt haben, und deshalb eine durchgreifende Änderung der Taktik im eben angeführten Sinne nicht notwendig, sondern vielfach schädlich erscheint, so sind wir doch abermals darauf hingewiesen, frontale Angriffe über freies Feld möglichst zu vermeiden und nur nach sorgfältiger Vorbereitung zu unternehmen. Unterstützung durch Flankenangriff ist stets anzustreben. Dies ist das Ergebnis der Betrachtung über die Taktik der Hauptwaffe.

Auf die anderen Waffen können wir des Raumes wegen leider nicht eingehen.

Für die Engländer enthielt der Krieg die Lehre von der Unzulänglichkeit ihrer Heeresverfassung und Ausbildung. Ob es ihnen gelingen kann, die erstere durch ganze oder teilweise Einführung der allgemeinen Wehrpflicht umzugestalten, steht dahin. Jedenfalls ist dies, Angesichts der komplizierten Kolonialverhältnisse, ein sehr schwieriges Werk.

Dreimalhunderttausend Mann hat England nötig gehabt, um das kleine Volk niederzuwerfen. Ungeachtet der von uns angeführten Mängel und Schwächen des Burenheeres, gibt uns der Krieg das Beispiel des Heldenkampfes eines Volkes, das auch in der Niederlage sich die Achtung der Gegner errang und dadurch sich ein Anrecht für ein Fortleben in der Zukunft erwarb. Aber auch der englischen Nation kann man Anerkennung für ihr festes Beharren auf dem einmal eingeschlagenen Wege und das nationale Selbstgefühl, mit dem alle Parteien in diesem Falle fest zu ihrer Regierung standen, nicht versagen. Möge uns Beides unsere großen Zeiten zurückrufen, das militärische Pflicht- und das nationale Ehrgefühl stärken, an denen von den verschiedensten Seiten gerüttelt wird. Das wäre für uns das beste Ergebnis des Burenkrieges.



Was uns not tut.

Eine politische Bußpredigt

von Dr. L. Gurlitt—Steglitz.

Der Reichstag hat uns schon wiederholt beschämende Szenen aufgeführt, so als unserem Bismarck sein Hülfsarbeiter und seine Ehrung versagt wurde, aber so wüste Auftritte wie diese letzten Tage hatten seine Räume bisher noch nicht entweiht. Die Leidenschaft des Kampfes entschuldigt viel, nicht aber entschuldigt sie rohe Beschimpfungen, Verlästerungen und schmähende Unterstellungen, wie sie dort laut wurden. Es ist eine unerhörte Beleidigung nicht der Gewählten allein, sondern auch aller Wähler der für den neuen Zolltarif eintretenden Mehrheit, wenn diese als „Lumpen, Hehler, Spitzbuben“ bezeichnet wurden, als „Verräter“, die durch ihre angeblich „verwerfliche Wirtschaftspolitik“, ihren „Brotwucher“, ihren „Ausbeute-Tarif“ ihre armen Mitbürger ins Elend treiben wollten. Das deutsche Volk, so weit es nicht durch Parteileidenschaft verblendet ist, glaubt bisher noch an den ehrlichen Willen seiner Reichsboten, dem Wohle ihres Vaterlandes zu dienen. Ich persönlich bin sogar auch von dem guten Glauben einer großen Zahl von Sozialdemokraten überzeugt, einen gerechten Kampf für ihre deutschen Brüder zu führen, bin nicht minder überzeugt, daß z. B. die meisten der Centrumsmänner in Treuen ihrem deutschen Volke am besten dadurch zu dienen meinen, daß sie es zurückzuführen trachten unter den Schutz des Seelenhirten in Rom. Das mag vielen Verblendung scheinen oder Gesinnungsschwäche, Charakterlosigkeit, einerlei — ich liebe und achte nun einmal unser deutsches Volk in seiner Gesamtheit, und so sehr ich die politische Richtung anderer Parteien mißbillige und bekämpfe, so zweifle ich doch wohl an der rechten Einsicht meiner deutschen Brüder, nicht aber an ihrer Ehrlichkeit. Bei ruhiger Überlegung würden wohl jetzt die erhitzten Sozialdemokraten nicht behaupten, daß die Mehrheit des deutschen Reichstages aus gewissenlos selbstsüchtigen, oder gar bestochenen Männern bestehe. Ein jeder dient doch wohl seinem Vaterlande nach seiner Einsicht. Täte er das nicht, dann allerdings hätte er das Recht verwirkt, am Bau des Deutschen Reiches mitzuwirken, das Recht verwirkt, mit Stolz zu sagen: „Ich bin ein Deutscher!“

Eine einzelne Partei kann nie den alleingültigen Ausdruck unseres Volkslebens bilden, ebensowenig kann es die Regierung an sich — denn

> „Deutschland," sagt Paul de Lagarde (Deutsche Schriften S. 167) zutreffend, „ist kein geographischer, aber auch kein in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes Politisch politischer Begriff. Das Vaterland gehört in die Zahl der ethischen Mächte, darum können seine Angelegenheiten nur durch das ethische Pathos aller seiner Kinder besorgt werden. Deutschland ist die Gesamtheit aller deutsch empfindenden, deutsch denkenden, deutsch wollenden Deutschen. Jeder einzelne von uns ein Landesverräter, wenn er nicht in dieser Einsicht sich für die Existenz, das Glück, die Zukunft des Vaterlandes in jedem Augenblicke seines Lebens persönlich verantwortlich erachtet, jeder einzelne ein Held und ein Befreier, wenn er es tut." —

Es ist ein Vorteil derer, die von den Wirtschaftsfragen nicht berührt werden, daß sie sich ein ruhigeres Urteil bilden können. Beamte und Gelehrte z. B. verstehen die Grundbesitzer sehr wohl, die alles daran setzen, ihre ererbte Macht und ihren Besitzstand zu sichern. Sie wissen, was Preußen und Deutschland seinem Landadel und seinem soliden Bauernstande schuldet, kennen die Opfer an Gut und Blut, die diese jahrhundertelang für ihr Königshaus und ihr Vaterland gebracht haben; sie wissen, daß nicht sowohl durch ein Verschulden der Grundbesitzer, als durch die veränderte Weltlage, zumal durch die Schuld der Dampfmaschinen und der erleichterten Einfuhr aus allen Gebieten der Erde her ihr ererbter Besitz entwertet und damit ihre Existenz gefährdet ist. Der „notleidende Agrarier" sollte kein Spottname sein, denn er gibt dem zunehmenden Rückgange unserer Landwirtschaft nur gerechten Ausdruck. Es ist mehr als kalte Selbstsucht, wenn sich unsere parlamentarischen Vertreter des flachen Landes gegen eine noch weitere Herabsetzung der Einfuhrzölle auf landwirtschaftliche Produkte wehren, durch die ihr Land entwertet, ihre Zahlkraft herabgemindert, die Flucht der Landbevölkerung nach den Städten und Fabriken nur beschleunigt würde. Es gibt viele überzeugte Agrarier — ich gehöre selbst zu ihnen —, die selbst doch keine Handbreit Erde besitzen, die aber einen kräftigen Bauernstand und ein Heer von Feldarbeitern dem Staate erhalten wissen wollen in der Überzeugung, daß dort die Kraft, das Mark des Volkes stecke. Was hat also deren Parteinahme mit der Selbstsucht zu tun? Ein Blick auf die derben, rotbackigen Landkinder und dann auf den bleichen rachitischen Nachwuchs der Fabrikbevölkerung belehrt sie überzeugender als alle Worte ihrer politischen Gegner. Wenn wir dann sehen, wie die Landflucht des deutschen Feldarbeiters immer neue Schwärme fremdländischer, zumal polnischer Elemente über unsere Grenzen hereinlockt, so muß auch das unserem Verständnisse für die Anschauungen und Bestrebungen der konservativen Politik zugute kommen. Wir verstehen aber auch den Wunsch der Industriellen, der linksstehenden Parteien und der Sozialdemokraten, dem armen Volke billigere Lebensmittel zu schaffen. Das käme uns ja selbst zugute, denn bis tief in den Mittelstand hinein leiden wir unter der Teuerung der Landesprodukte, zumal des Fleisches. Wir könnten den um das

nackte Leben kämpfenden Armen und Ärmsten unter unseren Brüdern mit einem Schlage den Lebenskampf erleichtern, wenn wir, wie die Engländer, billiges Getreide und Fleisch aus Amerika, Argentinien, Australien einließen. Weshalb sich also bewußt mißverstehen? Wir leben in einer Zeit gewaltiger Umwälzungen: neue Kräfte und Werte treten auf den Plan, die alten Stände, Gesellschaftsformen und Urteile verlieren ihre Bedeutung, und so wogt ein Chaos von Wünschen und Meinungen durcheinander.

„In trüben Massen gähret noch die Welt.“ — Wir hätten längst die Revolution, eine Revolution in perpetuum wie etwa das alte Rom zur Zeit der ausgehenden Republik, wenn nicht in unserem monarchisch-zentralisierten Staate und in unseren Parlamenten der feste Halt und zugleich das Ventil des Dampfkessels gegeben wäre, in dem die Massen brodeln. Die Regierung handelt im eigensten Interesse, wenn sie allen Ständen und Parteiungen nach Möglichkeit gerecht zu werden trachtet. Sie hat es auch oft genug beteuert und beweist es stets von neuem durch ihre ernste Arbeit, daß sie den Ausgleich aller Volkskräfte sucht, die Diagonale, die sich aus dem hin und her aller Wünsche ergibt. Es liegt ihr gewiß nichts ferner, als einen Teil der Bevölkerung dem anderen opfern zu wollen. Der ganze Staatskörper leidet, wenn ein Glied an ihm krankt und abstirbt. Die Regierung mag also in ihren Maßnahmen irren, denn auch sie ist auf Menschenwitz und menschliche Schwäche begründet, den ehrlichen Willen aber kann ihr nur bewußte Verleumdung absprechen. Die regierungsfreundlichen Parteien sind es auch, die den Parlamentarismus schützen, die Demokraten sind es diesesmal gewesen, die durch ihre Obstruktion die Maschine vorübergehend zum Stillstand gebracht und damit wertlos gemacht haben. — Durch eine strengere Hausordnung wird sich der Reichstag vor Wiederholungen solcher Vorgänge schützen. Wichtiger aber ist jetzt, daß wir aus diesen Erfahrungen die rechten Schlüsse ziehen. Mag sich ein jeder selbst an die Brust schlagen und in ehrlicher Selbstbesinnung fragen, ob wir nicht alle an unseren unerfreulichen innerpolitischen Zuständen einen Teil der Verantwortung und Schuld tragen. Mit dem bloßen Schelten auf die lärmende Minorität ist nichts gewonnen. Wer gerecht ist, wird auch die Majorität und das Präsidium nicht für ganz schuldfrei erklären. Iliacos intra muros peccatur et extra. Ich meine, die bedauerlichen Vorfälle sind nur ein Symptom einer tiefsitzenden Krankheit unseres Volkskörpers, und diese Krankheit heißt eben Kastengeist und Parteiwirtschaft. Man vermißt in Deutschland die Achtung vor der politischen Gesinnung des Gegners. Es fehlt der Wunsch, sich zu verstehen und gegenseitig gerecht zu werden. Die Griechen wußten, daß Verstehen gleichbedeutend mit Verzeihen sei, sie bezeichneten daher mit συγγιγνώσκειν (Miterkennen) den Begriff des Verzeihens, Entschuldigens. Unsere Stände schließen sich aber zu schroff von einander ab, als daß sie einander würdigen und zutreffend beurteilen könnten; die Parteiblätter verschärfen geflissentlich die Gegensätze und schüren den Haß bis zur wilden Leidenschaft. Kommen dann neue Zeiten und liest man ruhigen Blutes die Geschichte früherer

Kämpfe, so versteht man nicht, weshalb sich in den Widerspruch der Meinungen auch persönlicher Haß und Verachtung mischten, dann nimmt man mit Freuden wahr, daß auf allen Seiten deutsche Ehrenmänner für ihre wahrhaftige Überzeugung kämpften. Wir sollten uns also gegenseitig nach unserem Manneswerte nicht so niedrig einschätzen, sollten im politischen Gegner immer auch den deutschen Bruder gelten lassen und ihn solange als achtbar behandeln, so lange er nicht offenkundig gegen Recht und Ehre verstößt. Daß wir so buntschillernd in unseren politischen Bestrebungen sind, erschwert zwar in hohem Maße eine öffentliche Behandlung aller politischen Fragen, hat aber doch auch wieder seine tiefere Bedeutung und selbst seine Vorzüge.

Wo aber fände man bei uns einen Parteimann oder eine Zeitung, die auch nur den Versuch machten, der Gegenpartei Gerechtigkeit widerfahren zu lassen? Jeder ist eingeschworen auf sein Parteiprogramm und setzt geradezu seinen Stolz darein, den anderen mißzuverstehen und verächtlich zu machen. Dieser engherzige Partei- und Kastengeist empfängt seine erste Nahrung schon vielfach in den Schulen: „Denn der dort unter dem Namen Patriotismus gepflegte Vertrieb gewisser politischer und historischer Ansichten ist — nach Paul de Lagarde (S. 179) — geradezu Vergiftung der jungen Seelen, da alles Parteiwesen giftig ist, weil es die Fähigkeit wahr und gewissenhaft zu sein, ertötet, und, Sklaven-, wenn man lieber will, Bedientensinn erzeugt.“ Auf der Hochschule schießt dann das Parteiwesen schon giftig ins Kraut. Ich erinnere mich aus meiner Göttinger Studienzeit, mit welcher tiefen, aber völlig grundlosen Verachtung sich Korpsstudenten und Burschenschafter behandelten. Kein strenggläubiger Hindu der Priesterkaste kann eine größere Abscheu gegen den Paria hegen, als der rechte Korpsbursch gegen den „Büchsier“ zur Schau stellte. Es war verpönt, mit einander zu sprechen oder an demselben Tische zu sitzen. Beide Korporationen mißachteten dann in gleicher Weise die „Wilden“, diese kaum minder die Wingolfiten, weil sie, was viele unter uns heute höchst ehrenwert finden, aus Überzeugung keine Satisfaktion geben. Und so geht es denn weiter im öffentlichen Leben: der Aristokrat „schneidet“ den Kaufmann, der Fabrikherr behandelt den Arbeiter häufig genug schroff oder protzenhaft herablassend, dieser wieder ist trotzig, mißtrauisch und verbittert gegen alle Besitzenden, denen er kein Herz für die Armen zutraut. So wird allseits eine Entfremdung großgezogen, die dann im Parteileben ihr festes Gepräge und gleichsam ihre gesetzliche Sanktion erhält. Denn da ist es nicht nur erlaubt, nein, eine rühmliche Tat, dem politischen Gegner am Zeuge zu flicken, ihn mißzuverstehen und herunter zureißen, eine Tat, für die der Beifall aller Parteigänger nicht ausbleiben kann. Jetzt heißt es, calumniare audacter! Nie hören wir, daß jemand Unwahrheiten seines Parteigängers tadele und richtig stelle. Nein, es gilt als gesinnungstüchtig, den Verleumder zu schützen, wenn er nur der eigenen Partei angehört, denn im Parteikampfe scheint der Zweck die Mittel zu heiligen. Es gilt umgekehrt für unklug und charakterlos, jemals das Recht und die Einsicht eines politischen

Gegners anzuerkennen. Dieser muß nun einmal unter allen Umständen ein minderwertiges Subjekt sein, an dem kein gutes Haar ist. Recht, Einsicht und alle Tugenden wohnen allein in der eigenen Partei; der Anhänger der Gegenpartei ist urteilslos, unehrlich, bestochen, anrüchig, verächtlich. Ihm mißtrauen, ist ein Beweis von Klugheit, ihn beschimpfen eine wackere Tat. So will es eine unheilvolle Zucht innerhalb der Parteien: „Es ist der Fluch allen Parteiwesens," sagt Heinrich Hart durchaus zutreffend („Der Tag" 1902 Nr. 567): „daß es die Einzelpersönlichkeit wieder zum Massenwesen herabdrückt, den Massengeist in ihm nährt und den Einzelgeist erdrückt. Niemals sucht die Masse die Wahrheit, sondern immer nur die Erregung, und daher im Parteileben diese ständige Überhitzung und Leidenschaftlichkeit, mit der auch das Gleichgültigste verfochten oder angefochten wird; eine Leidenschaftlichkeit, die ebenso dem Gegner, seinem Wollen und Empfinden gegenüber blind macht wie taub der feineren Stimme des eigenen Gewissens gegenüber." Gegen diese Tyrannei des Parteiwesens müßte Deutschland sich als gegen einen Giftstoff wehren, der sein Leben bedroht. Sie ist der Grund, weshalb jetzt leider schon viele Gebildete sich mit Unwillen von allem politischen Treiben abwenden oder zu den mehr parteiledigen Zeitungen greifen. Der Bessere will sich nicht täglich einpauken lassen, wen man zu hassen, wen zu bewundern habe. Man will Herr seines eigenen Urteils, seiner ehrlichen Empfindungen bleiben, will sich den Blick frei halten, um wahr und gerecht sein zu können. Warum soll ich es nicht aussprechen: mir ist z. B. mancher Sozialdemokrat eine persönlich durchaus achtbare Erscheinung. Ich bewundere seine Tatkraft, seine Überzeugungstreue, seinen Mut, den sich Männer anderer Parteien zum Beispiel nehmen sollten, und seine Geistesgaben. Alle national Gesinnten mögen ihn bekämpfen, so heftig sie wollen, ihn nur zu verachten oder gar zu verlachen, liegt kein Anlaß vor. Ich meine also, an der Erbitterung und Verrohung im Parteikampfe, dem jetzt selbst ein so edelwollender und stiller Menschen- und Vaterlandsfreund wie Krupp zum Opfer gefallen ist, tragen alle Parteien mit schuld. Wir finden sie auch auf Gebieten in üppigster Blüte, in die sozialistische Fragen nicht hineinreichen, so in dem der literarischen Kritik. Man sieht: Iliacos intra muros peccatur et extra!

Weshalb haben wir uns der Tyrannei des Parteigeistes so widerstandslos hingegeben? „Wer Wind säet, wird Wind ernten." Vielleicht sind uns zu unserer politischen Erziehung noch viel härtere Züchtigungen zugedacht. „Die Unzufriedenheit ist allgemein. Die Luft drückt. Bald wird der Wind stoßen, der Staub wirbeln, das Gewitter grollen, und nach ihm wird der ruhig strömende Regen kommen, welcher Fluren und Wälder und Herzen erquicken soll" — so prophezeite de Lagarde im Jahre 1885! — Der Erfolg wird lehren, ob unsere Regierungsparteien in allen Punkten die rechte Politik trieben. Ich fürchte, die nächsten Reichstagswahlen werden ihnen keine freundliche Antwort geben, obgleich sich die Minorität dieses Mal offenkundig ins schwerste Unrecht gesetzt hat. Wir sind dem so dringend nötigen sozialen Frieden schwerlich näher gebracht worden. Man wird

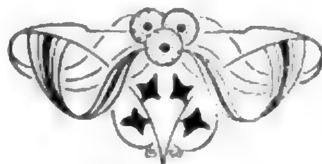
die Schuld der Verhetzung den revolutionären Parteien allein zuschieben, weil es so bequem ist, andere statt seiner ausschließlich verantwortlich zu machen. Ich glaube aber, ein richtig regiertes Volk läßt sich nicht so leicht verhetzen, und bin mit anderen echt national gesinnten Männern der Meinung, daß unser im Grunde leicht zu regierendes und gut konservatives Volk durch bureaukratisches Ungeschick, durch den Kastengeist der bevorzugten Stände, durch die Schwerhörigkeit der regierenden Parteien in das Lager der Opposition vielfach geradezu gedrängt wird. Ich habe das in meiner jüngsten Schrift „Der Deutsche und sein Vaterland" ausführlicher begründet und damit lebhafte Zustimmung und so gut wie gar keinen Widerspruch wachgerufen. „Der rechten Regierung," sagt Friedrich Paulsen in seiner Ethik, „folgt Anhänglichkeit der Regierten zu aller Zeit; es gibt nichts, wofür im Grunde die menschliche Natur dankbarer ist, als für eine gute Regierung; rechte Anleitung zu tüchtiger Zeitigkeit ist freilich auch das Beste, was ein Mensch dem anderen leisten kann."

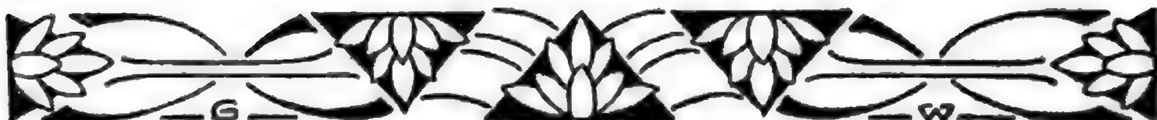
Wer also mithelfen will, gesündere Zustände zu schaffen, der fange die reformatorische Arbeit am eigenen Leibe an! Die selbstbewußten Hurrapatrioten, die beim vollen Becher mit jenen schon zum Überdrusse gehörten leeren Worten für „Thron und Altar" eintreten, dabei aber nichts von ihren Standesvorteilen und Standesdünkel preisgeben wollen, diese können uns nichts nützen. Wir brauchen ehrliche Kämpfer, die kräftig zugreifen in der nationalen Arbeit, Mitbauer am Reichsgebäude, die in der einen Hand die Kelle, in der anderen das Schwert halten, brauchen vor allem tapfere und wahrhaftige Männer, die den Mut haben, laut zu tadeln und zu schelten, was tadelnswert ist, mag es auch das eigene Lager treffen, das Gute aber ehrlich anerkennen und fördern, mag es getrost auch aus dem Gebiete des politischen Gegners kommen. Nur Wahrhaftigkeit und christlicher Sinn kann uns aus dem wilden Chaos der Leidenschaften erretten.

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da," sprach schon der Heide Sophokles, und bei Homer können wir schon den Leitspruch für unser gesamtes politisches Leben finden:

Εἷς οἰωνὸς ἄριστος, ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.

„Nur einen Leitstern gibt's, einstehen fürs Vaterland" — für Vaterland, nicht aber für die Partei.





Das Zusammenwirken von Kriegs- und Handelsflotte.

Von
Georg Wislicenus—Grofsflottbek.

Die Schiffahrt ist ein Gewerbe ganz eigener Art, das ohne zweckmäßige Fürsorge und ohne starken Schutz noch nie und nirgendwo recht gedeihen, blühen und Früchte tragen konnte. Der Binnenländer denkt, wenn von den Gefahren der See die Rede ist, meist nur an die schweren Stürme; der Seemann aber hat es stets mit Seneca gehalten, und fürchtet grade dann die Gefahren der Küste am meisten (nautae in tempestate terram timent, sagte schon Seneca). Riffe und Klippen und brandender Strand haben im Laufe der Zeiten sicherlich hundertfach mehr Schiffe verschlungen, als die hohe See im wildesten Zorne. Aber auch diese und ähnliche Schiffahrtshindernisse sind minder gefährlich, als die Hemmnisse, die der Mensch, die Krone der Schöpfung, dem Menschen seit alters bei der Ausübung der Seefahrt bereitet hat und auch heute noch bereitet. Am Lande sind wir, wenigstens im nordwestlichen Europa, im Laufe der Jahrhunderte doch dazu gelangt, Leib und Leben im täglichen Verkehr leidlich gesichert zu haben, während man noch heute ab und zu aus der Zeitung erfährt, daß irgendwo an ferner Küste ein harmloses Handelsschiff mit Mann und Maus Seeräubern zum Opfer gefallen ist.

Aber der Kleinbetrieb in der Seeräuberei ist der Schiffahrt nur selten ein wirkliches Hemmnis gewesen; nur wo er zum Großbetrieb wurde, wie gelegentlich im Mittelmeer, so zur Zeit des Pompejus, dann als die Vandalen und später die Normannen dort hausten. Auch die Barbareskenstaaten übten den Seeraub wie ein ehrenwertes und nährendes Gewerbe bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein aus. Auch in anderen Meeren wurde der Seeraub zu Zeiten lohnend und deshalb gebührend geschätzt; noch stehen die steinernen Galgen hoch über dem Strande bei Wisby, wo manch deutscher Vitalienbruder und Liekendeeler zum letztenmale die Sonne sah. Viel schlimmer aber als der gelegentliche hat der gesetzliche Seeraub, den man höflicher Kaperei nennt, der Schiffahrt von jeher geschadet. Wie zu Lande, so waren auch zur See die Kriege in frühen Zeiten häufig nur Beutezüge, an denen manch einer nur teilnahm, um freie

Beute zu gewinnen. Oft genug schädigten die Freibeuter Freund und Feind, ein Verfahren, das auf See in Kriegszeiten sehr bequem war, wenn der Freibeuter listig und verschlagen genug war, und solange sein Flaggenwechsel nicht überwacht wurde.

Seit die Kanaaniter von Sidon aus auf ihren schmalen schnellen Ruderschiffen die ersten Seezüge machten, um ägyptische und andere runde, vollbauchige Frachtschiffe zu erbeuten, gilt das Privateigentum auf See bis zum heutigen Tage im Kriege als gute Beute dessen, der die See beherrscht und der die feindlichen Handelsschiffe in seine Macht bekommt. Für die kühnen holländischen Ostindienfahrer wurde es jahrzehntelang ein glänzendes Geschäft, „nach dem Kap (der guten Hoffnung) zu fahren,“ unterwegs spanische Handelsschiffe aufzubringen und ihnen die Gewürze und Seidenwaren des fernen Ostens mit Gewalt zu entreißen. Diese Kapfahrten gaben der Kaperei den Namen; die Ostindienfahrer waren nämlich mit Stehlbriefen, später Kaperbriefen genannt, von den Generalstaaten ausgerüstet. Durch den Pariser Vertrag ist diese Form der Kaperei zwar bei den meisten Seemächten abgeschafft; einige Mächte aber, besonders die Vereinigten Staaten, hielten es gar nicht der Mühe für wert, solchen nahezu nutzlosen Vertrag auch nur zu unterschreiben. Denn wenn jetzt ein Handelsschnelldampfer als Kaperkreuzer dienen soll, genügt es, wenn seine Führer und einige seiner Offiziere zur Marinereserve gehören, und die Reederei ihr Schiff förmlich der Marine übergibt, damit es berechtigt wird, die Kriegsflagge zu führen. Das schließt auch heute nicht aus, daß die Reederei dabei gute Geschäfte mit der Wegnahme feindlicher Handelsschiffe zu machen beabsichtigt, denn sie kann sich ja den Prisengewinn als Miete für die Stellung des Dampfers ausbedingen. Und jeder Staat wird wohl auch heute noch bereit sein, solche Hülfskreuzer in seinen Dienst zu nehmen, weil sie ein Mittel mehr sind, den Feind zu schädigen; auch heute noch ist eben die Wegnahme der feindlichen Handelsschiffe und die Zerstörung seines Seehandels ein sehr wirksames Kampfmittel. Der Zweck eines Seekriegs ist in erster Reihe die Zerstörung der feindlichen Seemacht; dazu gehört auch die Unschädlichmachung der feindlichen Handelsflotte, weil sie dem Feinde allerlei nützliche Zufuhr bringt. Die weite See ist der Kriegsschauplatz, auf dem ebensowenig wie am Lande zwischen kriegführenden Heeren Handelsverkehr der beteiligten Völker denkbar und zulässig sein kann. Deshalb haben namentlich die großen Seemächte, wie England, und solche, die nur verhältnismäßig schwache Handelsflotten aufs Spiel zu setzen haben, wie Rußland, Frankreich und die Vereinigten Staaten, gar keine Veranlassung, aus falscher Humanität

etwa auf die Ausübung des Seebeuterechts künftig zu verzichten. Englands heutigen Standpunkt in dieser Frage kennzeichnet eine Äußerung Lord Palmerstons aus dem Jahre 1860, die die Antwort auf einen Bremer Senatsantrag auf Abschaffung des Seebeuterechts bildet: seines Erachtens hänge das Dasein Englands davon ab, daß es die Seeherrschaft besitze, und deshalb sei es nötig, die Gewalt, die Schiffe fremder Mächte wegzunehmen und namentlich die auf diesen Schiffen dienenden Matrosen gefangen zu nehmen, nicht aus den Händen zu geben. Der Krieg sei ein furchtbares Übel; dennoch sei es zuweilen notwendig, um der Selbsterhaltung willen Krieg zu führen, und eine Seemacht wie England dürfe sich keines Mittels entäußern, ihren Feind zur See zu schwächen. Wenn England nicht die Matrosen des feindlichen Staates an Bord der Handelsschiffe gefangen nähme, so würde es diese Matrosen bald an Bord der Kriegsschiffe zu bekämpfen haben. Soweit Palmerston. Falsche Humanität aber wäre es darum, das Seebeuterecht etwa durch Verträge abzuschaffen, weil dieses Kriegsmittel die Aussicht bietet, daß durch Wegnahme des Gutes in künftigen Kriegen am Blut gespart werden kann; denn es ist wohl denkbar, daß ein Staat dadurch zum Frieden gezwungen werden könnte, daß ihm auch nur sein Seehandel zerstört und seine Handelsflotte weggenommen würde.

Hieraus erhellt ohne weiteres, wie abhängig in Hinsicht auf die große Politik jede Handelsflotte von der Stärke der Kriegsflotte ihres Heimatlandes ist. Und das ist auch das große, offene Geheimnis aller englischen Erfolge, daß nämlich die englische Kriegsflotte stets im richtigen Verhältnis zur Leistungsfähigkeit der englischen Handelsflotte gestanden hat, so daß diese nie in ihrer Erwerbstätigkeit von fremden Seemächten ernstlich behindert werden konnte. Auch die kühnsten französischen Kaperkapitäne konnten die Lebensfähigkeit des englischen Seehandels nie bedrohen, trotz zahlreicher Einzelerfolge, weil in allen Seekriegen zwischen England und Frankreich die Seeherrschaft der englischen Flotte blieb. Heute wie seit Jahrhunderten ist die Sicherung des Seehandels und der eigenen Handelsschiffahrt die wichtigste Aufgabe für jede selbständige, also nicht nur auf die Küstenverteidigung beschränkte Kriegsflotte; um diese Aufgabe vollständig zu lösen, muß der Gegner von der See verdrängt und in seinen Häfen eingeschlossen werden, denn dann ist die eigene Handelsschiffahrt in allen Meeren so sicher, wie zur Friedenszeit. Als im nordamerikanischen Bürgerkriege die nordstaatliche Flotte die Küstengewässer der Südstaaten fest blockiert hatte, war der Seehandel und mit ihm auch die Widerstandsfähigkeit des Sonderbundes gebrochen.

Wie der Landkrieg auch die nicht mitkämpfenden Staatsbürger zu allerlei Kriegslasten, Gestellung von Pferden und anderem verpflichtet, so erwachsen auch jeder Handelsflotte gewisse Pflichten, die man unmittelbar aus den Gepflogenheiten am Lande ableiten kann, wo sie nicht schon in gesetzlicher Form ausdrücklich ausgesprochen sein sollten. Von den Schnelldampfern, die als Hülfskreuzer und zum Kundschafterdienst verwendbar sind, wurde schon gesprochen; aber auch Frachtdampfer werden in jedem Seekriege in großer Zahl als Kohlendampfer, Vorratsschiffe, Werkstättenschiffe, Truppenschiffe, Lazarettschiffe, Schleppdampfer und Bergungsdampfer zum Flottendienst herangezogen werden müssen. Um den Staat, also die Allgemeinheit, dabei vor möglichen Übervorteilungen einzelner Dampfergesellschaften zu schützen, sind in verschiedenen Ländern verschiedene Maßregeln und Vereinbarungen im voraus getroffen, die sich wohl alle an die landesüblichen Kriegsgesetze sinngemäß angliedern, weil in gut geregelten Staatswesen die Lasten eines Kriegszustandes auf alle tragfähigen Schultern nach Recht und Billigkeit verteilt werden. Freilich im Lande der ungezügelten Freiheit soll die Marineverwaltung während des Krieges um Kuba ganz haarsträubende Preise für Truppen- und Kohlendampfer zu zahlen gehabt haben; denn ein „smarter" Kaufmann versteht auch aus dem Kriege ein gutes Geschäft zu machen. Aber dem deutschen Volksempfinden würde es einen schweren Stoß geben, wenn etwa eine Lücke in der Gesetzgebung irgend einer Erwerbsgesellschaft Gelegenheit böte, eine Zwangslage des Vaterlandes zum eigenen Vorteil auszunutzen. So gut der Fuhrmann und der Bauer seine Schimmel und Knechte, auch Wagen und Karren der bewaffneten Macht zu üblichen Ortspreisen zu stellen hat, so wenig Umstände darf man, wenn Not am Mann ist, mit der Heranziehung von Handelsdampfern zu allerlei Kriegsleistungen machen; denn das Volksempfinden fragt nicht nach der Größe und dem Geldwert des einzelnen Gefährts oder Fahrzeugs, sondern nach dem Zweck, dem es dienen soll. Im Lande der allgemeinen Kriegspflicht werden hoffentlich nie Zweifel über die Zweckmäßigkeit der gesetzmäßigen Kriegsleistungspflicht der Handelsflotte entstehen.

Auch in Friedenszeiten bestehen mannigfaltige Beziehungen zwischen der Kriegs- und Handelsflotte eines Staates, die sämtlich dem einzigen Zwecke dienen, der Handelsschiffahrt Fürsorge und Schutz, also Förderung zu schaffen. Zahlreiche Fälle der Auslandstätigkeit unserer noch recht jungen Marine sind mustergültige Beispiele dafür, wieviel unmittelbaren Nutzen der deutsche Schiffahrtsbetrieb in allen Gegenden der Erde davon hat, daß deutsche Kriegsschiffe den Handelsschiffen schützend zur Seite

stehen, wo in irgend einem schlecht geregelten exotischen Staatswesen deutsches Recht geschädigt wird. Und man ist wohl berechtigt zu sagen, das die Achtung vor der deutschen Kriegsflagge noch weit mehr Rechtsverletzungen verhütet; mit andern Worten, der Nutzen des Auslandsdienstes unserer Kriegsflotte würde erst voll zu würdigen sein, wenn man beobachten könnte, wie schmählich es unseren Handelsschiffen oft genug in exotischen Plätzen gehen würde, wenn überhaupt keine deutsche Kriegsflotte als Schutzpatron der Kauffahrtei vorhanden wäre. Noch viel deutlicher erkennt man die Abhängigkeit der Blüte der Handelsschiffahrt von der Stärke der Kriegsflotten, wenn man auf andere Staaten blickt. Holland und England sind zwei typische Beispiele dafür.

Hollands wunderbar blühender Seehandel im 17. Jahrhundert erlosch fast gleichzeitig mit dem Niedergange der holländischen Seeherrschaft; England aber dankt seine ungeheuere Überlegenheit im Seehandel nur dem glücklichen Zusammenwirken und Zusammenwachsen seiner Kriegs- und Handelsflotte. Seit dem 17. Jahrhundert hielt die Entwicklung der englischen Kriegsflotte so guten Schritt mit dem Aufblühen der Handelsflotte, daß die letztere trotz einzelner schwerer Schläge doch gegen alle Mitbewerber wie gefeit blieb. Die Menschheit ist jetzt an die Allgegenwart der englischen Kriegsschiffe in allen Seehäfen der Erde so gewöhnt, daß man in unseren Tagen kaum je davon hört, daß irgend ein exotischer Raubstaat die englische Flagge absichtlich zu verletzen gewagt hätte. Dieses Sicherheitsgefühl hat dem englischen Seehandel unberechenbaren Vorteil gegenüber den minderbegünstigten, d. h. weniger von der eigenen Kriegsflotte bemutterten Handelsschiffen anderer Völker gebracht. Daß die deutsche Handelsflagge auch im entlegensten Seehafen des Weltmeeres jederzeit auf denselben Schutz rechnen könne wie die englische, das ist eine der wichtigsten Friedensaufgaben unserer Kriegsflotte, der sie zur Zeit aber noch nicht genügend gewachsen ist.

Auch gegen die Gefahren der Küste, die der Seemann sowohl nach Senecas Meinung wie auch aus eigener Erfahrung bei schlechtem Wetter in seinem Berufsleben am meisten zu fürchten hat, auch gegen sie hat gerade die englische Kriegsflotte im Laufe des vorigen Jahrhunderts ihrer Schwester, der Handelsflotte, großartigen Beistand geleistet. Fast alle Küstengegenden des Erdballs sind während der langen Friedenszeit nach den napoleonischen Kriegen von englischen Vermessungsschiffen sorgfältig aufgenommen worden; das hydrographische Amt der englischen Admiralität hat auf tausenden von Seekarten alle bisher aufgefundenen und vorhandenen Klippen, Riffe, Sandbänke, alle Wassertiefen in der Nähe des

Landes eingezeichnet und veröffentlicht. Um ein vollständiges Kartenbild der für Seeschiffe zugängigen Meere, Küstengewässer und Flußmündungen der Erde zu schaffen, hat dieses Amt fast viertausend Seekarten verschiedensten Maßstabes herausgegeben, worauf auch alle Leuchtfeuer, ferner alle Seezeichen, wie Tonnen, Baken und Feuerschiffe, schließlich auch alle Landmarken, wie Berge, Türme, Häuser, Windmühlen und derlei mehr angegeben sind. Jeder Geograph weiß, daß schon Landkarten und Pläne kleiner Gebiete nach geraumer Zeit infolge von allerlei Änderungen veralten; auf See und an den Küsten finden aber tagtäglich irgendwo irgendwelche Änderungen statt: hier versandet eine Flußmündung, dort zerstört der Sturm einen Hafendamm; in klippenreicher Gegend strandet ein Schiff oder zerreißt ein Fischernetz an einem bisher noch unbekannten unterseeischen Felszacken; in der Sundastraße, auf Martinique, im Golf von Mexiko und wer weiß, noch sonst wo ändern die gewaltigen Kräfte der Erde, seien es vulkanische, ozeanische, orkanische oder seismische, die Formen des Landes und die Wassertiefen der Küstengewässer; neue Leuchttürme, neue Häfen baut der Mensch, alte Turmruinen, die dem Seefahrer nützliche Merkzeichen waren, frißt der Zahn der Zeit — genug auch hier πάντα ῥεῖ. Jede einzelne Seekarte muß also fortwährend berichtigt werden, und mit allen nötigen Nachträgen sehr häufig neu herausgegeben werden. Wo größere Änderungen stattfanden, werden auch neue Vermessungen nötig. Das bedingt eine große ständige Arbeitsleistung, die dadurch noch vermehrt wird, daß ergänzende Beschreibungen aller der dem Seemanne wichtigen Dinge, die nicht auf der Karte zu sehen sind, noch in Küstenhandbüchern aufgenommen werden müssen. Solcher Handbücher, von denen jedes etwa alle 5 Jahre in neuer Auflage erscheint, hat das englische hydrographische Amt etwa fünfzig herausgegeben. Dazu kommen noch einige andere zeitschriftenähnliche Veröffentlichungen, die die neuesten Nachträge und Berichtigungen für die herausgegebenen Seekarten und Küstenhandbücher enthalten. Da die Karten und Bücher verkauft werden, werden die Unkosten dieses nautischen Verlagsgeschäfts der englischen Admiralität wohl vollständig wieder gedeckt. Da die hydrographischen Arbeiten unserer Kriegsmarine vorläufig im Vergleich mit denen der englischen noch sehr sehr geringen Umfang haben, sind die deutschen Kriegs- und Handelsschiffe noch darauf angewiesen, den größten Teil ihres Bedarfs an Seekarten und Küstenbeschreibungen fremder Gegenden in England anzukaufen; man greift kaum zu hoch, wenn man annimmt, daß auf diese Weise durchschnittlich jährlich fast 100 000 Mark für englische Seekarten und Handbücher von

deutschen Kriegs- und Handelsschiffen an das Ausland gezahlt werden müssen, weil wir noch nicht so weit sind, uns diese unentbehrlichen Hülfsmittel für die Schiffahrt in dem unbedingt nötigen Umfange herzustellen. Nun, es ist anzunehmen, daß diesem höchst unerfreulichen Zustande durch unsere Marineleitung im Laufe der nächsten Jahre abgeholfen werden wird, sobald die für solchen Großbetrieb erforderlichen Mittel verfügbar gemacht werden. Auch in anderen Marinen versteht man den Wert der hydrographischen Friedensarbeit für die heimatliche Schiffahrt zu schätzen, das beweisen besonders die ausgezeichneten Arbeiten des französischen und des nordamerikanischen hydrographischen Amtes; sie sind zwar ihrem Umfange nach kleiner, ihrem Werte, also ihrer Zuverlässigkeit und sorgfältigen Ausführung nach aber sehr häufig noch beträchtlich besser, als die englischen. Das mit großen Mitteln arbeitende russische hydrographische Amt strebt auch schon seit mehreren Jahren sehr emsig und erfolgreich danach, die russische Schiffahrt ganz unabhängig vom englischen Seekartenmarkt zu machen. Sogar in kleineren Marinen findet man tüchtige Leistungen auf hydrographischem Gebiete; erwähnt seien namentlich die Arbeiten der spanischen, italienischen, österreichisch-ungarischen, niederländischen und schwedischen hydrographischen Ämter, die alle der Handelsschiffahrt ihrer Flagge seit Jahrzehnten gute Dienste leisten, aber freilich auch meist nur, soweit es ihre eigenen heimischen Gewässer betrifft, während sie die Sorge für die Seekarten fremder Küsten den Engländern und Franzosen überlassen.

Die sorgfältigste Auslotung und Vermessung aller Untiefen, die der Kiel eines Schiffes berühren könnte, die Bestimmung der sichersten und kürzesten Seewege des Weltverkehrs, die Herausgabe von Seekarten und Küstenbeschreibungen für alle Gewässer der Erde, die irgend von den eigenen Handels- und Kriegsschiffen zu nützlichen Zwecken besucht werden könnten, sind Aufgaben von so hervorragendem unmittelbarem Nutzen für die Schiffahrt, daß sich ihnen kein Seestaat auf die Dauer ohne nachteilige Folgen entziehen kann. Deshalb wird auch das deutsche Reich, das das Geld zu einer lediglich theoretisch und ideell zu rechtfertigenden Südpolarforschung hergab, endlich daran denken müssen, seinen Seeleuten das nötigste Handwerkszeug, nämlich Seekarten und Küstenhandbücher auch für alle fremden Gebiete zu liefern, damit die klägliche Abhängigkeit vom Auslande in dieser Hinsicht endlich einmal aufhört. In allen älteren Seestaaten werden diese Arbeiten, Seekarten und die diese ergänzenden Küstenhandbücher in den hydrographischen Ämtern ausgearbeitet; diesen bewährten Arbeitsplan wird man sich auch bei uns künftig zu Nutze machen müssen, um zum Ziele zu kommen.

Wenn man vom Zusammenwirken der Kriegs- und Handelsflotten spricht, darf man zwei Männer nicht vergessen, die unermüdlich und erfolgreich zum Besten der Sicherheit und Schnelligkeit besonders der Segelschiffahrt gewirkt haben: Matthew Fountaine Maury und Georg von Neumayer. Man darf wohl sagen, die großen maritim-meteorologischen Arbeiten, die der nordamerikanische Seeoffizier Maury als Direktor des hydrographischen Amtes vor etwa 60 Jahren mit amerikanischer Findigkeit einleitete, vollendete mit deutscher Gelehrsamkeit der Begründer und Direktor der Deutschen Seewarte, indem er die Segelhandbücher des Atlantischen, Indischen und Stillen Ozeans schuf, die für Segelschiffe aller Flaggen eine schier unerschöpfliche Fundgrube für die Erkenntnis der Witterungsverhältnisse auf allen Meeren geworden sind. In diesen Büchern sind auch die Erfahrungen von tausenden der tüchtigsten deutschen Handelskapitäne, den Mitarbeitern der Seewarte zur See, mit verarbeitet. Freilich ist in unserer raschlebigen Zeit die Segelschiffahrt mit erstaunlicher Schnelligkeit von der Dampferfahrt nahezu schon erstickt worden; diesen veränderten Verhältnissen hat der seebefahrene greise Gelehrte, der die Deutsche Seewarte nahezu drei Jahrzehnte hindurch mit unvergänglicher Arbeitsleistung geleitet hat, auch rechtzeitig Rechnung getragen, indem er die Tätigkeit der Seewarte darauf richtete, auch dem modernen Dampferverkehr nützlich zu werden. Und der schönste Erfolg Neumayers liegt gerade darin, daß er als Leiter eines wissenschaftlichen Instituts doch die nautischen Wissenschaften nicht um ihrer selbst willen pflegte, sondern daß er stets darnach strebte, den Seeleuten geistige Waffen zum Kampfe in ihrem schweren Berufe zu schaffen. Dabei muß man wohl beachten, daß das wissenschaftliche Arbeitsfeld der Meereskunde sehr begrenzt ist, soweit es wirklichen Nutzen für den Seefahrer zu bringen vermag. Die meisten theoretischen Forschungen der Meereskunde sind für die Sicherheit und Schnelligkeit der Schiffahrt ganz wertlos. Alle diese kostspieligen Meeresforschungsfahrten, wie die schon erwähnte Südpolarfahrt, wie die Baldivinfahrt und manche andere, mögen ja für manche Spezialwissenschaften unentbehrlich erscheinen, für den Seemann aber sind sie und ihre dickleibigen Bände füllenden Ergebnisse ganz gleichgültig; das wird hier nur angeführt, weil der Binnenländer sehr oft denkt, diese Fahrten geschähen zum Nutzen der praktischen Schiffahrt, und das wäre ja an sich auch gleichgültig, wenn er nicht dabei oft zu dem Trugschluß verleitet würde, auch die meist sehr hohen Kosten solcher Forschungen als Ausgaben zum Nutzen der Schiffahrt zu betrachten. Dem ist aber nicht so; im Gegenteil ist das Reich bisher in nautischen Dingen allgemeiner

Natur sehr zurückhaltend gewesen und hat die Einrichtung eines vom geschäftlichen Standpunkte gar nicht unvorteilhaften Betriebs zur Herstellung von Seekarten und Küstenhandbüchern in dem Maßstabe, daß das wirkliche Bedürfnis gedeckt und ein immerhin beträchtlicher nationaler Verlust an das Ausland vermieden werden könnte, bisher immer noch gespart. Wie solcher Betrieb einzurichten wäre, ergibt sich ohne weiteres aus den hierin mustergültigen hydrographischen Ämtern Frankreichs, Englands, der Vereinigten Staaten und auch Rußlands; mit der zumeist maritim-meteorologischen wissenschaftlichen Tätigkeit der Seewarte haben diese technischen Arbeiten zu geringen inneren Zusammenhang, sind auch für die Kriegsfertigkeit der Kriegsflotte so wichtig, daß sie genau wie die Arbeiten der Kartenabteilung des Großen Generalstabs doch wohl da ausgeführt werden müssen, wo die oberste Marineleitung ist. Aber abgesehen davon, ist die deutsche Marine stets stolz darauf gewesen, daß die deutsche Seewarte ihr angehört, daß sie dem Reichs-Marineamt unterstellt ist, weil sie mit ihren mannigfaltigen wissenschaftlichen Untersuchungen zum Besten aller deutschen Seefahrer zugleich das wertvollste Bindeglied für das ersprießliche Zusammenwirken der Kriegs- und Handelsflotte bildet.

Wohltaten verpflichten zu Dankbarkeit: für die vielfachen Nutzleistungen der Kriegsflotten im Kriege und im Frieden zu Gunsten der Handelsflotten erwächst den Reedern und Schiffsführern der Kauffahrtei auch die moralische Verpflichtung, in manchen Dingen Eigensinn und Störrigkeit zu überwinden und sich nach bewährten Einrichtungen der Kriegsflotten zu richten. Und da ist wieder England mustergültig, das muß man sagen; dort würde jeder Reeder und Kapitän von der öffentlichen Meinung ganz einfach und ohne Umstände lächerlich gemacht, und geradezu verdammt werden, der sich in den mehr oder minder wichtigen Fragen des Ruderkommandos, des allgemeinen Signalwesens, des Flaggengrüßens, der Schiffsetikette, der nautischen Benennungen und der allgemeinen Seemannssprache wie bei den Kommandoworten nicht ganz streng nach dem Kriegsschiffsbrauch richten wollte. Wir schwerfälligen Deutschen sind trotz wiederholter eindringlicher Anregungen unseres seekundigen Kaisers darin noch recht weit zurückgeblieben; aber die Zeit und die Zähigkeit derer, denen das ersprießliche Zusammenwirken von Kriegs- und Handelsflotte am Herzen liegt, wird zuversichtlich auch hierin noch Wandel schaffen!

Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches 1866—1871 nach Schriften und Mitteilungen beteiligter Fürsten und Staatsmänner von Dr. Ottokar Lorenz.

Von

Theodor Schiemann.

Den Ereignissen, die wir historische zu nennen gewohnt sind, pflegt eine Legendenbildung parallel zu gehen, die, aus Wahrheit und Irrtum kombiniert, ihre Wurzel im Empfindungsleben der Völker zu haben scheint. Jedes Volk hat seine historischen Legenden und wo zwei oder mehrere Nationen an einem historischen Ereignis gleiches Interesse nehmen und es als einen Teil ihrer eigenen Geschichte betrachten, stehen, eben weil das Empfindungsleben mitspielt, diese Legenden einander meist schroff gegenüber. Sie nisten sich aber im Bewußtsein der Zeitgenossen wie der Nachgeborenen so tief ein, daß es der historischen Forschung ungemein schwer fällt, die Wirklichkeit zu erkennen, die von ihnen verdeckt wird. Auch ist es keineswegs unerhört, daß neue Legenden in wissenschaftlichen Irrtümern der Forscher ihre Quelle finden, wie, um ein Beispiel anzuführen, aus solchem Anlaß noch vor wenigen Jahren eine erbitterte Fehde über den Ursprung des siebenjährigen Krieges aufkommen konnte.

Die Aufgabe des Geschichtschreibers, über die natürlichen und künstlichen Legenden hinweg zu einer richtigen Anschauung des Tatsächlichen zu gelangen aber ist so außerordentlich schwierig, daß wir nur wenigen Problemen gegenüber zu einem abschließenden Urteil gelangt sind. Je liberaler die Archivverwaltungen in Erschließung des ihrer Obhut anvertrauten historisch-politischen Materials werden, um so gewaltiger wächst der Stoff an, der zu bewältigen ist. Wer alles zu erschöpfen für seine Pflicht hält, muß schließlich entmutigt die Hände sinken lassen, weil eine Menschenkraft nicht hinreicht, auch nur einen Zeitraum von wenigen Jahrzehnten allseitig erschöpfend zu erforschen. Es „mag ihm schier das Herz verbrennen", aber wenn er genügend innere Aufrichtigkeit hat, wird er nicht meinen, die Wahrheit wirklich erreicht zu haben, sondern glücklich sein, wenn er ihr um einige Schritte näher gekommen ist.

Noch schwieriger ist aber die Lage des Forschers, der Perioden zu ergründen sucht, die der Gegenwart so nahe sind, daß sie mit der Politik des Tages in Zusammenhang stehen und deren Akten eben deshalb in den Archiven der politischen Behörden sekretiert werden. Auch bei Behandlung solcher Probleme kann die Überfülle des Materials erdrückend sein — man denke nur an den ungeheuren Stoff an Zeitgeschichte, der in den „Gazetten" steckt und den bisher noch keiner unserer Historiker recht zu verwerten vermocht hat, weil nur derjenige, der selbst mitten in dem politischen und publizistischen Treiben gestanden hat, diese Quellen richtig anfassen und verwerten kann.

Dazu kommt dann, neben der umlaufenden Legende, Memoiren- und Epistolarliteratur, die, wenn das Glück gut ist, wesentliche Aufschlüsse bringen können, aber

doch immer den Charakter des Zufälligen tragen und mit seltenen Ausnahmen von Persönlichkeiten herstammen, welche nicht die Wirklichkeit, sondern nur den Schein der Wirklichkeit kannten, also eben das, woraus die Zeitgenossen sich ihre Legende aufzubauen pflegen. Aus alledem wirkliche Geschichte zu konstruieren, ist unendlich schwierig, ja fast unmöglich, und was so entsteht häufig von minderem Wert, als jene Volkslegenden, in denen ein Stück Poesie und mitunter eine historische Intuition steckt, die instinktiv die entscheidenden Gesichtspunkte zu treffen gewußt hat. Die einander so schroff gegenüberstehenden Legenden von der Entstehung des südafrikanischen Krieges enthalten beide ein Stück Wahrheit: die Legende der Engländer wie die Legende der Buren, und am sichersten verfällt der Geschichtschreiber in einen heillosen Irrtum, der sich einer von beiden rückhaltlos anschließt. Wenn einmal die urkundliche Geschichte jener 18 Monate und der sie vorbereitenden Ereignisse vor uns liegt, werden wir nicht Wolf und Lamm einander gegenüberstehen sehen, sondern zwei Gegner, von denen zweifelhaft sein kann, wessen Ehrgeiz den höheren Flug nehmen wollte.

Und ebenso wird in der großen historischen Streitfrage von dem Ursprung des deutsch-französischen Krieges und der Aufrichtung des deutschen Reiches die Volkslegende wie die wissenschaftliche Legende Frankreichs und Deutschlands einem anderen Bilde weichen müssen, für welches die Zeit noch gekommen scheint. Die neueste Biographie Bismarcks, die Lenz uns geschrieben hat, mündet sehr bezeichnenderweise in eine Reihe kritischer Untersuchungen aus, als deren Resultat meist ein „non liquet“ vor uns steht und auch Marcks wird sich keiner Täuschung darüber hingegeben haben, daß ihm in seiner Biographie Kaiser Wilhelms das Material zu einem abschließenden Bilde fehlte. Aber er hat es mit großem Geschick verstanden, ein zusammenhängendes Bild zu zeichnen und uns gelegentlich auch über wahre Abgründe bequem hinüberzuführen. Das Beste was wir haben, bleiben trotz aller mit Recht wie mit Unrecht dagegen erhobenen kritischen Bedenken die für alle Zeiten geschriebenen Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck, die aus dem Vollen erlebter Staatsweisheit schöpfen und auch dort ein klassisches Monument bleiben, wo sie irren. Bismarck hat aber nie den Anspruch erhoben, ein vollständiges Bild seiner Lebensarbeit zu entwerfen, und auch nie die starke Subjektivität verleugnet, die eine wesentliche Quelle seiner genialen Kraft war. Wir legen daher verhältnismäßig geringen Wert denjenigen Arbeiten zu, die auf Grund des bekannten, aller Welt zugänglichen Materials uns ihre Kombinationen über jene großen Tage vorführen: es bleibt eine Sisyphosarbeit. Der mühsam dem Gipfel nahegewälzte Stein rollt rettungslos hinab, sobald neue Tatsachen ihm entgegentreten, und die Arbeit muß von neuem in Angriff genommen werden. Worauf es ankommt, ist neues Material, und wer uns das bringt, soll uns lieber sein als der geschickte Erzähler, der centies dicta in neuer Form vorträgt.

Zu Wort gekommen sind bis heute der große Kanzler, unsere Militärs und die Legende mit all ihren Verzweigungen. Da hat sich denn Ottokar Lorenz ein ganz außerordentliches Verdienst dadurch erworben, daß er jetzt auch einem Kreise von Fürsten zum Wort verholfen hat, die mehr als andere Zeitgenossen in der Wirklichkeit standen und mehr oder minder als Werkmeister an dem Neubau des Reiches mitgewirkt haben: Herzog Ernst von Koburg, dessen noch nicht benutzte Exzerpte, Diktate und Tagebücher ihm für die Jahre 1866—71 vorgelegen haben, der Herzog von Meiningen, dessen Korrespondenz ihm zugänglich war, der Großherzog von Baden, der mündlich wie durch Mitteilung intimer Materialien ihm helfend zur Seite stand. Dazu kam noch die speziell für die Verhandlungen mit Bayern so überaus wichtige Korrespondenz des badischen Staatsrats Gelzer, ein Tagebuch des Ministers von Freydorf, die Korrespondenz Jollys, endlich die Akten

des badischen Staatsministeriums von 1866—1871 und „vieles andere", was in dem sehr reichhaltigen Abschnitt der „Anmerkungen" nachgelesen werden mag. Das Charakteristische der Lorenzschen Darstellung liegt nun darin, daß die Person Kaiser Wilhelms merklich in den Vordergrund rückt, sodaß der feste Wille unseres ehrwürdigen Königs und Kaisers als ein Faktor erscheint, der von tief eindringender und in den wichtigsten Fragen von entscheidender Bedeutung erscheint. Es geschieht das keineswegs auf Kosten Bismarcks, der vielmehr in scharfem Relief überall in seiner einzigartig überragenden Stellung erscheint und den wir im siegreichen Kampf mit Schwierigkeiten finden, von denen wir vorher kaum eine dunkle Vorstellung hatten. Keines der neun Kapitel des Lorenzschen Buches, das nicht unser Wissen wesentlich bereicherte.

Es ist keineswegs beabsichtigt, hier eine Kritik seines Buches zu schreiben, es handelt sich nur darum darauf hinzuweisen, daß es einen bedeutenden Fortschritt auf dem Wege zur richtigen Einschätzung der handelnden Persönlichkeiten wie der Tatsachen darstellt. Im einzelnen können Zurechtstellungen nicht ausbleiben, aber wer die Geschichte jener Jahre recht verstehen will, wird an Ottokar Lorenz nicht vorübergehen dürfen; so hat er uns gebracht was wir zumeist brauchten, neuen Stoff und die Art, wie er ihn einheitlich zu gestalten gewußt hat, verdient alle Anerkennung. In der Hauptsache handelt es sich wie schon bemerkt, um den Nachweis des Einflusses in den großen Angelegenheiten der Zeit, der direkt auf König Wilhelm zurückzuführen ist; mit der Begründung des Kaisertums ist die wesentliche Aufgabe des Buches erschöpft. Da ergiebt sich nun, daß dieser Einfluß weit größer und nachhaltiger gewesen ist als in den älteren Darstellungen hervortritt. Zunächst in Ems bei dem Anlauf, den die französische Regierung nahm, den in entscheidender Stunde auf sich allein angewiesenen 73jährigen König in eine Falle zu locken, um ihn zu demütigen oder die Schuld eines gewollten Krieges auf Preußen abzuwälzen, hat König Wilhelm den Angriff unter Wahrung seiner vollen Würde, ruhig aber fest zurückgeschlagen. Und wenn sich nicht bestreiten läßt, daß am 12. Juli eine geschicktere Diplomatie als die französische jener Tage es war, mit einer Fanfare ihren Rückzug hätte antreten können, weil die hohenzollernsche Kandidatur für Spanien tatsächlich zurückgezogen war, so hat die bis an die Grenze des Möglichen gehende ostentative Friedensliebe des Königs die heilsame Folge gehabt, daß die großen Mächte, deren Verhalten für den Fall eines Beharrens des Erbprinzen Leopold bei seiner Kandidatur, namentlich aber wenn sein Königtum Wirklichkeit wurde, sich keineswegs vorhersehen ließ, nunmehr nicht anders konnten, als die Gerechtigkeit der preußischen Sache anzuerkennen. König Wilhelm blieb dabei, daß er keinen Druck auf den Erbprinzen ausüben werde, aber er hat unter der Hand in Sigmaringen wissen lassen, daß wahrscheinlich ein Krieg die Folge der Annahme sein werde, und damit hat er eine Gewissenspflicht erfüllt, mit der sich nicht rechten läßt und deren schließliche Wirkung sich nur als heilsam bezeichnen läßt. Daß der König die Lage durchschaute, beweisen seine Briefe an die Königin Augusta. Er hat auch Benedetti gegenüber kein Hehl gemacht, daß er einer Herausforderung zu begegnen wissen werde. Die Ereignisse aber, die zwischen dem 13. und 15. liegen, sind vom König Wilhelm durchaus richtig erfaßt worden und wenn er der aalglatten Diplomatennatur Benedettis, die unter höflichsten Formen die Unverschämtheit der französischen Zumutungen zu verdecken suchte, auch seinerseits bis zuletzt die formelle Höflichkeit nicht versagte, so macht seine Entrüstung sich in den während des Verlaufs der kritischen Audienztage geschriebenen Briefen in so charakteristischer Weise Luft, daß die Legende in sich zusammenbricht die ihn gleichsam ahnungslos und hülflos am Abgrunde einer schweren Demütigung vorüberziehen läßt. Es läßt sich aber heute sehr wohl die Frage aufwerfen, ob die hohenzollernsche Kandidatur in Spanien nicht überhaupt in-

sofern als ein Fehlgriff bezeichnet werden muß, als sie mit dem Faktor eines spanischen Nationalstolzes rechnete, der die Sache des Hohenzollern zu seiner eigenen machte. Das Verhalten Spaniens während des Krieges scheint wenigstens das Gegenteil zu beweisen und bekanntlich hat es den Spaniern, wie die Gedanken und Erinnerungen zeigen, niemand mehr verübelt als Bismarck.

Denken wir uns den Erbprinzen Leopold als König von Spanien, was ohne ein falsch entziffertes Telegramm etwa am 5. Juli geschehen konnte, so wäre wohl das Äußerste was er für den Kriegsfall hätte erreichen können, eine bewaffnete Neutralität Spaniens gewesen, die Frankreich genötigt hätte, ein Armeekorps an seiner Südgrenze festzuhalten, was wichtig werden konnte. Zweifelhaft aber wurde sofort die Haltung Englands, und das bedeutete für Deutschland eine Gefahr, die größer war als der unsichere spanische Gewinn. Gerade in diesem Punkte fehlt uns für ein endgültiges Urteil noch das Material; nach unserer heutigen Kenntnis aber erscheint die Haltung König Wilhelms den tatsächlichen politischen Verhältnissen durchaus angemessen.

Am deutlichsten tritt die große Stellung des Königs während des Krieges in den Differenzen hervor, die zwischen dem Generalstabe und Bismarck von Anfang bis fast ans Ende bestanden haben. König Wilhelm ist es gewesen, der trotz allem den einheitlichen Zusammenhang aufrecht erhielt und im entscheidenden Augenblicke das Übergewicht dem Teile gab, der Arbeit und Verantwortung zu tragen hatte. Was Lorenz über das Verhältnis von Bismarck und Moltke erzählt, ist für beide großen Männer überaus charakteristisch und mindert gewiß weder den Ruhm des einen noch des andern. Ihr Kampf aber geht um die Entscheidung des Königs, der beide hört und unbeirrt, wie sein Pflichtgefühl und seine Einsicht es ihm vorschreibt, das Wort spricht, dem sich beide fügen und fügen — müssen. Wir zweifeln nicht daran daß es Bismarck schwerer gefallen ist als Moltke, schon weil seine Stellung die freiere war und ihm immer der letzte Ausweg blieb, von seiner Stellung zurückzutreten, woran der Soldat im Felde natürlich nicht denken konnte und einmal, in der Frage des Kaisertitels — Deutscher Kaiser oder Kaiser von Deutschland, hat der Kanzler wirklich dieses Ultimatum gestellt. Wir kannten aus den Gedanken und Erinnerungen die Tatsache, daß der Kaiserkrönung ein bitterer Kampf um diese Titelfrage vorhergegangen war, aber erst durch Lorenz haben wir Verlauf und Zusammenhang kennen gelernt und wir möchten um keinen Preis auf diese Kenntnis verzichten. Es ist nun mehr alles so viel menschlicher und verständlicher geworden. Wir werden heute nicht anstehen zuzugeben, daß der Kaiser *von* Deutschland mehr war, als jener Zeit abgerungen werden konnte. Die Zugehörigkeit Bayerns zum Reich hing daran und wenn, was sehr wohl möglich war, an der Titelfrage im bayerischen Landtage die Annahme der Reichsverfassung scheiterte, war ein Anschluß Bayerns an das Österreich Beust keineswegs eine Unwahrscheinlichkeit. Es treten bei Lorenz die Gründe nicht ganz klar zu Tage, die König Wilhelm veranlaßten, so zähe an dem Kaiser *von* Deutschland festzuhalten. Die Gründe Bismarcks haben ihn nicht überzeugt, das tat erst die Erfahrung, welche bewies, daß der Titel Deutscher Kaiser kein leerer Klang, sondern eine Realität war. Aber das Kapitel „Der 18. Januar“ gehört gerade, weil es uns einen Einblick in jene Kämpfe gewährt, zu den allerschönsten und wertvollsten des Buches. Jedenfalls hat der Zorn des nunmehrigen Kaisers gegen Bismarck nur kurze Zeit vorgehalten; schon bei der Festtafel, die der Proklamierung des Kaisertums am 18. Januar unmittelbar folgte, trank er „mit besonderer Herzlichkeit“ dem Reichskanzler zu und diesem ist darüber auch der Groll über die Zurücksetzung geschwunden, die er bei der Feier selbst erlitten zu haben meinte. In der Sache hatte er zudem das erreicht, was ihm unerläßlich schien, und die Größe Bismarcks liegt ja darin, daß er sich so völlig mit

der Sache identifizierte, die er vertrat. Vaterland und König, beides untrennbar verbunden und deshalb im Einklang der Interessen zu erhalten, das war sein Ziel und eben darin lag die Schwierigkeit seiner Aufgabe.

Daß die Darstellung der hemmenden Rolle, welche der bayerische Partikularismus gespielt hat, nicht überall gefallen wird, läßt sich voraussehen. Wir sind höchst empfindlich, wo es sich um Aufdeckung unserer historischen Sünden handelt, und ängstliche Gemüter fragen wohl, ob es nicht besser gewesen wäre, einen Schleier über diese unerfreulichen Seiten unserer jüngsten Vergangenheit zu decken. Aber das ist gewiß nicht richtig geurteilt. Erst aus der Haltung Bayerns erklärt sich vieles in den Beziehungen Bismarcks zu König Wilhelm, und wir gehen wohl nicht irre, wenn wir annehmen, daß Bismarck es zu seinen größten politischen Errungenschaften gezählt hat, daß es ihm schließlich doch gelang, Bayern in das Reich einzuführen. Der Raum, den er in den „Gedanken und Erinnerungen" seiner Korrespondenz mit König Ludwig gewidmet hat, scheint dafür zu sprechen, noch mehr vielleicht die Tatsache, daß er schon im Spätherbst 1870, ohne den König vorher zu befragen, Bayern gegenüber die Verpflichtung übernahm, den Titel Kaiser von Deutschland nicht in die künftige Reichsverfassung aufzunehmen, und daß er auch sonst in seinen Zugeständnissen weiter ging, als dem Könige, den Fürsten und dem norddeutschen Reichstage notwendig erschien. Wer aber wird auch nur einen Augenblick daran zweifeln, daß Bismarck nicht mehr geboten hat, als die politischen Ereignisse der Zeit gebieterisch vorschrieben? Gewiß wird Ottokar Lorenz bei einer hoffentlich bald notwendigen neuen Auflage seines Buches manches zu sprechen haben — wir hoffen, daß z. B. die scharfen generellen Urteile über unsere Geschichtsschreibung fallen werden, es ist, wenn man exemplifizierend tadeln will, richtiger, die Namen zu nennen — und ebenso wird er zu ergänzen haben. Die Aufzeichnungen von Stosch bieten zur Korrektur wie zur Ergänzung reichen Anhalt. Immer aber wird ihm das Verdienst bleiben, den Weg zu einer gerechteren Beurteilung freigelegt zu haben und mit gesundem politischem Gefühl an die großen Probleme der Jahre des Aufbaues herangetreten zu sein.

In diesem Augenblick geht mir zufällig eine Zeitschrift zu aus Caracas in Südamerika von den dort wohnenden Deutschen, ca. 2000 an der Zahl, die darin der freudigen Zuversicht Ausdruck geben, mit welcher sie in der neuen Bundesflagge das Symbol des Schutzes erblicken, den der große, hoffentlich bald alle Stämme umfassende Bund auch den Deutschen gewähre, welche in dem zuerst von Deutschen betretenen Tropenlande wohnen und welche das äußere Zeichen des mächtigen Schutzes einer großen genialen Nation, als deren Glied sie sich zum ersten Male gehoben fühlen, mit besonderer Genugtuung begrüßt haben. Ist denn diese Genugtuung, die seit Auferlegung dieser Lasten unsere deutschen Landsleute in allen Weltteilen und mit tiefer Bewegung empfinden, so daß man sagen möchte, daß der deutsche Patriotismus in Amerika, in Neu-Südwales u. s. w., ich will nicht sagen, lebendiger ist, aber lebhafter zum Ausdruck kommt, als wenn das im engeren Vaterlande geschieht, gar nichts wert

Ist Ihnen das nichts wert, zu hören, daß unsere Landsleute in so fernen Gegenden jetzt mit uns stolz auf das Vaterland blicken und mit Selbstgefühl sagen: „Wir sind Deutsche", während sie früher verschämt die Augen niederschlugen.

Aus: Bismarck als Erzieher. In Leitsätzen aus seinen Reden, Briefen, Berichten und Werken zusammengestellt von Paul Dehn. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Bildende Kunst und Schule.[1])

Von

Arthur Seemann.

Was ich ohne dich wäre — ich weiß es nicht,
aber mir grauet,
Seh ich, was ohne dich Hundert und Tausende sind.

Diese Worte richtet Schiller an die Muse, der er sein Bestes dankte. Sein Grauen vor dem Dahinleben der stumpfen und rohen Massen hat auch seit einigen Jahren die feiner organisierten Geister der deutschen Nation ergriffen: Ästhetische Erziehung, über deren Wesen Schiller vor hundert Jahren so Beherzigenswertes geschrieben, ist ein Losungswort für viele Pädagogen geworden. Die Saatkörner, die Schiller ausgestreut hatte, gingen auf dem von Kriegsnot und Entbehrung ausgesogenen Boden Deutschlands nur sehr spärlich auf. Erst nach dem Kriege von 1870, als die Dürftigkeit langsam schwand und der Kampf ums tägliche Brot weniger hart wurde, als Wohlstand, Muße, Freiheit sich nach und nach schüchtern einfanden, regte sich wieder das Bedürfnis nach ästhetischer Kultur. Professor Dr. Bruno Meyers Vorträge aus der ästhetischen Pädagogik (1869) verhallten freilich fast völlig und den meisten neueren Kunsterziehern sind sowohl Schillers als Br. Meyers Erörterungen unbekannt geblieben — sonst wäre mancherlei ungesagt geblieben und manches anders gesagt worden, was heute mit Emphase verkündet wird.

Eine Nation von guter Art wird, wenn sie zur Ruhe kommt und eine Zeit lang die Früchte ihrer Arbeit pflücken darf, immer dahin gelangen, ihre Genüsse zu veredeln, oder, was dasselbe ist, zu vergeistigen. Aus den nichtssagenden materiellen Genüssen strebt der erzogene Mensch nach seelischen Freuden, aus dionysischem Taumel nach geistiger Lust. Aber mit Erstaunen wird er gewahr, daß neben ihm Hunderttausende, wenn sie satt geworden sind, einen steten Kampf mit der Langeweile führen, weil ihr Sinn verschlossen ist, weil ihre Nerven feinerer Empfindung unfähig sind. Müßige Neugier, rohe oder raffinierte Sinnenlust werden betätigt, die bunte Menge, „bei deren Anblick uns der Geist entflieht", starrt verständnislos auf die Schöpfungen der reichen Phantasie, weil das Gemeine sie bändigt. Kein Wunder, wenn sich da der Gedanke regt, dem Volke die Möglichkeit zu verschaffen, die reinen, von keinem Katzenjammer und keiner Reue gefolgten Freuden zu genießen, die die Kunst bieten kann.

Also Genußfähigkeit den Meisterwerken der Kunst gegenüber herbeizuführen: diese Losung hallt jetzt in deutschen Gauen stärker wieder. In Hamburg hat sich die Lehrervereinigung des großen Schillerschen Gedankens bemächtigt und den Versuch gemacht, den Sinn für geistige Genüsse schon in den Kinderseelen zu erwecken und

---

[1]) Wilhelm Rein, Bildende Kunst und Schule. Eine Studie zur Innenseite der Schulreform. Mit drei Tabellen. Erwin Händcke, Dresden.

zu pflegen. Eine kleine Zahl von Berliner Schriftstellern hat eine Ausstellung unter dem Titel „Die Kunst im Leben des Kindes“ veranstaltet, die ein praktisches Experiment von Bedeutung war; endlich ist ein Kunsterziehungstag nach Dresden einberufen worden, der eine lebhafte Diskussion hervorgerufen hat. Zwei Werke, die uns vorliegen, nehmen an dieser Diskussion teil. Eines davon führt den oben angeführten Titel [*]) und enthält fünf Erörterungen. Die erste, Kunst und Erziehung, rührt von M. Osborn her. Der Verfasser meint, daß jedem Kinde die Fähigkeit künstlerischen Empfindens angeboren sei und daß diese unter dem Druck des lediglich auf Ansammlung von Kenntnissen gerichteten Schulzwangs verkümmere. Er fordert, was schon viele vor ihm wünschten, freie Betätigung aller Seelenkräfte, vor allem Erziehung des Auges, also Veredelung der Umgebung, in der das Kind lebt, fortgesetzte Verbesserung und Verfeinerung der dem Kind begegnenden künstlerischen Eindrücke. Das Kinderzimmer soll also vor allem ästhetische Durchbildung erfahren, was sich ja auch mit einfachen Mitteln erreichen läßt, wenn nur Sinn für Schönheit und Harmonie in Form und Farbe vorhanden sei. Er mahnt vor allem die Eltern, sich um die Kinderstube zu kümmern und mit der ästhetischen Kultur bei sich selbst zu beginnen: „Das Kapital der Eltern an künstlerischem Sinn verzinst sich für ihre Nachkommen“. Die Fähigkeit, Kunst zu genießen, eröffnet dem Menschen weite Reiche des Genusses und giebt ihm ein Glück und einen inneren Reichtum, die ihm sonst ewig verborgen bleiben. In einem zweiten Aufsatze spricht sich Otto Feld über die Naturbetrachtung aus und über die Notwendigkeit, dem Kinde den Sinn für die Schönheiten der Welt zu öffnen. Wanderungen in der freien Natur sind es vor allem, die dazu dienen können. Anleitung zur freien Betätigung des Nachbildungstriebs, ein Bestreben, das Geschaute festzuhalten, soll gefördert und mehr befreit als eingeengt werden. Dies führt zur Kunstbetrachtung, zum Auffassen des persönlichen Hauchs, den jedes echte Kunstwerk atmet. Ein dritter Vortrag von Fritz Stahl befaßt sich mit dem künstlerischen Wandschmuck in Schule und Haus. Er meint, und seine Meinung ist sehr verbreitet, daß das Kind nicht mit süßlicher „Oblatenkunst“, mit grellen Produkten des Plakatstils u. s. w. behelligt werden dürfe. Er wünscht Schmuckblätter, womöglich keine in schwarz und weiß, weil diese nicht festlich und heiter sein könnten. Sondern gut gezeichnete charakteristische Blätter, harmonisch-lebhaft in der Farbe, keine bloßen Anschauungsblätter, kein Lehrmittel, sondern lebendige Kunstwerke, die aus einer künstlerischen Konzeption entsprungen seien. Hierzu ist zu sagen, daß Kinder nur ganz ausnahmsweise zu künstlerischem Genusse gelangen werden, und daß die bloße oft wiederholte Betrachtung auch der größten Meisterwerke allein die Menschen nicht zum Kunstgenuß fähiger macht: sonst müßten ja die Aufseher der großen Gemäldegalerien zu fein empfindenden Kunstfreunden werden, sonst würden die Kinder der englischen Lords, die über eine bedeutende Privatsammlung von Originalen verfügen, zu kunstbegeisterten Menschen werden, während die Erfahrung oft das Gegenteil bestätigt. Es gebricht hier an Raum, auf die zutreffenden und die verfehlten Voraussetzungen und Schlüsse des Verfassers einzugehen: gesagt sei aber, daß er vieles richtig gefühlt hat und daß auch in seinem Beitrag eine Fülle wertvoller und, sei es zum Widerspruch, sei es zur Weiterverfolgung reizender Gedanken enthält. Richtig ist vor allem dies: daß das unreife Kind zum eigentlichen Kunstgenuß sehr selten gelangt, weil dieser auf Wahrnehmung eines schöpferischen Geistes beruht, bei der die Anschauung des Objekts nur das Medium ist. Wir genießen nicht das Kunstwerk selbst, sondern die Seele, den Geist, der es hervorbrachte.

---

[*]) Die Kunst im Leben des Kindes. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. Herausgegeben im Auftrage der Vereinigung d. K. i. L. d. K. von Lilli Droescher, Otto Feld ꝛc. Druck und Verlag von Georg Reimer, Berlin.

Das Bilderbuch als ästhetisches Hülfsmittel behandelt Wilh. Spohr in einem weiteren Aufsatz. Seine theoretischen Darlegungen, besonders die auf S. 112 und 113, kann man im allgemeinen billigen: nur die Bemerkung, daß es keine spezifische Kinderkunst gebe, ist unrichtig. Schiller hat die volkstümliche Kunst mit zwei Worten charakterisiert: Glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplizität der Behandlung sei ihr unerläßlich. Wo eine dieser Eigenschaften fehlt, liegt keine volkstümliche, also auch keine für Kinder geeignete Kunst vor. Das Kindermärchen, das Kaspartheater werden über alle spitzfindigen Erwägungen theoretischer Art triumphieren; sie sind dem Kinde so gemäß wie einfache Speise für seine leibliche Ernährung, der ja auch fade, süßlich und charakterlos gescholten werden kann. Kunstwürze kann hinzutreten, muß es aber nicht; erwünscht wäre sie ja, wegen der daraus resultierenden dauernden Wirkung. Unverständlich bleibt, wie ein so strenger Theoretiker so geistlosen Schnickschnack, wie er im Fitzebutze von Dehmel erscheint, empfehlen kann. Erquälte Naivität ist so widerwärtig wie ein Greis, der auf die Freite geht. Bei den Versen des Buchs ist das Kindliche mit dem Kindischen verwechselt.

Der letzte Aufsatz über Spiel und Spielzeug von Lili Droescher ist vortrefflich und kann rückhaltslos empfohlen werden. Wie gut wäre es für unsere Kinderwelt, wenn diese sehr verständigen und verständlichen Auseinandersetzungen von allen Eltern beherzigt werden könnten!

Ein andere Schrift kunstpädagogischen Inhalts rührt von Professor Dr. W. Rein in Jena her, dessen Stimme als der eines praktischen Pädagogen besonderes Gewicht beigemessen werden muß. Er tritt für den erzieherischen Wert der Kunst mit demselben Eifer ein, den die Theoretiker alter und neuer Zeit bekunden. Er zeigt in warmen Worten, die fern von unklarer Schwärmerei sind, wie befreiend und beglückend das Schöne auf den Menschen wirken kann, wenn der Sinn in ihm erzogen ist. Er legt den Finger auf die Schäden unserer bisherigen Erziehung, die uns zu Sklaven der Examina, zu einseitigen Buchstabenmenschen machte; er begrenzt knapp und richtig den Wert des Intellektuellen, des Sittlichen, des Künstlerischen, er warnt vor Übertreibung und Einseitigkeit der ästhetischen Pädagogik, indem er sich auf Schillers verwandte, dauernd gültige Prinzipien stützt. Er verweist auf die Erfahrungen, die an dem pädagogischen Universitätsseminar zu Jena gewonnen worden sind, zeichnet ferner einige Richtungslinien, in denen der Weg zur ästhetischen Erziehung liegen muß, gibt weiterhin einige Tabellen für die Ausschmückung der Schulzimmer und spricht endlich seine Ansicht darüber aus, wie man die Kunstblätter dem Verständnis der Kinder näher bringen könne. Hier scheint uns allerdings die rein ästhetische und die lehrhafte Auffassung etwas unklar ineinander zu fließen. Die ästhetische Auffassung läßt sich in der Schule überhaupt nur vorbereiten und kann nur vom gereiften Menschen vollzogen werden. Die Betrachtung, welche als Beispiel gegeben ist, Dr. Kautzschs Auseinandersetzung der ästhetischen Elemente einer Steinzeichnung von Kampmann, zeigt eben doch nur, daß man das eigentlich Ästhetische, d. h. unmittelbar ohne Reflexion zum Gefühl sprechende, durch Worte nicht vermitteln kann. Alle die Vorzüge, die Dr. Kautzsch an dem Bilde von Kampmann hervorhebt, können ebenso gut einer kolorierten Photographie eines Dörfchens bei Sonnenuntergang eigen sein. Das aber, worauf es ankommt, das Wahrnehmen eines Geistes, einer persönlichen Auffassung, die aus jedem Zentimeter des Bildes spricht, läßt sich durch Worte nicht mitteilen. Sagt doch auch K. Lange, daß die Forderung der allerhöchsten künstlerischen Stufe bei der dem Kinde zu bietenden Kunst eine Feinheit des Verständnisses voraussetzt, die die meisten Kinder noch nicht haben und nicht haben können.

Die Tabellen, die sich den theoretischen Auseinandersetzungen anschließen, rühren von Rektor Schubert-Lauscha (für Bürgerschulen), von Oberlehrer Ankel-

Frankfurt a. M. (für Gymnasien) und von Direktor Dr. Schirlitz-Frankfurt a. M. (für höhere Mädchenschulen) her. Einige der vielen angeführten Blätter sind durch Sternchen als besonders empfehlenswert bezeichnet. W. Rein meint aber doch, daß es über die Auswahl viel Streit geben könne; indessen es müsse einmal ein Anfang gemacht werden. Unsere Meinung geht dahin, daß nicht drei, sondern dreihundert solche Listen aufgestellt werden müßten, und daß es selbst dann noch schwierig sein wird, einen brauchbaren Kanon des für die verschiedenen Schulen geeigneten planmäßig geordneten Materials zu gewinnen. Bevor diese Umfrage nicht gestellt und das zusammenströmende Material im heißen Feuer der Diskussion geprüft und geläutert worden ist, fehlt immer noch das Haupthülfsmittel der ästhetischen Erziehung. Widersinnig erscheint vor allem, daß eine Menge Kunstblätter ad hoc für die Kinder von jungen Künstlern hergestellt werden: wir lassen doch auch keine Volkslieder von Lehrern der Konservatorien herstellen, oder Volksmärchen von jungen oder ergrauten Berufsdichtern erfinden. Es gibt deren gute übergenug; man muß sie nur suchen.

Die Begegnung.

Im Traume ging ich jüngst auf morgenfrüher Reise,
Mein Herz war frohbewegt, die Lippen sangen leise.

Da plötzlich hinter mir, aus grauverlornen Weiten,
Taktsicher Schritt für Schritt, die Straße hör' ich's schreiten.

Und aus dem Nebel taucht, vom Morgenstrahl beschienen,
Eiu hohes, hehres Weib mit erzgegoßnen Mienen.

Es lag ums stille Haupt des Haar's gebleichte Flechte,
Das saumbestäubte Kleid trug hochgeschürzt die Rechte.

Und ihre Linke hielt, nicht weiß ich es zu nennen,
Ob Scepter oder Stab, schwer war es zu erkennen.

Doch um die Lippen stand gespensterhaftes Grauen —
Und näher trat ich rasch, ins Antlitz ihr zu schauen.

„Du bist so herb und stumm, es tat die Nacht dir wehe,
O weile, bis der Tag dir licht zur Seite gehe!"

„„Ob Tag, ob Nacht sich kehrt, mir wechseln keine Zeiten,
Und fürbaß ohne Rast durchs Erdall muß ich schreiten.""

„Und was am Wege blüht, du hast es nie beachtet?"
„„Niemals. Urewig sind die Augen mir umnachtet.""

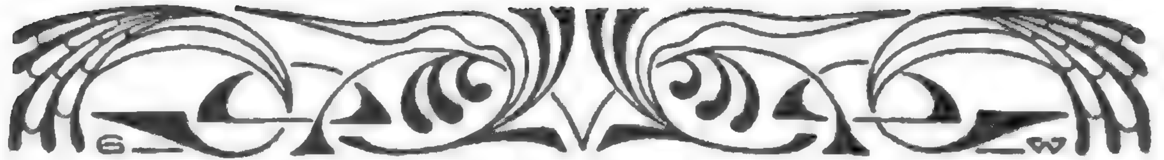
„So komm' und laß dich sanft zu frommen Menschen führen!"
„„Nicht Liebe kann, nicht Haß, ein ehern Herz mir rühren.""

„Wer bist du, schrecklich Weib, das heimisch nirgend rastet,
Das blind und führerlos die weite Welt durchhastet?"

„„Das Schicksal bin ich. Ob die Augen nimmer sehen,
Die Wege find ich all', und alle, die sie gehen.""

J. Reginus.

Aus: J. Reginus Gedichte. — Verlag von Ludolf Beust, Straßburg i. E.



Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

Zu den merkwürdigsten Zeichen der Zeit gehört es, daß überall in lateinischen Landen ein Kulturkampf ausgebrochen ist, der mit außerordentlicher Erbitterung geführt wird.

In Frankreich ist es die Frage der Kongregationen, an der die Leidenschaften sich entzünden, in Spanien eben dieses Problem, in Italien die Frage der Ehescheidung, und in allen drei Staaten geht das Ziel dahin, die Herrschaft des Staates über die Kirche fest zu begründen. Aber es lassen sich dabei doch sehr wesentliche Unterschiede verfolgen. Die Italiener haben schon in den Tagen Cavours den Kampf aufgenommen, weil er die conditio sine qua non ihrer nationalen Einigung war, und weil die Kurie die ihr gebotenen günstigen Bedingungen mit einem unerschütterlichen „non possumus" zurückwies. Die Vorteile, welche die Fiktion vom „gefangenen Papst" bot, waren größer als die Aussichten, welche das Programm der italienischen Patrioten „libera chiesa in libero stato" verhieß, und da seither der Staat entschlossen die tatsächliche Einigung Italiens durchgeführt hat, mußte der Gegensatz durchaus unversöhnlich werden. Mag die italienische Regierung noch so viel Entgegenkommen und zarte Rücksicht zeigen, und noch so sehr bemüht sein, die Wünsche der Kurie zu erraten, und ihr zu geben, was sich irgend geben läßt, es bleibt dabei, daß eine intransigente klerikale Opposition ihr gegenübersteht. So hat man sich endlich auch entschlossen, die Frage der Ehescheidung nach staatlichen Interessen, nicht nach klerikalen Machtansprüchen zu entscheiden, und der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein. Der Staat wird siegen und die Kurie ein neues Mittel in Händen haben, die „Gläubigen" gegen den gottlosen Staat aufzuregen.

Daß aber hierbei weniger Prinzipien als politische Erwägungen mitspielen, zeigt der Umstand, daß eben diese Kurie beide Augen zudrückt, wo die französische Republik unter ihren sozialistischen Führern in rücksichtsloser Weise die hierarchischen Ordnungen und Institutionen des Landes niederreißt. Wir wollen dabei nicht verkennen, daß bei den französischen Kulturkämpfern gleichfalls mehr das politische als das religiöse Bedenken den Ausschlag gegeben hat. Der Klerikalismus in Frankreich hat seinen Schwerpunkt in den trotz allem mächtigen monarchisch-gesinnten Kreisen der französischen Aristokratie und der

französischen Armee, er übt einen ungeheuren Einfluß durch die Frauen aus und wurzelt zudem im Bauerstande. Wäre nicht die Gesinnungstyrannis der Stadt Paris und der politische Terrorismus, den der siegende Sozialismus ausübt, so müßte die Rückkehr zu einem monarchisch-klerikalen Regiment der schließliche Ausgang sein. Nationalisten und Antisemiten knüpfen ihre Hoffnungen an diese Zukunfts-Perspektive und das gerade erklärt die erstaunliche Härte, mit der gegen die Kongregationen wie gegen die Crypto-Monarchisten und Klerikalen des französischen Offizierskorps vorgegangen wird. Der Kriegsminister André hat noch jüngst in Toulon und Nancy die Maßregeln gerechtfertigt, die er zur Demokratisierung der Armee getroffen hat. Das alte Schlagwort liberté, égalité, fraternité sei heute überholt. Man habe als viertes die justice! hinzugefügt und deshalb auch den Sozialisten einen Platz im Ministerium gegeben, denn man dürfe doch nicht verkennen, daß sie eine Macht im Staate darstellen. Gewiß eine merkwürdige Argumentation, wenn man sich erinnert, daß der Sozialistenführer Jaurès kein Hehl daraus macht, daß sein Ziel und das seiner Gesinnungsgenossen sei, die gegenwärtige Staatsordnung umzuwerfen, um die Utopie des kommunistischen Staates aufzurichten, die als Realität nur in der Vorstellung dieses politischen Phantasten besteht.

Nun sollte man meinen, daß damit ein weiterer Anlaß zu einem Bruch zwischen der Kurie und dem offiziellen Frankreich geboten wäre, denn niemand hat den Sozialismus aller Schattierungen schärfer verurteilt als Rom. Aber das geschieht keineswegs, und wird auch nicht geschehen, denn die französische Regierung hat die mächtige Waffe in Händen, daß sie jederzeit den Peterspfennig sperren kann, der aus keinem Lande der Welt so reichlich in den Vatikan fließt, als aus Frankreich. Und noch eine weitere Erwägung spielt mit. Frankreich, das die Organisationen der katholischen Kirche auf französischem Boden zerstört, fördert sie mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln in der Fremde, zumal im Orient. Es ist, um ein Wort Gambettas zu wiederholen, klerikal für den Export, und damit gibt Kardinal Rampolla, der die Politik Leo XIII macht, sich zufrieden.

Ähnlich haben die Verhältnisse auch in Spanien gelegen, nur daß dort die Entwicklung sich noch in einem früheren Stadium befindet, und daß ein, freilich nicht mit ausreichenden Machtbefugnissen ausgerüstetes, Königtum an der Spitze steht. Don Praxedes Mateo Sagasta mit seinem liberalen Ministerium ist hauptsächlich wegen seiner antiklerikalen Politik, welche die Wege Frankreichs einschlug, zu Fall gebracht worden. Mit Señor Silvela sind die Konservativen ans Ruder gekommen und da der neue Ministerpräsident sein Regiment mit Auflösung der Kortes begonnen hat, wird er bis zu den Neuwahlen im April Zeit haben, sich den Boden für eine weitere Wirksamkeit vorzubereiten. Es muß aber bei Erwägung seiner Aussicht in Betracht gezogen werden, daß Sagasta nicht mehr der rechte Vertreter der Liberalen war. Er ist ein alter Herr von 75 Jahren, der seine politischen Grundsätze in den Tagen der Königinnen Christine

und Isabella sich erworben hat. Die Generation der liberalen jungen Spanier von heute geht weit über ihn hinaus und dazu kommt noch eine teils sozialistische, teils republikanische Arbeiterpartei, der immer noch lebendige Karlismus, und weiter im Hintergrunde die höchst gefährliche Sekte der Anarchisten. Man kann den jungen König, Don Alfonso, um seine Königskrone wahrlich nicht beneiden. Gemeinsam ist nun allen drei romanischen Staaten, daß die bäuerliche Bevölkerung, und wie wir schon für Frankreich hervorhoben, die Frauen, klerikal, in Spanien und Italien meist auch monarchisch, gesinnt sind und in diesen Gegensätzen liegt die Gefahr der Zukunft. Zwischen dem, was man die „Intellektuellen" nennt und den unteren Volksschichten liegt ein Abgrund, der schwer zu überbrücken ist. Fast wie verschiedene Nationen stehen sie einander gegenüber.

Aber kann man das nicht auch von den Parteien anderer Länder sagen? In gleichem Maße gewiß nicht, wenn wir von England, Deutschland, den Vereinigten Staaten von Nordamerika reden. In Österreich-Ungarn sind es tatsächlich verschiedene Nationen und dort treten alle anderen Interessen vor diesen nationalen Gegensätzen, zu merklichem Schaden der Gesamtheit, zurück, in Rußland gibt es nur Kämpfe zwischen der Bureaukratie und allem, was nicht in den Kreis dieser regierenden Beamtenschaft gehört, wobei der Opposition, in welcher Form immer sie sich zeigen mag, der Charakter des Staatsverbrechens aufgedrückt wird, denn Bureaukratie und Heer sind, wie man im Orient sagen würde, des Zaren Haupt und Hand; in den kleinen Staaten aber werden die Ausschreitungen des politischen Parteilebens zum Glück gezügelt durch die erzwungene Rücksicht, die sie auf ihre großen und mächtigen Nachbarn nehmen müssen und diese haben viel zu viel im eigenen Hause zu tun, als daß sie jenen den Luxus einer gefährlichen Politik gestatten könnten. Wir haben dafür gerade in den letzten Jahren eine Reihe von Beispielen erlebt, und speziell die Geschichte der kleinen Staaten der Balkanhalbinsel zeigt uns, wie alle Anläufe zu weit angelegten und ehrgeizigen politischen Plänen an der Barriere scheitern, die ihnen der Wille der großen Mächte setzt. Recht deutlich ist das wieder an der makedonischen Frage zu Tage getreten, welche die Leidenschaften aller Balkanstaaten, ohne jede Ausnahme, auf das tiefste erregte. Sie ist heute, Dank den Großmächten, auf den Weg der Reform geleitet worden, wobei dann freilich abzuwarten bleibt, ob die geplanten Reformen Wirklichkeit werden und ob Ferid Pascha der Mann ist, die Widerstände zu überwinden, die ihm ohne Zweifel entgegentreten werden. Das Schlimmste dabei ist, abgesehen von den nationalen Rivalitäten, die Korruption des türkischen Beamtentums, das bisher noch an keiner Stelle seine Pflichten länger zu erfüllen verstanden hat, als der direkte Druck von oben her unerläßlich machte. Man wird daher gut tun, nicht allzu optimistisch zu urteilen, und sich dessen erinnern müssen, daß diese makedonische Frage, selbst wenn die Reformen durchgeführt werden sollten, für Rußland der Punkt bleibt, an dem es jederzeit ansetzen kann, wenn es die orientalische Frage aufzugreifen einmal entschlossen sein sollte.

Daß Rußland heute den Frieden auf der Balkanhalbinsel aufrecht erhalten will, steht trotz aller aufregenden Kundgebungen der russischen Presse unbedingt fest und ist durch eine Kundgebnng des Regierungsanzeigers eben erst ausdrücklich bestätigt worden. Rußland steht in einer wirtschaftlichen und politischen Krisis, die ihm jede Aktion auf europäischem Boden, wir wollen nicht sagen verbietet, aber doch höchst unerwünscht erscheinen läßt. Die herrschende national und religiös intolerante Richtung vertritt zudem nach wie vor den Gedanken, mit dem Kaiser Alexander III. seine Regierung antrat und mit dem er ins Grab sank: Die Reformarbeit der sechziger Jahre rückgängig zu machen und die Eigenherrschaft des Zaren voll wiederherzustellen. Demgegenüber hat sich in den Vertretungen der Landschaften (semstwo's) eine liberale Opposition zu organisieren begonnen, die aus dem unsicheren Schwanken der Regierung in der Frage des Unterrichtswesens und der Verwaltung ihre Kraft schöpft, und von unten her durch die radikale Jugend zu weiterer Aktion gespornt wird. Auch darf man den Einfluß nicht übersehen, den die moderne russische Literatur, namentlich durch ihren Hauptvertreter, den Grafen Leo Tolstoi, ausübt, und deren Nachtreter, die Tschechow, Gorki u. s. w., bei uns eine völlig unverständliche Anerkennung gefunden haben. Das alles ist, wie man in den siebziger Jahren sagte, Anklage-Literatur, die oft genug den Staat als solchen negiert und sich darin gefällt, das Niedrigste und Gemeinste, als das Natürliche und Selbstverständliche in seiner vollen Blöße, man möchte sagen, schamlos, zu schildern. Bei Tolstoi, dem diese letzten Vorwürfe nicht gelten, kombiniert sich die völlige Unfähigkeit die sittliche Hoheit des Staatsgedankens zu erfassen, mit einem religiösen Mystizismus, der nur im Grade verschieden ist, von jenem politischen Wahnsinn, in welchen die Duchoborzen in Kanada verfallen sind, sobald sie den Zwang einer despotischen Regierung nicht mehr zu fürchten hatten. Es sind eben Elemente der Zersetzung und der von ihnen ausgehende Zersetzungsprozeß frißt in höchst bedenklicher Weise weiter um sich. Dazu kam, daß die beiden mächtigsten russischen Minister, Witte und Plehve, in erbittertem Kampf einander gegenüberstanden, während von der höchsten Stelle zwar sehr rühmliche Grundsätze und Prinzipien verkündet werden, wirkliche politische Taten aber nicht ausgehen. Die Frage wird sich schließlich wohl dahin zuspitzen, ob die Finanzkraft Rußlands, d. h. sowie die Dinge heute liegen, der Kredit Rußlands, ausreicht, um die unerläßliche Erleichterung der den Bauernstand drückenden Lasten durchzuführen. Kann das geschehen, so wird es wieder stille werden, wenn nicht, so stehen große Erschütterungen bevor. Aber allerdings große auswärtige Unternehmungen müßte ein reformierendes, oder auch nur ein heilendes Rußland sich versagen und auf längere Zeit auch darauf verzichten, die ungeheure Rüstung weiter auszubauen, die das Volk vom baltischen Meer bis zum Stillen Ozean hin hat anlegen und seufzend und stöhnend tragen müssen.

Es ist übrigens merkwürdig, daß man heute mit größerer Sicherheit über russische als über englische Verhältnisse reden kann, obgleich jenseit des Kanals die vollste Öffentlichkeit herrscht, während es ja bekannt ist, wie streng die

russische Zensur waltet. Für die richtige Beurteilung der englischen Verhältnisse liegt die Hauptschwierigkeit wohl darin, daß das englische Parlament mit seiner Majorität unter einer Parole zusammengetreten ist, die heute nicht mehr gilt. Das im November 1900 gewählte Parlament wurde ganz ausschließlich auf den Burenkrieg hin gewählt, nicht um eine Maßregel von solcher Tragweite, wie es die education bill ist zu beschließen, so daß die Opposition nicht im Unrecht ist, wenn sie von einer Überrumpelung spricht, und gewiß würde sie ihre Revanche nehmen, wenn sie die Möglichkeit hätte, heute noch einmal an die Wähler zu appellieren. Aber gerade daran ist nicht zu denken. Das Ministerium Balfour-Chamberlain hält seine Macht in festen Händen und wird aller Wahrscheinlichkeit nach sie nicht nur zu behaupten, sondern noch weiter zu stärken wissen. Die Reise des Staatssekretärs für die Kolonien nach Südafrika vollzieht sich eben jetzt unter Voraussetzungen, die man noch vor einem halben Jahre für undenkbar gehalten hätte. Chamberlain wird tatsächlich von allen Parteien dort mit Ungeduld erwartet. Er soll die bestehenden Gegensätze ausgleichen, materiell helfen und dem Lande die Möglichkeit wiedergeben, in ruhiger Arbeit sich materiell zu erholen. Denn darüber soll man sich nicht täuschen; vor den materiellen Fragen tritt zur Zeit alles übrige in den Hintergrund, mit ihnen, nicht mit Zukunftskombinationen antienglischen Charakters rechnet die Burenbevölkerung. Nicht als der bestgehaßte, sondern als der meistersehnte Mann wird Chamberlain in Oranje-Kolonie und Transvaal, wie in der Kapkolonie seine Umreise halten. So sehr haben die Verhältnisse sich geändert und damit sollten auch alle Burenfreunde rechnen. Sie finden keinen Widerhall in Südafrika. Im Zusammenhang dieser Betrachtungen und unter Verweisung auf den sehr lehrreichen Artikel des Grafen Pfeil im Dezemberheft dieser Zeitschrift sei noch darauf hingewiesen, daß die zweifellos vorhandenen Schwierigkeiten, die eine größer angelegte Einwanderung von Buren in Südwestafrika für uns nach sich ziehen würde, ernste Erwägung verdienen und den Wunsch nahe legen, die jetzt in Massen aus dem Wolgagebiet, wie aus Südrußland auswandernden deutschen Kolonisten in unsere südwestafrikanische Kolonie zu ziehen. Das ist keineswegs unmöglich, sobald man sich entschließt, die Kosten der Übersiedlung zu übernehmen und diese kerndeutschen, protestantischen, in wasserarmen Gegenden zu landwirtschaftlichem Betrieb seit Generationen wohlgeschulten Elemente so weit zu fördern, daß ihnen Südwestafrika lockender erscheint als Kanada, wohin sie jetzt drängen. Die großen Aussichten, welche die Eisenbahnlinie Porto Alexandre—Ottavi eröffnet, wenn sie, wie wir bestimmt hoffen, zu stande kommt und nicht durch die kurzsichtigen Proteste der Herren um den Assessor Gerstenhauer zu Fall gebracht wird, müßten, mit einer Einwanderung dieser deutschen Kolonisten aus Rußland kombiniert, eine neue Ära wirtschaftlichen Lebens auf dieser zukunftreichsten unserer afrikanischen Besitzungen erschließen.

Inzwischen haben die lange hingeschleppten Differenzen mit Venezuela endlich die Wendung genommen, die das unerhört herausfordernde Verhalten

des Präsidenten Castro heraufbeschworen hat. Wir liegen im Kriege mit Venezuela, und wie Deutschland hat auch England sich entschlossen, Gewalt zu brauchen, um die störrische Republik zu nötigen, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Mit sehr weitgehender Langmut wurden seit Jahr und Tag alle Mittel erschöpft, um eine gütliche Erledigung der schwebenden Differenzen herbeizuführen. Jetzt hat die Exekution begonnen, und schon existiert die venezolanische Flotte nicht mehr. Auch das zweite Stadium, die Blockade der Küsten, ist in Angriff genommen, das dritte Stadium wird die Beschlagnahme der Zollstätten sein. England, das zum ersten Mal im Lauf seiner Geschichte mit Deutschland allein zur See zusammenwirkt, geht nach demselben vereinbarten Plan vor wie wir, und ebenso steht fest, daß die noch in Betracht kommenden Vereinigten Staaten von Nordamerika die beschlossenen Operationen kennen und billigen. An Landerwerbungen auf venezolanischem Boden wird von keinem Teile gedacht, aber es ist wohl denkbar, daß der Effekt der Exekution noch einige Zeit auf sich warten läßt, da Señor Castro alles daransetzt, um sich in seiner Stellung — denn darauf kommt es ihm zumeist an — zu behaupten, so lange es irgend möglich ist. Die Zeit der Herrschaft pflegt in Venezuela auch die Zeit der Bereicherung für die Machthaber zu sein, so daß der Neid um den Platz an der Krippe der letzte Grund aller Revolutionen gewesen ist. Castro ist weder schlimmer noch besser als sein Vorgänger, aber offenbar weniger klug, da er sonst den Bruch mit zwei Großmächten nicht in so unerhört frivoler Weise provoziert hätte. Jedenfalls ist für uns kein Grund zur Aufregung vorhanden, und auch das ist denkbar, daß, wenn nicht besondere Zwischenfälle eintreten, der Abschluß dieses venezolanischen Abenteuers erfolgt sein dürfte, wenn diese Zeilen dem Leser vor Augen kommen.

Das Bemühen eines Teiles der englischen Presse, diese venezolanischen Angelegenheiten zu benutzen, um in den Vereinigten Staaten gegen uns eine künstliche Aufregung groß zu ziehen, ist völlig aussichtslos. In Amerika kennt jedermann die Quellen dieser Agitation und schätzt sie danach ein, auf die Politik des Präsidenten aber bleibt das Treiben ohne jeden Einfluß.

Auch fehlt es nicht an Anzeichen, daß sich in England selbst ein Umschwung vorbereitet. Das Treiben des National Review stößt auf entschiedenen Widerspruch, die gehässige Publikation des ehemaligen Botschafters Rumbold ist vor dem Parlament nachdrücklich als taktlos verurteilt worden und die letzte Anwesenheit Kaiser Wilhelms auf englischem Boden hat einen solchen Eindruck gemacht, daß der uns außerordentlich feindselige Argus-Korrespondent der Nowoje Wremja, aus London schreibt: „Die in den ersten Tagen nach Eintreffen des Kaisers so stark hervortretende antideutsche Strömung ist plötzlich zum Stehen gekommen und alle äußerlich erkennbaren Zeichen der Feindseligkeiten haben aufgehört. Man behauptet, den Redakteuren der großen Zeitungen seien Mitteilungen gemacht worden, aus denen sich ergab, daß es unpatriotisch von ihnen wäre, in der bisherigen Haltung zu verharren.“ Was Herr Argus über solche Mitteilungen phantasiert, lohnt

nicht wiederholt zu werden; Tatsache ist aber, daß jene Wendung in der politischen Stimmung allerdings stattfindet, ganz wie sich bei uns eine Wandlung in Beurteilung der südafrikanischen Dinge langsam aber sicher vollzieht. Man beginnt, Licht und Schatten gerechter zu verteilen; was wir bisher sahen, war wie ein chinesisches Bild, hier nur Licht und auf der anderen Seite schwarze Finsternis. So aber pflegt die Wirklichkeit nie auszusehen.

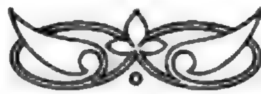
Ein Werk bewunderungswürdiger Kulturarbeit haben eben jetzt die Engländer zu vorläufigem Abschluß gebracht.

Der große Damm von Assuan, der bestimmt ist, die Nilüberschwemmungen zu regeln, konnte am 10. Dezember, nachdem die Herzogin von Connaught — bekanntlich die Tochter des Prinzen Friedrich Karl — den letzten Stein eingefügt hatte, nach fast vierjähriger Arbeit dem Gebrauch übergeben werden. Dieser Damm ist 2700 Yards (2467 Meter) lang und so stark gebaut, daß er einen Druck von 1 395 150 000 Cubikyards Wasser verträgt, d. h. den Druck, den ein See von 30 Fuß Tiefe und 45 englischen Quadratmeilen Inhalt ausüben würde. Ursprünglich hatte man den Damm doppelt so groß geplant, weil aber dann die Tempelbauten zu Philae unter Wasser gesetzt worden wären, sich auf das beschränkt, was heute erreicht ist. 335 englische Meilen weiter im Süden ist die kleinere Barre von Assiut hergerichtet, die gleichen Zwecken dient, aber ebenfalls nur ein Teil des großartig gedachten Systems zur völligen Regulierung der Nilgewässer darstellt, das nach vollendeter Eroberung des Sudan ins Leben treten soll. Was heute erreicht ist, genügt, um das Gebiet zwischen dem ersten Katarakt und Kairo nach Belieben mit Wasser zu versorgen und man hat berechnet, daß der jährliche Gewinn, der aus den neu bewässerten Gebieten gezogen werden kann, £ 2 660 000 beträgt, das ist mehr als die Hälfte der Kosten, die der Bau von Damm und Barre beanspruchte (£ 3 340 000). In zwei Jahren wird bereits, wie ein englisches Blatt sich ausdrückt, der Nil baar Geld bringen. Die Feierlichkeit, zu der auch Kaiser Wilhelm und der König von Italien geladen waren, entsprach der Bedeutung des Tages. Der Khedive, Herzog und Herzogin von Connaught mit Gefolge und den anwesenden Würdenträgern hatten auf einer Plattform Platz genommen, die geladenen Gäste hinter den goldenen Sesseln, welche für den Kaiser und den König freigelassen waren, rings um eine ungeheure Menschenmenge. Der Minister der öffentlichen Arbeiten, Fakhri Pascha übergab in französischer Ansprache das Werk dem Khedive, der danach die Herzogin ersuchte den Schlußstein zu legen. Als das geschehen war, sprach der Herzog einige Worte des Dankes und nun berührte der Khedive mit einem silbernen Schlüssel, wie ihn Ammon-Ker auf den Denkmälern trägt, einen elektrischen Knopf. Die sofort eintretende Wirkung war überwältigend. Fünf gewaltige Schleusen öffneten sich und donnernd stürzte sich das gefangene Wasser in das felsige Flußbett hinab. Aber doch nur solange als nötig war, um den Beweis zu erbringen daß das Werk gelungen sei. Ein Druck des Herzogs von Connaught am Hebel der hydraulischen Maschine und die Schleusen schlossen sich wieder. Alles hatte

gezeigt, daß dieses Wunderwerk moderner Technik in jeder Hinsicht vollkommen seiner Aufgabe entsprach.

Das Deutsche Reich ist dabei durch den Leg.-Rat von Müller vertreten gewesen, in Summa waren es über 400 geladene Gäste. Eine der größten englischen Zeitungen, der Standard, schließt seine Betrachtung mit den Worten: „Keine Rechenkunst kann uns vorhersagen, wie viele Millionen von Fellahs aus diesem Werk Glück und Gedeihen ziehen, und in welchem Maße es den Wohlstand ganz Egyptens heben wird. Hier liegt die Antwort auf die Frage, welchen Nutzen denn unsere Occupation Egyptens den Untertanen des Khedive gebracht hat? . . Der Damm von Assuan ist ein Monument, das ebenso lange dauern wird, wie das größte Werk der Pharaonen, es wird aber von unendlich größerem Nutzen sein!" Das ist gewiß richtig und an solcher Arbeit zeigt sich die Bedeutung Englands für den Fortschritt der Welt. Die politische Erziehung der Nation zeigt sich eben darin, daß für große Kulturarbeiten die Initiative des Einzelnen, der Beifall der Gesamtheit und die Unterstützung des Parlaments allezeit energisch zusammenwirken und daß vor solchen Aufgaben alle Parteidifferenzen schweigen.

Wann werden wir einmal so weit sein, dasselbe auch von uns sagen zu dürfen?



Ans Land Baden.

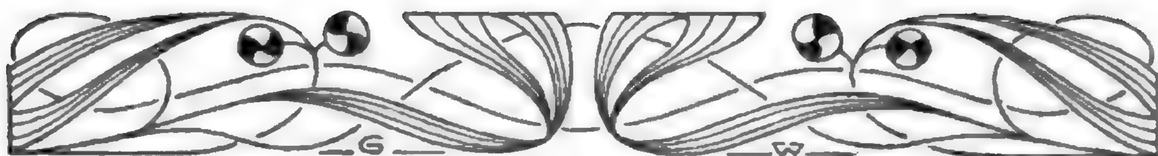
Mein Vaterland, mein Baden,
Am jugendfrischen Rhein!
Zu Deinem Mahle laden
Die Ähren und der Wein:
An Deines Brotes Marke
Der Leib gesund sich speist,
Dein Rebentrank, der starke,
Weckt feurig auf den Geist.

Du heller Gottesgarten,
Du blickst im Blütenschnee
Von Deines Schwarzwalds Warten,
Von Deinem Bodensee
Bis wo auf grüner Halde,
Vom Schlehenhag gekrönt,
Im stillen Odenwalde
Des Hirten Flöte tönt.

Weit schweift' ich auf und nieder,
Sah Nord und Südens Pracht;
Heim zog mich's immer wieder
Zu Deiner Tannen Nacht:
O Land voll Quellenadern,
Drin Lust und Freude loh'n,
O Land voll Felsenquadern,
Ich fühl's, ich bin Dein Sohn!

O Land, zuerst mir Wiege,
Quarzhalt'ger Mutterschoß,
Gib daß zuletzt ich liege
Bedeckt von deinem Moos!
Im Rauschen Deiner Föhren
Ruf' ich's vom Berge weit:
Mein Herz soll Dir gehören
In Zeit und Ewigkeit!

Aus: Vaterlandsgesänge von Heinrich Vierordt, 2. Auflage, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow—Berlin.

15. Dezember 1902.

In den letzten Wochen sind dem Ansehen des deutschen Reichstages die schwersten Wunden, vielleicht unheilbare Wunden geschlagen worden. Wir haben an dieser Stelle öfter auf die Erscheinungen hinweisen müssen, die nur als Symptome eines erschreckenden Niederganges des Parlamentarismus angesehen werden können. Was früher zu einem großen Teile noch Befürchtung war, ist jetzt bereits zur Wirklichkeit geworden. Mit Schmerz und Ekel mußte man sehen, daß Schimpfworte, wie sie aus aufgeregten Pöbelhaufen ertönen, und Gassenbubensitten im hohen Hause deutscher Volksvertretung heimisch wurden und das Ansehen des Deutschen Reiches vor aller Welt prostituierten.

Für solche Erfahrungen gewährt es nur eine schwache Genugtuung, daß in der Zolltariffrage die Verständigung zwischen den Mehrheitsparteien und den verbündeten Regierungen endlich erreicht und der Zolltarif in der Nacht vom 13. auf den 14. Dezember nach einer fast neunzehnstündigen Sitzung endgültig angenommen ist. Diese Verständigung mußte kommen; an dieser Überzeugung haben wir ein Jahr hindurch festgehalten, selbst zu Zeiten, als politische gut unterrichtete Leute für solche Meinung nur ein mitleidiges Lächeln hatten. Wir haben daran festgehalten, nicht etwa aus bloßem Vergnügen an einem grundsätzlichen Optimismus, sondern auf Grund einer sorgfältigen Schätzung der für und gegen das Zustandekommen des Werkes eingesetzten Kräfte. Es gibt in politischen Dingen eine gewisse innere Logik, die sich unbedingt durchsetzt, mögen sich die Hindernisse und Widerstände auch bergehoch türmen. Die leitenden Männer der Regierung waren die einzigen, die eine solche starke Stellung besaßen und es — Gott sei Dank — auch wußten. Sie wußten es, unbeirrt durch die verwirrende Erscheinung, daß Angriffe von zwei entgegengesetzten Seiten auf sie eindrangen.

Wir haben in unsern früheren Betrachtungen zur Genüge geschildert, wie sehr die Mehrheit des Reichstags trotz ihres Wunsches, den Zolltarif zu stande zu bringen, sich auf unerfüllbare Forderungen festgerannt hatte. Es schien nachgerade fast unmöglich, einen Ausweg zu finden.

In dieser peinlichen Lage übernahm die Minderheit die Rolle des rettenden Engels für die Mehrheit. Wie schon im vorigen Monatsbericht erwähnt wurde, genügte die erste Bekundung der Absicht der Mehrheitsparteien, die Hand zur Verständigung zu bieten, um die Opposition der Linken zu einer kurzsichtigen und frivolen Obstruktionspolitik zu veranlassen. Wie blind und täppisch diese Obstruktion war, zeigte namentlich die Verhandlung über den Antrag Aichbichler, der zwar von der Mehrheit allerdings als Warnungszeichen vorgeschickt wurde, aber doch inhaltlich vollkommen harmlos war. Er ersetzte ein Abstimmungsverfahren, das sonst 40 Minuten erfordert hatte, durch ein anderes, bei dem genau der gleiche Zweck in etwa 12 Minuten erreicht wurde. Bebel verriet sich, indem er eben in diesem Zeitgewinn ein Durchkreuzen der Absichten der Minderheit feststellte, und in demselben Geleise bewegten sich auch die Ausführungen der freisinnigen Vereinigung. Es wurde also von der Minderheit, so zu sagen, offiziell zugegeben, daß die Zeitverschwendung für sie nicht eine leidige Notwendigkeit im Interesse einer gründlichen Beratung, sondern daß sie Selbstzweck sei; man gestand die Absicht zu, die Mehrheit an der Bekundung ihres Willens zu hindern.

Damit hatte die Minderheit ihrerseits den ersten Schritt getan, das Grund- und Lebensprinzip des Parlamentarismus zu durchbrechen. Es war nun eine Pflicht der Mehrheit geworden, das Recht des Parlamentarismus zu wahren und der Möglichkeit vorzubeugen, daß eine Minderheit durch offene Verhöhnung der Mehrheit und durch Verhinderung der Beschlußfassung geradezu das Fortbestehen eines verfassungsmäßigen Gesetzgebungsapparats in Frage stellte. Dadurch gab die Minderheit selbst in ihrer fanatischen Torheit den letzten heilsamen Druck, der der Mehrheit die Umkehr aus der Sackgasse ermöglichte. Denn bei der Wahl zwischen dieser Umkehr einerseits und der Unmöglichkeit jeder parlamentarischen Weiterarbeit andererseits konnte nun die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft sein. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Man fand nun auch, wonach man so lange vergeblich gesucht hatte, ein paar kleine Zugeständnisse der verbündeten Regierungen, die die eigentlichen Differenzpunkte wenig oder gar nicht berührten, die aber doch nun dem Zentrum und der Mehrheit der Konservativen ermöglichten, sich auf den Boden der Regierungsvorlage zu stellen, wie es die Nationalliberalen bereits vorher getan hatten.

Nachdem so eine mit der Regierung Hand in Hand gehende geschlossene Mehrheit für die Vorlage geschaffen war, — nur die Gruppe der strengen Agrarier blieb abseits —, galt es die Form zu finden, in der die Obstruktion niederzukämpfen war. Die Minderheit hatte den Beweis geliefert, daß sie nicht sachlich beraten, sondern nur die Mehrheit in der Ausübung ihres verfassungsmäßigen Rechts hindern wollte. Die einzig mögliche Antwort darauf war, daß die Mehrheit ihr Recht erzwingen mußte, selbst wenn die sachliche Beratung, die ja von der Minderheit selbst verhindert und mißbraucht worden war, darunter leiden sollte. Jedes sachliche Bedenken konnte um so eher wegfallen, als ja tat-

sächlich die Ansichten der Minderheit durch die Erörterungen eines ganzen Jahres in Kommission und Presse allen, die etwas von der Sache verstanden oder sich dafür interessierten, zur Genüge bekannt waren, überdies der autonome Zolltarif, wenn er auch formell den Charakter eines Gesetzes hat und der Zustimmung der Volksvertretung unterliegt, doch in Wirklichkeit gar nicht die Bedeutung für weite Volkskreise hat, die ihm in tendenziöser Weise beigelegt wird. Für die Volksinteressen liegt der Schwerpunkt in den Handelsverträgen. Welche Form ein autonomer Tarif haben muß, um den Unterhändlern als geeignetstes Instrument zu dienen, das ist weit mehr die Arbeit engerer sachverständiger Kreise, als Sache weitschweifiger und einseitiger Erörterungen im Parlament über Dinge, deren endgültige Gestaltung hier gar nicht zu übersehen ist. Das Bestreben, nun den Tarif in einer einzigen sachlichen, aber gedrungenen und zusammenfassenden Diskussion zu erledigen, war also völlig berechtigt.

Aus diesem Bestreben heraus entstand der Antrag v. Kardorff, der von den Führern sämtlicher Fraktionen der Mehrheit unterzeichnet wurde. Was bedeutet er? Seine Erörterung in der Presse ist ein bedauerliches Zeichen für die Hartnäckigkeit, mit der mißverständliche und entstellte Auffassungen im Parteikampf aufrechterhalten werden, — im festen Vertrauen auf die Voreingenommenheit und das kurze Gedächtnis des zeitunglesenden Publikums. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß viele, die gegen den Antrag v. Kardorff geschrien und geschrieben haben, noch heute nicht wissen, was eigentlich darin stand. Der Antrag wollte in Wirklichkeit weiter nichts, als dem § 1 des Zolltarifgesetzes eine Fassung geben, die es ermöglichte, die Diskussion über den Zolltarif nicht etwa zu unterdrücken, sondern sie als ein Ganzes zu betrachten. Wie weit die Mehrheit im Lauf der Diskussion Veranlassung fand, diese einzuschränken oder durch Schlußanträge abzuschneiden, war Sache der geschäftsordnungsmäßigen Behandlung der späteren Beratung und hatte mit dem Antrag v. Kardorff nichts zu tun.

Die Mehrheit glaubte anfangs die Obstruktion nicht ohne Änderung der Geschäftsordnung niederzwingen zu können, — ein Gedanke, der sich auch später als richtig erwies, — aber die Nationalliberalen widerstrebten aus anerkennenswerten Gründen diesem Vorschlag; sie wollten auf dem Boden der Geschäftsordnung bleiben, so lange es irgend möglich war. Es wurde ihnen schlecht gedankt; ein Teil ihrer eigenen Freunde fiel ihnen nachher in den Rücken und leitete gerade aus dem Umstande, daß die Nationalliberalen die bestehende Geschäftsordnung so lange wie möglich aufrechterhalten wollten, die heftigsten Vorwürfe ab.

Die Einbringung des Antrags Kardorff und die daran sich knüpfende Verhandlung über die geschäftsordnungsmäßige Zulässigkeit dieses Antrags rief nun jene Szenen hervor, deren jeder Patriot nur mit tiefster Beschämung gedenken kann und die nicht nur das deutsche Nationalgefühl, sondern auch das einfache Anstandsgefühl gebildeter Menschen auf das schwerste und gröblichste verletzten. Bei jedem Vorgang, der angeblich die Entrüstung der Sozialdemokraten erregte, — denn das Ganze war noch dazu nur eine jämmerliche Komödie, — bekundeten

die „Genossen" ihr Mißfallen durch wüstes Geschrei und ein lärmendes Gebahren, das sich mit vollem Bewußtsein über die Ordnung des Hauses und die Autorität des Präsidenten hinwegsetzte. Dieses organisierte Niederschreien des Redners und des Präsidenten — denn darum handelte es sich, nicht etwa um elementare Ausbrüche einer wirklichen, sich momentan vergessenden Leidenschaft, — verschmähte selbst die Mittel nicht, mit denen auf dem Theater der Lärm von Volkshaufen nachgeahmt wird. So sehr fühlten sich diese Leute in der Rolle des Pöbels. Und um die Illusion vollständig zu machen, sparte man auch die Schimpfwörter der Gasse nicht. „Räuberbande! Zuhälter! Verräter! Taschendiebe!" so schallte es aus den Reihen der Sozialdemokraten zu den Bänken der Rechten hinüber. Mit Entrüstung und mühsam verhehltem Widerwillen blickte ein Mann wie Herr v. Vollmar auf die eigenen Genossen, und einmal konnte er ein kräftiges „Schämen Sie sich!" nicht zurückhalten. Es war ein schlimmer Augenblick, als in einem wüsten Tumult, wo man fast schon den Übergang zum Faustkampf erwarten mußte, die Glocke des Präsidenten klirrend zersprang und zu Boden fiel. Ein Augenblick der Schmach und Erniedrigung für ein Parlament, das, wie kein anderes auf Erden, in einer Zeit unvergleichlichen nationalen Ruhms geboren wurde!

Genug von diesen widerwärtigen Auftritten! Die Parteileidenschaft hat dafür gesorgt, daß der volle Eindruck dieser Vorgänge weiten Kreisen gar nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Man hat dafür die Formel gefunden, daß die Ausschreitungen gewiß bedauerlich seien, aber die Mehrheit habe sie durch einen Rechtsbruch provoziert. Bis weit in die Reihen der Nationalliberalen hinein ist diese ursprünglich aus der sachlichen Gegnerschaft gegen den Tarif entsprungene und dann unter der Firma des „liberalen Prinzips" verbreite Ansicht gedrungen. Auf die falsche Voraussetzung des Ganzen, daß die Minderheit zu sachlicher, wenn auch ausgedehnter Beratung geneigt gewesen sei und die Mehrheit andere Mittel gehabt habe, sie dazu zu zwingen, braucht hier nicht eingegangen zu werden. Auch soll hier nicht darüber diskutiert werden, ob selbst ein Rechtsbruch einem gebildeten Manne das Recht gibt, sich an einer Stelle, wo das Ansehen der Nation zu wahren ist, wie ein Gassenbube zu betragen. Nur über den sogenannten „Rechtsbruch" ein paar Worte.

Zunächst wird die Übertreibung zurückzuweisen sein, als ob die Geschäftsordnung eine Art von Verfassung darstelle. Die Geschäftsordnung ist weiter nichts als die von dem Hause selbst gutgeheißene und nach Bedürfnis von ihm, d. h. natürlich von seiner Mehrheit abzuändernde Satzung, nach der die Verhandlungen geführt werden. Sie soll die geordnete Erledigung der Geschäfte gewährleisten, nicht etwa, wie neuerdings behauptet wird, den „Schutz der Minderheit" bezwecken und noch weniger natürlich der Minderheit die Handhabe liefern, um die geordnete Erledigung der Geschäfte zu verhindern. Daß jede geordnete Beratung an sich einer sich in den Grenzen ihres Rechts haltenden Minderheit einen Schutz bietet, ergibt sich aus der Natur der Sache.

Man hat nun gesagt, der Antrag Kardorff sei gegen den „Geist" der Geschäftsordnung. Das sagte die Minderheit in demselben Augenblick, wo sie sich durch Verhinderung einer zweckmäßigen Beratung ganz unverantwortlich gegen den „Geist" der Geschäftsordnung versündigte. Hat die Minderheit das Recht, mit Hülfe des Buchstabens der Geschäftsordnung den Geist des Parlamentarismus totzuschlagen, so ist die einzig richtige Antwort der Mehrheit, daß sie auch ihrerseits den Buchstaben der Geschäftsordnung benutzt, um den Geist des Parlamentarismus zu retten.

Ein Parlament darf bei aller Achtung vor der geltenden Rechtsform und — selbstverständlich — streng im Rahmen der Verfassung doch niemals vergessen, daß es nicht ein Gerichtshof ist, um bestehendes Recht zu finden, sondern daß es zur Erfüllung des Staatszwecks das Recht weiterzubilden und neues Recht zu schaffen hat. In Artikel 5 der Reichsverfassung heißt es klipp und klar: „Die Übereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen (nämlich Bundesrat und Reichstag) ist zu einem Reichsgesetze erforderlich und ausreichend". Wenn die Mehrheit des Reichstags gehindert wird, Beschlüsse zu fassen, so ist es also ihre verfassungsmäßige Pflicht, diese Hindernisse zu beseitigen; nirgends steht etwas geschrieben, wonach die Erfüllung dieser verfassungsmäßigen Pflicht vor dem angeblichen Heiligtum der Geschäftsordnung Halt zu machen hat. Selbst wenn die Geschäftsordnung Gesetzeskraft hätte, müßte sie geändert werden, so weit sie die Erfüllung des verfassungsmäßigen Zwecks der parlamentarischen Arbeit, nämlich die Herbeiführung von Mehrheitsbeschlüssen unmöglich macht. Es ist gerade eine der wichtigsten Aufgaben des Parlamentarismus, das formelle Recht im Einklang mit den Erfordernissen des praktischen Staatslebens zu erhalten. Diese Wirksamkeit unter Berufung auf formelles Recht unterbinden zu wollen, bedeutet für einen modernen Politiker den größten Widersinn, der überhaupt begangen werden kann. Und an ein solches Unterfangen noch dazu im Namen des Liberalismus heranzutreten, des Liberalismus, der aus dem Kampf gegen den starren Bann historischer Rechtsformen geboren ist, das ist der Gipfel des Widersinns. Zu erklären ist dergleichen nur aus der Unfähigkeit des waschechten Parteimanns, ein Prinzip festzuhalten, wenn es sich in einem Sonderfalle einmal gegen die eigene Meinung zu kehren scheint. Wenn die Herren, die jetzt die unfruchtbare Jammerpolitik der freisinnigen Vereinigung als echten Liberalismus preisen, ein wenig Geschichte studieren wollten, so würden sie finden, daß der Liberalismus ebenso wie alle verwandten Strömungen in der Weltgeschichte ihr Dasein im Grunde nur sogenannten „Rechtsbrüchen" verdanken. Es ist geschichtliches Gesetz, daß die Entwicklung über jedes Recht, das dem Unsinn und dem Mißbrauch dient, früher oder später einmal hinwegschreitet. Gesunde politische Institutionen haben eben dafür zu sorgen, daß die kleinen Mißbräuche, die der fruchtbaren Weiterarbeit sich in der Form des „Rechts" entgegenstellen, bei Zeiten „gebrochen" werden, ehe sich der Stoff zu einer Krisis oder gar zu einer Revolution zusammenballt.

Die Mehrheit des Reichstags sah sich im Laufe der Verhandlung nun doch genötigt, die Geschäftsordnung zu ändern. Es wurde der Antrag Gröber eingebracht und nach kurzem Kampfe angenommen, wodurch es möglich wurde den endlosen, nur zum Zweck der Verschleppung herbeigeführten Geschäftsordnungsdebatten vorzubeugen. Nun war der Weg frei für den Antrag Kardorff und die Möglichkeit, auf diesem Wege nach kurzer summarischer Debatte die zweite Lesung der Zolltarifvorlage zu Ende zu bringen. Das jetzt erreichte Resultat hatte nur den Zweck, einen Abschluß der langen Einzelberatungen herbeizuführen. Erst bei der dritten Lesung kam das Ergebnis der eigentlichen Verständigung zur Geltung. Mit vollberechtigtem Triumph können unsere leitenden Staatsmänner auf diesen schwer errungenen Erfolg blicken. Nun beginnt die schwere und verantwortungsvolle Aufgabe der Vertrauensmänner der Regierung, die uns hoffentlich mit Hülfe dieser wesentlich verbesserten Unterlage vorteilhafte Handelsverträge schaffen.

Erlebte Wahrheiten.

Im Kristall beruhigt sich der Formdrang des Stoffes, in der Liebe zu Gott und den Menschen die Rastlosigkeit des Geistes.

* * *

Es gibt Virtuosen der Liebenswürdigkeit. Sie wissen stets welcher Klang bei dem andern Widerhall findet. Man hält sie für herzenswarm, während sie nur der eigenen Kunst den Hof machen.

* * *

Das naive Kind und der echte Weise lächeln oft über Dinge, die die große Menge mit offenem Munde bestaunt.

* * *

Eine kleine Stelle, die du ausfüllst, ist ein Ehrenplatz; die größte, der du nicht genügst, ein Pranger.

* * *

Das Talent haben wir, das Genie hat uns.

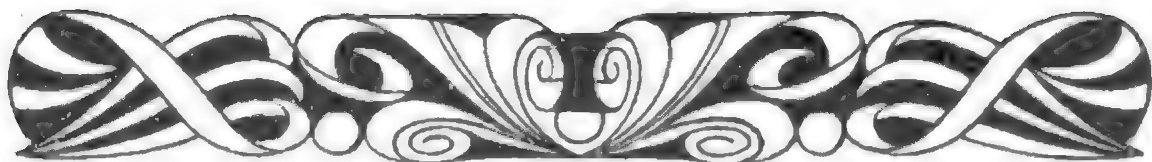
* * *

Die größte Gabe eines politischen Führers besteht heute darin, die Zuhörer glauben zu machen, daß sie eigene Gedanken besitzen.

* * *

Der höchste Gipfel des Menschenwissens spaltet sich in zwei Spitzen: Gewissen und Bescheidenheit.

Otto von Leixner.



Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn—Berlin.

Wertzölle als zweckmäßige Mittel gegen die Forzierung der Ausfuhr durch Trusts zu Schleuderpreisen. — Die Verschärfung der Beziehungen zwischen England und Deutschland. — Die Bagdadbahn. — Der Aufschwung der nordamerikanischen Union. — Zur Baumwollfrage. — Die Exekution gegen Venezuela.

„Doktrinär bin ich in meinem Leben nie gewesen", sagte Bismarck am 24. Februar 1881 im Reichstage, „alle Systeme kommen für mich erst in zweiter Linie, in erster Linie kommt die Nation, ihre Stellung nach außen, ihre Selbständigkeit, ihre Organisation, in der Weise, daß wir als große Nation in der Welt frei atmen können." In der Tat muß vor allem der Wirtschaftspolitiker sich von jedem Doktrinarismus freihalten und allein die Verhältnisse und Bedürfnisse des Volkes entscheiden lassen. So haben die wirtschaftspolitischen Doktrinäre beispielsweise die Wertzölle zum alten Eisen geworfen und erklären jeden für rückständig und beschränkt, der es wagt, ihre Wiedereinführung irgendwie zu befürworten. Wertzölle sind umständlich zu berechnen und erschweren die Einfuhr, deshalb wurden sie abgeschafft. Indessen haben sie doch ihre großen Vorzüge, sie werden genau im Verhältnis zu dem jeweiligen Wert der Ware festgesetzt, belasten sie gerecht und verschieben sich nicht wie die Gewichtszölle bei Preisrückgängen oder Preissteigerungen. In manchen Warengattungen schwanken die Werte zwischen 10 M. und 1000 M. für den Doppelzentner, wie z. B. bei Eisenwaren. Da wirkt der Gewichtszoll nicht selten wirtschaftlich falsch und sozialpolitisch ungerecht, wie bei der Verzollung von Taback, Wein und Luxusgegenständen. Einst verschloß man sich in Deutschland die Augen vor diesen Vorzügen der Wertzölle, weil sie die fremde Einfuhr erschwerten. Welcher Staat ist denn aber heute nicht bestrebt, die fremde Einfuhr zu erschweren? Ist nicht selbst England darauf bedacht, durch Einfuhrverbote, durch das Made in Germany, durch Bevorzugung heimischer Erzeugnisse bei Lieferungen, durch die größerbritischen Zollverbandspläne? Und wie steht es in Nordamerika? Hat man nicht dort durch konsularische Prüfung der Fakturen schon im Ausfuhrstaat auf

den Wertzoll ein ganzes System von Einfuhrerschwerungen aufgebaut und hat nicht dieses System in wirtschaftlicher wie in finanzieller Hinsicht alle Erwartungen, die daran geknüpft wurden, übertroffen? Bei der Aufstellung des neuen deutschen Zolltarifgesetzentwurfes konnte man sich nicht dazu entschließen, Wertzölle auch nur teilweise wieder einzuführen. Allem Anscheine nach wurde hier eine Versäumnis begangen, die sich nicht leicht gutmachen läßt, und vielleicht wird schon in kurzer Zeit diese Erkenntnis sich weiteren Kreisen aufdrängen.

Im Laufe des Jahres 1902 hatte die deutsche Ausfuhr an Eisen- und Stahlerzeugnissen nach Nordamerika sehr erheblich zugenommen und zwar mehr an Menge als an Wert, weil die betreffenden deutschen Kartelle nach Nordamerika erheblich billiger, allem Anscheine nach sogar mit Verlust, verkauften als im Inlande und mit Hülfe eines besonderen Verbandes gewisse Ausfuhrvergütungen bewilligten. Diese Forzierung der Ausfuhr ist unter Umständen für die betreffenden Werke vorteilhaft, namentlich dann, wenn der Absatz auf dem einheimischen Markt stockt. Zunächst wird dadurch der einheimische Markt entlastet. Was aber wichtiger ist, es kann die volle Beschäftigung der einheimischen Werke aufrecht erhalten werden. Wenn der einheimische Markt nicht genügend aufnahmefähig ist, so forzieren die Fabrikanten die Ausfuhr und stellen dem Auslande niedrigere Preise, ja selbst solche, die ihnen Verlust bringen, lediglich um den vollen Betrieb ihrer Werke aufrecht zu erhalten. Man gewinnt dadurch auch die ausländischen Märkte. Nirgends wird diese Praxis rücksichtsloser und umfassender betätigt als in Nordamerika, insbesondere auch von dem dortigen Stahltrust. Diesem einflußreichen nordamerikanischen Trust wurde nun die deutsche Einfuhr namentlich an Stahlknüppeln unbequem und es sah sich die oberste Zollbehörde der Vereinigten Staaten veranlaßt, dagegen einzuschreiten. Ganz unerwartet erfolgte eine Verfügung, wonach bei der Verzollung deutscher Stahlknüppel ꝛc. nicht mehr die niedrigen Ausfuhrpreise, wie sie auf den Fakturen standen, sondern die höheren deutschen Marktpreise zu Grunde gelegt werden sollten. Außerdem wurden noch Strafzölle wegen unrichtiger Wertangabe aufgeschlagen, so daß die weitere Einfuhr deutscher Stahlwaren nicht mehr möglich war. Ob die nordamerikanischen Bundesgerichte gegen diese Verfügung der obersten Zollbehörde angerufen werden und welche Entscheidung sie fällen, ist unerheblich gegenüber der Tatsache, daß die Nordamerikaner alsbald einen Weg fanden, um die Einfuhr von Erzeugnissen kartellierter Industrien zu niedrigen Ausfuhrpreisen zu verhindern und zwar durch eine zweckmäßige Handhabung der Wertzölle des Dingleytarifes.

Wie, wenn nun die nordamerikanischen Trusts mit ihrer Kapitalsmacht diese Praxis gegenüber Deutschland wieder aufnehmen, was bereits vom Stahltrust angekündigt wird, wenn sie ihre Erzeugnisse zu verlustbringenden Preisen auf den deutschen Markt werfen, um ihre Betriebe in unvermindertem Umfange aufrecht zu erhalten? Gegenüber solcher Praxis ist Deutschland gänzlich machtlos,

auch wenn das neue Zolltarifgesetz in Kraft tritt. In dieses Gesetz nachträglich noch eine Bestimmung gegen die Einfuhr fremder Trustgesellschaften zu Schleuderpreisen einzuführen, ist nicht nur formell schwierig, sondern auch materiell kaum tunlich. Mit welchen Mitteln will man einer so versatilen Praxis, wie sie unter den angedeuteten Umständen die nordamerikanischen Trusts betreiben, wirksam beikommen? Nach welchen Grundsätzen sollen etwaige Zuschlagszölle gegen die Einfuhr von Trusterzeugnissen zu Schleuderpreisen bemessen werden? Und da vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich nordamerikanische Trusts in Betracht kommen — wird nicht die Union in solcher Ausnahmebestimmung ein gegen sie besonders feindliches Vorgehen erblicken und zu Gegenmaßregeln schreiten? Würde nicht daraus ein Zollkrieg entstehen können, der deutscherseits bisher mit Ängstlichkeit, ja unter Opfern vermieden wurde? Wenn der neue deutsche Zolltarif Wertzölle mindestens für diejenigen Industrieerzeugnisse enthielte, bei denen eine Einfuhr zu Schleuderpreisen durch fremde Trustgesellschaften zu befürchten ist, so wären alle diese Fragen sehr einfach zu beantworten, so würde man einzig und allein die Praxis der nordamerikanischen Zollbehörde zu befolgen haben, die durch anderweite Bemessung der Wertzölle nach den fremden Marktpreisen die unwillkommene Einfuhr alsbald beseitigte. Für die Sicherung der deutschen Arbeit gegen die fremde Konkurrenz erscheint die angeregte Frage von höchster Wichtigkeit. Schon angesichts der Praxis der nordamerikanischen Trusts und ihrer großen Kapitalkraft ist zu befürchten, daß sie, sobald der nordamerikanische Markt versagt, aufs neue beginnen werden, ihre Erzeugnisse zu Schleuderpreisen auf die europäischen Märkte, also auch nach Deutschland, zu werfen, und daß es ihnen gelingen wird, mit ihren niedrigen Auslandspreisen die Schutzzölle des neuen deutschen Zolltarifs illusorisch zu machen. Diese besondere nordamerikanische Gefahr ist schon seit geraumer Zeit in Erscheinung getreten, doch verfügt man leider bisher in Deutschland noch über kein Mittel, um ihr wirksam begegnen zu können, und es ist zu besorgen, daß in der Folge entweder die deutsche Industrie empfindlichen Schaden leidet oder das Deutsche Reich mit der Union in einen Zollkrieg verwickelt wird.

§ 10 des neuen deutschen Zolltarifgesetzes bestimmt zwar annähernd im Sinne eines Antrages der Mehrheitsparteien von Mitte 1899, daß ausländische Waren denselben Zöllen und Zollabfertigungsvorschriften unterworfen werden können, die im Ursprungsland auf deutsche Waren Anwendung finden, also Waren aus der nordamerikanischen Union, aus Brasilien 2c. auch Wertzöllen nebst Wertdeklarationen, aber nur soweit nicht Vertragsbestimmungen entgegenstehen. So lange die nordamerikanische Union und das Deutsche Reich im Meistbegünstigungsverhältnis verbleiben, kann von dieser Bestimmung deutscherseits nicht Gebrauch gemacht werden. Im Fall eines Zollkrieges hat das Deutsche Reich aber andere Handhaben. Hätte man sich in Deutschland entschließen können, Wertzölle wenigstens für gewisse Trusterzeugnisse anzusetzen, so könnten die nordamerikanischen Trusts bekämpft werden, wie dies in Nordamerika geschieht, ohne

daß man dort einen Vorwand hätte, gegen Deutschland den Zollkrieg zu eröffnen. Diese Möglichkeit ist leider auch nach dem neuen deutschen Zolltarifgesetz nicht gegeben.

Die politischen Beziehungen zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reiche würden kaum getrübt werden, wenn nicht die Engländer angesichts des Aufschwunges der Deutschen sich die Meinung in den Kopf gesetzt hätten, in dem Deutschen Reiche einen gefährlichen Konkurrenten erblicken und bekämpfen zu müssen, anstatt die nordamerikanische Gefahr, die doch in erster Reihe England bedroht, ernster ins Auge zu fassen. Wie aus den kürzlich veröffentlichten Aufzeichnungen des früheren englischen Botschafters in Berlin Sir Edward Malet („Shifting Scenes" in Leipzig auch bei Tauchnitz erschienen) hervorgeht, nahm Bismarck wiederholt Gelegenheit, in Gesprächen mit diesem Botschafter die Rekriminationen der englischen Chauvinisten gegen Deutschland zurückzuweisen. Bismarck bezeichnete nach Malets Mitteilungen die Feindseligkeit der Engländer gegen Deutschland als eine „engherzige Seite insularen Denkens" und wunderte sich darüber, daß die Engländer sich nicht dazu verstehen wollten, das Eintreten Deutschlands in den internationalen Wettbewerb als eine Wohltat für die Weltentwicklung zu betrachten, da sie selbst doch durch den freien Wettbewerb ihrer Kräfte im Innern einen so gewaltigen Aufschwung erlebten. England sei im Begriff gewesen, in Schlaf zu verfallen, und durch Deutschlands unerhörte Fortschritte in den letzten beiden Jahrzehnten aus seinem Schlummer heilsam emporgerüttelt worden. Gerade infolge der kolonialen Bestrebungen Deutschlands wären die Engländer bestrebt gewesen, die herrschende Stellung in Afrika zu erlangen, die sie sich denn auch gesichert hätten. Die Vermehrung der Flotten des Deutschen Reiches wie der anderen Länder und die kolonialen Bestrebungen der verschiedenen Staaten hätten dazu beigetragen, Englands Stellung als Seemacht zu entwickeln. Nach Bismarcks Meinung wurden die Engländer aus dem Zustande einer gefährlichen Erstarrung erst durch die Fortschritte Deutschlands auf dem Gebiet von Industrie, Handel und Schiffahrt aufgestachelt. Wenn die Engländer in Erwägung ziehen, was eine Autorität wie Bismarck über die deutsch-englischen Beziehungen geäußert, wenn sie bedenken wollten, daß ein Patriot wie Sir Edward Malet sich im großen und ganzen auf den Bismarckschen Standpunkt gestellt hat, dann werden sie wenigstens in ihren weiterblickenden Köpfen zu der Erkenntnis kommen müssen, daß die nationale Gereiztheit, die sie gegen Deutschland hegen und gelegentlich recht deutlich bekunden, zwar begriffen und entschuldigt, nun und nimmermehr aber politisch als richtig und zweckmäßig anerkannt werden kann. Bismarck schätzte die Engländer im einzelnen, hatte aber für ihre Politik keine besondere Sympathie. Er bedauerte wiederholt, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und England nicht besser seien, meinte aber, kein Mittel dagegen zu wissen, da das einzige, das ihm bekannt sei, darin bestehe, daß der deutschen Industrie ein Zaum angelegt werde. Dieses Mittel erkärte aber Bismarck mit Recht für nicht anwendbar.

Was schon wiederholt an dieser Stelle (I. 924, II. 774) hervorgehoben wurde, daß der Bau der Bagdadbahn noch in weiter Ferne steht, hat unlängst Direktor Gwinner von der Deutschen Bank nach Rückkehr von einer türkischen Reise bestätigt. Nach wie vor ist die türkische Regierung nicht imstande, die Zinsgarantien, die sie für die Bagdadbahn vertragsmäßig eingeräumt hat, in einer für die betreffenden Bankkreise hinreichenden Weise sicherzustellen. Eine Zeit lang war davon die Rede, daß mit dem Bau einer kürzeren Strecke von Konia aus begonnen werden sollte, doch selbst diese Nachricht hat sich nicht bestätigt. In den beteiligten deutschen und französischen Bankkreisen hofft man, es werde die türkische Regierung sich über die Reform des Zolltarifs wie über neue Handelsverträge mit den Mächten und über die Unifikation der türkischen Schuld mit den fremden Gläubigern verständigen. Die Lösung dieser beiden türkischen Probleme kann sich indessen noch sehr lange hinziehen, und sollte sie wirklich gelingen, dann würden zwar der türkischen Regierung einige Einnahmequellen zufließen, aber, ganz abgesehen von dem eigenen Bedarf, doch nicht annähernd genügende, um die Kilometergarantie für die ganze Bagdadbahn so zu verbürgen, wie die Berliner und Pariser Finanzmänner es verlangen müssen, da sie selbst bei dem Bau der Bagdadbahn kein Risiko übernehmen wollen. Angesichts der fortwährenden Angriffe russischer Blätter gegen das deutsche Reich wegen der Bagdadbahn und im Hinblick auf die Verdächtigungen der englischen Blätter, als betreibe das deutsche Reich den Bau der Bagdadbahn, um politisches Kapital daraus zu schlagen und in Vorderasien Boden zu fassen, ist es notwendig, immer wieder darauf hinzuweisen, daß die Inangriffnahme der Bagdadbahnbauten sich noch gar nicht absehen läßt und es somit jenen deutschfeindlichen Anfeindungen und Verdächtigungen an einer greifbaren Unterlage durchaus fehlt.

In seiner Botschaft an den Kongreß hat Präsident Roosevelt den politischen und wirtschaftlichen Imperialismus, wie er seit dem Kriege mit Spanien die leitenden Kreise der Union beherrscht, aufs neue bekräftigt. Die Monroedoktrin soll die Grundlage der auswärtigen Politik bleiben, aber nur in bezug auf Amerika, und zur Aufrechterhaltung dieser Doktrin verlangt Roosevelt die Schaffung einer durchaus guten Flotte. Im übrigen aber greift er über die Monroedoktrin weit hinaus, ja er setzt sich über die Monroedoktrin hinweg, die wirtschaftlich auf einen selbständigen geschlossenen Handelsstaat, politisch auf eine unabhängige, sich selbst genügende Republik hinauslief, denn er verkündet, daß die Union in der Welt eine große Rolle gespielt hat und künftig ihre Rolle zu einer noch größeren machen will. Das amerikanische Volk müsse seinen Platz unter den großen Nationen einnehmen, es sehe der Zukunft hochgemut und entschlossenen Willens entgegen und schrecke vor bevorstehenden Kämpfen nicht zurück. Der gegenwärtige hohe Stand der materiellen Wohlfahrt sei die Folge der Entfaltung wirtschaftlicher Kräfte, der Gesetze, der beständigen Politik und vor allem der hohen durchschnittlichen Eigenschaften der Bürger der Union. Die Trusts bezeichnet Roosevelt als unvermeidliche Entwicklungsformen,

die eine Herabminderung der Erzeugungskosten erzielt haben, er will nur ihre Auswüchse beseitigen. Eine Herabsetzung des Zolltarifs, wie sie wiederholt von freihändlerischen Blättern angekündigt wurde, stellt Präsident Roosevelt nicht in Aussicht, was vom nordamerikanischen Standpunkt aus zu begreifen ist. Ob sich die Union noch immer in einer Periode unbegrenzten Gedeihens befindet, wird die Zukunft lehren. Tatsächlich war ihr Aufschwung ohne gleichen, wie aus einer Abhandlung des Statistischen Amts in Washington über die Entwicklung des Gebietes, der Bevölkerung, des Nationalreichtums und des industriellen Lebens in der Union hervorgeht. Nachstehend die wichtigsten Zahlen daraus, zur besseren Veranschaulichung umgerechnet. Die nordamerikanische Union hält wie England noch an älteren Maßen und Gewichten fest, an Gallonen, Ballen, Bushels u. s. f.

		1850	1870	1880	1890	1900
Nationalreichtum	in Mill. M.	29967	—	—	—	396060
„ auf d. Kopf der Bevölkerung	in M.	1292,29	—	—	—	5190,61
Staatsschulden	in Mill. M.	266,5	—	—	—	4652,4
„ auf d. Kopf der Bevölkerung	in M.	11,50	—	—	—	60,98
Umlaufendes Geld	in Mill. M.	(1860) 1828,7	—	—	—	8631,6
Die Zahl der Farmen		1449073	—	—	—	5739657
Der Wert „ „	„ „	16661	—	—	—	86159
„ „ des Viehes auf d. Farmen	„ „	2285,6	—	—	10158,8	12520,4
Golderzeugung	„ „	—	210,0	151,2	157,8	332,6
Silber- „	„ „	—	67,2	164,6	296,1	312,9
Steinkohlenerzeugung	in Mill. Tons	—	32,9	63,8	140,9	241,0
Petroleum- „	in Mill. Liter	—	828,7	4140,0	7217,2	9979,5
Roheisen- „	in Mill. Tons	—	1,7	3,8	9,2	13,8
Stahl- „	in Mill. „	—	0,1	1,2	4,3	10,2
Baumwoll- „	in Mill. kg	—	666,5	1247,0	1569,5	2021,0
Woll- „	„ „	—	72,9	104,6	124,2	129,9
Weizen- „	„ „	—	5897,5	12462,5	10781,1	13055,0
Mais- „	„ „	—	27357,5	42935,0	37250,0	52627,5

Für die europäischen Industriestaaten ist die Baumwollfrage von größter Bedeutung. Auf dem Markte für Rohbaumwolle hat bekanntlich die nordamerikanische Union mit ihrer Erzeugung eine Art von Monopol. Im Durchschnitt des letzten Jahrzehntes lieferte die Union 62,5 Proz. des Gesamtertrages, Indien 15,3, China 7,9, Ägypten 7,3, das übrige Afrika 7,1, das asiatische Rußland 1,9, Mexiko 1, Brasilien 0,7, die Türkei 0,4, Japan 0,4, und die übrigen Länder 0,5 Proz. In einer sehr beachtenswerten Schrift „Die Baumwollzucht im Wirtschaftsprogramm der deutschen Überseepolitik“ (Schriften der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, Heft 1) gibt Dr. August Etienne diese Zusammenstellung und hebt dabei hervor, daß die Baumwollerzeugung in der Union noch immer beträchtlich zunimmt. In der Zeit von 1887/88 bis

1898/99 stieg daselbst der Ertrag von 7 auf 11,2 Millionen Ballen und die Anbaufläche von 20,1 auf 27,5 Millionen Acres. Etienne bestätigt, daß die Union in Baumwolle den Weltmarkt beherrscht und die Preise bestimmt. Schon darin liegt eine Gefahr für die europäischen Industriestaaten, denn „die Vergewaltigung der natürlichen Preisbewegung erfolgt bei keinem Welthandelsartikel in so wilder Weise wie bei der Baumwolle. Der Neu Yorker Baumwollring verfügt über die amerikanische Ernte und ist jeder Zeit in der Lage, durch Zurückhaltung der Vorräte Preissteigerungen empfindlichster Art durchzusetzen". Vielleicht noch schwerwiegender ist die Tatsache, daß unter dem Schutze des Dingleytarifes auch in den Südstaaten der Union, wo die Baumwolle gedeiht, die Baumwollindustrie erstaunliche Fortschritte macht. Was ist die Folge? Die Einfuhr von Baumwollwaren nach Amerika nimmt fortgesetzt ab, die Ausfuhr nordamerikanischer Baumwollwaren wächst an. Für die europäische Baumwollindustrie verschlechtern sich dadurch die Aussichten, zumal auch andere Absatzgebiete sich ihr nach Entfaltung einer eigenen Baumwollindustrie verschließen. Die Lage der europäischen Baumwollindustrie erscheint in sehr wenig rosigem Licht. Während aus Amerika ein gutes Geschäft gemeldet wird, verhandeln in England und Deutschland die Fabrikanten über Betriebsbeschränkungen. Um dem nordamerikanischen Weltmonopol in Rohbaumwolle entgegenzutreten und die Möglichkeit zu beseitigen, daß die Nordamerikaner darauf verfallen, am Ende gar ein Weltmonopol in Baumwollwaren anzustreben, müssen alle europäischen Staaten bestrebt sein, in ihren Kolonien oder in sonst geeigneten Ländern Anbauversuche von Baumwolle zu unternehmen oder zu begünstigen. Kürzlich wurde aus Cuba gemeldet, daß daselbst „sea island-Baumwolle" versuchsweise angebaut worden sei und noch größere Erträge bei längeren Fäden als in Nordamerika ergeben habe. Sollte diesen Versuchen ein ausgedehnter Anbau der Baumwolle auf breitester Grundlage folgen, so würde dadurch die deutsche Landwirtschaft einen doppelten Nutzen zu erwarten haben, sie würde Cuba als gefährlichen Konkurrenten in Zucker verlieren und zugleich in Cuba Abnehmer ihres Zuckers gewinnen können. In England mißt man der Baumwollfrage größte Wichtigkeit bei und es beabsichtigt die British Cotton-Growing Association, weiße Sachverständige aus Amerika behufs Prüfung der Anbauverhältnisse für Baumwolle nach verschiedenen englischen Kolonialgebieten zu entsenden. Bereits haben die Gouverneure der Goldküste und von Sierra Leone in Westafrika die Frage des Baumwollanbaues in Erwägung gezogen.

Welche Maßnahmen gegen zahlungsunwillige oder zahlungsunfähige Staaten ergriffen werden können, wurde an dieser Stelle bereits Anfang 1902 (I. 763. u. ff.) erörtert, als deutscherseits ein ernstes Vorgehen gegen Venezuela in Aussicht genommen worden war. Inzwischen ist auch England in diese Aktion eingetreten und eine vereinigte deutsch-englische Flottenabteilung hat die äußersten Maßregeln gegen Venezuela durchgeführt, die venezolanische Flotte beschlagnahmt und die Küste in Blokadezustand versetzt. Bisher war ein so tatkräftiges Vor-

gehen gegen böswillige Schuldnerstaaten nur ausnahmsweise zu beobachten. In der Regel erscheint es aus politischen Gründen untunlich. Erst nachdem die nordamerikanische Union ihre Bedenken auf Grund der Monroedoktrin fallen ließ, hatten Deutschland und England keine Rücksichten mehr zu nehmen. Im Laufe der letzten Jahre stellten Ägypten, die Türkei, Portugal, Griechenland, Spanien, ferner Argentinien, Nicaragua, Liberia, Paraguay, Uruguay und Ecuador mit einer äußern Schuld von insgesamt 9774 Mill. M. ihre Zahlungen ein, verständigten sich dann aber mit den großen Emissionshäusern und erfüllen auf Grund abgeschlossener Ausgleiche wenigstens einen Teil derjenigen Verpflichtungen, die sie übernommen hatten. Daneben gibt es noch einige Staaten, die gänzlich zahlungsunfähig sind und ihre Verpflichtungen unerfüllt lassen, wie Honduras, Santo Domingo, Kolumbia, Costa-Rica, Guatemala, einige Bezirke und Provinzen Argentiniens und endlich Venezuela. Nach dem neuesten Jahresbericht des Londoner Council of foreign bondholders belief sich das Schuldkapital dieser Staaten auf 760 Mill. M. und die Höhe der rückständigen Zinsen auf 53 Mill. M. Venezuela ist also nicht der einzige Staat, der sich über seine Verpflichtungen gegenüber dem Ausland hinwegsetzt und vermutlich würde es heute ebenso wenig bedrängt werden, wie Honduras, Santo Domingo, Kolumbia u. s. w., wenn nicht erschwerende Umstände hinzugetreten wären. In Venezuela wohnen neben 4000 Engländern und Amerikanern etwa 1500 Deutsche, zumeist in sehr günstigen Verhältnissen, namentlich in Caracas (500 Deutsche) und in Maracaibo. Der Handel beider Häfen soll zum größeren Teil in Händen deutscher Kaufleute liegen, die besonders die Ausfuhr in Kakao, Erzen, Häuten u. s. w. beherrschen. In Venezuela bestehen 38 größere deutsche Handelsunternehmungen, davon 8 in Caracas und 6 in Valencia, an der Spitze das Hamburger Haus Blohm, mit einem jährlichen Umsatz von 20 Mill. M. Wie es heißt arbeiten die deutschen Handelshäuser mit einem Kapital von 50 bis 60 Mill. M. In Kaffeepflanzungen sollen 20, in industriellen Unternehmungen, namentlich in Bierbrauereien, 5 Mill. M. deutsches Kapital angelegt sein. Die Venezuelabahn ist mit 60 Mill. M. deutschen Kapitals erbaut worden. Die deutschen Kapitalsinteressen in Venezuela sind schon vor einigen Jahren auf annähernd 200 Mill. M. geschätzt worden. Im Verhältnis zu der Kleinheit des Staates, der zwar doppelt so groß ist wie Deutschland aber nur 2½ Mill. Einwohner zählt, sind die deutschen Interessen erheblich. In den letzten Bürgerkriegen wurden bekanntlich deutsche Reichsangehörige auch durch Regierungstruppen geplündert und geschädigt, ohne daß die venezolanische Regierung bisher ausreichenden Schadenersatz gewährte. Diese Mißhandlungen deutscher Angehörige waren für die Reichsregierung der Hauptgrund zu ihrem Vorgehen und erst in zweiter Reihe standen die Ansprüche aus finanziellen Anlagen. In ihrem Ultimatum hat die Reichsregierung für die Schädigung ihrer Angehörigen insgesamt einen Ersatz von 3,7 Mill. M. verlangt. Dazu kommen fällige Verpflichtungen der venezolanischen Regierung an andere deutsche Unternehmungen, insbesondere wegen

der Venezuelabahn, so daß die deutschen Forderungen über 10 Mill. M. ausmachen. Auch England verlangt Ersatz für die Schäden, die seine Angehörigen in den Bürgerkriegen erlitten, und außerdem Deckung für die Schuldforderungen englischer Unternehmer in Höhe von nahezu 10 Mill. M. Mit geringeren Forderungen sind endlich Frankreich und Italien beteiligt. Da in Venezuela die Regierungen häufig wechseln und jede neue Regierung die Abmachungen und Verpflichtungen ihrer Vorgängerin bestreitet, so wird es nötig sein, um derartige Streitigkeiten endgültig aus der Welt zu schaffen, annähernd nach ägyptischem Vorbilde einen internationalen Ausschuß einzusetzen, bestehend aus Vertretern aller Mächte, auch der nordamerikanischen Union. Diesem Ausschuß wäre die selbständige Verwaltung gewisser Staatseinnahmen Venezuelas zu überweisen und er hätte dann aus dem Ertrage die verschiedenen Gläubiger zu befriedigen. Derselbe Gedanke ist auch in Washington aufgetaucht. Senator Lodge, ein Vertrauensmann des Präsident Roosevelt, hat sich für die Schaffung einer gewissen Polizeigewalt über Venezuela erklärt, die das Verhalten dieser Republik zu andern Staaten überwacht und eine Art von Finanzaufsicht ausübt, um zu verhindern, daß sich die kleine Republik leichtsinnig in Schulden stürzt und neue internationale Verwicklungen heraufbeschwört. Nach Lage der Sache werden die europäischen Mächte der nordamerikanischen Union die Entscheidung über die Einzelheiten der Regelung der venezolanischen Staatsschuldendienstes anheimstellen können.

Deutsch-nationale Gesinnung! Zu meinem Bedauern sind wir zu dieser Gesinnung nur sehr selten gelangt; ich würde mich freuen, wenn ich nach dieser Seite hin ein gewisses Rumoren und Radschlagen in Deutschland bemerkte — das ist mir aber bis jetzt noch nicht vorgekommen.

Abgeordnetenhaus, 28. 1. 86. v. Bismarck.

Fast für jede Sache lassen sich zwei, drei Wege einschlagen — viele Wege führen nach Rom. Welcher Weg der richtige, welcher der fehlerhafte ist, entscheidet die Zukunft, vielleicht wenn wir alle nicht mehr leben; aber der Weg, auf dem eine Regierung zu Grunde geht, ist der, wenn sie bald dies, bald jenes tut, wenn sie heute etwas zusagt, und dies morgen nicht mehr befolgt. Eine Regierung muß nicht schwanken: hat sie ihren Weg gewählt, so muß sie, ohne nach rechts oder links zu sehen, vorwärts gehen, kommt sie ins Schwanken, so wird sie schwach, und darunter leidet das ganze Staatswesen. v. Bismarck.

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Die deutsch-evangelische Kirche im Auslande. — Schulwesen. — Luxemburg. — England. — Nordamerika. — Deutsche Schutzgebiete.

Die deutsch-evangelische Kirche im Auslande. Nach einer Zusammenstellung des „Diasporaboten" bestehen außerhalb des deutschen Sprachgebietes 280 deutsch-evangelische Gemeinden mit rund 350 Pfarrern und zwar in folgenden Ländern (die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf die Pfarrer): Europa: Schweden 2 (2). — Dänemark 1 (4). — Schottland 4 (4). — England 10 (18). — Holland 3 (4). — Belgien 4 (6). — Luxemburg 2 (2). — Schweiz 3 (3). — Frankreich 7 (10). — Monako 1 (1). — Portugal 2 (2). — Spanien 3 (4). — Italien 23 inkl. 13 Predigerstationen für den Winter (27). — Griechenland 1 (1). — Türkei 2 (2). — Bulgarien 2 (2) — Rumänien 10 (12) — Serbien 1 (1). Afrika: Ägypten 2 (2). — Deutsch-Ost-Afrika 2 (2). — Kapland 5 (6). — Britisch-Kaffraria 7 (8). — Natal 10 (10). — Orange-Freistaat 3 (2). — Transvaal 7 (8). — Deutsch-Südwest-Afrika 1 (1). Südamerika: Argentinien 5 (6). — Paraguay 2 (2). — Uruguay 2 (2). — Brasilien 67 (72). — Chile 8 (9). — Peru 1 (1). — Venezuela 1 (1). Oceanien: Sandwich-Inseln 2 (2). — Samoa-Inseln 1 (1). — Neu-Seeland 4 (4). — Neu-Süd-Wales 5 (5). — Queensland 23 (25). — Süd-Australien 27 (40). — Viktoria 13 (16). Asien: Japan 1 (1). — China 3 (3). — Asiatische Türkei 6 (9).

Die Zahl der deutschen Protestanten im Auslande wächst von Jahr zu Jahr. Schon bilden die deutsch-evangelischen Gemeinden ein Netz, das die Erde umzieht. Man sollte erwarten, schreibt Professor Dr. Karl Mirbt-Marburg in der Vierteljahresschrift „Deutsch-Evangelisch", Zeitschrift für die Kenntnis und Förderung der deutsch-evangelischen Diaspora im Auslande, daß diese Auslandsdiaspora sich der speziellsten Fürsorge des evangelischen Deutschlands zu erfreuen hätte, denn es bedarf gar keiner Erläuterung, daß evangelische wie nationale Interessen in gleicher Weise gefördert werden, wenn diesen Gemeinden der deutsch-evangelische Glaube erhalten wird, wie es auf der anderen Seite unmittelbar einleuchtend ist, das im entgegengesetzten Fall sowohl Nationalität

wie Konfession Schaden leiden. Gleichwohl hat die heimatliche Kirche, wie Professor Mirbt an der angeführten Stelle hervorhebt, noch nicht das richtige Verhältnis zu diesen ihren Mitgliedern in der Fremde gefunden. Solchen ungesunden Zustand will die Vierteljahresschrift „Deutsch-Evangelisch" beseitigen und eine Brücke zwischen der Auslandsdiaspora und der heimatlichen Kirche schlagen, in dem sie beiden eine Stätte gemeinsamer theologischer Arbeit eröffnet. Für die Erkundung der deutschen evangelischen Gemeinden im Auslande hat Professor Dr. Mirbt einen umfangreichen Arbeitsplan entworfen, nach dessen Erfüllung die Auslandsdiaspora für die deutsch-evangelische Geistlichkeit kein fremdes Gebiet mehr sein und enger an die evangelische Kirche in Deutschland angeschlossen werden wird.

Schulwesen. In den deutschen Schutzgebieten üben mehrfach fremde, namentlich englische und nordamerikanische Missionare eine Schultätigkeit aus, ohne der deutschen Sprache mächtig zu sein, u. A. auf Samoa. Dadurch wird die Erziehung der Eingeborenen zum Gefühle deutscher Staatszugehörigkeit erschwert. Infolgedessen richtete der „Verein für deutsche Auswandererwohlfahrt" eine Eingabe an den Reichskanzler und brachte gesetzliche Bestimmungen in Vorschlag, wonach künftig in allen deutschen Schutzgebieten nur Missionare zugelassen werden sollen, welche der deutschen Sprache mächtig sind, wonach ferner der Schulunterricht daselbst entweder in deutscher oder in der betreffenden Eingeborenensprache erteilt werden muß, und nur dem entsprechende Lehrmittel benützt werden dürfen. In der Beantwortung dieser Eingabe erklärte die Kolonialabteilung, die Ansicht des Vereins über die Wichtigkeit deutscher Erziehung der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten durchaus zu teilen, und sprach die Hoffnung aus, daß es ihr gelingen werde, durch gütliche Einwirkung auf die fremden Missionsgesellschaften die von ihnen gebrauchte englische bald durch die deutsche Sprache ersetzen zu können.

Luxemburg. Seiner Bevölkerung nach ist Luxemburg ein überwiegend von Deutschen bewohntes Land, da unter 236 000 Einwohnern sich 221 000 Deutsche befinden. In den siebziger Jahren bestanden gleichwohl unter der Bevölkerung franzosenfreundliche Neigungen, die indessen seither zurückgetreten sind. Anscheinend angeregt durch die vlämische Bewegung in Belgien verlangen nun auch die Deutschen in Luxemburg die Anerkennung ihres nationalen Rechtes. Eine Versammlung von Vertretern der Deutsch-Luxemburger zu Arlon unter dem Vorsitz des Lütticher Universitätsprofessors Dr. Gottfried Kurth protestierte im Oktober dagegen, daß die Beamten, die von der belgischen Regierung nach Luxemburg entsendet werden, fast ausschließlich wallonischen Stammes und daher zur Verwaltung eines Landes nicht geeignet sind, dessen Bevölkerung vielfach der französischen Sprache gar nicht mächtig ist. In einer Eingabe an das Parlament haben die Deutsch-Luxemburger die berechtigte Forderung gestellt, daß in dem deutschen Teil der Provinz Luxemburg nur solche Beamten angestellt werden, die einigermaßen Deutsch verstehen. Einige vlämisch-nationale Vereine in Antwerpen und Brüssel

haben diese Forderung als berechtigt anerkannt und den vlämischen Abgeordneten empfohlen, sie zu unterstützen.

England. Ein deutscher Arzt in London, Dr. J. P. zum Busch, beklagte Ende November in einem Briefe an die „Deutsch-medizinische Wochenschrift“ den Mangel an Zusammenhalten unter den Deutschen Londons und ihre überaus rasche Verengländerung. In deutschen Gesellschaften werde oft nur englisch gesprochen, und was für ein Englisch. In den sogenannten gebildeten Kreisen der deutschen Einwanderer seien die Kinder nicht mehr deutsch, wollten nicht mehr deutsch sprechen, nichts von der Heimat ihrer Eltern wissen und nur Engländer werden, während alle übrigen Nationen in London, obwohl sie an Zahl und Bedeutung weit hinter den Deutschen zurückständen, fest zusammenhielten, ihre nationalen Festtage zusammen feierten und Zeit und Geld ihren nationalen Wohltätigkeitsanstalten zur Verfügung stellten. Das feste Zusammenhalten dieser Nationen verdanken sie nach den Beobachtungen von Dr. zum Busch nicht zuletzt dem unermüdlichen Eifer ihrer Gesandten, die es als eine ihrer Hauptpflichten betrachten, ihren Landsleuten in der Fremde als Mittelpunkt zu dienen. Dadurch werden schwankende Elemente fester mit nationalen Kreisen und Interessen verbunden. Wie aus den Andeutungen von Dr. zum Busch hervorgeht, haben es die Vertreter des Deutschen Reiches in London bisher unterlassen, in ihrer einflußreichen Stellung auch diese wichtige nationale Aufgabe zu erfüllen. Es ist in hohem Grade bedauerlich, daß alljährlich ein großer Teil der Londoner Deutschen ins englische Lager übergeht, weil, wie Dr. zum Busch meint, niemand sich die Mühe gibt, sie zusammenzubringen und dem deutschen Vaterlande zu erhalten.

Nordamerika. Nach Angabe der Londoner „Times“ meldete die „Neu Yorker Staatszeitung“ im Oktober, daß „alldeutsche Ideen“ nicht nur in Südamerika, sondern auch in den Vereinigten Staaten an Verbreitung und Einfluß zunähmen. In den Tälern des Mississippi und Missouri habe seit 1898 das Deutsche die französische Sprache verdrängt und mache immer größere Fortschritte in der Richtung auf Neu York. Es werde jetzt in allen amerikanischen Schulen gelehrt und von den jungen Amerikanern weit höher als das Französische geschätzt. Das alles müsse zu der Überzeugung bringen, daß deutsches Wesen und deutsche Sprache immer größere Vorrechte in fremden Ländern gewinnen, eines Tages sogar das Englische in den Schatten stellen und endlich zu Land und zu See herrschen werden. — Ob diese Sätze wirklich in der „Neu Yorker Staatszeitung“ gestanden haben, muß dahin gestellt bleiben, die „Times“ ist in dieser Hinsicht nicht ganz zuverlässig. Führt sie doch diese Sätze an, um daraufhin die Nordamerikaner zu warnen. Es würde eine große Gefährdung ihres inneren Friedens bedeuten, wenn sie unter sich ein so bedrohliches fremdes Element, wie das Deutschtum, das seine Weisungen von außerhalb empfange, stark werden ließen. Eines Tages könnten törichte Deutsch-Amerikaner nach dem Beispiel des Professors Vetter aus Bern erklären, daß sie und ihre deutschen Brüder das deutsche Amerika als eine geistige Provinz des Deutschen Reiches

betrachten. Da die „Times“ zugleich darüber klagt, daß der Besuch des Prinzen Heinrich in Nordamerika für England ein politisches Ereignis unerfreulicher Art gewesen sei, so liegt es nahe, welchen Erwägungen die neuesten deutschfeindlichen Verdächtigungen des Londoner Blattes entspringen. Kein Geringerer als Prinz Heinrich selbst hat derartige Verdächtigungen entkräftet, und zwar schon im voraus, als er in Chicago den Deutsch-Amerikanern zurief: „Sie sollten hier die besten Bürger sein, aber niemals vergessen, daß Sie Alle Deutsche oder deutscher Abstammung sind, Sie sollten gute loyale amerikanische Bürger sein, wie Sie im alten Vaterlande gute Bürger gewesen sind.“ Die Denunziationen der „Times“ gegen die Deutsch-Amerikaner mögen vielleicht den Beifall der gelben Presse finden, aber gewiß nicht die Zustimmung irgend eines unterrichteten Gentlemans in irgend einem Teile der Kulturwelt. Selbst so unzweifelhaft nationale und patriotische Verbindungen wie die deutschen Kriegervereine in der nordamerikanischen Union stellen sich ohne Rückhalt auf den Boden der nordamerikanischen Staatsangehörigkeit. In der Grundsatzerklärung des Deutschen Kriegerbundes von Nordamerika aus dem Jahre 1885 heißt es u. a.: „Wir sind mit Stolz Bürger unseres Adoptivvaterlandes und machen es solchen, die es nicht sind, zur strengen Ehrenpflicht, sich die Bürgerrechte in diesem Lande zu erwerben und sich je nach Kräften und Fähigkeiten am öffentlichen Leben zu beteiligen. Wir vergessen aber das Land, in dem wir geboren und zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen wurden, nicht, denn wer seine Mutter vergißt, kann sein selbstgewähltes Weib nicht lieben, und wer sein Geburtsland vergißt, kann nie ein guter Bürger seines Adoptivvaterlandes sein.“ Nationale Aufgabe der Deutsch-Amerikaner ist in erster Reihe Erhaltung ihrer Eigenart inmitten des großen Gemeinwesens, dem sie politisch angehören. Außerdem mögen die Deutsch-Amerikaner bestrebt sein, gerade durch die Pflege ihrer nationalen Eigenart in ihrem neuen Vaterlande Verständnis für die Bedeutung des alten Mutterlandes zu verbreiten und auf die Erhaltung möglichst freundschaftlicher Beziehungen zwischen den beiden Reichen hinzuwirken.

Im Anschluß an den Besuch des Prinzen Heinrich erfolgte eine Konsolidierung der Deutsch-Amerikaner durch Gründung des Verbandes der deutschen Vereine New Yorks unter dem Namen „Vereinigte Deutsche Gesellschaften von Groß-New York“ mit der Aufgabe, das Einheitsgefühl unter den deutschen Eingewanderten zu stärken, die angestammte Kultur zu stützen, die deutsche Sprache zu erhalten und die Einführung des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen, wo Deutsch noch nicht gelehrt wird, zu bewirken. Diesem Verbande gehören bereits über hundert Vereine an. An Schillers Geburtstag veranstaltete dieser Verband seine erste Jahresfeier unter Teilnahme von 15000 Personen. In seiner Festrede rühmte Professor Dr. Kuno Francke von der Havard-Universität, daß die Deutschen New Yorks nunmehr entschlossen seien, alle kleinlichen Unterschiede der Meinungen und Ansichten zu begraben, und erzählte, daß ihm gegenüber der deutsche Kaiser im März 1902 geäußert habe, er be-

trachte es als einen der größten Erfolge der Reise des Prinzen Heinrich, daß dadurch sämtliche deutsche Vereine Neu Yorks unter einen Hut gebracht wurden.

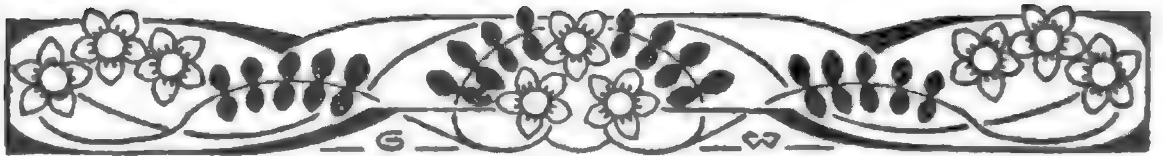
In weiten Kreisen der Deutsch-Amerikaner ist man leider noch nicht zur Erkenntnis dieser nationalen Aufgaben und Pflichten gekommen. In einer der deutschesten Stadt der Union, in St. Louis, wo die Deutschen zwei Fünftel der Bevölkerung ausmachen, sind sie so einflußlos, daß sie die Beseitigung des deutschen Unterrichts aus den öffentlichen Schulen nicht zu verhindern wußten, obwohl dieser Unterricht auch die Bedürfnisse intelligenter Anglo-Amerikaner befriedigte. Nach anderen Berichten haben die Deutschen von St. Louis annähernd 50 deutsche Privatschulen aus Mangel an Unterstützung eingehen lassen, so daß gegenwärtig in St. Louis nirgends deutsch unterrichtet wird, weder in den öffentlichen Schulen noch in den Privatschulen, ausgenommen in einigen höheren Lehranstalten. Ein derart entartetes Deutschtum darf allerdings auf den Beifall der gelben Presse und der deutschfeindlichen Londoner Blätter rechnen.

Deutsche Schutzgebiete. Die Behandlung der Eingeborenen der deutschen Schutzgebiete in staatsrechtlicher Hinsicht war bisher zu beanstanden. Wenn Eingeborene deutscher Schutzgebiete nach Deutschland kamen, galten sie als gleichberechtigte Staatsbürger, während sie in ihrer Heimat, in dem betreffenden deutschen Schutzgebiet, nur als Deutsche zweiter Klasse angesehen wurden. Das läßt sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten. Angenommen, es würde Deutschland genötigt, sich einen größeren Teil von Schantung anzugliedern und damit eine bedeutende Zahl von Chinesen — welche Konsequenzen würden sich daraus ergeben, wenn die Chinesen in Schantung wie die Schwarzen in Kamerun eine Art von Bürgern zweiter Klasse blieben, bei ihrer Übersiedelung nach Deutschland aber als gleichberechtigte Staatsbürger behandelt würden? Voraussichtlich würden in diesem Falle viele Tausende von Chinesen nach Deutschland kommen, um hier unter günstigeren Bedingungen die staatsbürgerlichen Rechte zu nützen, die man ihnen wie ihren schwarzen Genossen aus Kamerun rc. in Deutschland so bereitwillig einräumte. In diesem Punkte muß geradezu das entgegengesetzte Verhalten eingeschlagen werden. Die farbigen Bewohner der deutschen Schutzgebiete mögen in ihrer Heimat gleichberechtigt sein, das ist eine Angelegenheit, die dort entschieden werden muß. Hier in Deutschland können sie immer nur als Staatsangehörige zweiter Klasse angesehen, hier darf ihnen die Gleichberechtigung nie zuerkannt werden.

Rätsel.

Mich kennt als labenden Trank die Welt,
In dem sich zum Süßen das Bittre gesellt.
Doch setzt ihr mir mitten zwei Zeichen noch ein,
Bin ich nur bitter. Was mag ich wohl sein?

Aus: Neue Rätsel für Groß und Klein von Leo Ziegler (C. Leo), Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.



Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

IV.

Josef Lauff, Marie Verwahnen. — Hermine Villinger, Der neue Tag. — Hans Hopfen, Gotthard Lingens Fahrt nach dem Glück. — Wilhelm Meyer-Förster, Süderssen. — J. C. Heer, Joggeli. — Lou Andreas-Salomé, Im Zwischenland.

Mit dem Drosselruf Kärrekiek hat Josef Lauff Glück gehabt. Die niederrheinische Geschichte hat seiner Kunst viele neue Freunde gewonnen. Es war ein Schmerz für mich, als er aus diesem Erfolg einen zweiten zog und auf die Bühne verpflanzte, was im Buch so prachtvoll feststand. Es ging mir wider den Strich; ein Dichter sollte dergleichen nicht tun. Aber der Erfolg gab ihm recht. Wie das möglich war, ist mir ein Rätsel, denn das Beste an dem Roman, das wundervolle Rankenwerk, mußte im Drama doch zum größten Teil fallen, und das am unsichersten gezeichnete Liebespaar verlangte energisch in den Mittelpunkt gestellt zu werden. Nun bin ich allerdings seit Jahren in keinem Theater gewesen, und es mag sein, daß Josef Lauff in seinen Dramen dasselbe Kunststück wie in seinen Romanen fertig bekommt: nämlich auf so köstlichen Nebenwegen um die Hauptsache herumzugehen, daß man sich ihm willig gefangen gibt und erst später den Kopf schüttelt . . .

Seinen neuen Roman „Marie Verwahnen" (Köln, Albert Ahn) möchte man eine Fortsetzung des vorigen nennen, insofern wenigstens, als hier Namen von Personen auftauchen, die uns als lebendige Gestalten aus „Kärrekiek" bekannt sind, als dasselbe kleinstädtisch-niederrheinische Milieu uns umfängt, die gleichen kirchlichen und weltlichen Mächte um eine Seele kämpfen. Aber der Ruf der Schilfdrossel klang besser; Pittje Pittjewitt war herzlicher und menschlicher gefaßt als Perdje Puhl, der Küster, und der Stabstrompeter der Milhaudschen Kürassiere hat kein Gegenstück hier. Noch schlimmer ist es, daß sich Gestalten wiederholen. Wir kennen den harten Pfarrer schon; wir kennen den schwankenden, nicht sonderlich sympathischen, unmännlichen Liebhaber, der früher Wilm Verhage hieß und sich jetzt Johannes van Melle schreibt; wir kennen ebenso das lilienbleiche Mädchen, das aus himmlischer Ekstase und schwüler irdischer Sinnlichkeit geformt ist und diesmal nicht Hanneke Mesdag, sondern eben Marie Verwahnen getauft ist. Auch die Glocken bimmeln wieder und der Deich bricht — aber wieder war das

Läuten schöner und der Deichbruch gewaltiger in „Kärrekiek“, und ich habe dieses Buch zu sehr geliebt und gelobt, um dem neuen nicht nachsagen zu müssen, daß es doch nur ein schwächerer Aufguß des vorangegangenen ist.

Weil aber das Rankenwerk nicht mehr so köstlich entzückt, lenkt es auch weniger ab von den Hauptgestalten. Und deutlicher sieht man, daß sie nur ein Scheinleben führen, daß sie dichterisch nicht erlebt und bewältigt sind, daß sie nicht ein von gleicher Glut erfülltes, verstehendes Herz geschaffen hat, sondern eine unruhige, unsichere, flackerige Phantasie. Zum ersten Male ging mir auf, wie nahe sich die beiden Dichter Ernst von Wildenbruch und Josef Lauff in ihrer inneren Art stehen. Weil sie ähnlich begabt sind, wurden sie zu ähnlichen Stoffen geführt. Das ist ein ehrliches Lob, denn es spricht von der Notwendigkeit ihres beiderseitigen Schaffens; es widerlegt jene törichten und verleumderischen Ausstreuungen, daß sie als Poeten nur an die berühmten Worte Regis voluntas suprema lex gedacht haben. Nein, nicht nur gleiche Begeisterung, sondern auch gleiches oder ähnliches Können und Nichtkönnen ließ sie dieselben Wege beschreiten. Ihre Phantasie berauscht sich an großen farbenreichen Szenen; sie überhitzt sich stets. Hinter Wildenbruch scheint immer jemand mit der Hetzpeitsche zu stehen; hinter Lauff desgleichen, wenigstens da, wo er Leidenschaften schildern will. Man vergleiche nur Wildenbruchs „Unter der Geißel“ oder auch die „Vice-Mama“ mit denjenigen Kapiteln des Lauffschen Romans, in denen Marie Verwahnen, Johannes van Melle, der Pastor, also die handelnden Personen, auftreten. Wie da alles aufgepeitscht, unruhig, überhitzt, in die Höhe geschraubt ist! Wie da alles zu Rasen, Toben, ungesunder Verzückung, krankhafter Aufregung gesteigert wird! Ja, wenn man nicht wüßte, daß die beiden Poeten ganz selbständig und unabhängig von einander schaffen, könnte man fast stutzig werden, wenn man den fanatischen Pastor und die Heldin von „Unter der Geißel“ mit ebendiesen Gestalten des neuen Lauffschen Romans vergleicht. Und in Nebenfiguren können beide Dichter doch so voll Ruhe und Herzlichkeit sein! Es ist, als ob sie ein Dämon immer von neuem in verwehrte Gebiete hetzt. Theodor Fontane, dem ich einst in irgend einem Blatte Herzensleidenschaft abgesprochen, schrieb mir darauf: er wisse wohl, daß ich recht hätte, aber er wisse auch, daß Leidenschaft ein rarer Artikel sei; die Meisten täten nur so, als ob sie sie besäßen, machten ein großes Getöse und schwitzten und dampften fürchterlich. Da sei es wohl besser, sich zu bescheiden . . .

Warum, möcht ich Josef Lauff fragen, bescheidest du dich nicht? Warum quälst du dich empor zu ungesunder Verzückung, krampfhaft festgehaltener, unerquicklicher Glut? Das ganze Werk bekommt etwas Schiefes, Peinliches, Unerfreuliches dadurch. Marie Verwahnen ist nur noch pathologisch zu nehmen. Ihr ganzes Problem ist das einer verirrten Sinnlichkeit, und leider ist Johannes van Melle nicht Mannes genug, da kräftig einzugreifen. Und durch alle diese gewollte aufgepeitschte Leidenschaft wird auch der theatralische Zug verstärkt oder hervorgerufen. Was ist das für eine Effektszene oben in der Kammer der Wachs-

marie! Selbst die Kapitelüberschriften („Keine Glocke wurde geläutet“ — „Ich beschwöre dich, Wasser“ 2c.) haben etwas Theatralisches. Und es erinnert an den sensationellen Zeitungsroman, wenn das achte Kapitel schließt: „So kam ... der erste Tag in der Karwoche. — Da ....

Aber was „da ...“ passierte, kriegt man erst in Kapitel 9 zu hören. Selbst der Stil wird geschwollener in den Ekstaseszenen. Als Johannes van Melle die Wachsmarie halbentkleidet überrascht, heißt es wenig geschmackvoll: „Der ganze Blütenregen ihres jungfräulichen Zaubers triefte um ihn“, und an hundert anderen Stellen vergreift sich der dampfende Poet ebenso im Bilde oder in der Wortstärke.

Ein Glück, daß man zu Zeiten in prächtigen Kleinstadtidyllen ausruhen kann. Aus der Fieberatmosphäre der Stuben wird man plötzlich in gesunde Luft versetzt und atmet erquickt auf. Mit einem Male ist Josef Lauff ganz verwandelt. Da ist er ein kräftiger Realist, entwickelt einen derben Humor, zeichnet so köstliche Bildchen wie nur einer. Die Judenfamilie Moses Herzlieb, Giddelchen und Schlaume wird man nicht los. Noch in der Erinnerung lacht man herzensfroh darüber. Ich bekenne, daß mir der „Ziegenbock Isidor“, der die „Bock- und Sprunggelder for Salomo Herzlieb“ zusammenbringt, sympathischer ist als die Hauptpersonen. Man kann genau scheiden: alles, was den Roman zum Roman macht, was eigentliche Geschichte ist, ist auch ungesund und fällt auf die Nerven; alles Beiwerk ist gesund und berührt das Herz. Wie wäre es, wenn in einem dritten Roman mit voller Absicht nach vorn geschoben würde, was hier im Hintergrund bleiben muß? Wenn die „leidenschaftliche Liebestragödie“, die Ekstase und Verzückung einmal fortfielen? Warum, Josef Lauff, bescheidest du dich nicht so? In dieser Beschränkung würdest du uns allen erst zeigen, daß du ein Meister bist und worin du es bist ...

Zwischen dem himmlischen und irdischen Bräutigam schwankt auch eine andere Marie, deren Schöpferin Hermine Villinger in ihrer Geschichte „Der neue Tag“ ist (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.). Aber der vorige Jahrgang war, weiß Gott, auch hier gesegneter. Das Mariele ist gewiß ein liebes prächtiges Geschöpfchen, doch Binchen Bimber und was um sie herum war sprühte noch viel mehr von Lebenskraft und Freude. In stillere Klosterkreise zieht uns die Dichterin hier. Und wenn man Seite für Seite des Buches umblättert, fühlt man recht, eine wie eminente Erzählerin diese Hermine Villinger ist. Man fühlt es doppelt, weil sie an einen wenig glücklichen und dürftigen Stoff geraten ist, aus dem sich nur wenig herausholen läßt. Ja, wenn man ihn ein paar Jahrhunderte zurückversetzt hätte —! Das wäre! So hätt' es Ludwig Ganghofer gemacht, und er hätte Berge rutschen und einen gewaltigen Apparat spielen lassen, eh' es soweit gekommen wäre, daß der junge Maler die junge Nonne aus dem Kloster entführt hätte. Bei Hermine Villinger aber bleiben wir hübsch in der unromantischen Gegenwart; selbst die Entführung ist nicht sonderlich sensationell und aufregend. Aber so glänzend ist vor allem die Jugend von Markus und Mariele erzählt,

daß man es kaum bemerkt, wie man in der Hauptsache garnicht vorwärtskommt, sondern immer zurückschaut. Es pflegt ja der Schrecken aller Leserinnen zu sein, wenn die Handlung plötzlich stockt und in einem Abschnitt alles rekapituliert wird, was vor dem Anfang der Geschichte liegt. Hier ist das wundervoll. Eigentlich sind die herzerquicklichen Streiche, die von den beiden Kindern verübt werden, aus einer Nebensache zur Hauptsache geworden. Hieran — das merkt man ordentlich — hat Hermine Villinger mit herzhaftem Behagen geschrieben, während das Kloster und das Nönnlein ihr vielleicht selbst nicht recht in den Sinn will. Sie verweilt immer gern bei dem Gütigen und Natürlichen. So heben sich Frau Petronilla und Frau Benedikta am stärksten aus den Klosterfrauen heraus. Der Äbtissin und vornehmlich der Frau Cäcilie hat sie feinbeobachtete Züge mitgegeben, aber man fühlt ordentlich den Abstand, den sie selbst von ihnen hält. Da weht ein kühles Lüftchen in die Wärme und bläst mir bis in diese Worte hinein, die zwar auch diesmal zu vielem Einzelnen getrost Ja und Amen sagen, aber doch nicht so fröhlich und begeistert zustimmen können wie vor Binchen Bimber. —

In der „Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller" kommt Hans Hopfen zu Wort mit seinem neuen Roman „Gotthard Lingens Fahrt nach dem Glück". Um es gleich zu sagen: Das Buch ragt weder im Guten noch im Schlechten irgendwie hervor. Es ist ein besserer Unterhaltungsroman. Da fährt ein Herr Lingen aus, um in Venedig Dokumente zu suchen, die ihn als einen Nachkommen der Grafen Renieri erweisen. Die neunzackige Krone soll ihm nicht nur die Anwartschaft auf die höchsten Stellen im Vaterlande geben, sondern ihm auch ein geliebtes Weib sichern. Wer da will, mag nachlesen, wie er das ersehnte Dokument, das ihm das Recht giebt, sich Graf Lingen bei Renieri zu nennen, erlangt, wie er es aber ins Feuer steckt, weil es wertlos für ihn ist, da das geliebte Weib, um dessenwillen er die Fahrt zumeist unternahm, ihm inzwischen den Laufpaß gab. Damit ist der Roman eigentlich zu Ende. Aber sofort hebt der neue an: Reinigung und Erhebung durch ein anderes, gleich ihm geprüftes weibliches Wesen, das er auf Seite 416 freudestrahlend als Gattin in sein Haus führt.

Man darf über dieses flott geschriebene Buch nicht nachdenken. Man kommt sonst unzweifelhaft in die Brüche. Ich rede gar nicht davon, daß der als klug und stolz geschilderte Legationsrat in der Klugheit und im Stolz schlecht besteht. Daß er die gar zu sehr als schwarzes Schaf angestrichene Sabine durchaus für ein weißes Wunderlamm hält. Daß er nicht so stolz ist, ihr klipp und klar zu sagen: Liebes Kind, wenn ich dir als Lingen nicht genüge, so bedaure ich —! Hopfen fühlt das und gibt vernünftiger Weise dem Helden selbst einen starken Ehrgeiz und Adelskitzel. Aber dann stimmt es wieder nicht, daß derselbe Mensch das Dokument, das ihm den Grafentitel bringt, ins Feuer steckt. Und die ungeheuer romanhaften Zufälligkeiten des zweiten Teiles mag ich garnicht aufzählen.

Ich gestehe auch, daß ich — sowie die Charaktere dadurch nicht tangiert werden — mich nicht sonderlich über solche romanhaften Zufälle aufrege. Ein

gutes Buch bleibt trotzdem gut; nach Holteis Vagabunden greif ich immer gern, wenn der moderne Realismus auch schaudernd vor den naiven Verkettungen darin sein Haupt verhüllt. Das also möcht' ich Hans Hopfen wahrlich nicht rot anstreichen; das sind Nebensachen, an die sich ein anderer klammern mag.

Aber was ich so bitterböse finde: daß der Roman so eiskalt ist, daß man fast nirgends den seine Gestalten liebenden Dichter, sondern immer nur den fleißigen Berufsschriftsteller antrifft. Dieser Legationsrat — — eigentlich hab' ich bei all seiner gewollten Korrektheit immer das Gefühl gehabt, daß er ein Patent-Ekel sei. Unangenehmer noch, kälter noch berührt das Weib, das er erringen will. Man folgt ihnen ohne Teilnahme. Und die Ersatzfrau, die Gotthard Lingen schließlich zwingt, möcht man, weiß Gott, auch nicht zur Freundin haben. Ich behielt nur den Eindruck einer wandelnden Wohlanständigkeit zurück. So rettet man sich mit seinem ganzen Herzen zu Pantaleone, dem alten Garibaldianer und Freiheitskämpfer, der überall Verwirrung stiftet, aber wenigstens ein ganzer Kerl ist.

Hans Hopfen hat den Weg, den bittren Weg gemacht, den wir alle fast getrieben werden. Der Dichter hat sich zum Schriftsteller entwickelt. Aus dem Poeten ward der homo litteratus, der — komme es, wie es wolle — jährlich seinen Roman schreibt. Wer hat schuld daran? Das ist ein weites Feld, sagte der alte Fontane; derselbe, der den Ausspruch tat: Honorar ist auch Poesie. Es ist leicht und billig, den jungen Dichter gegen den älteren Schriftsteller auszuspielen. Es ist wohl auch ungerecht. Aber noch ungerechter wäre es, den jungen über dem alten zu vergessen. Der Lorbeer, der sich einzig hält, ist auch Hans Hopfen schon vor einem Menschenalter zugewachsen. Ich meine nicht mal, daß dieser Lorbeer aus den ersten Romanen und Erzählungen gezogen ist, so Prächtiges darinnen noch heute lebt. Aber darüber stehn, von nicht Vielen gekannt, ein paar herrliche Gedichte, die genügen müßten, daß jeder den Hut vor diesem Poeten zieht. Es einte sich in diesem Hans Hopfen Wucht mit Eleganz: wahrlich, keinen Geringen hatte Geibel in ihm hervorgezogen. Aber Jahre um Jahre sind hingegangen, in jedem fand Hans Hopfen zu einem Roman Zeit, in keinem jedoch so viel, um seine vor bald zwei Jahrzehnten zuletzt erschienenen Gedichte neu herauszugeben. Und doch: das eine Gedicht: „In der Schenke des Morgens früh“ — wie viel „Gotthard Lingens“, meint Ihr, ist das wohl wert?! Über wie viel dicke Erzählungsbücher triumphiert das „Lieb Seelchen, laß das Fragen sein“! Und wenn ich die Verse „Zuweilen dünkt es mich . . .“ ꝛc. lese, so staun' ich immer wieder über so viel Schönheit. Wie die Geliebte ihm den geküßten Handschuh hinabwirft —

„— — undeutlich nur
Hob sich das weiße Nachtkleid aus dem Dunkeln,
Derweil hoch überm Dach durch der Augustnacht Funkeln
Ein Wetterleuchten um das andre fuhr —
Just wie geheimstes Sehnen sich verrät,
Aufblitzt und schweigt und wiederkommt und geht.“

Ich will lieber mit diesen Versen von Hans Hopfen, dem Dichter, scheiden, als mit dem Gedanken an den „Gotthard Lingen." —

Glatter und leichter noch als Hopfens Buch liest sich „Süderssen", ein Roman von Wilhelm Meyer-Förster. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) In literarischen Kreisen galt Meyer-Förster immer als tüchtiger Schriftsteller, aber was all seine Tüchtigkeit nicht erreichte: die Gunst des breiteren Publikums, das warf ihm der große Theatererfolg „Alt-Heidelbergs" in den Schooß. Seitdem liest man seine Romane erst.

„Süderssen" ist, wie gesagt, eine angenehme Lektüre. „Nicht hoch, nicht tief, nicht Stütze sondrem Ruhme", ist der Roman bei alledem eine saubere hübsche Arbeit. Er entwickelt sich überraschend leicht, er ist „glatt hingelegt", da scheint kein Knorren gewesen zu sein, an dem Meyer-Förster einmal sitzen blieb. In buntem Wechsel wird man an die Berliner Börse, auf die Rennplätze von Hamburg, Berlin und Baden-Baden, nach Vevey und Montreux geführt, aber auch das geschieht alles so leicht, so nebenbei, ohne daß ein großer Apparat aufgeboten wird, ohne daß man besonders die Hauptperson aus dem Auge verliert. — Die Hauptperson .... Wer ist das? Süderssen sollte es sein. Das beweist der Titel. Sein Verhältnis zu der kleinen Eleanor, seine Entwicklung sollte den eigentlichen Roman ausmachen. Aber nicht umsonst tritt gleich am Anfang in voller Breite der Börsenstern Worms hervor, der Vater der kranken Eleanor. Er verdrängt das Liebespaar, er drängt das ganze Problem in den Hintergrund, bis aus dem Roman „Süderssen" ein Roman „Worms" geworden ist. Er ist auch glänzend getroffen, ist virtuos in seiner Art geschildert. Man sucht unwillkürlich nach dem lebenden Urbild. — Etwas Virtuoses steckt überhaupt in dem Buche. In der ganzen Schreibart, in der klugen Vermeidung alles Konventionellen. Wie der Graf Loo, wie vor allem die dick werdende Balletratte Adele, die gutmütige Adele, geschildert ist, verdient Aufmerksamkeit. Noch klüger und feiner ist der Schluß, daß Süderssen sich nicht erschießt, sondern fortwurstelt. Überhaupt: man kann nur immer die Worte klug, geschickt und tüchtig wiederholen. Bis auf Süderssen und Eleanor kommt alles sehr hübsch heraus. Diese beiden jedoch, das sind Menschen, in denen tiefere Empfindungen leben. Und da, wo der Dichter am liebsten und stärksten einsetzen würde, zeigt sich Meyer-Förster am mattesten. Zu all seinen glänzenden Erzählereigenschaften scheint ihm, wenigstens nach diesem Roman zu urteilen, die starke Gefühlsmacht und -kraft zu fehlen. —

Eine stärkere Verinnerlichung zeigt diesmal J. C. Heer in „Joggeli" (Stuttgart, J. G. Cotta). Diesem und jenem mag wohl erinnerlich sein, wie scharf ich im Vorjahr den „Felix Notvest" an dieser Stelle anfassen mußte, diesen unmöglichen, sich in Sensationsereignissen überstürzenden Roman, mit dem der Dichter seinem jungen Ruhm den schwersten Schlag versetzte. Es kam alles darauf an, ob er seine gar zu extensive Phantasie zu Gunsten einer mehr intensiven zügeln lernte. Und ich habe eine herzliche Freude, sagen zu können,

daß ihm das gelang. Da war ihm das böse Ausgleiten am Ende gar dienlich; es hat ihn gelehrt, die Grenzen seiner Begabung zu respektieren. Und warum er ausgleiten mußte, das erweist erst „Joggeli“ dem fern Stehenden ganz klar.

„Joggeli“ ist „die Geschichte einer Jugend“ — seiner Jugend. Selten hat ein Poet, bei aller äußeren Objektivierung, so gar kein Hehl daraus gemacht, daß er seine Frühzeit erzählt. Es erscheint ein mißlich und schwierig Ding, seinen Vater, seine Mutter, seine Brüder dem Publikum so vorzuführen, daß sowohl der Sohn und Bruder, als auch der Dichter einwandsfrei dasteht. J. C. Heer hat das erreicht. Die Frau Elisabeth ist auch als dichterische Gestalt rund und fertig. Der Held, der Joggeli, ist er selber. Er hat auch in der Gestaltung dieses zerzausten Menschleins schönen Takt bewiesen, sich von Ruhmredigkeit und falscher Bescheidenheit gleicherweise ferngehalten. Und derselbe Mann, der in atemloser Hast äußere Geschehnisse aufeinandertürmte, geht hier still und ruhig den Idyllen der Kindheit nach, meidet alles Laute, beugt sich wieder zum Spiel des Knaben. Da wird Wald und Fluß, Berg und Tal lebendig, eine Fülle traulicher Episoden umfängt uns, und lieblich und anmutig schreitet an der Seite Jakob Sturms besonders das Friedli, seine Spielgefährtin. Reine und keusche Jugendliebe, kaum noch als Liebe erkannt, macht die Herzen warm, und gern folgen wir, wie der Joggeli sich emporringt und schließlich ein Schriftsteller wird, der treu mit der Feder seinem Volke dient.

Man glaubt an diese Jugendgeschichte, das ist das Beste. Man glaubt, daß die Phantasie nur so viel dazu getan hat, wie geschehen muß, um die Wirklichkeit zur Wahrheit zu erhöhen. Vielleicht ist Friedli — diese Gestalt, die eine große Sehnsucht erschaffen hat — garnicht in Wirklichkeit gestorben, nur für ihren einstigen Kameraden. Aber es hätte das Herz gekränkt, wenn diese Gestalt sich verdunkelt oder fremde Fährten gesucht hätte; vieles, was über den Rahmen einer Jugendgeschichte hinausgegangen wäre, hätte gestreift und dargestellt werden müssen — es ist wahrer und besser, daß hier der kühle Tod das warme Leben in seinen Arm nimmt.

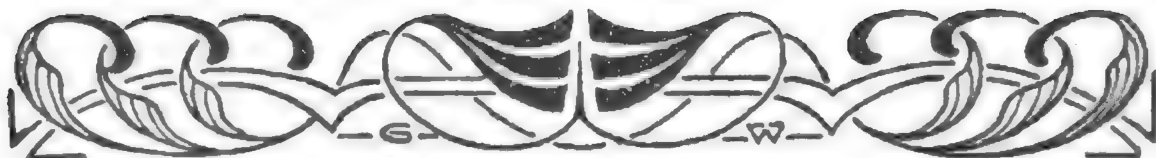
Und ich sagte: man begreife erst vor „Joggeli“, weshalb J. C. Heer in „Felix Notvest“ so scheitern mußte. Auch er ist ein Dichter, der von seiner Jugend zehrt. Was er nicht mit Kinderaugen geschaut, mit Knabensinnen aufgenommen, kann er schaffend nicht bewältigen. Die merkwürdige Unfähigkeit, höhere Kreise, besonders Damen der Gesellschaft, zu schildern, ist nun erklärt. Und ich denke, er wird von nun an in dem Rahmen bleiben, in dem seine Kindheit verlaufen ist. Dort ist noch Vieles, was ihn ruft, was neues Leben durch ihn gewinnen möchte. Das heimliche und freundliche Buch vom „Joggeli“ aber sei bestens empfohlen. —

Aus reichem Kinderleben heraus erzählt auch Lou Andreas-Salomé fünf „Geschichten aus dem Seelenleben halbwüchsiger Mädchen“ — Geschichten, die der zuerst sonderbar berührende Haupttitel „Im Zwischenland“ eint und

bindet. (Stuttgart, J. G. Cotta.) Im „Zwischenland“ — da ist es heimlich-unheimlich; man ist noch kein Erwachsener, man ist auch kein Kind mehr; man sitzt und wartet und guckt nach rechts und nach links und weiß sich nicht recht zu lassen. Ihre schönste Gabe, die Erzählung „Ruth“, hat uns Lou Andreas-Salomé auch aus dem „Zwischenlande“ geholt.

Ihre eigene, feine Kunst verleugnet sich auch in diesem neuen Novellenbuche nicht. Es sei dahingestellt, ob sie ein ursprünglich großes poetisches Talent ist. Ihre Kunst ist gar zu fein, fast überfein, als daß ich das glauben könnte. Sie geht tastend durch Dämmerungen. Aus einer Unmenge wundervoll feiner Züge setzt sie ein Gebilde zusammen. Alles ist nur Ahnung. Man vergißt, wie es selbst in einer dieser fünf Novellen ausgesprochen ist, den Empfindungswirrwarr, den ganzen Zustand, in dem man sich „im Zwischenlande“ befand, sowie man darüber hinaus ist. Man weiß nicht mehr, ob wirklich der Schatten des großen grausamen wirklichen Lebens plötzlich so seltsam ängstigend und geheimnisvoll in unser Kinderleben fiel. Man steht ein wenig auf schwankem Boden. Man sagt nicht, wenn man diese Geschichten gelesen hat: So ist es!, man sagt höchstens: So kann es sein! Und man sinnt wohl nach, wie viel Lou Andreas-Salomé selbst in diesen Dämmerzustand hineingetragen hat.

Ich für meinen Teil vermag z. B. nicht ganz an die Art der beiden Kinder in der ersten Erzählung zu glauben. Wenn sie ein, zwei Jahr älter gedacht wären — dann schon eher. Aber das ist reine Gefühlssache. Man muß immer wieder die außerordentliche, manchmal fast spitzfindige Feinheit dieser Frau bewundern. Und nicht nur die Frau, auch die Schriftstellerin. Jede einzelne Geschichte scheint mit ganz ungewöhnlicher Sorgfalt geschrieben. Kein reiches Schöpfen aus dem Vollen, wo darüber und daneben läuft .... ein Schöpfen und Füllen Tropfen für Tropfen. Das arbeitende Künstlertum überwiegt Alles, auch das Nebensächlichste und Gewöhnlichste, wird so lange gestellt, bis es neu und ein wenig geheimnisvoll wirkt. Gustave Flaubert gab den Schriftstellern das Rezept: jedes Ding so lange zu betrachten, bis man eine neue, übersehene Seite, die sich immer fände, entdeckt habe. Lou Andreas-Salomé handelt danach. Hunderttausendmal ist der brennende Weihnachtsbaum schon geschildert worden. Sie beweist, daß man auch darin noch eigentümlich sein kann. Und die Fahrt auf der Wolga in der letzten Novelle ist ein Kabinettstück an Feinheit und Eigenart. Jedenfalls ist Lou Andreas-Salomé neben der immer bedeutsamer hervortretenden Ricarda Huch die interessanteste Erscheinung unter den neueren Schriftstellerinnen, wenn man die letzte Frage nach der Stärke ihrer rein dichterischen Kraft auch nach so vielen schönen Proben immer noch offenhalten muß.



Vom deutschen Theater.

Von

F. Lienhard — Berlin.

III.

Die „Verrohung" unserer Theaterkritik. — Gerhart Hauptmann und sein „Armer Heinrich". — Allerlei. — Vom nationalen Volksschauspiel.

In der heiligen Zeit, wenn die Sonne unseres Planetensystems ganz fern ist, dafür aber die Sonnenkraft in den Menschenherzen um so stärker wärmt und Weihnachtsstimmung schafft, empfindet man bis auf den Nerv, wie sehr Verworrenheit und Unfriede ausströmt aus der Welt des modernen Theaters. Just in diesen höher gestimmten Wochen ging über den Berliner Parnaß eine händeringende Aufregung. Hermann Sudermann hatte im „Berliner Tageblatt" eine Artikel-Reihe wider die „Verrohung unserer Theaterkritik" veröffentlicht. Da er zahlreiche und wirksame Belege aus dem Zusammenhang griff und nebeneinander stellte, so wurde die Aufregung im Lager der Betroffenen nicht gering. Es war ein fast ergötzlicher Lärm in der eigentlichen Berliner Presse. Ehrentitel flogen durch die Luft wie Rußflocken bei schwerem Winde in der Nähe einer Fabrik; die Worte „Verleumder", „schamlos", „Lügner", „unreifer Bursche", „Ehrabschneider" und ähnliches Bilsenkraut waren billiger als Brombeeren. Und ein gänzlich unbefangenes Spötterblatt konnte den bösen Vers formen:

„Zu lautem Lärmen ward die Stille,
Auf dem Parnasse gährt's und brennt's.
Wo bleibt die Liebe zur eig'nen Rille
Im Sinn des alten Testaments?
Bald steht die ganze Welt in Flammen,
Da hilft kein Bitten und kein Flehn:
Hält die Mespoche nicht zusammen,
So muß die Erde untergehn!"

Nein, die Erde läuft ganz ruhig weiter. Aber wir sind um ein wichtiges Dokument über die ausführlich und mehrfach von mir und Anderen dargelegte Literaten-Vorherrschaft Berlins bereichert. Was für ein Berlin ich meine, bedarf keiner Erklärung. Wollte sich Jemand den Scherz machen und die sämt-

lichen „documents humains“, die in diesen Tagen niedergelegt wurden, in einem Schriftchen vereinigen und der Öffentlichkeit übergeben, so wäre das an und für sich eine vernichtende Schrift. Wir raten Herrn Sudermann, falls er seine Artikel veröffentlicht, diesen Nachtrag nicht zu scheuen. Zusätze aus eigener Feder wären überflüssig; ein guter Titel wäre wichtig; und ein alphabetisch geordnetes Register der vorkommenden Schimpfwörter unerläßlich.

Das durchschnittliche Federvolk, das in Berlin an der Schnell-Arbeit ist, hat aber der Sache nach gar nicht Unrecht, wenn es sich gegen Sudermann wehrt. Dieser ungeeignete Bußprediger hat nicht tief gegraben; die Hauptsünder sitzen hinter ihm. Er mußte auf die feuilletonistische Tätigkeit der Lindau und Blumenthal zurückgehen, mußte zeigen wie bereits durch Heine, Marx, Lassalle ein eigenartig ätzender, bewußt wehtuender, spitzer Ton geistreich-gehässiger Lieblosigkeit unserer deutschen Literatur eingeimpft worden. Sackgrob war man in Deutschland schon oft und reichlich; aber jene ätzende Flüssigkeit hat man in unserer Stilart früher nicht gekannt. In Frankreich schon eher. Es ist kein Zufall, wenn die spitzen Feuilletonisten, von denen ich oben zwei nannte, mit Paris liebäugeln. Hier hat sich in sonst gänzlich unschöpferischen Menschen eine moderne Spezialität ausgebildet, die gradezu eine öffentliche Gefahr geworden ist; wie leider überhaupt der größere Teil unserer Tagespresse mit ihrem aufdringlich lauten, flüchtig-flott-flachen Betrieb und Geschwätz eine ernstliche Gefahr für unsere Geistes-, noch mehr für unsere Gemüts-Vertiefung bedeutet. Ich habe den Eindruck, daß die Zahl der Deutschen, die überhaupt nur flüchtig in ihre Tageszeitung blicken, weil sie der Reporter-Stilistik satt sind, im Wachsen begriffen ist. Das ist politisch nicht gut; wir müssen mitsorgen; aber es ist ästhetisch begreiflich. Unfreude strömt von diesen Durchschnitts-Arbeitern des Geistes auf uns über. Und sie selbst — wie sehr überlegen ist ihr flottes „Aktuellsein“ einem bescheidenen, gemütsfeinen Dichter und Künstler! Wilhelm Raabe — das klingt gut; aber Herr Soundso, „Vertreter des Berliner Lokalanzeigers“, klingt überwältigend. Der Mann ist eine Macht; hinter diesem „Vertreter“ steht eine ins Unendliche verfließende „Öffentlichkeit“. Eben in diesen Tagen, als aufgeregt darüber gestritten wurde, ob die Theaterkritik verroht sei, haben wir den Fall Krupp erlebt. Er bestätigt niederschmetternd traurig, daß überhaupt — nicht nur in der Kritik — das journalistische Lauern auf Schwächen des Nächsten und das skrupellose Erpichtsein auf eigenen Vorteil, also Haß und Selbstsucht, bis ins Mark unserer Nation eingedrungen sind. Und die „Dichter“ und Dramenfabrikanten, diese Gesellschaftskrittler in dramatischer Form, tun mit. Sollen da die Tageskritiker Heilige sein? In Fleisch und Blut und Geist der jetzigen Kultur sitzt weder Freudigkeit noch Gläubigkeit, die glücklich ist und glücklich macht, ob sie nun kämpft oder zustimmt. Guter Kampf befreit; ehrliche Abwehr ist Erlösung. Dieses Gehader hat das Gefühl für Manneswürde verloren, ist gallig und macht jeden Leser verstimmt.

Dabei will ich eine Mahnung einflechten. Man hat bei dieser Gelegenheit wieder einmal beobachten können, wie die liberalen Blätter Berlins, die überhaupt für Theaterwesen lebhaftere Anteilnahme bekunden als die konservativen Zeitungen, zu vibrieren beginnen an allen Ecken und Enden, wenn sie irgendwo berührt werden. Es ist da eine instinktives Gefühl des Zusammenhaltens oder doch des Reagirens. Wie unsicher aber sind die Instinkte auf konservativer oder nationaler Seite! Über allgemeine Verhimmelungen Ibsens, Strindbergs, Maeterlincks u. s. w. sind wir noch nicht hinausgewachsen. Ich habe manchmal den Eindruck: entweder sind unsere meisten Kritiker in ihren Empfindungsfasern nicht fein genug, um zu spüren, daß von diesen modischen Ausländern keine wahrhaft positiven Lebenskräfte in unsere deutsche Gemütswelt einstrahlen, oder sie sind innerlich zu untapfer, um quer durch alle Verhimmelung zu sehen und mit aller Klarheit zu sagen: der König hat ja gar keine Kleider an! So kommt es, daß z. B. für Wildenbruchs allerdings mißglückten „König Laurin“ so gut wie gar kein Wohlwollen, wohl aber Spott zu finden war, auch nicht für das, was er wenigstens gewollt hat, auch nicht ermunternder Weise für das national-historische Drama überhaupt. Es wird einst, wenn wir weiter sind, unser besonderer Stolz sein, nachdrücklich zu sagen, daß die Bemühungen, einem nationalen Kulturgeiste im ästhetischen Mischmasch der Reichshauptstadt das Wort zu reden, mit passivem Widerstreben auch in nationalen Kreisen zu kämpfen hatten. — —

* * *

Inzwischen haben wir Gerhart Hauptmanns neuestes Drama „Der arme Heinrich“ erlebt. Das „Deutsche Theater“ hat das Stück in einer nicht ganz den Gehalt ausschöpfenden, nicht genug einheitlichen, nicht genug zarten Darstellung vor die Öffentlichkeit gebracht. Es war ein warmer Achtungserfolg. Freilich, die beste Darstellung kann dem verinnerlichten Stück und seinen bildergesättigten Worten keinen dramatischen Nerv geben. Es ist im innersten Kern undramatisch.

Hat es überhaupt ästhetischen Wert? Wieso und worin? Wo sind seine fundamentalen Fehler? Wie ist seine Wirkung auf Sinn und Seele?

Ja, dies durchgearbeitete und verinnerlichte Drama bekundet zunächst rein sprachlich die sorgsame Künstlernatur des Verfassers. Hauptmanns besonderes Talent ist sein eindringliches Beschauen, sinnlich genommen; was freilich noch kein klares Einschauen in tiefere Seelenzustände bedingt. Dies Beschauen hilft ihm, wenn er stilisiert, eine Menge Ausdrücke finden, die er aus der sinnfälligen Natur zusammensucht und mit dem ihm eigenen Fleiß seinem Stil einwebt. Auf Schritt und Tritt stößt man auf Worte wie „Schafgarbe, Nesseln, braune Natter, Mauseloch, Wickenfeld, Klamm und Kluf, Cypressenbaum, Silbereimer, Entenpfuhl, Küchengarten, Schusters Pfriem, ausgeblasenes Ei“ u. s. w., Worte und Vergleiche, die den Stil mit Anschauung durchsättigen und durchtränken, noch mehr fast als in den Waldszenen der „Versunkenen Glocke“. Besonders auch die Schimpfwörter (ernsthaft gesprochen) sind in ihrer shakespearischen Anschauungsart gut gelungen.

Nun, dies alles ist lyrisch-dichterisch ein Vorteil und ein künstlerischer Vorzug. Ist aber dies Überladen und Vollstopfen mit umschreibend-bildlicher Sprache auch dem Dramatiker als solchem heilsam? An Stellen, wo man verweilen und mit Behagen einer Schilderung lauschen kann — ja; auch sonst ist Anschaulichkeit ein Gewinn; an den allermeisten Stellen aber ist nicht das bildliche, sondern das packende Wort das rechte. Denn die allermeisten Stellen bedeuten im Drama eben Handlung: und da ist das unmittelbar einschlagende Wort das beste, nicht das malerische. Hauptmann malt, aber er packt nicht.

Nehmen wir ein Beispiel. Als in den Tagen der Freiheitskriege Schillers „Jungfrau von Orleans“ zu Berlin über die Bretter ging, erhob sich bei Dunois' Worten: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“ ein Sturm der Begeisterung. Dies Manneswort hatte gezündet, unmittelbar, ohne Bild. Darum war es dichterisch und dramatisch das schlechthin beste Wort, nicht bloß rednerisch. Man könnte denselben Gedanken in unzähligen Variationen malerisch und poetisch verbildlichen und stilisieren — es wäre für die Veranlassung, aus der heraus dieser Ruf im französischen Königssaal erklungen, wertlos und schädlich, mithin unkünstlerisch. Hauptmann hat im „Armen Heinrich“ gleichfalls zu einer starken dramatischen Stelle, dem Stoffe nach, Gelegenheit: ich meine das wilde Selbstbekenntnis Heinrichs, der nicht länger Versteck spielen mag und kann, das Geständnis, daß er aussätzig sei. „Kommt alle her!“ ruft er, und entsetzt stehen um den Erregten die Pächtersfamilie samt dem treuen Ritter Hartmann. Wie hätten hier einige starke, volle, echte Worte aus dem Zentrum der Seele heraus wirken können, gipfelnd in dem gradaus ins Zentrum der anderen Seelen treffenden Ruf: „Ich bin aussätzig!“ Aber nein, auch hier malt und umschreibt Hauptmann; er umschreibt eindringlich und schön, aber er sollte hier überhaupt nicht umschreiben, sondern knapp sagen, in Worten handeln. Die Rede übt also genau die entgegengesetzte Wirkung aus; sie umhüllt, sie verschleiert, umrankt und verbildert, während ein einziges kerniges Wort, das aber traf, mit Geschick vermieden wird. Das ist nicht „vornehmes Verzichten“ auf dramatische „Effekte“, wie mancher Kritiker meint, nein, es ist Ungefühl für das Wesen des Dramas und des gesprochenen Wortes, ein Unverständnis, das tief in Hauptmanns beschauender und malerischer Natur sitzt, vermutlich in einem zögernden Skeptizismus seines zu metallarmen Organismus seine tiefste Ursache hat. Die Rede, die ich meine, heißt (ich setze sie als Sprachprobe her):

Jetzt aber raffe dir dein reines Kleid
Zusammen, Freund, und flieh! flieh, sag' ich, flieh!
Schüttle den Staub von deinen Schuhen, flieh!
Und wenn dich jemand am Gewand will halten,
So lasse dein Gewand in seiner Hand
Und fliehe! fliehe!

Hartmann.

Herr, was redet ihr!

Heinrich.

Ich sage, flieh! sieh dich nicht um und flieh!
Rühr mich nicht an und flieh! Rühr mich nicht an
Denn ich bin so beglückt vom Himmel worden,
Daß ich Verderben speien muß um mich her!
Ich bin ein solcher Held, daß Helden laufen
Von meiner unbewehrten Hand: Berührung
Von ihr bringt Schlimmeres als der Tod.
Die Magd, flüchtig von meines Auges Strahl getroffen
Sie stirbt vor Ekel, wenn sie mein gewahrt —

Hartmann.

Kommt zur Besinnung, Herr, ihr rast, ihr tobt!

Heinrich.

So pack' ein Scheit, dein umgekehrtes Schwert,
Was dir zur Hand ist, nimm und schlag' mich nieder!
Erlöset mich und euch von mir zugleich!
Was tut ihr doch, wenn ein tollwüt'ger Bracke
Am hellen Tage dringt in euren Hof?!
Was zaudert ihr? macht's kurz, faßt euch ein Herz! . . .
Ihr alle, alle, kommt herbei und seht:
Heinrich von Aue, der dreimal des Tags
Den Leib sich wusch, der jedes Stäubchen blies
Von seinem Ärmel, dieser Fürst und Herr
Und Mann und Geck ist nun mit Hiobs Schwären
Beglückt von der Fußsohle bis zum Scheitel!
Er ward, lebend'gen Leibs, ein Brocken Aas,
Geschleudert auf den Aschenkehricht-Haufen,
Wo er sich eine Scherbe lesen darf,
Um seinen Grind zu schaben.

Endlich ist er fertig. Das Wort „aussätzig" oder „miselsüchtig" ist vermieden: aus einer Fülle von Umschreibungen müßte man sich erst zurechtlegen, was er überhaupt meint, wenn wir — es nicht schon längst gewußt hätten. Sicherlich wollte Hauptmann hier eindringlich und dramatisch wirken; er hätte mit wenig Worten stärker gewirkt.

Soweit über das Gewand des Stückes, die zwar bewegte, aber zu malerische und darum undramatische Sprache. Aber das hängt mit tieferer Wesens-Eigenart Hauptmanns zusammen. Seine Dramen waren und sind wesentlich Zustands-Schilderungen von Anfang an. Hauptmann „kann sehen", wie man so sagt; er sieht mit dem Auge des Beobachters, des Bildhauers, des Malers. Und so ist zwischen seinen Elends-Dramen und seinem hohen Stil gar kein so großer Riß, wie man oft betont hat. Hier schaut er die Krankheit des „armen Heinrich"; dort schaut er das Elend der Weber oder des Fuhrmannes Henschel: ein-

dringlich beides, ohne Erlösung beides. Was geht ihn Erlösung an? Das ist Sache des Denkers und Ethikers im Dichter — und hier ist Hauptmanns fundamentale Schwäche und Armut.

Wenn man die Gestalten, die er bis jetzt geschaffen hat, überschaut, so erschrickt man ordentlich vor der geistigen Leere dieser Menschen und nicht minder vor der Unkraft ihres Willens. Sie leben alle ein mehr oder minder dumpfes Leben, ein Leben, in dem die Triebe entwickelt sind, nicht aber die Leuchtkraft der Seele. Will Hauptmann einmal in geistige Tiefen gehen, wie in der „Versunkenen Glocke", so wird wieder eine Fülle von Anschauung und Ausmalung auf die Bühne geworfen, das Gedankliche aber ist trostlos verschwommen, beinahe veralbert (die drei Becher am Schlusse!). Wie er mit seiner reichen Eindrucksfähigkeit überall aus der Natur bildliche Worte (ohne geistige Tiefe, wie etwa in den genial-einfachen Gleichnissen großer Meister) pflückt, so entlehnt er auch aus der Weltliteratur Motive, denen sich seine zu schwache Willenskraft nicht entziehen kann. Über dem „Armen Heinrich" schwebt der Schatten des „Käthchen von Heilbronn" und des „Timon von Athen", die ihm bei seinem Versuche, das Gedicht Hartmanns von der Aue zu vertiefen, Beistand leisteten. Mit Erfolg? Nein. Gerade das Seelische und Gedankliche, das in einem solchen Stück bezwingend reich und stark sein müßte, ist wiederum das Schwächste an diesem neuesten Werke eines Dichters, der sehen und schildern kann, aber keine geistige Größe bedeutet.

Darüber ein Wort mehr! Der alte Hartmann von der Aue, dessen „kristalliniu Wortelin" schon Gottfried von Straßburg rühmte, war Ritter und Christ, glaubte an das Wunder, das er in seinem „armen Heinrich" erzählte, und war durchdrungen von ungebrochener Kraft des Gemütes und der Liebe, wie sie dem vollen und echten Dichter von jeher eigen war und nur in Niedergangszeiten zu versagen pflegt. So kam Wärme in sein schlichtes Gedicht; er wollte weder tief noch vernünftig sein, sondern nur mit Anmut erzählen und erbauen. Gut, ein warmherziger und gesitteter Mann spricht zu Menschen — er muß Widerhall finden, wir freuen uns seiner.

Der moderne Dichter konnte diese Legende ganz bedeutend vertiefen: er zeige uns erst den normalen Heinrich, ritterlich, übermütig, umschwärmt; zeige den Ausbruch der Krankheit und deren seelisch niederschmetternde Wirkung; er führe in des Einsamen Menschenhaß ein Sonnenseelchen, über das unser ganzes Herz lacht, lasse vor unseren Augen seine Verbitterung von dieser Kindes-Innigkeit überwinden, bis der Held jubelnd, unbitter und genesen zu den Menschen zurückkehrt: — und wir haben mit tiefer Ergriffenheit ein Menschenschicksal miterlebt und — die körperliche Krankheit darüber ganz vergessen. Das ist Aufgabe und Wesen der Poesie. Sie klärt und erklärt uns unser Wesen und Wollen im Bilde; der Dichter ist uns ein Erläuterer, Deuter, Erzieher; er ist uns überlegen an Kräften ewigen, inneren Lebens und läßt von seinem Licht-Reichtum Funken und Strahlen auf uns abfallen, auch im Trauerspiel, ja, im Trauerspiel erst recht:

Schuld vernichtet sich vor unseren Augen, und da sie zu tief eingewachsen ist in die Substanz des Helden, so muß er selber mit untergehen.

Diese Läuterungskraft und Deutungskraft fehlt dem Schilderer Gerhart Hauptmann. Von vornherein tritt der „arme Heinrich“ seufzend und krank auf; die Krankheit wird entdeckt; er flüchtet in Wildnis und Bitterkeit; der Lebenshunger bricht durch; er ist am Schluß wieder genesen und erzählt seine Genesung — das sind die fünf Akte. Was für „Bitterkeit“ ist es denn aber, die wir da im dritten Akt mitansehen? O Shakespeare! Ein Berliner Kritiker hat in nervöser Überschwenglichkeit von „Tiefe“ gesprochen, die an Hamlet und Timon gemahne! Die Worte erinnern daran, ganz recht! Im übrigen aber ist dies Verbittertsein lediglich ein ergibiges, galliges Schimpfen, ein anschauliches und talentvolles Schimpfen auf die Besucher, in Worten wie: „lahmer Schneider, Waschweib, Windelwäscher, Großmaul, Bruder Kahlkopf“, und andere Anschauungswörter; ist eine Stimmung von Menschenhaß, deren Entlastung nach dieser Seite man gar nicht begreift, denn man hat ihn ja nur gut behandelt; ist einfach das gallige Schelten eines ungehaltenen Kranken, der gelegentlich über Tod und Leben philosophiert, aber ohne zwingende Kraft, ohne daß man ihn recht ernst nimmt. Man bleibt kühl bis ans Herz hinan; der Mann ist körperlich krank und darum vergällt: man sende ihm einen Arzt und lasse die Bühne in Ruhe!

Will man den kranken „Philoktet“ dagegen ins Feld führen? Philoktet hat sich schuldig gemacht wider die Göttin, daher sein Leiden. Prometheus? Er hat Zeus getrotzt, daher seine Fesselung. Orest? Er verletzte heiligste Gebote, daher sein Verfolgungswahn. Kurz, überall gruben die Dichter, je nach den Anschauungen ihrer Zeit, ins Seelische hinunter und motivierten mit Sorgfalt. Wollte hier nun gleichfalls der Dichter tief graben, so müßte er uns wenigstens wahre, tiefe, scheue Verzweiflung und rührend-innigen Jungfrauen-Kindersinn im Kampfe zeigen und langsam und sicher das Kindesherz, auch im Helden, wieder entbrennen lassen, angezündet von der Herzenssonne eines halbwüchsigen, liebreichen Mädchens. Aber nein: im vierten Akt, ohne Übergang, sehen wir den Kranken plötzlich wieder wimmern nach dem Leben; nach dem Lebenshaß bricht der Lebenstrieb durch; er ist mürbe, so zu sagen, er will dem Kinde folgen. Das Kind selbst aber bleibt in seiner Zeichnung eine verblaßte lyrische Gestalt, erfüllt von mystischen Wünschen und Worten, ihn zu „erlösen“, sich für ihn opfern zu lassen. Beide, der Kranke und das Kind, bleiben uns menschlich fern, machen uns nicht warm, zwingen uns nicht in ihre Gefühlswelt. Wir sehen zu viel von außen an, wie ein Mensch krank ist, wie er schilt, wie er genesen möchte, wie er gesund ist — aber geläutert und aufgerüttelt sind wir durch dies Gedicht nicht. Triebe und Vorgänge überwiegen; zu gering sind die seelischen Kräfte, die sittlichen Mächte, zu gering die dahinter waltende Persönlichkeit des Dichters.

Das war meine letzte Empfindung beim Durchdenken dieser gleichwohl lyrisch feinen und achtenswerten Dichtung. Der Dichter scheint nicht unberührt geblieben zu sein vom frischen, nationalen Hauch der jüngsten Geistesströmung,

obwohl die Dichtung schon früher entstanden ist. Man sprach davon, daß er an die Errichtung eines Festspielhauses gedacht habe. Um Festspiele zu feiern, muß man in festlicher, sieghafter Stimmung sein. Diese Stimmung aber hat sich Hauptmann noch längst nicht errungen, trotz des Schlußwortes: „Laßt meine Falken, meine Adler wieder steigen!"

* * *

Soll ich einige andere Gerichte, die uns in diesen Wochen vorgesetzt wurden, überhaupt erwähnen? Wir müssen auf den Höhen der Überschau bleiben. Es lohnt nicht, in das Gewimmel hinabzusteigen; denn wo man es packt, da ist es — uninteressant. Was verschlägt es, ob Oskar Blumenthal in einem verunglückten Lustspiel, besser Posse: „Das Theaterdorf", die Schlierseeer und ähnliche Schauspielerei der Bauerndörfer, samt „Heimatkunst" u. s. w., zu bespötteln sucht? Der zweite Akt, eine Theaterprobe auf dem Dorfe, mit Hindernissen und ein bischen Liebe, war recht kurzweilig und spaßhaft; der dritte langweilig, albern und mit frivolen Späßchen durchsetzt. Das Ganze nimmt man ebensowenig literarisch ernst wie den ganzen Blumenthal. Und nichts verloren hat die Bühnenliteratur, wenn Hermann Bahrs „Wienerinnen" bald wieder vorübergehen. Hier versuchte der geschmeidige, wandlungsfähige und doch immer unveränderte Feuilletonist ein satirisches Lustspiel wider Scheinbildung und Kunstprotzentum des Salons; aber er sprang mitten drin ab und geriet in eine „Farce", wie man französisch sagen muß, mit abgenutzten Pariser Motiven. Der Gesprächston ist oft recht witzig und belebt, aber etwas Ganzes ist nicht zu stande gekommen. Eine gute Talentprobe ist auch „Der Kreuzwegstürmer" von Josef Werkmann, einem Wiener Handwerker, ein Bauernstück, das teilweise Geist vom Geiste Anzengrubers zu enthalten schien, aber doch im Ganzen mehr Gartenlaube und Kalender ist, mit Predigten wider frömmelnden und heuchlerischen Reichtum, Predigten, die sich im Munde dieses verarmten und schuldigen Bauern nicht besonders ergreifend ausnehmen. Auch ein dürftiges Stück von Strindberg „Rausch" hält sich noch auf dem Spielplan des „Kleinen Theaters"; und soeben wird von Björnson „Paul Lange und Tora Parsberg" aufgeführt. Über Beide, Strindberg und Björnson, wird besonders und ausführlich gesprochen werden müssen, zumal wiederum zwei bis drei Stücke von Strindberg zur Aufführung in Berlin erworben sind. Die Anleihe geht immer weiter; wir kommen nicht zum kraftvollen Selberschaffen und Selbersein; es muß importiert werden — und ich sehe schon wieder die spaltenlangen, sehr wichtig tuenden Besprechungen. Eine starke Nation kann sich solche Einladungen großherzig leisten; nicht aber eine Nation, die aus Reichsdeutschland noch immer kein eigenes Drama bisher zu entwickeln vermochte.

* * *

Für diesmal sei noch auf jene stillschaffende Gruppe der Reichshauptstadt hingewiesen, die ich bereits in meinem ersten Bericht kurz erwähnt habe. Es ist

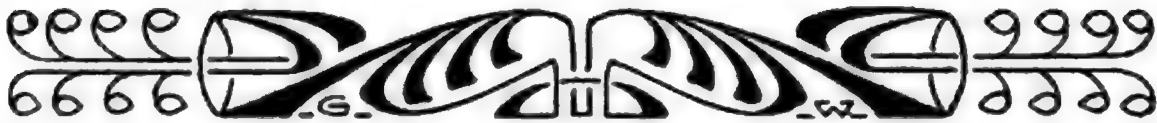
soeben aus dem erweiterten und interkonfessionell gewordenen „Verein zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele“ (der daneben selbständig bestehen bleibt) eine „Gesellschaft für Literatur und Geschichte der deutschen Volksschauspiele“ hervorgegangen. Der Aufruf ist ein erfreuliches Anzeichen dafür, daß in der Reichshauptstadt auch noch stetigere Elemente an der Arbeit sind und dem Ungenügenden unseres jetzigen Theatergeistes positiv entgegenzuwirken suchen. So bilde dieser Schluß einen erfrischenden Gegensatz zu meiner Eingangsschilderung!

„Da die Berufsbühne“ — so heißt es in diesem Aufrufe — „soweit sie nicht von der Vergangenheit zehrt, beinahe vorwiegend ausländische Dichter bevorzugt oder die der phantasiebedürftigen Volksseele fremde naturalistische Schule pflegt, um dann freilich von Zeit zu Zeit wieder in das Extrem einer blutleeren Phantastik zu geraten, so hat unser Volk in steigendem Maße begonnen, sich in naiver Weise selbst auf die Bühne zu bringen. Verschiedenes wirkt hierbei zusammen: religiöses Bedürfnis, nationaler Schwung, schauspielerische Lust. Oberammergau und Lutherfestspiel, Schlierseeer und Tellspiele, Rotenburg und Lichtenstein, Weihnachts- und Märchenspiele sind hierfür kennzeichnende Namen. Alle diese Versuche sind vom nationalen, religiösen und ästhetischen Standpunkt aus überaus bemerkenswert. Sie können, gesammelt, gesichtet und in die rechten Bahnen geleitet, eine hohe Bedeutung für unser Volksleben gewinnen. Diese Sammlung will unsere Gesellschaft herbeizuführen suchen“ u. s. w. Gleichzeitig plant der Stamm-Verein, aus dem diese Bewegung herausgewachsen, der „Verein zur Förderung deutscher Volksschauspiele“, der mit starkem Erfolg das Luther- und Gustav-Adolf-Festspiel zu Berlin aufführen ließ, eine Darstellung von Heinrich Sohnreys landfrischen Thüringer „Dorfmusikanten“ und hat zu diesem Zwecke bereits die nötigen Abschlüsse getroffen.

Wir wollen diese Bemühungen nicht überschätzen, wir wollen sie aber als Regungen guter Art freundlich willkommen heißen.

Eine volle Entschädigung kann ja der Bürger eines Landes, der im Auslande Geschäfte treibt und durch kriegerische Ereignisse zu Schaden kommt, niemals beanspruchen, er muß sich immer sagen, daß die Tätigkeit im Auslande mit mehr Risiko verbunden ist. Das ist ein Grundsatz, den wir vielfach in weiter entlegenen Ländern, wo der Rechtsschutz nicht so stark ist, wie in den zentraleuropäischen, haben geltend machen müssen; die Geschäfte sind in der Fremde oft lukrativer, werfen stärkeren Gewinn ab, aber bringen mehr Gefahren mit sich.

Aus: Bismarck als Erzieher. In Leitsätzen aus seinen Reden, Briefen, Berichten zusammengestellt von Paul Dehn. J. F. Lehmanns Verlag, München.



Musikalische Rückschau.

Von

Leopold Schmidt.

Seit dem Emporblühen des lyrischen Dramas im 17. und bis weit in das 19. Jahrhundert hinein war die Beschäftigung mit der Oper für jeden schaffenden Musiker von Bedeutung selbstverständlich, und noch heute lockt das Theater Manchen, der vielleicht auf anderem Gebiete seine Gaben erfreulicher verwenden würde. Es läßt sich eben nicht leugnen, der Erfolg auf der Bühne verbreitet den Ruf eines Autors weit schneller und nachhaltiger als der im Konzertsaal.

In diesem Herbst hat die deutsche Opernbühne eine besonders rührige Tätigkeit entwickelt. Vor kurzem fand in Frankfurt a. M. die Aufführung eines neuen Werkes („Dornröschen") von Engelbert Humperdinck statt, des Komponisten, der mit seinem „Hänsel und Gretel" nach Wagner den größten Opernerfolg in Deutschland erzielt hat, und einige wichtige Premièren liegen bereits hinter uns. Auch das Berliner Opernhaus zeigt eine ungewohnte Regsamkeit. Kurz hintereinander sind hier die bedeutsamsten Erscheinungen der neueren dramatischen Literatur, Max Schillings „Pfeifertag" und die „Feuersnot" von Richard Strauß zur Aufführung gelangt, und ein neuer Geist scheint damit in unsere Hofoper eingezogen zu sein, die nur zu lange unter bedenklich stagnierenden Verhältnissen gelitten hat. Max Schillings ist in die vorderste Reihe der produzierenden Tonkünstler getreten, seit sich um seine „Ingwelde" ein so unliebsamer Streit erhob. Dem Erstlingswerk seiner Muse verschlossen sich die Pforten des Opernhauses, obgleich sein künstlerischer Wert außer Zweifel stand; das Gastspiel eines fremden Theaters vermittelte uns erst spät seine Bekanntschaft. Auch das zweite Werk Schillings, der „Pfeifertag", wurde in dem kleinen Schwerin, das damals noch unter dem musikalischen Szepter des genialen Zumpe stand, aus der Taufe gehoben. Von weit und breit waren Freunde und Kenner der Tonkunst nach der mecklenburgischen Residenz geeilt, um diesem Ereignis beizuwohnen, so sehr hatte sich inzwischen der Ruf des jungen Komponisten befestigt. Und wiederum erkannte man seine Bedeutung an. Hatte Schillings in der Ingwelde einen tragischen

Stoff behandelt und durch das edle Pathos seiner Musik gewirkt, so entwickelt er in dem heiteren Scherzspiel des Pfeifertages ganz neue Seiten seiner Begabung. Hier, wo er „Spielmanns Freud und Leid" einen beinahe burlesken Spiegel vorzuhalten hatte, galt es einen leichteren Ton anzuschlagen und zu zeigen, welche Mittel der moderne musikalische Ausdruck dem Humor, der Darstellung des Anmutigen und Sinnigen zur Verfügung stellt. Daß Schillings, der in der „Ingwelde" sich noch vollkommen im Fahrwasser Wagner'scher Melodik und Harmonik bewegt, sich dabei vom Stil der „Meistersinger" nicht lossagen konnte, war vorauszusehen und ist nur natürlich. Die einzige komische Oper des Bayreuther Meisters wird noch auf lange hinaus der musikalischen Phantasie die Richtung weisen. Aber bemerkenswert ist doch die Selbständigkeit, mit der der Jüngere an dies Vorbild anknüpft, mit der er auf der Suche nach einem eigenen Stil den einmal angeschlagenen Ton fortspinnt. Auffällig im besonderen ist die Rückkehr zu einer mehr geschlossenen, mitunter geradezu das Volkstümliche anstrebenden Melodie und das Aufgeben des eigensinnig leitmotivischen Prinzipes, das, so natürlich und wirksam es sich bei Wagner gibt, im Munde der Nachahmer nur zu oft zu einem Hemmnis für den ungezwungenen dramatischen Ausdruck geworden ist. Als ein Fortbildner der modernsten Richtung erweist sich Schillings dagegen insofern, als auch bei ihm der Orchesterpart, mit Ausnahme einiger Chorstellen, das Wesentliche und weitaus wirkungsvoller und glücklicher ausgestaltet ist, als die wenig dankbar behandelten Singstimmen. Das hängt mit dem ganzen Wesen der heutigen Musik zusammen. An die lichtvolle Schönheit eines Mozart darf man nicht denken; das Verlangen und die Gabe, heitere und einfachere Vorgänge auch in schlichter Form zu behandeln, liegt, wie es scheint, vorläufig nicht auf dem Wege, den unsere musikalische Entwicklung nimmt. Das Naturell des Komponisten bringt es ferner mit sich, daß auch sein Humor trotz ehrlichen Bemühens etwas Herbes und Sprödes hat, und daß der Ernst auch da hervorguckt, wo das harmlose, übrigens von dem Textdichter Grafen Sporck wenig glücklich gestaltete Sujet entschieden heitere Züge verlangt. Wiederum fehlt es nicht an Stellen, in denen die Phantasie des Tondichters einen schönen Aufschwung nimmt, wo sie uns den Blick in Tiefen eröffnet, die der Text nicht ahnen läßt, in die wir uns aber gerne versenken. In beiden Opern, dem „Pfeifertag" wie der „Ingwelde" pulsiert echtes dramatisches Leben und läßt Schillings als den Berufenen erscheinen, der nur noch einer besseren dichterischen Unterlage bedarf, um voraussichtlich Bleibendes zu schaffen. Das ist Musik, die unmittelbar aus der Handlung fließt, in dem Grade, daß sie, losgelöst von ihr, fast ihre Bedeutung und Wirkungsfähigkeit verliert. Nun haben wir den „Pfeifertag" auch in Berlin zu hören bekommen in einer guten, verständnisvollen Aufführung. Man hat ihn mit der ihm gebührenden Achtung, ja fast mit Wärme aufgenommen, und es hat fast den Anschein, als ob er sich trotz seiner textlichen Schwächen und seiner im ganzen schwer zugänglichen Eigenart dauernder als anderswo in der Gunst des Publikums erhalten soll.

Zündender und sozusagen befreiender war die Wirkung, die jene zweite Novität, Richard Straußens mit Spannung erwartete „Feuersnot“ auf die Hörer ausübte. Das Opernhaus hat seit langem nicht einen so begeisterungsvollen Abend erlebt. Über das Werk selbst habe ich nach seiner Uraufführung in Dresden (im November 1901) in diesen Blättern berichtet. Die damalige Aufführung unter Schuch stand in technischer Vollendung keineswegs hinter der Berliner zurück; die Chöre, im besonderen die Kinderchöre, gingen sogar um vieles besser als hier. Aber einige Rollen — mit Ausnahme der Scheidemantels — kamen in Berlin eindringlicher zur Geltung, und die kleinen Soli traten, von ersten Kräften besetzt, klarer im Ensemble hervor. Vor allem aber trug die beliebte Persönlichkeit des Komponisten, der sein Werk selber dirigierte, dazu bei, die Stimmung zu erhöhen. Diese „Feuersnot“ ist doch eine merkwürdige, keine ephemere Erscheinung; sie fesselt unwiderstehlich den Laien wie den Fachmann, sie ist ein Werk voll Blut und Leben, eine leicht und genial hingeworfene Exzentrizität. An dramatischem Gehalt kann sie sich mit dem Pfeifertag vielleicht nicht messen, aber sie übertrifft ihn an Wärme, an plastischer, blühender Melodik, an Glanz und Mannigfaltigkeit der Farben. Auch hier spricht das Orchester streckenweis das gewichtigste Wort, es folgen aber doch Stellen, in denen auch das Gesangliche zu seinem Recht kommt. Es war das Verdienst der Destinn, dies in der weiblichen Hauptrolle besonders fühlbar gemacht zu haben. Das von Wolzogen verfaßte Textbuch stellt der Komponist selbst sehr hoch. Er hat es, so wie es ihm vorgelegt wurde, ohne ein Wort zu ändern komponiert. Nicht wenig mag ihn daran der geschickte Aufbau gereizt haben, der ihm Gelegenheit bot, in der Verwendung der Massen seine Kunst der musikalischen Architektonik zu beweisen. Die Struktur des Ganzen ist eine großzügige, wie wir sie in den großen Orchesterdichtungen von Strauß finden. Auch diese Oper zeigt übrigens durch den Reichtum an Ensemblegesängen, daß die Gefahr glücklich überwunden ist, die eine Zeit lang in der prinzipiellen Vermeidung aller aus nur musikalischen und nicht nur dramatischen Gesetzen hergeleiteten Kombinationen sich zu ergeben drohte. Mehr als diese technischen Vorzüge des Textbuches gelten uns die Grundideen der Dichtung. Wir sehen dabei gern über polemische Witzeleien hinweg, die sogar die Person des Komponisten durch Andeutungen auf der Bühne und im Orchester (Leitmotive aus dem „Ring“ und aus Straußschen eigenen Arbeiten) hineinzerrt, und fassen die Gestalt des Kunold lieber als die Verkörperung des Künstlers an sich auf, der durch die Liebe des Weibes auf jene Höhe geführt wird, auf der er auch von den Mißgünstigen nicht mehr verkannt werden kann. Am Abend der Première folgte der Oper ein kurzes Ballet „Javotte“ mit Musik von Saint Saëns, das aufs neue zeigte, um wieviel feiner und geistreicher als unsere Balletkomponisten französische Meister diesen Kunstzweig pflegen.

Das Gastspiel einer Pariser Sängerin, Mme Nuovina, gab dem Opernhaus Veranlassung, Massenets „Navarraise“ zur Darstellung zu bringen, die wir im Frühjahr durch eine französische Truppe bei Kroll kennen gelernt hatten. Bei

dieser Gelegenheit kam auch eine zweiaktige Oper von J. Urich „Das Glockenspiel“ zu Gehör, die weder musikalisch noch textlich interessieren konnte. War schon die effektsüchtige Musik Massenets wenig erfreulich, so macht sie doch den Eindruck des Meisterlichen und bis zu gewissem Grade auch des Eigenartigen. Beides kann man von Urichs Partitur nicht behaupten; höchstens wäre ihr eine gewisse Theaterroutine nachzurühmen. Da auch der Inhalt des Stückes für diese Schwächen nicht entschädigt, so war der Mißerfolg ein vollkommener. Schade um die Arbeitskraft der Mitwirkenden, die an so aussichtslose Versuche verschwendet wird!

Einen wirklichen Erfolg hat dagegen eine andere Berliner Bühne mit einer neuen Operette zu verzeichnen. Ordonneau's von Benno Jacobsohn sehr witzig für Deutschland bearbeitete „Madame Sherry“ wird die Künstler des Zentral-Theaters, die nach vielfachen Fehlschlägen immer wieder zu den alten Operetten ihre Zuflucht nehmen mußten, den Winter über in Atem halten. Das Stück gehört in die Gattung der Pariser Schwänke; es interessiert uns hier nur, weil Hugo Felix eine liebenswürdige Musik dazu geschrieben hat, die für den etwas derben Possenulk eigentlich viel zu fein ist. Immerhin muß man es froh begrüßen, daß auf diesem Gebiete einmal etwas besseres als die ewige Wiener Schablone mit ihren Tanzrhythmen wenigstens versucht wird. Felix ist auch ein Musiker, der etwas gelernt hat und das Orchester individuell zu behandeln weiß.

Von den neuen Opern, die in den letztvergangenen Wochen in anderen Städten auf die Bühne gebracht wurden, konnte ich zwei hören: ein französisches Werk in Hamburg, das eines Deutschen in Dresden. Daß J. Massenet, der — wie wir in der „Navarraise“ sahen — gelegentlich auch nicht den krassen Theatereffekt verschmäht, im Grunde ein vornehmer Musiker ist, wissen wir aus so mancher Partitur. „Manon“, „Werther“, das Oratorium „Maria Magdalena“ haben seinen Ruhm nach Deutschland getragen; vielleicht aber tritt die ernste Seite seiner Kunst nirgend so überzeugend entgegen wie in dem zu Hamburg unlängst aufgeführten „Jongleur de Notre Dame“. Die textliche Unterlage dieses neuesten Bühnenwerkes von Massenet, das erst in diesem Februar in Monte Carlo das Lampenlicht erblickte, steht weit über dem Durchschnitt der Opernbücher. Eine legendäre Überlieferung hat dem Dichter den Stoff gegeben. Einer jener fahrenden Spielleute des Mittelalters, die mit ihrer Kunst auf offenem Markte um die Gunst der Menge warben, dabei aber, eine Art volkstümlicher Troubadoure, der Verbreitung der Dicht- und Tonkunst wichtige Dienste leisteten, ist der Held des Stückes. Mönche der Abtei Cluny nehmen ihn in ihr Kloster auf; sein religiöses Bedürfnis erwacht, aber bekümmert sieht er, daß er der einzige unter den Brüdern ist, der nichts zur Ehre der Mutter Gottes vollbringen kann. Da lehrt ihn seine Herzenseinfalt erkennen, daß nur die Gesinnung den Wert aller menschlichen Handlungen bestimmt, und in frommer Begeisterung scheut er sich nicht, vor dem Madonnenbilde zum Entsetzen der Mönche seine weltlichen Künste zu treiben, zu fiedeln, zu singen und zu tanzen. Und Maria neigt sich dem armen Schelm,

sie breitet schützend die Hände über ihn und zieht ihn nach sich in höhere Sphären. Man sieht: es ist mehr ein psychologischer Vorgang als ein eigentliches Drama, was wir hier erleben, aber doch ein Stück echter Poesie. Auch die Musik schlägt nur vorübergehend einen dramatischen Ton an; mit oratorienhafter Breite malt sie die Stimmungen aus und versenkt sich liebevoll in die poetischen Gedanken. Massenet hat gar nicht versucht, eine Oper im herkömmlichen Sinne daraus zu machen; seine Partitur will mit Andacht aufgenommen sein. Auf die Massen der Theaterbesucher wird sie niemals wirken, aber dem Feinschmecker eine willkommene Gabe sein. Nächst dem religiösen Zug, den Stimmungen, die nur aus dem Katholizismus heraus mit dem Herzen begriffen werden können, haftet ihr ein stark archaistisches Gepräge an, das die Melodik und Tonalität mittelalterlicher Kirchen- und Volksmusik in sehr interessanter Weise verwendet.

Die andere Oper, die ich in Dresden hörte, hat den Prager Kapellmeister Leo Blech zum Verfasser. Er ist ein Musiker moderner Richtung, ein gewandter Orchesterkomponist, der durch instrumentale Tondichtungen bereits die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. Für ihn schrieb Richard Batka das Dorfidyll „Das war ich“, das seinen Inhalt einem alten, früher oft gegebenen Lustspiel entnommen hat. Die harmlose Fabel, die ganz an die alte gute Zeit der Singspiele erinnert, erforderte wohl eine anspruchslosere, schlichtere musikalische Behandlung als sie die gewählte Melodik und die komplizierte Technik Blechs ihr zuteil werden läßt; allein es steckt so viel Können in dieser Musik, so viel Feines und Liebenswürdiges, daß der Eindruck trotzdem ein äußerst sympathischer war. Wie d'Alberts „Abreise“ darf dieser Einakter als ein glücklicher Versuch gelten, das leichtere Genre der Spieloper mit durchaus modernen Mitteln wieder bei uns einzubürgern. Am Schlusse einer vortrefflichen Aufführung wurde der Komponist lebhaft gerufen.

* * *

Am 2. November ist in Charlottenburg die neue Akademie der Künste im Beisein des Kaisers eröffnet worden. Der Königlichen Hochschule fiel dabei die Aufgabe der musikalischen Weihe zu, die in einen Festakt und tags darauf in einer Messias-Aufführung bestehen sollte. Beethovens Ouvertüre „Zur Weihe des Hauses“ wurde zwar gespielt, aber weder der Festakt noch der Händel-Abend unterschieden sich von dem bei ähnlichen Gelegenheiten Gebotenen. Prof. Max Bruch hatte eine Festkomposition beigesteuert. Es wäre wohl hier, wo das erste Musikinstitut des Reiches zum ersten Male ein ausreichendes und würdiges Heim bezog, etwas außerordentliches am Platze gewesen, etwa eine Aufführung, die die ersten Künstler Deutschlands vereinigt hätte. Die Notwendigkeit wurde wohl nicht empfunden, da die königliche Hochschule nicht die Stellung im öffentlichen Interesse einnimmt, die ihr von Rechtswegen gebührte. Das ist leider längst kein Geheimnis mehr.

Der große Saal des neuen stattlichen Gebäudes erweckt berechtigtes Interesse. Vom ästhetischen Standpunkt aus läßt die helle Nüchternheit seiner Aus-

stattung unbefriedigt, indessen die Hauptsache, die Akustik selbst, ist außerordentlich gut und alle Anlagen sind praktisch und zweckentsprechend. Gegenüber den übrigen prunküberladenen Konzertsälen der Residenz wirkt dieser Raum wohltuend, nicht zum wenigsten durch die Art der Beleuchtung, die bei aller Helligkeit dem Auge nicht wehtut. Um den ablenkenden Einfluß des Lichtes zu beseitigen, ist man jüngst in einem Konzert (in der Singakademie) auf den Einfall gekommen, die störendsten Lichter während des Musizierens zu verlöschen und so eine ruhigere, aufnahmefähigere Stimmung im Hörer zu erwecken. Der Versuch erwies sich als glücklich, da die Ausführenden genügend beleuchtet blieben und auch sonst die Verdunkelung des Raumes nichts Bedrückendes hatte. Hoffentlich findet dieses Beispiel mehr und mehr Nachahmung, und man vergißt bei der Einrichtung der Konzertsäle künftig nicht mehr, daß diese Stätten nicht zum sehen, sondern in erster Linie zum hören da sind. Was den Genuß des Hörens aber erschwert, und eine starke Lichtquelle tut dies erfahrungsgemäß in hervorragendem Maße, muß unbedingt entfernt werden.

In unsern Konzertsälen ist nun seit Beginn der Saison bereits fleißig musiziert worden. All die ständigen Vereinigungen und eine stattliche Anzahl berühmter Solisten, die uns allwinterlich zu ihren Veranstaltungen laden, sind an uns vorübergezogen. Viel Gutes ist geboten worden, Klassisches und Modernes vorgeführt, ganz so, wie wir es seit langem gewohnt sind. Die Orchestermusik wird nächst der Königlichen und der Philharmonischen Kapelle im wesentlichen von dem Berliner Tonkünstlerorchester ausgeführt, dem sich neuerdings noch das Streichorchester Berliner Tonkünstlerinnen angegliedert hat. Von den großen Chorvereinigungen ist die Singakademie mit Mendelssohns „Paulus“, der Stern'sche Verein mit Haydns „Jahreszeiten“, der Siegfried Ochs'sche Chor mit einer Aufführung Bach'scher Kantaten hervorgetreten. An der Spitze der Kammermusik steht nach wie vor das Joachim-Quartett, neben dem die Quartette der Herren Halir, Holländer und Waldemar Meyer, ferner unsere ständigen Gäste, die „Böhmen“ zu nennen sind; zu den Trioverbänden der Herren Barth und Georg Schumann gesellt sich als dritter das sogenannte „Holländische Trio“; auch die Abende der Herren Zajic und Heinrich Grünfeld erfreuen sich ihrer alten Beliebtheit. Die Liederabende Lilli Lehmanns, Lulu Gmeiners und Zur Mühlens haben wieder begonnen; von Pianisten sind Eugen d'Albert, Busoni, Ernesto Drangosch, James Kwast, die Kleeberg und die Bloomfield-Zeisler, von Geigern Petschnikoff, Max Lewinger, Henri Marteau, Anton Witek, die Senger-Sethe mit gewohntem Erfolge vor die Öffentlichkeit getreten. Unter den Kirchenkonzerten stehen die Orgelvorträge Heinrich Reimanns, neuerdings auch die von Walter Fischer obenan.

Einige neue Erscheinungen mögen hier noch kurz gestreift werden. Felix Weingartner trat in einem der Symphonie-Abende der Königlichen Kapelle für ein wenig bekanntes Werk von Berlioz ein. Die „Trauer- und Triumphsymphonie“ wurde im Jahre 1840 geschrieben, zur Verherrlichung der gefallenen Helden der

Julirevolution. Für eine Gelegenheitsarbeit ist dies Stück von ungewöhnlicher Bedeutung, denn es trägt durchaus den Stempel des genialen Franzosen, aber als Musik ist es doch überwiegend unerfreulich. Interessant für den Musiker ist die Orchestration, zu der Berlioz fast nur die Bläser verwendet; am Schlusse tritt mit den Streichern auch noch ein Chor hinzu. An einem andern Abend führte Weingartner einen witzigen Orchesterscherz von Dukas vor, betitelt „Der Zauberlehrling“. Aber auch hier konnte die kecke und geschickte Verwertung der instrumentalen Mittel nicht über die innere Gehaltlosigkeit hinwegtäuschen. Gewinnreicher verliefen die unter Richard Strauß' Leitung stehenden „Modernen Konzerte“ bei Kroll, allerdings auch nur soweit, als Werke des Dirigenten zu Gehör kamen. Ein Fragment aus seiner Oper „Guntram“ konnte wie jedes aus dem Zusammenhang gerissene Bruchstück nicht zu seiner eigentlichen Geltung gelangen; die Suite „Aus Italien“ dagegen, eine Jugendarbeit des Komponisten, die ihn noch auf der Grenze zwischen absoluter und programmatischer Musik zeigt, fand mit Recht begeisterten Beifall. Ein Monolog aus Alexander Ritters „Faulem Hans“ und Schillings „Zwiegespräch“ gingen ziemlich spurlos vorüber, und in einem neuen Klavierkonzert von Emil Sauer wurde mehr die Virtuosität des Pianisten als die Erfindungskraft des Komponisten bewundert. Arthur Nikisch machte uns in den Philharmonischen Konzerten mit dem F-dur-Konzert von Saint-Saëns (das Busoni meisterhaft spielte) und mit der ersten Suite in D-moll (op. 43) von Tschaikowsky bekannt, in der sich die reizende und originelle Marche miniature befindet. Den größten Erfolg hatte dieser Dirigent bisher mit Richard Strauß' „Heldenleben“, dem er zu einer ausgezeichneten Wiedergabe verhalf. Zwei neue Klaviertrios brachte die Vereinigung der „Holländer“ zur Aufführung: eines von Philipp Scharwenka (G-dur, op. 112) und eines von Christian Sinding (Amoll, op. 64), beides geschickte und talentvolle Arbeiten. Von Sinding kam auch ein originelles Orchesterstück zu Gehör am ersten der Abende, die Busoni jetzt mit dem Philharmonischen Orchester gibt, um seinerseits für moderne oder vernachlässigte Musik Propaganda zu machen. Wir haben nachgerade Orchesterkonzerte genug. Die Muse der Jüngeren kann sich nicht über Vernachlässigung beklagen, und Busoni, der es ja mit den Meistern vom Taktstabe doch nicht aufnehmen kann, sollte es sich an seinem Pianistenruhm genügen lassen. Indessen muß anerkannt werden, daß er sich seiner neuen Aufgabe sehr geschickt entledigte, und daß man ihm für die Vorführung der Ouverture zu Saint-Saëns neuester Oper „Les Barbares“ wie für das Sindingsche „Rondo infinito“ Dank schuldete. An diesem Abend ließ sich nach langer Pause auch Cesar Thomson wieder hören, der einst als Konzertmeister im Philharmonischen Orchester gewirkt hatte. Er ist jetzt ein reifer Meister und unter den Geigern eine scharf geprägte Individualität. Seiner schier unglaublichen Technik gesellt sich ein ernstes musikalisches Wesen. Besonders interessant ist seine Bogenführung, von der denn auch die Phrasierung naturgemäß einen eigenen Charakter erhält. Thomson wurde stürmisch bejubelt.

Wenn es des Gegengewichtes bedarf gegen die vielen jetzt hervortretenden, ausschließlich der modernen Tonkunst gewidmeten Veranstaltungen, so bieten ein solches die Konzerte der Meininger Hofkapelle in wünschenswertester Weise. Hier ist wirklich noch der Boden der klassischen Musik unbestritten. Die Persönlichkeit des Dirigenten Fritz Steinbach und die Traditionen der Kapelle bürgen dafür, daß er es auch bleiben wird. Unterstützt durch die Mitwirkung von Joachim, Emanuel Wirth und Georg Schumann, haben die Meininger diesmal vorzugsweise Bach, Mozart und Brahms gepflegt. In der verständnisvollen Art, in der Brahms im besonderen zur Geltung gebracht wird, und in der unermüdlichen Pflege älterer, weniger bekannter Kammer- und Hausmusik kann man hauptsächlich den Wert und die eigenartige Bedeutung dieser Konzerte erkennen.

Somit wären wir also wieder einmal, wie schon so manchen Winter, mitten im Treiben eines hochgehenden musikalischen Lebens. Die Fülle der Produktion übertrifft schon längst das musikalische Bedürfnis selbst einer Stadt wie Berlin, und noch immer scheint sie sich steigern zu wollen. Die Folge davon ist ein unausbleiblicher wirtschaftlicher Rückgang. Mehr und mehr läßt der Besuch der Konzerte nach, nur bestimmte Veranstaltungen, die sich gerade allgemeiner Gunst erfreuen, rufen noch Andrang und Begeisterung hervor, und viele hervorragende Künstler finden nicht mehr den Lohn, den sie ihrer Bedeutung nach wohl verdienten. Auf welche Weise diese Bewegung in natürliche Grenzen zurückgeführt werden kann, läßt sich zur Zeit noch nicht sagen; eine Änderung der Verhältnisse aber wird sicher früher oder später eintreten müssen.

Dem aufmerksamen Beobachter des öffentlichen Musiklebens können gewisse Anzeichen nicht entgehen, die entschieden auf eine allen auf Neues gerichteten Bestrebungen gemeinsame Idee deuten. Bei den Ausübenden ist es ein Vertauschen sonst getrennter Kunstgebiete, im besonderen eine Verquickung von Konzert- und Theatergesang, die unruhige Köpfe zu immer neuen Versuchen treibt: das Podium soll zu einer Art Bühne werden. Auf dem Gebiete des Instrumentenbaues tritt uns eine analoge Erscheinung entgegen. Auch hier sucht man nach Kombinationen, um neuer Wirkungen willen. Der Klavierbauer begnügt sich nicht, einen möglichst vollkommenen Flügel zu schaffen, er sinnt auf Vorrichtungen, die einem andern als dem ursprünglichen Zweck des Instrumentes dienen. So entstehen das Klavier, das wie ein Streichquartett klingt, Kontrabässe, die wie ein Klavier gespielt werden, Violen, die ein Mittelding zwischen Violine und Bratsche darstellen, Nachahmungen von Orchesterwirkungen und dergleichen mehr. Ähnliches werden wir in der Komposition finden. Natürlich ist es leichter, durch Mischung zweier Künste aufzufallen, als durch Meisterschaft in einer einzigen, und das erklärt wohl auch gerade in unserer, an Überproduktion leidenden Epoche den Hang zu solchen Neuerungen. Eine Zeit des Aufschwungs ist es freilich nicht, die die Grenzen verwischt, anstatt das Charakteristische zu pflegen.

Von jeher haben lebhaft empfindende Sänger ihre Lieder nicht ohne äußere Zeichen der Teilnahme vorgetragen. Weder vermag sich ein starkes Temperament

zu beherrschen, noch ist dies für den Zuhörer wünschenswert. Wie weit der Liedersänger aber darin gehen darf, ist eine Frage des Taktes, des ästhetischen Feingefühls, und ist wohl auch immer als solche im einzelnen Fall entschieden worden. Erst heutzutage, wo überhaupt mit dem Liedgesang ein an sich unkünstlerischer Sport getrieben wird — das Lied gehört seiner Natur nach ins Haus, in die Familie oder Gesellschaft —, ist aus dieser Frage ein Problem gemacht, ist sie systematisch behandelt worden. Soweit sich ein allgemeiner Grundsatz aufstellen läßt, wird man sagen müssen, daß sich die körperliche Teilnahme am Vortrag auf ein dezentes Mienenspiel zu beschränken hat. Der Sänger darf uns nicht unberührt, nicht seelenlos erscheinen, sonst läßt er auch uns kalt; jede Pantomimik aber, jede Bewegung des Körpers ist im Konzertsaal ungehörig: sie wirkt störend, wenn nicht lächerlich. Der agierende Mensch gehört auf die Bühne, weil er nur hier auf einem Hintergrund, in einer Umgebung erscheint, die sein Verhalten glaubhaft macht. Man kann dramatisch singen, darf aber nicht dramatisch werden, nicht „mimen". Ich will Herrn X, der mir ein Lied vorträgt, innerlich daran beteiligt sehen, nicht aber vergessen, daß es Herr X ist, der vor mir steht, denn jeder Versuch einer nicht ausführbaren Täuschung raubt die Illusion, statt sie zu stärken. Die Gepflogenheiten mancher Konzertgeber zeigen nun neuerdings, daß man diese selbstverständliche Wahrheit zu vergessen beginnt, um uns eine wenig erfreuliche Zwitterkunst zu bieten.

Einige Bühnenkünstler von Ruf, die sich auch auf dem Podium Lorbeeren holten, haben den ersten Anstoß gegeben. Hier handelte es sich aber meistenteils um schwer abzulegende Gewohnheiten, weniger um beabsichtigte und prinzipielle Äußerungen. Wenn beispielsweise Lilli Lehmann namentlich heitere Sachen den Besuchern ihrer Liederabende durch mimischen Ausdruck mehr ans Herz zu legen sucht, so kann man das bei der anmutigen Art, in der sie es tut, als eine Ausnahme wohl einmal gelten lassen. Anders liegt der Fall bereits bei Ludwig Wüllner, der auf den Vortrag des Liedes von nicht zu unterschätzendem Einfluß ist. Bei der Größe seiner Künstlerschaft, bei der weiten Verbreitung seiner Gemeinde sind seine Irrtümer doppelt gefährlich. Auch Wüllner tut sicherlich vieles unbewußt. Der Mangel an ausreichender stimmlicher Begabung, der Kampf mit seinem Organ, dem er vergeblich sinnlichen Reiz und Kraft abzutrotzen sucht, bringen es mit sich, daß er andere Hülfsquellen des Ausdrucks umsomehr ausnutzt. Wüllner arbeitet nicht nur mit den Mitteln einer dramatischen Sprachtechnik, er unterstützt den Gesang nicht nur durch das Mienenspiel, sondern auch durch die Haltung seines Körpers, der bald tiefgebeugt erscheint, bald sich energisch emporreckt, mit trotzig zurückgeworfenem Kopfe. Man hat das Gefühl, als ob der Sänger sich beständig Zwang auferlegt, als ob er am liebsten sich ganz der dramatischen Realisierung seiner Phantasiegebilde hingeben möchte. Gewiß erreicht er nicht selten gerade dadurch seine tiefsten Eindrücke; wir brauchen uns aber nur seine Eigenart verallgemeinert zu denken, um das Stillose darin zu empfinden, um das, was wir, bezwungen von einer temperamentvollen Persönlichkeit, als Ausnahme gelten

lassen, in seiner Haltlosigkeit zu erkennen. Durch Wüllner ist auch das Auswendigsingen des ganzen Programms, das bei minder Begabten nur zu leicht den Eindruck des Geistlos-Mechanischen macht, recht in die Mode gekommen. Vielleicht hatte die ältere Generation doch recht, die ruhig das Notenblatt in die Hand nahm und die Vorstellung des gemeinsamen Musizierens in den Vordergrund rückte.

Eine begabte Sängerin, Margarethe Petersen, geht noch weiter in der Verwendung mimischer Ausdrucksmittel. Sie deutet zuweilen ganz unzweifelhaft die Situation des Gedichtes durch Bewegungen, durch Veränderungen ihrer Stellung an. Im Dezember ist nun gar eine Dame im Beethovensaal aufgetreten, die alle Scheu beiseite gesetzt hat, offen zu theatralischen Mitteln greift und die von ihr vorgetragenen Gesänge „darstellt“. Natürlich bieten lyrische Gedichte nur in einzelnen Momenten die Möglichkeit dazu, und schon dadurch allein kommt etwas Schiefes in die Sache. Frau Elsa Laura v. Wolzogen, die Gattin Ernst v. Wolzogens, bewegt sich auf dem Podium hin und her, sie agiert mit den Armen, als ob sie die Personen, von denen die Rede ist, leibhaftig vorzuführen hätte. Daß hier ein Versuch unternommen ist, das auf dem sogenannten „Überbrettl“ Angestrebte in den Konzertsaal zu verpflanzen, liegt auf der Hand. Das Publikum läßt sich ja gern durch Neues anlocken; man darf aber von dem guten Geschmack der Mehrzahl erwarten, daß sie das hier wie in den an anderer Stelle aufgetauchten „Lebenden Liedern“ Gebotene als offenkundige Afterkunst zurückweisen und an seiner Verbreitung nicht sich schuldig machen wird.

Eine der größten Sensationen war das Wiederauftreten Wladimir v. Pachmanns in Berlin. Der namentlich als Chopinspieler berühmte Pianist gab zwei ausverkaufte Konzerte in der Philharmonie; man riß sich um die Billets und jubelte ihm zu, obgleich Herr v. Pachmann zwar einiges unnachahmlich klangschön und zart, anderes aber, besonders in Hinsicht auf die Willkürlichkeiten, die er sich gestattet, recht bedenklich und wenig rühmenswerth spielte. Nun stehen ja die Qualitäten des Pianisten Pachmann außer allem Zweifel, und Niemand wird sie ihm streitig machen. Was aber die Menge lockt, sind mehr die Sonderbarkeiten des Künstlers, sein amüsantes Benehmen, durch das er einen eigenartigen Ruf erlangt hat. Ich komme hier in diesem Zusammenhange darauf zu sprechen, weil ich auch darin das Hineintragen eines kunstfremden Elementes in den Konzertsaal erblicke. Pachmann pflegt mit seinen Hörern einen persönlichen Verkehr; er läßt nicht das Kunstwerk allein wirken, er zieht seine Persönlichkeit mit hinein in den Eindruck, den wir empfangen. Er spricht während des Spiels mit seiner Umgebung durch Minen, Gesten und Worte; er fuchtelt mit den Armen in der Luft herum, um seine Extase anzudeuten; er sagt, wo wir klatschen sollen, wo wir des Beifalls uns zu enthalten haben und versichert schließlich: so müssen die Stücke gespielt werden — wer es anders macht, ist nicht von ihnen erfüllt. Das Publikum, das die wirklichen Verdienste Pachmanns nicht verkennt, fühlt sich belustigt. Bezeichnend ist aber eine solche Erscheinung in einer Zeit, in der die erdrückende Fülle der Genüsse alle Beteiligten längst überreizt hat.

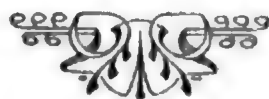
Eine andere fragwürdige Bereicherung unseres Konzertwesens ist der lehrhafte Zug, der mehr und mehr in ihm hervorzutreten beginnt. Was einst Rubinstein am Ende seiner Laufbahn in seinen Abschiedskonzerten tat, was der geborene Propagandist Hans v. Bülow zuweilen für erlaubt hielt, das ist bei uns gang und gäbe geworden. Man spielt entweder ein „historisches“ Programm — der Zettel verzeichnet sorgfältigt die Geburts- und Sterbejahre der Verfasser — oder man zeigt uns die Entwicklung eines Komponisten, einer Form (z. B. der Sonate) oder eines ganzen Volkes. Was aber haben Musikgeschichte und Musikwissenschaft mit Kunstgenuß zu tun? Ich halte schon die Programmbücher vom Übel, ohne die kaum noch größere Konzerte gegeben werden. Die Notenbeispiele sagen denen, die nicht hören können, doch nichts, und die trockene Zergliederung der Partitur lenkt nur von der unbefangenen Aufnahme des Kunstwerkes ab. Neulich veranstaltete die „Madrigal-Vereinigung“, die den Namen Dr. Hugo Goldschmidts führt, aber von Herrn Dr. Leichtentritt geleitet wird und aus 8 tüchtigen, wohleingeübten Mitgliedern besteht, einen Abend, an dem mancherlei Interessantes zu hören war, Proben aus einer Zeit, von deren Wirken wir keine lebendige Vorstellung mehr besitzen. Das Programm enthielt hinter jedem Texte einen Hinweis auf die Struktur der Form und sogar ein Urteil über das Wesen und die Schönheiten des betreffenden Stückes. Ich meine, man überläßt es besser jedem Konzertbesucher, was er schön finden will, was nicht; der Hang zum Lehrhaften raubt uns noch die letzte naive Empfänglichkeit, die wir etwa mit ins Konzert bringen.

Das umgekehrte Bestreben, in die Pädagogik einen künstlerischen Zug zu tragen, betätigte der Genfer Jaques Dalcroze mit einer eigenartigen Veranstaltung. Er hat eine Sammlung Tanzlieder für Kinder geschrieben, die musikalisch sehr hübsch sind und einen kindlichen Ton in Dichtung und Musik sehr glücklich getroffen haben. Der Komponist führte sie im Architektenhause mit einer Schar von kleinen Mädchen und Knaben auf, die im Gesange und im Arrangement der damit verbundenen Spiele von jungen Damen unterstützt wurde. Mit Recht zeigten sich die Zuhörer sehr erfreut über diese liebliche Kleinkunst, die einen praktischen Zweck zu erfüllen bestimmt ist. Nur in wenigen Fällen hat sich Dalcroze zum Theatralischen verleiten lassen. Wo die Kinder nicht zum Publikum singen, sondern als Spielende unter sich, da sind die Mimik und der Reigentanz an ihrem natürlichen Platze.

Zu den Faktoren, die Unpassendes in den Konzertsaal tragen, gehört leider auch noch immer der Wagner-Verein. Diesmal ließ er den dritten Akt des „Tannhäuser“ in der Philharmonie singen. Was hilft es, das Unnötige, Sinnwidrige nachzuweisen, das in dem Übertragen dramatischer Werke, die wir täglich auf den Bühnen sehen können, in den Konzertsaal liegt, was nutzt es, Wagners Wunsch und Ansicht selbst dagegen ins Feld zu führen — die Anhänger des Meisters, die noch immer glauben, einen besonderen Verein bilden zu müssen (als ob wir nicht alle Wagnerianer wären!) lassen sich nun einmal von ihren Gepflogenheiten

nicht abbringen. Neu war Sigmund v. Hausegger als Dirigent. Die Lieder mit Orchester eigener Komposition, die er bei dieser Gelegenheit zu Gehör brachte, können uns als Beispiel dienen, wie auch produzierende Musiker die Grenzen verschiedener Kunstgebiete zu verwischen streben. Das Lied galt bisher als untrennbar vom Klavier. Beethoven, Schubert, Schumann, Brahms hatten gewiß in ihren Liedern Bedeutsames zu sagen, aber nie fiel es ihnen ein, mehr als ein Soloinstrument (wenige Ausnahmen abgerechnet, in denen ein oder zwei Streicher hinzutreten) zur Begleitung heranzuziehen. Das Orchesterlied finden wir zuerst bei Franzosen, dann in Deutschland bei Übertragungen. Jetzt scheint es Mode werden zu sollen; aber noch kaum ein Versuch der jüngeren Komponisten ist glücklich über das Mißverhältnis zwischen der Solostimme, die sich im Liede nicht wie im Drama entfalten kann, und dem vollbesetzten Orchester hinweggekommen. Auch Hausegger bietet eine vergröberte Lyrik, die den Gedichten ihren eigentümlichsten Reiz abstreift. Eine Berechtigung für diese Neuerung ließe sich höchstens aus dem Umstande herleiten, daß das Lied, nachdem es einmal konzertfähig geworden, auch in unsere großen Symphoniekonzerte mit einbezogen wird. Da, in den weiten Räumen und umgeben von gewaltigen Instrumentalwerken, nimmt sich die Klavierbegleitung allerdings etwas dürftig aus. Eine innere Notwendigkeit jedoch, zu orchestraler Begleitung zu greifen, liegt in der Natur der Lieder nicht begründet.

Im übrigen steht alte und neue Kunst in unsern Konzerten sich noch schroff gegenüber. Dem Beispiel der von Richard Strauß geleiteten „Modernen Konzerte“ folgend, hat es neuerdings Busoni, allerdings mit wenig Glück, unternommen, für ungekannte Werke lebender Komponisten einzutreten. Ferner hat Siegfried Ochs einen Abend gegeben, in dem nur Arbeiten Berliner Tonmeister der Öffentlichkeit übermittelt wurden. Außer einem 16 stimmigen a cappella-Chor von Richard Strauß trat dabei nichts Nennenswertes zu Tage. Mit diesem Abende wie mit einer wohlgelungenen Aufführung von Haydns „Schöpfung“ beging der unter seiner Leitung stehende Philharmonische Chor unter allgemeiner Anteilnahme die Gedächtnisfeier seines zwanzigjährigen, segensreichen Bestehens. Wenn ich noch kurz das letzte Nikisch-Konzert, in dem die Neunte Symphonie zur Aufführung kam und Eugen d'Albert in seiner imponierenden Weise das Brahms'sche B-dur-Konzert spielte, und eine wundervolle Holländer-Aufführung unseres Opernhauses erwähne, bei der Theodor Bertram den Holländer, die Destinn die Senta, Knüpfer den Daland sangen, so kann ich den Rückblick auf das letzte Viertel des ablaufenden Jahres beschließen. Das neue rüstet sich bereits zu frischen Taten.



Bücherschau.

Dr. **Ludwig Gurlitt: Der Deutsche und sein Vaterland.** Politisch-pädagogische Betrachtungen eines Modernen. Fünfte Auflage. Berlin 1902, Wiegandt & Grieben. M. 1.60.

Wenn eine Schrift in der Zeit von wenig mehr als zwei Monaten fünf starke Auflagen erlebt hat, so kann man wohl von einem Erfolge reden. Dieser Erfolg ist der eines ernsten Manneswortes, der Wiederhall tiefgehender Mahnungen, die der Verfasser an das deutsche Volk richtet, der Erfolg des mutigen Vorkämpfers, der sich nicht scheute, die Wahrheit zu sagen und das, was Viele im Stillen mit ihm besorgt und geahnt haben, furchtlos aussprach, die Zukunft hängt schwer über unserer Entwicklung und trotz eines zunehmenden äußerlichen Schau- und Entfaltungsbedürfnisses (dem man nur mit Bangen folgen kann), kann sich Niemand dem Eindrucke verschließen, daß wir in unsern ethischen Werten ärmer zu werden drohen. So ist die Zeit reif, Umschau zu halten, wo die Grundlagen für diese Veräußerlichung und Verflachung des Volksniveaus zu suchen sind.

An unserm angeblich bis zur höchsten Vervollkommnung durchgebildeten Schulsystem zu zweifeln, ist in letzter Zeit schon wiederholt und von den gewichtigsten Stimmen geschehen. Auch der Verfasser, dem dieses Gebiet infolge seines Berufes als Gymnasiallehrer besonders nahe liegen mußte, steht auf dem Boden derer, die der jetzigen Schule eine weitgehende Reform wünschen, wie solche ja zur Zeit auch von maßgebenden Seiten angebahnt wird. Er wünscht energisch die Beseitigung der an höhern Schulen üblichen „geistigen Überfütterung". Es wird unsern deutschen Jungens dort zu viel Lehrmaterial in den Kopf gestampft; das Gehirn wird mit einer Überlast von bloßem, aus allen Winkeln zusammengesuchten Wissensstoff vollgepfropft, so daß eine frühzeitige geistige Ermüdung, Unterbindung des eigenen Lebensgeistes und der frischen Initiative die Folge ist. Der Deutsche blickt in der Regel nicht mit Liebe, sondern zu allermeist mit einem Gefühl des Unbehagens auf seine Schulzeit zurück. Das sollte anders sein und ist z. B. durchschnittlich anders in England, wo die Erinnerung an die Schule mit ihrer goldnen Freiheit, den kameradschaftlichen Spielen und der fröhlichen Knabenlust für Jeden eine der schönsten Erinnerungen des Lebens ist. Das englische Schulwesen ist dem Deutschen schon vor Jahrzehnten durch Wieses treffliche Briefe über englische Erziehung näher gebracht worden und man wird aller Anerkennung desselben auch dann noch zustimmen, wenn man weiß, daß einsichtige Engländer jetzt die Überzeugung haben, daß auf ihren Schulen zu wenig gelernt wird und in dieser Beziehung auf deutsche Schulen als vorbildlich blicken. Aber die Anerkennung der Persönlichkeit des Schülers und die Charakterausbildung desselben bleiben an englischen Schulen nach wie vor höchst nachahmenswert.

Wie hier, so blickt der Verfasser auch inbezug auf die Zustände, die vielfach in unserm öffentlichen Leben herrschen, häufig zum Vergleich nach England und scheut sich nicht, die gefundenen englischen Lichtseiten gegen die herrschenden deutschen Schattenseiten zu stellen, ohne unsere Vorzüge zu verschweigen. Wer die Verhältnisse beider Länder kennt, wird ihm in diesen Vergleichen vollkommen Recht geben.

Es ist bedauerlich, daß die gerechte Verurteilung des Burenkrieges das Allgemeinurteil über England bei uns so getrübt hat, daß wir uns die Gelegenheit entgehen zu

lassen Gefahr laufen, das Gute der englischen Kultur anzuerkennen und daraus zu lernen. Mag immerhin auf der andern Seite das englische Urteil über Deutschland und den Deutschen seit Jahren ungerecht und unzutreffend sein, sicherlich ist diejenige Partei immer im Nachteil, die die andere unterschätzt. Lassen wir den Nachteil also den Engländern und seien wir klüger auf unserer Seite. — Gurlitt beklagt sich mit vollem Recht über den kleinlichen Geist, der vielfach in unserm öffentlichen Leben herrscht, den Unteroffizierston in unserer Polizei, das Bestreben unserer Behörden das Publikum nach Möglichkeit zu chikanieren und zu belästigen, den Mangel an Wohlwollen im Verkehr von Höhergestellten zu Untergebenen u. s. w. Als Lehrer hat er diesem Kapitel wieder besondere Erfahrungen beizusteuern. Die Parallele zwischen dem Leben in England und in Deutschland, die der Verfasser nun zieht, weiter zu verfolgen fehlt hier der Raum, es kann nur Jedem empfohlen werden, die durchaus zutreffenden Erörterungen in dem Schriftchen selbst zu lesen. Das Thema wäre unerschöpflich und ließe sich noch weiter verfolgen. Die ganze Frage läuft eigentlich auf den Zustand der politischen Reife hinaus. Die Mündigkeitserklärung Englands liegt um Jahrhunderte zurück, die Deutschlands ist unendlich viel jünger. Der englische Beamte hat bis herab zum Polizisten stets die Empfindung, daß er es mit verständigen, erwachsenen Leuten zu tun hat, und er fühlt sich ihnen gegenüber nicht als Herrn, sondern als Diener. Das macht dann den ganzen Unterschied in der Behandlung des Publikums aus. Barsches, hochmütiges Benehmen wäre einfach unmöglich, die öffentliche Entrüstung würde den Mann, sei er welcher Rangstufe er sei, einfach — flach an die Wand drücken. Dagegen läßt sich das Verhalten des deutschen Vertreters der öffentlichen Ordnung zu seinem Publikum noch immer am besten mit dem Verhältnis des Schulmeisters zu einer Kinderschar vergleichen. Und man kann nicht einmal sagen, daß wir die Kinderschuhe wirklich schon ausgezogen hätten. Die tiefe Verehrung der Deutschen vor Titel, Rang und Orden, das Streben des kleinen Mannes, seine Söhne vor allem in die Beamtenklasse zu heben, sind sie nicht Zeichen eines kindlichen Empfindens? So lange das deutsche Publikum noch den Glorienschein um das Haupt des Assessors und Reserveleutnants sieht, so lange es noch aus der Froschperspektive auf die Beamtenklasse hinaufblickt, wird es mit seinem jetzigen Verhältnis zu den ausübenden Organen zufrieden sein müssen.

Einen breiteren Raum nehmen in dem Schriftchen ferner die Erörterungen über die sogenannte, vielfach künstliche Pflege des Patriotismus in der Schule ein, von der der Verfasser mit Recht fürchtet, daß sie mehr ein äußerliches als ein inneres Ergebnis erzielen wird. Vaterlandsliebe besteht nicht in angewöhntem Hurrahrufen, sie ist ein zartes, innerstes Verhältnis zur Volksseele, sie kann, wie jede Liebe, nur in freier Wahl gedeihen, und die beste Gewähr für ihre Erzeugung ist die innige Berührung der jungen Generation mit den höheren Gütern unseres Volkstums.

Das Schriftchen ist die mutige Tat eines deutschen Mannes und verdient allseitige Unterstützung. Welche bittere Wahrheiten es auch enthalten möge, jeder Deutsche sollte es lesen. Nur so kommen wir weiter, nur aus dem klaren Erkennen unserer eigenen Schwächen läßt sich auf deren Beseitigung hoffen. Das Buch ist dabei, das sei noch besonders hervorgehoben, keineswegs auf einen pessimistischen Grundzug gestimmt, es leuchtet vielmehr überall ein überzeugter Glaube an deutsche Tüchtigkeit und die deutsche Zukunft heraus. Das setzt es in so vorteilhaften Gegensatz zu so manchem Beitrag einer Art kritisch zersetzenden Literatur, die mit lediglich negativen Ergebnissen arbeitet. Ja es sprudelt sogar überall ein echt deutscher Humor und ein echt deutsches Behagen aus den Zeilen heraus, und diese, vereint mit dem warmen Herzenston, der das Ganze durchweht, machen die Lektüre des Schriftchens zu einem literarischen Genuß. Dr. Hermann Muthesius in London.

Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von 33 Fachgelehrten herausgegeben von Dr. **Hans F. Helmolt.** Mit 51 Karten, 48 Farbendrucktafeln und 136 schwarzen Beilagen. 8 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 M. oder 16 broschierte Halbbände zu je 4 M. Zweiter Band. Ostasien und Ozeanien. Der Indische Ozean. Von Max v. Brandt, Dr. Heinrich Schurtz, Prof. Dr. Karl Weule und Prof. Dr. Emil Schmidt. Mit 10 Karten, 6 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1902. Großoktav; XVI, 630 Seiten. Preis: gebunden M. 10.

Der vorliegende zweite Band der Helmoltschen „Weltgeschichte", der fünfte in der Reihe des Erscheinens, zeigt den gleichen Aufbau auf ethnogeographischem Grunde. In keinem andern ähnlich betitelten Werke wird wohl der Strom der berichtenden Erzählung von den grauesten Zeiten bis auf die Gegenwart in so ununterbrochener Folge uns vorgeführt, wie innerhalb der Hauptabschnitte der Helmoltschen „Weltgeschichte". Der vorliegende Band beginnt mit der Geschichte Japans, Chinas und Koreas (M. v. Brandt, Weimar). Diesem Abschnitte folgt Hochasien und Sibirien (Dr. Heinr. Schurtz, Bremen); dahinter fand die fast ausschließlich den letztvergangenen Jahrhunderten angehörige Geschichte des fünften Erdteils mit seinen zahlreichen Anhängseln (Prof. Dr. Karl Weule, Leipzig) ihren Platz. Die dreiteilige zweite Hälfte des Bandes wird vom indischen Kulturkreis in seiner Gesamtheit ausgefüllt: Vorder- und Hinterindien (Prof. Dr. Emil Schmidt, Jena), der Malaiische Archipel (Schurtz) und der Indische Ozean (Weule) bilden in ihrer ganzen Vergangenheit eine innerlich geschlossene Einheit, die nicht zerrissen werden durfte. Der Schlußabschnitt handelt von den Randländern des Indischen Meeres. Die vorliegenden Bände führen uns das gesamte Nicht-Europa, sämtliches Ausland in einer seiner Bedeutung entsprechenden Weise zusammenhängend vor. Von den auch diesem Bande wieder in gediegenster Auswahl und Ausführung beigegebenen 10 Karten und 22 Tafeln können wir namentlich die Chromos, die Geschichtskarten, Ätzungen und Holzschnitte als ausgezeichnete Leistungen deutscher Technik hervorheben. Kr.

Bismarck als Erzieher in Leitsätzen aus seinen Reden, Briefen, Berichten und Werken, zusammengestellt und systematisch geordnet von **Paul Dehn.** München 1902, J. F. Lehmanns Verlag, Preis gebunden M. 6.—.

In Bismarcks Reden, Briefen, Berichten und Werken liegt ein erstaunlich reicher, noch nicht genug gehobener Schatz von Wissen und Erfahrung. Das neue Buch „Bismarck als Erzieher" will dazu beitragen, Bismarcks Nachlaß an Weisheit und Rat, seinen Lebenshinweisen in jeder Lage in weitesten Kreisen Verbreitung, Wertschätzung und Nachachtung zu fördern. Nur Bismarck spricht in diesem Buch, es enthält seine bedeutsamsten und anregendsten Aussprüche, Mahnungen und Gedanken von allen Gebieten des nationalen, politischen und gesellschaftlichen Lebens. Wer sich allgemein oder von Fall zu Fall bei Auftauchen brennender Fragen darüber unterrichten will, was Bismarck zu diesen geäußert hat, findet in dem Buche einige Tausend Aussprüche des Großen, politische, diplomatische und andere, die es verdienen, heute mehr als je gekannt und beachtet zu werden. Bismarck war nicht nur der nationale und politische Erzieher des deutschen Volkes, er soll es auch in Zukunft bleiben. Vieles von dem, was der Weise sagte, ist berührt vom Lichte unvergleichlicher Welt- und Menschenkenntnis, staatsmännischer Klugheit und seltener Wahrhaftigkeit. Unter dem Gesichtspunkt eines hochgespannten Nationalbewußtseins erörtert er Fragen und Probleme, die noch heute ungelöst sind. Was Bismarck an nationalen Ratschlägen und Mahnungen seinem Volke hinterlassen hat, darf niemals in Vergessenheit geraten. — Am Schlusse befindet sich ein ausführliches Schlagwortregister zur leichteren Auffindung der Leitsätze und Aussprüche. —

Aus dem Inhaltsverzeichnis erwähnen wir die Kapitel-Ueberschriften: Politik — Diplomaten — Frieden — Krieg — Europa — Weltpolitik — Kolonialpolitik — England — Frankreich — Österreich-Ungarn — Rußland — Orientfragen — Nordamerika — Fürst — Hof — Heer — Flotte — Reichseinigung — Elsaß-Lothringen — Deutsche Art — Ausländerei — Deutsche im Auslande — Reichsverfassung — Gesetzgebung — Verwaltung — Konstitutionelles — Parlamentarier — Parteien — Fraktionen — Polen — Kirchenpolitik — Landwirtschaft — Gewerbe, Industrie, Handel, Verkehr — Handelspolitik — Finanzreform — Börse — Presse — Arbeiterschutz — Arbeiterversicherung — Sozialpolitik — Religion — Schule — Familie — Persönliches. R. L.

Auf der anderen Seite. Streifzüge am Ontario See von **Johannes Trojan.** Berlin G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1902. Preis M. 2.—, geb. M. 3.—.

So lautet der Titel eines Buches, das den vielen Freunden des Verfassers, literarischen wie persönlichen, hochwillkommen sein wird. Der allbeliebte Kladderadatsch-Redakteur läßt uns vor allem hier seine aus echtem Poetengemüte hervorgegangene Vorliebe für Blumen und Pflanzen, namentlich für die unscheinbaren Stiefkinder im Reiche Floras erkennen. Wir erhalten in der Schilderung seiner Reise über das Wasser nach „der anderen Seite" unserer Erdkugel, ein knappes und doch deutliches Bild der großen wie auch der ganz kleinen kanadischen Städte, ferner Schilderungen von kanadischen Seen-Fahrten nebst der Darstellung eines Ausfluges zum Niagara-Fall, nicht zu vergessen die genaue Angabe, daß sich der Verfasser „als vorsichtiger Mann" zwar ganze 100 Flaschen Moselwein hatte vorausschicken lassen — von dessen „Blume" natürlich zu sprechen war —, von denen er aber leider nur 98, „allein und mit Freunden", austrank, sintemalen eine Flasche die Zollbeamten zur Abschätzung leerten, und eine zweite Flasche ... nach dem Korken schmeckte. — Im ganzen spricht in diesem Buche oft mehr der Florist als der Humorist, aber von jeder Seite leuchtet uns das feinfühlige, warmherzige Wesen des sinnigen Mannes entgegen. Das Buch sei vor allem den vielen Freunden und Schätzern des Dichters empfohlen. O. Felsing.

Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung herausgegeben von **Heinrich Sohnrey.** Mit vielen Bildern. 7. Jahrgang. Berlin W., Verlag von Martin Warneck. 1903. Preis 1 M.

Das Goethesche Wort „Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob der Geist Gottes den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte" ist das Leitmotiv aller Lebensarbeit Heinrich Sohnreys. Seit Jahren müht er sich in Wort und Schrift, das deutsche Volk zu bewahren, daß es die Lebensbrunnen, die ihm rauschen auf weiter grüner Flur, nicht verschütte. Weiß ers doch aus eigener Erfahrung, welche Kraft fürs ganze Leben der gewinnt, der in Frühlingssonnenschein und Herbststurm des Landmanns Freude und Leid durchgekostet, der all die Reize des Landlebens auf sich hat wirken lassen, der mit offnem Auge und sehnender Seele in die große heilige Natur hineingeschaut hat. Mit beredtem Munde und in schöner Volkstümlichkeit hat er in all seinen Schriften unsre Seele immer wieder eingesponnen in warme Liebe zum Heimatboden. Auch seine Landjugend, für die heranwachsende Jugend bestimmt, will die Seele mit unsichtbaren aber festen Fäden knüpfen an Heimat und Heimatsitte. Ob sie hineinführt in altdeutsche Göttersage oder liebliche Märchen erzählt, ob sie Bilder aus dem bäuerlichen Leben zeichnet oder ein Lied singt von Waldesrauschen und Lenzesnacht, überall klingts aus Tiefen des Gemüts. Kann freilich nicht anders sein bei Mitarbeitern wie Viktor Blüthgen, Trojan, Loh-

meyer, Hermine Villinger, Rosegger u. a. Darum sei das Buch aufs wärmste allen empfohlen, die eines Buches tiefe Wirkung auf jugendliche Gemüter in ihrem Wert zu schätzen wissen. Martinus.

Die Polen-Not im deutschen Osten. Studien zur Polenfrage. Von W. v. Massow. Verlag von Alexander Duncker. Preis M. 5.—.

Das maßvoll-klare Buch des auf diesem Gebiete bewährten Autors will eine Darstellung der Polenfrage in ihrem Zusammenhange geben; es beschäftigt sich daher weniger mit den Einzelheiten der dahin gehörigen Spezialfragen, als es ihre Bedeutung im Rahmen einer umfassenden Polenpolitik zu würdigen und zu begründen versucht. Das vortrefflich geschriebene Buch will dem Gebildeten unserer Nation eine Anregung geben, sich in ruhigerer und gründlicherer Weise mit der Frage zu befassen, als es im Drange der Tagespolitik in der Regel möglich ist. Der Verfasser vertritt den Standpunkt, den der Deutsche Ostmarkenverein von je her eingenommen hat und der sich auch mit dem jüngsten Programm der preußischen Regierung deckt. Die Arbeit unterscheidet sich aber dadurch von den meisten Schriften dieser Art, daß sie nicht von unsern nationalen Empfindungen ausgeht, sondern wohlbedacht den Polen zunächst selbst ihr Recht werden läßt und sie von ihrem Standpunkt aus zu verstehen sucht. Darin weicht der Verfasser von den herkömmlichen Auffassungen ab, aber gerade dieser Weg führt ihn zu demselben Ziel und weist ihn auf dieselben Mittel hin, wie sie jetzt von fast allen nationalgesinnten Deutschen als richtig erkannt sind. Julius Lohmeyer.

Martin Luther von Georg Buchwald. Ein Lebensbild für das deutsche Haus. Mit zahlreichen Abbildungen im Text sowie dem Bildnis Luthers in Heliogravüre nach einem Gemälde von L. Cranach zu Nürnberg. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Preis gebunden 6 M.

Zu den mancherlei Lutherbiographien gesellt sich diese, die ein vorzüglicher Kenner der Reformationszeit geschrieben hat, um auch seinerseits dem deutschen Volke seinen größten Sohn immer lieber zu machen. Als ein Hausbuch hat er sein Werk gedacht, das abends bei traulichem Lampenschein gelesen wird und des Reformators markige Gestalt von Abend zu Abend in immer festeren Umrissen vor dem Auge erstehen läßt. Die Sprache ist anschaulich und leicht verständlich, der Reformator kommt selber oft zu Wort, was mir besonders wertvoll erscheint. Möchte das Buch in vielen Häusern Eingang finden und Verständnis für Luthers Persönlichkeit wie für deutsch-evangelisches Wesen wecken. Was täte uns mehr Not, als dem ideallosen, fahrigen und feigen Geschlecht unsrer Tage wieder etwas zu geben von der Gottinnigkeit und Selbstsicherheit unsres Martin Luther? Martinus.

G. von Graevenitz, Deutsche in Rom. Studien und Skizzen aus 11 Jahrhunderten. Leipzig 1902. E. A. Seemann. Mit 100 Abbildungen ꝛc. Preis M. 8.—.

Welch eine Fülle der Geschichte und Erscheinungen ruft der Titel dieses Buches in uns wach! Es erscheint seltsam, daß noch niemand vor dem Verfasser versucht hat, der durch die Jahrhunderte hindurch fortwirkenden uralten Romsehnsucht unseres Volkes nachzugehen und zusammenfassend die Summe der Anregungen, Einflüsse und Einwirkungen zu schildern, die Deutsche und deutsches Leben durch Rom im guten und bösen Sinne empfangen haben. Karl der Große leitet mit seinen weltgeschichtlichen Romfahrten das erste große Kapitel der Geschichte des Deutschtums in Rom ein. Von deutschen Kaisern, Fürsten, Gelehrten und Geistlichen, Dichtern und Künstlern handeln die andern. Auch in der deutsch-römischen Geschichte bewährt sich der Satz, daß die Persönlichkeit als soche der geschichtsbildende Faktor ist. Aber der Verfasser hat in seinem Buche die Klippe umschifft, nur für die rückschauende

Betrachtung biographische Charakteristiken zu geben. Sein Gedanke war, auch den denkenden deutschen Romfahrer unserer Tage zu befähigen, mit den erforderlichen allgemein geschichtlichen, kultur-, kirchen- und kunstgeschichtlichen Kenntnissen an die Stätten heranzutreten, auf denen sich die Geschichte des Deutschtums in Rom abgespielt hat; die noch vorhandenen greifbaren und sichtbaren Erinnerungen aufzusuchen, welche sie hinterlassen hat. „Die Betrachtung Roms in seiner universalen Bedeutung soll und darf in unsern Tagen des wiedererwachten Nationalgefühls und berechtigten Nationalstolzes nicht vollkommen die Erinnerung an deutsche Landsleute zurückdrängen, die tiefer als es allgemein bekannt ist, in die Geschichte dieser Stadt der Städte eingegriffen haben und uns ein Abbild deutschen Wesens in seinen guten und schlechten Seiten und unter der Einwirkung fremden Lebens geben." So sind den auf Karl den Großen, Otto den Dritten, Luther, Hutten, Winckelmann, Mengs, Goethe, Carstens und Fernow sich aufbauenden Schilderungen die Kapitel „Deutsches Leben und deutsche Gäste in Rom im 15. Jahrhundert", „Die deutsche Nationalstiftung und Kirche Maria dell' Anima" und „An der Wende des Jahrhunderts" angereiht. Namentlich das erste dieser drei allgemeiner gehaltenen Kapitel entrollt ein überraschend vielseitiges Bild deutschen Lebens in Rom in einer Zeit, in der wir solches weniger suchen.

Nach alledem scheint das Unternehmen gelungen, „in allgemein verständlicher Weise in einem kaum übersehbaren Gebiet die wichtigsten Punkte, in einer weiten Hügellandschaft die entscheidenden Geländeformationen zu bezeichnen", und Interesse für fernerliegende Kapitel deutscher Geschichte in weiteren Kreisen zu wecken. Von der Fülle des Stoffes spricht auch das Register, welches dem Werk den Wert eines Nachschlagebuches verleiht. Für kurze Anmerkungen und ein Verzeichnis der Sonderliteratur werden alle diejenigen Leser dankbar sein, die sich mit den einzelnen geschilderten Persönlichkeiten und den oft nur angeschlagenen Fragen näher beschäftigen wollen. — Alles in allem gehört das mit überraschendem Fleiß, hingebender Liebe und umfassenden Kenntnissen geschriebene Werk des gewissenhaften, von warmer Begeisterung für sein deutsches Volk erfüllten Verfassers zu den erfreulichsten Gaben, die in diesen Tagen dem Vaterlandsfreunde geboten wurden. Die geschmackvolle Ausstattung des reich und sorgfältig illustrierten Buches entspricht dem altbewährten Ruf des Verlages. Julius Lohmeyer.

Die Kunst des Jahres. Deutsche Kunstausstellungen 1902 nennt sich ein soeben bei der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München erschienener stattlicher Quartband, der uns 363 vortrefflich gedruckte Abbildungen verschiedenartigen Formats bietet, die eine Auslese der Gemälde und Skulpturen darstellen, die auf den heurigen Ausstellungen aus deutscher und auch ausländischer Kunst uns vorgeführt wurden. Das Werk gibt eine Art von Gradmesser für den momentanen Stand der Kunst in allen Kulturländern und einen Überblick über die fortschreitende Entwicklung des letzten Jahres. Die Sammlung läßt die Kunstwerke selber zum Beschauer sprechen. Dem Verzeichnis der abgebildeten Werke sind biographische Notizen eingestreut. Der Preis von 4½ M. ist im Hinblick auf das Gebotene ein in der Tat äußerst billiger. L.

Blätter zur Pflege persönlichen Lebens. Herausgegeben von Dr. **Johannes Müller.** Verlag der Grünen Blätter in Leipzig. Preis Mk., geb. 5 Mk.

In öffentlichen Vorträgen und vierteljährlich erscheinenden „Blättern zur Pflege persönlichen Lebens", von denen hier ein abgeschlossener Jahrgang vorliegt, wirkt dieser besonders geartete Laienprediger für eine eigenwüchsige, selbständig in unsrer Zeit stehende Weltanschauung. Wer Ohren hat, zu hören auf den Lauf unterirdischer Gewässer in unserm Zeitgeiste, der vernimmt unter der Oberfläche des lauten Kulturlebens von heute neureligiöse Stimmungen. Ein neuer Idealismus in neuen

Formen will heraus. Freilich muß man sich aus dem Strom verwirrenden Außenlebens, von dem sich die Masse draußen — und der Massenmensch in uns — leicht treiben läßt, ans überschäumende Ufer zu stellen wissen oder wenigstens einmal ans Ufer sehnen, wenn man die befreiende Ruhe solcher Lebensanschauung spüren und erleben will. Die Vorbedingung des Eintritts in das Reich Gottes einer freudigen und stählenden Ruhe ist ein Willensakt. Der Mensch selbst, d. h. das göttliche Feuer in uns, ist Mittelpunkt dieser aus der Betrachtung der Persönlichkeit Jesu zwanglos und natürlich erwachsenen Weltanschauung, die viel Verwandtes hat mit der kürzlich hier beleuchteten Welt des Idealisten Emerson.

Was ist persönliches Leben? „Persönliches Leben ist die Kunst und Kraft selbständigen und ursprünglichen Lebens zur harmonischen Entfaltung unsres Wesens." Von diesem Satze aus, ruhig und warm, suchen diese Blätter untheoretisch anzuregen, suchen das wahrhaft Menschliche und lebensvoll Göttliche in uns zu wecken, suchen durch ihren eigenen beruhigten und geklärten Ton anzustecken. Johannes Müller hat eine ansehnliche und wertvolle Gemeinde. Seine Aufsatzreihe „Die Bestimmung des Menschen" im vorliegenden Bande legt seine Grundanschauungen dar. Ihm steht der sinnige, innerliche Heinrich Lhotzky als einziger Mitarbeiter zur Seite; und so erhalten diese Blätter einen intimen Reiz und einheitlichen Charakter. Einige Aufsatz-Titel, wie: „Warum ist das Leiden in der Welt?" „Was wollte Jesus von Nazareth?" „Wo ist die Hölle?" „Gedanken über Sein und Werden", „Lesen und Verstehen" — mögen nachdenksame Leser zu einer selbständigen Beschäftigung mit dieser Gedankenwelt anregen. Wir müssen vorwärts auf diesen und ähnlichen Wegen, welches auch unsre Anschauungen im Einzelnen sein mögen; und wir werden vorwärts schreiten auf solchen Wegen zu einer neuen, festen, stolzen Freudigkeit und Gläubigkeit an die Harmonie des Alls. Mit solcher Stimmung und Kraft unsrer und unsrer Mitmenschen Organismus zu erfüllen, ist einer Lebensaufgabe wert. F. Lienhard.

Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von **Hans Kraemer** in Verbindung mit **Louis Benshausen,** Berlin; **Max v. Eyth,** Ulm; **Wilhelm Foerster,** Berlin; **Hermann Klaatsch,** Heidelberg; **Athur Leppmann,** Berlin; **Adolf Marcuse,** Berlin; **William Marshall,** Leipzig; **Georg Nass,** Berlin; **Albert Neuburger,** Berlin; **Henry Potonié,** Berlin; **Karl Sapper,** Tübingen; **Karl Weule,** Leipzig; **Georg Wislicenus,** Hamburg. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Leipzig. 5 Bände, à geb. Mk. 16.—.

Der überaus rührige Verlag bringt unter obigem Titel den ersten Band eines populären Prachtwerks mit der Devise „Die Wissenschaft für Alle" auf den Weihnachtstisch. Es ist in der Tat erstaunlich, welche Fülle des Materials dem nach allgemeinem Wissen strebenden Laien hier an Wissenswertem und Anschauung geboten wird. Das Buch vermittelt dem Leser in originalen Darstellungen einen Überblick über unsere naturwissenschaftliche Erkenntnis von Erde und Menschheit. Dieser erste Band behandelt: I. Die Erforschung der Erdrinde. II. Die Erdrinde in ihrer Beziehung zur Menschheit. III. Die Physik der Erde. Es sollen außerdem noch vier fernere Bände folgen, von denen der II. Band die Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechts, der Pflanzen- und Tierwelt, der III. die Erforschung des Weltalls, der Naturkräfte, der IV. die Erforschung der Erdoberfläche und der V. die Verwertung der Naturkräfte behandeln wird. Das gesamte Werk bringt in etwa 2000 mehr oder minder glücklich gewählten Illustrationen und schwarzen resp. bunten Beilagen eine Fülle der Anschauung. Eine Reihe genannter und angesehener Forscher und Autoren ist an der Arbeit, die gestellte Aufgabe, „die Beziehungen des

Menschengeschlechts zum Weltall und zu seinen Kräften von der Vorzeit bis zur Gegenwart" zu behandeln und die Ergebnisse vor dem Leser auszubreiten. Der durch dieses Buch gewiß vielfach angeregte Laie wird zu seiner Förderung dann gern zu den großen ausgezeichneten Spezialwerken wie einem eines Ratzel, Brehm, Schurz, Haeckel u. a. greifen. E. Renner.

Meer und Flotte. Deutschland von heute. Ein Ergänzungsband zu jedem Volks- und Hochschullesebuche. Herausgegeben von Rektor Dr. Wohlrabe. Dürrsche Buchhandlung, Leipzig, 1902. Preis 60 Pf.

Ein Auswahl belehrender und schildernder kleiner Aufsätze und Gedichte, gesammelt aus Schriften meist lebender Autoren, bekannter Marinemänner, Dichter und Schilderer, unter diesen: Heims, Wiese, E. Lund, Schulte vom Brühl, H. Bork, P. Koch, Graf S. Bernstorff, Rassow, G. A. Erdmann, die unserer Jugend Meer und Marine, See- und Schiffahrt, Wasser und Wege näher bringen, da sie der Auffassungsweise und Auffassungskraft der Jugend meist glücklich angepaßt sind. J. L.

Für **Volksschullesebücher**. Dem bekannten Erlaß des preußischen Kultusministeriums entsprechend, der eine Durchsicht aller Lesebücher anordnet und Veraltetes durch Neues zu ersetzen anregt, hat sich der Deutsche Flottenverein von einer Anzahl Marine-Schriftstellern kleine Aufsätze, von Georg Wislicenus, Herm. Rassow, von Holleben u. a., erbeten, die in populärer Form folgende Stoffe behandeln: Deutscher Heldenmut zur See: Der Untergang des Kanonenbootes Iltis. Deutsche Helden vor den Taku-Forts. — Ein deutscher Seedampfer. — Ein deutsches Kriegsschiff. — Eine Schiffswerft. — Der Stapellauf eines Kriegsschiffes. — Das Rettungswesen an den deutschen Küsten. — Der deutsche Kriegshafen Kiel. — Der deutsche Kriegshafen Wilhelmshafen. — Die Bedeutung des Kaiser Wilhelm-Kanals. — Unser Kaiser und die Flotte. — Warum bedarf Deutschland einer Seemacht?

Wir denken da besonders an die Deutschen im Auslande, denen es gewiß interessant sein wird zu sehen, wie man daheim versucht, den Landratten im Binnenlande klar zu machen, was den im Auslande, vor allem an den Küsten der verschiedenen Weltteile lebenden Volksgenossen schon lange klar, ja selbstverständlich ist.

Wir bemerken noch, daß von der Flottentafel „Deutschlands Seemacht" des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Rassow in Burg b. M. das 13. Hunderttausend innerhalb eines Jahres, in dem keinerlei besondere Flottenagitation stattgefunden hat, vergriffen ist.

Hoffentlich machen recht viele Verfasser und Bearbeiter von Volkslesebüchern von dem Inhalt des Heftchens Gebrauch. Der Deutsche Flottenverein stellt die Aufsätze — ohne Entgelt — Jedermann zur Verfügung. J. L.

Neue Kinderlieder, gesammelt von Emil Weber. 1.—5. Tausend, Verlagsanstalt und Druckerei vormals J. F. Richter, Hamburg. Preis geb. M. 4.—.

Ein schlichtes Kinderbuch mit einer im Ganzen glücklichen Auswahl neuerer Kinderlieder von Blüthgen, P. u. R. Dehmel, Gustav Falke, Martin Groß, Gustav Kühl, Georg Lang, Julius Lohmeyer, Chr. Morgenstern, Frida Schanz, Heinrich Seidel, Johannes Trojan, Emil Weber u. A. mit einfachen, klaren, etwas nüchtern Bildern von Franz Hein, in praktischer Ausstattung, das wir für die Kleinen empfehlen können. Preis Mk. 4. J. L.

Vaterlandsgesänge. Von **Heinrich Vierordt.** 2. Aufl. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Preis geb. M. 3.—.

Der Dichter, dessen letztes feines Buch „Gemmen und Pasten" uns so lebendig gesehene Bilder aus Italien, aus Vergangenheit und Gegenwart, vorführte, läßt uns in diesen Vaterlandsgesängen auch in sein edles, warmfühlendes Herz schauen, das für Vaterland und Heimat in warmer Begeisterung schlägt.

Gedichte von Albert Herzog. Verlag von Thiergarten, Karlsruhe i. B. Geb. M. 3.50.
Edle, reine Gesinnung, starke Empfindung, warme Vaterlandsliebe und Begeisterung für sein Volk zeichnen diese formschönen Lieder und Gelegenheitsdichtungen aus, denen eine glückliche Bearbeitung des hohen Liedes in acht Gesängen (unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen) als Anhang beigefügt ist. L.

Edwin Bormann, Es lebe der Humor. Neue Dichtungen in Hochdeutsch und Sächsisch. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag. M. 2.—.

In letzter Stunde trifft eine köstliche Gabe des allbeliebten humorvollen Dichters ein, die in „Mären und Historien", „Aus dem Buche der Weisheit", „Liebe und Heirat", „Lyrisches und Beschauliches" und in den Abschnitten in sächsischer Mundart „Nee, was Se sagen", „Stammtisch-Perlen" und „Gelegenheitsdichtungen" eine Fülle von ergötzlichen Scherzen, drolligen Einfällen, lustigen Epigrammen und Pointen, heitere Weisheit, ja sprudelnden Humor über uns ausgießt. Das Buch, aus dem wir später Proben geben wollen, sei als eine wahrhaft erfrischende Gabe, reich an fröhlichem Behagen, in dieser Zeit allgemeiner Unruhe und Verdüsterung, herzlich empfohlen. J. L.

Kindergärtlein, Dichtungen für die kleine Welt von **A. Dreyer.** München, Max Keller, herzogl. bayer. Hofbuchhandlung.

Treuherzige, schlichte und echte, in die Kinderseele warm hineindringende Reime und Lieder, wenn auch nicht alle gleichwertig in Form und Inhalt, aber gesund, unverkünstelt, rein und wahrhaft kindlich. J. L.

Neue Lieder und Mären von **Martin Greif.** Mit einem Bildnis des Dichters nach einem Gemälde von Wilhelm Trübner. C. F. Amelangs Verlag in Leipzig. 12°. IX, 300 S. Geb. M. 4.—.

Ein Nachhall alles dessen, was der Dichter erlebt, klingt uns aus seinen Gedichten entgegen und bringt uns Martin Greif menschlich nahe. Nach einem kampfreichen Dasein an der Schwelle des Alters stehend, hat er sich hochgesinntes Denken, jugendfrisches Empfinden und felsenfesten Glauben zu wahren gewußt. Dadurch ragt der Poet vor allem empor, daß er alle Dinge von einer höheren Warte zu betrachten weiß. Greif ist uns als Dichter und Mensch gleich teuer. Wir kommen noch des Näheren auf das prächtige, liebe Buch zurück, das wir nur in Kürze allen Freunden edler Lyrik warm empfehlen wollen. Auch in den Neuen Liedern und Mären finden wir alle Töne angeschlagen, die wir in seinen früheren Schöpfungen liebgewonnen haben.

Der Verlag hat das Buch würdig ausgestattet. L.

Ein neues Bismarckbuch. Ein Buch für Deutschlands Jugend und Volk. Von **Hans Blum.** Karl Winters Universitäts-Buchhandlung, Heidelberg. Geb. M. 5.—.

Der erste Abschnitt berichtet über die Jahre 1815—1833, des Kanzlers Kindheit und erste Jugend. Der zweite behandelt die Zeit von 1835—1847, seine erste amtliche Tätigkeit, sein Abschwenken von dem Diplomatenberuf zur Landwirtschaft, sein Ringen um Frieden und Glück, der dritte Abschnitt zeigt Bismarck in den entscheidungsschweren Jahren 1847 und 1848, sein mannhaftes Eintreten „für König und Vaterland", sein erstes politisches Wirken, während der vierte uns Bismarck vorführt „beim Niedergang der deutschen Einheitsbewegung 1848—1851". Die folgenden Abschnitte zeigen den ersten Kanzler in seiner Tätigkeit beim Bundestage in Frankfurt, seine Verhältnisse zum Prinzen von Preußen, dessen Regentschaft und der damit heraufsteigenden neuen Ära (1850—1859). In den nächsten Abschnitten sehen wir Bismarck als Gesandten in Petersburg und Paris und als preußischen Ministerpräsidenten, bei der Befreiung Schleswig-Holsteins vom Dänenjoche, dem Wiener Frieden, Vertrag von Gastein, der „Lösung der deutschen Frage" und „Gründung des Nord-

deutschen Bundes" (1858—1866). Der zwölfte Abschnitt schildert die Vorbereitungen zu der großen Zeit nationaler Erhebung, „von der Gründung des Norddeutschen Bundes bis zum Abschluß des Frankfurter Friedens" (1867—1871). Dann folgt die Epoche, die den ersten Kanzler im Dienste des Vaterlandes zeigt, als den getreuen Diener seines kaiserlichen Herrn, sein Wirken als deutscher Reichskanzler bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. (1871 bis 9. März 1888). Der fünfzehnte Abschnitt schildert „Bismarcks Wirken als deutscher Reichskanzler unter den Kaisern Friedrich III. und Wilhelm II. bis zu Bismarcks Entlassung" (9. März 1888 bis 20. März 1900) und im sechzehnten Abschnitt klingt das treffliche Werk aus in wehmütige Klage um den zur Ruhe verurteilten Recken, der im Sachsenwalde seinen Lebensabend beschließen mußte, — erzählt den Tod des einzigen Mannes, Deutschlands Schmerz um seinen größten Sohn. Jeder ernste Zeitgenosse, dem sein einiges Vaterland ein heiliges Vermächtnis ist, das aus großer Zeit auf uns überging, wird dem Verfasser danken für sein wackeres Buch. J. L.

Im Kampf um Südafrika. Bd. II.: Die Transvaaler im Krieg mit England, Kriegserinnerungen von General Ben Viljoen. Deutsche Originalausgabe von A. Schowalter und H. Cremer. Mit dem Bildnis des Generals Ben Viljoen und vielen Abbildungen von Fritz Bergen und A. Hoffmann und einer Karte von Südafrika. Preis brosch. Mk. 7, geb. M. 8. Verlag von J. F. Lehmann.

Die Schleier, welche sich über den tragischen Heldenkampf der Buren gelagert haben, beginnen allmählich sich zu lüften, die teilweise entstellten Kriegsnachrichten aus meist englischen Quellen verblassen vor der Veröffentlichung wichtiger Aufzeichnungen von Mitkämpfern an führender Stelle und von Staatsmännern der Buren an leitender Stelle. Ein groß angeleges Werk über den Burenkrieg gibt der durch seine deutschnationalen und alldeutschen Bestrebungen rühmlichst bekannte Verlag von J. F. Lehmann in München heraus, das das Hauptwerk über den Vernichtungskampf, den England gegen die Buren führte, bleiben dürfte. Es umfaßt die folgenden Teile: I. Lebenserinnerungen des Präsidenten Krüger. II. Kriegserinnerungen von General Viljoen. III. Steijn und die Freistaater. IV. Die Buren in der Kapkolonie. Der II. Band ist zuerst erschienen und gibt ein farbenfrisches, lebenswahres Bild von den Kämpfen der Transvaaler unter dem Oberkommando von Joubert und Louis Botha, verfaßt von General Ben Viljoen, der im Verlauf des Krieges vom Kommandanten der Witwatersrand-Goldfelder rasch bis zum Generalkommandants-Assistenten emporstieg und seiner glänzenden Laufbahn leider durch seine Gefangennahme auf einem nächtlichen Ritt entrissen wurde. Viljoen schrieb sein Buch auf St. Helena, in steter Besorgnis, daß seine Aufzeichnungen dem Höchstkommandierenden in die Hände fallen und als Bruch eines gebenen Ehrenwortes ausgelegt werden könnten. Um so mehr ist zu rühmen, daß Viljoen ein gerechter Beurteiler auch seiner Feinde geblieben ist, und wir glauben gern seinen Worten: „Was der Boer hier liest, ist die reine Wahrheit!" Spricht doch aus dem ganzen Werke ein offener, gerader, tapferer Geist, der sich auch nicht scheut vor einer scharfen Prüfung seines eignen Ichs und namentlich nicht vor einer streng objektiven Beurteilung des manchmal recht befremdlich anmutenden Verhaltens seiner Landsleute. Daß ein kritischer Kopf und reichveranlagter Militär wie Viljoen nicht blind ist gegen die Fehler und Verfehlungen seiner Vorgesetzten, nimmt nicht Wunder, anzuerkennen ist es, daß er mit Maß und Gerechtigkeit sein Urteil abgibt, ohne sich zu überheben. So ist seine Verurteilung der Maßnahmen und Befähigung des Generals Joubert von größtem Interesse, bestätigt sie doch die Vermutung, die man schon immer hatte, daß die Buren wahrscheinlich als Sieger aus diesem Kampf hervorgegangen sein würden, wenn sie bei Beginn des Krieges andere Führer gehabt hätten, die ihre Erfolge auszunützen verstanden hätten. Aber so

stiegen die befähigteren Führer erst im Verlauf des Krieges zu den Oberkommandos herauf, als es schon zu spät war, so sehen wir Botha, de Wet, de la Rey auftauchen, die leider den Zusammenbruch ihrer Nation nicht mehr aufhalten konnten. Mit welchen Schwierigkeiten diese Führer zu kämpfen hatten, das spricht Viljoen an verschiedenen Stellen seines Buches öfter aus, wo er traurige Beispiele von Gleichgültigkeit, Verrat, ja Meuterei unter den Buren anführt und zu einem vernichtenden Urteil über Volksmiliz kommt. Um so höher wachsen in unsern Augen all die Kämpfer und die Helden herauf, welche bis zum unabwendbaren Schluß die Sache ihres Volkes hochhielten und mit Mut und Blut verteidigten. Zu diesen Gestalten gehört auch Viljoen, seine Landsleute dürfen stolz auf ihn sein und froh, daß er in bitterer Gefangenschaft das Schwert mit der Feder vertauschte und ein ergreifendes, wahrheitsgetreues Buch über den Freiheitskampf der Buren schrieb. Ohne große Worte, aber immer lebendig, anschaulich weiß er seine Erlebnisse zu schildern, so ziehen an uns aus ihnen vorüber die Einberufung zu den Waffen, die Gefechte bei Elandslaagte, am Spionskop, Vaalkran, bei den Piggarsbergen, die Belagerung von Ladysmith und die Übergabe von Prätoria, die Gefechte von Donnershoek und Machadodorp, der langwierige Zug durch das Buschfeld mit seinen Gefahren und Abenteuern, die Kämpfe bei Volmaral und Wilgerivier, am Bhenostukop, bei Kelvetia und der Eisenbahnlinie von Pan bis Machadodorp, die Versuche, der Umzinglung des Feindes zu entgehen, der geglückte Durchbruch Viljoens mit seinen Kommandos, die Versuche der Engländer, die „berittene“ Regierung zu fangen, die Eroberung eines Räubernestes, der Guerillakrieg an der genannten Bahn und die Gefangennahme des tapferen Generals. Wir lesen von dem ersten Gefecht unter seiner Leitung, von nächtlichen Überfällen auf Verschanzungen und Panzerzüge, von Scheinangriffen und Erstürmung englischer Blockhäuser, von Freilassung der Kriegsgefangenen, Entstehung der Konzentrationslager (zurückgeführt auf den Ratschlag eines Buren-Verräters!), vom Kriegsrat, von Zusammenkünften und Briefwechsel mit englischen Führern, von schlechter Behandlung von Burenfrauen und Parlamentären durch die Engländer, von Erschießung von Verrätern, von heldenhaften Burenfrauen, von 3 Weihnachten im Felde, von Schandtaten der Kaffern, vom Lagerleben, Schutz der Feldminen u. s. w. Eine Fülle bunter Bilder bringt uns das Buch, aber auch von treffenden Bemerkungen, guten und erhebenden Gedanken. Es kann mit gutem Gewissen als eines der besten und interessantesten über den Burenkrieg empfohlen werden und wird jedem Freund dieses tapferen Volkes als Gabe von bleibendem Wert willkommen sein. Nicht zum wenigsten wird der Militär aus den Aufzeichnungen Viljoens Anregung und Belehrung schöpfen. Die fein ausgeführten Bilder am Anfang der einzelnen Kapitel dienen in ihrer lebendigen, treuen Darstellung dem Buche zur besonderen Zierde. G. Döhler.

Gedichte. Von **J. Reginus.** Straßburg i. E., Verlag von Ludolf Beust. Geb. M. 2.50.

Dieses prächtige Büchlein eines bescheidenen Menschen und Dichters mutet überaus warm und sympathisch an. Diese Verse geben sich anspruchslos, insofern sie zunächst in der Form nicht auffallen; aber sie sind gesättigt mit echter Lyrik. Jede Zeile ist irgendwie damit durchwärmt. Der Ton des schlichten Liedes herrscht vor; Naturstimmung steht im Vordergrunde, und zwar besinnliche und beschauliche Naturstimmung. Wer genauer hinhorcht, spürt manches überwundene Leid hinter dieser Besinnlichkeit. Und wenn der geläuterte Verfasser in schalkhaftem oder neckischem Humor Verse formt, so liegt wiederum auch hierüber ein feiner Hauch der Milde. Gleichwohl ist der Ausdruck nicht unplastisch, oft vielmehr sehr fest und voll und sicher geprägt. Alles in allem ein lyrisch vollwertiges Talent, das unter den elsässischen Begabungen der Gegenwart eine der ersten Stellen einnimmt. Den Lesern der „Deutschen Monatsschrift“ sind schöne Proben bekannt. F. Lienhard.

Reinhold Seeberg, Die Grundwahrheiten der christlichen Religion. Leipzig, A. Deichertsche Buchhandlung Nachf. 2. Aufl. 1902. 165 S. Preis M. 3.—, geb. M. 3.80.

Dieses Werk enthält sechzehn Vorlesungen, welche Seeberg, Professor der Theologie in Berlin, im Winter 1901/1902 vor Studierenden aller Fakultäten der Universität Berlin gehalten hat. Der Verfasser handelt in den ersten sieben Vorlesungen von der Wahrheit und in den neun folgenden von den Wahrheiten der christlichen Religion. Der Inhalt ist kurz folgender: Da es eine angeborene Religion ebenso wenig gibt wie angeborene Ideen, ist die Religion auf eine Uroffenbarung Gottes an den für dieselbe prädisponierten Menschen zurückzuführen. Die Menschheit empfing den Gottesgedanken und damit die Religion dadurch, daß Gott sich ihr fühlbar machte. Unter den Religionen der Menschheit ist die absolute Religion die christliche. Das Wesen des christlichen Glaubens besteht in der Hinnahme der Wirkungen Gottes, das Wesen der Liebe in dem Streben, Menschenseelen der Herrschaft Gottes und seinem Dienst zu gewinnen und ihnen dadurch Leben, Glück und Seligkeit zu bringen. Die christliche Religion hat ihren Anfang an Jesus Christus; er ist die erste geschichtliche Persönlichkeit, welche die christliche Religion in sich darstellt, und damit die höchste Autorität der Christenheit. Christi persönliches Leben und Wirken ist ein Wunder. Darum ist er der einzige, dem wir wirklich Wunder jeglicher Art zuzutrauen vermögen. Er übt die Herrschaft Gottes aus, fesselt uns dadurch an das Ideal des Reiches Gottes und wirkt hiermit in unseren Seelen den Glauben und die Liebe. Das Bedürfnis, die erlebte Religion in Begriffe zu fassen, schafft das Dogma. Die Dogmen hindern nicht die Vertiefung der religiösen Erkenntnis, welche nicht bloß unser Recht, sondern auch unsere Pflicht ist. — Der Verfasser geht darauf von der Grundwahrheit zu den Grundwahrheiten über. Die erste Wahrheit ist Gott. Die Erkenntnis Gottes beruht auf Offenbarung. Jesus Christus ist die Offenbarung Gottes schlechthin, er ist das lebendige Wort, in dem Gott sein Wesen den Menschen offenbar macht. Jesu Sein und Wille ist heilige allmächtige Lebensenergie. Der Gott also, welcher sich uns in Christus offenbart, ist heiliger allmächtiger Liebeswille. Die Abhängigkeit des Menschen von Gott bedingt die Freiheit von der Welt. Die Helden der Christenheit verbanden den strengsten religiösen Determinismus mit dem höchsten Tatendrang und Freiheitsgefühl. Da die menschliche Freiheit etwas Reales ist, können trotz der Liebe des allwirksamen Gottes Unglaube und Lieblosigkeit bestehen. Die Sünde ist der Glaube an die Welt und die Liebe zur Welt. Die Weltliebe ist egoistische Lust. Die Folge der Sünde ist die Schuld. Kein Glied des Menschengeschlechts kann ihm Erlösung bringen. Christus vollbringt dieselbe, weil er aus Gott stammte. Die Gottheit Christi ist die ewige Lebensenergie, welche Jesu menschliche Seele erfüllte. Die Person Gottes wohnte in ihm und hatte sich unlöslich mit Jesu persönlichem Wollen und Empfinden geeint. In den Wirkungen Christi erleben wir Gott als dreifaltigen Willen und darum als dreifaltige Person. Weil Christus unser Herr und Gott ist, beten wir zu ihm. Indem Jesus, der Gerechte, alle Leiden über sich ergehen ließ, ohne in seiner Gerechtigkeit zu schwanken, bewährte er die Kraft des Guten und sühnte leidend und sterbend die Sünden der Menschheit. Der heilige Geist ist der Geist Jesu Christi; ist Jesus selbst und Gott selbst. Das geschichtliche Organ der Wirkungen des heiligen Geistes ist die Kirche; sie führt die Menschheit auf die Höhen ihres Wesens. Die Wiedergeburt ist die Bekehrung. Unsere religiöse Selbstentfaltung ist Gottes Erhaltung in Glaube und Liebe. Diese aber verwirklicht sich in sittlichem Kampfe um das neue Leben und sein Ziel, in Reue und Glauben, in der Buße, im Ringen nach der christlichen Vollkommenheit, in der christlichen Charakterbildung. — Wir gestehen gern zu, daß uns der reiche Inhalt des Buches festgehalten und gepackt hat. Die

stilistische Meisterschaft, die Gabe, schwierige Fragen dem Begriffsvermögen des Nichttheologen zugänglich zu machen, tritt deutlich in jedem Kapitel zu Tage. Die Theologen wird vieles dieser Ausführungen nicht befriedigen, sie werden widersprechen und zurückweisen, besonders was Seebergs christologische und trinitarische Gedanken anlangt, die Laien aber werden die Höhe und den Reichtum der christlichen Religion aus diesem Werke erfassen lernen, vorausgesetzt daß ihnen der Sinn für ein religiöses Leben noch nicht abhanden gekommen ist.

Fermersleben. Otto Siebert.

Das Frommel-Gedenkwerk, Bd. II M. 7.—, III M. 3.—, IV M. 3.25. Verlag von S. Mittler & Sohn. Berlin.

Drei neue Bände des mit steigendem Interesse von der großen Frommelgemeinde begrüßten Gedenkwerkes liegen uns vor, sie bedürfen keiner Empfehlung, nur eines Hinweises von Freundeshand: kommt doch der unvergeßliche teure Mann mit all seiner leuchtenden Geistes- und Gemütskraft und Gottesfreudigkeit in ihnen ausschließlich selbst zu Worte.

„Briefe aus Amt und Haus", herausgegeben von der Witwe Emil Frommels, enthält der dritte Band: auf wenigen Seiten eine Reihe wahrhafter Kleinodien. Seelsorgerbriefe sind es zumeist, vom ersten noch jugendlich stammelnden (aus dem Jahre 1849) an Cousine Ida Reichard, bis zum letzten voll Todesahnung und Siegesfreudigkeit (Oktober 1896) an eine erprobte Kreuzträgerin, aber freilich, was für eine herrliche sich mit voller Liebe in die Eigenart des Andern vertiefende Seelsorge! Da ist nichts Aufdringliches, nichts Gemachtes, da ist keine fertige Schablone, die die aufgeworfenen Fragen, die Menschen mit ihren so verschiedenartigen Bedürfnissen über einen Leisten schlägt: da ist keine „Sprache Kanaans", die in Kanzelpathos und hundertmal gehörten, aber doch nur in rechtem Zusammenhange verständlichen Schriftworten den betreffenden „Fall erledigt". Hier ist Geist und Leben, menschliches Verstehen und persönlichstes Eingehen, in allem die Liebe, die das Beste, das „Ewige" im Andern sucht, die an sich selbst hohe Anforderungen stellt, ehe sie Andern Gleiches zumutet. Welcher Reichtum ethischer Lebenserfahrung! Wie rührend ist die Treue, mit der Frommel oft ein halbes Leben hindurch den ihm einmal anvertrauten oder nahegetretenen Menschenseelen nachgeht, vor allem die wundervolle Sicherheit und Fröhlichkeit seines Glaubens, oder der Mut und die Zartheit, mit der er den Andern zu gleicher Gewißheit zu führen weiß. Von sich selbst spricht Frommel nicht sehr viel in diesen Briefen, und doch braucht man nicht erst zwischen den Zeilen zu lesen, um in ihnen zugleich ein Stück innerer Lebensgeschichte dieser herrlichen Persönlichkeit zu erkennen, eine wertvolle Ergänzung und Bestätigung des auch von der Monatsschrift s. Z. angezeigten Lebensbildes. Eine neue Folge von Briefen Emil Frommels soll veröffentlicht werden, unter diesen vornehmlich auch solche an die Gattin und Kinder.

Der vierte Band des Werkes, „Für Thron und Altar" betitelt, und von Frommels Schwiegersohn, Hofprediger Keßler in Potsdam, herausgegeben, führt uns unter die Kanzel des Soldatenpfarrers. In drei Abschnitten: „Unter drei Kaisern", „Aus den Feldzügen 1866 und 70/71", „Aus Friedenszeit" bringt es 25 Reden und Predigten, die Frommel an vaterländischen Gedenktagen, an großen Festen und Wendepunkten preußischer und deutscher Geschichte gehalten hat. An der Wiege des Reiches und am Grabe seiner Helden hat Frommel zwar nicht wie sein Freund Kögel mit der plastischen Kraft epischer Wucht, wohl aber mit dem warmen Herzenstone tiefer lyrischer Empfindung, der ein dramatischer Schwung mit sich fortreißender Begeisterung nicht fehlt, zu uns gesprochen. „Ein Royalist, kein Byzantiner", ein Soldatenpfarrer, der zum Kampf ruft, ohne mit dem Säbel zu rasseln, so sehen wir ihn in diesen Reden vor Kaiser und Reich stehen, furchtlos und treu, mit der

großen, sieghaften Hoffnung für sein teures deutsches Volk, dessen Bestes zu suchen er sich bewußt war. Die Reden haben mehr als theologisch-pastorale Bedeutung, manche von ihnen sind Meisterwerke patriotisch-christlicher Redekunst, in manchen, wie z. B. jener vom 30. September 1870 in der Thomaskirche zu Straßburg nach der Uebergabe, oder der anderen zum Friedensfeste in Berlin, weht der Fittich der Weltgeschichte. Sie spiegeln uns heute noch wie in einem rein geschliffenen Edelstein das lichte Bild jener größten Tage unseres Volkes wieder. Man wird immer wieder zu diesen Reden greifen in allen Tagen, in denen die große Zeit der Aufrichtung des deutschen Reiches wieder voller vor unser Bewußtsein treten wird. In ihrer reinen, frommen Begeisterung sind diese Reden, ohne es unmittelbar sein zu wollen, ein Bußruf an das pietätlose Geschlecht unserer Tage, das vielfach nicht mehr zu wissen scheint, was es heißt:

An seiner Väter Taten
In Liebe sich erbau'n,
Fortpflanzend ihre Saaten
Dem alten Grund vertrau'n.

Mit diesen herrlichen Worten, die Frommel der Eröffnungsrede zum preußischen Landtage am 15. Januar 1895 zu Grunde legte, schließt das kleine, aber inhaltreiche Buch, das wir unsern Lesern warm ans Herz legen möchten.

Ein Gleiches gilt von dem fünften Bande, in welchem der Sohn Frommels, Pfarrer Dr. Otto H. Frommel, unter dem Titel „Segen und Trost" 25 Kasualreden seines Vaters zusammengestellt hat.

Hier, am Taufstein, Altar und Grab, konnte Frommel, wie uns scheint, noch mehr als in öffentlicher Rede und Predigt sein ganzes reiches, liebespendendes Wesen ausstrahlen. Die seltene Fähigkeit des Individualisierens, die beneidenswerte Kraft, sich in Andere hineinzuversetzen, die bei ihm nicht nur Naturgabe, sondern Frucht seiner tiefen Menschenliebe war, zeigt sich hier in rührendster Weise, wie sie wohl nur von Wenigen erreicht wird.

Zunächst werden denn auch aus dem Pfarrerstande dem Buche die meisten Leser erwachsen. Möchte es so sein; vor allem, um in ihnen Musterbilder zu finden, wie man auch im Priestergewande als Mensch zum Menschen reden kann, ohne trivial zu werden, „ex tempore", wie Frommel gern sagte, „und doch ex aeterno". Aber auch dem Nichttheologen wird das Bändchen freudig willkommen sein als eine Fundgrube wertvoller bleibender Gedanken über Leben und Tod, Kindheit und Erziehung, Ehe und Beruf, Gedanken, die in dem vergänglichen, mehr zufälligen Rahmen der „Amtsrede" für alle Fälle des Lebens, für frohe und ernste Stunden des Hauses und Herzens, in denen wir oft vergeblich nach einem Worte wahrhafter Weihe und liebenden Trostes ausschauen, Licht und Kraft zu geben vermögen. Ein Kind des Lichtes, ein Sonnenscheinspender spricht aus allen diesen Blättern. Möchten sie Vielen den Dienst tun, von dem Therese Köstlin neulich in ihren schönen Versen, „Die Kinder des Lichtes", sprach:

Sie gehen durch die Welt
Auf Lichtesspuren;
Wie Sonnenglanz erhellt
Die öden Fluren,
Wird's licht in jedem Kreis,
Drein sie getreten,
Und keiner weiß,
Warum ihm ist, als könnt' er wieder beten.

Julius Lohmeyer.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Berthold Otto's Pädagogische Schriften.

Praktisch:

Der Hauslehrer. Wochenschrift für den geistigen Verkehr mit Kindern. Die Wochenschrift kostet vierteljährlich M. 1.60 beim Buchhandel und bei der Post, M. 2.— bei direkter Zusendung vom Verlag, ins Ausland M. 2.25. Der erste Jahrgang kostet komplet gebunden M. 9.50. **K. G. Th. Scheffer in Leipzig.**

Theoretisch:

Der Lehrgang der Zukunftsschule, nach psychologischen Experimenten für Eltern, Erzieher und Lehrer dargestellt. Leipzig 1901. X und 219. M. 4,— brochiert, M. 5.— geb. **K. G. Th. Scheffer in Leipzig.**

Beiträge zur Psychologie des Unterrichts (erscheint im März 1903. Preis ca. M. 6.—). **K. G. Th. Scheffer in Leipzig.**

Die Schulreform im 20. Jahrhundert. Ein Vortrag. 2. Auflage. M. —.60. **K. G. Th. Scheffer in Leipzig.**

Theoretisch und praktisch:

Fünf Horazoden für Quartaner lesbar gemacht. Nebst den Prolegomena für einen psychologischen Unterricht und dem Lerngerüst der lateinischen Formenlehre. Leipzig 1898. 44 S. M. 1.—. **K. G. Th. Scheffer in Leipzig.**

Mütterfibel, Leselernbuch, Vorlesebuch. Erscheinen im Januar 1903. Preis etwa je 2.50 bis 3.—. **K. G. Th. Scheffer in Leipzig.**

Praktisch:

Die Sage vom Doktor Heinrich Faust. Der Jugend und dem Volke erzählt. Leipzig 1902. XIII und 259. M. 4.— broch., M. 5.— geb. **K. G. Th. Scheffer in Leipzig.**

Fürst Bismarcks Lebenswerk. Den Kindern und dem Volke erzählt. Leipzig 1898. M. 1.—. **K. G. Th. Scheffer in Leipzig.**

Hauslehrerschriften:

1. Der Leipziger Bankkrach, als Erscheinung unseres Wirtschaftslebens gemeinverständlich dargestellt. M. 1.—.
2. Polen und Deutsche. Ein Mahnwort an die deutsche Jugend. M. —.60.
   K. G. Th. Scheffer in Leipzig.

Julian Apostata, der letzte Hellene auf dem Throne der Cäsaren. Ein biographischer Roman von **D. S. Mereschkowski.** Deutsch von **C. von Gütschow.** 325 Seiten in großem Format und hocheleganter Ausstattung. Broschiert 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Gleich dem „Leonardo da Vinci“, der vor einigen Wochen bereits im Verlage von Schulze & Co. in Leipzig in deutscher Übertragung erschienen ist, wird auch dieser Roman des eigenartigen russischen Dichters sich die Gunst der deutschen Leserwelt im Fluge erringen. Niemand wird dieses ideenreiche Werk, das dem Leser ganz neue Gedankenperspektiven eröffnet, aus der Hand legen, ohne einen nachhaltigen, tiefgehenden Eindruck erhalten zu haben. Die tragische Figur des abtrünnigen Kaisers Julian hat von jeher etwas ungemein Anziehendes für jeden denkenden Menschen gehabt. Das heiße Ringen des großen Apostaten um eine freie und große Weltanschauung, sein Bestreben, den schönheitsfrohen Künstlersinn der Hellenen und die Weisheit der großen griechischen Denker mit dem sittlichen Ernst der Lehre Christi zu verschmelzen, und die Tage eines neuen Hellas, wie er es in seiner Künstlerseele schaute, heraufzuführen — sein unerbittlicher, aber stets mit den Waffen des Weisen geführter, die rohe Gewalt verschmähender Kampf gegen sein ganzes Zeitalter — hat immer wieder die Historiker und Dichter gefesselt. Wie ein Drama mutet uns Mereschkowski's Erzählung mit ihrer lebhaft bewegten Handlung, mit dem reichen Wechsel des stets eigenartigen und interessanten Milieus, in dem sie uns die Figuren des Romans vorführt, an. Ganz neu und eigenartig ist der von Mereschkowski gemachte Versuch, Julians Christenhaß durch die ersten Eindrücke seiner freudlosen Jugend und aus der eigenartigen Familiengeschichte seines Geschlechtes zu erklären. Nach einem kampfreichen, wechselvollen Leben ereilte den Himmelstürmenden auf seinem Zuge durch die syrische Wüste der Tod. „Du hast gesiegt, Galiläer!“ — in diesen schmerzvollen Worten des sterbenden Augustus klingt der ganze Kampf seines Lebens, die ganze erschütternde Tragik seines Schicksals aus. Mit Julians Tod stürzt die Macht des Hellenentums endgiltig zusammen, aber nur äußerlich. Denn „Hellas kann nicht untergehen“, und die Auferstehung hellenischer Schönheit und hellenischen Geistes führt uns der Verfasser in dem Roman „Leonardo da Vinci“ — der auch bereits in englischer, französischer und schwedischer Ausgabe erschienen ist — vor Augen. Ein in sich abgeschlossenes Werk, schließt sich dieser Roman in seinem Ideengang ganz dem „Julian Apostata“ an.

Wobbermin, Georg, Lic. theol. Dr. phil., Privatdozent an der Universität Berlin. Der christliche Gottesglaube in seinem Verhältnis zur gegenwärtigen Philosophie. Allgemeinverständliche, wissenschaftliche Vorlesungen. Mk. 2,—, geb. M. 2,60. **Alexander Duncker, Berlin.**

Der Inhalt des W.'schen Buches ist aus den Überschriften der Hauptabschnitte deutlich zu ersehen.

I. Die Richtungen der gegenwärtigen Philosophie. II. Erkenntniskritische Grundlegung. III. Die Kosmologie und der christliche Gottesglaube: Gott als mathematisch-logische Intelligenz. IV.—VI. Die Biologie und der christliche Gottesglaube: Gott als Zwecke setzender und verwirklichender Wille. VII. Die Psychologie und der christliche Gottesglaube: Gott als geistige Persönlichkeit. VIII. Die Spekulation und der christliche Gottesglaube: Gott als einheitliche Allheit geistig-persönlichen Lebens.

Zusätze und Literaturnachweise vervollständigen die Absicht, einen orientierenden Überblick über den gegenwärtigen Stand derjenigen philosophischen Probleme zu geben, die für die Beurteilung der Grundgedanken des christlichen Gottesglaubens von Bedeutung sind. Die Stellungnahme des Verfassers zur Entwicklungslehre, sowie sein Versuch, von der Basis des modernsten Denkens aus den christlichen Gottesbegriff gleichzeitig gegen Pantheismus und Anthropomorphismus sicherzustellen, dürften von besonderem Interesse sein.

Trost, Karl, Goethe und der Protestantismus des zwanzigsten Jahrhunderts. Mk. 1,—, geb. Mk. 1,60. **Alexander Duncker, Berlin.**

Eine vollinhaltlich ausgebaute und abgerundete Bekenntnis-Schrift, die die feinsten Richtlinien des Protestantismus sowie die tieferen Elemente Goethe'scher Lebensanschauung erfaßt hat und ihre Berührung in dem Streben nach Heraufbildung menschlicher Persönlichkeiten darlegt.

Breda, Franz, Aus den Papieren eines modernen Theologen. Stimmungsbilder. Geheftet Mk. 2,—, gebunden Mk. 3,—. **Alexander Duncker, Berlin.**

„Es sind frische, lebendige Bilder, die an unserem Auge vorüberziehen und uns einen Einblick gewähren in die inneren und äußeren Erlebnisse des Verfassers. Die Stimmungsbilder haben nicht nur ein theologisch-pfarramtliches, sondern ein allgemein menschliches Interesse und so seien sie denn weiteren Kreisen empfohlen.“

Gaedertz, Karl Theodor, **Was ich am Wege fand.** Blätter und Bilder aus Litteratur, Kunst und Leben. Mit Nachbildung zahlreicher Originalzeichnungen, Gemälde, Handschriften ꝛc. im Text und auf Tafeln. 8°. XII u. 285 S. Leipzig 1902, **Georg Wigand.**

16 Essays und Charakteristiken von größtem Interesse, die das Buch zu einem wirklichen Familienbuche stempeln und das Verständnis vermitteln für manche hervorragende Erscheinung der Zeit, die sonst wohl nur dem Litterarhistoriker geläufig und bekannt blieben. Von dem reichen Inhalt mögen einige der Titel der wertvollsten Beiträge eine Vorstellung geben: Neues von E. M. Arndt, Hoffmann von Fallersleben und Geheimrat v. Meusebach. Aus dem Leben von Ludwig Bechstein, Bismarck und die Lauenburger Bauern, Bismarck und Reuter, Heinrich Marschner und die Familie von der Malsburg, Emanuel Geibels Jugendliebe, Caecilie Wattenbach. Jeder dieser Aufsätze bringt thatsächlich neues von Werken für den Forscher nicht nur, sondern auch für den weiteren Leserkreis.

Aus österreichischer Kadetten- und Leutnantszeit. Jugenderinnerungen eines alten deutschen Offiziers. Von **K. G. M.** Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—. Alexander Duncker, Berlin.

„Gut geschriebene Memoiren oder Erinnerungen sind wohl die beste Unterhaltungslektüre. Wir empfehlen den Band auf das Wärmste unserer gebildeten Leserwelt und wir sind sicher, daß sie ungleich mehr Anregung und Genuß finden werden, wenn sie dem alten deutschen Offizier auf seinem Lebenswege von der sonderbaren kleinen Residenz (wo Lolo Montez Serenissimus einen höchst wunderlich auslaufenden Besuch macht) über Prag, Verona, Solferino, Venedig nach Königgrätz begleiten, als wenn sie sich in einen modernen Roman vertiefen."

Deutsche Volksabende. Ein Handbuch für Volksunterhaltungsabende. Für die Praxis zusammengestellt von **Dr. Paul Luther,** Pfarrer in Charlottenburg. 8° 246 S. Einfach geb. Mk. 3.—, in Geschenkseinband Mk. 4.—. Alexander Duncker, Berlin.

„Vom Oberpfarrer Dr. Luther in Kremmen ist soeben ein Buch erschienen, das allen Freunden der Volksunterhaltungsabende sehr willkommen sein wird. — — — Die Auswahl der Dichtungen ist eine vorzügliche, sodaß das Buch nicht nur für diesen sehr willkommen sein wird. Wir empfehlen es allen unseren Freunden aufs beste."

Zauber der Ehe. Von **Richard Hamel.** 4. umgestaltete Auflage von „Ein Wonnejahr". Elegant ausgestattet. Geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. Mk. 4.—. Alexander Duncker, Berlin.

„Das Buch enthält viel, sehr viel und — nur Gutes, das sicherlich auch dem dem ernsten Manne zusagt. Hintereinander fort, wie einen Roman, wird man es nicht lesen und kann man es auch nicht lesen. Es will langsam, mit Unterbrechungen gelesen sein, um genossen zu werden. Dann ist es aber auch ein Genuß!"

Sup. Trümpelmann.

Gerhart Hauptmann. Von **U. C. Woerner.** 2. Auflage. Geheftet Mk. 2.—, gebunden Mk. 4.—. Alexander Duncker, Berlin.

„Die psychologische Analyse und ästhetische Kritik der einzelnen Hauptwerke Hauptmanns ist ebenso von einer ruhigen Sachlichkeit erfüllt wie von scharfem Blick und feinem Gefühl bestimmt und die Vergleichung der einzelnen Dramen untereinander überraschend fruchtbar gestaltet."

Leo Tolstoi. Sein Leben und seine Werke. Von **A. Ettlinger.** Geheftet Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—. Alexander Duncker, Berlin.

„In der E.'schen Schrift finden wir mehr als der knappe Umfang erwarten läßt; es ist das Beste und Erschöpfendste, was sich in diesem Rahmen überhaupt sagen läßt. Mit wissenschaftlichem Ernst wird Tolstojs Entwicklungsgeschichte auf Grund seiner Werke in ihren Hauptzügen dargestellt und zugleich eine kurze Charakteristik der bedeutendsten dieser Werke gegeben."

Rachel, Paul. Elisa von der Recke. 2 Bände. Bd. I: Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen. Bd. II: Tagebücher und Briefe aus ihren Wanderjahren. Geheftet à Mk. 8.—, elegant gebunden à Mk. 10.—. **Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig.**

Zu den Frauen, die sich vor einem Jahrhundert im ganzen Deutschland einen, berühmten Namen gemacht haben, gehört ohne Zweifel die zart gesinnte feingebildete **Elisa von der Recke.**

Sie stand zahlreichen edlen Männern und Frauen, Fürsten und Fürstinnen, Staatsmännern und Gelehrten nahe.

Als Entlarverin des Schwindlers Cagliostro, der auch sie, wie einst viele aus der höchsten Gesellschaft Europas bethört hatte, als Freundin eines Nicolai und eines Mendelssohn, eines Gleim und eines Bürger, als Schützerin eines Sauner und eines Körner, als Freundin Tiedges, als Mittelpunkt eines vornehmen geselligen Kreises, ward sie einst viel genannt. Sie war die erste deutsche Frau, die — 1804—1806 — eine längere Reise nach Italien unternahm und in weit verbreiteten Bänden schilderte.

Als geistliche Liederdichterin, als patriotisch empfindende Deutsche gegenüber Napoleon geniest sie noch heute Verehrung.

In dem I. Bande, des mit interessanten Porträts ausgestatteten Werke, unter denen Nachbildungen zweier bis dahin noch nicht allgemein bekannter Anton Graffscher Ölgemälde enthalten sind, hört man nicht so sehr von den Erlebnissen der reifen Frau, als vielmehr von den höchst fesselnden, oft recht schweren Jugendschicksalen, die ihr beschieden waren. Ein Stück Selbstbiographie und über hundert Briefe aus der kummervollsten Zeit ihres Lebens, die tagebuchartig über ihre Leiden berichten, bieten einen Einblick in die Entwicklung dieser edlen Frauenseele.

Das Schwere, was ihr auferlegt war, hat in ihr den erklärlichen Wunsch hervorgerufen, für die Bildung, für die geistige und rechtliche Befreiung des weiblichen Geschlechtes einzutreten.

So sind diese Veröffentlichungen auch für die Geschichte der Frauen und der Frauenbewegung von grossem Interesse.

Ein Stück aus dem Leben des deutsch gebildeten kurländischen Adels ums Jahr 1770, ein Einblick in die machtvoll wirkende Literaturbewegung jener Tage wird gegeben.

Den Aufzeichnungen und Briefen aus den Jugendtagen Elisas von der Recke folgen Tagebücher und Briefe aus ihren Wanderjahren.

Wie Elisa, so hatten auch ihre Freunde Friedrich Parthey und die liebenswürdige Dichterin Sophie Becker die Gewohnheit, das, was sie für sich und mit ihr erlebten, aufzuschreiben. Wir begleiten in den reichhaltigen Aufzeichnungen sie und ihre Freunde auf weit ausgedehnten Reisen durch Deutschland und Polen. Das Berlin Friedrichs des Grossen, das Hamburg der Klopstockschen Zeit, das Weimar der Glanzperiode, das musikfrohe Dresden der Marcolinischen Epoche, das Leben der fürstlichen Höfe, der Verkehr literarisch-denkwürdiger Männer und Frauen, nicht zum mindesten der Kreis, der sich in Zürich um Lavater gebildet hatte — alles zieht in lebendig gehaltenen Bildern an uns vorüber.

Fesselnd sind die Schilderungen, die die gereifte Frau von Polens letzten Tagen giebt, in denen ein gutmütiger, aber schwacher Monarch, König Stanislaus Poniatowski, dem Elisa und ihre Schwester, die pikante Herzogin Dorothea von Kurland, besonders nahe traten, den vergeblichen Versuch machte, den Staat zu erneuern.

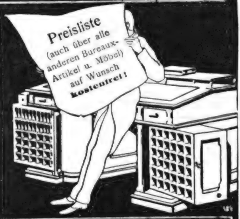
Wer die trüben Bilder betrachtet, die Elisa von dem dem staatlichen Untergange geweihten Adel und Volke entwirft, versteht Schicksal und Zustand der Nachkommen in unseren Tagen.

Wohltuend aber wirkt am Schlusse des zweiten Bandes das schöne Verhältnis, in das die edle Frau zu einem der trefflichsten Fürsten jener Zeit tritt, zum Erbprinzen von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, dem grossmütigen Gönner unseres Lieblingsdichters Schiller, dem Urgrossvater unserer Kaiserin.

Heinr. Zeiss Union Schreibtische

haben **drehbare** Seitenteile. Man braucht nicht aufzustehen, sich nicht zu bücken, nicht zu suchen, man kann bequem vom Sessel aus den ganzen Inhalt des Schreibtisches erreichen

Beste Ausführung
von Mk. **275.**— für den einzelnen, Mk. **460.**— für einen Doppeltisch an.



Heinrich Zeiss, Hoflieferant, Frankfurt a. M.

Die grösste Freude

macht mir täglich mein **Union-Bücherschrank.** Uebersichtlich und staubfrei sind meine lieben Bücher jetzt aufgehoben. Bekomme ich neue Werke, so kaufe ich mir einfach ein neues Abteil Union für ca. Mk. 20.—, so fahre ich fort, je nachdem ich Bedarf, je nachdem ich Geld habe und komme nach und nach zu einer prachtvollen Bücherei. Näheres sagen die Preisbücher kostenlos und portofrei von

Heinrich Zeiss

Grossherzogl. und Herzogl. Hoflieferant

Frankfurt a. M. K, 36 Kaiserstr. 36.

Niederlagen in allen grossen Städten.

Tafel litterarischer Neuerscheinungen.

Besprechung der eingesandten Bücher wird vorbehalten. — Rücksendung derselben erfolgt nicht.

Alpenzeitung, Deutsche. Illustr. Halbmonatsschrift. II. Jahrg. H. 11. München, Gust. Lammers. M. —.60

Aus fernen Landen. Geograph. u. geschichtl. Unterhaltungsblätter mit bes. Berücksichtigung der Kolonien. Redakteur A. Seidel. Jahrg. I. Nr. 1. Monatlich 1 Heft. Berlin, Wilh. Süßerott. einzeln M. —.70, pro Jahr M. 8.—

Der Alldeutsche Verband im Jahre 1901. Berlin, Thormann & Goetsch.

Bastier, Paul, La Mère de Goethe d'après sa correspondance. 264 S. Paris, Perrin & Co. br. Fr. 3.50

Bekk, Dr. Adolf, Shakespeare. Des Dichters Bild nach dem Leben gezeichnet. 141 S. Paderborn, Ferd. Schöningh. br. M. 1.60

Beyer, C., Kulturgeschichtliche Bilder aus Mecklenburg. 84 S. Berlin, Wilh. Süßerott. br. M. 3.60

Böhlau, Helene, Sommerbuch altweimarischer Geschichten. 224 S. Berlin, Fontane & Co. br. M. 3.—

Borkowsky, E., Turgenjew. (Geisteshelden Bd. 43.) 217 S. Berlin, Ernst Hofmann & Co. br. M. 3.60, geb. M. 4.80

Bormann, Edwin, Der Shakespeare-Dichter. Wer war's und wie sah er aus? Eine Ueberschau alles Wesentlichen der Bacon-Shakespeare-Forschung, ihre Freunde und ihre Gegnerschaft. Mit 40 Portrait-Tafeln und 4 Textbildern. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag.

Brand, Karl, Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner.

Bräunlich, P. Pfarrer lic. theol., Die Zustände in der deutsch-evang. Kirche Oesterreichs vor drei Jahren und heute.

Brentano und **Tieck**, Romantische Märchen I. Reihe. In Auswahl u. m. Einleitung von Bruno Wille. 343 S. Leipzig, Eugen Diederichs. geb. M. 4.50

Broicher, Charlotte, John Ruskin und sein Werk. Essays (erste Reihe). 298 S. Leipzig, Eugen Diederichs. br. M. 5.—, geb. M. 6.—

Bürckner, Richard, Geschichte der kirchlichen Kunst. Mit 74 Abbildungen. Freiburg i. B. und Leipzig, Paul Waetzel.

Busse-Palma, Georg, Zwei Bücher Liebe und andere Gedichte. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.

Chamberlain, Houston Stewart, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. IV. Auflage, München, F. Bruckmann A. G.

Chun, Carl, Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der Deutschen Tiefsee-Expedition. 2. Aufl. Lief. 1 bis 7. Jena, Gustav Fischer. à Lief. M. 1.50

Cornelius, Hans, Einleitung in die Philosophie. Leipzig, B. G. Teubner.

Coßmann, Paul Nic., Aphorismen. 2. Aufl. 148 S. Berlin, Schuster & Loeffler. br. M. 2.—

Coester, B. S., Leutnants-Erinnerungen eines alten Kurhessen. Halbvergessene Geschichten aus den dreißiger und vierziger Jahren. 340 S. Marburg, N. G. Elwert. br. M. 2.—, geb. M. 3.—

Cotta'sche Handbibliothek:

Goethe, J. W. v., Egmont. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mit einer Einleitung von Karl Goedeke. 20 Pf.

Proelß, Johannes, Nikolaus Lenau, Lebensgeschichtliche Umrisse von Anastasius Grün. 50 Pf.

Uhland, Ludwig, Gedichte, 70 Pf.

Schack, Adolf Friedr. Graf v., Strophen des Omar Chijam. 40 Pf.

Grillparzer's Selbstbiographie, Franz. 40 Pf.

Dähnhardt, Oskar, Deutsches Märchenbuch. Mit vielen Zeichnungen und farbigen Originalphotogravuren von Erich Knithau. Erstes Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner.

Der ferne Osten. Illustrierte Zeitschrift zur Verbreitung der Kenntnis ostasiatischer Kultur und Verhältnisse. Herausgegeben von C. Fink. Shanghai, Deutsche Druckerei und Verlagsanstalt. pro Jahr M. 12.—

Deutsche Südpolarexpedition auf dem Schiff „Gauß" unter Leitung von Erich v. Drygalski. H. II. 73 S. mit Beilagen und Karten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. br. M. 2.50

Dose, Johannes, Frau Treue. Geschichten aus der Geschichte. Quart 178 S. Leipzig, Sächs. Volksschriftenverlag. br. M. 5.—, geb. M. 6.—

Driesmans, Heinrich, Rasse und Milieu (Kulturprobleme Bd. IV.) 238 S. Berlin, Johannes Räde. br. M. 2.50

Ebersberger, Thea, Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs. 306 S. Leipzig, Schmidt & Günther. br. M. 5.—, geb. M. 6.50

Ehgart, H. E., Unstäte Lieder. München, A. Ackermann Nachf. br. M. 2.—

Felsing, Otto, Der blaue Diamant. Streifzüge und Abenteuer eines jungen Deutschen in Deutsch-Ostafrika. Elberfeld, Sam. Lucas.

Festgabe zum 26. Juristentage. Quart. Berlin, Otto Liebmann. cart. M. 4.—

Flad, J., China in Wort und Bild. Basel, Missionsbuchhandlung.

Flaischlen, Cäsar, Von Alltag und Sonne. Gedichte in Prosa. Zweite Auflage mit Bildnis und Faksimile des Verfassers. Berlin, Fontane & Co.

Flaischlen, Cäsar, Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens. Gesamt-Gedichte. Brief- und Tagebuchblätter. Aus den Jahren 1884—1899. Zweite Auflage. Berlin, F. Fontane & Co.

†**Fliedner,** Fritz, Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen. 2. Band. 464 S. Berlin, Martin Warneck. br. M. 4.—, geb. M. 5.—

Franke, O., Dr., Beschreibung des Jehol-Gebietes in der Provinz Chihli. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. br. 8,—, geb. 9,—.

Friedrich, Gedichte der Befreiungskriege von 1813—1815 in vier Einzelwerken. Der Herbstfeldzug 1813. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Fuchs, Georg, Manfred. Tragödie in vier Aufzügen. Quart. 84 S. Darmstadt, Arnold Bergstraesser.

Fuhrmann, Maximilian, Die Hölle im Pferdestall und andere lachende Satiren. 232 S. Berlin, Schuster & Loeffler. br. M. 3.50

Gartenlaube-Bilderbuch. Der Deutschen Jugend gewidmet vom Verlag der Gartenlaube. Leipzig, Ernst Keils Nachf. G. m. b. H.

Gorjki, Maxim, Im Gram. — Frühlingsstimmen. Gesammelte Erzählungen. 221 u. 213 S. Leipzig, Eugen Diederichs. br. M. 2.—

Goethe, J. W. von, Meine Religion, mein politischer Glaube. Vertrauliche Reden. Zusammengestellt von Dr. Wilhelm Bode. 2. Aufl. 112 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. br. M. 1.25

Großer Generalstab, Die Kriege Friedrichs des Großen. Dritter Teil. Der siebenjährige Krieg 1756—1763. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Grupp, Georg, Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. I. Band: Untergang der heidnischen Kultur. München, Allgem. Verlags-Gesellschaft.

Gubalke, Lotte, Die Bilsteiner. 143 S. Kassel, Karl Vietor.

Hamburger Jugend Schriften-Ausschuß, Tiermärchen. Leipzig, Ernst Wunderlich.

Hampe, Theodor, Die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit. Mit 122 Abbildungen und Beilagen. 127 S. Leipzig, Eugen Diederichs. br. M. 4.—, geb. M. 5.50

Heer, J. C. Joggeli. Die Geschichte einer Jugend. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.

Hesse, Hermann, Gedichte. 196 S. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchh. br. M. 2.—

Hin und Zurück. Aus den Papieren eines Arztes. 2. Aufl. 330 S. Halle, C. Ed. Müller. br. M. 4.—

Holzhausen, Paul, Heinrich Heine und Napoleon. Frankfurt a. M., M. Diesterweg.

Janus. Blätter für Litteraturfreunde. Monatsschrift für Litteratur und Kritik. Heft II. Ibsen-Heft. Jauer, Oskar Hellmann.

Im Kampfe um Südafrika.
Band I: Schowalter, A., Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger. Aufzeichnungen von C. H. Bredel und Piet Grobler.
Band II: Die Transvaaler im Kriege mit England. Viljoen, Ben, General.
Band III: Rompel, F. u. Kessel, D. T., Präsident Steijn und die Freistaater im Kriege mit England. München, J. F. Lehmann's Verlag.

Kenner, Fritz von. Die Mär vom König von Tunderland. 140 S. Dresden, E. Pierson. br. M. 2.—

Kirchhoff, Alfr., Prof. Dr., Was ist national? Halle a. S., Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag. br. 0,80.

Krause-Kinkel, Marie, Gedichte. 360 S. Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung. br. M. 2.75, geb. M. 4.—

Kretzer, Max, Der wandernde Taler. Eine Märchendichtung in 5 Akten. 171 S. Leipzig, B. Elischer Nachf. br. 3.—, geb. 4.—

Krulick, Richard von, Goldene Legende der Heiligen. Von Joachim und Anna bis auf Constantin den Großen. Neu erzählt, geordnet und gedichtet. Mit Buchschmuck von Georg Barlösius. München, Allgemeine Verlagsgesellsch.

Limann, Dr. Paul, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. 294 S. Leipzig, Hist. pol. Verlag. geb. M. 6.50

Lindau, Rudolf, Ein unglückliches Volk. Roman in 2 Bdn. 351 u. 315 S. Berlin, Fontane & Co. br. M. 10.—

Lobe, A., Dr., Neue deutsche Rechtssprichwörter für Jedermann aus dem Volke. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchh. 1,60, geb. 2,50

Mackowsky, Hans, Pauly, August, Weigand, Wilhelm, Adolf Bayersdorfers Lebens und Schriften. Aus seinem Nachlaß herausgegeben. München, F. Bruckmann A. G.

May, R. E., Das Grundgesetz der Wirtschaftskrisen. 146 S. Berlin, Ferd. Dümmler. br. M. 2.—

Meyer-Benfey, Heinr., Moderne Religion. 193 S. Leipzig, Eugen Diederichs. br. M. 3.—

Meyers Volksbücher:
Mikszath. Des Feldzeugmeisters Tod und Se:vus, Vetter Paul.
Reichsgesetze über das Urheber- und Verlagsrecht vom 19. Juni 1901.
Darwin, Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl I u. II.
Halevy, Eine Heirat aus Liebe.

Michailowitsch, Großfürst Nikolaj, Die Fürsten Dolgorukij im Dienste Kaiser Alexander I. Quart. 190 S. Leipzig, Schmidt & Günther. cart. M. 6.—, geb. 8.—

Nauticus 1902. Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Neubert-Drobisch, Walther, Moritz Wilhelm Drobisch. Ein Gelehrtenleben. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandl.

Neumann, Hermann, Saul. Ein Epos. Leipzig, Johannes Cotta Nachf.

Neue deutsche Lyriker:
1. Bändchen. Lieder und Gesänge von Alfred Paquet.

2. Bändchen. Sternschnuppen = Gedichte von Adolf Holst. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchh.

Nippold, Friedrich, Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Ernst Wunderlich.

Ohly, E. A., Rheingold. Gesammelte Dichtungen. 216 S. Stuttgart, Jos. Roth. br. M. 2.—

Ompteda, Georg Frh. von, Aus großen Höhen. Alpenroman. 249 S. Berlin, Fontane & Co. br. M. 3.50

Petersen, Julius, Dr., Der Kampf um das Deutschtum 5. Heft. Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Petersdorff, Dr. Hermann von, Friedrich der Große. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Mit 277 Bildern ꝛc. 575 S. Berlin, A. Hofmann & Co. eleg. geb. M. 16.—

Petzet, Christian, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Nationalgeschichte. Dritte Lieferung. Heine, Geibel, die österreichischen Dichter. München, J. F. Lehmann's Verlag.

Pfister, Albert, Deutsche Zwietracht. Erinnerungen aus meiner Leutnantszeit 1859—1869. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.

Pflügel, Rich. von, Lieder eines Unmodernen. 3. Aufl. 121 S. Wien, J. J. Plaschka.

Rapp, General, Die Memoiren des Gen. Rapp. Übers. von O. Marschall von Bieberstein. 347 S. Leipzig, Schmidt & Günther. br. M. 6.—

Rassow, Fritz, Morgen und Abend. Gedichte. 134 S. Heidelberg, Heidelb. Verl.-Anst. und Druckerei. br. M. 1.50

Rassow, Fritz, Barabbas. Zwei Frauen. 88 S. br. M. 1.50

Richter, Julius, Die Deutsche Mission in Südindien. 275 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. br. M. 3.—, geb. M. 3.60

Riehl, Alois, Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Acht Vorträge. Leipzig, B. G. Teubner.

Rozkosny, Jos. Rich., Hymne zum Gemälde von Gabriel von Max: „Christus als Arzt“ für eine Singstimme nach einer alten Melodie mit Pianofortebegleitung. Prag, Nicolaus Lehmann.

Rückert, E., Mit dem Tornister. Feldzugserinnerungen. 242 S. Frankfurt a. M., Neuer Frankf. Verlag.

Ruskin, John, Moderne Maler. Bd. I, II (Werke Bd. 11/12). Übers. von Charl. Broicher. 312 S. Leipzig, Eugen Diederichs br. M. 5.—, geb. M. 6.—

Schalk, Gustav, Paul Beneke. Ein harter deutscher Seevogel. Jungdeutschland gewidmet. 328 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. geb. M. 6.—

Schanz, Moritz, West-Afrika. 415 S. Berlin, Wilh. Süsserott.

Scharlach, Dr., Koloniale und politische Aufsätze und Reden. 118 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. br. M. 2.50

Schaudig, Hilmar, evang. Vikar in Graz, Glaubensfrühling in Steiermark. München, J. F. Lehmann's Verlag.

Scherer, Georg, Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie. Jubiläums-Ausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schell, Hermann, Apologie des Christentums. I. Bd. Religion und Offenbarung. 2. Aufl. 482 S. Paderborn, Ferd. Schöningh br. 6.40

Schillers philosophische Schriften und Gedichte. Mit ausführl. Einleitg., herausg. von Eugen Kühnemann. 327 S. Leipzig, Dürr'sche Bh. br. M. 2.—

Schlechtendahl, G. A., Ist das Zentrum eine Gefahr für das deutsche Reich? Vortrag. München, J. F. Lehmann's Verlag.

Schmidt-Bonn, Wilhelm, Uferleute. Geschichten vom untern Rhein. 371 S. Berlin, Fontane & Co. br. M. 5.—

Schreibershofen, H. von, Jean von Ruebel. Erz. aus Antwerpens Inquisitionszeit. 279 S. Halle, C. Ed. Müller. br. M. 4.—

Schubring, Paul, Unter dem Campanile von San Marco. Ein Nachruf zur Erinnerung an Venedigs stolze Tage. Halle a. S. Gebauer-Schwetschke.

Schultze, Ernst, Dr., Wie wir unsere großen Dichter ehren sollten. Ein Wort über Dichter-Denkmäler und anderes. Leipzig, L. Staackmann.

Schumacher, Fritz, Im Kampfe um die Kunst. Beitr. z. Architektonischen Zeitfragen. 2. Aufl. 144 S. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. br. M. 2.—

Schwartz, Eduard, Charakterköpfe aus der antiken Litteratur. Fünf Vorträge. Leipzig, B. G. Teubner.

Sohnrey, Heinrich, Hütte und Schloß. 4. Aufl. 416 S. Berlin, Martin Warneck. br. M. 3.—, geb. M. 4.—

Souchay, Theodor, Elegien und andere Gedichte. Cannstadt, H. Reitzel.

Sperl, August. Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. Illustr. von C. Meyer-Wegner. 178 S. Stuttgart, D. Verlags-Anstalt. geb. M. 4.—

Sperl, August, Prickelnd. Novelle. 62 S. Halle, C. Ed. Müller. cart. M. 1.—

Spitzner, A. A., Schlim schlem. Ein Leid- und Lustspiel. 106 S. Wien, Rud. Hofmann. br. 3 Kronen.

Staudinger, Franz, Die zehn Gebote im Lichte moderner Ethik. 35 S. Darmstadt, L. Saeng. M. —.50

Steig, Reinhold, Neue Kunde von Heinrich Kleist. 135 S. Berlin, Georg Reimer. br. M. 3.—

Stern, Maurice Reinhold, Typen und Gestalten. Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Sturm, August, Babel. Ein Epos. Naumburg a. S.

Sturm, August. Auf der Höhe. Neue Lyrik. 161 S. Hamburg, Verlagsanstalt & Druckerei (vorm. J. F. Richter). br. M. 3.—, geb. M. 4.—

Sybel, Ludwig von, Weltgeschichte der Kunst im Altertum. 2. verm. Aufl. Mit 3 Farbtafeln und 380 Textbildern. 484 S. Marburg, N. G. Elwert'sche Vlgh. br. M. 10.—, geb. M. 12.—

Tesser, C., Schlappina. Bilder vom Hochgebirge. 2. Aufl. 128 S. Zürich, Th. Schröter. br. M. 1.—, geb. M. 2.—

Tiemann, Walter, Till Eulenspiegel. Ein kurzweilig Lesen von seinem Leben und Treiben. Ein Volksbuch mit Bilderschmuck. Leipzig, H. Seemann Nachf.

Tolstoj, Leo N., Was sollen wir denn thun? Bd. I. 323 S. Leipzig, Eugen Diederichs. br. M. 2.50, geb. M. 3.50

Tolstoj, Leo N., Was sollen wir denn thun? Bd. II. 279 S. Leipzig, Eugen Diederichs. br. M. 2.50, geb. M. 3.50

Traudt, Valentin, Leute vom Burgwald. Eine Erzählung aus dem oberhess. Volksleben. Mit Buchschmuck von Otto Ubbelohde. 286 S. Marburg, N. G. Elwert'sche Vlgh. br. M. 3.—, geb. M. 4.—

Vaihinger, Hans, Nietzsche als Philosoph. 2. Aufl. 105 S. Berlin, Reuther & Reichard. br. M. 1.50, geb. M. 2.—

Vaillant, Theodor, Hans, Ein feucht-fröhliches Burschenlied. 210 S. Kassel, Georg Weiß. br. M. 2.—, geb. M. 3.—

Druck von A. Hopfer in Burg.

MAR 14 1903

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

II. Jahrgang. Februar 1903. Heft 5

Digitized by Google

Jahrgang 1902/3. Februarheft.

Inhalt:

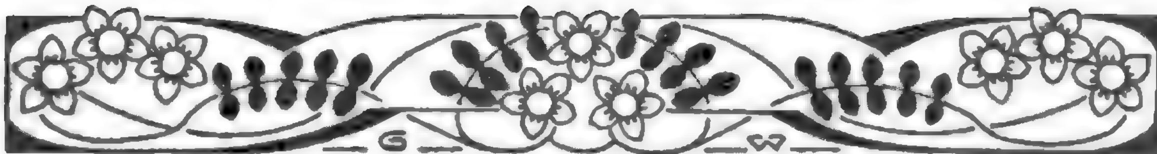
Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang.

Abonnementspreis

vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25)

Einzelne Hefte M. 2.—.

Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1903 No. 1980) oder vom Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.



Gewaltige Ereignisse haben das Antlitz der Erde in politischer Hinsicht völlig umgewandelt; folgenschwerere stehen bevor; denn daß ein neuer dauernder Zustand schon geschaffen sei, glaubt kein denkender Mensch; das Jahrhundert, in das wir jetzt eintreten, bedeutet einen geschichtlichen Wendepunkt, das fühlt jeder; es entscheidet über das Schicksal des Menschengeschlechts auf weite Zeiten hinaus, denn es gibt die Richtung an; und was auf dem Spiele steht, ist nichts weniger als die Existenz und die fernere Entwicklung unserer nordeuropäischen Kultur, in allem, was sie Großes, Gutes, Schönes und Heiliges hervorgebracht hat. Unter diesen Umständen mußte sich die Rassenfrage aufdrängen, denn sie ist eine der Lebensfragen in dem bedrohlichen neuen Kampf ums Dasein, in den wir jetzt eintreten.

Aus dem Vorwort zur vierten Auflage (1903) der „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" von Houston Stewart Chamberlain.

Das Gelübde.

Novelle
von
Otto von Leitgeb.

I.

Der Herr Celestino verließ sein Haus durch die Hoftüre, schritt gemächlich und schnaubend unter der Last seines fetten Leibes durch den Hof hinüber und klinkte eben die Gattertüre zum Weingarten auf, als ihn der Pfarrer anrief.

„Celestin! Wartet ein wenig! Ich begleite euch!"

Und sie gingen mitsammen durch den Weingarten, wo zwischen den Rebstöcken manchmal der rote Rock einer Arbeiterin leuchtete, die Unkraut raufte.

Der Herr Celestin rückte an dem breiten Rande seines Strohhutes, wie um besser zu sehen, und schnaufte vor Vergnügen. Unter seinen Leuten waren ein paar hübsche Mädchen. Gewahrte er eine von diesen, so machte er sich den Spaß sie anzurufen. Wenn er durch seinen Rebgarten und seine Felder ging, rieselte es wie ein Gefühl der Wollust über seinen Körper. Daß das alles sein war und daß er ein so reicher Mann war. Ein Gefühl der Wohlhabenheit und des Gewichtes, gleichsam der überreichen Nahrung, blähte ihm Herz und Magen auf, als ob er davon noch fetter und runder würde. Seine großen Füße traten langsam und schwer auf, beinahe wie die Hufklauen seiner romanischen Pflugochsen, und mit dem rechten Zeigefinger, wo sein breiter, goldener Siegelring stak, schnippte er manchmal, als ob er jemandem einen Nasenstüber versetzte.

Der Pfarrer sah mit Sachkenntnis einmal rechts, einmal links, während sie so schlenderten, und sagte mit fröhlicher Stimme:

„Gütiger Himmel! Hat man jemals gesehen, daß der Wein und die Feldfrucht in so unglaublichem Reichtum gestanden, wie dieses Jahr! Es ist wie ein Wunder Gottes! Wie die Üppigkeit des gelobten Landes.“

„P — hu! — Ha!“ machte Celestin.

„Der Herr segne euch und uns Allen des Gedeihen“, sagte Don Antonio, indem er einen Augenblick stehen blieb und unwillkürlich mit der erhobenen Hand eine Geberde machte, wie vom Altar.

Und der Herr Celestin bückte sich zu einem Weinstocke, raschelte mit der Hand in den Blättern und betastete von unten die schweren grünen Trauben, die dicht aufeinanderhingen, beinahe als ob er das Euter einer Milchkuh prüfte.

„Die Stöcke werden es nicht tragen können“, schmunzelte er dabei. Und er streichelte mit seinen wulstigen Fingern fast lüstern die prallen Beeren. „So etwas hat noch kein Mensch erlebt —“

„Gedenket, daß es eine Gnade von Gott ist“, sagte der Pfarrer, der bei Herrn Celestin keine Gelegenheit versäumte, ihn an das Ewige zu erinnern.

„P—hu!“ pustete dieser. „Gnade Gottes, he, ja! Und die Arbeit, und der Schweiß, und das Geld und der Ärger, Don Antonio! Und die viermalhunderttausend Flüche, die bei der Rackerei in die Schollen gefallen! Denn wir sind Menschen .... Ja doch, ich bin ein Christ ... Ich werde ihm danken, wenn der Himmel Alles so werden läßt, wie er diesmal verspricht.“

Und um Celestins glattrasierten Mund spielte ein pfiffiges Lächeln, denn er war ein schlauer Geschäftsmann, der seine Rechnungen erst abschloß, wenn er das Geld in der Lade hatte.

Als sie zum Hause zurückkehrten und wieder von diesem Segen plauderten, meinte der Pfarrer:

„Sie sind ein reicher Mann, Celestin! Dieses Jahr aber werden auch die Armen etwas haben. Wie viel freudige Erwartung ist da! Ich sehe sie in allen Augen. Und die Armen stehen Gott am nächsten —“

Darüber lachte der Herr Celestino. Es war ja alles gut; man brauchte keine Redensarten zu machen. Das wäre wohl nicht übel! Sollte es einem nicht ein einziges Mal gelingen, der Erde was besonderes abzuzwingen? Der viele gute Dünger, der dies Jahr übrigens so unsinnig teuer war, der hatte wohl auch etwas dabei zu sagen! —

Der Reverendo ging durch den Markt.

Auf dem Hafenplatze, wo das Dampfboot anlegt, blieb er bei der Domenica stehen. Sie war um ihre Gemüsekörbe geschäftig. Ein großes, knochiges Weib mit einem sonnverbrannten Männergesichte, wie ein Fischer. Die Domenica war beständig unterwegs um die Waren zusammenzubringen, die sie in der Badezeit nach Grado hinüberschaffte. Man konnte immer was Neues von ihr hören.

„Ja Domenica! Dies wird ein Jahr!“ sagte der Pfarrer. „Sieht es überall so aus, wie bei uns?“

„Hm, meiner Seele!“ machte das kupferrote Mannweib und wischte sich mit dem Zipfel der Schürze den strömenden Schweiß vom Gesichte.

„Ein gottgesegnetes Jahr!“ meinte Don Antonio.

Das Weib machte eine Pause in der Arbeit und setzte sich auf ihren Schiebkarren.

„Ich bin müde wie ein Hund“, sagte sie. „Aber gerade, wenn ich mich halb zu Tode gehetzt hab', um pünktlich da zu sein, muß der Dampfer natürlich eine Verspätung haben. Nicht eine Stunde lang hat man Frieden! Jeder Gaul hat es besser —!“

„Ihr habt euch was erspart“, bemerkte der Pfarrer. „Ihr seid auf einen grünen Zweig gekommen —“

„Wenn man keine Zeit hat, das bißchen Frieden zu genießen!“ knurrte die Domenica.

„Eh, ja, ja! Man muß nicht zu viel wünschen!“

„Zu viel?! Hat der Mensch jemals das, was er wünscht?“

„Hm, na, na!“ machte Don Antonio. Dann bot er der Domenica eine Prise an und setzte seinen Weg fort.

Beim alten Crosta blieb er wieder stehen, der vor seiner Haustüre wie gewöhnlich auf dem Schemel saß, die Krücken zwischen den Beinen und die zitternden gelben Hände auf den Knieen.

„Wie geht's, Crosta?“

„Gut, gut, gut, Reverendo!“ kreischte der Alte und der Speichel sickerte ihm vor Eifer von den blauen Lippen. „Da schauen Sie nur!“

Und er hielt den Atem an, daß sich seine schlaffen, orangegelben Backen wie Blasen aufblähten. Ein wenig Blut rötete seine Stirne vor Anstrengung. Er hob ein Bein, streckte es beinahe gerade vor sich hin, und ließ dabei den Pantoffel von dem schmutzigen Strumpfe herabfallen. Zweimal sogar brachte er diese Leistung zu stande. Darauf bekam er einen Anfall von Husten.

„Es hat gar nicht weh getan“, krächzte er. „Es geht gut. Das macht das schöne Wetter. Gott sei Dank!“

Auch hier plauderte der Pfarrer von den besondern Aussichten dieses Jahres. Es war als triebe und blühe es in allen Herzen. Es ist etwas, das den Menschen förmlich berauscht vor Freude. Alle Leiden des Winters sind vergessen.

„Ach! Ach!" jammerte Crosta. Im vergangenen Winter war's ihm allzu schlecht gegangen. Aber jetzt geht es gut! Und er erzählte, daß er heute einmal ohne die Krücken durchs Zimmer gekommen war. Das macht die trockene Luft, die gute trockene Luft! Nur keine Feuchtigkeit, kein Regen! Denn Crostas Körper spürte so zu sagen jedes Wölkchen am Himmel, das Wasser in sich barg. Als ob sein elender Körper nur mehr eine einzige, trockene Membrane wäre, ein bißchen übriggebliebene, empfindliche Haut, die sich von jedem Tropfen Wasser wand und in Schmerzen krümmte.

In den zwei Fenstern neben der Türe blühten die Bohnen. Dies war Crostas Gemüsegarten.

Der Pfarrer deutete dahin und lächelte.

„Auch ihr werdet diesmal eine Ernte haben wie ein Possident!" sagte er.

„Ja, ja!" rief Crosta. „Dem Himmel sei Dank! Ich verlange nicht viel. Bloß kein Regen, bloß kein Regen." Und er zuckte mit der Rechten nach seinem blanken Schädel hinauf, dessen Haut in langen Falten zusammengezogen war, wie die Haut einer vertrockneten Frucht. —

Weiter draußen an der Landstraße, saß Pirulin auf einem Prellsteine und verteilte Gänseblümchen aus einer alten Sardinenbüchse an ein paar Kinder. Er liebte die Kinder, mit einziger Ausnahme Pippo Einaugs, und machte immer Scherze, die irgendwie lustig ausfielen, trotzdem er den Erwachsenen manchmal gruselige Dinge erzählte. Denn Pirulin war vom Fieber ein bißchen schwachsinnig geworden und hatte Visionen. Er trug ein Knochenstückchen bei sich in der Tasche, wovon er behauptete, daß es vom Schädel des heiligen Fortunatus herrühre! Er hatte es im Dom in Grado gefunden, wo er bei gewissen Arbeiten einmal Ziegel getragen. Außerdem fing er Maulwürfe, vergiftete Ratten und Mäuse und schaffte krepierte Hunde und Katzen aus dem Wege. Es hieß, daß er irgendwo verborgen einen Friedhof für diese Tiere angelegt, und jedes Grab mit einem runden Feldstein bezeichnet habe.

Vor Zeiten war Pirulin Küster an der Basilika gewesen. Als der Pfarrer in die Nähe kam, erhob er sich deshalb, zog den Hut und blieb unbeweglich mit gesenktem Haupte stehen, bis er vorüber war, als ob Don Antonio allein eine Prozession vorstellte. Dabei hielt Pirulin mit der einen Hand den Rock auf seiner Brust zusammen, denn er schämte

sich seines schmutzigen Hemdes. Das zweite aber wollte ihm die Sesa Brocc erst zum Sonnabend waschen, als Dreingabe zu einem kleinen Lohn, den er sich verdient. Pirulins größte Freude auf Erden war ein frischgewaschenes Hemd.

II.

Das Weinlaub wurde so üppig und schwer, daß man es lichten mußte, um den Trauben Luft und Sonne zu geben. Der Weizen stand so reich, daß jede Spur der Ackerfurchen verschwand unter seinen Wogen. Am Mais wuchsen die Kolben in einer Dicke, wie man sie nie gesehen, und die Schafte, zweimal mannshoch, trugen schwerwehende, breite Blätter, wie exotische Gewächse. Die Hirseballen wurden groß, gleich Menschenköpfen; weitgebogen wiegten sich ihre schlanken Stengel. In den Kanälen wucherte das Schilf, als wollte es zu Wäldern wachsen. Die erste Heumahd hatte Riesenmengen gegeben, und schon bald war das saftigste Gras wieder sensenreif. Die Hecken verschlangen ihre Zweige ineinander wie Girlanden. Statt einer Blüte standen zwanzig, hundert. An den Obstbäumen stützte man die überladenen Äste und wo man ihnen nicht half, brachen sie von den Stämmen unter der Last ihrer Früchte. Ein unerhörtes, beinahe unheimlich reiches Leben schien durch die Adern der Erde zu fließen. Die Natur bekam etwas Körperliches, beinahe Fleischliches in ihrem Schaffen. Wie ein von Gesundheit überfülltes Wesen, leise lächelnd lag sie da, warm atmend und ohne Unterlaß schaffend und gebärend.

Nie im Leben hatte man so viele Blumen gesehen. Im Marienmonat schmückten sich damit die Altäre des Domes. Die Baronin von Monastero brachte der Madonna einmal einen prachtvollen Strauß von Rosen. Alle Frauen eiferten ihr dann nach. Das Kirchenschiff war erfüllt von betäubendem Wohlgeruch, von duftendem Flieder und Akazienblüten, von Veilchen, Lilien und Narzissen. Die Mädchen wanden Kränze um die alten Römersäulen und schmückten die marmornen Sarkophage der Patriarchen. Immer sah die weite alte Kirche aus, als stehe ein Jubelfest bevor. Und die Frauen ließen es sich nicht nehmen den Schmuck der Kirche fortzusetzen, auch als der Monat der Madonna vergangen war. Don Antonio hatte sich schon daran gewöhnt. Sonntags, bei der Predigt, stand er auf der Kanzel wie auf einem Postamente von duftenden Blumen, die man ihm unter die Füße gelegt hatte. Wirklich eine Feststimmung schien in aller Herzen eingezogen.

Die größeren Possidenten machten unerhörte Überschläge, fabelhafte Berechnungen. Die Armen bekamen ein Gefühl, als sollten sie dies Jahr

nie vermutetes Glück erfahren. Die Gemüter wurden wie von der Erwartung von etwas Einzigem und Großartigem zu seltsamer Freiheit verführt. Man vergaß Elend, Armut und Sünden. Man begann etwas in den Tag hinein zu leben. Die Arbeit wurde gering; die Natur schien so recht zeigen zu wollen, daß ihr Schöpfer ehedem den Schweiß der Menschen nicht bedurft hatte. Man sang, tanzte und wurde übermütig. Um Feierabend wandelten Burschen und Dirnen scherzend über die Wege, Arm in Arm. Sandro, der Boar von der Herrschaft in Monastero, war der Anführer und trieb vielen Spaß. Unter den Mädchen war die schöne Angiolina vom Gruzzo, sein Liebchen. Pirulin hatte sich aus einem Hollunderzweig eine besondere Pfeife gefertigt und blies, vorauf marschierend. Pippo Einaug zog ihm einmal dabei hinterrücks mit Kohle ein großes Kreuz über das frischgewaschene Hemd. Es war, als ob eine fröhliche Verwirrung an die Gemüter gefaßt hätte. Als ob man sich den ganzen Sommer über auf die Erntefeste vorbereiten wollte.

Man ging in die Scheunen und maß mit besorgter Freude ihren Raum, der weitaus zu klein werden mußte. Man zählte in den Kellern die Fässer, die zu gering und wenige waren. Sior Celestin erzählte, daß man in Ungarn, vor Jahren einmal, Löcher in die Erde gegraben habe, weil es an Gebinden mangelte. Er träumte bei sich von einem großen cementierten Becken, das er anlegen könnte für die Flut seines Weines. Die Seidenraupen wuchsen doppelt so schnell und fraßen doppelt so viel, als in anderen Jahren, und diesmal gab es kein Haus, in dem sie nicht auf ihren Hürden lagen. Es kostete nichts, sich an der Spekulation zu beteiligen. Das Maulbeerlaub, das sie fressen, schnitt man lachend von den Bäumen. Auch davon war so viel, daß man es verschenken konnte. Und weil man erfuhr, daß es doch nicht allüberall so stand, kamen sich diese Menschen vor wie Auserwählte. Und des Pfarrers Wort war gewiß richtig, daß diese Erde dem gelobten Lande glich.

Man wurde etwas träge und traumhaft. Feindschaften wurden vergessen und die Liebe wurde glühend in den verführerischen, halbdunklen Stunden der Mittagsrast und in dem lockenden Schweigen der seltsam weißen Mondscheinnächte.

Doch die Sonne wurde brennend; die Straßen wurden weiß; die Hecken ließen ihre Blüten in die Gräben sinken und bedeckten sich mit Staub. Jeder Wagen, der dahinrollte, wirbelte eine Säule von Staub in die Luft, und jeder wandernde Fuß eine kleine Wolke.

Endlos lang waren die Tage und ganz kurz die Nächte. Es war die Zeit der hellen Nächte, wo es niemals ganz finster wird, als habe

die Sonne so stark gebrannt, daß ihr Licht zu keiner Stunde gänzlich erbleichen kann. Über der Erde wurde die Luft fein und zitternd, wie über einem Feuer, das keinen Rauch hat. Die Erde brannte.

Und die Sonne sengte. Die Straßen wurden stumm. So hoch lag der Staub, daß die Hufe und die Füße ihren Schall darin verloren. Der Mais legte seine großen Blätter erschöpft an seinen hohen Schaften hinab, wie ermüdete Arme, und die Stengel der Hirse knickten zusammen und fielen über den Boden hin. Das Gras stand geneigt und an den Bäumen rollten sich die Blätter ein wenig zusammen, als ob ein Blitzstrahl an ihnen vorbeigefahren wäre.

Der Herr Celestin begann zu klagen. Allzu lang dauert dieses herrliche Wetter an. Allzu lange! Was soll man machen, wenn kein Regen kommt? Was soll man machen, wenn die Seidenwürmer das saftlose Laub nicht mehr fressen wollen, jetzt, wo die Zeit nahe ist, da sie sich einspinnen sollen? Was soll man machen, wenn die Leute, die zu arbeiten haben, vor Hitze träg und schlafsüchtig werden, daß man hinterdrein sein muß, wie ein Sklaventreiber? Ja, für den Wein ist es noch gut. Er kocht, er reift, er wird stark und voll werden, wie es noch nie gewesen. Aber am Ende leidet alles Übrige.

Und Crosta, der Gichtbrüchige, machte dem Pfarrer wieder seine Gymnastik vor und freute sich an der Kraft seiner Beine. Nun ging es mit allen beiden. Eins, zwei — eins, zwei! Beinahe wie die Soldaten marschieren. Gott sei Dank für die schöne, trockene Zeit dieses Sommers! —

Aber die Hitze wuchs von Tag zu Tag. Nie erschien das geringste Wölkchen am Himmel. Wenn man gegen den Horizont blickte, sah man die Atmosphäre beben, wie die Luft über einem Schmiedeofen zittert, der seine höchste Glut erreicht hat. Am Himmel erblaßte das Blau wie im Winter, wo die Erde keinen Duft, keinen Wiederschein, keinen Hauch von Leben hinaufsendet, seine Farbe zu speisen. Der Himmel begann ein weißliches Ansehen zu bekommen, wie ein überglühtes Eisen, und hauchte eine entsetzliche Schwüle hernieder. Den Menschen wurden die Glieder schwer und die Lungen atmeten mühsam; die Tiere wurden träge und gleichgültig gegen die Peitsche.

Im Dome verschwand der Blumenschmuck. Raschelnd fielen die verdorrten Kränze auf die Fliesen; niemand wand frische. Man fand kein Grün, keine Blumen. Schon vergilbten die Blätter der Kastanien und eiligst schnitt man das Gras von den Wiesen, ehe es verbrannte. Das Maulbeerlaub wurde schlaff und die gierigen Seidenraupen wollten es kaum mehr fressen. Jetzt erwachte die Sorge. Man blickte gegen

den Himmel und sehnte Regen herbei. In den Görzer Hügeln waren Hagelschläge niedergegangen. Hin und wieder hörte man in der regungslosen Luft aus weiter Ferne ein dumpfes Rollen, wie von Gewittern. Aber an der Küste blieb die Atmosphäre unbewegt und grell. Alles wurde weiß und dürr. Von den ärmlichen Häusern sprang der Lehm aus den Wänden. Alles Grün wollte verschwinden.

Freude und Gesang verstummten. Die Gassen im Markte wurden so seltsam menschenleer. Die geschlossenen Türen und Fenster der Häuser verliehen ihnen fast ein unheimlich ausgestorbenes Aussehen. Das Leben stockte. Erst nachts sammelten sich Gruppen von Menschen auf dem Hafenplatz. Sie legten sich rücklings auf die Quadern des Kanals, um vom Wasser etwas Luft zu bekommen. Und man sprach nur wenig und flüsternd. Denn man hatte nur Sorgen zu teilen.

Und in der Woche, wo die silberweißen, kostbaren Seidenraupen den ersten Faden zu ihrem kleinen Sarge spinnen sollten, war das Laub der Maulbeerbäume verdorrt. Man riß die versengten, eingeschrumpften Blätter von den Ästen. Man ließ sie in Wasser aufquellen. Sior Celestin versuchte sie zu kochen. Aber die Schaaren der kleinen, trägen Tiere, deren Dasein in nichts bestand, als in gieriger Nahrung, tasteten diese Blätter nicht an. Auf ihren Lagern, den Rohrhürden, wo die Millionen von Würmern gebettet lagen, ging ein Summen und Rauschen an, als wollten sich alle die Leiber drohend erheben; ein Winden und Wälzen und Bäumen. Dann reckten sich alle die Heerschaaren von weißlichen, weichen Körpern halb in die Höhe und rührten sich nicht mehr, als erwarteten sie den Feind oder den Tod.

Tags darauf lagen überall nur noch die starren Leichen des Gewürms. Unzählbare Mengen. Sie verwesten sofort in der ungeheuren Hitze. Ein pestartiger Geruch erfüllte die Häuser. In großen Haufen trug man die eklen Cadaver hinaus und fuhr sie in Handkarren möglichst weit in die Felder. Pirulin hatte Arbeit und Verdienst. Pippo Einaug verfolgte ihn, um seine Geheimnisse zu erspähen. Aber Pirulin hatte seine Schliche und Kniffe, und wenigstens seinen Friedhof der toten Tiere hatte noch kein Mensch aufgefunden.

III.

So war jener dräuende Sommer gekommen, der den Menschen in der Bassa noch lange im Gedächtnisse fortleben wird. Eine erschreckende Dürre begann und wie eine Geisel Gottes lag die Glut seines Himmels über dem Lande und beugte alles Lebende zu Boden. Grausam hart war diese Prüfung nach den Zeiten der Lust.

Nun verschmachtete die Saat, die Bäume wurden kahl, eine dicke Schichte verbrannten Laubes lag im Staub, unreife Früchte bedeckten den Boden. Und ein großes Schweigen legte sich über die Natur. Alles schien stillzustehen. Die Menschen vermochten sich nicht zu bewegen. Und ihre Gedanken wurden dumpf und verborgen. In den Seelen sammelte sich ein finsterer Druck. Gott mußte Unerforschliches mit ihnen vorhaben. Vielleicht war es die Zeit vor dem letzten Gerichte, die man erlebte.

Alles was geschah schien seltsam und nie erlebt. Von dem Seebade auf der Insel drüben flohen die Fremden und retteten sich in die Ferne. Die Domenica, das Mannweib, stieß Verwünschungen aus über den Schaden, den sie dadurch erlitt.

In Indien oder Australien hatte ein Vulkan ein ganzes Land verschlungen. Nach Sonnenuntergang bedeckte sich das Firmament Tag für Tag mit einem unheimlichen, blutroten Schein, der lange in die Nacht anhielt. Die Dohlen, die auf dem Patriarchenturme nisteten, schrieen nicht mehr; Hunde bellten nicht mehr; kein Pferd wieherte. Das Vieh in den Ställen brüllte manchmal, als hätte es Angst oder litte Schmerzen.

Pirulin lag ganze Nächte lang zwischen den Gräbern des Friedhofes, der die Basilika umgibt. Er tat es weniger der Kühle wegen, als um zu sehen, ob er sich nicht täuschte, und ob der gewaltige alte Turm sich wirklich ein wenig nach der Seite neige. Er erzählte dann von einer Stimme, die er aus dem Turme heraus gehört habe, eine menschliche Stimme, die tausend Jahre alt sei.

Und eines Tages ging er von Haus zu Haus, bleich und verstört, mit lodernden Augen. Nun hatte er es wirklich und unzweifelhaft erkannt. Der Turm des Patriarchen neigte sich langsam auf eine Seite. Er senkte sich, weil die große Dürre die Erde bis tief herab in Staub verwandelt hatte. Unter dem Turme liegt der goldene Brunnen, den man seit tausend Jahren vergeblich sucht. Die Aquilejer haben ihre Schätze hineingeworfen, als Attila vor den Mauern erschien, um die Stadt zu zerstören. Die dürre Erde rieselt hinab in die Tiefe des Brunnens, der Turm verliert sein Gleichgewicht und muß fallen, wenn es Gott gefällt. Pirulin hat genau beobachtet, in welcher Art sich das Entsetzliche ereignen wird. Der Turm beugt sich und stürzt gerade über den ganzen Ort hin. Sein steinerner Knauf mit dem Kreuze erreicht den Kanal. Ein Donnerschlag wird die Luft durchspalten. Die großen Steinblöcke, woraus der Turm erbaut ist, stürzen auf den Dom, den sie in Schutt verwandeln, und über das Haus, das dem Sior Zanut gehört

hat, und über das Museum, dessen Schätze zu Staub zermalmt werden. Sie zerschmettern die Antoniuskirche und das Haus des Herrn Celestin und die Apotheke, und die Finanzwache, und das Gasthaus zur Fortuna, und das Gemeindehaus und die Brücke und den Platz. Alle Menschen sind tot und unter Trümmern begraben. Eine Säule von Feuer und Staub sprüt hinauf gegen den Himmel. Dann schlägt das Meer herein, und alles ist stumm . . . . .

Pirulin stellte sich mitten auf den Platz. Eine Schar von Kindern und Erwachsenen umgab ihn. Mit heiserer Stimme wiederholte er seine Prophezeiung. Der Schweiß lief ihm dabei langsam über das erdfahle Gesicht und durch die tiefen Furchen der Haut seines langen, dürren Halses.

Er erzählte auch von dem dumpfen, drohenden Grollen, das er nachts immer höre, und schien beständig darauf zu horchen. Die Erde bebte von ihrem innersten Kerne heraus, als ob sie nicht mehr lange zusammenhalten könne. — Bei seiner Erzählung fing ein epileptischer Junge plötzlich vor Entsetzen zu schreien an und warf sich in Krämpfen zu Boden. Pippo Einaug aber, bleich wie er war, auch er, fing zu pfeifen an, sich und Anderen zur Erleichterung. Pirulin warf ihm einen finstern Blick zu. Er hatte nämlich keinen Zweifel, daß es der Einäugige gewesen, der ihm neulich das frischgewaschene Hemd mit Kohle beschmutzt.

Danach verschwand Pirulin für mehrere Tage. —

Vom Meere drang manchmal ein schlaffer, heißer Windstoß herein, der den Staub in dicken, grauen Wolken aufraffte und überallhin blies, bis ins Innerste der Häuser.

Der Dampfer, der nach Grado verkehrte, stellte untertags seine Fahrten ein, ging bloß spät abends ab und kehrte vor Sonnenaufgang wieder zurück. Kaum angekommen, kroch der Heizer dann aus dem Maschinenraum, fiel auf dem Damm zu Boden, streckte die Glieder von sich und blieb regungslos liegen. Manchmal sammelten sich Leute um ihn her, betrachteten den Schmachtenden, und glaubten, er werde vor ihren Augen sterben.

Auch von der Insel hörte man schreckliche Dinge. Wenn der Heizer sich erholt hatte, berichtete er davon. Das Meer hatte den Anschein von flüssig glühendem Metall. Es rauchte, so heiß war es. Betrat man mit bloßen Füßen den Strand, so brannte einem der glühende Sand Wunden ins Fleisch. Der Strand war bedeckt mit toten Quallen, mit stinkendem faulen Tang, mit Scharen toter

Taschenkrebse, denen die Hitze im Tode die gestielten Augen weit hervorgetrieben hatte. Beim letzten Fischfange waren aus den Netzen hunderttausende von verendeten Sardellen in die Boote gefallen. Die Fabrik mußte beinahe Bankerott machen. Aber es verbreitete sich das Gerücht, daß man auch die toten Fische in Öl gebrüht und in die Büchsen verlötet habe, wie die gesunden. Alle Badegäste waren geflohen und die Einwohner begannen Hunger und Durst zu leiden.

Auch auf dem Festlande begann es an Wasser zu mangeln. Die Zisternen versiegten; in den Kanälen liefen nur magere Wasserfäden über das geknickte Schilf.

Und schließlich kam über alle Seelen nur der Gedanke: Gott, der Herr, wollte sie strafen. Sie waren voll Fehler und Gebrechen, und er wollte sie heimsuchen um ihrer Sünden willen. Sie mußten sich reinigen.

Und sie wanderten nach dem Dome. Don Antonio und der Kaplan saßen lange Stunden hindurch in den Beichtstühlen, halb verdummt von der Hitze und den tausend geflüsterten Geständnissen, die sie anhören mußten. Auch die schöne Angiolina war unter den reuigen Sünderinnen.

Don Antonio suchte die Herzen aufzurichten so gut er konnte, geprüft wie er selber war. Manchmal führte er am frühesten Morgen Bittgänge an irgend eine Stelle der versengten Felder. Er betete und besprengte die Erde mit geweihtem Wasser und sah mit stieren Blicken, wie die Tropfen sich in den dicken Staub hineinfraßen. Es war ja nichts außergewöhnliches, daß man für die Ernte um Regen bat. Dies Jahr aber hatte jeder das Gefühl als flehten sie auch um ihr eignes, bedrohtes Dasein.

Den alten, kranken Crosta fand Don Antonio einmal auch im Gebet. Er hatte eine vergilbte Photographie seines verstorbenen, einzigen Sohnes auf den Tisch gestellt und zwei dicke Altarkerzen davor angezündet. Vor drei Jahren war der junge Mensch mit dem Schiffe, auf dem er diente, heimgekehrt und im Triester Lazarett am gelben Fieber gestorben. Alle seine Habe war verbrannt worden. Crosta, der einsame Alte, besaß nun auch von seinem Sohne nichts mehr als das Bild und die zwei Kerzen. Diese hatten bei der Seelenmesse um den Verstorbenen gebrannt und seither hob sie Crosta wie sein teuerstes Andenken auf. Er löschte nun, als Don Antonio bei ihm eintrat, die Dochte mit den Fingern ab.

Nein, nein! Er möchte nicht falsch erscheinen vor seinem Herrgott! Denn er, Crosta, kann die Hitze zur Not noch ertragen. Immer ist sie besser als ein nasser Sommer. Wie oft mußte er schon durch alle

Knochen frieren, wenn sonst alle Welt in Schweiß zerfloß. Deshalb kann er nicht um Regen beten. O nein, nicht das hat er gerade getan. Für ihn ist die Feuchtigkeit der halbe Tod. Kann man etwas Ungerechtes von ihm verlangen? Jedem das Seine!

„Aber ihr müßt doch Mitleid haben mit der Bedrängnis aller eurer Nächsten!“ sagte der Pfarrer milde und gleichsam verwundert über diesen alten, eigensinnigen Menschen.

„Ja, ja, ja! Mitleid habe ich!“ kreischte Crosta, und seine Kopfhaut begann vor Aufregung auf und ab zu springen. „Aber jedem das Seine, jedem das Seine! Heute habe ich gebetet, weil mein Sohn, der Verstorbene, Namenstag hat. Mit ihm hat mir Gott alles genommen. Sodann habe ich Gott gedankt, daß es mir dies Jahr so gut geht. Ich kann ihn nicht verwirren und ihn um etwas anflehen, das mir Schmerzen und Elend bringt!“

Während er sich so wehrte, verkramte er die zwei Kerzen wieder.

„Ich weiß schon“, setzte er dann hinzu, „warum die Andern jetzt oft kommen und fragen, wie es mir geht, — der Herr Celestin und die Domenica, und die Sesa Brocc und der Pächter Gruzzo und vielleicht auch Sie, Don Antonio —“

Sie kamen nämlich mit solchen Fragen zu Crosta in der Hoffnung, es gehe ihm schlechter und sein siecher Körper spüre vielleicht voraus, daß das Wetter sich ändern werde. —

Um diese Zeit erschien eine Kommission im Orte. Vor Tau und Tag, um den heißen Stunden zu entgehen. Es war der Herr Bezirkshauptmann und zwei Herren vom Landesausschuß, ein Kommissär der Regierung und zwei Herren von der landwirtschaftlichen Gesellschaft. Sie besichtigten das Feld ein wenig und diskutierten dann in der Gemeindestube. Bis sich das Gerücht verbreitete, den Menschen könne zwar nicht geholfen werden, aber für die Ernte sei doch noch Hoffnung vorhanden. Ein guter Teil werde gerettet sein — nämlich vorausgesetzt, daß die Dürre nicht mehr länger andauere als vierzehn Tage. Dies war die Erkenntnis, welche die Kommission zustande brachte.

Sior Celestin machte hierauf an der Schreibtafel, welche neben dem Tellerrahmen in seiner Stube hing, vierzehn dicke Kreidestriche, einen unter dem andern. Es kam ihm vor, als hätte er nunmehr einen bestimmten Anhalt zur Rechnung bei der Hand und könne kontrollieren, wie die Sachen gingen. Manchmal — wenn auch nicht gar oft — ist so eine Kommission doch etwas wert. Vorausgesetzt auch, daß der Mensch nicht vor Ablauf der Frist vom Schlagfluß aus dieser Hölle befreit wird. Jedenfalls hatte

der Himmel die vierzehn Tage nun gewissermaßen auf dem Kerbholze, wie ein Schuldner den Termin, dachte Herr Celestin. Und wie einer nach dem andern langsam verstrich, wischte ihn Sior Celestin von der Tafel weg, wie er es bei ausständigen Zahlungen zu tun pflegte.

Zwischen den Säulen im Dome aber strich gegen Abend Pirulin herum, der wieder aufgetaucht war, gelb, abgemagert und zerfahren, und mit zugeknöpftem Rocke, denn er hatte lange schon kein frischgewaschenes Hemd auf den Leib bekommen.

Er ließ sich mit dem Meßner ein und machte geltend, daß sie Kollegen wären. Es handelte sich um eine geringfügige Bitte. Der Meßner möge ihm doch um Gotteswillen in der Krypta unten den Verschlag aufschließen, wo ehedem die Gebeine des heiligen Hermagoras gelegen. Wenn er den Sarkophag untersuchen dürfte, würde Pirulin sagen können, ob nun bald Regen vom Himmel komme, oder ob sie alle miteinander verschmachten müssen.

Der Meßner jagte Pirulin davon und dann gab dieser sein Geheimnis der Sesa Brocc preis, damit sie ihm wieder ein Hemd wasche. Die Sesa erfand eignes dazu und erzählte es weiter. Wenn Regen kommen soll, werden die steinernen Sarkophage im Dome feucht werden, und es so anzeigen. Das weiß man ja von den Steinen. Und so betasteten die Weiber tagtäglich diese Gräber und baten alle diese abgeschiedenen Großen um ihre Fürsprache. Den Patriarchen Poppo, der mitten in seiner Kirche liegt; Pilgram, den Ghibellinen; den mächtigen Raimund dalla torre; den Patriarchen Ludwig; den Patriarchen Markwart von Randeck, auf dessen Grab ein Lamm zu sehen ist, wie es hinweggenommen die Sünden der Welt. Am inbrünstigsten aber streichelten die Weiber den Grabstein der Domina Alegrancia, die eine Frau gewesen, wie sie, und die süßen und die harten Schicksale ihres Geschlechtes am besten verstehen mußte. Allein ihre Hände wischten bloß den Staub hinweg, daß der Marmor glänzte, wie poliert. Nirgends verriet sich das erhoffte Anzeichen.

IV.

Es war ein Sonntag. Die tiefklingenden Glocken in Poppos Turm hatten ausgeklungen. Der Orgelgesang verstummte. Don Antonio las die heilige Messe.

Aber auch sein Gemüt war schlaff geworden, und seine Selbstbeherrschung etwas in Unordnung geraten. Jedesmal wenn er sich gegen die Gemeinde kehrte, mischten sich weltliche Gedanken und Empfindungen zu der heiligen Handlung.

Er sah wie der Himmel nun durch die großen Fenster über dem Portale weißlich-grau, fast wie siedendes Blei hereinblickte und seine entsetzliche Schwüle war auch zwischen den dicken Mauern zu spüren. Er sah, wie seine Gemeindekinder erschöpft und regungslos in den Betstühlen saßen. Man hörte keinen Laut von ihren Lippen. Und wenn die Orgel schwieg, hatte diese erstarrte Stille mitten am Tage etwas Unheimliches, Gespensterhaftes. Er sah, wie der Rauch der Kerzen nicht mehr gerade emporstieg, sondern in langen, träge fließenden Streifen durch das Kirchenschiff dahin und fort über alle die gebeugten, regungslosen Menschen. Und Don Antonio selbst fühlte, daß seine Zunge wie gelähmt war, seine Stimme erloschen, seine Worte kaum hörbar. Er fühlte, wie ihm der Schweiß über den ganzen Körper lief und sah wie durch einen Schleier, daß die dicken Tropfen von seiner Stirne auf das Evangelienbuch fielen. Beugte er aber das Knie, so hatte er nachher kaum die Kraft, sich wieder zu erheben. Manchmal schwindelte ihn, als könnte er auf den Stufen zusammenbrechen.

Als der Meßner zur Wandlung klingelte, ging ein plötzliches Geräusch durch den Dom. Alle, die nicht in den Bänken saßen, warfen sich zu Boden. Sie legten ihre Stirnen, ihre Gesichter auf den Stein, um Kühlung zu suchen und lagen dann unbeweglich da, fast wie tote Menschen. Pirulin hatte die Vision, dies könne der Augenblick sein, in welchem der Turm ins Schwanken kam und zusammenstürzte. Das Grauen lief ihm durch den Körper, daß er vom Kopf bis zu den Zehen zu zittern begann wie Espenlaub. Er schloß die Augen fest zu und drückte den Kopf auf den Boden, als legte er ihn auf einen Richtblock ... Don Antonio aber mischte den Wein und das Wasser und trank in lechzenden Zügen das Blut des Herrn.

Tiefe Traurigkeit füllte ihm das Herz. Fast wie seine Gemeindekinder erwartete er, daß diese entsetzliche Zeit einen unerforschlichen Ratschluß Gottes vorbereite. Nur mit Aufwand alles seines Willens vollendete er die heilige Handlung.

Dann sank er nochmals in die Kniee und rief laut:

„Lasset uns beten, damit Gott, der Allmächtige, Gnade an uns übe! Damit er unsre Körper standhaft mache gegen die Gefahr dieses unerhörten Sommers! Und damit er noch etwas rette von der Arbeit eurer armen Hände .... Großer, allgütiger Gott! Sende du Kälte und Glut von deinem Himmel nicht anders, als wie unsre schwachen Leiber es zu tragen vermögen und verschone den Schweiß unsrer harten Arbeit, und nimm diese Prüfung wieder hinweg von uns. Erhöre uns, o Gott ...“

Und seine Stimme verlor sich.

So lange aber herrschte tiefes Schweigen, bis Don Antonio sich wieder mühsam aufrichtete und das Zeichen des Kreuzes machte.

Da erhob sich Gruzzo, der Pächter, ein langer, zaundürrer Mann mit weißem Scheitel.

Er reckte sich hoch wie er konnte, blickte mit seinen wasserhellen Augen auf den Altar, streckte seine magere, braune Hand aus und sagte langsam:

„Ich gelobe dem Herrn, daß ich allen meinen Schuldnern den zehnten Teil ihrer Pflicht erlasse!"

Sior Celestin, der neben ihm saß, erwachte wie aus einer kleinen Ohnmacht. Er hatte sich das Hemd am Halse aufgeknöpft. Über seine schlaffen Wangen liefen kleine Bäche von Schweiß auf seine haarige Brust hinab. Seit einer Stunde saß er da, ohne sich mehr rühren zu können. Sein dicker Leib hing schlapp auf seinen Knieen. Seine geschwollenen Augenlider waren geschlossen, seine Lippen bläulich. Auf dem Wege zur Kirche hatte er geglaubt, daß seine letzte Stunde gekommen sei. Nun, nachdem Gruzzo gesprochen, faßte er den Betstuhl mit beiden Händen an. Man hörte ihn keuchen. Er fühlte, daß alles Blut in seiner Stirne zusammenrann, richtete sich auf den zitternden Armen schwankend ein wenig auf und rief mit weinerlicher Stimme:

„Ich auch! Ich auch! — Ich gelobe . . . für die Sonntagsmesse des ganzen Jahres . . . den Wein zur heiligen Handlung . . . und zwanzig heilige Messen . . . und zwanzig Kerzen zum Feste der unschuldigen Kinder . . . und für den heiligen Marcus . . . mein Gelübde . . . heiliger Gott . . ."

Dann sank Sior Celestin wieder wie eine leblose Masse auf seinen Sitz zurück.

Man hörte auch die Stimme der Domenica. Sie gelobte der Madonna auf der Insel Barbana irgend etwas und wollte eine Wallfahrt machen auf den heiligen Berg.

Und nun erhoben sich die Stimmen aller. Keiner wollte zurückbleiben, jeder sein Scherflein beitragen um Gottes Gunst zu erringen. Sie versprachen ihm alle möglichen Geschenke, wenn er ihre Bitte erhöre. Die Stimmen vermischten sich; alle die Gelübde vereinten sich gleichsam zu einer einzigen, überwältigenden, flehenden Bitte, wälzten sich wie eine Woge an den Altar, wurden ein einziges, aus allen Herzen zusammenströmendes, großes Opfer, das man darbrachte, getrieben von Sorge, Angst und verzweifelter Bedrängnis.

Hinter einer der Säulen kauerte die schöne Angiolina, die gefalteten Hände im Schoß. Ihrer Jugend und Kraft hatte der böse Sommer

noch nichts anzuhaben vermocht, noch die Eifersucht und heiße Liebe ihres Sandro, die in Hitze und Kälte immer gleich blieben. Die schwarzen Augen des Mädchens blickten zerstreut und erregt durch die Kirche. Dann neigte sie ihren Kopf tief und legte ihren Mund dem Sandro, der neben ihr kniete, beinahe ans Ohr um ihm etwas zuzuflüstern. Und Sandro erschrak darüber und wollte es ihr flüsternd ausreden. Nein, nein, das dürfe sie nicht versprechen .... Das würden sie doch nicht zu halten vermögen .... Die Pfirsichwangen der Angiolina wurden rot wie lebendiges Blut, und sie schüttelte den Kopf, schüttelte den Kopf .... Und ihr Geflüster verlor sich in allen anderen Stimmen —.

Auch Pirulin stammelte etwas vor sich hin. Das konnte er, so gut wie ein anderer.

Und alle die tausend gesprochenen, gehauchten, gerufenen Worte erfüllten jetzt die Kirche mit einer plötzlichen Welle von Leben, mit einem seltsam bebenden, erregten Schwalle menschlicher Laute, mit einem einzigen, breiten, flutenden Akkorde von Stimmen. Als die letzten Rufe beinahe gleichzeitig erstarben, verklang es wie ein großer, hundertstimmiger Hülfeschrei. Leise schwirrend flog ein Echo an den altersgrauen mächtigen Pfeilern empor, an den Kapitälen, an den Bögen, und brach sich wie ein Wellenbrausen an der Decke. Der Qualm der Kerzen schwankte, als hätten sich alle die Atemzüge zu einem Windstoße vereinigt.

Don Antonio stand mit gekreuzten Händen da. Aus seinen Augen tropften ein paar leise Thränen.

„Ite! Missa est!“

Langsam, in feierlichem Schweigen leerte sich der Dom.

Sior Celestin war einer der Letzten.

Als er an das Weihwasserbecken trat, beugte er sich ein wenig vor, wie um mit seinem breiten Rücken zu verhüllen was er tat. Er schöpfte mit der hohlen Hand etwas von dem schmutzigen, warmen Wasser und führte es an seine verschmachtenden Lippen.

V.

An seiner Schreibtafel gab es nun nicht mehr viele Tage herabzuwischen, von den vierzehn.

Doch, nachdem die Zeit drängte und man jetzt auf ein bestimmtes Hülfsmittel Zuversicht setzte, war dem Herrn Celestin dennoch leichter zu Mute.

Er verlegte sich auf das Feilschen, beinahe als ob er mit Gott einen Handel abschlöße. Er spekulierte, wie weit er in seinem Angebot allenfalls gehen könne, wenn man an einen noch möglichen Reingewinn

dachte. Und Don Antonio betrachtete er sozusagen als den Vertreter der andern Partei, dem er seine Vorschläge wie einem Zwischenhändler mitteilte. Er sprach zum Beispiel von einem neuen Meßgewand; der Pfarrer sollte ihm sagen, wo man so etwas bestellen könne. Dann erwähnte er, daß er nicht nur für dieses Jahr, sondern auch für das nächste den Opferwein liefern könnte. Und damit Don Antonio auch selber etwas davon habe, sagte er, daß er im Herbst, nach der Weinlese, auf seine Kosten das Dach im Pfarrhause ausbessern werde, das dessen sehr bedürftig war. Die Opferwilligkeit seiner Gemeinde rührte Don Antonio. Ach ja! Der liebe Herrgott erwies sich ihnen vielleicht doch noch gnädig.

Im Übrigen verbrachte Sior Celestin seine Zeit elend genug. Sein verfettetes Herz schlug unter der glühenden Brust wie in einem Schraubstocke. Sein Atem war kurz. Den ganzen Tag saß er im dunklen Hausflur, wo es am kühlsten war, nichts anderes auf dem dicken Leibe als die Wäsche, fauchend und pustend wie eine Dampfmaschine, und kaum im Stande, sich der Fliegen zu erwehren. Und in seinen Ohren summte es beständig. So, als käme ein Beben aus weiter Ferne heran, das immer stärker und stärker wurde. Vielleicht war es dasselbe, wovon der einfältige Pirulin sprach. Nachts aber wälzte er sich schweißgebadet und schlaflos auf seinem Bette, und es gab verteufelt ärgerliche Gedanken, die ihm keine Ruhe ließen. Zum Beispiel, daß er sein Gesinde nicht mehr überwachen konnte, so daß sich Burschen und Dirnen in den schlaflosen Nächten Gesellschaft leisten mochten. Und was alles drum und dran hing. Und dann gab es Stunden in diesen fürchterlichen Nächten, wo Sior Celestin so erschöpft war, daß sich sein Geist umnebelte und eine riesengroße Gleichgültigkeit über ihn kam. Nur um Gotteswillen das Leben sollte ihm bleiben, das nackte Leben und er wollte sich damit abfinden, daß er in einem Jahre keinen gesunden Halm von den Feldern und keinen Liter Wein aus der Kelter bekommen. In Gottes Namen, nichts als das Leben!

Dann, eines Abends, war es schon der viertletzte Strich, den er von der Tafel fortwischte.

Wenn die Kommission ihre Sache verstanden hatte, war in drei Tagen alles zum Teufel! Um das zu erkennen, brauchte es übrigens weder Beamte noch Professoren. Das wußten sie leider selber nur allzu gut.

Er konnte wieder nicht einschlafen. Sein Bett war glühend, wie der Rost des heiligen Laurentius, den die Heiden bei lebendigem Leibe

gebraten haben. Und immerfort summte es in seinem rechten Ohre, als ob er dasselbe an eine große Muschel hielte. Darüber konnte ein Mensch mit der Zeit vielleicht verrückt werden!

Endlich verfiel er doch in eine schlafähnliche Betäubung.

Plötzlich erwachte er und ein Angstgefühl machte seinen Körper zittern. Er lauschte gespannt. Aus weiter Ferne schien ein dumpfes Tosen, rasch wachsend, in die Nähe zu kommen, und im gleichen Maße wuchs die Angst, daß sie Sior Celestins Brust beinahe sprengte. Es war beinahe wie im Jahre des Erdbebens, wo man mit jener merkwürdig wachen und gespannten Vorempfindung das Nahen jeder neuen Erschütterung gespürt hatte. Er riß die Augen weit auf und starrte in der Finsternis um sich. Seine dicke Unterlippe hing ihm auf das Kinn herab und er hielt den Atem an. Da war es! Jetzt! Jetzt! .... Ein dröhnender Schlag ging durch das Haus, daß es in seinen Grundfesten erbebte. Denn unten, in der Küche, war die offengebliebene Türe krachend ins Schloß gefallen. Zu gleicher Zeit wurde der Fensterladen an die Mauer geschmettert. Unheimlich plötzlich pfiff ein Windstoß durch das alte Haus, daß es beinahe schwankte. Eine schwere Böe, die aus dem Süden, vom Meere hereinflog. Gleichzeitig hatte das ferne Getöse den Ort, die Straße, das Haus erreicht. Es brach sich an seinen Mauern. Laut brausend, rauschend, plätschernd ging es in der Gasse nieder. Sior Celestin wälzte sich oder fiel beinahe vom Bette. Seine Kniee zitterten. Er stürzte ans Fenster und stieß es auf. Da wuschen ihm im Nu dicke Tropfen den Schweiß vom Gesichte.

Es regnete in Strömen.

Und nun, ebenso plötzlich, schien sich kein Lüftchen mehr zu bewegen. Der Windstoß war bloß wie ein Signal gekommen, wie ein freudiger Trompetenstoß des Himmels, um die Ankunft des Langersehnten zu verkünden.

Der Regen fiel senkrecht, in dicken Perlenschnüren hernieder. Er sprühte weder wie ein launenhafter Sommerregen, der einem bloß eine Freude verderben will, noch platzte er los mit dreister Geschäftigkeit, wie ein Augendiener. Das waren vielmehr jene herrlich dichten, pfeilgeraden, soliden Wasserstrahlen, die lustig und silbern funkeln und blitzen und so eindringlich, wie die besten, verständigsten Feuerpumpen auf die Erde losspritzen. Das war jene gelassene, sicher und kraftvoll einsetzende, segenreiche Arbeit der Himmelsschleusen, die der Landmann so gut erkennt. Die einzige Laterne, die in der Gasse brannte, wackelte vor Freude. In ihrem Lichte konnte man das wonnige Glitzern der stürzenden

Tropfen sehen. Und oben, weit umher, war es schwarz am Himmel, wie in einem Kohlensacke.

Sior Celestin ächzte und wand sich. Am liebsten hätte er geweint vor Freude, wenn seine Augen eine derartige Verrichtung noch gekannt hätten. Und er streckte seinen dicken Hals so weit es ohne Lebensgefahr ging zum Fenster hinaus, wie eine Schildkröte den Kopf aus ihrem Hornhause.

An allen übrigen Fenstern regte es sich. Die Haustüren öffneten sich, Lichter erschienen, Menschen stürzten ins Freie.

So eine Sommernacht hatte man noch nie erlebt. Männlein und Weiblein kamen gelaufen, nur halb bekleidet. Sie sammelten sich auf dem Platze, in der Gasse. Sie sprangen in der Dunkelheit und im Regen herum wie die Tollen, lachend, schreiend und singend! Wo noch eine Tür verschlossen war, trommelten sie mit den Fäusten dagegen. Heraus, heraus in den Regen! Hört ihr wohl? Es regnet, es regnet, es regnet! — Pippo Einaug stieß gellende Pfiffe aus. Hurrah, hurrah, es regnet! — Bei der Fortuna hämmerten sie den Wirt aus dem Schlafe. Es regnet ja! Wein kam auf den Tisch. Sie zechten mitten in der Nacht. Sior Celestin fuhr in Beinkleider und Pantoffel und eilte hinab, so schnell er konnte. Licht! Licht! und das Tor auf! Die Honoratioren sahen zu ihm herein, der Bürgermeister, der Arzt, der Apotheker, der Postmeister. Sior Celestin bedeutete im Nu etwas anderes, wenn man annehmen konnte, daß er dies Jahr wieder so ähnliche, fabelhafte Geschäfte machen werde, wie im vergangenen. Sior Celestin sagte, als sei der Regen eigentlich am meisten ihm zu verdanken: „Was habe ich aber auch dem lieben Herrgott nicht alles dafür versprochen!“ — In der Gasse machte Pirulin, als ordnete er einen Festzug an. Aber ganz von selbst wanderte eine Schar von Menschen gegen die Kirche und ließ sich jubelnd vom Regen tränken. Sie machten ein Treiben, daß Don Antonio am offenen Fenster erschien und wieder verschwand und endlich im Schlafrock unter seine Türe trat. Ja, ja! Tausendmal sei Gott bedankt! Seht ihr, wie er auch gütig sein kann, wie gütig! — Und als er seine armen Gemeindekinder ganz wie die Besessenen sah und selber auch schon durchnäßt war, ermahnte er sie nach Hause zu gehen und mußte seine Tür schließen. Aber die Menschen jubelten und tumultuierten noch eine ganze Weile, bis sie endlich, naß wie die gebadeten Mäuse und ganz berauscht vor Freude und Spektakel, wieder heimzogen. Da schlüpfte mancher verstohlen über die unrechte Schwelle, in ein fremdes Haus, als ob es in so einer Nacht keine Sünde geben könne.

Und die Natur blieb in der Stille am Werk.

Fort goß es, gleichmäßig und sieghaft, Nächte und Tage lang, nach Gottes Befehl, so lange, als die verdürstete Erde es bedurfte.

So hatte sich in der zwölften Stunde das Unheil abgewendet.

Die Menschen wurden wieder frisch, froh und leichten Herzens. Die Natur empfing neues Leben, richtete sich auf und vollbrachte noch unerwartete Wunder. Mit der Ernte wurde es freilich nicht so, wie zu Bibelzeiten im gelobten Lande. Aber was Gott für seine erschreckten Kinder rettete, war trotz allem reichlich. Die Scheunen wurden allerdings nicht zu klein, aber voll wurden sie, bis zum Dachfirst. Zur Weinlese gab es Tanz, Gesang und Liebe. Man brauchte allerdings keine Löcher in die Erde zu graben, als ob es an Gebinden mangelte; aber die Fässer wurden voll, so viele man deren habhaft werden konnte. Und so vieles floß noch über, daß auch der Ärmste seine Sorgen in eitel Lustigkeit verwandeln konnte.

Darum vergaßen die wankelmütigen Herzen der Menschenkinder in aller Eile ihre Ängste und die überstandenen harten Zeiten.

VI.

An einem schönen Oktobernachmittage wanderte Don Antonio durch die Felder zur Terzaner Straße hinüber. Sein Ziel war das Pächterhaus; er hatte etwas mit Gruzzo zu sprechen. In der Natur gab es noch manches Blühen und viel Farbenschönheit des Herbstes. Aber Don Antonio hatte für die Lieblichkeit dieser Stunde nach Sonnenuntergang kein Auge und kein Ohr. Seine Brauen waren finster zusammengezogen und seine Miene erhellte sich auch nicht, als er bei Gruzzo in die Küche trat.

Die Bäuerin, die alte, dicke, hinkende Serafina lachte ihm übers ganze Gesicht entgegen. Denn Don Antonio war ein witziger Mann.

Gerade stürzten sie die Polenta aus der Pfanne auf ein sauberes Tuch, das dafür auf dem Tische bereit lag. Carolina, die Älteste, zerschnitt den appetitlichen, rauchenden Kuchen flink mit einem Faden in schöne, gleichmäßige Stücke. Die schöne Angiolina mischte den Salat und sparte nicht mit dem Öl, weil der Reverendo wohl mithalten wollte. Dabei fingerte sie mit geschäftigen Händen und sah verlegen aus.

Don Antonio aber lehnte heute einmal die Einladung ab. Er wollte ihnen bloß Gesellschaft leisten. Und saß bei ihnen, während sie aßen und plapperten und die Hühner gackernd vom Hofe her aus und ein spazierten.

Gruzzo, mit seiner bäurisch-schlauen Menschenkenntnis, hatte es gleich los, daß der Reverendo ihn sprechen wolle. Aber er beeilte sich

darum nicht. Beim Essen darf man weder Tier noch Menschen stören. Endlich wischte er sich mit dem Handrücken den Mund, schlug ein Kreuz, wandte sich zu Don Antonio und sagte wie etwas Selbstverständliches:

„Ecco, Reverendo! Jetzt bin ich für euch da!"

Und die beiden Männer gingen in den Hof.

Don Antonio, übler Laune wie er war, machte keine Umschweife.

„Heute war der arme Batistella bei mir, Gruzzo, um über euch zu klagen! Neulich schon der Éceresòt, auch der Marosin .... Warum seid ihr so gottlos hart gegen die Leute?"

Gruzzo schwieg. Wenn er sich zu verteidigen hatte, war das seine Taktik. Er kaute bloß noch ein wenig. Seine spitzigen Backenknochen arbeiteten, als ob er noch etwas zerbiße.

„Auch ihr also —!" rief Don Antonio böse aus. „Habt ihr nicht Gott versprochen, daß ihr euren Schuldnern den zehnten Teil erlassen wolltet? Jetzt aber legt ihr ihnen Daumschrauben an!"

Gruzzo schwieg.

„Soll euch das Segen bringen?" fragte der Reverendo und schüttelte streng den Kopf. „Habt ihr euer Gelübde vergessen?"

Gruzzo kraute sich langsam hinterm Ohr.

„Eine Schande vor Gott ist es und eine schwere Sünde!" fuhr der Pfarrer fort. Und er sagte Gruzzo gehörig seine Meinung.

Es ist keine Sünde, wie das schwache Fleisch sie begeht; es ist eine Sünde des harten Herzens. Sind das gottesfürchtige Menschen? Sind das Christen? Ja, als die Angst und die Sorge sie heimsuchten, da kamen sie und suchten sich zu reinigen! Da lagen sie im Angesichte des Herrn auf dem Boden und beteten und schrieen um seine Hülfe. Und machten Versprechungen und Gelübde, seinen Schutz zu gewinnen. In der Zeit der Angst und Bedrängnis, da pochten sie darauf, daß sie die armen, ratlosen Kinder seien und er der mächtige, gute Vater, der sie nicht verlassen dürfe. Kaum aber war die Gefahr vorüber, kaum hatte er ihnen geholfen, so vergaßen sie den Dank und verfielen wieder in den Pfuhl der Sünde. Sind sie wie die Heiden, die nur den zürnenden und strafenden Gott erkennen und den liebenden nicht? Oder wollten sie es mit dem Herrgott halten, als sei er ihresgleichen und man könne ihn hintergehen und ihm das Wort brechen, wie es unter den Menschen, dem Himmel sei's geklagt, geschieht?

„Und ihr, Gruzzo, mit euren weißen Haaren und eurem Alter auf den Schultern, — was tut ihr, um den anderen ein Beispiel zu geben? Habt ihr es nicht laut versprochen, daß die ganze Gemeinde es hören

konnte? — Wolltet ihr nicht eurem Weibe, euren Mädchen ein Beispiel geben, wie man ein Gelübde hält? — Schämen solltet ihr euch!"

Der Pächter blickte mit seinen wasserhellen Augen verdutzt drein und kraute sich wieder am Kopfe. Endlich fand er etwas zu sagen.

„Herr! Daß ihr es bloß wißt: Seit jenem Tage hat noch kein einziger meiner Schuldner einen Heller abgeführt —."

„Was hat das zu sagen", polterte Don Antonio, „wenn ihr sie plagt und ihnen die Hölle heiß macht!"

Gruzzo sah einfältig vor sich hin und fühlte, daß er sich um was Gerechtes wehren müsse.

Er entgegnete unschuldig und bedächtig: „Don Antonio, ich habe ihnen den zehnten Teil ihrer Schuld erlassen. Jawohl! Keiner zahlt ja Alles auf einmal. Sie kommen kleinweise. Sie müssen mit dem ersten Teil beginnen, sollte ich denken!"

„Ja und dann!" rief der Reverendo ärgerlich, denn er kannte seine Leute und merkte wie Gruzzo Hasensprünge machte.

„Und dann werden wir sehen", entgegnete der Pächter.

Diese flaue Antwort brachte Don Antonio aber arg in Harnisch. Es schmerzte und erzürnte ihn, wie er verhandeln mußte. Nun sagte er ein paar unwillige Worte, wünschte guten Abend und ging eilig fort, ohne noch einmal in die Küche hineinzusehen. Die alte Serafina stand in der Tür und rief ihm nach.

„Gute Nacht, Reverendo, gute Nacht!"

Er winkte nur mit dem Arme, was ein Gruß ebenso gut sein konnte wie eine Drohung.

Gruzzo stopfte sich eine große Prise Tabak in die Nase. Die Serafina keifte, warum denn die Hühner noch nicht in den Stall getrieben seien.

Und die schöne Angiolina kam, schürzte ihren Rock mit beiden Händen hoch, fächelte die Hühner vor sich her und trippelte mit den kleinen Füßen in den klappernden Holzpantoffeln über den Hof.

„Sch! — Sch! — Sch! — sch!"

* * *

Wie es ging, hatte Don Antonio nun auch bei Gruzzo erfahren müssen. Ebenso stand es bei allen Übrigen. — Steckt nun dieser erbärmliche Widerspruch tief in der Natur von uns Menschen? Sind wir bloß mit der Zuchtrute der Angst zu regieren, niemals mit dem Werke der Liebe? Erinnern wir uns der Stärke Gottes bloß, wenn er uns fühlen

läßt, wie unser Dasein in seiner Hand liegt? Und zu allen übrigen Zeiten erheben wir in Hochmut unsern Nacken und sind unsere eigenen Herren?

Don Antonio war tief betrübt durch seine Erfahrungen. Alle diese Schuldner Gottes hatten ihre Pflicht vergessen, sie hatten den Dank vergessen, wie ein aus dem Wasser Gezogener, der sich stumm davonmachen wollte! Traurig und abscheulich war es. Damals schon, als sie scharenweise die Beichtstühle umlagert hatten, hatte er gut reden und verweisen! Ihr Sinn war geblendet, ihr Gewissen stumpf. Und er fühlte sich seine Gemeinde entfremdet, wie verirrte Schäflein. Es war jetzt, als ob sie glaubten, daß sie mit ihrem Herrgotte schachern und feilschen könnten und daß sie Don Antonio dazu nicht mehr brauchten. Freilich hatten sie sich in ihren Versprechungen teilweise übernommen. Aber es war unerhört, wie sie sich ihnen entziehen wollten. Bald schützten sie ihre Armut vor, bald den Mangel an Zeit, bald die Arbeit, bald das Wetter, bald ihr Alter, bald ihre Jugend. Es gab solche, die etwas herabdrücken wollten von dem Versprochenen. Andere, die es in kleinen Raten erfüllen wollten, als ob sie bei einem Kaufmann in Rückstand wären. Die Domenica gar, das Mannweib, hatte einfach vergessen, was sie der Madonna von Barbana eigentlich gelobt. Und die Wallfahrt auf den heiligen Berg wollte sie machen, wenn sie im Frühjahr ohnehin in Geschäften ins Isonzotal hinaufmußte! Die Domenica war eine kleinliche Krämerin und entblödete sich nicht, mit Don Antonio beinahe zu disputieren. Im Beichtstuhl versagte er ihr die Absolution, wie er sie neulich der schönen Angiolina beinahe versagt hätte. Wohl suchte er diese Saumseligen und Lauen in Schutz zu nehmen, so gut er konnte. Täglich bat er Gott für sie um Nachsicht und Geduld. Aber davon durften sie freilich nichts wissen, damit sie sich nicht etwa darauf verließen. Übrigens wurde er streng und heftig gegen seine Schäflein. Er drohte sogar, daß er einigen verwehren wolle, die Kirche zu betreten, bis sie sich besännen. Da steckten sie freilich erschreckt die Köpfe zusammen, halb verschüchtert, halb trotzig. Beinahe drohte es so auszusehen, als ob sie glaubten, daß es bloß an Don Antonio gelegen sei, mit dem man nicht weiterkommen konnte. Der liebe gute Gott war ja ihr Vater. Was verspricht man dem Vater nicht alles, wenn er die Rute in der Hand schwingt! In ihrer Einfalt sagten sie sich, sie wollten beileibe nichts vergessen. Mit der Zeit wird schon alles stimmen. Sie brauchen aber Zeit, sich zurecht zu finden. Das weiß der Herr in seiner Allwissenheit ganz gut. Und so gedachte jeder mit seinem Gott für sich ins Reine zu

kommen. Hin und wieder erfüllte einer auch ein kleines Versprechen. Pirulin hatte einen besondern Einfall gehabt. Eines Tages kam er verstohlen zu Don Antonio und enthüllte aus einem Tuche ein seltsames Werk seiner Hände. Er hatte das vermutliche Knöchlein des heiligen Fortunatus, das er beständig als Talisman bei sich getragen, in einem Rahmen aus Pappdeckel angebracht und diesen mit großartigen Ornamenten aus farbigem Papier beklebt. Das sollte der Reverendo wie ein Votivbildchen, wo es ihm gefällig sei, in der Kirche unterbringen. Pirulin brachte seine Bitte höchst feierlich vor. Don Antonio wußte nicht, ob er lachen oder schelten sollte. Aber ein Bibelwort kam ihm in den Sinn: „Selig sind die Einfältigen, denn ihrer ist das Himmelreich!“ Und so ließ er den armen Tropf mit ein paar milden Worten laufen.

Zu diesem Besuche hatte Pirulin ein frisches Hemd angezogen. Diesmal hatte er es sich selbst gewaschen. Es war besonders blendend. Er zog deshalb nun den Rock aus, hing ihn über den Arm und machte einen Paradespaziergang durch den Markt. Wenn er aber gerade mit jemand gesprochen, der ihm Eindruck gemacht, hatte Pirulin die Gewohnheit, dessen Geberden und Ausdruck nachzuäffen, so gut er konnte. Und um auch diesmal dieser Neigung nachzukommen, knüpfte er auf dem Platze Gespräche an und machte große und würdige Redensarten. Das Bewußtsein, soeben eine besondere Tat vollbracht zu haben, indem er seinen Talisman einem höhern Zwecke geopfert, verlieh ihm eine gewisse, verdutzte Traurigkeit, womit sich ein Zerrbild von Don Antonios würdiger Haltung und Salbung mischte. In dieser Stimmung nahm er auch keine Notiz von seinem Erbfeinde Pippo Einaug, der sich neben ihm aufpflanzte und ihn hänselte. Als aber Pippo ihn gar am Hemd zu zupfen begann und Pirulin sich erinnerte, daß ihm der Range schon einmal eines beschmutzt hatte, stieß er einen fürchterlichen Schrei aus, vergaß alle seine Würde und machte unversehens einen Ausfall gegen den Buben. Pippo Einaug rettete sich hinter den Rücken der Domenica, die bei ihren Körben saß. Sie sonderte gerade die faulen Paradiesäpfel von den guten. Das verhalf Pippo zu einem teuflischen Einfall. Blitzschnell ergriff er einige faule Früchte und schoß Pirulin damit zu Schanden. Eine Kugel traf seine Stirne, daß ihm der rötliche Saft übers Gesicht spritzte. Zwei Kernschüsse gab ihm Pippo auf die Brust, daß die Brühe über Pirulins weißes Hemde floß. Es sah beinahe aus, wie gestocktes Blut. Pirulin heulte auf, rannte zwei Körbe der Domenica über den Haufen, ein furchtbares Schreien, Keifen und Pfeifen erhob sich, und eine großartige Jagd begann, der sich sämtliche Zuschauer

anschloßen. Aber schon beim Museum fand sie ihr Ende, denn dort war Pippo einfach verschwunden. Pirulin aber hatte sich und seine furchtbare Schande und Enttäuschung nun selbst in rascher Flucht zu retten. Denn die Horde, die ihn umgab, johlte vor Schadenfreude und schon in gefährlicher Nähe hörte man das racheschnaubende Gezeter der handfesten Domenica, die dem Schuldigen auf den Fersen war. —

Das größte Ärgernis Don Antonios jedoch gab der Herr Celestin.

Dieser hatte so wenig daran gedacht, sein Wort einzulösen, wie andere. Weder die gelobten Wachskerzen waren bisher erschienen, noch der Opferwein, noch hatte Sior Celestin von dem Meßkleide weiter etwas verlauten lassen. Don Antonio merkte, daß ihm der Possident geflissentlich auswich. Er sah ihn nur mehr Sonntags, in seiner Kirchenbank. Aber der Reverendo dachte: „Warte, du kommst schon noch! Du kommst schon noch!" Allein Herr Celestin kam mit nichten. Und Don Antonio ärgerte sich auch, daß es im Herbste wieder durch sein Dach regnen sollte. Jetzt, nach der Weinlese wäre die Zeit für die Arbeit gewesen, die Herr Celestin so bereitwillig übernommen hatte.

Endlich entschloß sich Don Antonio und ging seinerseits ihn aufzusuchen. Da der Berg nicht zu Moses kam, mußte dieser zu ihm. — Er wird sich doch nicht etwa fürchten vor dem reichen Celestin? Das wäre nicht übel! Auch wollte er diesen unwürdigen Dingen ein Ende machen. Und das Herumzanken mit den Weibern, das ewige Nörgeln und Drohenmüssen hatte sich ihm auf die Nerven geschlagen. Für jemanden, wie der Herr Celestin, hatte er auch keinen Platz in seinem täglichen Gebete. Der sollte Einsicht für sich selber haben.

So suchte er denn den Wolf in seiner Höhle auf, der schon so viele Lämmer zerrißen. Und ach! Dabei hatte Don Antonio kein anderes Gefühl, als komme er in Geschäften und wußte nur allzu gut, daß man in solchen bei Celestin gewöhnlich den Kürzern zog.

Es zeigte sich aber, daß auch Celestin nicht ein Fünkchen Angst vor einer Auseinandersetzung hatte und daß er leider noch viel schlechter und härter gesotten war, als Don Antonio immer gefürchtet. Denn Sior Celestin hatte ein Vierteljahrhundert hoher Schule im Geschäfte hinter sich. Im Verkehr mit Weinhändlern, Kornwucherern, Unterhändlern aller Art, mit Roßkämmen, säumigen Schuldnern und geprellten Gläubigern hatte er eine Meisterschaft von weitverbreitetem Rufe erlangt. Niemand konnte sich rühmen, ihn jemals übertrumpft zu haben, er aber hatte unzählige übers Ohr gehauen. Denn wo es darauf ankam war er bissig wie ein Marder, schlau wie ein Fuchs und gierig wie ein Hamster und

nebstdem gewährte es ihm großes Vergnügen, Leute, die mit ihm zu tun hatten, einzuseifen und zu scheeren, wie es kein anderer verstand.

Der arme, kleine, ehrliche und magere Don Antonio konnte den Klauen dieses Raubvogels natürlich nicht anders entkommen, als mit zerzaustem, gerupftem Gefieder.

Denn hier verschlug kein Einreden aufs Gewissen, wie es beim alten Gruzzo vielleicht noch bis ans Herz reichen mochte. Und drohen ließ sich Sior Celestin schon von niemand auf der Welt, besonders, wenn er sich so frisch und wohl fühlte, wie jetzt.

Er setzte dem Don Antonio einfach auseinander, daß er sich arg verrechnet habe und lange spekulieren müsse um zu sagen, wie die Bilanz für seine Versprechungen stehe. Dabei sprach er ganz und gar so, als hätte es sich um einen Vertrag gehandelt, den man eigentlich vor dem Notar hätte abschließen müssen. Statt dessen hatte Don Antonio nicht einmal irgend etwas Schriftliches bei sich! O, die Ernte! Die ist weit, furchtbar weit hinter dem zurückgeblieben, was sie versprochen. Dem Sior Celestin kam aber vor, sich zu erinnern, daß er gesagt habe, er wolle dem Himmel schon danken, wenn's nur wirklich dazukomme, daß die schönen Versprechungen sich erfüllten! War das etwa geschehen? Keine Rede! Der Himmel hatte sie dennoch zum Besten gehabt, das ist nicht zu leugnen. Aber ehrlich währt am längsten. Darum ist es nur gerecht abzuwägen, und den Verlust beiderseits zu verteilen. Der Herr Celestin sprach wie ein Advokat.

Don Antonio drehte sich das Herz im Leibe um vor Leid und Entrüstung. Zum Schlusse hielt er es noch fürs Klügste, den reichen Mann nicht ganz und gar gegen sich aufzubringen und ihn durch seine Mahnungen etwa anzustiften, daß er sich so sündhaft gegen Gott vergesse, dieser entsetzliche Lästerer! Er verteidigte sich darum nur mehr schwach und hätte am liebsten nichts gesagt gehabt, um nichts hören zu müssen.

Ach, wenn der arme Don Antonio gewußt hätte, daß Sior Celestin den lieben Herrgott ganz mit dem gleichen Vergnügen betrog, wie seinen Nächsten, und daß er bei dieser ganzen Unterredung mit Wonne daran dachte, jedenfalls noch ein gutes Geschäft bei der Sache zu machen!

Als der geistliche Herr endlich lieber gehen wollte, spielte Celestin den letzten Trumpf aus. Er kannte das Gesetzbuch in der Art, wie ein Wilderer die Jagdregel. Also sagte er: ach was, Versprechen, und Verpflichten, und Gelübde! Wie das geschehen sei, da schwebten sie allesamt in Gefahr und der Himmel hatte sie so in Schrecken und Verwirrung gejagt, daß man ihnen hätte abverlangen können was man

wollte, da sie gar nicht mehr wußten, was sie taten. Wenn man es ganz genau nehmen wollte, hätte darum das ganze Gelübde eigentlich keinen Bestand. Er, für seine Person wird zu richtiger Zeit schon beweisen, daß er kein Geizhals ist. Aber, man beurteilt alle Dinge am klarsten vom Standpunkt des Gesetzes. Das ist das sicherste. Und das Gesetz befiehlt, daß solche Versprechen anzufechten sind, die einem in einer Zwangslage abgepreßt worden, durch Beängstigung, Drohen und Einschüchtern. Ja, sehen Sie, Reverendo! Man muß ein Ding von allen Seiten betrachten, um zu wissen, wie es aussieht.

Und dies war Alles, was Don Antonio vorläufig bei Herrn Celestin erreichte!

Gedrückt und bekümmert verließ er ihn deshalb. Mit geneigtem Haupte ging er durch den Markt fort, finstere Gedanken unter der Stirne. —

Und es traf sich, daß er den alten Crosta wieder vor der Türe seiner Behausung sitzen fand. Der wackelte mit dem Halse und strich sich zum Zeitvertreib ab und zu mit der gelben Knochenhand über seine kahle Kopfhaut.

Da hockte er, wie gewöhnlich, auf seinem Schemel, die Krücken zwischen den Knieen. Don Antonio setzte sich ein wenig auf die Steinbank neben ihm. So zu sagen war Crosta der einzige von der ganzen Gemeinde, gegen den der Reverendo nichts auf dem Herzen hatte. Es tat ihm deshalb gewissermaßen wohl, mit ihm zu plaudern. Und natürlich kamen sie zuerst auf die Krankheit.

Nun, Crosta hatte recht viel zu leiden gehabt von den unbegreiflichen Regengüssen, die mitten im schönsten Sommer gekommen waren. Da waren alle seine zehntausend Schmerzen wieder erwacht. Eine böse Zeit, eine Heimsuchung, ja, ja, ja! Indessen, in zwanzig Jahren des Siechtums war er demütig und geduldig geworden für das, was Gott mit ihm bestimmt hatte. Er konnte doch, da der Herbst so schön und trocken geworden, die Kniee ein wenig bewegen. Da seht nur, Don Antonio! Es ging nicht gerade eins — zwei, eins — zwei, wie bei den Soldaten; indessen war Crosta für jedes bißchen Wohlbefinden dankbar.

Don Antonio schoß ein Gedanke durch den Kopf, der etwas Schönes und Versöhnliches an sich hatte. Alle die Gesunden, die mit geraden Gliedern, die das Leben noch genossen, seinen Überfluß, seine Lust, — sie vergaßen in den guten Stunden, wem sie sie verdankten, sie erinnerten sich nur in der Angst und Gefahr des höchsten Helfers. Dieser arme, bresthafte Greis, der wußte, daß jeder erträgliche Tag ein Geschenk war; alle

seine Wünsche und Erwartungen waren zusammengeschrumpft auf das Fleckchen Sonne, worin er saß, auf ein paar schmerzhafte Schritte, humpelnd an seinen Krücken, auf eine kleine, kraftlose Bewegung, die seine abgemagerten Beine ausführen konnten. Wenn dieser Geringe und Ärmste seinen Dank stammelte, mußte es Gott ein Wohlgefallen sein.

„Ja, seht ihr!" sagte er nun. „Seht ihr, Crosta, es ist trotz allem ein gesegnetes Jahr geworden. Auch für euch! Ja, wegen der Regengüsse, dazumal! Seht ihr doch: die haben uns allen mitsammen aus der Not geholfen, sonst hätten wir allerart Übel erfahren, Krankheit und Hunger. Das trifft alle gemeinsam —"

„Ich hab' keine Wiesen und kein Feld," warf Crosta ein und zwinkerte in den Sonnenschein.

„Ja, ja!" sagte Don Antonio. „Das habt ihr nicht. Aber ihr habt ein gutes Herz und einen gesunden Verstand. Wäret ihr damals unter den Anderen gewesen, als wir um Regen vom Himmel flehen mußten, ihr hättet doch unser Gebet geteilt —"

Crosta schüttelte heftig den Kopf.

„Nein, Don Antonio! Nein, das hätte ich nicht dürfen! Es wäre nicht aufrichtig gewesen, nicht die Wahrheit meiner Gedanken!"

„Und jeder hat Gott etwas versprochen, irgend ein Dankopfer," fuhr Don Antonio fort, wenn es ihm auch ein bißchen gegen den Willen ging. „Sie werden es abtragen, wie sie können. Der Herr ist langmütig. Und die Dankbarkeit ist ihm wohlgefällig —"

„Ich weiß schon!" sagte Crosta, sog an seinen Lippen und sah beinahe aus, als ob er lächelte.

„Ihr seid ein guter Christ", sagte der Pfarrer eindringlich. „Ihr hättet aus Nächstenliebe etwas von euren eigenen Wünschen geopfert. Ihr hättet gewiß bedacht, daß ihr ein Einzelner seid und die Andern viele hunderte —"

In Crostas wässerige, feingeäderte Augen kam eine aufgeregte Verwirrung. Er sah sich plötzlich in einen Zwiespalt versetzt, in eine Verlegenheit. Er trommelte mit den langen, dürren Fingern auf seinen spitzigen Knieen.

„Nein, nein, nein! Das hätte ich nicht dürfen, Don Antonio! Es wäre so gut wie eine Lüge gewesen! Gott bewahre mich! An keinem einzigen Tage weiß ich, ob es nicht vielleicht schon der letzte ist. Deshalb muß meine Rechnung mit dem Herrn zu jeder Stunde stimmen —"

„Immer noch schenkt er euch einen Tag dazu," bestand der Reverendo. „Und genügsam, wie ihr geworden, genießt ihr das Leben. Genießt ihr

nicht diesen Schemel da, und das Fleckchen Sonne, wo er steht, und daß ihr eure Kräuter in den Töpfen pflegen könnt?"

„Es kommt der Winter . . . wieder kommt der Winter!" jammerte der Alte. „O du lieber Gott! Was für Qualen habe ich im vergangenen da drin im Bette durchgelitten!"

„Kann es denn der allmächtige Gott wirklich keinem einzigen recht machen?" rief Don Antonio aus. „Jetzt seid ihr doch frisch und wohlauf! Ihr sitzt in der Sonne und könnt eure Beine regen wie ein Soldat. Und eure Amsel pfeift im Fenster. Und einer oder der andere kommt und erzählt euch was Neues. Und wenn ihr einen guten Bissen zum Essen habt, so schmeckt er euch. Und wenn ihr was Spassiges hört, so könnt ihr darüber lachen. Und wenn ihr nachts geschlafen habt, und morgens weckt euch der Sonnenschein, so freut ihr euch! Ist das nicht viel?"

„Hm — hm! Das ist etwas, das ist etwas!" nickte Crosta. Aber er wollte sich um keinen Preis überrumpeln lassen. „Ja, das ist etwas, was mir gehört. Ich sage nichts deswegen . . . . aber meine Rechnung mit dem Herrn muß zu jeder Stunde stimmen, ich weiß, was er mir gibt, und was ich ihm schuldig bin . . . . Es geht nicht anders . . . ."

„Darum habt ihr ihm zu danken, für dieses Jahr, so gut wie jeder andere", beharrte Don Antonio.

„Habe ich? Habe ich? — Ja, ja . . . freilich —", sagte Crosta, lächelte sauer vor sich hin und seine Gedanken wurden ganz hülflos. Er konnte sich keinen Vers mehr machen, auf alles das, was ihm der Reverendo sagte.

„Seht ihr, Crosta, seht ihr! Ihr seid ein rechtgläubiger Mann und habt auch das Herz am rechten Flecke. Ich will euch nichts unbilliges auferlegen. Und ich weiß wohl, ihr könnt euch selten in die Kirche schleppen, armer Teufel! Seid ihr aber wieder einmal kräftig genug dazu, dann geht hin und sagt dem barmherzigen Vater von uns allen euren Dank. Denkt nur nach darüber! Der Herrgott wird euch schon richtig verstehen. Verlaßt euch drauf."

* * *

So dachte denn Crosta darüber nach.

Eines Morgens kramte er beschwerlich herum, zog die zwei Wachskerzen von der Todtenmesse seines Sohnes hervor, betrachtete sie, verwahrte sie wieder, humpelte vor die Türe und saß in tiefen Gedanken auf seinem Schemel.

Bis er mit sich selbst ins Reine gekommen war.

Dann humpelte er wieder ins Zimmer hinein, suchte einen Bindfaden und maß ein Stück davon ab, um den Hals, bis auf die Brust. Er knüpfte die zwei Totenkerzen an den Enden fest, eine links, eine rechts und verbarg sie unter dem Rocke. Dann machte er sich an den Krücken auf den Weg. Es ging langsam und mit vielen Stationen, aber er kam vorwärts. Mit Ach und Weh hatte er endlich den Dom erreicht. Das Kirchenschiff war völlig menschenleer. Und dies kam ihm sehr gelegen. Er hatte diese Angelegenheit ganz für sich selbst abzumachen, und bedurfte keiner Zeugen.

Die Sache war reiflich überlegt. Nachher wollte er noch den Küster aufsuchen, damit der erfahre, wie es damit zu halten sei.

Inzwischen hatte er endlich auch den Altar erreicht und stand keuchend still.

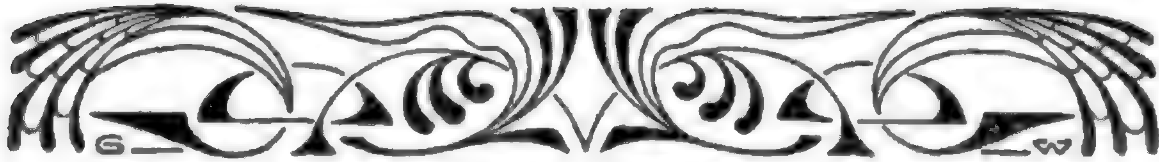
Mühsam knöpfte er den Rock auf, band mit zitternden Händen die zwei Kerzen von der Schnur los und legte sie auf die Stufen nieder.

Er wird nun doch nicht mehr lange zu leben haben! Dann aber würden sie sonst in fremde Hände kommen und niemand würde wissen, was damit zu geschehen habe. Darum hatte er sich so entschlossen und wollte Gott gleichzeitig einen kleinen Liebesdienst erweisen. Jetzt war es nicht mehr weit bis zum Allerseelentage. An diesem sollten die zwei Kerzen ganz bis zu Ende brennen. Es war ganz gewiß nichts Geringes, daß er sich von ihnen trennte.

Und nun betete er und bedankte sich vor Gott, daß es ihm nicht schlechter gehe und erzählte ihm, was seine bescheidene Gabe zu bedeuten habe. Dabei waren seine kleinlichen und ängstlichen Gedanken freilich gequält davon, wie er es anzustellen habe, daß der Herr ganz gewiß richtig verstehe, wie er es meinte. Und plötzlich war ihm sonnenklar, daß er sich dennoch nicht mit den Anderen hätte vereinigen können, so wie Don Antonio gesagt hatte. Da darf es aber gar keinen geringsten Zweifel geben; darum sprach er es zum Schluß vorsichtshalber doch noch ganz klar aus.

„Ich kann dir aber nicht so danken, wie die Andern, o Gott, daß die Regengüsse damals gekommen sind .... und daß du die Ernte noch gerettet hast .... du weißt es! — Zu jeder Stunde kannst du mich abrufen! Ich will reine Rechnung haben mit dir, mein Herrgott .... Ich danke dir für alle Gnade .... aber ich will dir nichts vormachen .... Ich kann dir nichts vorlügen .... ich habe dir nichts versprochen!“

Und danach schleppte sich Crosta mühselig wieder aus der Kirche hinaus.



Zur Pflege umfassenderen Gemeinschaftslebens der Deutschen auf der Erde.

Von

Prof. Wilhelm Foerster—Berlin.

Der Aufblick zu den Himmelserscheinungen und ein Anfang des Verständnisses derselben erhebt unsere Seele über manches Beengende und Trennende im Leben. Er stärkt in uns das Gemeinschaftsgefühl der Erdenwelt gegenüber dem Gedanken an andere Welten und an ganz andere Lebensformen. Er trägt hierdurch dazu bei, die verschiedenen Völker und Rassen einander zu nähern und eine friedliche, verständnisvolle und wahrhaft zweckmäßige Organisation des Zusammenlebens auf der ganzen Erde, mit weiser und gerechter Verwaltung ihres Gesamt-Haushaltes an Kräften und Gütern, zu fördern. Anscheinend sind dies aber Wirkungen, welche die Erwärmung und Hingebung für das Wohl und die Größe einer bestimmten engeren Volksgemeinschaft vermindern könnten, indem sie eine sogenannte kosmopolitische Gesinnung nähren, welche jetzt bei vielen patriotisch gesinnten Männern und Frauen so übel angeschrieben ist.

Die vorliegende Betrachtung ist nicht dazu bestimmt gegen Übertreibungen anzukämpfen, die in dieser Hinsicht auf beiden Seiten begangen werden. Ich will nur in aller Kürze bemerken, daß ganz ebenso, wie mit dem Wachstum der allgemeinen sozialen Kultur innerhalb der höher entwickelten Volks- und Staats-Organisation die Innigkeit und das Glück engeren Gemeinschaftslebens in den einzelnen Familien nur gewachsen ist, auch mit der Verfeinerung und Sicherung eines umfassenderen Gemeinschaftslebens der Völker und Staaten zugleich alle edlen Seiten der Vaterlandsliebe und Vaterlandstreue nur noch reicher erblühen und sicherer gedeihen werden.

Wie man aber schon jetzt dem Bürger eines Staates höchstens mildernde Umstände bewilligt, wenn er aus Familien-Interessen das

Rechtsleben und die Sicherheit des Staates, dem er angehört, beeinträchtigt, so wird man künftig in der Gemeinschaft des gesamten Völkerlebens solche Betätigungen entsprechend ernst beurteilen, welche das gemeinsame höchste Kultur-Interesse aller Völker aus patriotischen Beweggründen im Interesse eines einzelnen Staates oder Volkes gefährden. Es werden daher in Zukunft alle Bestrebungen, welche auf die Ausbreitung eines bestimmten nationalen Gemeinschaftslebens gerichtet sind, auf einen dauernden und soliden Erfolg um so mehr zu rechnen haben, je weniger sie dabei die Lebens- und Organisations-Bedingungen anderer nationaler Gemeinschaften antasten, und je mehr es ihnen gelingt, ihr eigenes Gemeinschaftsleben, bei seiner Ausbreitung im Anschlusse an gewisse politische oder soziale Kernbildungen, in innigem Zusammenhange mit den edelsten Gaben, Kräften, Neigungen und Überlieferungen der Volksseele aufzubauen und aufrecht zu halten. Denn diese sind es, welche in ihren Lebensäußerungen am wenigsten von den politisch-sozialen und territorialen Organisations-Bedingungen und -Zuständen abhängen und daher auch in ihrem Verhalten zu den Lebens- und Organisations-Bedingungen anderer nationaler Gemeinschaften sich in der unbefangensten und gerechtesten Weise zu betätigen vermögen.

Im Anschlusse an die vorstehenden allgemeinen Betrachtungen möchte ich heute einen kleinen Beitrag zu der künftigen Pflege umfassenderen deutschen Gemeinschaftslebens auf Grund einiger meinem besonderen Arbeitsfelde entnommenen Gesichtspunkte und Erfahrungen darbieten.

Das Volk der Dichter und Denker, wie es sich früher gern von andern Nationen nennen hörte, war einst sehr geneigt, seinen Wert im politischen und wirtschaftlichen Wettbewerbe der Kulturvölker zu unterschätzen und sich sehr resigniert mit der Rolle zu begnügen, welche in Schillers „Teilung der Erde“ dem Dichter zugewiesen ist. Und in diesem Sinne war auch vielfach jenes begütigende Lob seitens der Andern gemeint.

Dann kamen andere Zeiten. Die durch höhere Geisteskultur allmählich gestählte sittliche und soziale Energie und der berechtigte Stolz auf die Gemeinsamkeit des Besitzes jener köstlichen Kulturschätze brachten, unter heldenhafter Führung, dem deutschen Volke auch eine nationale Kerngestaltung von äußerer Macht und von formaler innerer Einheit.

Diese politische Gestaltung hatte natürlich eine bedeutende Wirkung auch auf diejenigen Glieder des deutschen Volkes, welche jenseits der Grenzen des deutschen Reiches und überhaupt fast auf der ganzen Erde, teils in mehr oder minder selbständig organisierten deutschen Staaten-

und Völker-Gruppen, politisch verbunden mit andern Völker-Gruppen, teils vereinzelt oder in kleineren Gemeinschaften mehr oder minder zahlreich unter der Mehrheitsherrschaft anderer Nationen leben.

Enthält ja doch auch das deutsche Reich andere Völker-Gruppen innerhalb seiner Grenzen, die auf die volle Verwirklichung nationaler politischer Organisation eben so verzichten mußten, wie es unsern deutschen Volksgenossen, wenngleich mit viel höherem Grade des Zwanges, u. A. im baltischen Rußland und in Ungarn auferlegt wurde.

Es war erklärlich, daß die mächtige und ruhmvolle Gestaltung des deutschen Reiches das Selbstgefühl aller deutschen Volksgenossen auch außerhalb des Reiches erhöhte. Die Folgen hiervon waren sehr vielartig, vielleicht in höherem Grade erschwerend als förderlich für die Lebensgestaltung der Einzelnen und für die Wirksamkeit der Deutschen innerhalb derjenigen Staatswesen, in denen ihre Gemeinschaftsbildungen mit denjenigen anderer Nationen zusammenleben oder sich gar unter die Herrschaft einer anderen Nation und Sprache fügen mußten. Man war fast überall geneigt, die Deutschen jetzt als Schwärmer für eine uferlose Expansions-Politik oder gar als die Agenten derselben seitens der starken Kerngestaltung zu betrachten, die der deutsche Volksgeist endlich in dem deutschen Reiche gewonnen hatte. Und so besteht ringsum und bis in andere Erdteile eine eher zunehmende als abnehmende Gegenwirkung auch gegen die berechtigtsten und maßvollsten nationalen Regungen und Forderungen der Deutschen, geschweige denn gegen die auch nicht zu leugnenden Regungen jenes auf ein „Größer-Deutschland" zielenden Selbstgefühles.

Immer ernster durchdringen sich aber alle besonnenen Elemente unserer großen Volksgemeinschaft mit der Überzeugung, daß politische Gesamt-Organisationen der einzelnen, sich über immer größere Flächen verbreitenden Volks- und Stammes-Gemeinschaften, sogenannte „Empires", zu den ödesten Utopien gehören. National-Staaten müssen bestimmte Grenzen der räumlichen Ausbreitung einhalten, wenn sie nicht in ihren feinsten und wichtigsten Kulturleistuugen und Glückesbedingungen auf die Dauer Verfall und Entartung erleiden sollen.

Über dieses Größen- und Ausdehnungs-Maß des möglichst homogenen National-Staates hinaus mögen sich Bündnisse gesonderter Staaten einer und derselben Nation bilden oder solche Staaten-Gruppen, in denen sich nationale Gemeinschaften, sowohl von verwandter als auch von verschiedenster Art nur föderativ vereinigen. Aber auch in Vereinigungen letzterer Art könnten und sollten jedem der verschiedenen nationalen Bestandteile eines solchen, auf gewisse territoriale Grundlagen fundierten

Gesamt-Staates oder Staaten-Bundes noch Kultur-Gemeinschaften freistehen und offen bleiben mit den national verwandten Bestandteilen anderer Staaten oder mit den verwandten selbständigen National-Staaten.

Es wird sich daher in Zukunft zwischen den über weite Erdflächen hin zerstreuten Angehörigen eines und desselben Volkes wesentlich um die Pflege von Kulturgemeinschaften handeln, und es wird für die politischen und territorialen Kerngestaltungen weithin ausgebreiteter Volksgemeinschaften, in unserm Falle also für das deusche Reich, eine schöne Aufgabe sein, gerade der Kulturgemeinschaft mit den nicht dem deutschen Reiche angehörenden Deutschen eine allseitig fördernde und beglückende Geistes-Arbeit zu widmen, ohne dadurch in die Zugehörigkeit dieser Deutschen zu anderen politischen Verbänden und in den bezüglichen Pflichtenkreis irgendwie störend einzugreifen.

Es kann sich gerade hierbei ein gegenseitiges Geben und Empfangen entwickeln, welches für die Gesamtkultur die schönsten Früchte tragen wird; denn in dem straffer und homogener organisierten National-Staat offenbaren sich zwar besondere Tugenden der Volksart, aber es entstehen oder verstärken sich dort auch besondere Fehler, und unter den Volksgenossen, die draußen unter ganz anderen politischen Gemeinschaftsbedingungen leben, kommen auch wieder andere Seiten der Eigenart des Volkes zu besonderer Entfaltung.

Glücklicherweise besitzen wir Deutschen schon herrliche Grundlagen einer solchen idealen Gemeinschafts-Entwicklung über die ganze Erde hin. Die deutsche Musik und das deutsche Lied haben sich bisher schon über Meer und Land als solche Bindemittel und als Tröstungen über alle Trennungen erwiesen.

Überhaupt aber auf dem Gebiete der Kunst, nicht bloß der Musik, ist die Zukunft gewiß noch reich an Gemeinschafts-Weihe durch Schöpfungen deutscher Eigenart, mit denen auch schon in jüngster Vergangenheit die Deutschen außerhalb des Reiches (ich weise nur auf die Schweiz hin) erhebend und vertiefend in die geistige und sittliche Kultur im Reiche eingegriffen haben, wo eine Zeitlang die politische Entwicklung in mancher Hinsicht bedrückend und verödend wirkte.

Die Wissenschaft ist im allgemeinen nationaler Wirkungen im Sinne spezifischer Kulturgemeinschaft viel weniger fähig, als die Kunst. Zumal die Naturwissenschaft. Sie ist recht eigentlich das Gebiet des allgemein-menschlichen, nämlich des von der Persönlichkeit des Einzelnen und von der Eigenart eines besonderen Volkes gelösten Zusammenwirkens. Nicht als ob etwa die eigentümliche Begabung eines Volkes zu naturwissenschaftlich-technischer

Arbeit für seine nationalen Freuden bedeutungslos wäre. Wir Deutschen haben z. B. auf dem Gebiete der Präzisions-Technik, gemeinsam mit unsern niederländischen und skandinavischen Vettern, die Gabe geduldiger Ausdauer und eindringenden Genauigkeitssinnes in hohem Grade und werden dadurch bei der naturwissenschaftlichen Arbeit in besonderer Weise gehoben und beglückt. Aber die naturwissenschaftlich-technischen Ergebnisse der menschlichen Geistestätigkeit haben den Charakter von gewissermaßen kosmischen Erscheinungsformen, in denen die Besonderheiten der menschlichen Intellekte mehr zurücktreten und das Weltgesetzliche hervortritt.

Ganz anders auf denjenigen Gebieten wissenschaftlicher Arbeit, deren Schöpfungen denjenigen der Kunst näher stehen, nämlich in der Philosophie. Hier kommt das „Volk der Dichter und Denker" zur eigenartigsten Entfaltung seiner Gaben und Kräfte. Die großen Namen und die großen Gedankenschöpfungen auf diesem Gebiete werden recht eigentlich ein Palladium der deutschen Kulturgemeinschaft über die ganze Erde hin sein und bleiben und zugleich eine der tiefsten und sichersten Grundlagen für die Wertschätzung deutschen Wesens bei den anderen Völkern.

Aber auch unter den Naturwissenschaften ist eine Gruppe, die hinsichtlich ihrer Aufgaben und der Bedingungen ihres Betriebes immer mehr ein soziales Zusammenwirken über die ganze Erde hin erfordert und zwar ein Zusammenwirken nicht bloß auf dem Boden internationaler Organisation, sondern auch auf dem Boden nationaler Kulturgemeinschaft. Es ist die Himmelskunde und die Gesamtheit derjenigen Wissenschaften, welche die Erforschung der Erde als Weltkörper, in allen ihren umfassenden physikalisch-chemischen Zuständen und Gestaltungsverhältnissen, zugleich nach der Vergangenheit und Zukunft hin, zum Gegenstande haben.

Bedeutsame und förderliche Anfänge der internationalen Organisation dieser Forschungs-Arbeiten liegen bereits vor, aber sie bedürfen vielfach der Vervollständigung, vor allem aber der Ausbreitung und Belebung durch den tiefer in alle Volkskreise eindringenden Hauch wärmerer nationaler Kulturgemeinschaft.

Die systematischen Veranstaltungen erdumfassender Messungs- und Forschungs-Arbeiten erfordern vertragsmäßige internationale Organisationen, an deren festen, auf gemeinsame Kosten zu begründenden und zu unterhaltenden Einrichtungen sich fast alle Kulturvölker schon zu beteiligen begonnen haben. Aber neben diesen Veranstaltungen, die einen Anfang der geordneten Verwaltung der gemeinsamsten Interessen des Erdenlebens durch das ganze Menschenvolk darstellen, ist für höchst nützliche und befriedigungsreiche Mitarbeit vieler, vieler Einzelnen und vieler sich

aus verwandten Elementen bildenden Arbeits-Gemeinschaften zwangloser Art nicht bloß Raum genug vorhanden, sondern sogar ein dringendes Bedürfnis bereits erkennbar.

Besonders bei der Erforschung der Himmels-Erscheinungen, sowohl derjenigen, welche dem umgebenden Weltraume angehören, als derjenigen, welche sich in den verschiedenen Schichten unserer Atmosphäre und in deren Grenzgebieten vollziehen, gibt es Wahrnehmungen und Aufgaben, für welche selbst die umfassendsten internationalen Veranstaltungen mit ihrem gesamten kundigen Personal nicht ausreichen werden, weil es sich dabei um Vorgänge handelt, welche an beliebigen Stellen der Erde in beliebigen unvorhergesehenen Zeitpunkten auftauchen können und dem menschlichen Auge oft nur auf ganz kleinen und begrenzten Flächen der Erde sichtbar werden. Wenn man auch dereinst alle Zonen der Erde noch so fürsorglich mit ständigen Beobachtungs-Stationen (Sternwarten und dergl.) ausrüsten wird, so werden diejenigen Stellen der Erd-Oberfläche, auf denen hierdurch für möglichst ständige Ausschau nach oben gesorgt ist, doch immer nur einen verschwindend kleinen Teil derjenigen Flächen der Erde darstellen, auf denen stets irgend ein menschliches Auge vorhanden sein wird, um derartige Vorgänge wahrzunehmen und aufzuzeichnen. Und es wird sich dabei hauptsächlich um solche Arten von Erscheinungen handeln, für welche es keiner besonderen Messungsmittel und sonstigen Hülfsmittel der Wahrnehmung bedarf, um ihrer Beobachtung und Aufzeichnung einen wissenschaftlichen Wert zu verleihen, da es in einer großen Anzahl von Fällen schon genügen wird, mit unbewaffnetem Auge ohne eigentliche Messungen nur den zeitlichen, den räumlichen und den optischen (nach Helligkeit und Farbe abzuschätzenden) Verlauf jener Vorgänge mit Sorgfalt und mit einigem Verständnis der Bedeutung derselben festzulegen und alsdann an geeigneter Stelle ohne Zögern Kunde davon zu geben.

Es ist dabei etwa an folgende Erscheinungsgruppen zu denken: Vereinzelt oder scharenweise auftretende Sternschnuppen- und Meteor-Erscheinungen einschließlich des Verlaufes der nach dem Verschwinden derselben eine Zeitlang verbleibenden Schweif-Erscheinungen; elektrische Licht-Erscheinungen in den obersten Atmosphärenschichten, wie die fast in allen Zonen der Erde vorkommenden Glühlichtsäulen, die sich in den Polarzonen der Erde zu den sogenannten Polarlichtern verdichten und gruppieren; sodann die Lichtsäulen, Lichtstreifen und Lichtwölkchen des sogenannten Tierkreislichtes, welches ebenfalls unter Umständen in allen Zonen der Erde beobachtet werden kann, aber mit besonderer Intensität und Vielartigkeit in den tropischen Zonen der Erde auftritt, ferner die für die einzelnen Zonen

charakteristischen Wolkengebilde, unter denen in neuerer Zeit solche entdeckt worden sind, welche den Grenzschichten der Atmosphäre angehören und unter gewissen Umständen in den verschiedenen Zonen der Erde zu besonderen Zeiten auftreten; endlich auch diejenigen elektrischen Licht-Erscheinungen, welche in den verschiedenen Zonen in besonders typischer Form als Blitze und sogenanntes Wetterleuchten, vielleicht auch zeitweise direkt durch kosmische Einwirkungen beeinflußt, auftreten.

Noch andere ähnliche Forschungs-Aufgaben ließen sich schon gegenwärtig den oben verzeichneten anreihen, und die künftige Forschung wird vielleicht noch manche in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses rücken, welche jetzt noch als relativ bedeutungslos gelten.

Die drei in der vorstehenden Aufzählung an erster Stelle genannten Erscheinungsgruppen der Meteore, der Polarlichter und des Tierkreislichtes sind von der allergrößten Bedeutung für die Erkenntnis der Zustände und Gesetze unserer Atmosphäre und der Beziehungen, welche zwischen diesen Zuständen nnd den kosmischen Erscheinungen, insbesondere den verschiedenen und veränderlichen Strahlungswirkungen der Sonne, obwalten. Die Erkenntnis aller dieser Strahlungswirkungen ist aber von fundamentalster Bedeutung auch für die gesamten wirtschaftlichen Probleme des Erdenlebens. Auch die unablässige direkte Bewachung der Zustände der Sonne, welche die Eigenart dieser Strahlungswirkungen bedingen, gehört in gewisser Weise mit zu der obigen Aufgabengruppe, obwohl diese Bewachung kaum mit unbewaffnetem Auge geleistet werden kann, somit schon einer etwas höheren Stufe der wissenschaftlichen Orientierung und Ausrüstung der Beobachter angehört. Aber auch bloß gelegentliche, mit einem ganz kleinen Fernrohr von geeigneter Einrichtung auf die Sonnenscheibe geworfene Blicke, von einer großen Anzahl von Freunden der Astronomie in den verschiedensten Zonen der Erde ausgeführt und zu den verschiedensten Zeiten durch kurze Notizen festgelegt und an einer geeigneten Zentralstelle durch zeitweise Mitteilungen zur geordneten Kenntnis gebracht, würden schon eine höchst wertvolle Vervollständigung des gesamten Beobachtungsmaterials über die Veränderungen der Sonnenzustände, welche so wichtig für uns sind, bedeuten. Sehr oft und anhaltend ist ja für ganze Zonen der Erde der Anblick des Himmels durch dichte Bewölkungen verschleiert, so daß schon vereinzelte Beobachter in denjenigen Zonen der Erde, die sich eines viel stetigeren Himmels-Anblickes erfreuen, besondere Bedeutung gewinnen können, ganz abgesehen davon, daß infolge der Drehung der Erde mitunter nur einem sehr kleinen Teil der sämtlichen Beobachtungsstationen der Anblick der Sonne unter günstigen Verhältnissen gewährt ist.

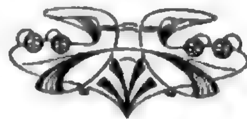
In Deutschland besteht seit etwa 10 Jahren eine Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik, welche es sich zur besonderen Aufgabe gestellt hat, für die obigen Forschungsgebiete (zu denen auch noch die mit ganz einfachen Beobachtungsmitteln ausführbare Beobachtung der merkwürdigen Schwankungen der Helligkeit einzelner Fixsterne hinzutritt), die Teilnahme und ein gewisses Verständnis gerade in denjenigen Volkskreisen zu wecken und zu pflegen, welche sich nach ihren Berufsverhältnissen häufig im Freien aufhalten und dabei auch von den Himmels-Erscheinungen meistens stärker angezogen werden, als andere Volkskreise. Die Vereinigung zählt bereits einige hundert Mitglieder, unter denen sich Gutsbesitzer und Forstleute, Geistliche und Lehrer auf dem Lande u. s. w. befinden, und zu denen auch nicht wenige höhere Schulen hinzugetreten sind, um, auch im Interesse des mathematischen Unterrichts, schon früh ein gewisses Verständnis der Himmels-Erscheinungen und eine gewisse Orientierung über deren Beobachtung und Aufzeichnung zu pflegen.

Das Zusammenwirken innerhalb dieser Vereinigung besteht hauptsächlich darin, daß die Aufmerksamkeit jener Volkskreise durch periodische Mitteilungen über die Bedeutung der bezüglichen Himmels-Erscheinungen auf die Beteiligung an einer geordneten, wenn auch ganz kunstlosen Beobachtung derselben hingelenkt wird, und daß dann durch die zusammenfassende Bearbeitung der Mitteilungen, welche die Leitung der Vereinigung aus diesen Volkskreisen empfängt, der Wert jeder einzelnen ordentlichen Beobachtung klar vor die Augen gebracht und hierdurch die Freude an dieser astronomischen Mitarbeit, welche so nahe Beziehungen zu unseren größten kosmischen Problemen hat, kultiviert wird.

Die bisherigen wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Vereinigung haben noch keine große unmittelbare Bedeutung, indessen darf wohl angenommen werden, daß die Anregungen, welche aus diesem Organisations-Anfang hervorgegangen sind, schon einen gewissen Kulturwert besitzen. Viel reicher werden sich die Ergebnisse gestalten und viel fruchtbarer wird sich auch ihr sozialer Wert noch erweisen, wenn es gelingt, was bisher nur unvollkommen versucht worden ist, die deutschen Volksgenossen in den fernen Erdteilen von dem hohen Werte zu überzeugen, den ihre Mitarbeit innerhalb dieser Gebiete der Himmelsforschung nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für ihre eigene soziale Stellung im fernen Lande, vielleicht auch für ihre ganze Lebensfreude und jedenfalls für ihre Verbindung mit dem Vater- und Mutter-Lande gewinnen kann. Es wäre hierzu nur nötig, daß sich deutsche Filial-Vereinigungen von Freunden

der Astronomie und kosmischen Physik in Verbindung mit der oben erwähnten bereits bestehenden deutschen Vereinigung bildeten, oder daß die ganz vereinzelt in der Fremde lebenden Freunde der Himmelskunde sich direkt mit uns in Verbindung setzten, um Ratschläge und Hülfsmittel für gewisse Beobachtungen zu empfangen und alsdann einer wissenschaftlichen Verwertung deutscher Beobachtungen auf Grund ihrer Mitteilung an unsere Zentralstelle in Berlin sicher zu sein.

Es könnte jetzt die Frage entstehen, ob dies nicht ein Umweg für unsere deutschen Landsleute wäre, und ob sie nicht besser täten, in ihrer eigenen Umgebung ein solches Zusammenwirken selbständig zu organisieren, und dabei nationale Gesichtspunkte, welche unmittelbar mit der Astronomie nichts zu tun haben, ganz außer Acht zu lassen. Natürlich wäre hiergegen nichts einzuwenden, wenn es ihnen gelingt, ein solches Zusammenwirken zu Stande zu bringen. Indessen ist einerseits zu bedenken, daß bei der jetzigen Gestaltung der Verkehrs-Einrichtungen der Anschluß an die Hülfsmittel und Erfahrungen bestehender heimatlicher Einrichtungen trotz großer Entfernungen doch weniger kostspielig und mühevoll wäre, als die Schaffung neuer Einrichtungen und neuer Organe des Zusammenwirkens; andererseits aber darf mit Sicherheit angenommen werden, daß gerade die ideale Stimmung, in welcher von Seiten der wissenschaftlichen Männer Deutschlands der Geist jenes Zusammenwirkens auf dem Gebiete der Himmelsforschung gepflegt wird und jedenfalls in Zukunft noch erfolgreicher und wärmer gepflegt werden wird, auch dem literarischen und brieflichen Verkehr der Zentralstelle der Vereinigung mit den fernen Volksgenossen einen besonderen Wert geben wird. Und vielleicht wird es noch ziemlich lange Zeit dauern, bis dieselbe Wärme der Kulturgemeinschaft, welche zwischen den Angehörigen eines und desselben Volkes aus der Gemeinsamkeit vieler idealen Besitztümer entsteht, die Angehörigen verschiedener Nationen auch bei Arbeitsgemeinschaften obiger Art verbinden wird. Sicherlich wird aber ein alle Zonen der Erde durchdringendes deutsches Zusammenwirken auf dem Gebiete der Himmelsforschung — und hiermit kehre ich zu dem Eingange dieser Betrachtung zurück — keine Steigerung nationaler Ausschließlichkeit, sondern weit eher eine Milderung der Trennungen und Gegensätze herbeiführen und auch insofern sich als eine echte Kulturgemeinschaft darstellen.



Maurice Maeterlinck.

Von

Erich Meyer—Weimar.

Die Zeit ist vorüber, wo wir Deutschen mit rein künstlerischer und menschlicher Teilnahme der Entwicklung Maurice Maeterlincks zuschauen durften. Seitdem seine „Monna Vanna“ über die deutsche Bühne gegangen ist und mit ihrem heimlichen Sinnenkitzel und ihrer falschen Schönheit das Urteil breiterer Schichten irre zu führen begonnen hat, ist Gefahr im Verzuge und wir müssen uns regen, daß wir nicht wieder einmal in beliebter Weise der Anbetung eines fremdländischen Götzen verfallen.

Zwei Umstände erschweren die Abrechnung mit Maeterlinck. Der eine ist seine Doppelseitigkeit. Er tritt als Dichter und Denker vor uns. Jedoch nicht so, daß neben seinen Theaterstücken eine Reihe fachwissenschaftlicher Untersuchungen gesondert herliefe. Vielmehr beansprucht er, in seinen Dichtungen metaphysische Fragen ihrer Lösung näher zu bringen, und behandelt umgekehrt philosophische Fragen in dem Tone bald eines Märchenerzählers, bald eines ekstatischen Sehers. Packt man den Philosophen an und weist ihm Unklarheit in den Begriffen, Mangel an folgerichtiger Gedankenentwicklung, Abwesenheit systematischen Vorgehens nach, so verwandelt er sich flugs in den Dichter. Von dem hat man all dies schlechterdings nicht zu fordern, weil er sich zum Vortrag seiner Anschauungen ganz anderer Mittel bedienen darf und soll, als der Philosoph. Greift man aber den Dichter an und wirft ihm vor, daß seine Gestalten blutlose Schemen, nur zur Vertretung einer Idee geschaffen seien, so kommt der Philosoph zum Vorschein und erklärt, daß ihm grade eben diese Idee die Hauptsache gewesen sei und sein müsse.

Der zweite eine Abrechnung erschwerende Umstand ist der, daß er sich mit seinem Denken wie mit seinem Dichten auf einem Gebiete bewegt, wo die verstandesgemäße Kritik angeblich überhaupt nichts zu suchen hat, dem Gebiet des Übersinnlichen. Hier, wo die sogenannte intuitive Entdeckungskraft der Seele mit einem Flügelschlag die Wolken überfliegt, fehlen dem nachkletternden Verstande Griffe und Tritte, und jene hat es leicht, mit einem adlermäßigen Mitleid über den armseligen Bergsteiger zu lächeln.

Beide Schwierigkeiten empfindet man besonders stark, sobald es gilt, sich auf engen Raum zu beschränken. Doch gibt es einen Ausweg, der hier naturgemäß eingeschlagen werden soll.

Dichter wie Metaphysiker wollen überzeugen. Fragen wir ihn selbst: wovon? Und ohne ihm die Richtigkeit seiner Thesen zu bestreiten, fragen wir dann weiter, ob er die richtigen Mittel angewendet hat. Mag er das Ziel stecken, wohin er will: es gilt doch immer, irdische Fassungskraft zu ihm hinzufördern. Was die über den irdischen Dünsten schwebende Phantasie auch erschauen mag, es muß für uns falsch und gleichgültig bleiben, solange sie es nicht glaubhaft zu erzählen vermag, und ob es glaubhaft vorgetragen ist, darüber haben wir allein das Recht und die Fähigkeit zu entscheiden.

Maeterlinck hat sich hinreichend oft über seine dichterischen Absichten geäußert, so daß man genau sagen kann, was er erreichen gewollt hat und worin das Neue bestehen soll, das er zu geben vermeint. In der Einleitung zu seinen gesammelten dramatischen Werken sagt er: „Genau betrachtet, setzt sich die hohe Dichtkunst aus drei hauptsächlichen Elementen zusammen: Zunächst die Schönheit der Sprache; dann die Betrachtung und leidenschaftliche Darstellung dessen, was wirklich um uns und in uns vorhanden ist, d. h. der Natur und unserer Empfindungen; und drittens, das ganze Werk einhüllend und seine eigenartige Atmosphäre schaffend, die Vorstellung, die sich der Dichter von dem Unbekannten macht, in das die Dinge und die Wesen eingetaucht sind, die er darstellt, von dem Geheimnisvollen, das sie beherrscht, das sie richtet und ihr Schicksal leitet.“ Und weiterhin: „Der Dichter muß uns zeigen, auf welche Weise, unter welcher Gestalt, unter welchen Bedingungen, nach welchen Gesetzen, zu welchem Zweck auf uns einwirken: unser Schicksal, die höheren Mächte, die unmerklichen Beeinflussungen, die ewigen Grundsätze, von denen, wie er als Dichter überzeugt ist, das Weltall erfüllt ist.“ Klar ist das nicht ausgedrückt. Man sieht, wie er mit den Worten ringt, sobald er das auszusprechen sucht, was ihm die Hauptsache ist. Man stößt sich auch an dem Widerspruch, der darin liegt, daß Maeterlinck, als er dies schrieb, sich in La Sagesse et la Destinée bereits zu der Erkenntnis hindurchgerungen hatte: „In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne.“ Seine Auffassung von der Aufgabe des dramatischen Dichters, von dem er im besondern an der zweiten Stelle spricht, ist aber anscheinend die ganz richtige, daß dieser zu einer Klärung des Weltbildes in dem Seelenspiegel seiner Zuhörer beitragen soll, indem er das Naturnotwendige in dem Sein und Handeln seiner Gestalten deutlich aufweist. Dieses Aufweisen, so meint er ferner richtig, geschieht nach einem anderen Verfahren, als es der Philosoph oder genauer der wissenschaftlich arbeitende Psychologe und Moralist anwenden würde. Denn er braucht die Imponderabilien, die unser Handeln und Empfinden beeinflussen, ihrem Wesen nach nicht zu bestimmen. Genug, wenn er selbst intuitiv eine Vorstellung von ihnen hat und uns ihre Wirkungen, die wir Zuschauer aus unserer Lebenserfahrung nachzuprüfen im stande sind, klar und überzeugend vor Augen zu stellen vermag. Dann wird er eine Stimmung in uns schaffen und durch sie auf dem Wege durch unser Empfinden hindurch auch eine Klärung unserer verstandesmäßen Weltauffassung erreichen, die eine Förderung bedeuten kann.

Gegen diese Auffassung des dramatischen Berufes ist gewiß nicht viel einzuwenden, wenn sie auch nicht die einzig mögliche ist. Sie bedeutet entschieden auch einen Fortschritt gegen den Realismus, der da vermeinte, seinem Lebensbilde dadurch Wahrheit zu verleihen, daß er es ebenso unverständlich und widersinnig gestaltete wie das Leben selbst.

Wie erfüllt nun Maeterlinck diese selbstgestellten Anforderungen? Welche Anschauungen hat er von den das Leben bestimmenden Gewalten? Welche sind es überhaupt? Vor allem: welche Mittel wendet er an, um uns diese Gewalten glaubhaft, fühlbar zu machen?

Sieben seiner Stücke stellt Maeterlinck mit vollem Recht, was die in ihnen vertretene Weltauffassung betrifft auf eine Stufe. „Man glaubt in ihnen," sagt er, „an gewaltige Mächte, unsichtbar und verhängnisvoll, deren Absichten niemand kennt, aber die der Auffassung des Dramas als böswillig voraussetzt, als aufmerksam auf alle unsere Handlungen, als feindselig dem Lächeln, dem Leben, dem Frieden, dem Glück." „Dies Unbekannte nimmt am häufigsten die Form des Todes an." Für „am häufigsten" könnte man richtiger sagen: immer. Eine wahnsinnige Todesangst peinigt Maeterlinck in dieser ersten Periode seines Schaffens. Weil er nicht entdecken kann: wohinaus das Leben vernunftgemäß geht, so vermag er nicht den Gedanken zu überwinden, daß es naturgemäß auf den Tod hinausläuft. Er meint „lange Zeit noch, vielleicht immer, werden wir nichts als schwanke und zufällige Lichter sein, die ohne erkennbaren Zweck jedem Hauch einer gleichgültigen Nacht preisgegeben sind." Wir wollen, wie angekündigt, nicht mit dem Philosophen über die Richtigkeit dieses Satzes streiten. Nur können wir uns nicht versagen darauf hinzudeuten, welches gefährliche Gift in solcher Lebensauffassung steckt. Würde sie Allgemeingut, dann säßen wir alle tränenselig am Ufer des großen Stromes des Lebens und wagte keiner in ihn hineinzusteigen. Nun, das ist es freilich, was uns Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts vor allem not tut! Maeterlinck meint allerdings: „Wenn man diese unendliche und unnütze Schwäche malt, nähert man sich am meisten der letzten und radikalen Wahrheit unseres Seins." Jedoch — habeat sibi! Dürften wir ihn ob seiner Ansicht nicht auslachen, so dürfen wir das ganz entschieden, wenn er falsche und lächerliche Mittel anwendet, um sie uns nahe zu bringen. Er hat es, so behaupten nämlich wenigstens seine Verehrer, als etwas ganz Neues entdeckt, daß eine Dichtung durch Übertragung einer Stimmung zu wirken habe: „Stimmungsdichtung". Untersuchen wir auch zunächst das einmal nicht, ob das so neu und unerhört sei. Geben wir es ohne weiteres als richtig zu und sehen nun, wie er es anfängt. Es ist ziemlich gleichgültig, welches jener Stücke wir herausgreifen. Wenn wir L' Intruse wählen, so geschieht es erstens, weil dies Stück angeblich in der Gegenwart spielt, während die andern zeitlos und ortlos sind; zweitens weil bereits drei Übersetzer darum gerungen haben, es dem deutschen Volke in weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Nebenbei bemerkt kenne ich keine der Übersetzungen und bedaure nur O. E. Hartleben unter diesen Kraftvergeudern zu finden.

„L'Intruse," — der „Eindringling," der Ungebetene, ist der Tod. L'Intruse führt uns in den Kreis einer Familie: Der Großvater (er ist blind), der Vater, der Onkel, die drei Töchter. Des Großvaters Tochter hat vor einigen Wochen eine schwere Entbindung überstanden. Sie ruht im Nebenzimmer. Die Ärzte haben erklärt, eine Gefahr bestehe nicht mehr. Es ist der erste Abend, wo alles im Hause aufatmet. Nur der Großvater nicht. Er wird von der Ahnung gepeinigt, daß grade heute ein Unglück geschehen könnte und er behält recht: zum Schluß meldet die Barmherzige Schwester den Tod der Kranken.

Auf die Frage, woher denn der Alte die unerklärliche Kenntnis hat, würde uns der Philosoph Maeterlinck die bekannte mystische „Erklärung" geben, daß eben geistig Arme, Blinde, alte Leute, Kinder eine Reihe von Anzeichen aufzufassen vermögen, die uns klugen Leuten entgehen. Mit dem Dichter haben wir über diese Frage gar nicht zu streiten. Genug, daß er einen solchen Menschen hinstellen will, das ist sein Recht — aber ihn uns glaubhaft zu machen, ist seine Pflicht. Welche Mittel wendet er nun dazu an? Der Alte ist unruhig zu Beginn des Stückes — man kann nie wissen, was geschieht. In das Leben des Neugeborenen, „der sich kaum bewegt und noch keinen Schrei ausgestoßen hat", setzt er kein großes Vertrauen: er entstammt einer Ehe von Blutsverwandten. Der Arzt hat ihm an diesem Tage verboten, seine Tochter zu sehen, neuer Grund zur Unruhe. Man erwartet den Besuch einer Tante, einer Nonne, die noch nie im Hause gewesen ist: erwarten macht unruhig, besonders wenn man blind ist. Gesamteindruck des Einganges: der Alte, so bedauernswert er wegen seines körperlichen Mangels sein mag, ist ein gnätteriger etwas kindischer Herr, der seine Umgebung plagt. So wenig wie diese glauben wir an eine gesteigerte seelische Feinfühligkeit bei ihm.

Nun aber naht sich das Geheimnisvolle: die Nachtigallen schweigen plötzlich im Garten. Sehr auffallend — es muß wohl jemand hereingekommen sein, obschon man niemand sieht. Die Schwäne auf dem Teich „scheuen". Dann aber tritt ein außerordentliches Phänomen ein: die Fische tauchen plötzlich alle unter und die Tochter erkennt das sogar im Mondenschein vom Fenster aus, was ein zweites außerordentliches Phänomen ist. Der Hofhund verkriecht sich. Ein kalter Hauch dringt zur offenen Gartentür herein. Als man die Tür schließen will, klemmt sie sich. Der Gärtner schleift seine Sichel unter dem Fenster — er muß nämlich die Nacht zum Grasschneiden benutzen, da morgen Sonntag ist. Der Alte macht ein kurzes Schläfchen, dann erwacht er mit der Behauptung, daß jemand an der Glastür steht, daß jemand ins Haus gekommen ist, daß er, als die Dienstmagd die Treppe hinaufkommt, einen zweiten Schritt mit ihr höre. Die Dienstmagd ist vom Treppensteigen außer Atem — der Alte glaubt, jemand seufzen und weinen zu hören — und so geht es fort, bis eine Uhr Mitternacht schlägt und alle Anwesenden, auf die die Unruhe des Alten sich langsam übertragen hat, in knieeschlotterndes Gruseln verfallen. Unter Anwesenden würden selbstverständlich auch die etwaigen Theaterbesucher zu verstehen sein. Es ist ein

Kinderspiel, einer Anzahl Menschen, die regungslos zuhören müssen wie sie, eine Gänsehaut über den Rücken zu jagen, so wie naturgemäß die Familie des Alten, die unendliche Geduld mit dem Achtzigjährigen üben muß und ihm nicht den Mund verbieten kann, der gleichen Suggestion erliegt. Das also gelingt dem Dichter allerdings, wenn er auch sehr platte Mittel anwendet, unter denen nur noch ein Knacken der Tischplatte, ein Zerspringen der Lampenzylinder u. dergl. vermißt wird.

Aber das ist es ja nicht, was Maeterlinck mit diesem angeblich meisterhaften Stimmungsbild hat erreichen wollen. Nein: er wünschte die Zuschauer unter den Eindruck zu stellen, daß die Gottheit nahe wäre. Das Unbegreifliche, Unbegriffene, Unaussprechliche soll zu unserm Gefühl sprechen, dann „nähern wir uns am meisten der letzten und radikalen Wahrheit unseres Seins".

Es gibt für uns Deutsche ein sehr einfaches Mittel, um Maeterlincks unsagbare dichterische Schwäche auf einen Schlag zu empfinden: wir brauchen nur die mittleren Auftritte des letzten Aktes aus Wallensteins Tod vor unser Gedächtnis zu rufen. Hier — das haben wir alle empfunden — stellt uns der deutsche Dichter Angesicht gen Angesicht dem allgewaltigen Schicksal gegenüber, dessen Machtäußerung ebenfalls ein Todesurteil ist. Nur das Zahlenverhältnis ist umgekehrt wie bei Maeterlinck: ein Einziger ist blind für das herannahende Verhängnis, der, den es treffen soll. Alle andern auf der Bühne ahnen entweder oder wissen bestimmt, daß es sich vollziehen muß, gleichwie der Zuschauer auf Grund seiner Kenntnis des Vorausgegangenen von seiner Unentrinnbarkeit überzeugt ist. So ruht denn über dem ganzen Theater und steigert sich bis zum Schluß jene Stimmung, die Maeterlinck angeblich erzeugen soll, tatsächlich. Atemlos lauschen wir den Worten, die für uns einen unheimlichen Doppelsinn enthalten und den Vorgängen, die uns, den Wissenden, wie Vorzeichen erscheinen müssen, da uns gleichsam ihr geheimer Sinn aufgeschlossen ist. Fast könnte man besorgen, daß ein Kurzsichtiger behaupte: Schiller wende die gleichen Mittel an, wie Maeterlinck: die Ahnungen und Träume der Gräfin, die düstere Gewitterstimmung, die den Himmel mit Wolken überjagt, das Reißen der goldenen Gnadenkette, die Angst Senis. Aber grade hierin zeigt sich der Unterschied zwischen dichterischer Kraft und Schwäche. Die oben aufgezählten Anzeichen des herannahenden Todes bei Maeterlinck sind für den Zuschauer schlechterdings völlig bedeutungslos und die Personen auf der Bühne sind für ihn ganz leere Namen, über deren Schicksal und Charakter er nichts weiß und nichts erfährt. Schiller hat uns zu Wissenden gemacht. Wir teilen die Angst der Umgebung Wallensteins, weil wir seit Beginn des Stückes ihr geheimstes Seelenleben so gut wie ihre äußeren Schicksale teilen. Wir kennen die Unvermeidlichkeit des Ausganges, weil Wallensteins Charakter offen vor unseren Augen liegt. Kaum so lang wie der Herzschlag stockend aussetzt, können wir meinen, die Hand des Schicksals zögern zu sehen, wenn Seni und vor allem, wenn Gordon sich flehend vor ihm auf die Kniee wirft. Maeterlinck sucht uns eine Stimmung dadurch

zu suggerieren, daß er Schwäne scheuen, Fische untertauchen und einen blinden Greis über verquollene Türflügel und düster brennende Lampen lamentieren läßt. Es gelingt ihm, uns grausen zu machen, wie das einem Spiritisten gelingt, der mit den Fußknöcheln knackt und dazu aufgeregt in eine dunkle Zimmerecke starrt, aus der das rätselhafte Klopfen angeblich kommen soll. Schiller überträgt die Stimmung nicht durch jene äußeren Vorgänge, sondern der metallene Klang der fallenden Gnadenkette geht uns durch Mark und Bein, weil die Stimmung bereits vorhanden ist, erzeugt durch Kunst, nicht durch Kunststückchen. Und so führt uns denn allerdings Schiller „der letzten und radikalen Wahrheit unseres Seins“ näher, wie es der schwächliche Neu-Romantiker vergeblich anstrebt, denn er lehrt uns die Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit seiner Entwicklung erkennen.

Es ist also eine ungeheuerliche Vergeßlichkeit oder Unwissenheit, wenn man uns Deutschen vorreden will, Maeterlinck habe mit seiner „Stimmungskunst“ eine neue und dazu noch höhere Kunst entdeckt. Er selbst verwirft freilich die große tragische Kunst als eine barbarische. Er meint es als seine Aufgabe erkannt zu haben, die große Tragik im kleinen alltäglichen Leben zu entdecken und herauszuarbeiten. An sich ein berechtigtes Ziel, wie das Schillerscher und Shakespearescher Dramatik, ein Ziel, dem man aber schon seit mehr als hundert Jahren mit besonderem Eifer nachstrebt. Jedoch, worin liegt denn für Maeterlinck in der Mehrzahl seiner Dramen das Tragische? Darin, daß wir sterben müssen und daß wir nicht ahnen, wann unsere Stunde kommt, und es nicht wissen, wenn sie bereits begonnen hat. Darum predigt er in seiner ersten Dichtungsperiode immer nur „Habt Angst!“ wie er selber von Todesfurcht durchaus beherrscht ist, darum erscheinen ihm die Menschen als besonders hellseherisch und der Lösung der Daseinsrätsel nahe, die am meisten Angst haben und wimmernd und hülflos sich in den Banden dieser Angst hin und her winden. Wie sollte eine solche Schwäche Verständnis für eine Kunst haben, die da spricht: Fürchtet euch nicht, denn ich zeige Euch das Gesetzmäßige und Notwendige in den göttlichen Erscheinungen.

Maeterlincks Verehrer heben es als sein besonderes Verdienst hervor, daß er im stande sei, Irrtümer in seinen Anschauungen als solche zu erkennen und zu überwinden. Uns Deutschen erscheint das Verdienst nicht so groß, daß ihm schließlich selbst bei seiner, unserem Volkswesen so gänzlich fremden Angst vor dem Tode unbehaglich geworden ist. Er hatte in grauer Eintönigkeit sie immer und immer wieder poetisch zu verwenden gesucht und mochte fühlen, daß die Geduld seiner Zuhörer erschöpft sei. Aber, ob er diese Anschauung wirklich überwunden hat? Hören wir ihn selbst.

In seiner oben schon angezogenen Einleitung zu seinem gesammelten Theater verkündet er pomphaft: „Nach den kleinen Dramen, die ich vorhin aufgezählt habe, schien es mir aufrichtig und weise, den Tod von dem Thron zu entfernen, auf den er kein sicher unbestreitbares Recht hat. Bereits in dem letzten, das ich oben nicht unter den anderen aufgezählt habe, in Aglavaine et Sélysette, hätte

ich gewünscht, daß er an die Liebe, an die Weisheit oder an das Glück einen Teil seiner Gewalt abtreten möchte. Er hat mir nicht gehorcht, und ich erwarte mit der Mehrzahl der Dichter meiner Zeit, daß sich eine andere Kraft offenbare."

Nun ist unzweifelhaft ein Unterschied zwischen Aglavaine et Sélysette auf der einen und den vorausgehenden Dramen auf der anderen Seite zuzugeben, den man wohl auch geneigt sein dürfte als einen Fortschritt zu bezeichnen. Nur muß man ihn nicht so überschätzen, wie es beispielsweise Monty Jacobs in seinem Buch über Maeterlinck tut. Dieser schreibt: „Von nun an scheinen ihm — dem Dichter — alle Tore und Pforten offen zu stehen. Keine schwere, wuchtige Mauer verwehrt ihm mehr den Anblick seelischer Mysterien. Nur noch ein zarter Nebelschleier breitet sich über die terra incognita des Innenlebens. Und oft genug hebt sich auch diese letzte Hülle." Nein, Maeterlincks Kunst, seelische Vorgänge faßlich darzustellen, ist schwach. Relativ, d. h. gegen Maeterlincks bisherige Leistungen gemessen, bedeutet das Stück einen gewissen Fortschritt, einen Versuch, sich dem wirklichen Leben zu nähern. Bis dahin — 1896 — bewegt sich Maeterlinck immer in einer ganz künstlich präparierten Welt. Meist gesteht er das offen ein. Die „Prinzessin Maleine" spielt in der Märchenwelt. „Die Blinden" setzen voraus, daß eine Anzahl Blinder auf irgend einer seltsamen Insel unter der Aufsicht eines greisen Wärters leben. „Pelleas und Melisande" spielen in einem höchst märchenhaften Schloß mit unheimlichen, sehr wunderbaren Kellerräumen; „Alladine und Palomides" ist unter einen Himmel verlegt, der dem Gewölbe einer Grotte gleicht"; es giebt beim Schloß des Palomides „schwarze Bäume, die in Unwettern dahinsiechen" und dergleichen mehr. Und selbst in Stücken, die angeblich in die moderne Zeit verlegt sind, fehlt nicht nur jegliche Beziehung zu irgendwelchen Verhältnissen unserer Zeit, sondern seine Gestalten sind überhaupt wie unter einer Glasglocke von dem isoliert, was sonst Menschenseelen zu bewegen pflegt. In Aglavaine et Sélysette weht etwas mehr Erdenluft — etwas mehr! Die jugendliche Sélysette ist mit Méléandre verheiratet. Da stirbt Sélysettes Bruder, seine Witwe kommt zu der Schwägerin. Ein Liebesverhältnis zwischen Méléandre und ihr spinnt sich an. Kurze Zeit glauben sie an die Möglichkeit einer rein platonischen Liebe. Als sie ihren Irrtum einsehen, will Aglavaine das Haus — übrigens auch ein Schloß am Meere — verlassen. Sélysette kommt ihr zuvor, wirft sich von einem Turm herab und stirbt mit der tapferen Lüge, daß es nur ein unglücklicher Zufall gewesen sei, der so rechtzeitig das Hindernis zwischen den beiden Liebenden fortgeräumt habe. Daß es sich somit um eine oft genug auf der Bühne dargestellte Verwicklung handelt, die auch im Leben nicht zu den außerordentlichsten Seltenheiten gehört, ist aber auch das Einzige, was diesem Stück den Anschein größerer Lebenswahrheit gibt. Denn sonst ist alles daran lebensunwahr. Méléandre war ein Jahr mit seiner kleinen Sélysette verheiratet, als deren Bruder Hochzeit machte. Méléandre reiste aus nicht angegebenen Gründen allein zu der

Hochzeit seines Schwagers. Aglavaine schreibt: Je ne vous ai vu qu'une fois, au milieu de la dispersion et de l'embarras de mes noces. Damit reimt sich schwer zusammen, was Méléandre selber erzählt: „Je ne l'ai vue qu'une fois, je te l'ai déjà dit; et c'était dans le parc du château de ton père. C'était sous de grands arbres — le soir.“ — Aglavaines Ehe ist unglücklich gewesen. Ihr Gatte ist aber bald gestorben. Dann hat sie einen Briefwechsel mit Méléandre geführt. In diesem haben sie einander besser kennen gelernt, obschon sie bereits an jenem ersten Abend unter den großen Bäumen erkannten, „daß unsere zwei Leben denselben Zweck hätten“. Erkannt haben sie dies durch eine „Kommunion“ ihrer Seelen, die sie durch einen Kuß besiegelten — an Aglavaines Hochzeitsabend! Seitdem hat Méléandre sie nicht wiedergesehen. Dennoch weiß er von ihr: „Sie hat seltsame Haare; man möchte sagen, daß sie an allen ihren Gedanken teilnehmen. Sie lächeln oder sie weinen, je nachdem sie glücklich oder traurig ist. Selbst dann, wenn sie nicht weiß, ob sie glücklich oder traurig sein soll. Ich hatte niemals Haare so leben sehen. Sie würden sie fortwährend verraten, wofern man es jemand verraten nennen kann, wenn eine Tugend enthüllt wird, die er hätte verbergen wollen.“ Wo hat er diese Trichomantie betrieben? Während der Augenblicke, wo „wir uns recht wenig gesagt haben“? Jetzt male man sich die mysteriöse Begegnung im Park aus. Maeterlinck ist hier einfach lächerlich. Ihre Haare haben vermutlich statt ihres Mundes gesprochen, gelächelt, geweint und ihm das Geheimnis ihrer Seele und den Zweck ihres Lebens offenbart.

Es ist schwer, hier nicht zu spotten und niemand anders als Maeterlinck selbst ist dafür verantwortlich, wenn der unbeirrbare natürliche Verstand über solche Leistung in Gelächter ausbricht. Aber mit dem Spott ist es nicht getan. Es lohnt sich, ernsthaft etwas tiefer zu schauen. Denn grade von diesem Punkte aus läßt sich der Grundmangel in Maeterlincks Talent darlegen, den er niemals wird überwinden können, der ihn aber auch grade für unsere Zeit gefährlich macht.

Als in dem letztgenannten Stück Aglavaine das Haus der Schwägerin betritt, geht sie schweigend auf diese zu und betrachtet sie: Méléandre: „Küßt Euch!“ — A. „Ja.“ Sie gibt Sélysette einen langen Kuß und geht dann mit den Worten „Et vous aussi“ auf Méléandre zu und küßt ihn gleichfalls. Alsdann werden nur gleichgültige Worte gewechselt. Ein Stillschweigen tritt ein. Dann sagt Méléandre: „Das ist seltsam, Aglavaine, — ich hatte Ihnen so viel zu sagen — und nun in diesen ersten Augenblicken schweigt alles; es scheint wirklich, als wenn man auf etwas wartet.“ A. „Man wartet allerdings darauf, daß das Stillschweigen reden soll.“ M.: „Was sagt es Ihnen?“ A.: „Wenn man wiedersagen könnte, was es uns sagt, so wäre es nicht das Stillschweigen mehr. — Wir haben nur nahezu unnötige Worte gesprochen .. und dennoch: sind wir nicht ruhig und wissen wir nicht, daß wir uns Dinge gesagt haben, die mehr bedeuten, als unsere Worte?“

Hierin steckt ein Gedanke, mit dem Maeterlinck sein im gleichen Jahre wie Aglavaine et Sélysette (1896) erschienenes Buch „Le Trésor des Humbles“ er-

öffnet, ein Gedanke, der nicht neu, deshalb aber, wenn schon richtig, doch noch nicht so bedeutend ist wie er sich einbildet. Wenn sich zwei Menschen unterhalten, so benutzt zunächst ein jeder das Mittel der Sprache, um in dem anderen bestimmte Vorstellungen wachzurufen. Qualitativ hat die Sprache, d. h. die durch Bewegung der Sprachorgane hervorgerufenen Tonwellen, garnichts mit den Vorstellungen gemein, ist auch nicht naturnotwendig mit ihnen verbunden, wie schon das Vorhandensein zahlreicher Sprachen beweist. Daher kann die Sprache benutzt werden, um die eigenen Gedanken zu verschleiern. Andrerseits wird ihre Unvollkommenheit bewirken, daß bei aller Aussprache ein unaussprechlicher Rest bleibt. Dieser Rest, der in manchen Lebenslagen das Wichtigste des Seelenlebens sein kann, vermag sich aber dennoch von Seele zu Seele mitzuteilen, nicht auf geheimnisvollem Wege, aber durch Mittel, die nicht immer aufzeigbar sind. Ton der Stimme des Einen, Blick des Auges, Haltung des Körpers, Gesichtsausdruck, gewiß auch, um Maeterlinck-Méléandre den Gefallen zu tun, der Zustand der Haare bewirken in dem Andern das Ablaufen ganz bestimmter Vorstellungsreihen, durch sie wiederum äußere Veränderungen, die nun auf den Einen zurückwirken und auch seine Vorstellungen beeinflussen. Die Mystiker aller Zeiten haben sich darin gefallen, in dieser Form der gegenseitigen Beeinflussung eine Art Gespräch von Seele zu Seele zu erblicken und als unvollkommene Bezeichnung eines dem Verstande nicht immer ganz klaren Vorganges kann man sich diesen Ausdruck auch gern gefallen lassen. Wir alle kennen solche Vorgänge. Wir alle haben durch Blicke überzeugt, durch ein Lächeln gesiegt, durch ein Schweigen widerlegt, wir alle haben schon Unterhaltungen geführt, in denen wir über den Austausch gleichgültiger Worte hinweg gleichsam auf die schweigende Seele des andern lauschten, wir alle wissen, daß das Höchste in uns durch die Sprache zu einem vollwertigen Ausdruck nicht kommen kann. Darüber ist nicht zu streiten.

Eine andere Frage aber ist, wie weit dies „Schweigen", wie Maeterlinck alle diese Erscheinungen zusammenfassend nennt, künstlerisch verwertbar ist, welche Mittel dem Dichter bei seiner Verwendung zur Verfügung stehen, in welcher Dichtungsgattung es reichlich, in welcher gar nicht verwendbar ist.

Maeterlinck hat es in ausgedehntem Maße anzuwenden gewünscht, und zwar grade im Drama, in der Dichtungsgattung, deren Nerv Handlung ist — nicht schweigendes Verkehren der Seelen untereinander.

Dennoch sind solche stummen Szenen im Drama möglich — stumm in dem Sinne gebraucht, daß entweder gar nicht gesprochen wird oder das wirklich Bedeutungsvolle nicht die tönenden Worte, sondern die stumm in der Seele des Redenden ablaufenden Gedankenreihen sind. Nur eine Bedingung muß erfüllt sein: der Dichter muß uns Zuschauer in die Seelen seiner Personen hineinschauen lassen, als wären sie von Kristall, wir müssen alle Vorgänge in ihnen deutlich wahrnehmen, selbst wenn sie von ihnen absichtlich verborgen werden, selbst wenn sie ihnen verborgen sind. Das ist des Dichters Kunst,

Man muß nun ganz von blinder Verehrung erfüllt sein, wenn man behaupten will, daß Maeterlinck diese Kunst in besonderem Grade besitze. In Aglavaine et Sélysette wird zwar an verschiedenen Stellen aufdringlich von dem stummen Sich-Verstehen der Seelen gesprochen. Aber sieht man genau zu, so stellt sich heraus, daß die Personen sich und dem Zuschauer ihre inneren Vorgänge in unendlich weitschweifigen Reden auseinandersetzen, Vorgänge die noch dazu von so alltäglicher Einfachheit sind, daß man sie auf die kürzeste Andeutung hin verstehen würde. Wo soll dann die tiefe Kunst stecken? Im Gegenteil: daß er uns mit dem Innenleben seiner Gestalten nur durch endlose Erörterungen bekannt macht, wo wir sie aus Handlungen kennen lernen sollten, ist eine unverzeihliche Schwäche. Von dem unaussprechlichen Unterstrom der Empfindungen wird viel geredet, aber vergeblich fragt man sich, wo er neben all dem Ausgesprochenen noch Platz haben soll. Besonders die Hauptpersonen werden recht eigentlich von Carlyles Vorwurf getroffen, daß sie das Beste ihres Innenlebens fortschwatzen. Sie kennen „Silence and Secrecy" sicherlich nicht.

Nun ist es lehrreich zu sehen, wie Maeterlinck in seinem letzten Stück, in „Monna Vanna", das ihn angeblich im Vollbesitz seines Könnens zeigt, den Anspruch erhebt, uns in eine schweigende Menschenseele blicken zu lassen, und daß dieser Versuch vollkommen mißlingt. Man darf den Inhalt des Stückes ja wohl als bekannt voraussetzen. Monna Vanna faßt ihren außerordentlichen Entschluß, sich den Lüsten eines fremden Mannes hinzugeben, schweigend. Dem Zuschauer aber bleibt er völlig unverständlich. Nicht als ob ein solcher Entschluß schlechthin unbegreiflich wäre. Die entsprechenden Umstände und den entsprechenden Charakter vorausgesetzt, wird man ihn fassen können. Schilderte der Dichter diese Umstände eindrucksvoll, plastisch greifbar, ließe er uns diesen Charakter klar in allen seinen Zügen erkennen, dann hätte er seine Aufgabe gelöst. Beides tut er aber keineswegs. Das durch die Belagerung Pisas erzeugte Elend mußte uns in dramatisch belebten Szenen glaubhaft vorgeführt werden. Hungernde Weiber, verdürstende Kinder, mit Empörung drohende Soldaten, ein von der Todesangst zum Wahnwitz getriebenes Volk — man denke nur an Hebbels Judith, deren verwandtes Thema sie besonders zum Vergleiche geeignet macht — das Alles mußten wir mit eigenen Augen sehen, damit uns die Annahme von Prinzivallis Forderung als einziger unvermeidlicher Ausweg erschien und wir mit dem Volke zusammen Monna Vanna bei ihrem ersten Auftreten mit der Bitte empfingen: „Rette du diese Unglücklichen, du allein kannst es!" Statt dessen hören wir drei Männer in einem behaglichen und ruhigen Zimmer von Not und Jammer in einem Tone schwatzen, als wenn sie für die Stenographen redeten: „Die außerordentliche Lage, in die wir geraten sind, hat die Signoria gezwungen, mir Schwierigkeiten einzugestehen, die sie mir bisher verborgen hatte", lauten die Eingangsworte.

Die Vorgänge in Monna Vannas Seele werden uns aber geradezu geflissentlich verborgen. Nur aus der Erzählung des alten Marco wissen wir,

wie sie Prinzivallis Angebot aufgenommen habe. Das heißt, sogar ihm hat der Dichter nicht vergönnt, ihre Seelenkämpfe anzuschauen: sie wendet sich, wie er berichtet, schweigend von ihm und verläßt das Zimmer. Wie arbeitet denn nun diese furchtbare Vorstellung in ihrem Innern? Wir wissen es nicht. Marco macht der Signoria Mitteilung von Prinzivallis Vorschlag und diese zitiert Vanna vor sich — alles natürlich hinter der Bühne — und legt den Entscheid in ihre Hände. Als sie nun endlich vor uns erscheint, ist ihr Entschluß bereits gefaßt, sie schreitet wie eine Traumwandelnde. Ihre Seele hat sich gleichsam schon aus dem Körper gelöst und wird bei dem scheußlichen Opfer abwesend sein. Aber wie geschah diese Loslösung? Warum konnte sie nicht anders? Warum sanken die Einwände des keuschen Weibes und der liebenden Gattin zu Boden? Das erfahren wir nicht, nicht im ersten Akt, aber auch nicht in klarer Weise in den anderen Akten. Im Gegensatze zu der unumstößlichen Forderung, daß der Dramatiker seinen Gestalten ein vollkommenes Organ zum Ausdruck ihres Innenlebens verleihen soll, büllt Maeterlinck sie in Nebel. Wohlverstanden: um uns mit dem Unterstrom ihrer Gedanken vertraut zu machen, war es nicht nötig, sie lange Reden halten zu lassen — wie sie sich übrigens gleichfalls in dem Stück breit machen — der Dichter konnte dazu, welche Mittel er wollte, wählen: darüber hat ihm niemand Vorschriften zu machen. Aber eines müssen wir fordern: daß diese Mittel wirksam sind, sonst wenden wir uns ohne Teilnahme von diesen Gestalten ab, von denen — um mit einer Verehrerin Maeterlincks zu reden — „gleichsam nur die Astralleiber" vierdimensional vor unseren Augen wandeln.

Mit seiner angeblich ganz neue Welten erschließenden Psychologie, die ihm Monty Jacobs nachrühmt, ist es also auch nichts, so wenig wie mit seiner „Stimmungskunst". Es offenbart sich vielmehr, wohin man schaut, nur eine große Sehnsucht nach Neuem und eine Ohnmacht, es zu erreichen. Diese Ohnmacht liegt in dem Hauptmangel Maeterlincks begründet, der so tief in seinem Wesen wurzelt, daß er ihn sicher nie überwinden wird: dem Mangel an plastischer Vorstellungsgabe. Sie mußte er besitzen, um einen Vergleich mit unsern Romantikern auszuhalten. Daß er sie nicht besitzt, läßt sich auf Schritt und Tritt nachweisen. So, wenn man in „Monna Vanna", wozu hier freilich der Raum mangelt, die nur erzählten Szenen zu konstruieren sucht: dann merkt man sofort, daß Maeterlinck sie gar nicht lebendig geschaut hat. Ein anderes, noch überzeugenderes Beispiel mag hier wenigstens Platz finden. Als Vanna ihrem Gatten sagt, daß Prinzivalla sie nicht berührt habe, ruft er aus: „Was! Ein Mann begehrt dich so heftig, daß er sein Vaterland verrät, daß er alles, was er hat, für eine einzige Nacht verkauft, daß er sich für immer vernichtet, daß er sich in gemeiner Weise vernichtet und daß er etwas tut, was man noch nie getan hat, und daß er sich so die Welt unbewohnbar macht!" Guido vergißt, daß er im 15. Jahrhundert lebt, wo eine solche Handlungsweise vielleicht nichts so außerordentliches war. Er vergißt, daß er ja in Prinzivalli nichts weiter erblickt

hat, als einen wilden und rohen Kondottiere, dem der Begriff Vaterland und Verrat, Ehrenhaftigkeit und Frauentugend nicht viel gelten. Er vergißt aber vor allen Dingen, und das ist das Schlimmste, daß ihm im ersten Akt (S. 11) ausführlich mitgeteilt ist, daß Prinzivalli schlechterdings nichts verkauft, sondern daß er bereits ein völlig verlorener Mann ist. Diese Darlegung von Prinzivallis Lage hat er noch in voller Seelenruhe angehört, er durfte sie nicht vergessen haben. Und wenn etwa doch, dann mußte während der gleich eintretenden Stille der alte Marco den Mund auftun und sagen: „Du vergissest, was ich dir mitgeteilt habe, daß dieser Mann nichts mehr zu verlieren, sondern alles zu gewinnen hatte und nachdem du nun so oft an deiner Umgebung beobachtet hast, wohin die Todesfurcht die Menschen treibt, hältst du es denn da für ausgeschlossen, daß Prinzivalli sich wiederum durch einen Verzicht auf die Liebesnacht Leben und Rettung erkauft hat?“ Hätte der alte Marco, der ja die ruhige und abgeklärte Lebensweisheit im Stück vertreten soll, so gesprochen, so wäre wohl ein Licht aufgegangen, vor dem manche der künstlichen Gespenster des Stückes geflohen wären. Wenn es nun mehrfach von der Kritik hervorgehoben wurde, daß Maeterlinck die im dritten Akt zum Ausdruck kommende Idee die Hauptsache gewesen sei, über der er so manche Verpflichtung des Theaterdichters vergessen habe, so muß man von dieser Idee sagen, daß sie wie alle Maeterlinck'schen Ideen, die etwas taugen, alt ist und sein einziges Verdienst darin hätte bestehen können, sie wieder einmal in eindringlicher Weise der Menschheit ins Bewußtsein zu rufen. „Jeder ist nur imstande, seine Mitmenschen bis zur Höhe seines eigenen sittlichen Niveaus zu begreifen.“ Im alltäglichen Leben drücken wir das so aus: Jeder beurteilt die andern nach sich selbst. „Darüber hinaus beginnt die unvermeidliche Trennung und wenn sie zwischen zwei Menschen eintritt, die bisher einen gemeinsamen Pfad wandelten und wandeln mußten, gibt es einen schmerzvollen Bruch.“ Das ist ja das Schicksal der sophokleischen Antigone, die von ihrer gesamten Umgebung, sogar von Schwester und Bräutigam nur bis zum sittlichen Niveau dieser Durchschnittsmenschen begriffen wird, und darum ihren einsamen Weg schreiten muß, der in die Todesnacht hinabführt.

Es kam uns hier nur darauf an, Maeterlincks dichterische Leistungen unter dem Gesichtspunkt zu prüfen, ob sie einen absoluten Wert besitzen und ob sie nach irgend einer Richtung hin die Eroberung neuer poetischer Provinzen bedeuten oder wenigstens anbahnen. Beides muß verneint werden. Eine Untersuchung seiner philosophischen Schriften, die außer unserem Bereich liegt, würde zu einem gleichen Ergebnis führen. Was er vorträgt, ist, soweit es richtig ist, nicht neu und mit einer so breiten Redseligkeit und Unklarheit vorgetragen, daß den alten Wahrheiten daraus leider keine neue Kraft und Wirkung entstehen kann. Rein menschlich gefaßt ist es ja gewiß ergreifend genug, zu sehen, wie dieser Mann ehrlich um eine vernünftige Weltauffassung kämpft, und wie er mit dem ihn vor allen ängstigenden Begriff des Schicksals ringt. Gewiß ist es auch erfreulich, ihn zu der Meinung kommen zu sehen, daß wir jedenfalls

immer absolute Herrscher in unserer inneren Welt bleiben können, wie auch die äußere sich gestaltet. Aber zum Führer der Menschenseelen fehlt ihm eigentlich alles, vor Allem die eigene innere Klarheit. Lessing hat von sich gesagt, daß ihm das Forschen nach der Wahrheit menschlich wertvoller erscheine, als die Wahrheit selbst, die eben nur für einen Gott gemacht ist. Damit meint aber dieser deutsche Denker doch nur, daß das kraftvolle Vorwärtsschreiten von Erkenntnis zu Erkenntnis ein höheres Lebensgefühl zu verleihen vermag, als wenn wir plötzlich im Vollbesitz der Wahrheit nunmehr zur Untätigkeit verwiesen wären. Der Belgier dagegen hat seine schwächliche Freude an der Vorstellung, daß wir „nichts wissen können", daß das uns ewig Unbekannte größer an Masse ist, als das Bekannte. Er bedauert jeden fallenden Schleier und nur das tröstet ihn, daß dahinter immer wieder ein Schleier ist. Seine Aglavaine[1]) sagt einmal: „Es gibt nichts Schöneres, als einen Schlüssel, solange man nicht weiß, was er öffnet!" Nicht das Erschließen der Wahrheiten macht ihm Freude, sondern das Spielen mit dem Schlüssel, der sie erschließen könnte, wenn die ihn haltende Hand Kraft und Mut besäße. Solange man den Schlüssel nicht anwendet, kann die Phantasie die seltensten Geheimnisse „ahnen". Damit bietet aber Maeterlinck genau das Gegenteil von dem was wir Deutschen heute als geistige Nahrung brauchen können. Dadurch wird er zu dem was man in Frankreich zuerst einen „Dilettanten" getauft hat, zu einem Menschen, dem der Mut zum gestaltenden Eingreifen in das Leben fehlt.

In dieser seiner Schwäche liegt seine Gefährlichkeit. Seine Werke sprechen zu den Schlaffen. Die sammelt er um sich, die das helle Sonnenlicht des Denkens nicht vertragen können und im Mondenschein des Träumens und Ahnens blaß umherschleichen; zu den Schlaffen spricht er, die den gesunden Schweiß des Handelns nicht mögen und mit gefalteten, vornehm weißen Händen im Dämmer des Unwirklichen sitzen. Ist sein Auftreten, wie man gesagt hat, ein geschichtsnotwendiger Protest gegen den Realismus, so darf man zum Heile der kommenden Generation annehmen, daß seine Weltanschauung eine Entwicklungskrankheit ist, die rasch überwunden werden wird — wenigstens von den Völkern, die innerlich gesund sind, wie wir Deutschen.

---

[1]) Agl. et Sèl p. 7. Il n'y a rien de plus beau qu'une clef tant qu'on ne sait pas ce qu'elle ouvre. Monty Jacobs übersetzt: „selbst wenn man" und verdreht dadurch den Sinn des Ausspruches vollständig.

Die nationale Bedeutung der Krupp'schen Wohlfahrtseinrichtungen.

Von

Superintendent C. Klingemann-Essen.

Der frühe Tod Friedrich Alfred Krupps unter den die Öffentlichkeit bewegenden schmerzlichen Umständen hat die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf das Lebenswerk des Mannes gelenkt, den bis dahin die meisten nur als den Besitzer des größten industriellen Werkes der Neuzeit, den Herrn über scheinbar ungemessene Einnahmen und Reichtümer kannten. Schon der übliche Name Kanonenkönig beweist die in der Beurteilung des Mannes, seiner Arbeit und des von ihm geleiteten Unternehmens vorherrschende Unkenntnis. Haben freilich leicht verständlicher Weise die Kanonen den Namen Krupp berühmt gemacht, so ist es doch von den Tagen des Großvaters und des Vaters her die Erzeugung von Gußstahl gewesen, von der erst die einzelnen Zweige der Bearbeitung und Verwendung dieses Erzeugnisses ausgegangen sind, und der dem ganzen Werk zukommende Name Gußstahlfabrik bezeichnet und umfaßt die mannigfachen Arbeiten zur Herstellung von Kriegs- und Friedensmaterial. Es ist bekannt, wie der erstere Arbeitszweig über Herstellung von Panzerplatten zum Erwerb des Grusonwerkes und der Kieler Germania-Werft fortgeschritten ist und wie die Firma nunmehr ganze Panzertürme, ja vollständige Kriegsschiffe liefert. Und eben auf dem Gebiete des Schiffsbaues, für den früher nur die einzelnen Eisenteile geliefert wurden, begegnet sich die Kriegs- und Friedensarbeit, von deren Umfang noch letzthin der großartige Aufbau auf der Düsseldorfer Ausstellung ein glänzendes Zeugnis ablegte.

Liegen die Keime der gegenwärtigen Größe weit zurück, fällt die große Zeit der gewaltigen Entwicklung des Werkes in die arbeitsreiche Wirksamkeit des genialen Alfred Krupp, so hat doch Friedrich Alfred Krupp in den kurzen fünfzehn Jahren seiner leitenden Arbeit das Werk zu einer beispiellosen Ausdehnung sich entfalten sehen. Im Jahre 1887 betrug die Zahl

der Arbeiter etwa 12000, im Mai 1900 belief sich die Gesamtzahl der auf den Krupp'schen Werken beschäftigten Personen auf 47330, die Zahl ihrer Familienangehörigen auf 103648, von denen 3333 auf der Fabrik beschäftigt waren, so daß die Gesamtzahl der Werksangehörigen 147645 betrug. In Essen allein arbeiteten im Jahre 1900 durchschnittlich 24767 Mann.

In diesen Zahlen birgt sich eine gewaltige Entwicklung, trotz Kanonen und Panzerplatten eine bedeutsame Friedensarbeit. Und zu dieser gehört die mit der äußeren Ausdehnung des Werkes auf das innigste verbundene großartige Entfaltung der Wohlfartseinrichtungen. Für das ganze Werk war es von hervorragender Bedeutung, daß die Fäden der Leitung in der Hand einer durch Geburt und Erziehung dazu bestimmten, mit Geschichte und Entwicklung des Unternehmens vertrauten Persönlichkeit zusammenliefen, und die persönliche Beteiligung des Verewigten am Aufschwung des Werkes wird von allen Kundigen dankbar gewürdigt. Aber ganz besonders war es die „Wohlfahrt", über die Friedrich Alfred Krupp auf das genaueste unterrichtet war, über deren Weiterbau er selbständig verfügte, und die er mit der wärmsten, persönlichen Teilnahme und mit liebevollem Verständnis verfolgte.

Eine Aufführung der einzelnen Zweige des umfangreichen Wohlfahrtswerkes ist an dieser Stelle ausgeschlossen, umfaßt doch die von der Firma herausgegebene Beschreibung der Einrichtungen in Wort und Bild drei stattliche Bände. Auch möchte ich die dabei unvermeidlichen Zahlen nur soweit verwenden, als es nötig ist, um einigermaßen ein Bild von dem Umfange der „Wohlfahrt" zu gewinnen. Gehören doch dazu die umfassende, vor der Reichsgesetzgebung in Angriff genommene, ihre Forderungen vielfach übertreffende Fürsorge für Arbeitsunfähige, Hinterbliebene, Kranke, die für sich allein zu einem mit Millionen arbeitenden Betrieb herangewachsene Konsum-Anstalt, die für Bildung und Ausbildung der Arbeiter und ihrer Kinder bestimmten Einrichtungen, Kranken- und Erholungshäuser, die zahlreichen Arbeiterkolonien, die nach immer sorgfältigen durchdachten Plänen nicht nur in Essen und Umgegend, sondern auch im Anschluß an die neu erworbenen Werke in anderen Städten errichtet worden sind, deren Bedeutung für Heranbildung und Erhaltung eines seßhaften, national gesinnten Arbeiterstandes besonders hoch einzuschätzen ist.

Doch seien einige aus persönlicher Entschließung Friedrich Alfred Krupps hervorgegangene Neugründungen besonders hervorgehoben, die es beweisen mögen, was die fünfzehn Jahre seines Wirkens für die Fortschritte der Arbeiterfürsorge zu bedeuten haben.

Am 1. August 1887 begründete F. A. Krupp zum Andenken an seinen Vater die Arbeiterstiftung mit einer Ausstattung von einer Million, deren Zinsen zu Unterstützung in Fällen unverschuldeter Not, z. B. Arbeitsunfähigkeit ohne satzungsgemäßen Anspruch auf Ruhegeld, verwendet werden sollten. Dazu kam am 100. Geburtstag Kaiser Wilhelms des Ersten die verwandten Zwecken dienende Invalidenstiftung von ebenfalls einer Million, die 1898 und 1901 um je 500000 Mk. erhöht wurde. Im Jahre 1889 wurde eine Stiftung von 500000 Mk. für Darlehen zum Zwecke Haus-Erwerbes begründet. Im Jahre 1892 erstattete F. A. Krupp seiner Arbeiterschaft den Dank für das seinem Vater gesetzte Denkmal durch Stiftung des Altenhofes, jener noch eingehender zu erwähnenden Kolonie für pensionierte Arbeiter, Ehepaare und Alleinstehende, die kein Besucher ohne freudige Bewegung in Augenschein nehmen kann. Das ursprünglich bewilligte Kapital von einer halben Million ist seitdem verdoppelt und verdreifacht worden. Im Oktober 1900 wurden im Altenhof in Gegenwart des Kaiserpaares die durch Krupps Güte den „Alten" beider Konfessionen erbauten schmucken Kapellen eingeweiht. Ebendort war schon vorher das mit dem Namen der Kaiserin bezeichnete Augusta-Victoria-Erholungshaus errichtet worden und für Erleichterung der Benutzung dieses Hauses am 8. August 1896 die Summe von 300000 Mk. bewilligt worden. Im Jahre 1890 entstand die Stipendienstiftung von jährlich 12000 Mk. zur Ausbildung begabter Lehrlinge. 1897 beschloß F. A. Krupp die Begründung einer Bücherei mit Lesehalle, die, am 1. März 1899 eröffnet, dank der Freigebigkeit der Firma einen erstaunlich raschen Aufschwung nahm und wohl an der Spitze aller deutschen Volksbüchereien steht. Am 1. April 1900 trat zu den schon gebotenen Spargelegenheiten ein Sparbureau mit außerordentlichen Vergünstigungen zur Anregung der Sparsamkeit. 1889 wurde die zweckmäßig und gediegen ausgestattete Haushaltungsschule für Arbeitertöchter eröffnet.

Außer den gesetzlichen und den freiwilligen satzungsgemäßen Beiträgen der Firma, welch letztere von 1887 bis 1901 die Summe von 7772044,04 Mk. betrugen, erhielt die Arbeiter-Pensionskasse an freien Geschenken des Fabrikherrn im gleichen Zeitraum 2550000 Mk., die Beamten-Pensionskasse 2150000 Mk.

Es entstanden in den fünfzehn Jahren der Wirksamkeit F. A. Krupps die Arbeiterkolonien Alfredshof im jetzt zu Essen gezogenen Vorort Altendorf, 116 Wohnhäuser mit 232 Wohnungen, Friedrichshof in Essen, 37 mehrstöckige Häuser mit 200 Wohnungen, die Beamtenkolonie Hohenzollernstraße in Essen, 10 Wohnhäuser mit 15 Wohnungen, zwei Logierhäuser

für unverheiratete Facharbeiter zu je 30 Wohnungen, umfassende Neubauten in den alten Kolonien Kronenberg und Baumhof, Kolonien bei der Besitzung Hügel, in Annen, bei den Zechen Hannover und Hannibal (ca. 250 neue Wohnungen), in Meppen für die Angestellten des Schießplatzes, die Kolonie Weddau bei Duisburg-Hochfeld, zahlreiche Wohnungen auf den verschiedenen Hüttenwerken, die Kolonie Kiel-Gaarden, 19 Wohnhäuser mit 112 Wohnungen.

Auch auf Bauten und Einrichtungen zu Erholungszwecken richtete sich F. A. Krupps Fürsorge. So begründete er ein Beamten- und ein Werkmeisterkasino, einen Turn- und Fechtsaal, einen Gasthof für die Geschäftsgäste, ein Bootshaus bei Hügel an der Ruhr.

Diese Aufzeichnung macht auf unbedingte Vollständigkeit keinen Anspruch, sie übergeht mit Absicht die bedeutenden ebenfalls der Wohlfahrt dienenden Zuwendungen an die Stadt Essen und die verschiedenen Kirchengemeinden.

Es ist nicht schwer, aus dem allen einen ungefähren Schluß darauf zu ziehen, welch ein bedeutender Teil der persönlichen Einnahmen Krupps wieder der Arbeiterschaft zu Gute kam, und wenn die üblichen Zeitungsberichte nach F. A. Krupps Tode von Millionen zu erzählen wußten, die er monatlich (!) zu verzehren hatte, so ist dabei gänzlich übersehen, wieviel vom Ertrag des Werkes in das Werk selbst zu Erweiterungszwecken zurückfloß, welche Summen für die „Wohlfahrt" aufgewendet wurden!

Es sei nunmehr gestattet, auf Ursprung, Umfang und Bedeutung einzelner Wohlfahrtseinrichtungen in Kürze hinzuweisen. Hier dürfen die Bestrebungen zur Lösung der Wohnungsfrage obenan stehen, einmal, weil sie zuerst aus der eigenartigen Entwicklung eines Riesenwerkes in einer kleinen Stadt hervorgegangen sind, dann aber auch, weil sie an Wichtigkeit von keinem andern Wohlfahrtszweige übertroffen werden. Die Stadt Essen, die ihren beispiellosen Aufschwung freilich in erster Linie dem Krupp'schen Werk verdankte, nicht aber, wie man wohl hin und wieder lesen konnte, durch das Krupp'sche Unternehmen allein groß und volkreich geworden ist, zählte

im	Jahre	1830	5457	Einwohner
„	„	1852	10552	„
„	„	1861	20811	„
„	„	1871	51513	„
„	„	1880	56957	„
„	„	1890	78722	„
„	„	1900	118863	„

und nach Eingemeindung des allerdings nur durch das Krupp'sche Werk zum größten „Dorf" Preußens mit 63272 Einwohnern herangewachsenen Vorortes Altendorf 182135 Einwohner. Von 1832 stieg die Zahl der Krupp'schen Arbeiter von 10 auf 24767 im Jahresdurchschnitt von 1900! Daß keine private Bautätigkeit mit solcher Entwicklung Schritt halten konnte, daß die Arbeiter der Überteuerung bei ungesund engen Wohnungsverhältnissen ausgesetzt waren, liegt auf der Hand. Die Zahl der Wohnhäuser in Essen stieg im Zeitraum von 1840 bis 1871 von 840 auf 3322, sie vervierfachte sich, während die Bevölkerung auf das achtfache sich hob. Dem entspricht genau, daß 1840 auf ein Haus 7,53, dagegen 1871 15,50 Bewohner kamen. In den eigentlichen Arbeitervierteln war dies Verhältnis natürlich weit ungünstiger und hatte hohe Sterblichkeitsziffern zur notwendigen Folge. Im Jahre 1871 begann die umfassende Bautätigkeit der Firma, von deren Umfang in den letzten 15 Jahren ich bereits ein Bild gegeben habe. Heute besitzt die Firma in Essen und Umgegend 4274 gute und gesunde Wohnungen, ferner 1195 Wohnungen auf den Außenwerken. In Krupp'schen Häusern wohnten im Jahre 1900

8212 Angehörige der Firma
mit 18466 Familienangehörigen
Sa. 26678 Personen.

Je nach dem Wert des städtischen oder vorstädtischen Baugrundes sind mehrstöckige große Gebäude oder kleinere Häuser mit einer oder zwei Wohnungen aufgeführt worden, überall aber ist der Grundsatz gewahrt worden, abgeschlossene, selbständige Wohnungen zu schaffen, und in Raumverteilung, Einrichtung, Freundlichkeit sind auf Grund der gesammelten Erfahrungen stetige Fortschritte gemacht worden.

Die Mieten betragen

für eine zweiräumige Barackenwohnung	60—90	Mk. jährlich
„ „ sonstige 2räumige Wohnung mit Keller	90—108	„ „
„ „ „ 3 „ „ „ „	120—220	„ „
„ „ „ 4 „ „ „ „	170—320	„ „
„ „ „ 5 „ „ „ „	270—400	„ „ ;

sie stehen weit unter dem ortsüblichen Durchschnitt.

Das zu Bauzwecken aufgewendete Kapital belief sich im Jahre 1900 ohne Einrechnung des Bodenwertes in Essen auf 15½ Millionen Mark, auf den Außenwerken auf 4 Millionen, die sich — wieder ohne Berücksichtigung des Grundwertes — mit etwa 2¾ % verzinsten.

Es liegt in diesen Zahlen eine unschätzbare Wohltat für unsern Arbeiterstand enthalten. Ich will nicht von der heilsamen Zucht reden, die darin liegt, daß selbstverständlich die ordnungsgemäße Haltung der Wohnung die weitere Gewährung bedingt, auch nicht von den gesundheitlichen Vorzügen der zu billigem Preise vermieteten Wohnungen. Auch das ist nicht unwichtig, daß die Miete vom Lohn abgezogen wird, also Rückstände und Schulden nicht entstehen können. Aber das wichtigste bleibt des Arbeiters Freude am behaglichen Heim, das Gefühl der Sicherheit, nicht von willkürlicher Preistreiberei oder Kündigung abhängig zu sein. Mir sind viele Beweise dieser dankbaren Freude entgegengetreten, und ich habe als Seelsorger die Erfahrung gemacht, daß unter sonst gleichen Verhältnissen die in Krupp'schen Wohnungen fest angesiedelten Arbeiterfamilien in Führung und Bildung höher stehen als die in „freien" Mietswohnungen hausenden, die nur allzu oft aus einem Stadtteil in den andern ziehen und nirgends festwurzeln.

Gern erinnere ich mich dabei einer Unterredung mit Herrn Krupp, dem ich auf Grund solcher Erfahrungen meine Meinung aussprach, daß es sich bei der Wohnungsbeschaffung wohl um das allerwichtigste Stück der „Wohlfahrt" handle. Mit Lebhaftigkeit ging er auf diesen Gedanken ein und erwiderte: „Kennen Sie mein neues Junggesellenheim? Nicht? Haben Sie Zeit, so hole ich Sie morgen früh ab und zeige es Ihnen." So hatte ich tags darauf die Freude, von Herrn Krupp selbst in das mir noch unbekannte Heim für alleinstehende Facharbeiter geführt zu werden und dabei zu erkennen, wie er mit diesen Wohnungsfragen auf das vollkommenste vertraut war und sich eingehend auch mit Einzelheiten befaßte.

Und noch wertvoller ist mir eine zweite Erinnerung, die sich an ein Gespräch über den Altenhof, F. A. Krupps Lieblingsstiftung anknüpft. Herr Krupp sprach sich darüber aus, wie sehr er es oft bei der Erweisung von Wohltaten im Großen vermisse, nicht dem einzelnen Arbeiter persönlich Freundlichkeit erzeigen zu können. Das sei ja bei der Riesenzahl unmöglich. Da betrachte er es als besondren Gewinn für sich und die Seinen, daß durch Begründung des Altenhofes ihnen ein übersichtlicher Kreis würdiger und bedürftiger Leute zugewiesen sei, dem persönliche Wohltaten und Freundlichkeiten erwiesen werden könnten. Und dann zeigte mir der vielbeschäftigte Mann ein unscheinbares Taschenbüchlein, in dem er über jeden Insassen des Altenhofes genaue Eintragungen über Familienverhältnisse, Einkommen, Bedürftigkeit gemacht hatte, um jedem nach seiner besonderen Lage Gutes tun zu können. Es war ihm eben Bedürfnis, Liebe zu üben, Wohltaten zu erweisen.

Und zu den schönsten Denkmälern seiner Wohltätigkeit gehört der Altenhof selbst, das schmucke, aus zierlichen Einzel- und Doppelhäusern bestehende Dorf am Waldesrand südlich von Essen, bei dem auch wie überhaupt bei neueren Kolonien durch bunte Abwechselung den Gesetzen der Schönheit und Anmut Rechnung getragen ist. Über 200 Wohnungen für die Alten des Werkes sind dort errichtet, alle inmitten freundlicher Gärtchen, das ganze wie eine Gartenanlage, ein in der Nähe der Fabrikstadt seltsam und lieblich anmutendes Bild. „Laeso et invicto militi“, so stehts am Invalidenhaus zu Berlin; nicht minderer Ehre sind die Veteranen der Arbeit wert, und ihr entschlafener Führer hat es ihnen oft und persönlich bewiesen, daß er sie wert hielt. — — —

Kaum minder eng als die Wohnungsfrage ist auch die Frage der Lebenshaltung, der Beschaffung der Lebensbedürfnisse mit der raschen Entwicklung des Werkes verbunden, mit der die Entwicklung der Stadt nicht Schritt halten konnte. Die Zahl der Handeltreibenden wuchs zwar mit außerordentlicher Geschwindigkeit und stieg von 1855 bis 1875 von 220 auf 1267. Aber unter den rasch entstandenen Geschäften waren viele Winkelgeschäfte, deren Betrieb auf gewissenlosem Kreditgeben sich aufbaute, zahlreiche Kleinhandlungen mit Schnaps-Ausschank, minderwertige Wirtshäuser. Die durch Bildung eines Essener Konsum-Vereins unternommene Selbsthülfe drohte zu versagen, als die Firma die Verbindlichkeiten dieses Vereins im Jahre 1868 übernahm und den Verein in ihre eigene Konsum-Anstalt umwandelte, die heute mit über 50 Zweiganstalten in den verschiedenen Kolonien 759 Personen beschäftigt, an 21 496 Rabattberechtigte Warenbezugsbüchlein ausgegeben und einen Jahresumsatz von etwa 10 Millionen erreicht hat. Der Durchschnittswert der auf ein Büchlein entnommenen Waren betrug im Jahre 1900/01 528,16 Mk., worauf 7 % = 36,97 Mk. ausgezahlten Rabatt entfielen. Welchen Wert die Barzahlung für das Hauswesen des Arbeiters hat, wie außerordentlich wichtig die sichere und bequeme Beschaffung aller Lebensbedürfnisse in vorzüglicher Beschaffenheit für den Arbeiterstand ist, liegt auf der Hand. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß gerade die Notwendigkeit der Barzahlung die leichtfertigeren Elemente wieder den Abzahlungs- und Kredit-Geschäften in die Arme treibt.

Das Gebiet des Kassenwesens mit seinen ungeheuren Zahlen kann hier nur gestreift werden. Bildet es doch insofern keinen hervorstechenden Teil der Krupp'schen „Wohlfahrt“, als die Fürsorge für durch Alter oder Unfall arbeitsunfähig gewordene Arbeiter, die Versicherung gegen Krankheit u. s. w. durch Gesetzgebung Gemeingut des deutschen Arbeiterstandes

geworden ist. Aber das darf nicht vergessen werden, daß die Firma Krupp jener Gesetzgebung vorangeeilt ist und in ihren Leistungen über die Forderungen des Gesetzes wesentlich hinausgeht. Schon durfte ich die freiwilligen satzungsgemäßen Leistungen der Firma zu den Pensionsfonds der Arbeiter und Beamten hervorheben, die im Zeitraum von 1887 bis 1900 einschließlich der weniger erheblichen Beiträge zu Kranken-Unterstützungskassen mit 6 932 657,26 M., die gesetzlich im gleichen Zeitraum geforderten Leistungen von 6 009 101,45 Mk. erheblich übertreffen. Sein eingreifendes persönliches Interesse an diesem Gebiet der Fürsorge hat F. A. Krupp durch jene schon erwähnten Spenden in Höhe von 4 700 000 Mk. bekundet, durch welche die Leistungsfähigkeit der Pensionskassen ohne vermehrte Heranziehung von Beiträgen der Beteiligten sicher gestellt werden sollte. Gerade für den Arbeiter und den kleinen Beamten ist eine gesicherte, von eigentlicher Brotsorge freie Zukunft von außerordentlicher Bedeutung. Und wie fühlt sich auch der kleine Mann an das Gedeihen des Werkes gebunden, mit dem seine und der Seinen Zukunft so innig verwachsen ist! Die Leistungen an Pensionen betrugen im Jahre 1885 79 887, im Jahre 1900 1 077 220 Mk.! Das erstaunliche Wachstum dieser Zahlen beweist am deutlichsten, in welchem Maße die Anforderungen an die Pensionskasse von Jahr zu Jahr steigen, und wie notwendig es gewesen ist, die Leistungsfähigkeit der Kasse rechtzeitig zu sichern. Die hohen persönlichen Zuwendungen Friedrich Krupps sind dadurch mitveranlaßt worden, daß trotz aller satzungsgemäßen Leistungen der Firma und der Arbeiterschaft eine Überanstrengung der Kasse nicht ausgeschlossen erschien. Daß gegen den Zwang der Beteiligung an dieser Kasse von einem Teil der Arbeiterschaft Widerspruch erhoben wird, erklärt sich leicht, zeugt aber im Grunde von beschränkter Einsicht. Weitaus die meisten Arbeiter erkennen den Segen und Vorteil dieser Einrichtung an und stellen sich willig unter die durch die Satzungen geordnete Zucht. Freilich mag es im einzelnen Fall als Härte erscheinen, wenn ein Arbeiter ausscheidet oder ausgeschieden wird und dadurch seiner Einsätze verlustig geht. Aber derartige Fälle sind nicht häufig, und es ist schwer, die auch bei erprobter Ordnung unvermeidlichen Härten abzustellen, ohne das ganze zu gefährden. Und was würde von einer Pensionskasse ohne eigene Beteiligung und Leistung des Arbeiterstandes zu halten sein? Übrigens ist schon auf die Arbeiterstiftung und die Invalidenstiftung hingewiesen worden, die dazu bestimmt sind, in solchen Fällen, wo nach Recht und Satzung Härten und unverschuldete Verluste sich ergeben, dem Arbeiter Ersatz und Ausgleich zu gewähren. Eine Rückzahlung der

Beiträge bei vorzeitigem Ausscheiden kann grundsätzlich nicht zugestanden werden, ohne eine Einrichtung zu gefährden, die von den einsichtigen, seßhaften Arbeitern als die größte Wohltat anerkannt wird. Auch ist die Zahl der durch Entlassung vorzeitig ausscheidenden Arbeiter verhältnismäßig nicht groß. Sie erscheint auf den ersten Blick hoch, wenn z. B. angeführt wird, daß im Jahre 1899 nicht weniger als 7759 Arbeiter den Betrieb verließen. Neben den fest angestellten Arbeitern gibt es selbstverständlich eine nicht unbeträchtliche Zahl von solchen, die angenommen und entlassen werden, je nachdem der Bedarf steigt oder fällt. Unter den angeführten Tausenden sind nicht wenige, die in demselben Jahre vorübergehende Beschäftigung mehrmals gefunden haben und so die Zahl anschwellen lassen. Die Beiträge dieser Leute zur Pensionskasse fallen weder für sie selbst noch für die Kasse ins Gewicht.

Im Jahre 1901 stieg die Gesamtsumme der Aufwendungen wieder um fast 100000 Mark, nämlich auf 1174452 Mark. Es wurden im Laufe des Jahres neu pensioniert 188 Männer mit Pensionen von 358—1445 Mark, 103 Witwen mit Pensionen von 109—700 Mark. Solche Zahlen verdienten wohl auch genannt zu werden, wo gegen die Einrichtung und Handhabung der Kasse Einwände erhoben werden. Bei 2000 Mk. Jahresverdienst beträgt die Pension je nach dem erreichten Dienstalter 800—1500 Mk., das Witwengeld 400—750 Mk., die Pension für ein Kind 80—150 Mk. und für ein mutterloses Kind 120—225 Mk. — Ein heraus gegriffenes Beispiel: Ein nach dreißigjähriger Dienstzeit des Mannes mit zwei noch pensionsberechtigten Kindern zurückbleibende Witwe würde bei dem oben genannten Jahresverdienst 770 Mk. Pension beziehen. Dabei beginnt die anzurechnende Dienstzeit eines Arbeiters verhältnismäßig früh.

Mit dem ausgedehnten Krankenkassenwesen hängt wieder auf das innigste die Krankenfürsorge zusammen, der neben den gesetzlich vorgeschriebenen Einrichtungen das trefflich geleitete und ausgestattete Krankenhaus und in Ergänzung dazu das ebenfalls bereits erwähnte Erholungshaus dient. Das zu Kriegszwecken im Jahre 1870 von Alfred Krupp gestiftete, frei und luftig gelegene Krankenhaus wurde 1872 der Firma als dauernde Einrichtung überwiesen. Es ist mit 228 Betten ausgestattet und hatte im Jahre 1901 einen Durchschnittsbestand von 174 Kranken.

Neben der bereits genannten Haushaltungsschule besteht für die Töchter der Arbeiter eine unter vorzüglicher Leitung in großem Segen wirkende Industrieschule.

Meine auf Vollständigkeit in keiner Weise Anspruch erhebende Übersicht über die Wohlfahrtseinrichtungen möchte ich mit einem Blick auf die jüngste mit überraschendem Erfolg gekrönte Stiftung Friedrich Alfred Krupps schließen, die Bücherei und Lesehalle. Am 1. März 1899 eröffnet zählt die Bücherei bereits 28 000 Bände und erfreut sich einer zunehmenden Benutzung. Von 8 257 Inhabern von Leihkarten sind 79 % Arbeiter, 21 % Beamte. Die Zahl der ausgeliehenen Bände betrug im ersten Jahre 94 000, im zweiten 141 000, im dritten 209 000 Bände. Die entsprechenden Zahlen für Jugendliteratur stiegen von 8000 auf 40000. Die Zahl der täglich ausgeliehenen Bücher stieg von 100 auf 300 und auf 700. Auf die bedeutsame Frage: Was liest der Arbeiter? gibt der Bericht über Benutzung der Bücher manche interessante Antwort. Es sei erwähnt, daß Goethe und Schiller mit 347 und 338 ausgeliehenen Bänden an einer der höchsten Stellen stehen. Jedenfalls wird die Errichtung der Bücherei von einem weiten Kreise der Arbeiterschaft als eine große Wohltat anerkannt. — — —

Eilen wir nun zu unserm Gesamturteil über Bedeutung und Wirkung der Wohlfahrt, so mögen manche der angeführten Zahlen und Bilder schon das ihrige über den Einfluß dieser Einrichtungen zur Bildung und Erhaltung eines innerlich gesunden, einen sittlich starken Bestandteil unseres Volkes ausmachenden Arbeiterstandes geredet haben. Dem Anspruch auf Dankbarkeit wird freilich oft genug der Einwand entgegengehalten, das alles sei eben nicht mehr als „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit" der Firma, und es liege in ihrem eigenen Interesse, sich einen zufriedenen Arbeiterstand zu erhalten. Beides, zumal das altpreußische Wort von der verfluchten Pflicht und Schuldigkeit, werden auch die Schöpfer dieser Anstalten gelten lassen, aber es kommt doch immer darauf an, wie man diese Pflicht und Schuldigkeit auffaßt und erfüllt. Und wenn man gar Stellung und Verdienst des einzelnen Arbeiters mit den anscheinend so riesengroßen Zahlen des Krupp'schen Einkommens vergleicht und daraus hämische Schlüsse zieht, so wird einmal vergessen, welchen Schwankungen dies Einkommen ausgesetzt ist, wie notwendig ferner der starke Rückhalt des Kapitals für die Leistungsfähigkeit des Ganzen ist, von der das Wohl und Wehe von Tausenden abhängt, dann aber überhaupt nicht mit der Größe des Betriebs gerechnet. Jede 10 Pfennige täglichen Mehrverdienstes im Durchschnitt bedeuten für das Jahr eine Summe von mehr als 1 400 000 Mk., und die für das Arbeiterwohl getroffenen festen Einrichtungen sind bei weitem segensreicher als eine entsprechende Erhöhung des baren Einkommens.

Gewiß liegt eine Verpflichtung vor und wird als solche anerkannt, denn der Arbeiterberuf fordert viel Entsagung, viel Opfer an Kraft, Gesundheit und Lebensdauer. Auch auf dem Schlachtfeld der Arbeit gibt es ehrenvolle Wunden und schmerzliche Verluste, die eine Gegenleistung an Fürsorge als sittliche und nationale Pflicht erscheinen lassen. Es mag den Volksfreund oft genug schmerzlich bewegen, wie allmählich die Umwandlung unseres Volkes in ein industrielles sich vollzieht, ist doch schon unsere Ackerbau treibende Bevölkerung in die Minderheit gedrängt worden. Nicht ohne Bangen sehen wir die Bevölkerungs-Ansammlungen im Industriegebiet, die leider eine Entvölkerung gerade des deutsch besiedelten Ostens im Gefolge haben und wahrlich nicht immer zum Heil des einzelnen geschehen. Da denke ich an das treffende Wort einer alten Lithauerin, die mit ihren Kindern hierher gezogen war, und auf meine Frage, wo sie es nun besser finde, mir antwortete: „Herr Pfarrer, in Assen hat man mehr Jäld; in Ostpraißen hat man Jans, hat man Kalb, hat man Schwein, läbt man bässer". — Und die zur Zeit scheinbar noch sehr günstige Statistik der Sterblichkeit und des Geburtenüberschusses in unserm Bezirk kann uns doch darüber nicht hinwegtäuschen, daß wir es ganz überwiegend mit einem dem Lande entstammten, zu den blühendsten und kräftigsten Lebensstufen zählenden Menschenmaterial zu tun haben, so daß wir noch nicht wissen, was wir von dieser dicht gedrängten Bevölkerung für die Zukunft zu erwarten haben. Es bleibt die Befürchtung, ob hier in Zukunft ein leiblich und sittlich gesundes Geschlecht wird aufwachsen können, ob es gelingen wird, den Zugezogenen ein neues Heimatgefühl einzuflößen. Jene ideale Forderung, die Menschen durch Besitz und wäre es nur der eines Häuschens und Gärtchens an die Scholle zu binden, ist bei unsern Dichtigkeits- und Bodenwertverhältnissen unausführbar. Die Firma Krupp würde die Segnungen ihres Wohnungssystems preisgeben, wenn sie die Wohnungen erwerblich und weiter verkäuflich machen wollte.

Um so wichtiger und notwendiger sind aber die auf Arbeiter-Wohlfahrt gerichteten Bestrebungen und an neuen Aufgaben, ganz besonders auch auf dem Gebiet der Körperpflege, der leiblichen und geistigen Fürsorge für die Kinder, des Kampfes gegen den Alkoholismus wird es nicht fehlen, die dann auch der „Wohlfahrt" immer neue Wege weisen.

Was bisher die Firma Krupp, was F. A. Krupp persönlich geleistet hat, ist so hervorragend, daß man es schwer begreifen kann, wie gerade er zur Zielscheibe der niederträchtigsten Angriffe gemacht werden konnte. Daß es unter der Essener Arbeiterschaft tausende von Dankbaren gibt,

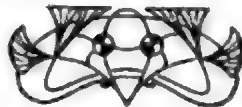
beweist die überwiegend nationale politische Haltung unserer Arbeiter, beweisen die wahrlich nicht gemachten Kundgebungen der Trauer um den dahingeschiedenen Herrn.

Ist die auf Erhaltung gesunder Kraft und gesunden Sinnes gerichtete Fürsorge schon an sich ein nationales Werk, so hat Friedrich Krupp auch dadurch den nationalen Sinn seiner Arbeiter zu stärken gesucht, daß er gern seine Stiftungen an nationale Gedenktage anknüpfte, um dadurch auch seine Arbeiter daran zu erinnern, was wir alle an Kaiser und Reich haben. An der Erfüllung jenes Wunsches, der von Alfred Krupps Hand geschrieben im alten Stammhause zu lesen steht: „Möchte Jedem unserer Arbeiter der Kummer fern bleiben, den die Gründung dieser Fabrik über uns verhängte. 25 Jahre lang blieb der Erfolg zweifelhaft, der seitdem allmählich die Entbehrungen, Anstrengungen, Zuversicht und Beharrlichkeit der Vergangenheit endlich so reich belohnt hat. Möge dieses Beispiel Andere in Bedrängnis ermutigen, möge es die Achtung vor kleinen Häusern und das Mitgefühl für die oft großen Sorgen darin vermehren," hat der Sohn redlich mitgearbeitet.

In edler Schlichtheit blieb er für seine Werksangehörigen der persönlich bekannte und verantwortliche Herr, der sich auch die einfache Anrede „Herr Krupp" nicht nehmen ließ. In solchem Umfange zu wirken, kann nur wenigen gegeben sein, aber vom Großen wie von Kleinerem gilt das Göthe-Wort:

So wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder: da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.

Nachwort. Während der Drucklegung meines Aufsatzes lese ich das Tagebuch des „Türmer" im Januarheft, das verschiedene gegen die Krupp'schen Wohlfahrtseinrichtungen gerichtete Angriffe ohne jede Kritik sich zu eigen macht. Ich finde keinen Anlaß, meine auf unanfechtbaren Zahlenangaben und eigener Anschauung beruhenden Ausführungen irgendwie abzuändern.



Goethes bester Lebensrat.

Von

Dr. W. Bode—Weimar.

II.

Das Betrachten unterscheidet sich vom bloßen Bemerken auch dadurch, daß es etwas Geduldiges ist, ein Warten auf Erleuchtung. Wer niemals Zeit hat, stets in Eile schreibt, alles im Fluge besorgt, sich selbst gehetzt gejagt vorkommt, der ist vielleicht ein moderner Mensch, aber kein goethischer Mensch. Langsam gehen, manchmal verweilen, ruhig um sich schauen, still lauschen, das bringt uns weiter in die Wahrheit und die Weisheit hinein, als alles Rennen und Stürzen. Goethe erlebte noch, wie das neunzehnte Jahrhundert sich dem Götzendienst der Schnelligkeit zuwandte. „Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die ge bildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren." Wer zuviel sieht, wird überbildet; wer geduldig sieht, bildet sich. Das gilt namentlich auch vom Kunstgenießen und Kunstkennen.

„Das müßte eine schlechte Kunst sein," meinte Goethe, „die sich auf einmal fassen ließe, deren Letztes von demjenigen gleich geschaut werden könnte, der zuerst hereintritt." Als der Maler Moritz Oppenheim aus Frankfurt seinem berühmten Landsmanne zwei Bilder zeigen durfte, schenkte Goethe ihnen eine lange Aufmerksamkeit. Dann bat er, daß die Gemälde doch noch länger in seinem Hause bleiben möchten, „weil Sachen, über die man lange gedacht und gearbeitet hat, auch lange Zeit betrachtet werden müssen." Andauerndes Betrachten wandelt unser erstes Urteil oft merkwürdig um. „Es begegnete und geschieht mir noch", sagt Goethe von sich selbst, „daß ein Werk bildender Kunst mir beim ersten Anblick mißfällt, weil ich ihm nicht gewachsen bin. Ahn' ich aber ein Verdienst daran, so such' ich ihm beizukommen, und dann fehlt es nicht an den erfreulichsten Entdeckungen; an den Dingen werde ich neue

Digitized by Google

Eigenschaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr." Als er ein Jahr in Rom gelebt hatte, konnte er erklären, jetzt sei es ihm familiär. „Ich habe fast nichts mehr drin, was mich überspannte. Die Gegenstände haben mich nach und nach zu sich hinaufgehoben. Ich genieße immer reiner, immer mit mehr Kenntnis." Auch in einem schönen Gleichnis lehrt uns der Dichter, daß ein bloßes Herantreten an Kunstwerke nicht genügt, ein Eintreten wird verlangt.

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster.
Und so sieht's auch der Herr Philister;
Der mag denn wohl verdrießlich sein
Und lebenslang verdrießlich bleiben.
Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Kapelle!
Da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht' und Zierat glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein.
Dies wird euch Kindern Gottes taugen:
Erbaut euch und ergötzt die Augen!

Auch das Bücherlesen ist für den betrachtenden Menschen etwas anderes als für den Eilebold. Der Prinzenerzieher Soret wollte Goethe einmal die ersten Kapitel eines Buches „Reise nach Paris" vorlesen, aber der Alte wehrte ab: das gehe ihm zu schnell, er wolle das Buch lieber allein betrachten. Und er scherzte über die Schwierigkeit des Lesens. „Die guten Leutchen wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe gekostet hat, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziele wäre." Wir wissen, wie er damals Walter Scotts Biographie Napoleons durchnahm. Nach jedem Kapitel fragte er sich, was er Neues empfangen, was er schon gewußt, was ihm in die Erinnerung zurückgerufen ward. Dann ergänzte er das Buch durch seine eigenen Erlebnisse und schließlich wußte er selbst nicht mehr, was er aus dem Buche herausgenommen und was er hineingetragen hatte. Aber er freute sich, daß ihm nun jener wichtige Zeitraum von 1789 bis zu Napoleons Tode viel klarer war, und die einzelnen Ereignisse waren ihm nun angenehmer als früher, weil er sie in einer gewissen Folge sah und ihre Notwendigkeit besser erkannte.

Dem langsamen Lesen ist das wiederholte Lesen verwandt. Nur seine eigenen Sachen las Goethe nicht gern wieder, wohl aber die Werke Shakespeares, Homers und der andern Großen. Von Molière bekennt er 1827: „Ich kenne und liebe ihn seit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Ich unterlasse nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu lesen, um mich im Verkehr des Vortrefflichen zu erhalten." Von einem auch heute noch recht unbekannten antiken Roman des Longos „Daphnis und Chloe" meinte unser Dichter, man

sollte ihn alle Jahre einmal lesen, um immer wieder davon zu lernen und immer wieder den Eindruck seiner großen Schönheit aufs neue zu empfinden.

Ebenso verlangte er vom Publikum, daß es im Theater immer wieder bereit sein sollte, bekannte Stücke noch einmal zu hören. Sonst bekomme es die besten Werke der Bühne überhaupt nicht richtig zu hören. Seinen Tasso und seine Iphigenie spielte man auch in seinem Wohnorte nur alle drei bis vier Jahre einmal, das Publikum fand sie langweilig. „Sehr begreiflich!" rief der Dichter aus, „die Schauspieler sind nicht geübt, die Stücke zu spielen, und das Publikum ist nicht geübt, sie zu hören."

Große Eigenschaften der Betrachtung sind Unparteilichkeit, Vorurteilslosigkeit, Enthaltung vom Kritisieren und Richten. Der Betrachtende fragt nicht, ob ein Werk von einem Freunde oder Feinde herrühre, von einem Christen oder Juden, von einem Deutschen oder Engländer, sondern er sieht nur das Werk an. Der verdrießlichste Feind Goethes war Kotzebue, aber während er seine Intriguen schmiedete, ließ Goethe, der wohl Bescheid wußte, mehr Stücke von Kotzebue aufführen als von irgend einem Andern. Er gab von 1791—1817 nicht weniger als 84 Stücke seines Widersachers, besetzte mehr als 600 Abende damit, wandte an einige recht viel Zeit und Mühe, um sie auf der Bühne zu halten. Die Sachen waren zu brauchen, und so fragte er nicht, ob ihr Verfasser Kotzebue oder Schiller hieß.

Aber neben der Vorurteilslosigkeit müssen wir auch eine gewisse Nachurteilslosigkeit als Beweis reiner Betrachtung hinstellen. Der ungebildeten Menge imponieren allerdings gerade jene Leute, die über alles Menschenwerk sofort Zensuren aus den Ärmeln schütteln und sofort die Fehler an Rathäusern und Kathedralen, an Gedichten und Tragödien, an Possen und Opern, an Gemälden und Statuen und an allem, was sonst die Nebenmenschen machen, aufzeigen, wie wenn alle Urheber solcher Werke Quintaner wären, deren Hefte sie zu korrigieren hätten. Goethe traute sich soviel Urteil nicht zu und hätte auch den Zweck und Nutzen solcher Kritisiererei nnd Urteilerei nicht verstanden. In seiner Biographie erzählt er: „Mit einer Eigenschaft der Leser, die uns besonders bei denen, welche ihr Urteil drucken lassen, ganz komisch auffällt, ward ich früh bekannt. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr Schuldner und bliebe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was sie eigentlich wollten und wünschten, ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere Arbeit gesehn, noch gar keinen Begriff hatten, daß so etwas vorhanden oder nur möglich sein könnte." Und

im Alter meinte der Dichter einmal zum Kanzler: „Die Kritik ist eine bloße Angewohnheit der Modernen. Was will das heißen? Man lese ein Buch und lasse es auf sich einwirken, gebe sich dieser Einwirkung hin, so wird man zu einem richtigen Urteil darüber gelangen!"

Stellt sich aber auf diesem natürlichen Wege kein Urteil ein, so schadet's auch nicht. Als Goethe acht Wochen in Italien war, schrieb er heim: „Ich halte die Augen nur immer offen und drücke mir die Gegenstände recht ein. Urteilen möchte ich garnicht." Ein Kenner wollte er freilich gern werden und er ward es schnell. Er verlor eben keine Zeit mit leerem Kritisieren, mit unnützen Streitfragen wie die, ob Rafael größer sei oder Michel Angelo, sondern er ließ sich von den Kunstwerken anreden, wartete geduldig, bis sie es taten, und stellte nur sachliche Fragen, wie die nach dem Material und seinem Einfluß auf das Werk, nach der Aufgabe, die dem Künstler von Andern gestellt war, nach dem besondern Ideal, das er selbst sich setzte, nach seinen Hemmnissen und Vorteilen, nach seinen Vorgängern und Vorbildern, u. dgl. mehr. Durch solches wohlwollendes Fragen gelangt man zum Kennertum. Goethe galt nicht ohne Grund für stolz, aber allem Hohen gegenüber war er zeitlebens von einer wunderbaren Demut. Er verehrte in Italien die Kirchen- und Klosterbauten Palladios, aber auch an ihnen drängten sich ihm zuweilen Stellen auf, die ihm mißfielen. „Wenn ich nun so bei mir überlegte, inwiefern ich recht oder unrecht hätte gegen einen solchen außerordentlichen Mann, so war es, als ob er dabei stände und mir sagte: Das und das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umständen nur auf diese Weise meiner höchsten Idee am nächsten kommen konnte."

Da wir eben wieder von einer Eigenschaft Goethes sprachen, so sollten wir einmal innehalten und bedenken: Seine Eigenschaften waren nicht bloß angeboren, sondern sie sind auch Ergebnisse der Selbsterziehung, sie entstammen auch seinen erarbeiteten Überzeugungen, seiner Weltanschauung. Die merkwürdige politische Passivität, von der früher die Rede war, harmoniert mit seiner Lehre, daß der Staat am besten gedeiht, wenn Jeder vor seiner Tür kehrt und wir uns nicht in des Andern Geschäfte mischen. Und gerade er war verpflichtet, sich in seinem eigenen Gebiete zu halten, hatte er doch seinen Herzog von Italien aus gebeten, ihm die frühere Sorge für alle möglichen Staatsangelegenheiten nicht wieder aufzuladen. „Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das tun lassen, was Niemand als ich tun kann, und das übrige Andern auftragen." Nach der

Erfüllung dieser Bitte mußte er sich auch in der Franzosenzeit sagen, daß er für seine wissenschaftlichen Institute zu sorgen habe, nicht aber für die allgemeine Politik. Später tadelte man ihn, daß er nicht als Dichter die Nation im Kampfe gegen Napoleon angefeuert hätte. „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte." Dieser Goethe durfte dann auch die Verse prägen:

„Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister."

Auch die geduldige, wohlwollende Betrachtung, die Goethe liebte und übte, beruht bei ihm nicht bloß auf einem Bedürfnis, sondern zum Teil auf der Erfahrung ihres Segens. Als Dreißigjähriger schrieb er in sein Tagebuch: „Das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können." An Frau v. Stein schreibt er: „Wie glücklich mich meine Art, die Welt anzusehn, macht, ist unsäglich, und was ich täglich lerne! Und wie mir doch fast keine Existenz ein Rätsel ist. Es spricht eben alles zu mir und zeigt sich mir an." Und an dieselbe Vertraute berichtet er aus Rom: „Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Übung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen — meine Treue, das Auge licht sein zu lassen — meine völlige Entäußerung von aller Prätention kommen mir einmal wieder recht zu statten und machen mich im stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder. . . Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben." Wir kennen einige der nächsten Folgen: Egmont, Tasso, Iphigenie.

Wer so gewissenhaft trachtet, die Dinge zu sehen, wie sie sind, läßt sich natürlich auch von andern Leuten nichts vormachen. Da kommen zuerst die Phraseure, die Komplimentendrechsler, die Geistreichler. Gegen

sie war Goethe sehr grob oder sehr schweigsam. Er hatte den Ruf, daß er ein eiskalter, steifer, stolzer, zugeknöpfter Minister sei und stumme Audienzen zu geben liebe. Diesen Ruf verdankt er den Allzuvielen, die sich rühmen wollten, ihn besucht zu haben, ihm aber nur Redensarten vorzusetzen wußten. Wie er wirklich war, spricht Lavater einmal aus: „So offen dem Einen, so bepanzert dem Andern, so horchend wie ein Kind, so fragend wie ein Weiser. . . Alles, was ins Reich des Gecken oder Prätendenten gehört, Alles, was scheinen will und sich zudrängt, fühlt in seiner Atmosphäre eine Unbehaglichkeit, die schwerlich wieder zu vergessen ist. Aber schlichte Einfalt, ruhiger, gerader Sinn, kühler Menschenverstand, kurzsilbige derbe Entschlossenheit werden, aller ihrer Gebrechen ungeachtet, einen . . . entschiedenen Freund an ihm finden." So erfuhr es auch der junge Dichter Holtei. Anfangs blitzte er ab. „Je geistreicher zu sein ich mir Mühe gab, desto abgeschmackter mag ich ihm wohl geschienen haben. . . Je mehr ich mich gehen ließ, meinem natürlichen Wesen getreu, ohne weitere Ansprüche auf zarten Ausdruck, desto lebendiger wurde der alte Herr."

Andere Arten von Betrügern, die auch nicht ahnen, daß sie es sind, sind die Voreingenommenen, die Interessenten, die Tendenziösen, die Fanatiker, die Schwärmer. Sie sehen die Dinge in einer Beleuchtung, die von ihnen selbst ausgeht, und verlangen von uns, daß wir sie auch so sehen sollen. Goethe wurde rasch ungeduldig, wenn Jemand versuchte, ihm sein eigenes Urteil von vornherein einzuflößen. Da konnte er wohl donnern: „Die Sache! die Sache! wie ist die?" So wollte er es haben, wie Sulpiz Boisserée es machte, der offen darauf ausging, den alten Meister zu einem freundlicheren Urteil über den gotischen Stil zurückzubekehren. Boisserée schwärmte nicht für seine Ideale, argumentierte nicht, griff nicht andere Formen an, sondern legte ruhig eine sprechende Zeichnung nach der andern vor, bis Goethe bekennen mußte: Ja, eure gotischen Dome sind schön.

Eine dritte Art von Menschen, die gegen die Wahrheit wirken, sind die Satiriker, Parodisten, Witzreißer, Karikaturenzeichner. Ihr Geschäft ist, aus Gesichtern Fratzen zu machen; auch das Ernste und Würdige, das ihnen in den Weg kommt, übergießen sie mit ihrer Lauge. Goethe weigerte sich, Karikaturen zu sehen, eben weil ihm an der wahren Gestalt der Menschen gelegen war. Im Gedanken an englische Witzblätter läßt er eine Person in seinen „Guten Weibern" erklären: „Ich mag es machen, wie ich will, so muß ich mir den großen Pitt als einen stumpfnasigen Besenstiel und den in so manchem Betracht schätzenswerten Fox als ein

vollgesacktes Schwein denken.“ Vielen macht es Freude, ihre Mitmenschen heruntergesetzt zu sehen, sie meinen dadurch selber ein wenig zu steigen; Goethe gehörte nicht dazu. „Auf dem Neidpfad habt ihr mich nimmer betroffen“, rief er den Gegnern zu, die seine Moral tadelten. „Wie ich ein Todfeind sei von allem Parodieren und Travestieren, habe ich nie verhehlt“, schrieb er an seinen Freund Zelter und ein andermal nennt er die Satire und die Kritik die beiden Erbfeinde alles behaglichen Lebens und aller heitern, selbstgenügsamen, lebendigen Dichtkunst. Gewiß ist der Spott manchmal sehr witzig, aber es brachte doch Herdern und Goethen nach langer Freundschaft auseinander, daß Herder seine geistreichen Bosheiten nicht bei sich behalten konnte. Als in späteren Jahren der Kanzler unserm Dichter ein recht gelungenes Witzwort über einen gemeinsamen Bekannten zutrug, fuhr Goethe zornig auf: „Ihr seid noch gewaltig jung und leichtsinnig, wenn ihr so etwas billigen könnt! Noch deutlicher wurde er, wenn jemand versuchte, Klatsch und médisance in sein Haus zu importieren. Da rief er einmal mit dröhnender Stimme: „Euren Schmutz kehrt bei euch zusammen, aber bringt ihn nicht mir ins Haus!“

Hierher gehört es sonderbarerweise auch, daß er keine Leichen sehen wollte. Der Tod sei ein mittelmäßiger Porträtmaler, war seine Meinung; warum solle er sich denn durch das Leichenbild die Erinnerung an seine Freunde verderben lassen?

Jetzt wissen wir das Nötigste von Goethes wohlmeinendem, geduldigem, unparteiischem, ungestörtem Hingeben der Sinne und der Seele an die Dinge. Die Frucht solchen Betrachtens nennen wir Sachlichkeit, zuweilen auch Gerechtigkeit. Es ist schon angedeutet, daß er selber von dieser Objektivität reiche Ernte hatte. Zunächst als Dichter. Wir brauchen die subjektiven Dichter nicht zu tadeln und müssen uns doch herzlich freuen, daß wir von Goethe einen so reichen Schatz objektiver Poesie erhalten haben. Die Dinge sprechen durch Goethes Stimme zu uns: das Wasser, der Mond, nächtlicher Nebel, der Morgen, der Frühling, das Veilchen, Herbstschauer, die Ruinen, der Friedhof, Griechenland, Italien, Venedig, Rom. Und was noch wichtiger ist: Menschen von allerlei Art sprechen durch Goethe zu uns. Da ist z. B. ein Mädchen, das seine Ehre verliert, zur Ursache vielen Unheils und schließlich zur Mörderin wird, und neben ihr steht ein verderblicher Mann, der mit dem Bösen im Bunde ist. Was würde der Staatsanwalt uns von diesen beiden Personen zu sagen wissen! Wie würden wir selber von ihnen reden, wenn uns die Dirne und der Abenteurer, der sie verdarb, im Leben begegneten! Aber

in der Dichtung Goethes sprechen Gretchen und Faust selber zu uns; da werden wir auf einmal gerecht und gütig und wissen nicht wie. Erst der objektive Dichter zeigt uns die Menschen vollständig und richtig:

„Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts."

Goethe hat selber einmal den objektiven Dichter verherrlicht, indem er von Shakespeare sprach. „Nennen wir nun Shakespeare einen der größten Dichter, so gestehen wir zugleich, daß nicht leicht Jemand, der ein inneres Anschauen aussprach, den Leser in höherem Grade in das Bewußtsein der Welt versetzt. Sie wird für uns völlig durchsichtig: wir finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Lasters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit . . . Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist, er durchdringt die Welt wie jener. Beiden ist nichts verborgen, aber wenn des Weltgeists Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der Tat zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimnis zu verschwatzen und uns vor oder doch gewiß in der Tat zu Vertrauten zu machen."

Goethe sagte eben: „Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist, er durchdringt die Welt wie jener." Hier verrät uns der deutsche Dichter sein eigenes Sehnen. Zwar gab er zu, daß wir vom Göttlichen mit Bestimmtheit nichts wissen können; dennoch war er ein Gottsucher und harrte auf Offenbarung. Bei der geduldigen Betrachtung der einzelnen Pflanze, des einzelnen Steines, des einzelnen Menschen war es ihm doch nicht bloß um diese Einzelheiten zu tun, sondern vielmehr um den großen Geist der in und hinter den Einzelwesen wirkt. Wir können dem Göttlichen nicht geradenwegs ins Antlitz schauen, aber wir erkennen es hie und da im Abglanz, im Beispiel, im Symbol. Je fleißiger wir es suchen, desto öfter finden wir es, bis auch wir ahnen: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis", und bis auch wir Andern raten dürfen:

„Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken."

So war Goethe wiederum wie der Türmer Lynkeus, der seine Blicke in hohe Fernen sendet, zum Mond und zu den Sternen empor, und sie dann hernieder sinken läßt zum schwarzen Wald, aus dem im Mondschein die Rehe heraustreten, und der bei solchen Bildern immer wieder „die ewige Zier" sieht, das stille, mächtige Walten des uralten, heiligen Vaters. Goethe war nicht bloß Naturforscher, wie es Spezialisten und Vielwisser auch sind, er war zugleich Naturphilosoph oder Naturgläubiger.

So ward Goethe ein hoher und reicher Dichter, aber auch ein vielschaffender, obwohl ihm an der Publizität nicht viel lag. Denn wer sich den Eindrücken selbstlos und restlos hingibt, in dem gewinnen die Dinge ein so kräftiges Leben, daß sie in neuer Gestalt auch wieder heraus müssen. Jeder Künstler ist ein Verwandlungskünstler; alle Kunst ist Metamorphose. Ähnlich ging es Goethen aber auch in seiner Eigenschaft als Beamter und Weltbürger. Zum Handeln war er wenig geneigt, auch schon deshalb nicht, weil er an eine gründliche Umgestaltung der menschlichen Zustände nicht glaubte und weil er sich nicht einbildete, die Welt verbessern zu können. Dennoch war er auch in seinem bürgerlichen Berufe nichts weniger als träge. „Du lieber stiller Großwirker," redet ihn Lavater einmal an, und um dieselbe Zeit berichtet Wieland: „Goethe ist immer wirksam, uns alle glücklich zu machen oder glücklich zu erhalten, und selbst nur durch Teilnehmung glücklich .... ein großer, edler, herrlicher Mensch." Wie kann Einer viel wirken, ohne viel zu handeln, viel anzuordnen, zu kommandieren? In einem vertraulichen Briefe an seine Frau nennt Goethe seine Mittel, dennoch mancherlei zu erreichen; sie heißen: „Ruhe und nachgibige Beharrlichkeit." Ich will das Rezept noch einmal wiederholen: Ruhe und nachgiebige Beharrlichkeit. Gegen den Kanzler führte er es einmal breiter aus: „Oft haben wir zwei Wege, ein bedeutendes Ziel zu erreichen: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zur Gegenwirkung auf und ist überhaupt nur wenigen Begünstigten verliehen. Folge aber, beharrliche, strenge, kann auch vom Kleinsten angewendet werden und wird selten ihr Ziel verfehlen, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam wächst. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgesetzt Einfluß ausüben kann, ist es geratener, gar nicht wirken zu wollen, indem man außerdem nur den natürlichen Entwicklungsgang der Dinge, der in sich selbst Heilmittel mit sich führt, stört, ohne für die bessere Richtung Gewähr leisten zu können." Ein andermal sagte Goethe von seinen ersten Kämpfen mit den weimarischen Beamten: „Ich konnte Vierteljahre lang schweigen und dulden wie ein Hund, aber meinen Zweck immer festhalten."

Noch einen großen Segen hatte er von seiner Lebensregel, durch fleißige Betrachtung in der Wahrheit zu wachsen. Er lernte dabei, mit den Menschen richtig umzugehen und die Kämpfe und Schmerzen des Lebens zu ertragen. Der objektive Mensch sieht auch in seinen eigenen Erlebnissen sofort die ehernen Gesetze, mit deren Herrschaft wir täglich rechnen sollten. Als Goethe die Nachricht erhielt, daß sein einziger Sohn im fernen Lande gestorben war, sagte er leise: „Non ignoravi me mortalem

genuisse", „ich wußte wohl, daß ich einen Sterblichen erzeugt hatte." „Denn ihm war es Bedürfnis", so berichtete einige Monate nach Goethes Tode der Kanzler von Müller, „von jedem noch so heterogenen Zustande einen deutlichen Begriff zu gewinnen, und die unglaubliche Fertigkeit, mit der er jedes Ereignis, jeden persönlichen Zustand in einen Begriff zu verwandeln wußte, ist wohl als das Hauptfundament seiner praktischen Lebensweisheit anzusehen, hat sicher am meisten beigetragen, ihn, den von Natur so Leidenschaftlichen, so leicht und tief Erregbaren, unter allen Katastrophen des Geschicks im ruhigen Gleichgewicht zu erhalten. Indem er stets das Geschehene, Einzelne sofort an einen höhern allgemeinen Gesichtspunkt knüpfte, in irgend eine erschöpfende Formel aufzulösen suchte, streifte er ihm das Befremdliche oder persönlich Verletzende ab und vermochte nun, es in der Form naturmäßiger Gesetzlichkeit ruhig zu betrachten, ja als ein Geschichtliches, gleichsam nur zur Erweiterung seiner Begriffe Erscheinendes, zu neutralisieren. Wie oft hörte ich ihn äußern:

„„Das mag nun werden wie es will, den Begriff davon habe ich weg; es ist ein wunderlicher, komplizierter Zustand, aber er ist mir nun doch völlig klar." "

So gewöhnte er sich denn immer mehr, alles, was im nähern und weitern Kreise um ihn vorging, als Symbol, ja sich selbst nur als geschichtliche Person zu betrachten, ohne darum an liebevoll persönlicher Teilnahme für Freunde und Gleichgesinnte abzunehmen. Vielmehr milderte ihm nur jene eigentümliche Weise der Weltbetrachtung die störenden Eindrücke einer wildbewegten, verhängnisvollen Gegenwart.

Der objektive Mensch ist auch das Gegenteil vom Philister, den Goethe so definiert: „Der Philister negiert nicht nur andere Zustände, als der seinige ist, er will auch, daß alle übrigen Menschen auf seine Weise existieren sollen. Als Eckemann sich einmal zu widersetzen wagte, war die echt Goethische Antwort: „Ihr seid ein wunderlicher Christ! Tut was Ihr wollt, ich will euch gewähren lassen." Und dann fuhr er fort: „Es ist eine große Torheit, zu verlangen, daß die Menschen zu uns harmonieren sollen. Ich habe es nie getan. Ich habe einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, das ich zu erforschen und das ich in seiner Eigentümlichkeit kennen zu lernen trachtete, wovon ich durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menschen umgehn zu können, und dadurch allein entsteht die Kenntnis mannigfaltiger Charaktere, sowie die nötige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerstrebenden Naturen muß man sich zusammennehmen, um mit ihnen

durchzukommen, und dadurch werden alle die verschiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwicklung und Ausbildung gebracht, so daß man sich bald jedem Vis-à-vis gewachsen fühlt.“ Wir glauben Goethe selbst zu hören, wenn sein Schüler Zelter einmal schreibt: „Wenn ich bin, wie ich bin, warum soll der andere nicht sein, wie er ist?“

Einmal sprach der Alte über seine Feinde. „Ihre Zahl ist Legion,“ meinte er nicht ohne Grund und dann fuhr er fort, sie zu klassifizieren, sie durch Einordnung in Naturnotwendigkeiten gewissermaßen zu erledigen. Da waren die Gegner aus Dummheit, eine sehr langweilige Sorte, denen man aber nichts übel nehmen darf. Dann die Neider, sie zeigen uns, daß es uns gut geht. Dann diejenigen, die unsere Fehler mit Recht tadeln, denn wir sind auch nicht fehlerlos; sie schaden uns in Wahrheit nicht, aber wir müssen ihnen zuvorzukommen suchen. Goethe fuhr fort:

„Eine fernere große Masse zeigte sich als meine Gegner aus abweichender Denkungsweise und verschiedenen Ansichten. Man sagt von den Blättern eines Baumes, daß deren kaum zwei vollkommen gleich befunden werden: und so möchten sich auch unter tausend Menschen kaum zwei finden, die in ihrer Gesinnungs- und Denkungsweise vollkommen harmonieren. Setze ich dieses voraus, so sollte ich mich billig weniger darüber wundern, daß die Zahl meiner Widersacher so groß ist, als vielmehr darüber, daß ich noch so viele Freunde und Anhänger habe. Meine ganze Zeit wich von mir ab, denn sie war ganz in subjektiver Richtung begriffen, während ich in meinem objektiven Bestreben im Nachteile und völlig allein stand.“ — —

Die zuletzt angedeutete Einsicht, daß die Menschen verschieden denken müssen, daß sie nicht zu unserer Ansicht bekehrt werden können, behütet uns vor vielem Zeitverlust und Ärger. Auf religiösem Gebiete schätzte er das alte Diktum, daß sich jeder seine eigne Art von Gott macht und daß man Niemand den seinigen weder nehmen kann noch soll. Und so gilt es überall, „daß die verschiedenen Denkweisen in der Verschiedenheit der Menschen gegründet sind und eben deshalb eine durchgehende gleichförmige Überzeugung unmöglich ist. Wenn man nur weiß, auf welcher Seite man steht, so hat man schon genug getan; man ist alsdann ruhig gegen sich und billig gegen andere.“

Wir wissen, daß es lange dauerte, bis Schiller und Goethe einander recht erkannten. Goethe lehnte den jungen Dichter kühl ab und das kränkte Schiller tief. Aber auch hier bewährte sich Goethes objektive Art. Schiller, dessen ethische Ausbildung in jenen Jahren noch nicht vollendet war, schrieb damals harte Worte gegen den klugen kalten

Egoisten in Weimar; kein Zweifel, er haßte den Menschen Goethe, obwohl er den Dichter bewunderte. „Mir ist er verhaßt," gesteht er, „dieser Mensch ist mir einmal im Wege." Goethe dagegen war unglücklich, daß ein wüstes Drama wie Schillers „Räuber" die Nation zur selben Zeit verwirrte, wo er selbst sich zur „Iphigenie" emporgearbeitet hatte; er sagt, daß ihn dies Drama und Heinses Ardinghello „äußerst anwiderten," aber sein Haß richtete sich gegen die Werke, nicht gegen ihre Verfasser. „Beiden Männern von Talent verargte ich nicht, was sie unternommen und geleistet, denn der Mensch kann sich nicht versagen, nach seiner Art wirken zu wollen."

Goethe hat seine praktische Religion einmal in zwei Zeilen ausgedrückt

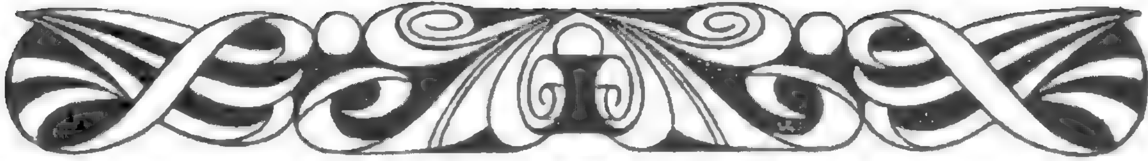
„Besonders keinen Menschen hassen
Und das Übrige Gott überlassen."

„Keinen Menschen hassen" ... wir kennen das andere Gebot: „Liebet eure Feinde!" Soweit ging Goethe nicht; in diesem Gebote schien ihm das Wort „lieben" nicht in seinem eigentlichen Sinne gebraucht zu sein. Wohl aber glaubte Goethe, man dürfe seine Feinde als etwas Nützliches betrachten. Einen guten Haushalter erkenne man daran, daß er sich auch des Widerwärtigen vorteilhaft zu bedienen wisse. Den Unrat des Hauses brauchen wir als Dünger für Garten und Feld, das gefährliche Feuer machen wir zu unserm brauchbarsten Arbeiter. An Kotzebue zeigte Goethe, daß ihm dieser Feind mehr nützen mußte als er ihm schaden konnte.

Unser Dichter war in mancher Hinsicht nicht zum Glücklichsein angelegt. Wenn er trotzdem verhältnismäßig glücklich wurde, viel glücklicher als sein Vater und seine Schwester, wenn jetzt alle Welt von seiner olympischen Heiterkeit, seiner göttlichen Ruhe redet, so verdankt er auch das seiner Sachlichkeit und Gerechtigkeit, die beständig in ihm wuchsen, weil er sie durch fleißiges Betrachten beständig pflegte. Auch sein Türmer Lynkeus war glücklich, weil er mit Willen die Dinge nahm, wie sie sind, weil er Gottes Werk darin suchte, und weil sein eigenes Behagen an den Dingen auf ihn zurückstrahlte.

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick in die Ferne,
Ich seh in der Näh,
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

So seh ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!



Die Entwicklung der modernen Feldartillerie.

Von

Generalleutnant z. D. H. Rohne—Berlin.

Niemals ist der Einfluß einer überlegenen Bewaffnung so deutlich in die Erscheinung getreten, als auf den böhmischen Schlachtfeldern des Jahres 1866. Nicht die Siege der preußischen Truppen an sich sondern die verhältnismäßig geringen Verluste, mit denen sie errungen waren, erregten überall das größte Erstaunen. Diese waren vornehmlich dem Zündnadelgewehr, dem ersten Hinterlader zu danken; kein Wunder, daß sich nunmehr alle Staaten beeilten, ihre Infanterie mit Hinterladungsgewehren zu bewaffnen, die das bereits zwanzig Jahre alte Zündnadelgewehr ballistisch weit übertrafen; allen voran Frankreich, das seiner Infanterie mit dem Chassepotgewehr eine vortreffliche Waffe in die Hand gab. Es muß als eine besondere Gunst des Schicksals bezeichnet werden, daß es in diesem Kriege aus verschiedenen Gründen der preußischen Artillerie nicht gelungen war, die hervorragenden Eigenschaften ihrer damaligen gezogenen Geschütze zur Geltung zu bringen. So behielt in allen Staaten die Artillerie ihre alten Vorderladungsgeschütze bei.

Der deutschen Infanterie fiel im Kriege 1870/71 die schwere Aufgabe zu, gegen die vortrefflich geschulte und überlegen bewaffnete französische Infanterie zu kämpfen. Wenn sie trotzdem den Sieg errang, so verdankte sie das zum großen Teil der Unterstützung ihrer Artillerie, der es schnell gelang, die französischen Geschütze zum Schweigen zu bringen, und die dann ihr Feuer mit dem der Infanterie auf die feindlichen Infanteriestellungen vereinigen konnte. Aber wie anders sah es hier mit den Verlusten aus! Trotzdem sich die numerische Überlegenheit in fast allen Schlachten und Gefechten der ersten Hälfte des Krieges auf Seiten der Deutschen befand, mußten sie ihre Siege sehr teuer bezahlen. In Böhmen war der Verlust der Österreicher an Toten und Verwundeten zwei bis dreimal so hoch, als der der Preußen; in Frankreich verlor der Sieger ebenso viel, oft mehr als der Besiegte, und das war vornehmlich die Folge der ungleichen Bewaffnung. Ohne die überlegene Wirkung der

deutschen Geschütze, deren überwältigender Eindruck vom Kaiser Napoleon selbst hervorgehoben wurde, wären die Schlachten vielleicht weniger glücklich, jedenfalls aber noch blutiger verlaufen.

Unter diesen Eindrücken wurde nach dem Kriege 1870 in allen Staaten die Artillerie mit Hinterladungsgeschützen neu bewaffnet. Sowohl in Frankreich als in Deutschland forderte man von den neuen Geschützen vor allem eine hohe ballistische Wirkung und steigerte deshalb gleichzeitig Gewicht und Geschwindigkeit der Geschosse, damit sie in gestreckter Bahn flach über den Boden flögen und einen Raum von möglichst großer Tiefe gefährdeten. Von größerer Bedeutung war jedoch die Steigerung der Streuwirkung der Geschosse. Die Granate der deutschen Geschütze wurde im J. 1870 durch die Sprengladung in etwa 30 Sprengstücke zerrissen; bei den neuen Geschützen sorgte eine besondere Geschoßkonstruktion dafür, daß man etwa die fünffache Zahl wirksamer Splitter erhielt. Die wichtigste Neuerung aber war die Einführung des Schrapnellschusses, dessen Wirkung lediglich in der Stoßkraft der einzelnen Geschoßteile besteht. Das Schrapnell ist eine dünnwandige mit zahlreichen (bis zu 300) Bleikugeln gefüllte Granate, deren schwache Sprengladung, durch einen sehr präzis wirkenden Brennzünder entzündet, das Geschoß dicht vor dem Ziel zum Platzen bringt. Die frei werdenden Bleikugeln breiten sich vom Sprengpunkte kegelförmig aus und gefährden, wie ein Schrotschuß, einen Raum von 150 bis 250 Meter Tiefe und bis zu 60 Meter Breite. Während die Granate erst beim Aufschlagen auf den Erdboden platzt, springt das Schrapnell in der Luft; deshalb ist seine Wirkung unabhängiger von der Bodenbeschaffenheit am Ziel, als die der Granate, deren Splitter bei weichem oder ansteigendem Boden oft in der Erde stecken blieben. Die Granate eignet sich aber ganz besonders zum Einschießen, d. h. zur Ermittlung der Zielentfernung, weil sie beim Auftreffen auf den Boden springt und die Sprengwolke die Lage des Aufschlagspunktes zum Ziel deutlich erkennen läßt. Verdeckt die Sprengwolke das Ziel, so ist die Schußweite zu klein und muß vergrößert werden; liegt umgekehrt das Ziel vor der Sprengwolke, so ist die Schußweite zu groß. Erst als es gelang, einen Zünder herzustellen, durch den das Geschoß nach Belieben entweder im Aufschlag oder in der Luft zum Platzen gebracht wurde, konnte das Schrapnell zum Einschießen dienen und wäre das alleinige Geschoß der Feldartillerie geworden, wenn nicht neue Aufgaben an diese herangetreten wären.

Früher war die einzige Aufgabe der Feldartillerie, freistehende Ziele von vorn zu treffen, wozu flache Flugbahnen am geeignetsten sind. Die

zunehmende Wirkung der Feuerwaffen zwingt alle Truppen, sich gegen die Wirkung des feindlichen Feuers zu decken, bis sie in Tätigkeit treten. Wo natürliche Deckungen fehlen, werden solche durch Ausheben von Gräben und Aufwerfen von Brustwehren geschaffen, wie dies in großem Stile z. B. von den Türken bei Plewna geschah. Gegen Schützen hinter solchen Deckungen ist mit den in flachem Bogen sich bewegenden Geschossen keine Wirkung zu erreichen, was die Russen bei Plewna zu ihrem großen Schaden erfuhren. Um hier Wirkung zu erreichen, muß man, da ein Durchschießen der Deckung ausgeschlossen ist, die Ziele statt von vorn, von oben zu treffen suchen. Man kann das entweder mit besonderen Geschützen oder mit besonderen Geschossen erreichen. Die für diesen Zweck bestimmten „Steilfeuergeschütze" (Haubitzen oder Mörser) verfeuern schwere Geschosse mit kleinen Ladungen in stark gekrümmter Flugbahn, sodaß diese von oben hinter die Deckung greifen können. Die besonderen Geschosse sind Granaten mit sehr kräftigem Sprengstoff, deren Splitter, mit großer Gewalt auseinander gerissen, sich nicht nur nach vorn, sondern nach allen Seiten ausbreiten. Springt eine solche Granate dicht vor oder über dem Ziel, so kann dieses durch die steil nach unten gerichteten Splitter auch dann getroffen werden, wenn es sich dicht hinter einer Deckung befindet. Da derartige Aufgaben im Feldkriege nur selten vorkommen, so kann man sich mit einer geringen Zahl solcher Granaten begnügen.

Bei den glatten Geschützen war das die Entscheidung herbeiführende Geschoß die Kartätsche. Der Schrapnellschuß ist als ein Kartätschschuß auf große Entfernung zu betrachten; dieser reichte höchstens 500 Meter weit, der Schrapnellschuß dagegen 5000. Die Bedeutung des Kartätschschusses ist im Laufe der Zeit immer mehr gesunken; daher war er zuletzt auch nur in geringer Zahl in der Ausrüstung vertreten.

Die Annahme einer Bremse, welche die Räder des Geschützes beim Schuß selbsttätig feststellt und so das zurücklaufende Geschütz hemmt, während sie der Vorwärtsbewegung keinerlei Hindernisse entgegen setzt, steigerte die Feuergeschwindigkeit wesentlich.

So etwa waren die deutschen Feldgeschütze Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts beschaffen, als die epochemachende Erfindung des rauchschwachen Pulvers zunächst auf die Handfeuerwaffen einen umwälzenden Einfluß ausübte. Dies neue Treibmittel besitzt neben der für den Taktiker wichtigsten Eigenschaft der Durchsichtigkeit der Pulvergase noch die andere, sich unter Entwicklung einer größeren Gasmenge langsamer zu zersetzen, als das Schwarzpulver. Man kann daher bei

erheblich niedrigerem Gasdruck dieselbe ballistische Leistung oder bei dem bisherigen Druck eine erheblich höhere Leistung der Waffe erreichen. Das rauchschwache Pulver ermöglichte beim Gewehr die Herabsetzung des Kalibers und Geschoßgewichts und damit eine wesentliche Steigerung der Wirkung. Die Geschoßgeschwindigkeit stieg von 430 auf 640 Meter, die Flugbahn wurde gestreckter, die wirksame Schußweite größer. Dazu kommt, daß der Pulverrauch den Schützen nicht mehr am Zielen hindert sodaß jetzt beim lebhaftesten Schnellfeuer gut gezielt werden kann.

Die Feldartillerie begnügte sich bei Annahme des rauchschwachen Pulvers zunächst mit der bisherigen Wirkung; für sie war der Rauch besonders störend gewesen, da er nicht nur das Zielen, sondern auch die Beobachtung der Schüsse, mithin das Einschießen erschwerte. Der Fortfall des Rauches steigerte also nicht nur die Feuergeschwindigkeit, sondern auch die Treffwirkung. Während eine Batterie früher etwa acht Schüsse in einer Minute abgeben konnte, betrug diese Zahl nunmehr etwa fünfzehn

Wenn aber die Feldartillerie nicht hinter der Infanterie zurückbleiben wollte, so mußte auch sie die ballistischen Vorzüge des neuen Pulvers ausnutzen. Man suchte hier aber nicht nur eine höhere ballistische Wirkung, sondern auch eine Herabsetzung des Geschützgewichts zu erreichen. Es ist eine alte Erfahrung, daß unmittelbar nach einem Kriege, wo die Eindrücke der zermalmenden Wirkung noch in frischer Erinnerung sind, der Hauptwert auf eine große Wirkung gelegt wird die unter sonst gleichen Umständen natürlich dem schwereren Geschütz inne wohnt. In einer langen Friedensperiode verwischen sich diese Eindrücke; um so fühlbarer aber werden die bei den Übungen durch ein hohes Gewicht hervorgerufenen Übelstände, die eine Verlangsamung aller Bewegungen zur Folge haben. Nach dem Kriege 1870 hatte man, unter jenen Eindrücken stehend, in Deutschland, noch mehr aber in Frankreich wo diese natürlich viel stärker empfunden waren, die Geschütze entschieden zu schwer gemacht. Nach einer fünfundzwanzigjährigen Friedenszeit wollte man daher nicht nur ein wirksames, sondern vor allem auch ein leichtes Geschütz haben. Ein besonderer Wert wurde bei der Neukonstruktion auch auf eine hohe Feuergeschwindigkeit gelegt. Die Frucht dieser Erwägungen war in Deutschland die „Feldkanone 96," ein Geschütz, das im Vergleich zu dem alten 1873 eingeführten eine gestrecktere Flugbahn, ein wirksameres Schrapnell, eine etwa dreimal so hohe Feuergeschwindigkeit besitzt und um etwa fünf Zentner leichter ist.

Das Charakteristische dieses Geschützes ist, daß die Pulverladung sich nicht wie bisher in einem Beutel aus Seidentuch, sondern in einer

der Patronenhülse des Gewehrs ähnlichen Messingbüchse befindet, die beim Schuß den Verschluß gegen die Pulvergase abdichtet. Der Verschluß, dem früher diese Aufgabe zufiel, bildet nunmehr nur noch den Stoßboden der Seele; er kann daher vereinfacht werden und ist leichter und schneller zu handhaben. In dem Boden der Metallhülse befindet sich ein Zündhütchen; dadurch wird die zum Abfeuern bestimmte Schlagröhre entbehrlich. Wesentlich verbessert sind auch die Richtgeräte, namentlich kann die feine Seitenrichtung jetzt durch einen einzigen Mann gegeben werden, während früher stets zwei Leute für diesen Zweck zusammenwirken mußten. Soll die Feuergeschwindigkeit, die schon allein durch diese Erleichteruugen der Bedienung erhöht ist, noch besonders gesteigert werden, kann man durch das Herunterklappen eines am Laffetenschwanz befindlichen Sporns oder Spatens den Rücklauf ganz aufheben. Beim Schuß gräbt sich der Sporn in den Erdboden ein; das Geschütz ist festgestellt und springt nur mit dem vorderen Teil in die Höhe, läuft aber nicht mehr zurück. Der Fortfall des Rücklaufs steigert die Feuergeschwindigkeit so, daß eine geübte Bedienung mit einem Geschütz etwa acht Schüsse in der Minute abgeben kann.

Das Schrapnell ist aus Stahl und enthält, obwohl leichter als das alte, doch eine größere Zahl von Kugeln. Die Sprengladung befindet sich hinter den Kugeln, die durch die Ladung einen nicht unerheblichen Zuwachs an Geschwindigkeit erhalten, der ihre Stoßkraft und die Wirkungstiefe des Schusses erhöht. Außerdem hat das Geschütz noch eine geringe Zahl von Granaten; die Kartätsche ist aus der Ausrüstung verschwunden.

Deutschland war der erste Staat, der seine Feldartillerie mit einem neuen Geschütz bewaffnete und damit das Signal zu einer allgemeinen Neubewaffnung gab. Wir mußten mit dieser Maßregel vorangehen, weil unser Feldgeschütz das älteste unter allen war. Es stand zwar in seiner Leistung keinem andern nach; aber der lange Gebrauch hatte eine starke Abnutzung des Materials zur Folge gehabt, sodaß unbedingt eine große Zahl von Geschützen in kurzer Zeit hätte ersetzt werden müssen, um so mehr als auch die Einführung der Sprenggranate den Ersatz des Rohres notwendig machte durch ein solches, dessen Material einem zufällig im Rohr detonierenden Geschosse zu widerstehen imstande war.

Nur zwei Jahre später ging Frankreich mit der Neubewaffnung seiner Feldartillerie vor; aber diese zwei Jahre hatten in unserer raschlebigen Zeit und bei den gewaltigen Fortschritten der Technik genügt, einen ganz neuen Geschütztypus zu schaffen, der zweifellos eine höchst wichtige Etappe in der Entwicklung der Feldartillerie darstellt. In

Frankreich legte man den Hauptwert auf die Steigerung der Feuergeschwindigkeit und erreichte sie dadurch, daß das Geschütz durch einen Sporn beim Schuß unverrückbar festgestellt wurde, während nur das Geschützrohr den Rücklauf ausführt (Rohrrücklauf im Gegensatz zu Laffetenrücklauf). Zu dem Zwecke besteht die Laffete aus einer feststehenden Unterlaffete und einer Oberlaffete (auch Wiege genannt), die im wesentlichen eine Gleitbahn bildet, auf der das Rohr, wie ein Schlitten, parallel seiner Achse 1 bis $1^1/_2$ Meter zurückläuft und dabei durch eine Flüssigkeitsbremse gehemmt wird. Diese Bremse hat eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Handspritze. In einem mit Flüssigkeit (meist Glyzerin) gefüllten Hohlzylinder bewegt sich ein Kolben saugend vor und zurück. Dieser Kolben ist mittels einer Kolbenstange fest mit der Wiege verbunden, der Bremszylinder dagegen mit dem Rohr. Bewegt sich dieses zurück, so nimmt es den unter der Gleitbahn liegenden Bremszylinder mit, und die Bremsflüssigkeit fließt durch enge Öffnungen des Bremskolbens von der einen Seite des Kolbens auf die andere. Durch die Rohrbewegung wird zugleich in einem zweiten Zylinder Luft stark komprimiert, wodurch ebenfalls der Rücklauf gehemmt wird. Die zusammengedrückte Luft schiebt durch ihr Ausdehnungsbestreben das Rohr nach Beendigung des Rücklaufs wieder in die Schießstellung vor. Man kann sich den Vorgang am besten durch Vergleich mit den in modernen Häusern angebrachten „pneumatischen Türschließern" vergegenwärtigen. — Die Wiege ist an der Unterlaffete um eine wagerechte Achse drehbar befestigt und hinten mit einer Richtmaschine versehen, durch die dem Rohr die der beabsichtigten Schußweite entsprechende Erhöhung gegeben wird.

Durch diese Einrichtungen ist die Bedienung des Geschützes sehr vereinfacht; nachdem das Geschütz einmal gerichtet ist, ist für das Schießen nichts weiter erforderlich als das Laden und Abfeuern. Die Zeit und Kräfte raubende Arbeit des Vorbringens des Geschützes fällt fort; ebenso ist das Richten entweder ganz unnötig oder es ist nur eine kleine Korrektur nötig, die überdies während des Vorlaufs des Rohres ausgeführt werden kann, da die Visiervorrichtung von dem Rohr auf die feststehende Wiege verlegt ist. Auch das Laden kann während des Vorlaufes geschehen, da die Bewegungen des Rohres sich mit großer Ruhe vollziehen. So ist es möglich, mit diesen Geschützen, ohne Überanstrengung der Bedienung 20, ja 25 Schüsse in der Minute, d. h. dreimal so viel als mit der Feldkanone 96, zehnmal so viel als mit dem Feldgeschütz 73 und sogar zwanzig mal so viel, als mit den im Feldzuge 1870 gebrauchten Geschützen abzugeben.

Eine solche Feuergeschwindigkeit wird natürlich im Ernstfalle nie oder doch nur auf sehr kurze, nach Sekunden zählende Zeit angewendet werden; aber man ersieht aus diesen Angaben, wie wenig Anstrengung der Bedienung zugemutet wird. Einzelne Leute und zwar gerade die, auf deren Tätigkeit am meisten ankommt, so der das Geschütz richtende Kanonier, können ihre Vorrichtungen sogar im Sitzen ausführen.

Von größerer Bedeutung als die hohe Feuergeschwindigkeit ist, daß die Richtung des Geschützes sich durch den Schuß nicht ändert, da die Unterlaffete vollkommen ruhig steht. Das Nehmen der Richtung wird daher weit weniger beeinflußt durch die Aufregung im Gefecht, die unstreitig die Sehnerven irritiert; ja sogar Änderungen der Schußweite können wie bei Küstengeschützen mechanisch bewirkt werden; es ist nur nötig, nachdem das Geschütz einmal gerichtet ist, einen Zeiger auf eine der beabsichtigten Schußweite entsprechende Zahl einzustellen.

Die vollkommene Unbeweglichkeit der Laffete beim Schuß gestattet, an ihr Schutzschilde aus Stahl anzubringen, die schon bei 3 Millimeter Stärke von Schrapnellkugeln und Gewehrgeschossen (von diesen auf Entfernungen über 400 Meter) nicht durchschlagen werden. Freilich wird das Geschütz dadurch um 50 bis 60 Kilogramm schwerer, was aber gegenüber dem Vorteil, die Bedienung gegen das feindliche Feuer zu schützen, nicht von Bedeutung ist. Die Schilde an der Laffete wären von zweifelhaftem Werte, wenn nicht auch die am Munitionswagen beschäftigten Leute in gleicher Weise gedeckt würden. Zu dem Zweck wird ein nach hinten umgekippter Munitionswagen, dessen Boden mit einem Panzer versehen ist, dicht neben das Geschütz gestellt. So werden den Munitionszuträgern unnütze Wege erspart und sie zugleich völlig gegen das feindliche Feuer gedeckt, da sie ihre Verrichtungen knieend ausführen.

Es ist begreiflich, daß dem französischen Geschütz, das der erste Vertreter einer ganz neuen Richtung ist, gewisse Mängel anhaften, die aber doch nur zum Teil dem Prinzip des Rohrrücklaufs zur Last zu legen sind. So wird ihm der Vorwurf gemacht, daß es zu schwer sei. Ganz zuverlässige Nachrichten sind darüber noch nicht bekannt geworden. Meist wird das Gewicht des marschfertigen Geschützes um etwa zwei Zentner höher angegeben, als das der deutschen Feldkanone 96. Bedenkt man aber, daß auf dem deutschen Geschütz fünf, auf dem französischen nur drei Kanoniere fortgeschafft werden, so verschwindet der Gewichtsunterschied vollständig. In der Feuerstellung ist das Geschütz freilich zu schwer. Das ist aber nicht dem Rohrrücklauf und nur zum geringsten

Teil den Schutzschilden zuzuschreiben, sondern vorzugsweise der hohen, dem Geschütz abverlangten ballistischen Leistung. Das Geschoß wiegt nämlich 7,2 Kilogramm (gegen 6,8 bei der deutschen Feldkanone 96) und hat eine Anfangsgeschwindigkeit von 530 (gegen 465) Meter; das entspricht einer Arbeitsleistung von über 100 Metertonnen d. h. 25 mehr als bei dem deutschen Geschütz. Die weitere Folge davon ist, daß das Geschütz, um beim Schießen ganz festzustehen, mit seinen Rädern auf Hemmschuhe gesetzt werden muß, was die Feuereröffnung leicht verzögert und Zielwechsel erschwert. Diese Nachteile machen sich besonders in dem hin und her wogenden Gefechte der Kavallerie fühlbar; aus dem Grunde sind auch die den Kavalleriedivisionen zugeteilten reitenden Batterien noch mit ihrem bisherigen Geschütz bewaffnet.

Höchst wahrscheinlich ist die Luftbremse recht empfindlich. Die Luft in der Luftkammer des zweiten Zylinders steht gewöhnlich unter einem Druck von etwa zwölf Atmosphären. Entsteht nun irgendwie eine undichte Stelle, so entweicht Luft, und das Geschütz läuft nach dem Schuß nicht vollständig wieder vor. Anfangs hat die Bremse zu vielen Ausstellungen und Reparaturen Anlaß gegeben; dagegen sollen die zu der Expedition gegen China mitgenommenen Geschütze, die unter schwierigen Verhältnissen weite Märsche auf sehr schlechten Wegen zurücklegen mußten, sich sehr gut bewährt haben.

Jedenfalls sind die Vorzüge dieses Geschützes — die Standfestigkeit beim Schießen, die hohe Feuergeschwindigkeit bei geringer Anstrengung der Mannschaft, der durch die Schilde gewährte Schutz gegen feindliches Feuer — so bedeutend, daß es für Deutschland nur eine Frage der Zeit sein kann, ebenfalls das Rohrrücklaufsystem anzunehmen.

Zwei deutsche Fabriken — Krupp in Essen und Ehrhardt (Rheinische Maschinen- und Metallwarenfabrik) in Düsseldorf haben bereits Rohrrücklaufgeschütze hergestellt, bei denen die Mängel des französischen Geschützes in glücklicher Weise vermieden sind. Beide wenden statt der Druckluft zum Vorholen des Rohrs in die Schießstellung Schraubenfedern an und begnügen sich mit einer geringeren ballistischen Leistung (Geschoß 6,5 Kilogramm, Anfangsgeschwindigkeit 500 Meter). Infolge dessen steht das Geschütz ohne Hemmschuhe so fest in der Feuerstellung, daß man ohne Herabsetzung der Präzision eine ganze Reihe von Schüssen im Schnellfeuer abgeben kann ohne zu zielen. Der Ersatz der Druckluft durch Federn hat eine Verminderung der Zahl der Dichtungen, also gerade der schwächsten Punkte zur Folge, wodurch die Kriegsbrauchbarkeit des Geschützes d. h. seine Widerstandsfähigkeit gegen ungünstige Ver-

hältnisse bei mangelnder Beaufsichtigung sehr gewonnen hat. Dabei ist das Geschütz mit Stahlschilden in der Feuerstellung nur um etwa 75 Kilogramm schwerer als die deutsche Feldkanone 96. Mit den Geschützen beider Fabriken sind in fremden Staaten scharfe Gewaltversuche angestellt, bei denen sie sich sehr gut bewährt haben. Unter anderen ist ein Krupp'sches Geschütz scharf beschossen, sowohl mit Schrapnells, wobei es von mehreren großen Sprengstücken getroffen wurde, als auch aus nächster Nähe mit Gewehren. Obwohl die Sprengstücke das Geschütz mehrfach beschädigt hatten, zeigte ein kurz darauf vorgenommener Schießversuch, daß diese Beschädigungen nur „Schönheitsfehler" waren, die für die Brauchbarkeit des Geschützes wenig Bedeutung hatten; denn die bei einer großen Zahl von Schüssen im Schnellfeuer unmittelbar danach gezeigte Präzision war unvermindert. Mehrere Staaten haben sich daher bereits für die Einführung von Rohrrücklaufgeschützen entschieden, so Schweden, Dänemark, Holland, die Türkei, Brasilien für Krupp'sche, Norwegen für Ehrhardt'sche Geschütze; England hat während des Krieges mehrere Batterien bei Ehrhardt bestellt; Rußland und Österreich werden solche Geschütze eigener Fertigung einführen. Das Deutsche Reich, Italien, die Schweiz, die Vereinigten Staaten und Mexiko sind in Versuche eingetreten. Daß diese über kurz oder lang zur Einführung von Rohrrücklaufgeschützen führen werden, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein.

Nur inbezug auf die Schilde gehen die Meinungen noch auseinander. Nicht, als ob man den Schilden den Nutzen abspräche — davon kann für den denkenden Artilleristen gar keine Rede sein. Der Ausgang eines Kampfes zwischen einer Batterie mit Schilden gegen eine solche ohne Schilde ist, wenn nicht ganz besondere, nur in seltenen Ausnahmefällen denkbare Umstände eintreten, schon beim Beginn so gut wie entschieden. Da durch die Schilde die treffbare Fläche der Geschützbedienung auf etwa ein Sechstel der einer ungeschützten Batterie herabgesetzt ist, so wird schon auf dem Schießplatz die ungeschützte Batterie sechsmal soviel Treffer erhalten, wie die gepanzerte Batterie. Im Gefechte wird daher die schildlose Batterie zum Schweigen gebracht sein, ehe sie der mit Schilden versehenen überhaupt nennenswerte Verluste zugefügt hat. Nur über die zweckmäßige Größe und Stärke der Schilde, sowie über die Mittel, sie zu bekämpfen ist man noch im Unklaren.

Die Krupp'sche Fabrik hat neuerdings ein Schrapnell hergestellt, das statt mit Bleikugeln mit Kugeln aus Stahl von großer Härte und Dichte gefüllt ist und damit bei einem Schießversuch aus 3500 Metern eine recht

günstige Wirkung erreicht, insofern als von allen treffenden Kugeln fast drei Viertel die drei Millimeter starken Schilde durchschlugen und in die dahinter aufgestellten Bretterscheiben mit genügender Kraft eindrangen. Oberflächliche Beurteiler haben daraus den Schluß ziehen wollen, daß nunmehr die Schilde überflüssig seien, da sie keinen genügenden Schutz gewährten. Sie übersehen, daß dies Ergebnis nur der außerordentlich günstigen Lage der Sprengpunkte (im Mittel etwa 60 Meter von dem Ziel) zu danken ist, und daß bei etwas größeren Sprengweiten oder stärkeren Schilden auch diese Schrapnells keine genügende Wirkung gehabt haben würden. Da Stahlkugeln größer als solche aus Blei sind, so folgt hieraus auch, daß bei gleich großer Höhlung das Schrapnell nur weniger Kugeln aufnehmen kann, daß also seine Wirkung gegen alle anderen Ziele herabgesetzt wird. Bemerkt sei jedoch noch ausdrücklich, daß diese Versuche erst den Ausgangspunkt für weiterhin anzustellende bilden und daß eine Steigerung der Wirkung noch zu erwarten ist.

Von anderer Seite ist vorgeschlagen, die Schilde stärker und zugleich größer zu machen, damit sie nicht nur gegen Feuer von vorn, sondern auch gegen Flankenfeuer schützen. Die dadurch herbeigeführte Gewichtsvermehrung von etwa fünf Zentnern soll durch Herabsetzung des Geschoßgewichts und der ballistischen Leistung wieder ausgeglichen werden. Als einziges Geschoß soll dies Geschütz eine leichte Granate feuern, die als Volltreffer die Schilde durchschlagen und durch ihre Splitter gegen die dahinter stehende Bedienung wirken soll. Hiergegen ist zu bemerken, daß im Ernstfall auf Volltreffer nur sehr selten zu rechnen ist, daß bei einem so leichten Gewicht auf das Schrapnell und damit auf eine ausgibige Wirkung gegen alle anderen Ziele verzichtet werden muß.

Auf anderweitige Vorschläge kann hier, wo es sich nur um einen Überblick über diese Fragen handelt, nicht weiter eingegangen werden. Meiner Meinung nach genügt der Schutz gegen Feuer von vorn und eine Stärke der Schilde, die gegen die jetzt gebräuchlichen Geschosse Schutz gewährt. Flankenfeuer ist so außerordentlich selten, daß man dagegen keine besonderen Maßregeln zu treffen braucht, und Schilde von größerer Stärke als 3 bis 4 Millimeter würden die Geschütze zu schwer machen. Aufgabe der Techniker wird es sein, auf Verbesserung sowohl der Geschosse als auch der Schilde zu sinnen, ähnlich wie es seit dreißig Jahren der Fall mit den Küstengeschützen und Schiffspanzern ist.

Schon oben war angedeutet, daß die wichtigste Aufgabe der Feldartillerie die Bekämpfung ungedeckter Ziele sei, daß aber die gesteigerte Feuerwirkung die Truppen mehr und mehr zu intensiver Ausnutzung der

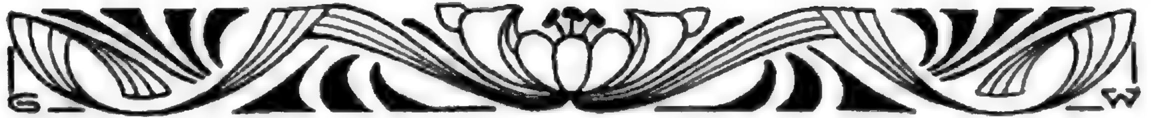
Deckungen zwinge. Neuerdings wird von der Artillerie verlangt, daß sie imstande sei, den Feind auch dann zu treffen, wenn er sich gegen die Splitterwirkung von oben durch Eindeckungen von Holz und Erde geschützt habe. Dazu gehören aber erheblich schwerere Geschosse, die diese Eindeckungen von oben treffen, sie durchschlagen und erst dann ihre Splitterwirkung zur Geltung bringen.

Deutschland hat für diesen Zweck zwei Geschütze — leichte und schwere Feldhaubitze — eingeführt, von denen die erstere die kämpfenden Truppen in jedem Gelände zu begleiten vermag und gegen alle im Feldkriege vorkommenden Ziele, also nicht bloß gegen stark gedeckte verwendet werden kann. Es ist nicht unmöglich, daß sie im Kampfe gegen die mit Schilden versehene Artillerie besonders gute Dienste leistet, da die Splitter ihrer Granaten schwerer sind, als die der Kanone und zu einem größeren Teil die Schilde durchschlagen werden. Die schwere Feldhaubitze kann sich nur auf kurzen Strecken außerhalb der gebahnten Straßen und nur im Schritt bewegen; dafür ist aber die Wirkung ihrer fast einen Zentner wiegenden Geschosse gewaltig. Sie wird von Fußartilleristen bedient und gehört nicht zur eigentlichen Feldartillerie, sondern zur „schweren Artillerie des Feldheeres", deren Aufgabe auch der Kampf gegen Sperrforts u. s. w. ist.

Auch die französische Armee führt Haubitzen mit, die noch schwerer als die deutschen sind und zwar „kurze 120" und „kurze 155 mm Kanonen". Der Name tut nichts zur Sache; sie gehören aber beide zur „schweren Artillerie des Feldheeres".

Rußland und England haben ebenfalls zu gleichen Zwecken bei ihrer Armee Steilfeuergeschütze; nur werden sie in Rußland Mörser genannt. Die englische Feldhaubitze — etwas schwerer als die deutsche leichte Feldhaubitze — ist die einzige, die in einem Feldkriege bereits in Tätigkeit getreten ist. In der Schlacht bei Omdurman hat sie Großes, im südafrikanischen Kriege nur wenig geleistet. Anfangs imponierte die Detonation der Lyddilgranaten den Buren gewaltig; bald aber gewöhnten sie sich daran, da sie sahen, wie wenig Schaden sie anrichteten. So berichtet wenigstens ein deutscher Teilnehmer an jenem Kriege.

Die weitere Frage, welche Änderungen die Bewaffnung der Feldartillerie mit Rohrrücklaufgeschützen auf ihre Organisation und Verwendung im Gefecht herbeiführen wird, kann hier nicht erörtert werden. Sie ist auch solange nicht brennend, als die Neubewaffnung noch nicht beschlossene Sache ist.



Rudyard Kipling.

Von

Adolf Bartels.

Es ist bisweilen nötig, daß der Dichter auch in politischen Dingen für sein Volk seine Stimme erhebt; denn nicht nur hat er das Wort, sondern auch das sichere Gefühl, die untrügliche Anschauung — längst haben wir ja die alte törichte Meinung aufgegeben, daß der Dichter ein weltfremder Träumer sei, er ist uns etwas wie der verkörperte nationale Instinkt und zugleich das Gewissen der Nation. Will man Beispiele, die als Beweise dienen können, die deutsche Literaturgeschichte bietet sie in Hülle und Fülle: da ist Friedrich Schiller, ein echter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, ein Kosmopolit und Rationalist, und doch dichtet er kurz vor seinem Ende die „Jungfrau" und den „Tell", Werke, die sein bezwungenes und gedemütigtes Volk zur Selbständigkeit und Freiheit rufen; da ist Ernst Moritz Arndt, ein schwedischer Untertan und Gegner Preußens, und doch ist er es dann vor allem, der die preußische Seele zum Kampf gegen Frankreich stählt — „Henkerblut, Franzosenblut", das klingt den modernen Weichlingen zu hart, zu roh, aber es war der Ausbruch des berechtigten Hasses gegen die Mörder Palms und anderer deutscher Männer —, da ist endlich Max von Schenkendorf, ein weicher Romantiker von Haus aus, und gerade er ist es, aus dem das deutsche Gewissen spricht:

„Wir haben alle schwer gesündigt,
So Fürst als Bürger, so der Adel,
Hier ist nicht einer ohne Tadel."

Der richtige Mann spricht im richtigen Augenblick, und er erfüllt seine nationale Mission. — Aber es hat immer auch Dichter gegeben, die allein die Eitelkeit trieb, auch in politicis mitreden zu wollen, und die dann nicht bloß den richtigen Augenblick verfehlten, sondern sich auch von jedem nationalen Instinkt verlassen zeigten. Wir dürfen hier nicht an Heinrich Heine erinnern, obgleich kaum je eine politische Poetasterei von der Weltgeschichte köstlicher ad absurdum geführt worden ist als die seinige, die sich in Beschimpfungen des Preußentums nicht genug tun konnte, er konnte den nationalen Instinkt des Deutschen nicht haben — aber Georg Herwegh ist hier ein recht gutes Beispiel; denn nichts ist komischer, als wenn man mit seinem pathetischen

„Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle müssen Schwerter werden"

den wirklichen Verlauf der Achtundvierziger Revolution, die sich de facto totkrakehlte, zusammenhält. Viel besser als Herwegh ist es auch den andern politischen Dichtern seiner Zeit nicht ergangen; es hat überhaupt großes Bedenken, nur politischer Dichter sein zu wollen; denn in der Tat „steht der Dichter auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei“, nämlich auf der nationalen Warte, und auch da erwartet man ihn nur im rechten Augenblicke zu finden. Kurz, es gilt hier das Wort: Der rechte Mann im rechten Augenblick — eitle Patrone, Schwätzer und Hetzer tut man gut, von der nationalen Warte, die zunächst und dauernd den Politikern gehört, wegzuweisen, nur wenn die Not an den Mann kommt, wenn der Kampf auf Leben und Tod beginnen muß, geziemt es sich, die Tuba zu blasen, es ist immer eine Naturgewalt, die dazu treibt, und das Echo kommt dann von Millionen.

Widerhall genug hat auch der jüngste Tubastoß des englischen Dichters Rudyard Kipling gefunden, aber nicht bloß deutschen Ohren ist der ganze Lärm als ohrenzerreißendes Geheul erschienen, und es wird kein vernünftiger Mensch behaupten, daß der richtige Mann hier den richtigen Augenblick gefunden habe. „Henkerblut, Franzosenblut“, rief der alte Arndt im Augenblick der größten Not und des beginnenden Kampfes um Freiheit oder Untergang — uns ruft ein englischer Dichter Schmähungen zu in dem Augenblicke, wo sein eigenes Volk die Unterdrückung eines andern, schwächeren nach unerhörten Greueln vollendet hat, und wo wir selber mit ihm in einem freilich nur gelegentlichen Bündnis stehen, um ein verrottetes Staatswesen zur Zahlung seiner Schulden zu zwingen. O ja, wir lieben die Engländer nicht, und wir haben ihnen das während des Burenkriegs sehr deutlich gezeigt, ja unsere Entrüstung hat damals sehr starke Worte gefunden; zu gemeinen Schimpfereien in einem Augenblick, wo der internationale Anstand mindestens Schweigen gebietet, zu bübischen Verleumdungen und heimtückischen Frechheiten haben wir uns, soviel ich weiß, aber niemals hinreißen lassen. Dergleichen stellen die gegen die Deutschen gerichteten Verse Rudyard Kiplings allerdings dar, so, wenn er die englischen Seeleute bedauert, daß sie wieder hinaus aufs Meer müssen

„Zusammen mit Schwindlern ohne Scham und Scheu,
Mit dem Gothen, dem Hunnenhund.“

Daneben wirken sie freilich auch lächerlich; denn es ist auf der Welt einigermaßen gut bekannt, daß das deutsche Volk auch nicht einen Tropfen hunnischen Bluts in seinen Adern hat, und daß die Gothen einer der edelsten germanischen Stämme waren, wie auch, daß die Welt die Befreiung von der Hunnenherrschaft gerade ihnen hauptsächlich verdankt. Ein klein wenig hätte der englische Dichter doch auch bedenken sollen, daß die Angeln und Sachsen so gut germanische Stämme waren wie die Gothen, und daß sein Volk ihnen und den germanischen Normannen die Kraft verdankt, die es so hoch gebracht hat. Daß Kipling kein Gentleman ist, geht daraus deutlich hervor, daß er das Volk jenes Kaisers beschimpft, der ihm in einer schweren Krankheit echt menschliche Teilnahme

bewies, und dem er seine dichterische Geltung außerhalb Englands so ziemlich allein verdankt, und daß er das in einem Augenblick tat, als Kaiser Wilhelm II. soeben den Boden Englands verlassen. Nein, es war nicht der richtige Augenblick, als dieser Dichter seine Stimme erhob, und er war auch nicht der richtige Mann — wir könnten mit Ernst von Wildenbruch ausrufen:

„Geh, dich scheiden für immerdar
Wir von dem Lande, das Shakespeare gebar"

und „Dein Name allein
Soll nie wieder in Deutschland ertönen."

wenn wir nicht oder besser, wenn man nicht unter uns Kipling früher als Dichter so hoch gepriesen hätte: Ein großer Dichter, das ist ja unsere Überzeugung, ist der richtige Mann und trifft den richtigen Augenblick — also müssen wir die dichterische Bedeutung Kiplings nachprüfen.

Ich für meine Person habe freilich nicht nötig, meine Meinung über den Dichter zu ändern; „er ist sicherlich eine starke Spezialität, wenn auch nicht mehr", habe ich schon vor Jahren über ihn geschrieben, und der Ansicht bleibe ich, nachdem ich nun noch einiges von ihm wiedergelesen. Es ist aber immer die alte Geschichte mit diesen ausländischen Spezialitäten — so mag man sie als Erscheinung, als Künstler muß man sie Spezialisten nennen — bei uns in Deutschland. Irgend eines Tages werden sie, oft durch einen Zufall, für uns Deutsche entdeckt, und binnen kurzem ist ganz Deutschland überzeugt, ein neuer Weltdichter sei erschienen, der Fremde, sei er nun Amerikaner, Engländer, Franzose, Norweger, Russe, wird fürchterlich gekauft, mehr als irgend ein lebender deutscher Dichter (mit Ausnahme Frenssens müssen wir jetzt sagen), wird auch krampfhaft nachgeahmt, aber die ganze Herrlichkeit dauert doch nur ein paar Jahre, dann kommt die neue Spezialität und das alte Schauspiel. Man wird in mancher Hinsicht wirklich an die Spezialitäten des Variété-Theaters erinnert. Den Hauptgewinn von der ganzen Sache haben natürlich die Buchhändler, und so sind sie denn in neuerer Zeit selbständig darauf aus, ausländische Spezialitäten zu entdecken und durch Reklamen hoch zu bringen. Ist das einigermaßen gelungen, dann ist es sehr ergötzlich zu schauen, wie sich plötzlich ganze Haufen von „Kollegen" auf den Autor stürzen. Ja ja, wir Deutschen sind noch immer das große literarische Vermittlervolk, wir tragen noch immer die Weltliteratur — der Unterschied zwischen der alten und der neuen Zeit ist nur der, daß ehedem Leute wie Wolfgang Goethe, August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck die literarische Vermittlungsrolle übernahmen, während sie jetzt hauptsächlich den Buchhändlern zugefallen ist, daß ehedem eine wirkliche Bereicherung unserer Nationalliteratur stattfand, während sie jetzt durch den fremden Import halb und halb erdrückt und in ihrem eigenen Wesen immer aufs neue beirrt wird. Nun giebts ja gewiß große Ausländer, dem Dreigestirn Zola-Ibsen-Tolstoi hätte niemand mit Recht den Aufgang für Deutschland verwehren mögen, aber das Spezialistenvolk ist doch in der Regel bloß interessant, keineswegs notwendig für unsere literarische

Entwicklung im besonderen und unsere Kultur im allgemeinen. Wir haben ja nun einmal den Begriff Dichter für alles, was „unwissenschaftliche" Bücher schreibt, aber dem alten deutschen Begriff, wie wir ihn empfinden, entspricht der moderne ausländische Spezialist doch im ganzen sehr wenig, mag auch immer ein Stück Poët in ihm stecken, er verhält sich zum Dichter ungefähr so wie der Spezialkorrespondent großer Zeitungen zu dem wirklichen Schriftsteller, ist ein ganz außerordentlich guter Beobachter und ein höchst amüsanter, manchmal auch satirisch veranlagter Plauderer mit der Feder, vor allem, er beherrscht das Terrain, auf dem er sich bewegt, mit absoluter Sicherheit, aber was er ihm abgewinnt, ist eben doch nicht Poesie, sondern sind Unterhaltungswerte, er schafft nicht Gemälde, sondern gibt nur oft meisterhafte, immer fesselnde Skizzen, die tieferen Probleme streift er höchstens, aber im Drum und Dran exzelliert er, Typen und Originale stellt er oft köstlich hin, aber nie schafft er Menschen aus dem Vollen und Ganzen, nie gibt er auch ein Bild der Welt, das die Menschheit für ewige Zeiten ihrer dichterischen Schatzkammer einzuverleiben hätte — kurz, er ist zuletzt doch nur Surrogat für den Dichter wie die Zeitung für das Buch und wie das Variété für das wirkliche Theater, und dieselben Umstände, die Zeitung und Variété hoch brachten, schufen auch ihn. Als Prototyp darf man vielleicht den Amerikaner Bret Harte betrachten: Was war das für ein Jubel, als dessen „Kalifornische Erzählungen" zuerst erschienen! Man verglich ihn ganz ruhig mit — Homer, denn dessen Griechenwelt erschien nicht „jugendlicher" als die, die Bret Harte uns heraufführte. Aber als der Amerikaner von der Skizze zum Roman überging, da scheiterte er, und dann kamen neue Leute, und er wurde halb und halb vergessen, und als er im vorigen Jahre starb, da brachten nur wenige Blätter in Deutschland anständige literarische Nekrologe. Und das ist ihrer aller Loos, mögen sie nun Mark Twain oder Rudyard Kipling, Guy de Maupassant oder Alexander Kielland, Anton Tschechoff oder Maxim Gorjki heißen, der Dichter in ihnen etwas größer oder kleiner sein. Ja, ich schließe selbst Maupassant und Gorjki nicht aus, so hoch ich sie in mancher Beziehung schätze: Zuletzt haben auch sie der Menschheit nichts zu geben.

Rudyard Kiplings Ruhm beruht hauptsächlich auf seinem „Dschungelbuche" oder richtiger, seinen beiden Dschungelbüchern, und ich leugne nicht, daß wir es in diesen mit originellen Schöpfungen zu tun haben. Originell muß ja ein Spezialist sein, sonst wird er nie etwas. Aber originelle Dichtungen sind noch nicht „schöne" Dichtungen, wie der selige Theodor Fontane sagte, sind noch nicht Kunstwerke von allgemein menschlicher Bedeutung, wie wir lieber sagen. Natürlich aber hat die begeisterte Kritik auch in Deutschland das Buch als dauernde Schöpfung der Weltliteratur gepriesen — Bret Harte und Homer, immer dieselbe Geschichte! So schreibt die „Neue freie Presse": „Das Dschungelbuch ist etwas ganz Neues, was noch nicht da war, aber bleiben wird. Vermutlich ist es eines der Kunstwerke von der ewigen Art. Es wird in fünfhundert Jahren ebenso fesselnd sein wie heute. Die vorübergehenden Geschlechter werden es

einander mit einem dankbaren Lächeln weiter reichen, wie sie den Gulliver, den Robinson weitergeben. Nichts kann dem Dschungelbuche schaden, nicht der Verlauf der Zeit, nicht die Absprecher, auch nicht die Nachahmer, wenn es welche finden wird. Uns aber überkommt eine eigentümliche Ehrfurcht bei dem Gedanken, daß in diesen Jahren unseres eigenen Lebens, da wir schlecht und recht unser Dasein verbrachten, unsern Körper abnutzten, die Zeit langsam totschlugen, Eintagsfliegen-Träume träumten, alberne Moden der Kunst vorüberkommen sahen und mit hohlen Paukenschlägen neue Richtungen ankündigen hörten — daß in diesen Jahren unseres eigenen Lebens jemand ganz einfach etwas für die Ewigkeit machte." Ich zweifle nicht, daß alle die, die unsere Literaturverhältnisse wirklich kennen, aus dieser Kritik der Wiener „Neuen freien Presse" einen Ton herausklingen hören werden, den Blätter dieser Art nur für bestimmte eigene Lieblinge, aber sonst keineswegs für Lieblinge des deutschen Kaisers haben. Die Gerechtigkeit gebietet übrigens zuzugeben, daß das Dschungelbuch, das die Geschichte des in der Freiheit des Dschungels erwachsenden Wolfsmenschen Mogli (neben selbständigen Novellen) enthält, allerdings mit Swifts Gulliver und Defoes Robinson, daneben auch etwa noch mit unserm Reinecke Fuchs der Art nach zu vergleichen ist. Nur müßte man zunächst einmal wissen, was Kipling den originalindischen Tiermärchen und -fabeln verdankt, ehe man über die Originalität des Buches ein Urteil fällte. Und was die Ausführung anlangt, so finde ich doch bei aller Anerkennung der ausgezeichneten Beobachtung und Detaildarstellung eine gewisse Künstlichkeit, die es unwahrscheinlich macht, daß sich das Dschungelbuch neben Gulliver und Robinson halten wird, so sicher andererseits wieder die Erfindung von diesem Wolfsmenschen, die sich ja nicht bloß an Sagen, sondern auch an bekannte naturwissenschaftliche Tatsachen anschließt, und ihre Lokalisierung in Indien glücklich ist. Auch blickt, wie mich dünkt, hier und da das altkluge Gesicht des Satirikers Kipling durch. Alles in allem aber ist das Dschungelbuch das hervorragendste, was Kipling geschaffen, der „indische" Spezialist kam hier der Weltdichtung sicher am nächsten, wobei wir freilich nicht übersehen wollen, daß Swift und Defoe keine ersten Namen, keine großen Dichter in unserm deutschen Sinne sind. — Von den übrigen Tiergeschichten Kiplings erinnern einige, wie beispielsweise „Bertran und Bimi" und „das Zeichen des Tieres", an Poe, anderes wie „Muti Guj der Meuterer" ist gelungen derb-humoristisch, Sachen wie „die maltesische Katze", die nur englische Polospieler verstehen können, sind Spezialität im schlechten Sinne, und in der Satire „Ein Gesandter auf Reisen" haben wir sogar die leidige Tiersatire (hier gegen die Sozialdemokratie), die poetisch empfindende Menschen durch ihre Berechnung so stark abstößt. Aber Kipling zeigt nebenbei eine große Pferdekenntnis, und das ist ja auch etwas.

Der Hauptgegenstand der Dichtung ist und bleibt doch der Mensch, und die indischen Skizzen Kiplings befassen sich denn auch mit dem indischen Menschenleben. Sie sind sehr zahlreich, Reclams kleine Sammlung „Schlichte Geschichten

aus Indien" und die bei der Vita in Berlin erschienenen „Heiteren Geschichten" mögen wohl zusammen eine charakteristische Auswahl bieten. Auch in diesen Geschichten ist viel hübsche Erfindung, scharfe Beobachtung, ist ein meist barocker Humor und öfter gesunde Empfindung, im ganzen erhält man unverächtliche Einblicke ins indische Leben — aber andererseits sind die Skizzen auch wieder durchaus nichts Ungewöhnliches, ihre Art kennen wir längst von Bret Harte her, nach dessen Weise auch gewisse wiederkehrende Typen wie eine etwas bedenkliche Mrs. Hauksbee und ein Polizist Namens Strickland verwendet werden. Sehr oft geht es dann von Bret Harte zu Mark Twain, d. h. von charakteristischer Menschendarstellung zur gemeinen Burleske herunter. Ich kann mir denken, daß die Skizzen für Engländer, die in Indien waren, einen kolossalen Reiz besitzen, aber was sie die Weltliteratur angehen, ist mir eigentlich unerfindlich. Auch zweifle ich gar nicht, daß wir, wenn wir einen unserer guten Skizzenschreiber, beispielsweise Ompteda, nach Indien senden würden, genau so wertvolle Skizzen erhielten. Doch, um auf dem Boden der englisch-amerikanischen Literatur zu bleiben, muß man sagen: Hier ist Kipling nur eine Nummer unter vielen, und wer Poe, Bret Harte und Mark Twain kennt, wird durch nichts bei ihm (künstlerisch) überrascht. — Aber Kipling hat außer seinen Skizzen auch höchst würdige Gedichte geschrieben, wird man mir einwerfen, er ist nicht bloß Skizzenschreiber, er geht höher. Nun, auch von Poe und Bret Harte haben wir ja merkwürdige Gedichte, und wer die englische Literatur genau kennt, wird die den Deutschen zunächst frappierende Originalität der im Dschungelbuch enthaltenen Gedichte und der „Barrack-Room Ballads" richtig einzuschätzen wissen. Ja, sie haben Farbe und Stimmung, sie haben auch Rhythmus, aber ästhetisch sind sie, wie ich glaube, doch ein gut gemachtes Mixtum-Compositum, wie es ähnlich Heine aus unserer Romantik schuf: die Sektion ergibt viel Elemente echter Volkslieder, englischer und exotischer, dann nicht wenig englische und amerikanische Kunstpoesie, zum Teil der Decadence, endlich als Hauptwürze Tingeltangel, wohl verstanden, nicht dessen Unsittlichkeit, aber seinen Tonfall. Ich glaube, einigermaßen ist der Balladendichter Kipling auf diese Weise zu erklären.

Er hat dann ja überhaupt seine Spezialität erweitert und ist der Dichter des britischen, ja, man kann fast sagen, des angelsächsischen Imperialismus geworden, und da sehen wir ihn nun den englischen Truppen überall hin folgen und vor allem auch auf das Flottenwesen seine Aufmerksamkeit richten. Ich beabsichtige nicht, hier eine „Entwicklung" des Dichters Rudyard Kipling zu geben, wohl aber eine Kritik, und so greife ich aus seinen Werken noch drei heraus, von denen zwei größere Werke Kompositionen sind, also die höheren dichterischen Fähigkeiten Kiplings offenbaren müßten, das dritte ein Skizzenbuch ist, daß mit der Poesie gar nichts mehr zu tun hat, jedoch über des Dichters Gesinnung keinen Zweifel läßt. Es sind die Erzählung „Brave Seeleute", die auf den Fischbänken an der amerikanischen Küste spielt, der Roman „Das Licht erlosch" (The light that failed), der uns in die Welt der englischen

Kriegsberichterstatter und nach dem Sudan führt, und das Skizzenbuch „Eine Manöverflotte“. „Brave Seeleute“ ist eine Erzählung, die die Jugend interessieren mag, wenn ihr nicht die Beschreibungen der Schiffer- und Fischertätigkeit doch vielleicht etwas zu breit sind. Muster ist zweifellos Kapitän Marryat gewesen, zum ästhetischen Vergleich mögen die ähnliche Dinge behandelnden ganz unendlich viel poetischeren „Islandfischer“ von Pierre Loti herangezogen werden. Es handelt sich um einen verzogenen amerikanischen Millionärssohn, der bei einer Ozeanfahrt ins Meer fällt, von einem Fischer gerettet wird, nun aber mehrere Monate lang strammen Schiffsjungendienst tun muß, was ihm ausgezeichnet bekommt. Charakteristisch ist die Wärme, mit der Kipling die Macht und Herrlichkeit der amerikanischen Plutokratie darstellt. Im allgemeinen bleiben bei uns dergleichen Bücher unter der Jugendliteratur verborgen, wo sich, nebenbei bemerkt, auch mancherlei findet, was wenigstens entfernt an das Dschungelbuch erinnert. Hohe Literatur ist dann unbedingt der Roman „Das Licht erlosch“, und aus ihm glaube ich die volle Klarheit über Kiplings Talent erlangt zu haben. Alle Vorzüge des Skizzisten sind auch hier, aber für einen modernen Roman genügt weder die Erfindung noch die Charakteristik und psychologische Entwicklung. Der Inhalt ist leicht angegeben: Ein junger Künstler kehrt aus dem Feldzuge im Sudan heim und wird durch seine Skizzen rasch berühmt. Er findet eine Jugendfreundin wieder und bringt ihr seine Liebe entgegen, sie aber auch malend, ist nur Ehrgeiz. Auch als er blind wird, wendet sie sich ihm, der viel für sie getan hat, nicht zu. Er kehrt dann in den Sudan zurück und fällt dort. In mancher Beziehung wird man an die so lange hoffnungslose Liebe des Kapitäns Dobbin in Thackerays „Jahrmarkt des Lebens“ erinnert, die Maise hier bei Kipling ist aber noch viel gräßlicher als die Amalie bei Thackeray und zuletzt doch wohl Karikatur. Auch Beckchen Sharp findet sich, ein bischen gutmütiger, in der Gestalt einer Straßendirne Bessie. In manchen Szenen des Romans herrschte Dickens-Stimmung nach Dickens, die Nebenpersonen sind meist recht gut, die Situation stimmungsvoll, kurz, was der Skizzist geben konnte, hat er gegeben. Es wird in dem Roman auch allerlei über Kunst geredet, und die Ehrlichkeit gebietet zu sagen, daß Kipling den „Fluch des Checkbuches“ für den Künstler sehr wohl kennt und ehrliche und ordentliche Arbeit von ihm fordert, wie er sie denn auch selber leistet. Auch scheut er sich nicht, dem englischen Publikum die Wahrheit zu sagen: „Du wirst hinausgeschickt, wenn ein Krieg beginnt, um dem bestialischen Blutdurst des blinden, brutalen britischen Publikums (Ei, Herr Kipling, haben die deutschen „Schwindler“ denn je Schlimmeres gesagt?) zu dienen. Sie haben heute keine Arena mehr, aber sie müssen Spezialkorrespondenten haben.“ — In der „Manöverflotte“ ist er dann freilich fast fortwährend entzückt — er war ja auch Gast auf einem Kriegsschiffe — und tut auch, als ob die Engländer mit ihrer Flotte wirklich die Erde in der Hand hielten und nur zu gutmütig seien, ihre Herrschaft auszunutzen. Im übrigen enthält das Buch hübsche Momentbilder und sachliche Beschreibungen, die ein

Seemannsherz erfreuen mögen, und ich stelle mir vor, daß der deutsche Kaiser gerade durch dieses Buch auf Kipling aufmerksam geworden ist.

Wir wollen also den englischen Dichter auch nicht unterschätzen, wir wollen zugeben, daß er ein guter Spezialist ist. Wer aber einen wirklich Großen auf dem gleichen Gebiete kennen lernen will, der nehme einmal den Vater aller exotischen Poeten, den alten Sealsfield, der bekanntlich ein guter deutscher Karl Postl war, wieder her, und er wird doch einigen Unterschied merken. Viele Stätten der Menschen hat Kipling gesehen, zahllose Menschentypen vortrefflich beobachtet, aber ein großer Menschenkundiger und Herzenskündiger ist er darum doch nicht geworden, es fehlt ihm das pectus, das zuletzt den Dichter macht (was ja auch daraus hervorgeht, daß er so leicht zur Satire kommt), und deshalb sollte er lieber nicht in die Tuba blasen, oder seine Landsleute sollten sie ihm abnehmen, denn der Mann bildet sich, wie es scheint, in der Tat ein, ein Weltdichter zu sein, während ihm doch wahre Größe und die damit verbundene Vornehmheit abgehen. Ein warmes Herz für Tom Atkins ist ja sehr hübsch, aber Tom Atkins ist nicht das englische Volk, und der Jingo, mit dem der Dichter Rudyard Kipling in seinem Gedicht Arm in Arm zu gehen beliebt, ist es auch nicht.

Einstweilen wenigstens denken wir, wenn wir von England reden, noch an die große Kulturnation, der wir selber Manches verdanken, und die auch uns Manches verdankt, und es scheint uns nicht völlig ausgeschlossen, das wir uns über hetzende Zeitungsschreiber und überhetzte Poeten hinweg immer wieder einmal die Hand reichen. Ist das nicht mehr möglich, nun, so werden wir uns auch darin finden, aber doch, hoffe ich, soviel Ruhe bewahren, daß wir in Friedenszeiten oder gar gelegentlich bei notgedrungen gemeinschaftlichen Unternehmungen nicht in einen ähnlichen Ton wüsten Geschimpfes verfallen, wie es sich Englands Lieblingspoet uns gegenüber gestattete.

Trutzlied eines Jungelsässers.

Und ob mich Tausende verdammen
Und ob ihr Zorn mich wild umsprüht, —
Nur heller lodern auf die Flammen
Der Liebe, die mich heiß durchglüht.

Der Feinde Schar mag lärmend schwingen
Um mich die Fahne der Partei, —
Ich will, mein Vaterland, dir bringen
Mein Lied und Leben rein und frei.

Des deutschen Namens Ruhm und Ehre
Will ich verfechten fort und fort;
Der deutsche Mutterlaut, der hehre,
Bleibt heilig mir an jedem Ort!

Und ob ihr frech mich auch Verräter
An meiner Jugendheimat nennt;
Ich weiß, vom Geist der alten Väter
Ist meine Seele nicht getrennt.

Ich weiß, es muß die Stunde kommen,
Die oft im Traum sich mir enthüllt,
Da, wenn der Zwietracht Glut verglommen,
Mein selig Ahnen sich erfüllt.

Dann wird mein Volk, vom Trug errettet,
Versöhnt im Kreis der Brüder stehn,
Die, neu zum starken Bund verkettet,
Durch Glück und Not zusammengehn.

Aus: Neue Gedichte von Christian Schmitt. Ludolf Beust Verlag Straßburg i. E.

Die katholisch-theologische Fakultät an der Universität Strafsburg.

Von
Theodor Schiemann.

An den Herausgeber der Deutschen Monatsschrift.

Sie haben Wert darauf gelegt, in dem Streit der Meinungen über die Opportunität der mit dem 1. Oktober dieses Jahres ins Leben tretenden katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Straßburg, mein Urteil zu hören. Nun finde ich zwar, daß in dieser Frage das Beste bereits gesagt ist. Namentlich die Ausführungen des verehrten Kollegen Paulsen haben nach allen Seiten hin in ruhiger und überzeugender Weise das Für und Wider erwogen und mit allem Nachdruck gezeigt, daß der Entschluß unserer Regierung nur zu billigen ist. Auch ich teile diese Ansicht, und wenn ich dennoch das Wort zur Sache ergreife, geschieht es nur um, von meiner besonderen Warte aus, Paulsens Ergebnisse zu bestätigen. Wer gewohnt ist unser politisches Leben im Zusammenhange der großen politischen Bewegung der Zeit zu verfolgen, ist ja genötigt, auch der Großmacht des Katholizismus seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie steht heute in voller Aufrüstung, geführt von einem friedfertigen Papste und von einem kriegerischen Staatssekretär, in welchem die besondere Geistesrichtung des intransigentem Romanismus fast noch zu schärferem Ausdruck kommt, als der universale Gedanke, der nun einmal untrennbar mit dem Wesen des Papsttums verknüpft bleibt. Kardinal Rampolla glaubt an die gesta Deiper Francos, und hat sich selbst durch den Krieg, den das radikal-sozialistische Frankreich von heute in Kammer und Ministerium gegen die Kirche als solche führt, in seiner Parteinahme nicht irre machen lassen. Wohl aber scheinen die Übertreibungen der Antiklerikalen in Frankreich dahin geführt zu haben, daß Papst Leo XIII. an der Weisheit seines politischen Beraters irre geworden ist, und diese Kombination ist von uns genutzt worden, um einen Gedanken zur Durchführung zu bringen, mit dem Fürst Bismarck sich bereits im Jahre 1871 getragen hat. Der Kulturkampf, und das Kriegsrecht, das während der Dauer desselben zwischen Staat und Kirche galt, machten ihm die Ausführung unmöglich. Dann folgte langsam die Abrüstung auf beiden Seiten, den vollen Friedensstand haben wir erst seit wenigen Jahren, oder doch erst seit die französischen Pläne Rampollas in sich zusammenbrachen. Wie einst zwischen Friedrich dem Großen und Papst Pius VI. eine katholisch-

theologische Fakultät für die Universität Breslau vereinbart wurde, konnte so von Kaiser Wilhelm II. eine Verständigung mit Papst Leo XIII. über die Begründung einer solchen Fakultät in Straßburg, im wesentlichen auf der gleichen Grundlage gefunden werden. Sie reiht sich den schon bestehenden katholisch-theologischen Fakultäten in Bonn, Münster, München, Würzburg, Freiburg an, so daß es jetzt in Summa im Deutschen Reiche acht Fakultäten für katholische Theologie gibt, deren Professoren vom Staate nach vorherigem Einvernehmen mit dem betreffenden Bischof ernannt werden (das ist die neue, uns günstigere für Straßburg gewählte Fassung, während es für Bonn und Breslau heißt, es solle in der katholisch-theologischen Fakultät niemand angestellt oder zur Ausübung des Lehramtes zugelassen, ohne vorherige Rückfrage beim Bischof). Der Staat besoldet sie und beaufsichtigt ihre Amtstätigkeit, während sie in Hinsicht auf die Lehre unter Aufsicht des Bischofs stehen, der ihnen eventuell die missio canonica entziehen kann, ohne daß sie jedoch deshalb ihrer staatlichen Rechte verlustig gehen. Doch ist der Staat verpflichtet, in solchen Fällen für eine Ersatzprofessur Sorge zu tragen, die den Bedürfnissen der katholischen Kirche Rechnung trägt. Das bisher in Straßburg bestehende „große Seminar" aber wird in Zukunft nur für die praktische Schulung der Kleriker zur Ausübung ihres geistlichen Berufes Sorge zu tragen haben.

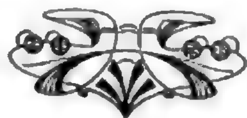
Dies ist, mit Übergehung alles Unwesentlichen, der Kern der am 5. Dezember 1902 abgeschlossenen Konvention, und die Frage ist nun, wie wir als Protestanten und Deutsche uns dazu zu stellen haben. Ist es ein Institut zum Frieden oder zum Kampf, das so ins Leben getreten ist, darauf kommt alles an. Denn die andere Frage, ob die neue katholische Fakultät die Wissenschaft in unserem, dem protestantischen Sinne, fördern kann, muß sofort ausgeschieden werden. Soll die Fakultät unseren katholischen Landsleuten dienen, so versteht sich von selbst, daß sie sich der katholischen Kirche, so wie sie ist, anzupassen hat. Der dogmatische Bau dieser Kirche ist seit dem Vatikanum abgeschlossen, und damit die Grenze gezogen, über welche keine Brücke führt. Wer das nicht anerkennen will, gehört nicht in die Gemeinschaft der katholischen Kirche, er muß ausscheiden. Darüber hilft keine noch so scharfsinnige Deduktion hinweg; für den Staat ist die Kirche des vatikanischen Konzils die katholische Kirche, und denjenigen, die sich von dieser Kirche trennen, kann er nichts anderes gewähren als jene Gewissensfreiheit, die das köstliche Gemeingut aller Angehörigen des Deutschen Reiches ist. Es ist daher auch in der Ordnung, daß die Bischöfe bei Ernennung der katholisch-theologischen Professoren mit herangezogen werden und daß sie die Lehrtätigkeit dieser Professoren kontrollieren und eventuell durch Entziehung der missio canonica lahm legen können, wenn der Staat dafür Sorge trägt, daß dem einzelnen, den sein Entwicklungsgang aus der katholischen Gemeinschaft hinausführt, die persönliche Freiheit der Überzeugung ungemindert bleibt. Was nach katholischer Auffassung theologische Wissenschaft ist, bewegt sich innerhalb der feststehenden Schranken, und dabei wird es sein Bewenden haben müssen, ohne daß wir als

Männer der auf protestantischer Grundlage erwachsenen Wissenschaft oder daß der Staat als solcher in dieser Frage mitzureden berufen wäre.

Denn das eine sollte man doch nicht vergessen, daß die Heranbildung zu einem bestimmten Beruf eine wesentliche Aufgabe der Universitäten ist. Das kirchliche Amt des Seelsorgers aber verlangt weit mehr eine praktische als eine theoretisch-wissenschaftliche zur Forschung führende Ausbildung: Kenntnis des menschlichen Herzens, Gemütsbildung, sicheres Beherrschen der geltenden kirchlichen Satzungen und Gebräuche, das sind die Forderungen, welche die Kirche mit besonderem Nachdruck in den Vordergrund rücken wird, während der Staat daran interessiert ist, daß dem künftigen Geistlichen der Zusammenhang mit dem wirklichen Leben, mit den Realitäten nicht verloren gehe.

Die ausschließliche Erziehung der Kleriker in den bischöflichen Seminarien war aber gerade in dieser letzterwähnten Hinsicht mit Gefahren verbunden, die auf dem Boden des Reichslandes noch dadurch eine besondere Färbung erhielten, daß in den Kreisen des elsasser Klerus der sentimentale Ausblick nach Frankreich hin als Accidenz den jungen Leuten mit ins Leben gegeben wurde. In den Berliner Neuesten Nachrichten (Nr. 589) ist offenbar von einem Kenner der Straßburger Verhältnisse das Bild jener jungen Männer gezeichnet worden, die ohne Fühlung mit der übrigen Welt in der aus den französischen Tagen beibehaltenen Tracht als Zöglinge des großen Seminars aus dem Konvikt ins Amt zu treten pflegten. „Wenn man die jungen Seminaristen in Straßburg spazieren geführt sah in ihrer fremdartigen äußeren Erscheinung, kein deutsches Wort aus ihren Reihen, nur französisch und lateinisch hörte, so machten sie tatsächlich den Eindruck einer fremden Garnison in der deutschen Landeshauptstadt, und manchem der Bürger erschienen sie als lebende Gewähr, daß der Friedensvertrag vom 10. Mai 1871 nicht unwiderruflich sei.“ Es ist ganz richtig, daß die französisch gesinnte katholische Geistlichkeit des Reichslandes heute das größte Hindernis ist, das dem Durchschlagen einer deutschen Reichsgesinnung im Wege steht. Die Geistlichkeit ist nicht partikularistisch-elsässisch — dagegen hätten wir nichts einzuwenden, denn wir glauben mit dem Fürsten Bismarck, daß, je mehr die Bewohner des Elsaß sich als Elsasser fühlen, sie umsomehr das Franzosentum abtun werden — sondern französisch-katholisch, und eben deshalb ist sie ein Element des Unfriedens, nicht des Friedens. Die mit der Kurie geschlossene Konvention durchbricht die französische Mauer des „großen Seminars“. Die Seminaristen werden auf den Bänken der Universität mit einem Hauch akademischer Freiheit in Berührung kommen und im Kontakt mit der studentischen Welt auch den nationalen Zug empfinden, der heute durch unsere studierende Jugend geht. Oder, wenn wir uns bescheidener ausdrücken sollen, die Möglichkeit dazu wird geboten, und auch damit wollen wir uns zufrieden geben. Fürst Bismarck, der in seinen das Elsaß betreffenden Reden einen Ton liebender Fürsorge anschlägt, die etwas Rührendes hat, ermahnt den Reichstag immer wieder, „dem jüngsten Kinde der deutschen Familie“ mit deutscher Geduld und deutschem Wohlwollen entgegen-

zutreten, und gewiß hat es unsererseits trotz mancher Mißgriffe an Ausdauer nicht gefehlt. Aber die Generation, die mit ihren Wurzeln noch auf dem Boden eines französischen Patriotismus ruhte, ist im Aussterben begriffen, und künstlich wird heute durch jenen außerhalb unserer Welt lebenden Klerus, den, wie Bismarck sagte, seine Vergangenheit nach Paris, seine Gegenwart nach Rom wies, eine Scheidung aufrechterhalten, die ohne ihn, wenn ein deutsch gebildeter Klerus an seine Stelle getreten wäre, nicht mehr bestehen könnte. Es läßt sich aber hoffen, daß die deutsch-katholische Fakultät dem heute in seiner französischen Umgebung isoliert stehenden Bischof Fritzen eine Stütze und ein Halt sein wird, im Ringen mit Elementen, deren Zurückweisung in der Tat eine wichtige nationale Aufgabe ist. Wie richtig das ist, beweist die Haltung, welche die gesamte französische Presse gegenüber der Konvention vom 5. Dezember 1902 eingenommen hat. Sie erkennt in ihr mit Recht nicht eine kirchliche den Katholizismus schädigende Maßnahme, sondern einen entscheidenden Schachzug deutscher, gegen das welsche Wesen gerichteter Politik. Es sind Trauerhymnen, die sie anstimmt, und wir sind der guten Zuversicht, daß sie nicht vergebens trauern.



Goethe-Gedanken über Religion.

„Mich läßt der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit; es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet. — Wohl ist alles in der Natur Wechsel, aber hinter dem Wechselnden ruht ein Ewiges."

(v. Müller, 15. Mai 1822.)

„Sobald man nur von dem Grundsatze ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden."

Ein tüchtiger Mensch, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser.

(Eckermanns Gespräche.)

Aus: Meine Religion. Mein politischer Glaube. Vertrauliche Reden von J. W. v. Goethe. Zusammengestellt von Dr. Wilhelm Bode. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin 1902. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Alexander-Tragödie von Gobineau.

Von

Hans v. Wolzogen.

Mit einigem Mißtrauen schien man bei uns die erste Ausgabe dieses französischen Jugendwerkes Gobineaus aufzunehmen. Selbst die großartigen Bilder der „Renaissance", die sofort hinreißend gewirkt hatten, und die reizvollen und charakteristischen „Asiatischen Novellen", welche gute Freunde gefunden, mochten nicht genügt haben, der entscheidenden und maßgebenden Bedeutung des Rassenwerkes gegenüber die Vorstellung recht bewußt werden zu lassen: daß Gobineau ein geborener Dichter sei. Und wenn auch! Aber — französischer Dichter?! Noch dazu in einem Jugendwerke aus den Jahren vor 1848?! Das gab dem Werke, wie es da so schön französisch gedruckt vor den deutschen Augen von heute lag, wohl ein etwas bedenklich fremdartiges Aussehen. Es war, als wäre der uns so vertraut gewordene Gobineau, den wir schon fast wie Shakespeare als den Unsern, jedenfalls aber als Germanen betrachteten, mit einem Male wieder abgerückt in die Sphäre des Théâtre français, welches den „Alexandre" als eine Fürstenverherrlichung unter dem republikanischen Regime von 1848 nicht hatte aufführen dürfen!

Nach Jahresfrist erschien „Alexandre" — le Français — in der 2. Auflage und bald danach in Schemanns deutscher Übersetzung. Ja, und mit diesem literarischen Erfolge nicht genug: man spricht bereits von einer theatralischen Darstellung, welche in Weimar Ende Februar bevorstehen soll. Damit ist die Sache sofort auf ein anderes Podium gestellt, wo die Prophezeiung einen schlechten Boden hat, mehr als irgendwo der Erfolg das Urteil spricht. Jedoch, daß Menschen von der Bühne an einen gewissen Erfolg — besser: an eine Wirkung glauben können, — und in der Tat haben bereits immer mehr begabte Schauspieler sich darüber lebhaft interessiert geäußert —: das besagt doch schon, daß in dem Werke ein dramatischer Nerv steckt, der auf andere Nerven motorisch zu wirken vermag. Dieser Nerv ist zweifellos die Gestalt des Alexander. Das ist eine „Rolle"! Es gehört freilich der rechte Mann dazu, dem man die „Rolle" als einen „Alexander" glaubt. Wird diese Gestalt wirklich lebendig, so gibt sie uns auch schon den ganzen Gobineau, den Dichter und den Seher, der einst Renaissancen und Rassenbücher zu schaffen berufen war.

Das ists, was wir an diesem Jugendwerke, je lebendiger wir es auf uns wirken lassen, durch mehrfache Lesung oder durch eine Aufführung, mit einiger Gerechtigkeit werden rühmen müssen: sein „Dichter" ist dies hier nicht etwa als Phraseur und Poseur in Versen, nicht als noch so talentvoller „Macher" mehr oder minder glücklicher Theaterstücke, sondern er ist Dichter als „Seher", wie wir Deutsche es gern verstehen. Er hat Alexander gesehen als das historische Idealbild seines eigenen

---

Alexander. Tragödie in 5 Aufzügen vom Grafen Gobineau. Deutsch von Ludwig Schemann. Straßburg, Verl. J. Trübner. VIII + 107 S.

Heldengedankens, der wenig später als Rassengedanke, als Bild des Ariertums sich erhob und dehnte.

Was will daneben das „Milieu“ bedeuten, wovon man heute mit Vorliebe spricht! Ein Milieu-Stück ist „Alexander“ nicht, obwohl sein Milieu das „Stück“ macht, und obwohl gerade dieser Teil die kritische Aufmerksamkeit leicht auf sich zieht, weil er ein gewisses jugendliches Verfahren verrät, etwas in die Breite und Fläche geht und von der Façon der französischen Palastintriguen noch zu stark beeinflußt erscheint. Aber man darf dabei nicht übersehen, daß innerhalb dieses selben „Milieu“ die Personen sich allesamt doch bereits auffällig der Phrase und Pose enthalten, und also vom Franzosentum vielmehr eine gewisse Nüchternheit übrig bleibt, welche jedoch in eigentümlicher Weise wiederum belebt sich gibt, sodaß man schon beinahe einen „Realismus“ zu bemerken glaubt, als ganz die richtige Verderbenssphäre für den hohen Idealismus der Alexandergestalt. Daß es aber schließlich in der Poesie aller Zeiten auf die Gestalten ankommt, könnten selbst die glühendsten Verehrer moderner Zustandskunst wohl einsehen. Auch der wirksamst geschilderte Zustand wirkt am Ende in dem Lichte, das eine wirksame Persönlichkeit darauf wirft. Gibt man soviel zu, so muß man auch in diesem alten Alexander des jungen Franzosen das Werk eines Dichters anerkennen, dem die Möglichkeit einer theatralischen Wirkung unter günstigen Umständen nicht abzusprechen ist. Doch darüber hinaus noch und immer behält das Werk seinen besonderen literarischen Wert, nicht zum wenigsten als ein interessantes Zeugnis für das frühe Heraufwachsen des Sehers arischer Heldenart in der merkwürdigen franko-germanischen Persönlichkeit des staatsmännischen Dichter-Gelehrten und Plastiker-Poeten Gobineau.

Goethe-Gedanken.

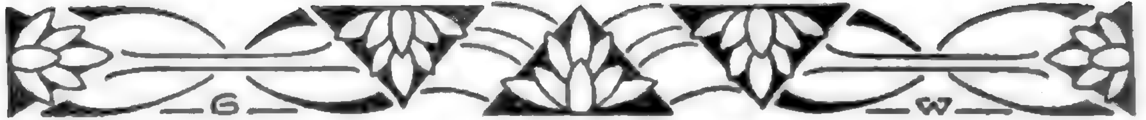
„Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs.“ (Zu Karoline Freifrau v. Egloffstein, 29. April 1818.)

„Man bedenke, daß mit jedem Atemzug ätherischer Lethestrom unser ganzes Wesen durchdringt, so daß wir uns der Freuden nur mäßig, der Leiden kaum erinnern. Diese hohe Gottesgabe habe ich von jeher zu schätzen, zu nützen und zu steigern gewußt.“ (An Zelter 1830.)

„Allgemein menschliches Wohlwollen, nachsichtiges, hülfreiches Gefühl verbindet den Himmel mit der Erde und bereitet ein dem Menschen gegönntes Paradies.“ (Noten zum Divan. Kap. Künftiger Divan.)

„Große Gedanken und ein reines Herz, das ist es, was wir uns von Gott erbitten sollten.“ (Wilhelm Meister.)

Aus: Meine Religion. Mein politischer Glaube. Vertrauliche Reden von J. W. v. Goethe. Zusammengestellt von Dr. Wilhelm Bode. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin 1902. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.



Was uns Not tut.

Ein Frauendienstjahr.

Von

Prof. D. Dr. Zimmer.

Auch etwas, „was uns not tut“ ist der dem Militärdienst der Männer entsprechende Frauendienst. Unsere berufslosen Frauen wollen in die Öffentlichkeit hinein. Manche Quersprünge werden gemacht, manches Unklare, manches weit über das Ziel hinausschießende kommt vor, aber man muß sich nur wundern, daß das nicht viel mehr der Fall ist, denn wo wird denn die Frau für die Öffentlichkeit erzogen? Der Mann denkt als Knabe von vornherein an einen besonderen Beruf, wird für solchen in Familie und Schule vorgebildet, und die Einseitigkeiten dieser besonderen Berufstätigkeit werden dann für die Gesamtheit wieder ausgeglichen dadurch, daß die dazu tauglichen Männer alle dem Heere angehören, in ein- oder mehrjähriger Dienstzeit für den Heeresdienst vorbereitet werden und nachher noch jahrelang irgendwie dem Vaterlande zu Dienst verpflichtet sind. Wo ist etwas Ähnliches für unsere Frauen?

Die Forderung eines Freiwilligendienstes ist seit etwa 40 Jahren wiederholt gestellt worden, und zwar von den verschiedensten Standpunkten aus. Seit etwa 8 Jahren ist sie wenigstens nach einer bestimmten Richtung hin verwirklicht worden, nämlich als Freiwilligendienst in der Krankenpflege. Ich darf es persönlich in Anspruch nehmen, soweit ich weiß als der Erste den Gedanken eines Freiwilligenjahres in der Krankenpflege für Frauen zur Verwirklichung gebracht zu haben durch Begründung des Ev. Diakonievereins, der in der Krankenpflege zu einjähriger Ausbildung Freiwillige aufnimmt, die für Gegenwart und Zukunft zu nichts verpflichtet sind, von denen man freilich erwarten darf, daß sie, sei es in einer Berufstätigkeit, sei es in der Familie oder in freier Liebeshülfe, das Gelernte gern verwenden — denn was entspricht mehr der Frauennatur als persönliche Hülfeleistung? —, die aber zu einer derartigen späteren Tätigkeit ebenso wenig verpflichtet sind wie zu ihrem Eintritt in dieses Dienstjahr, das nach jeder Richtung hin ein freiwilliges ist. Dieser Gedanke hat sich im Ev. Diakonieverein so überraschend bewährt, daß dieser Verein jetzt jährlich etwa 200 jungen Mädchen gebildeter Stände die Möglichkeit einer derartigen Ausbildung gewähren kann und diese Freiwilligen auch immer gefunden hat. Daraufhin ist dieser Gedanke dann auch von anderen Organisationen, mehreren Diakonissenhäusern und mehreren Vereinen zum Roten Kreuz, aufgenommen worden, sodaß jetzt zu einem Freiwilligenjahr in der Krankenpflege

recht reichlich Gelegenheit geboten wird, wohl auch im wesentlichen in der Form, die von dem Ev. Diakonieverein überwiegend durchgeführt worden ist. Hier sind die Ausbildungsstätten, gleichsam die Kasernen, größere städtische Krankenhäuser (im Ev. Diakonieverein: Elberfeld, Erfurt, Zeitz, Magdeburg, Stettin, Danzig) in denen die Schülerinnen unter Leitung der Ärzte der Krankenhäuser theoretisch und praktisch ausgebildet werden. Die Oberinnen und die Stationsschwestern tragen Tracht; auch die Schülerinnen tragen nach einigen Wochen Probezeit die gleiche Tracht, ebenso wie die Rekruten, die in das Heer eingereiht werden, die Uniform bekommen, auch wenn sie nicht Berufssoldaten sind, sondern nach ihrer Dienstzeit in die Heimat zurückkehren. Die Ausbildung sowie Beköstigung und sonstiger Unterhalt ist unentgeltlich, und da die Ausbildung zugleich einen Beruf bietet, der die Frauennatur völlig befriedigt, und der noch nicht übersetzt ist, so wird durch dieses unentgeltliche Freiwilligenjahr den Schülerinnen zugleich die denkbar günstigste Gelegenheit gegeben, sich einmal selbständig zu machen oder sich als ausgebildete Schwestern einer der Schwesternschaften ganz nach ihrer Wahl anzuschließen.

Der Erfolg dieses Jahres für das Gemeinwohl kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Unsere Frauen, durch die häusliche Erziehung nur zu leicht auf persönliche und kleinliche Interessen beschränkt, werden durch das Freiwilligenjahr in ihren Gedanken und Interessen in die Weite geführt. Ich weiß in der Tat keine bessere Möglichkeit sozialer Pädagogik für unsere herangewachsenen jungen Mädchen und Frauen gebildeter Stände, wie ihre Beschäftigung in der Krankenpflege.

Dort bekommen sie einen Einblick in Lebensverhältnisse, die ihnen sonst völlig fremd waren; manche Fragen, wie die gegenwärtig in der Frauenbewegung viel erörterte Frage der Aufklärung in sexueller Beziehung, finden hier ihre ganz selbstverständliche Lösung.

Aber davon abgesehen ist es von ungeheurer Wichtigkeit, daß unsere jungen Mädchen gebildeter Stände, die sonst mit den breiteren Volksschichten kaum in irgend welche persönliche Berührung kommen, hier Gelegenheit erhalten, bei den Kranken 3. Klasse, welche die Mehrzahl der Patienten in den Städtischen Krankenhäusern bilden, sich in deren Lebensverhältnisse hineinzudenken und hinein zu leben.

Dazu kommt die gegenseitige Erziehung. Im Nebeneinanderarbeiten und in der gemeinsamen Erholung, wie es das Gemeinschaftsleben im Krankenhause während des Freiwilligenjahres mit sich bringt, berühren sich die verschiedensten Charaktere. Daß die Verschiedenheiten nicht zu Gegensätzen werden, ist wenigstens in der Einrichtung des Ev. Diakonievereins dadurch einigermaßen verhindert, daß soziale und religiöse Differenzen ausgeschaltet werden, sofern nur junge Mädchen von einigermaßen gleicher Bildung und nur von einer Konfession, hier der evangelischen, aufgenommen werden. Aber trotzdem gibt es natürlich Unterschiede genug, wenn sie auch nicht zu Gegensätzen sich gestalten, und diese Unterschiede müssen irgendwie innerlich überwunden werden. Das ist die Aufgabe der gegenseitigen Erziehung. Sie wird dadurch erleichtert, daß alle das gleiche

Ziel haben und dieses Ziel etwas ist, das das Frauengemüt innerlich voll befriedigt: die persönliche Fürsorge für Hülfsbedürftige; zugleich etwas, wozu religiöse und sittliche Motive verpflichten, sodaß man nicht weiß, was mehr gilt, ernste Pflicht oder innerstes Glück.

In solcher Arbeit lernen beruflose junge Mädchen zum ersten Male die Süßigkeit des Berufes kennen, und viele, die zu Hause nicht recht wußten, was sie anfangen sollten, die ein unbefriedigtes Dasein führten, selbst gelegentlich verdrossen und für ihre Umgebung unbequem wurden, wachen hier gleichsam erst auf. Wie oft hört man nun über solche die Äußerung: „man kennt das Mädchen gar nicht wieder"! Auch sie selbst freilich kennen sich nicht mehr recht aus, wenn sie nach einem Jahre wieder nach Hause kommen; die Verhältnisse daheim, genauer der Horizont ihrer früheren Gefährtinnen und Freundinnen ist für sie jetzt ein zu enger. Sie halten es deshalb größtenteils nicht mehr daheim aus, wenn ihnen nicht die Möglichkeit gegeben wird, in dem ihnen lieb gewordenen Berufe in der Familie oder in der Gemeinde tätig zu sein. So stellen sie sich mindestens, wenn sie im Hause dauernd nicht entbehrt werden können, gern für gelegentliche Aushülfe zur Verfügung.

Bezüglich der Charakterbildung ist das Zusammensein mit den Schwestern, daneben aber auch die Berufsstellung und der dienstliche Verkehr mit Ärzten und Verwaltern, vor allem aber der Verkehr mit den Kranken von außerordentlicher Bedeutung. Wer einmal hineingesehen hat in die Verhältnisse, der wünscht seinen Töchtern oder seinen Schwestern ein derartiges Freiwilligenjahr, trotzdem es mannigfaltige Schwierigkeiten mit sich bringt, auf das Dringendste.

Auch bezüglich der Festigung der Gesundheit hat das Jahr seine große Bedeutung. Es ist ja wahr, im Krankenhause kommt man auch mit ansteckenden Krankheiten in Berührung, und die Gefahr, dabei infiziert zu werden, ist nicht zu leugnen. Sie ist um so größer, als die jungen Schülerinnen die Vorsichtsmaßregeln, die ihnen angegeben werden, oft noch nicht genügend beobachten. Aber die Gefahr ist nicht größer, als etwa die Gefahr des Überanstrengtseins im Militärdienstjahr. Die Leitung hat selbst das größte Interesse daran, ihr Personal nicht unnötig anzustrengen, und so hat der Ev. Diakonieverein unter seinen Schwestern und Schülerinnen volle 5 Jahre hindurch keinen einzigen Todesfall gehabt, obwohl vielleicht 800 junge Mädchen in jener Zeit durch diese Bildungsanstalten hindurchgegangen sind. Im Gegenteil zeigt sich dieses Jahr im Krankenhause für die körperliche Entwicklung der Mädchen außerordentlich vorteilhaft; es ersetzt für schwächliche junge Mädchen oft geradezu, wenn anders sie nur keine organischen Fehler haben, einen Landaufenthalt, eine Badekur. Durchgängig nehmen sie alle an Körpergewicht zu, oft in geradezu überraschender Weise. Mit der Stärkung des Willens stellt sich auch die körperliche Kraft ein; viele bezeugen in ihren Briefen an die Ihrigen, daß sie früher gar nicht geahnt hätten, welche Kräfte sie in Wirklichkeit besitzen.

Außerdem lernen die jungen Mädchen pünktlich sein, sich als ein Glied einem großen Ganzen fügen, sich mit ihren Interessen, ihrer Arbeit dem Ganzen

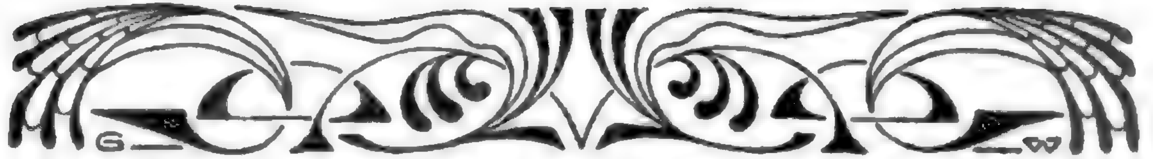
unterordnen, kurz, sie kommen über die Kleinlichkeit, die so vielfach im Frauenleben herrscht, hinaus in die erfrischende Höhenluft der weitblickenden und warm- und weitherzigen Liebestätigkeit.

Ich möchte nicht den Anschein erwecken, als ob ich hier gewissermaßen pro domo spräche, und möchte deshalb nicht unterlassen, auf eine kleine Broschüre hinzuweisen: „Ein Freiwilligenjahr in der Krankenpflege“ (Verlag des Ev. Diakonievereins, Berlin—Zehlendorf, 20 Pfg.), in welcher etwa ein halbes Hundert frühere Schülerinnen dieses Freiwilligenjahres ihre eigenen Erfahrungen und Urteile ausspricht über das, was ihnen das Jahr geboten hat. Das sind doch wirklich Zeugnisse aus der Erfahrung. Sie zeigen zwar auch die schweren Anforderungen, die dieser Beruf verlangt, denn die körperliche Ausbildung erfordert es, daß die Schülerinnen genau so von unten auf dienen wie die Freiwilligen im Heeresdienst, und an solche Zumutungen sind sie zunächst meistens gar nicht gewöhnt; diese Briefe zeugen aber auch von der großen Freudigkeit, mit der die Schülerinnen in diesem Freiwilligenjahr gearbeitet haben, und davon, daß wie sie meinen, noch kein Jahr ihres Lebens sie so nach allen Richtungen hin gefördert hat, wie eben dieses Jahr im Dienst der Liebe.

Aus dem Vorspiel.

Klingsor (Öffnet ein Fenster. Sternennacht):
Großes bereitet sich. Als Deutschlands Herz,
Wie Ihr mit Recht den schönen Gau genannt,
Seh' ich im Geist die Wartburg. Ströme drängen
In unterirdisch feuervollen Adern
Durch Deutschlands Leib dem heißen Herzen zu.
O Erde, viel zu eng, die Kraft zu halten!
Die Feuersäule lodert zischend auf,
Die Schollen brechend, und von roter Glut
Herrlich umflossen steht die Wartburg — schaut!
(Fern und klein leuchtet die Wartburg auf.)
Wartburg, sei mir gegrüßt! Ich segne schauernd,
In Deutschlands Zukunft spähend, deine Helden.
Die Dichter segn' ich, die dem Himmelslicht
Zurückerobern die verstoß'ne Welt;
Ich segne jene Heil'ge, die aus Mitleid
Ihr Herzblut gibt und im Gebet vergeht;
Ich segne jenen Mann, deß Donnerwort
Mit Götterlachen Wahn in Scherben schlägt —
Sie alle segn' ich! Wartburg, sei gegrüßt!
(Ende des Vorspiels.)

Aus: Heinrich von Ofterdingen. Drama in einem Vorspiel und fünf Aufzügen. Erster Teil der Trilogie „Wartburg“. Von F. Lienhard.



Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

Der oft gehörten und scheinbar nicht unberechtigten Klage gegenüber, daß die Politik bestimmt werde durch Rücksichten nackt egoistischer Natur, ist es vielleicht nützlich, einmal darauf hinzuweisen, daß speziell die politische Bewegung der Gegenwart trotz allem in Abhängigkeit steht von allgemeinen ethischen Gedanken, denen kein Volk und keine Staatsleitung sich ungestraft entziehen kann. Was wir „große Politik“ zu nennen gewohnt sind, geht darauf aus die Hindernisse zu beseitigen, welche sich der Erschließung der Welt entgegenstemmen und im Prinzip allgemein anerkannten humanen Gedanken ihren besonderen Egoismus entgegensetzen. Jene Gedanken weltbürgerlichen Fortschritts zu vertreten nimmt jede große Nation für sich in Anspruch und wenn wir heute von „Kulturvölkern“ reden, erkennen wir diesen Anspruch auch tatsächlich an. Aber aus der andern Tatsache, daß ebenso jedes dieser Kulturvölker für sich mindestens die Anlage zu höherer Kultur, in den meisten Fällen auch den faktischen Besitz derselben beansprucht, und daraus ein Recht ableitet, sich rücksichtslos — immer zum Besten des Fortschritts des Weltganzen — geltend zu machen, ergeben sich die Konflikte, in welchen jeder Teil nicht nur das subjektiv beste Recht, sondern auch das ideelle auf seiner Seite zu haben meint. Man wird daher stets irren, wenn man die Bestrebungen des Gegners mit dem billigen Vorwurf des nationalen Egoismus, unverständigen Neides und schnöder Herrschsucht abzutun für möglich hält. So liegen die Dinge keineswegs. Es sind, um ein drastisches Beispiel anzuführen, die Russen allerdings davon überzeugt, daß sie besser als die übrigen Völker es verstehen, die Asiaten auf die ihnen zugängliche Stufe der Kultur und Humanität zu führen, und man wird, wenn man billig urteilt, nicht leugnen, daß sie in dieser Hinsicht auf ganz außerordentliche Erfolge hinweisen können. Und ebenso handeln die Russen bona fide, wenn sie auf die Emanzipation der slavischen Völkerschaften der Balkanhalbinsel oder auf die allmähliche Anschließung der slavischen Stämme an das großrussische Zentrum hinarbeiten, die heute staatlich mit anderen, nicht slavischen Nationen verbunden sind. Sie glauben auch an die der griechisch russischen Kirche innewohnende höhere Wahrheit im Vergleich zu den beiden anderen großen christlichen Glaubensgemeinschaften.

Nun werden die Engländer dem ersten dieser Ansprüche gegenüber achselzuckend auf die augenscheinliche Überlegenheit der britischen Kultur über die

russische hinweisen, und den russischen Erfolgen in Nordasien ihre Erfolge im Süden und Osten entgegenhalten; die Balkanslaven werden ein gutes Recht beanspruchen, auf eigenen Füßen zu stehen und Österreich Ungarn wird seine historischen Verdienste um die Westslaven und seine Mission geltend machen, einen lebenskräftigen Übergang zwischen Abendland und Orient zu vermitteln, endlich wird weder die protestantische noch die katholische Kirche jene Überlegenheitsansprüche der russisch-orthodoxen Kirche gelten lassen, und in all diesen Fällen werden auch sie in gutem Glauben handeln und argumentieren. Frankreich will heute in seinem Staatswesen den berechtigten Kern der sozialen Theorien vertreten, und fühlt sich dabei als Träger des Fortschritts; England zweifelt nicht daran, daß jede Quadratmeile Landes, die es durch seine Kolonialpolitik erschließt, damit einer Zukunft entgegengeführt wird, die weitaus glänzender sein muß, als sie durch die Arbeit deutscher, französischer oder beliebiger anderer kolonisierender Nationen erreicht werden könnte. Kein Engländer wird, selbst wenn er zu den Gegnern der Chamberlain Salisburyschen Politik gehörte, zugeben wollen, daß ein englisches Südafrika nicht die der Kultur günstigste Lösung gebracht hätte, und endlich kein Bürger der Vereinigten Staaten wird darüber im Zweifel sein, daß es die Aufgabe Amerikas ist, das Erbe der alten Welt anzutreten und nicht nur wirtschaftlich und politisch, sondern auch auf dem weiten Felde der Kultur nach allen Richtungen hin die Führung zu übernehmen. Daß diesen Anschauungen und Ansprüchen entgegengesetzte tief gewurzelte, und wie wir fest glauben, berechtigte deutsche Gedanken gegenüberstehen, braucht wohl nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden. Das Charakteristische der Erscheinung liegt eben darin, daß alle wetteifernden politischen Potenzen an das höhere Recht, das sie vertreten, wirklich glauben, und wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß der scharfe Wind der Mißgunst, der gegenwärtig durch die Welt fährt, zu nicht geringem Teil darauf zurückzuführen ist, daß dieser gute Glaube des andern Teils bestritten wird.

Man muß sich diese Milderungsgründe gegenwärtig halten, wenn man nicht allzu hart über die Aufhetzungs- und Verleumdungskampagne urteilen will, die heute gegen Deutschland in Gang gesetzt worden ist. Am brutalsten geschieht es in England und Rußland, wobei die merkwürdige Erscheinung auffällt, daß gleichzeitig russischerseits den Engländern ein bitterer Haß entgegengetragen wird, der gerade jetzt wieder zu besonders drastischem Ausdruck gekommen ist, während die englische Presse Rußland gegenüber teils vorsichtig zurückhält, teils um Freundschaft werbend auftritt. In zweiter Reihe steht ein großer Teil der amerikanischen Presse, die von England aus geschürt wird, weiter im Hintergrund und vorsichtiger in der Formulierung macht sich dann der französische Groll gegen uns Luft, wobei wiederum ein noch schärferer französisch-englischer Interessengegensatz besteht, der weit tiefer wurzelt, als meist angenommen wird. Aber man kann zweifelhaft sein, ob Deutschland oder ob England die bestgehaßte Nation der Welt ist, denn auch Amerika steht der englischen Politik höchst mißtrauisch gegen-

über, weil England der einzige Staat ist, der, neben den Vereinigten Staaten, amerikanische Großmacht und zugleich stark genug ist, sobald Wille und Anlaß vorhanden sind, seine maritime Übermacht zur Geltung zu bringen.

Zum Glück entsprechen jenen Stimmungen keine Taten, weil der drängenden Kraft der Presse die zügelnde der politisch verantwortlichen Faktoren gegenübersteht, die den Helden der nationalen Unduldsamkeit die Gefolgschaft weigern und seit einem Menschenalter noch immer den Kompromiß gefunden haben, der den berechtigten Interessen aller Teile Rechnung trägt. Aber man kann wohl die Frage aufwerfen, wielange das möglich sein wird, wenn die Presse aller Länder fortfährt, aus ihren Schläuchen jenen Wind des nationalen Neides zu entfesseln, dessen vergiftende Wirkung wir Tag für Tag spüren. Eine Herausforderung von so unerhörter Brutalität, wie sie Rudyard Kipling jüngst gegen uns schleuderte, Verleumdungen, wie sie die englischen Zeitungen in Anlaß des spanisch-amerikanischen Konflikts aufbrachten und heute trotz der vor aller Welt erfolgten urkundlichen Widerlegung durch amtliche Kundgebungen Deutschlands, Frankreichs und Rußlands, zu wiederholen die Stirn haben, gehen nicht spurlos vorüber und die einzige Entschuldigung, die sich finden läßt, ist wohl, daß diese Presse ohne rechtes Verständnis für die Tragweite ihrer rasch in den Strom der Ereignisse geworfenen Betrachtungen arbeitet und ohne das Gefühl der Verantwortlichkeit für ihr Tun.

Die politischen Ereignisse des letzten Monats bekräftigen aber unsere gute Meinung von dem friedlichen Sinn der Kabinette. Es hat an drei Punkten scharfe Krisen gegeben und alle drei sind schließlich in ein ruhiges Fahrwasser geleitet worden. Die Reise des Grafen Lamsdorf nach Sofia, Nisch und Wien hat uns gezeigt, daß Österreich-Ungarn und Rußland darin einig sind, die von Bulgarien erstrebte Losreißung Makedoniens von der Türkei nicht zu dulden. Die Türkei hat sich zu einem Reformprogramm bequemt, das wirklichen Fortschritt zum Bessern verspricht und das, wie sich nicht verkennen läßt, mit allem Ernst in Angriff genommen worden ist. In Marokko, wo der Sultan Abdul Aziz um Thron und Leben mit einem Propheten ringt, der nicht übel Lust hat, selbst der Begründer einer neuen Dynastie zu werden, sind weder Frankreich noch England und Spanien bisher eingeschritten, obgleich alle drei Mächte an dem Ausgang auf das Lebhafteste interessiert sind, und die Kabinette von Paris und London sehr wohl wissen, daß ein Gewinn an marokkanischem Boden ihnen reiche Popularität eintragen würde. Aber sie wissen auch, daß anders als um den Preis eines englisch-französischen Krieges dieser Gewinn nicht zu haben ist, und beide Teile scheuen die damit verbundene Verantwortung. Die englisch-deutsche Kriegsblockade vor den Küsten Venezuelas endlich ist mit einer Schonung möglicher Empfindlichkeiten durchgeführt worden, die wie Schwäche aussähe, wenn nicht auch hier die Möglichkeit weiterer Verwicklungen vorläge. Um Fragen, wie die venezolanische, einen Krieg zwischen Großmächten auf sich zu nehmen, aber ist weder England noch Deutschland bereit, und so

hat man sich mit einer Exekution begnügt, die selbst den leicht durchgehenden Heißspornen der uns feindseligen Presse Amerikas keine praktische Handhabe geboten hat. Die ganze Angelegenheit scheint in einen friedlichen Vergleich auszulaufen. Mr. Bowen, der amerikanische Gesandte in Caracas, ist mit den Vollmachten Venezuelas nach Washington abgereist und dort wird er mit den Botschaftern Englands, Deutschlands und Italiens eine hoffentlich endgültige Erledigung des Konflikts finden. Denn, daß Präsident Castro sich im Prinzip den Forderungen der Mächte zu fügen bereit ist, steht heute fest, sodaß es sich wesentlich um die Formen der Genugtuung, die er schuldig ist, und um Garantien für Erfüllung seiner pekuniären Verpflichtungen handeln wird. Sollte über die Detailfragen eine Verständigung nicht zu erreichen sein, so wird voraussichtlich der Haager Schiedsgerichtshof das letzte Wort sprechen müssen.

Sind dies die relativ erfreulichen positiven Ergebnisse der Aktion der Mächte in den drei schwebenden Streitfragen, so läßt sich nicht verkennen, daß trotz allem ein nicht unbedenklicher Rest übrig bleibt. In der makedonischen Angelegenheit bleibt es fraglich, ob die Anhänger Sarafows dem ausgegebenen russisch-österreichischen Losungswort gehorchen werden. Die in letzter Zeit bekannt gewordenen Äußerungen des Führers des makedonischen Komités lassen über seine Absicht, in bisheriger Weise weiter zu wühlen, keinen Zweifel und es fragt sich jetzt, ob die bulgarische Regierung stark und ehrlich genug ist, den Verpflichtungen gerecht zu werden, die sie dem Grafen Lamsdorf gegenüber auf sich genommen hat. Dazu kommt der auffallend kriegerische Ton einer Rede, die König Alexander von Serbien am 10. Januar in Nisch gehalten hat, endlich ist trotz der Ernennung Ferid Paschas zum Großvezir, immer zweifelhaft, wie weit der auf Reformen gerichtete Wille des Sultans Wirklichkeit werden wird. Ähnliche Zweifel werden auch bei Erwägung der Schwierigkeiten wach, auf welche der Sultan von Marokko stößt. Halten heute die Mächte noch zurück, so werden sie es schwerlich können, wenn Abdul Aziz unterliegt und der Prätendent ein Regiment unduldsamen Fremdenhasses zur Herrschaft führen sollte. In der venezolanischen Frage aber ist der dunkle Punkt die Unzuverlässigkeit de Castros und die Unsicherheit der politischen Verhältnisse des Landes überhaupt. Ist erst die Blockade aufgehoben, so können auch scheinbar sichere Garantien wertlos werden. Kurz, das Alles läßt ein Gefühl ruhiger Sicherheit nicht aufkommen.

Inzwischen hat Chamberlains Reise in Südafrika den Verlauf genommen, den wir erwartet haben. Er ist überall mit Jubel aufgenommen worden, weil man in ihm den Mann sah, der helfen könne. Und in der Tat, er hat zwar keineswegs alle Wünsche erfüllt, aber immerhin weit mehr gewährt als England ursprünglich zu geben geneigt schien. Zur Wiederaufrichtung von Transvaal und Oranjekolonie, namentlich zum Bau von Eisenbahnen, ist eine Anleihe von 30 Millionen Pfund bestimmt, die Kaffernfrage wird endgültig im Sinn der Buren geregelt werden, Prätoria bleibt Hauptstadt von Transvaal, nicht Johannesburg, wie die Geschäftsleute des Rand wünschten, und der Rand wird die eben-

falls auf 30 Millionen Pfund angesetzten Beitrage Transvaals zu den Kriegskosten aufbringen. Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß der Marktwert der Minen-Kompagnien in Transvaal auf 220 Millionen Pfund geschätzt wird, von denen 81 Prozent in britischen, 19 Prozent in Händen kontinentaler Besitzer sind; ein ungeheures Kapital, das uns bei rückschauender Betrachtung deutlich zeigt, welche gewaltigen pekuniären Interessen bei Ursprung und Verlauf des südafrikanischen Krieges mitgespielt haben. Gerade die letzten Wochen haben die urkundlichen Beweise dafür erbracht, daß allerdings „das Geschäft" weit mehr als die Engländer zugeben wollen, beim Jamesoneinfall das leitende Motiv gewesen ist. Demgegenüber wird es in der Tat unverständlich, wenn noch immer das Telegramm Kaiser Wilhelms von englischer Seite ausgespielt wird, um die Wendung der öffentlichen Meinung Englands gegen uns zu rechtfertigen, während gleichzeitig kein Mensch in England Anstoß daran nimmt, daß der Dr. Jameson heute in Südafrika zu immer höheren und einträglicheren finanziellen Stellungen emporrückt.

Doch, wir wollen nicht über die Konsequenzen alter Sünden zu Gericht sitzen. Das Wesentliche ist, daß Chamberlain in der Tat bemüht ist einen wirklichen Frieden zwischen den weißen Stämmen in Südafrika herzustellen, und daß von Seiten der Buren, die während des Krieges in ihm den Todfeind sahen, ihm mehr als jedem andern Engländer Vertrauen entgegengetragen wird. Auch läßt sich vorhersehen, daß früher als ursprünglich wahrscheinlich war, die Herstellung autonomer Verwaltung in den beiden eroberten Provinzen erfolgen wird. Nicht nur die Buren, sondern auch die Engländer in Transvaal und Oranjekolonie dringen darauf, und über kurz oder lang wird England diesem Wunsche Rechnung tragen müssen.

In England beginnen übrigens neben diesen politischen Fragen, die sich, jedem fühlbar, in den Vordergrund drängen, andere, vielleicht noch wichtigere, das sorgende Auge des Patrioten auf sich zu ziehen. Eben jetzt ist ein zweibändiges Werk von H. Rider Haggard: „Rural England" das ländliche oder landwirtschaftliche England erschienen, das mit Recht großes Aufsehen erregt. Der Verfasser zeigt, daß es eine Landwirtschaft im eigentlichen Sinne des Wortes in England nicht mehr giebt; daß heute 77 Prozent der Gesamtbevölkerung in den englischen Städten leben, und daß der Rest von 23 Prozent zum großen Teil aus Greisen und Kindern besteht. Der Temps, der das Buch einer eingehenden Analyse unterzieht, faßt die Ergebnisse H. Rider Haggards mit dessen eigenen Worten folgendermaßen zusammen: „Mehrere Teile des ländlichen England sind ebenso öde wie das afrikanische Veld. . . Der Landarbeiter ist heute Gegenstand der Verachtung des Volkes . . . Sogar die jungen Mädchen seines Standes verschmähen ihn, und das ist schrecklich, denn er wird dadurch, wie durch ein Fatum, genötigt sein Heimatsdorf zu verlassen. . . . . Jetzt bleiben nur die Idioten, die Spitzbuben oder die Kranken im Dorf, und von ihnen wird die neue Generation entstehen. . . .

Nichts wird diejenigen zurückhalten, die fortziehen wollen, denn die Natur spricht nur zu Seelen, die schon gebildet sind. . . Niemand wird auf das Land zurückkehren, nicht einmal die Hungerleider der Städte, denn sie sind nichts als städtische Ruinen. . .

Dazu kommt, daß das Land sich immer mehr zu Wiesenboden ausbildet, so daß immer weniger Leute notwendig sind, es in Kultur zu halten. . . In vielen Grafschaften ist der Landbesitz ein Luxus sehr reicher Leute geworden, ein teueres Spielzeug des Sports. Es ist unmöglich, sich ungesundere Verhältnisse vorzustellen. Diesem trostlosen Bilde des flachen Landes steht ein gleich trostloses Bild städtischen Elends gegenüber. Ein Mr. Seebohm Rowntree hat eine Enquete darüber angestellt, die York, also eine Mittelstadt, betrifft, und doch die ungeheuerlichen Mißstände bekräftigt, die vor einigen Jahren Booth für London Anlaß gab. Das Resultat, wiederum nach der Formulierung des Temps, zeigt, daß Übervölkerung und freie Konkurrenz die städtische Bevölkerung in solches Elend geführt haben, daß in einer Periode blühenden Handelsverkehrs, in London wie in York und überall in dieser einen großen Stadt, zu der England sich auswächst, buchstäblich von 100 Menschen 10 Hungers sterben, und daß 27 Prozent im größten Elend dahinleben und froh sind, daß sie nicht irgendwo an einer Zaunecke verenden müssen.

„Während also das Land an Erschöpfung zugrunde geht, vergehen die Städte an Überfüllung. Die dem Boden entrissene Rasse verschlechtert sich physisch so sehr, daß sie keine Soldaten mehr liefern kann. Da sie aber kinderreich bleibt, so droht die Gefahr, daß das England der kleinen Leute aus Knirpsen, Idioten und kranken Vorstadtsbewohnern bestehen wird.“

Nun wird diese drastische Formulierung ohne Zweifel Übertreibungen in sich schließen, das eine aber ist gewiß richtig, daß die herrschende Aristokratie in ihrer Jagd nach Reichtümern die nächsten Pflichten, die sie dem Mutterboden gegenüber hat, nicht erfüllt und daß eben deshalb der Untergrund der heute verfolgten imperialistischen Politik nicht einen festen Boden zeigt, sondern schwankende und unsichere Stützen.

Wir haben auf russischem Boden aus anderer Quelle hervorgegangene, im Effekt ähnliche Schäden seit einer langen Reihe von Jahren beobachtet. Auch dort liegt das Übel in einer Verarmung der Landbevölkerung und in der Flucht der Bauern vom angestammten Boden in andere ungewohnte Verhältnisse hinein. Aber die Bewegung hat nicht annähernd die gleiche Ausdehnung gewonnen, wie in England. Immerhin läßt sich auch dort eine stetige Abnahme der Produktivität des Bodens und der physischen Kraft der bäuerlichen Bevölkerung nicht wegdiskutieren.

Der Schluß aber, den wir aus alledem ziehen, ist einmal, daß wir keine wichtigere Aufgabe haben, als den Schatz zu hüten, den unser im wesentlichen noch gesunder Bauernstand darstellt, und daß zweitens die uns in England wie in Rußland gegenüberstehenden Kräfte lange nicht so furchtbar sind, als

man sie darzustellen liebt, um uns zu imponieren. Deutschland ist, alles erwogen, immer noch der gesündeste und mächtigste Staat der Welt und hat keinerlei Grund, die Augen niederzuschlagen. Allen den Vorgängen gegenüber, die in den letzten zwei Jahren so hochfahrend uns gegenüber laut geworden sind, halten wir das Wort Friedrich Wilhelms I. entgegen: „Mögen sie es versuchen, wenn sie ein Herz dazu haben!“

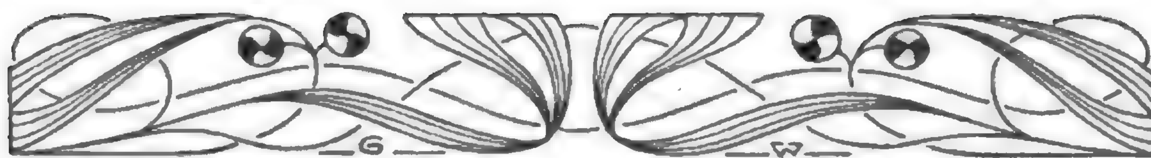
Wir glauben aber nicht, daß dieser Versuch kommen wird und wünschen deshalb, daß jene Drohungen nicht höher eingeschätzt werden, als sie es verdienen: es sind leere Worte. Wir können ruhig unsern Aufgaben und den Pflichten nachgehen, die wir der Zukunft schuldig sind. Sie schließen nichts in sich, was dem Recht anderer Nationen ins Gesicht schlägt. Die Erhaltung unseres Platzes an der Sonne, den Ausbau der Gebiete, die zum Kreis unserer Kolonien gehören, das gleiche Recht an der weiteren Erschließung der Welt durch Handel und Wandel, das ist unser Ziel nach außen hin, das wir zu erreichen die feste Zuversicht haben, ohne darum das Fundament einer gesunden Volkskraft zu verlassen, auf dem wir, trotz aller pessimistischen Betrachtungen, auch heute noch sicher stehen.

Wir reihen im Folgenden einige Beispiele für Maeterlincks Anschauungs- und verworren-dunkle Schreibweise aneinander.

Klare Vorstellungen, dunkle Vorstellungen, Herz, Verstand, Willen, Vernunft, Seele: alles im Grunde Worte, die ungefähr dasselbe bezeichnen, nämlich den geistigen Reichtum eines Wesens. Die Seele ist ohne Zweifel der schönste Wunsch unseres Verstandes und Gott seinerseits ist vielleicht nur der schönste der Wünsche unserer Seele. In all diesen Dingen ist soviel Dunkelheit, daß man bestenfalls versuchen kann, die Dunkelheit mit Hülfe dicker Linien zu teilen, die oft noch schwärzer sind als die Ebenen, die sie durchschneiden. Aus: „Weisheit und Schicksal“. (No. XXXIII.)

Es ist unser Tod, der unser Leben lenkt, und unser Leben hat kein anderes Ziel, als unsern Tod. Unser Tod ist die Form, in der unser Leben verfließt, und er ist es, der unser Antlitz gebildet hat. Man sollte nur das Bildnis der Toten machen, denn sie allein sind sie selbst und zeigen sich einen Augenblick so wie sie sind. Und welches Leben erhellt sich nicht in dem reinen, kalten und einfachen Lichte, das auf die Kissen der letzten Stunden fällt? (Die Kinder des Todes.)

Das Ereignis an sich ist das schlichte Wasser, das uns das Schicksal einschenkt. Es hat gewöhnlich von Hause aus weder Geschmack, noch Farbe, noch Geruch. Es wird schön oder traurig, süß oder bitter, tötlich oder belebend, je nach den Eigenschaften der Seele, die es aufnimmt. Unaufhörlich begegnen denen, die uns umgeben, tausend und abertausend Ereignisse, die alle mit den Keimen des Heroismus beladen erscheinen — und doch geht keine heroische Tat auf, nachdem das Ereignis vorüber ist. Aber Jesus Christus trifft auf seinem Wege eine Schar Kinder, eine Ehebrecherin oder die Samariterin, und dreimal nacheinander hebt sich die Menschheit zur Höhe Gottes. (No. VIII.)



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow—Berlin.

10. Januar 1903.

Seit langer Zeit ist es nicht vorgekommen, daß der deutsche Reichstag schon in die Weihnachtsferien mit dem Bewußtsein gehen konnte, einen wesentlichen Teil seiner Aufgabe vollständig gelöst zu haben. Der Reichstag hatte in diesem Winter nur den Reichshaushaltsetat für 1903 und den Zolltarif zu erledigen, und der letztere ist glücklich unter Dach gebracht. Man hätte also meinen sollen, die übliche Festpause um die Jahreswende hätte mit rechter Befriedigung genossen werden können.

So ganz nach Wunsch ist das nun freilich nicht gegangen. Die Leidenschaften waren zu stark erregt, um sich so bald schon zum Ziele zu legen, und die politische Beschäftigungslosigkeit war nur ein Anlaß mehr, den alten Faden fortzuspinnen. Das geschah, wie es dem Verlauf der vorangegangenen Debatten entsprach, nach zwei verschiedenen Richtungen hin.

In der Opposition der Linken zitterte der Groll darüber nach, daß die Mehrheit des Reichstags ihren Sieg mit Hülfe einer Abänderung der Geschäftsordnung errungen hatte. Die Erörterungen, die darüber in der Presse noch über den Abschluß der parlamentarischen Beratungen hinaus fortgesetzt wurden, suchten alle mit mehr oder weniger Eifer theoretisch das ungeheure Unrecht festzustellen, dessen sich die Mehrheit schuldig gemacht habe. Die praktischen Folgerungen, die daraus gezogen wurden, bestanden in Prophezeiungen, entweder, daß die nächsten Wahlen mit der Mehrheit fürchterliche Abrechnung halten würden, oder daß der deutsche Liberalismus, soweit er nicht reumütig zu den Füßen der Herren Barth und Gothein niedersinke, rettungslos dem Untergange verfallen sei. Charakteristisch war in dieser Frage das Auftreten mehrerer unserer angesehensten Universitätslehrer, die ihr wissenschaftliches Ansehen dafür in die Wagschale legten, daß die letzte gesetzgeberische Tat des Reichstags in Wahrheit durch einen sogenannten Rechtsbruch zustande gekommen sei. Der geistigen Bedeutung, den wissenschaftlichen Verdiensten und der fachmännischen Autorität dieser Herren wird niemand zu nahe treten wollen, auch möchten wir die Fragen, zu denen wir schon früher deutlich und entschieden Stellung genommen haben, nicht wieder aufrühren; unwillkürlich drängt sich aber dabei die

Betrachtung der merkwürdigen Eigenschaft unseres Nationalcharakters auf, die unser deutsches Volk viele Jahrhunderte hindurch — nach unserer Überzeugung mit Unrecht — in den Ruf politischer Unfähigkeit gebracht hat. Es ist die überstarke Betonung des Individualismus in dem Sinne, daß als Ideal von vornherein nur das anerkannt wird, was dem reinen Individualismus als Ideal erscheint. Furchtbar schwer wird es uns, zu der Einsicht durchzudringen, zu der andere Völker längst gelangt sind, daß eine Nation auch als Ganzes, als Volkspersönlichkeit eine bestimmte Individualität zu vertreten hat, deren Interessen keineswegs nur materieller Natur sind, sondern in ihrem engen Zusammenhang mit Wesen und Lebensbedingungen des Volkes ebenso gut eine Summe von Idealen bedeuten, wie sie der Einzelne besitzt. Richtig ist ja, daß ein wesentlicher Unterschied in der Art besteht, wie diesen Idealen nachzustreben ist. Das Individuum sitzt gleichsam unter Dach und Fach am warmen Ofen; für seine Bedürfnisse wird im geordneten Staat gesorgt, — wir wollen der Versuchung widerstehen, das Gleichnis weiter auszumalen. Die Nation als Ganzes steht draußen im Sturm in harter Arbeit; wenn sie das Ihrige nicht zu halten weiß, wird es ihr vom Strom weggerissen, vom Sturmwind entführt. Es ist angenehmer, humaner, gebildeter, in gut eingerichtetem, gut durchwärmtem Zimmer am Schreibtisch zu sitzen, als draußen mit Stürmen sich herumzuschlagen und hart zu arbeiten. Daher ist es psychologisch wohl zu verstehen, daß gerade eine Gelehrtennatur leicht dahin gelangt, den praktischen Notwendigkeiten des Staatslebens das Ideale abzusprechen, und zu der Meinung kommt, daß es nur an den Menschen selbst liege, wenn sie ihr Ideal nicht am warmen Ofen suchen. Dabei verflüchtigt sich freilich die Erwägung, daß kein Haus Schutz bieten, kein Ofen wärmen würde, wenn alle Menschen sich scheuten, mit Wind und Wetter zu kämpfen und sich auch körperlich zu mühen.

Doch das soll hier nicht weiter ausgeführt werden; wir stellen nur fest, wie sehr wir geneigt sind, unberechtigterweise einen Gegensatz zwischen Idealismus und politischem Denken zu konstruieren, sobald der Staat einmal mit einem ernsteren Gebot der Selbstbeschränkung und Entsagung die Zirkel eines individualistischen Schein-Idealismus stört.

Allerdings ist es ja für einen stark ausgeprägten Individualismus nicht immer ganz leicht, die Härte realpolitischer Forderungen mit den eigenen Idealen in Einklang zu bringen. Das englische Volk, das dem germanischen Individualismus in seinen heimischen Einrichtungen in noch weit stärkerem Maße als das deutsche Volk huldigt, findet den Ausweg aus diesem Konflikt darin, daß es aus seinen Beziehungen zu anderen Völkern den Begriff der Moral ganz und gar entfernt und sie ganz ausschließlich auf das Machtprinzip stellt. Damit erspart sich der Brite jeden Konflikt zwischen seinen persönlichen Idealen und den Forderungen, die das Interesse seiner Nation an ihn stellt. Er macht sich eben niemals zum Richter über die Berechtigung dieser Forderungen, weil ihr letztes Ziel — die absolute ungehinderte Herrschaft des englischen Interesses —

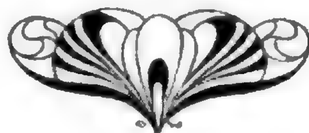
für ihn nichts Unmoralisches bedeutet, sondern höchstens die Verwirklichung persönlicher Ideale.

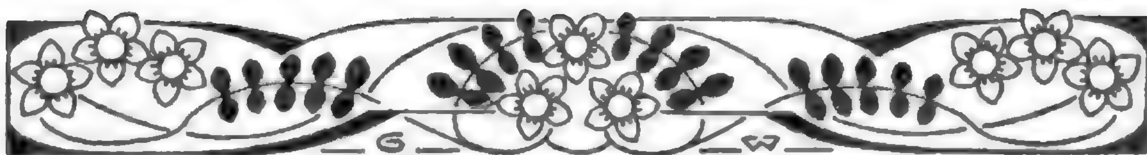
Wir Deutschen können freilich diesen Weg nicht gehen, weil dies unserer nationalen Art einmal nicht entspricht und wir auch durch unsere politische Lage und die ganz anderen Wege, die wir in unserer geschichtlichen Entwicklung geführt worden sind, nicht dazu befähigt sind. Aber das ist auch nicht nötig. Wir wollen auch aus der großen Politik das Ideale nicht verbannen; nur müssen wir einsehen, daß auch diese idealen Zwecke nur mit Machtmitteln zu erreichen sind. Die Erfüllung des Pflichtgebots, im Sinne dieser Machtmittel etwas Positives zu schaffen, ist ebensogut Idealismus wie die Feststellung der abstrakten Rechtsfrage vom Standpunkt persönlicher Anschauungen und Wünsche. Deshalb bleibt das Recht der sachlichen Prüfung, ob die Forderungen des Staates geeignet sind, die Erreichung seiner Zwecke nach außen hin zu erleichtern, und ob diese Zwecke selbst in den sittlichen Anschauungen und Zielen der Nation begründet sind, unangefochten bestehen. Niemand wird es deshalb tadeln dürfen, wenn über die Wirkung der Zollsätze des autonomen Tarifs die verschiedensten Meinungen bestehen; wenn aber geistig hochstehende Männer dem deutschen Reichstag zumuten, sich selbst lahmzulegen und dem ganzen Parlamentarismus den Lebensfaden abzuschneiden, nur um eine ausgeklügelte Theorie formalen Rechts zu retten, — wenn eine solche Rechtstheorie sogar dazu dienen muß, die „Zukunft des Liberalismus" davon abhängig zu machen, so kann man nur sagen, daß diese Vorkämpfer des Liberalismus selbst es sind, die ihn zur dauernden politischen Unfähigkeit verurteilen. Es wird dann sogleich klar, warum der englische Liberalismus regierungsfähig ist, der deutsche aber sich immer noch mit der Rolle begnügen muß, daß er von einer möglichst unschädlichen Stelle aus nur zu verhindern hat, daß die eigentlich Regierenden sich ganz unter sich fühlen.

Eine andere Angelegenheit, zu deren Erörterung die Nachklänge der letzten Reichstagsverhandlungen vor Weihnachten in der Presse Anlaß geben, ist das Verhältnis des Bundes der Landwirte zur konservativen Partei. Die extremen Agrarier haben bekanntlich die letzte Verständigung eines Teils der Konservativen mit der Regierung nicht mitgemacht, und der engere Vorstand des Bundes der Landwirte hielt nun während der Weihnachtsferien den Augenblick für gekommen, gegen die in seinem Sinne abtrünnigen Konservativen eine scharfe Kriegserklärung zu erlassen. Es hat heftige Auseinandersetzungen gegeben, und mehrere der von dem Bannstrahl des Bundes betroffenen Konservativen und Freikonservativen, unter ihnen Herr v. Kardorff, haben ihren Austritt aus dem Bunde erklärt. Im allgemeinen ist aber diese Fehde teils überschätzt, teils falsch gedeutet worden. Ihre wirkliche Bedeutung liegt nur darin, daß sie eine Entscheidung vorbereitet, die erst im nächsten Wahlkampf fallen wird Erst bei den Wahlen wird sich entscheiden, wie weit die konservative Parteileitung genötigt sein wird, den Direktiven der Bundesleitung sich unterzuordnen. Der Bund der Landwirte ist eine Interessenvertretung, die den Schein

politischer Neutralität aufrechterhalten muß, aber doch um ihrer Machtbestrebungen willen das Bedürfnis hat, über eine politische Parteiorganisation zu verfügen. Da aber die Mitglieder des Bundes zum allergrößten Teil Konservative sind, so ist es fast selbstverständlich, daß die konservative Partei diejenige ist, die der Bund zu beherrschen strebt. Die Partei ihrerseits darf nicht vergessen, daß die agrarischen Bestrebungen sich mit den wichtigsten Lebensinteressen der Mehrzahl ihrer Mitglieder decken. Dadurch ist das Verhältnis des Bundes zur konservativen Partei ziemlich bestimmt umschrieben, und es ist klar, daß der Bund dabei die stärkere Stellung hat, d. h. daß er viel eher in der Lage ist, die Partei zu beherrschen, als die Partei in der Lage ist, sich von den Bundesinteressen zu emanzipieren. Kommt noch hinzu, daß der Vorstand des Bundes die rücksichtsloseste Machtpolitik betreibt, so wird die Gefahr der absoluten Herrschaft des Bundes über die Partei erheblich verstärkt. Denn eine Gefahr ist es allerdings, wenn eine politische Organisation, die gewisse unentbehrliche Prinzipien und allgemeine Anschauungsformen des staatlichen Lebens vertritt, unter die Herrschaft einer, wenn auch noch so berechtigten, Interessengemeinschaft gebeugt wird. Es besteht also ein allgemeines Interesse aller Parteien daran, daß es der konservativen Partei glücken möge, die Selbständigkeit ihrer politischen Prinzipien gegenüber dem Bunde der Landwirte zu behaupten. Wenn freilich erwartet wird, daß die gegenwärtigen Zwistigkeiten eine Spaltung der konservativen Partei in einen extrem-agrarischen und einen gemäßigten Flügel herbeiführen würde, so beruht solche Meinung entweder auf großer Naivität in der Beurteilung politischer Verhältnisse, oder auf irgend einer besonderen Absicht, sei es, daß man aus dem politischen Gegner irgend welche Äußerungen herauslocken oder ihn auch bloß ärgern will.

Aus den sonstigen Vorkommnissen dieser stillen Weihnachtszeit ist nur eines noch hervorzuheben, das Abkommen zwischen der deutschen Reichsregierung und der päpstlichen Kurie über die Straßburger katholisch-theologische Fakultät. Wenn wir es uns heute versagen, auf diese Frage näher einzugehen, so geschieht es, weil die hier zu vertretende Ansicht sich vollständig mit derjenigen deckt, die an anderer Stelle dieses Heftes in einem besonderen Aufsatz aus hochgeschätzter Feder dargelegt worden ist. Es wird später vielleicht nötig sein, noch einmal darauf zurückzukommen.





Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

V.

Prinz E. von Schoenaich-Carolath, Lichtlein sind wir. — Ludwig Ganghofer, Das neue Wesen. — Paul Oskar Höcker, Es blasen die Trompeten. — Georg v. Ompteda, Aus großen Höhen. — Adolf Wilbrandt, Villa Maria. — Helene Böhlau, Sommerbuch.

Von einem Dichter darf ich heut reden, den ich sehr liebe, — wie man jeden und jedes liebt, was einst in reiner stürmischer Begeisterung einen über sich selbst erhob. Dieser Dichter heißt Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Ein halbes Kind noch, weltfremd, das Herz übervoll und toteinsam saß ich in einem kleinen polnischen Landstädtchen und las, las, las. Da fiel mir ein Buch in die Hand „Tauwasser“. Und an diesem Tage hab' ich die Fäuste geballt und geschluchzt und gezittert, und die Tauwasser und Frühlingsstürme gingen auch über das Knabenherz, und in überströmendem Danke hätt' ich dem Poeten, der dies Buch geschrieben, die Hände küssen mögen. Kein Dichterwerk, das mir je so das tiefste Herz durchschlagen. Von demselben Schoenaich-Carolath verschaffte ich mir dann alles. Seine Gedichte kannt' ich auswendig, seine „Sphinx“ hab ich mindestens zwanzigmal gelesen. Der erste kritische Versuch des Siebzehnjährigen trug als Überschrift den Namen dieses Dichters, den damals wenige kannten. Über ein halbes Dutzend Essays und Aufsätze hab' ich in den folgenden Jahren wieder und wieder über ihn veröffentlicht. Vor mein eigenes erstes Gedichtbuch hab' ich in Dankbarkeit und in Erinnerung an die reinsten und schönsten Jugendstunden seinen Namen gestellt. Und manches Gedicht aus diesen Anfängen zeigt, wieviel ich von ihm gelernt hab'.

Vor kurzem nahm ich mir dann „Tauwasser“ wieder einmal vor. Und ich fühlte schmerzlich, daß alle vernünftigen und braven Menschen die klugen Häupter darüber schütteln müssen; daß der Erzähler immer wieder den sicheren Boden unter den Füßen verliert, daß er vielen Dingen und Verhältnissen der Erde mit naiver Unbeholfenheit gegenübersteht. Man kann die Novelle als Novelle in Grund und Boden kritisieren. Und doch hab' ich mich als Mann nicht des begeisterten Jünglings geschämt. Denn über alle Mängel des Schriftstellers und Erzählers fort reißt das überströmende Gefühl des Dichters, reißt die gewaltige Sehnsucht eines

Herzens. So hat sich dieses Buch gehalten. Es wird schwerlich einen Mann begeistern, der sicheren Tritt geht — es ist ein Buch für junge Schwärmer, die es heute noch berauschen kann.

Was Carolath vor bald zwei Jahrzehnten durch „Tauwasser" erwies, daß nämlich die erzählende Prosa nicht die natürliche Form für sein großes poetisches Können ist, daß aber, mit allen Mängeln versöhnend, echte Dichterkraft doch auch hier emporschlägt, das erweist er auch durch sein neues Novellenbüchlein: „Lichtlein sind wir. Die Kiesgrube. Die Wildgänse" (Leipzig, G. J. Göschen 1903). Man wird der ersten Erzählung nur gerecht werden, wenn man sie als Gedicht liest. Sie ist in eine falsche Form geraten. Das Fremdartige, Geheimnisvolle, Unwirkliche darin wäre durch den Vers natürlich erhöht worden; die Feiertagsform hätte alles Kleinliche, den Alltag weit von sich geschoben; nur die großen Umrisse, das große Gefühl wäre geblieben. Nun aber, wo man eine Prosaerzählung vor sich hat, fühlt man das Unzulängliche. Wunderliche Romantik, die der Vers auf freie Höhen gehoben hätte, geht nun durch den Alltag; das Bodenkräftige fehlt; etwas unsicher und zerbrechlich schwankt das Geschichtlein hin und her, erdenfremd durch seinen Inhalt, himmelfremd durch seine Form. Das Schöne und Echte daran ist nur das Gefühl, sind ein paar Naturstimmungen, die Carolath kurz und seltsam bannen kann, sind ein paar Szenen, die starken lyrischen Bildwert haben. Das dritte Geschichtlein ist ein Gleichnis. Da es durch seinen Stoff schon von der Erde erlöst ist, wirkt es sicherer. Weitaus die beste Novelle jedoch ist die zweite. Hier fühlt sich Carolath in einem vertrauten Element; hier hat man Grund und Boden unter den Füßen; hier decken sich Form und Inhalt. Weshalb? Es ist eine Episode aus dem Kriege von 1870. Und Carolath war selbst Soldat. Deshalb ist er in diesem Milieu heimisch. Im Kleinbürgerhause ist er es nicht.

Man sagt oft, einen wie großen Teil seiner Kraft manch ein in Armut und Niedrigkeit geborener Poet im Kampf ums Brot zerreibe. Gewiß ist das richtig. Kurze Not stählt; die ewig quälende erdrückt. Aber es gibt auch Poeten, die zu fern vom nüchternen, bitteren Lebenskampfe aufwuchsen. Palma sub pondere crescit heißt ein alter Spruch. Fraglos wäre Carolath als Erzähler ungleich bedeutender geworden, wenn er durch Geburt und Umstände nicht von vornherein auf einen sozial bevorzugten Platz gestellt worden wäre. Er hatte so vielleicht zu wenig Reibungsflächen. Es ist charakteristisch, wie er sofort wächst, wenn er ein Thema ergreift, zu dem aus seiner Soldatenzeit Brücken führen. Als Offizier war er Vorgesetzter und Untergebener; er berührte sich stärker mit dem großen grausamen Leben; das pondus war da! Früh jedoch ging er abseits in die Einsamkeit. Deshalb sind die Schritte, mit denen er ab und zu den Alltag durchmißt, nicht sicher. Deshalb ist er nur groß, wenn er über dem Treiben der Menschen auf einsamen Höhen wandelt. Deshalb gelingen ihm die großen Menschheitstypen, Faust, Don Juan, Ahasver, besser als die Herren Meyer und Müller.

Und wer also den Schoenaich-Carolath kennen lernen will, der den Prinzenrang auch in der Poesie behauptet, der lese in seinen Dichtungen „Die Sphinx“, der lese „Don Juans Tod“. Seit Heine haben wir nichts, was in dieser Form des größeren lyrisch-epischen Gedichtes mit diesen beiden Schöpfungen konkurrieren könnte. Die Gewalt und Kühnheit der Konzeption, die erstaunliche Fülle und Größe der Ideen, vor allem die geniale plastische Kraft — das ist grandios! Gegen die Farbenglut Caroloths können sich Robert Hamerling und Grisebach verstecken. Die „Sphinx“ ist die kühnere, jüngere, in der Anlage großartigere Dichtung; „Don Juans Tod“ die reifere, mehr durchgebildete — schlechthin ein Meisterwerk voll wunderbarer Schönheit. Aber auch dies ein Werk für die Einsamen; ein Werk, das sich nicht jedem gleich hingibt, um das man werben muß. Man muß mitbringen, um zu empfangen. Es sind Leuchtfeuer, die Carolath anzündet, nicht Herdfeuer. Bürgerliche Zufriedenheit — ein so gutes Ding sie sein mag — kann sich nicht daran wärmen; man muß ein Herz voll Ewigkeitssehnsucht und man muß Flügel haben, um ihnen nahezukommen und ihrer Flammen großen Zug zu verspüren . . .

Es ist gut, daß für die Herdfeuer andere sorgen. Einer, der es tut, ist Ludwig Ganghofer. In den deutschen Familien freut man sich seiner, und schließlich hat man wohl Grund dazu. Denn er ist nicht nur ein flotter Erzähler, er ist auch ein Dichter. Keiner von den bedeutenden — er ist gerade mit einem Tröpflein des heiligen Öls gesalbt, aber dieses Tröpflein verleugnet sich nie und durchduftet angenehm auch das umfangreichste seiner Werke. Er ist im Guten und minder Guten ganz der Erzähler für den Mittelstand; er münzt alle Gefühle aus, die dem guten Bürgertum zugänglich sind. Es ist alles in Grenzen: die Liebe, der Zorn 2c.; selbst wenn er die furchtbaren Rohheiten streifen muß, die im großen deutschen Bauernkrieg geschahen, bleibt die Rohheit gewissermaßen gesittet. Seine Älpler sind auch alle vorher gewaschen und gekämmt, ehe er sie präsentiert. Doch kann man nicht sagen, daß sie unecht wären. Denn was sie tun und reden, können sie in Wirklichkeit sehr wohl tun und reden: es fehlt nur die Ergänzung nach der andern Seite, sie sind flach gezeichnet, man sieht nur die sauber zurechtgemachte Vorderfront. So hat man leicht den Eindruck des Süßlichen: ein paar Körnchen Zucker zu viel, ein bißchen Herbheit zu wenig.

„Das neue Wesen“ heißt sein jüngster, über 650 Seiten starker, von A. F. Seligmann illustrierter Roman. (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.) Er spielt im sechzehnten Jahrhundert, das „neue Wesen“ ergreift die Herzen und Köpfe, Luthers Name tönt durch die Seiten, Joß Fritz taucht auf und spricht von Florian Geyer, Herr Frundsberg reitet auf dem Esel und macht ein Pärchen glücklich, auf dessen Zusammenkommen die Leserin längst gewartet hat. Und das neue Wesen? Ich kann mir nicht helfen, ich möcht' ein Buch, in dem so viel Müh' und Arbeit steckt, auch nicht ungerecht beurteilen — aber mir scheint immer, als ob das „neue Wesen“ nur die Dekoration für die Liebesgeschichte sei.

Denn eigentlich ist es ja immer dasselbe Garn, das Ganghofer spinnt. Wir kennen alle Personen: die treuherzigen Buben, die blitzsauberen Mädel, den polternden, innerlich butterweichen Alten. Wir haben das „Räpplein“ schon unter anderem Namen springen sehen, und es hat auch damals seinen Juliander geheiratet. Der Krieg zwischen Herr und Bauer wird bei Ganghofer durch eine Hochzeit gelöst, und Herr Frundsberg meint auf Seite 649, daß es so wohl am besten sei. Ob man deshalb gar so große Register zu ziehen brauchte? Aber Ganghofer hat aus demselben Grunde schon Berge stürzen lassen — warum sollt' er am Bauernkrieg vorübergehen? Das „neue Wesen“ macht er sich leicht. Auf der einen Seite die Herren, die Pfaffen zumal — alles Scheusäler, die im eigenen Fett zu schmoren verdienten; auf der andern die unterdrückten Bauern. Gar keine rechten Mitteltöne: kohlrabenschwarz immer neben schneeweiß gestellt, daß der Leser nur nicht einem Falschen seine Sympathie zuwendet.

Trotzdem werden tausende den Roman mit Wonne verschlingen. Ja, ich will bekennen, daß ich selbst auch Vergnügen dabei empfand. An einem kalten Winterabend bei der Lampe im warmen Zimmer zu sitzen, bei Grogk, Tabak und Ganghofer — das ist äußerst behaglich. Man ist sanft gespannt; man weiß, man wird sich nicht aufregen, aber gut unterhalten; es wird uns nichts Geschmackloses zugemutet, man fühlt sogar das Tröpflein Öl, das Dichter-Öl duften — wer in aller Welt will etwas dawider? Man kann doch nicht ewig einen König Lear lesen! Und Ludwig Ganghofer versteht es meisterhaft, alle Bestandteile gut zu mischen. Wie er neben das Grausige den Humor stellt, neben den Bösewicht den Biedermann; wie er sich — und der Leser mit ihm — von einer großen Szene in einer seiner vielberufenen und wirklich oft sehr schönen Naturschilderungen ausruht, wie er die Fäden schlingt, hier prachtvolle und wirkungsreiche Theaterszenen aufbaut, dort ein gutes und stilleres Wort redet für das feiner gestimmte Herz — — alle Achtung! Er hat ein bestimmtes Rezept, doch aber wird es ihm niemand abgucken können, der nicht eben auch so viel Dichter ist wie er und so viel menschlich sympathische Züge hat. Aufgefallen ist mir, wie stark theatralisch er oft schreibt, wie er „Szenen stellt“. Da hilft ihm eine kühne Phantasie: der Einfall, den Affen auf die Schulter des toten Chorherrn zu setzen, ist eines großen Dichters würdig.

Aus manchem schien mir ferner hervorzugehen, als lege Ganghofer selbst auf diesen neuen Roman besonderen Wert. Ja, als hätte er hier und da ein stärkeres Wort gebraucht, als er sonst zu tun pflegt. Es gibt da ein paar Sätze, die in der Gartenlaube nicht möglich wären. Aber sie fallen nur auf, weil sie aus dem Rahmen fallen. Und der Roman ist ferner durch ein inneres Band einer Zeitströmung verknüpft: die „Los von Rom“-Bewegung in Österreich hat vielleicht den Anstoß zu ihm gegeben. Und so wenig groß Ganghofer vom Standpunkt der Literatur aus erscheinen mag — es ist bei alledem ein erfreuliches Zeichen, daß er so viele Leser hat. Ich wiederhole, was ich oft ausgesprochen: mich dünkt, es steht um das sittliche Gefühl, die Naivität und Gesundheit eines

Volkes besser, wenn es in seinem Durchschnitt Erzählungen von Hackländer und Ganghofer oder die „Drei Musketiere“ liest, als wenn es sich auf gewisse „Literaturdichter“ festlegt.

Nur eine bessere Unterhaltungslektüre ist auch die Reitergeschichte von Paul Oskar Höcker: „Es blasen die Trompeten“ (Leipzig, Paul List). Ich nahm sie vor, weil frühere Romane des Schriftstellers, voran „Weiße Seele“, von maßgebender Seite sehr gerühmt wurden. Dann müssen sie allerdings wesentlich anders ausgesehen haben, als diese Erzählung. Wohl wird man ihr eine hübsche Lebendigkeit der Darstellung nachrühmen müssen — aber sie erhebt sich doch an keiner Stelle über das übliche Mittelmaß und geht um den eigentlichen Konflikt sanft herum. Wenn alles nichts mehr nützt, lassen die Erzähler seit Urzeiten bei kinderlosen Eheleuten einen Stammhalter einpassieren. Nach diesem Rezept verfährt auch Paul Oskar Höcker; er löst die Schwierigkeiten nicht, er schiebt sie beiseite. Es kommt dazu, daß man die Frau, die er schildert, nicht versteht. Ueberhaupt: viel nachdenken darf man nicht. Damit wollen wir das Büchlein laufen lassen. Es wiegt vielleicht auch im Rahmen der Höckerschen Erzählertätigkeit leicht, und so mag man mit dem Auffahren des schweren Geschützes warten, bis er sich durch die nächsten Bücher genauer legitimiert. —

Georg Freiherr v. Ompteda, der Unermüdliche, stellt sich diesmal mit einem Alpenroman ein: „Aus großen Höhen“ (Berlin, F. Fontane & Co. 1903). Wahrscheinlich stand ihm von dem Werke zunächst die — allerdings fast raffiniert erdachte — Schlußszene vor Augen, von der aus er, gleichsam rückwärtsgehend, alles andere erst konstruierte. Daher mag es kommen, daß manches nicht recht stimmen will. Aber man sieht auch hier den geborenen Erzähler, der durch die prachtvolle Eindringlichkeit seiner Darstellung über seine Risse und zu schwache Verkoppelungen hinwegführt. Er tastet nicht ratlos herum, wie andere Dichter, deren Begabung weniger auf den Roman weist, er schlägt nicht wie sie hier einen Akkord, dort einen Akkord an, um endlich zum Schlusse die bisher unverbundenen zu sammeln — — er setzt gleich mit kräftigem Anschlag ein und marschiert in gerader Linie vorwärts. Dabei kümmert er sich nicht sonderlich um die Sprache. Er gehört nicht zu den Poeten, die viel Sorgfalt darauf verwenden, die stundenlang nach einem Worte suchen, die womöglich nach dem vokalischen Klange die Sätze abtönen und nebeneinanderstellen. Er schreibt lebendig, aber die Sprache hat nur die Handlung auszudrücken; sie hat keine eigene Schönheit für sich, wie die Sprache Stifters, Storms, Frenssens sie hat. Selbst Ganghofer ist ihm darin weit über; Ompteda schreibt manchmal fast nachlässig. Es ist gar keine Lyrik in seiner Sprache; Form und Fülle fehlen ihr. Seine ganze Kraft konzentriert sich auf die Erzählung, die Handlung. Daher stammt sein Erfolg. Dichter mit diesem ausgesprochenen, absoluten Erzählerinstinkt sind in dem auch in der Prosa zum Lyrismus neigenden Deutschland weiße Raben.

Mancherlei vereinigt sich, um diesen Alpenroman noch fesselnder zu machen, als es Ompteda'sche Werke gewöhnlich sind. Mit der Flirt- und Ehebruchs-

geschichte verbindet sich die Darstellung gefährlicher Bergfahrten. Und man hat das Nervenkitzeln davor wie vor dem Robinson oder dem Lederstrumpf. Man lebt unwillkürlich mit, die Muskeln spannen sich, sanftes Gruseln überläuft uns. Ompteda selbst muß in den Dolomiten gut zu Haus und ein kühner Steiger sein. Und nun die Geschichte selbst: es ist notwendig, den Inhalt wenigstens anzudeuten. Da ist ein berühmter Professor und Alpinist, der mit seiner abgöttisch geliebten Frau die gefährlichsten Touren macht. Ein Dritter, des Professors Jugendfreund, tritt als Störenfried in die Ehe. Trotzdem er ein schlechter Kletterer und Steiger ist, macht er der Frau zu Liebe Bergpartien mit. Und in der kinderlosen Frau verwirrt sich das Gefühl, sie läßt sich von dem sie umschmeichelnden Hausfreund küssen, bis sie schauernd den Abgrund erkennt, vor dem sie steht. Da reist sie ab und gibt dem Freunde in drei Zeilen den Abschied. Ihr ahnungsloser Gatte macht mit dem Verräter noch eine Hochpartie. Auf dem schmalen Gipfel fällt ein Brief seiner Frau an den Freund aus der Rocktasche seines Begleiters, fällt in den Abgrund. Gerade noch hat der Professor die Handschrift erkannt. Wie Schuppen fällt es ihm von den Augen. Und nun die große Szene. „Hast du mit Klara etwas gehabt? Ja oder nein? Lügst du, stürz' ich dich runter. Sagst du die Wahrheit, tu ich dir nichts.“ In Todesangst schreit der andere auf: Ja! Und da zieht der Professor sein Messer, schneidet das Seil durch, wirft es in die Tiefe. „Sieh zu, wie du 'runterkommst — hilf dir selbst!“ Er wendet sich zum Abstieg. An einer ganz leichten Stelle gleitet er aus und stürzt ab . . .

Und der andere? Ompteda sagt nichts mehr — um so fieberhafter arbeitet die Phantasie des Lesers. Es fängt zu schneien an; für lange Tage sind die Touren aus. Kein Mensch wird den Gipfel betreten. Für den Unglücklichen da oben gibt es nur Tod: durch Absturz oder Verhungern. Es ist kaum eine Möglichkeit des Davonkommens vorhanden. Deshalb hat Ompteda auch den früheren Titel des Romans, der „Gottesurteil“ lautete, abgeändert.

Um zu dieser außerordentlich packenden Szene zu gelangen, waren für den Erzähler viele technische Schwierigkeiten zu überwinden. Er mußte die Frau fortschaffen, mußte auf dem Grat die Entdeckung herbeiführen, mußte alle möglichen Nebendinge berücksichtigen. Er hat im ganzen glänzend konstruiert. Von ein paar zu schwachen Verkoppelungen sprach ich schon. Vor allem mußte unbedingt deutlicher gesagt werden, daß der Ehebruch tatsächlich vollendet ist, was nach der sehr feinen Szene im 13. Abschnitt zwar anzunehmen ist, aber noch nicht durchaus der Fall zu sein braucht. Auch andere Bedenken erheben sich die alle darin ihren Grund haben, daß Ompteda durchaus auf diese Eine letzte Szene hinauswollte. Noch tagelang beschäftigt sein Buch jedenfalls die Phantasie des Lesers, der das endgültige Schlußkapitel für sich allein schreiben muß. —

Hätte Adolf Wilbrandt den gleichen Roman verfaßt, so wären die letzten dreißig Seiten anders geworden. Dann hätte nach erster wilder Verzweiflung der Mann auf dem Gipfel das Haupt erhoben, hätte alle Schönheiten der Nähe

und Ferne in sich hineingetrunken, hätt' im lodernden Abendrot einen glänzenden Monolog gehalten, in dem er seine ganze Weltanschauung ausgebreitet hätte, und wäre dann mit dem Rufe: „Heilige Mutter Natur — ich komme!" mit ausgebreiteten Armen in den Abgrund gesprungen, während alle Gipfel ringsum wie Fackeln im Abendglühen geleuchtet hätten.

Ich bekenne, daß ich immer schwerer an einen Wilbrandtschen Roman herangehe. Der Dichter hat sich so in seine Manier hineingeschrieben, daß man immer schon vorher weiß, was kommen wird. Seine Menschen sind nicht plastisch gebildet, sondern eigentlich zusammengeredet. Sie sind so ungeheuer wortreich. Sie reden schön, sie reden geistvoll, sie reden sich heiß. In jede Handlung, jede Stimmung, in die Liebe und in den Tod reden sie sich hinein. Und man hört ihnen nicht ungern zu, denn sie haben was zu sagen, sie sprechen interessant. — — Ach, vielleicht etwas zu interessant.

„Villa Maria", Adolf Wilbrandts neuer Roman (J. G. Cotta, Stuttgart), reiht sich den vielen voraufgegangenen an. Er hat nicht minderen Wert als sie, obwohl ein Nachlassen der poetischen Kraft doch nicht auffällig wäre. Die Leute darin sind wieder künstlerisch frisiert und tragen die flatternde Kravatte. Wir kennen von früher den Kraftmenschen, der nur durch seine Muskeln excelliert; wir kennen den Rührenden mit dem Buckel und der schönen Seele. Es wird auch hier ein zeitgemäßes Thema berührt: die Frauenfrage, die sich gleich mit einem zweiten, dem Spiritismus, verknüpft. Da ergibt sich übrigens eine starke Ähnlichkeit mit dem Viktor Blüthgen'schen Romane „Die Spiritisten".

Wilbrandt zitiert am Anfang: „Du aber läßt dich nicht äffen und nicht foppen, heilige Natur! Du geheimnisvolle . . Mutter alles Lebens, . . die du dich spaltend von dir selber trenntest, als du Mann und Weib wurdest, damit aus der ewigen Ungleichheit die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit hervorginge, und aus dieser das immer höhere reichere Geschöpf: Du lächelst, wenn die ewig Ungleichen danach trachten, sich gleich zu machen". Danach trachtet und darüber verliert sich in diesem Buche die Heldin Maria. Aber ihr Schicksal kann nicht typisch sein, weil sie selbst durchaus unnormal ist. Ohne sich Kopfschmerzen zu machen, tut sie sich in sehr freier Liebe mit einem Künstler zusammen und reist mit ihm in der Welt herum. Heiraten will sie ihn garnicht oder später — sie ist für eine „Probe-Ehe auf Zeit". Der Erste wird ihr langweilig, der Zweite kann sie haben. Daß er sie nicht nimmt, ist nicht ihre Schuld. Schließlich verliert sie ihr Herz an den Dritten, den Kraftmenschen. Sie sinkt „ohne Widerstand" an seine Brust. Da hört sie, er hätte auf diesen Ausgang gewettet, hört es von der schwärzesten Intriguantin. Das kann sie nicht ertragen. Mit einem sehr langen Briefe — dem „Monolog" vor dem Tode — nimmt sie Abschied von Welt und Freundschaft und vergiftet sich.

Wenn man diese Maria aller großen Worte entkleidet, wenn man ihr das philosophische Mäntelchen abreißt, steckt nichts hinter ihr als ein sinnliches und

ein wenig schamloses Geschöpf, dem ein sittlicher Halt fehlt. Wilbrandt hat das möglichst verdecken, hat die Gestalt retten wollen — es nützte nichts. Um so schiefer wird sie; um so größer ist der Widerspruch zwischen Soll und Haben. Und im Verlaufe der Erzählung verwickelt sich der Dichter mehr und mehr. Er war kühn genug, ein modernes Problem aufzugreifen, das der freien Liebe, aber seine Kühnheit geht nur bis zur Schlafzimmertür. Kein Wort findet er über das sexuelle Verhältnis der beiden, was in diesem Falle wirklich die Hauptsache ist. Man könnte glauben, die Leutchen lebten wie Bruder und Schwester. Hätte Wilbrandt den Mut besessen, rücksichtsloser zu sein, so wäre das zweite und dritte Liebeskapitel von Fräulein Maria dem naiven Leser doch gegen den Strich gegangen, und er hätte das letzte Restchen Sympathie für die Gestalt verloren. Das Verständnis für sie verliert man sowieso. Ich begreife noch heute nicht, warum sie sich partout vergiftet, anstatt ihren kraftvollen Adolar zu nehmen. Denn an die Wilbrandt'sche Begründung glaub ich nicht.

Bei aller Hochachtung für den Dichter, der durch seine Lebensarbeit sich ein Recht darauf erworben hat, mit dem Hute in der Hand kritisiert zu werden, muß man das sagen. Daß man sich im Übrigen an der Wilbrand'schen Rhetorik an sich erfreuen kann, beweisen die Vielen, die nach jedem neuen Roman des Dichters greifen. Ich möchte mit diesen Zeilen jene Gemeinde auch nicht vermindern. Nur möcht ich allen raten, den Versuch zu machen, das, was der Poet ihnen mit starker Wortmacht vorgetragen, ins Nüchterne zu übersetzen. Was dann stand hält, ist echt und wird doppelt freuen.

Bleibt noch ein Geschichtenbuch von Helene Böhlau für diesmal übrig. Meister Hans Thoma der Deutsche hat dazu eine liebe Titelzeichnung gemacht: ein blumenpflückend Mägdlein mit langen Zöpfen, schießende Schwalben, Ernte auf den Feldern. Der ganze Sommer grüßt uns draus. Und „Sommerbuch“ hat Helene Böhlau (Frau Al Raschid Bey) diese „altweimarischen Geschichten“ auch genannt (Berlin, F. Fontane & Co. 1903).

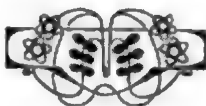
Es leben in Helene Böhlau zwei Seelen. Man kann heut diese, morgen jene Erzählung von ihr in die Hand nehmen, ohne von der einen zur andern die Brücken zu finden. Dieselbe Frau, die köstliche Ratsmädelgeschichten geschaffen hat, schreibt den Roman „Halbtier“, in dem eine kleine Wahrheit zu einer großen Lüge wird, in dem alles ungeheuerlich übertrieben und verzerrt erscheint, der hunderte von jungen Mädchen in Angst, Ratlosigkeit und Verwirrung gestürzt und durch seine glänzende Mache, durch eine Reihe literarischer Vorzüge auch Leute bestochen hat, die sonst schärfer sehen.

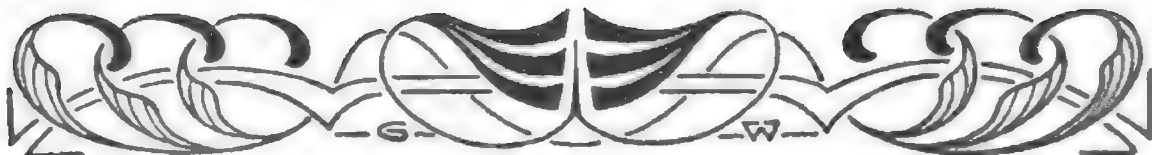
In diesem „Sommerbuch“ zeigt sich Helene Böhlau von ihrer besten Seite. Und sie zeigt auch gleichzeitig hier, wenn auch in viel liebenswürdigerer Art, ihren Hang zu unbegreiflicher Übertreibung. Zwei Geschichten hat der Kritiker deshalb herauszuheben. Die erste: „Sommerseele“ — ein Prachtstück in ihrer Art. Schon ihretwegen muß man das Buch lesen. Es dauert lange, ehe Helene Böhlau den Faden findet. Man irrt zuerst scheinbar planlos zwischen Erinnerungsstücken

und Blumenbeeten. Aber dann beginnt sie zu erzählen: Urle, die Pfarrerin, der junge Goethe, die Stolbergs wachsen empor vor uns, und die Jungfer Alma, die einmal in einem früheren Leben ein Rosenstrauch war, geht umher, liebt und stirbt. Wohl steckt auch hier ein leiser Überschwang, aber alles ist so rein zusammengestimmt wie in einem schönen Gedicht, daß man glaubt und ergriffen wird. Den Urle schafft nur ein echter Dichter so. Noch einmal also: lest das!

Nun eine zweite Geschichte: „Jugend". Ich will sie nur erzählen: ein junger Student kommt nach Weimar, um Goethe zu sehn. Er erhält ein Billet vom Hofamt zur Aufführung in Tiefsurth. Auf dem Wege dahin folgt er einer Schar hübscher junger Mädchen aus besten Kreisen, und eine davon, eine Köstliche, Heiße, Jugendseelige, die ganz Lust und Lachen ist, kommt mit ihm ins Gespräch. Im Tiefsurther Park spielt die Musik — sie trennen sich von der Masse, es dunkelt schon, gehn über Wiesen die Ilm entlang. Jugend führt sie zusammen, das Leben ist schöner wie jede Dichtung, der Student küßt die roten Lippen des Lebens. Und das übermütige Mädel — — — streift mit einem Mal die Kleider ab, bis sie im Paradieseszustand dasteht und ins Wasser gleitet. „Komm, dummer Bub, eil dich!" Worauf der Adam zu der Eva ins feuchte Element steigt, während unweit Chorgesang und Goethe-Aufführung ist. Die beiden Urmenschen aber jauchzen, tollen, ringen im sprühenden Wasser — dann noch „ein nasser Kuß", ein Andenken in Gestalt eines Ohrringes, und die wieder Bekleidete ist verschwunden. Das Schauspiel war inzwischen zu Ende. Der Student, der Goethes wegen hergekommen, hat Goethe zu sehn versäumt; auch sein Nixlein fand er nie wieder.

Gewiß ein im Anfang reizender Stoff; es wär ein entzückendes Geschichtlein entstanden, wenn die Phantasie nicht mit Helene Böhlau durchgegangen wäre, wenn sie nicht wieder so ungeheuer übertrieben hätte. Eine heiße Jugendstunde, ein selig Sich-Küssen, eine Erinnerung fürs Leben — man hätte das verstanden, ach, man hätte das köstliche Mädel lieb gehabt wie die Jugend selbst. Aber da muß es sich ausziehen und die nackte Naive spielen — nicht mal rot wird diese junge Dame! Es ist, als ob Helene Böhlau da plötzlich ein Sinn fehlte; als ob das an sich schöne Bild: die beiden jungen leuchtenden Körper im Wasser, sie für alles andere mit Blindheit geschlagen hätte; es läßt sich gar nicht mehr darüber reden. Auch gegen die letzte Geschichte ließe sich manches sagen. Aber da mag das Urteil Frauen überlassen werden. Vielleicht sitzt uns das alte Herrenrecht, auf das ich für meinen Teil nicht verzichten möchte, gar zu tief im Blute.





Vom deutschen Theater.

Von

F. Lienhard — Berlin.

IV.

Björnsons „Paul Lange und Tora Parsberg". — Strindbergs „Rausch". — Blumenthal-Kadelburgs „Der blinde Passagier". — Das Königliche Schauspielhaus. — Schönherrs „Sonnwendtag".

Indem ich von Björnson sprechen will, taucht mir eine Episode aus meiner norwegischen Reise wieder in der Erinnerung auf. Wir fuhren von Voßwangen mit der Eisenbahn nach Bergen. Der Zug saust dort durch zahllose Tunnels; hart neben uns blitzte immer wieder der Fjord auf; die Landschaft ist bedeutend, und unsere Reisegesellschaft war anregend. Zwei norwegische Studentinnen waren unserem „Schutze anvertraut", dessen die tapferen Damen mit Rucksack und Bergstock freilich kaum bedurften. Wir verabschiedeten uns in Bergen und wanderten dem Hafen zu, während die Norwegerinnen, die wir als sehr unterrichtete Damen schätzen gelernt, weiterzogen. Sie sprachen ein gutes Deutsch, und wir hatten uns vortrefflich unterhalten.

Wir hatten von Björnson und Ibsen gesprochen. Und alle vier waren wir uns darin einig: die dichterischen Anfänge dieser bedeutenden Schriftsteller haben viel versprochen; beide aber sind mehr und mehr vom Rein-dichterischen in Zeitprobleme und Verstandestum hinabgeglitten, ja, beide haben sich aus verstandesmäßiger Behandlung von Zeitproblemen in künstlerischen Formen geradezu eine Eigenart zurechtgeformt. Ist aber diese Kunst noch Poesie? Nein, es ist Gesellschaftskritik in den Formen des bürgerlichen Dramas, das besonders von Ibsen auf das Feinste ausgebildet worden. Wieviel Verstand, wieviel Bewußtheit, wieviel Hinterhaltigkeit steckt in dieser säuberlichen Kunst! Es ist unfaßbar, wie man Ibsen mit — Goethe und Shakespeare auch nur spielerisch vergleichen kann! Das ist ungefähr dasselbe, als wollt ich Senecas Dialoge oder Lucians Gespräche neben die Tragik eines Äschylos und Sophokles stellen! In Ibsens Dürre der Gemütskräfte und der schaffenden Phantasie (ich spreche vom späteren Ibsen, jenem Ibsen, der bei uns in Literaturkreisen Einfluß gewann) vibriert nicht einmal jene verhaltene Glut und seherische Flamme, die uns aus der Prosa eines Carlyle, Emerson oder Ruskin machtvoll entgegenleuchtet.

Björnson hat kürzlich seinen 70. Geburtstag gefeiert. Wie weit hat sich dieser temperament- und widerspruchsvolle Agitator von der ersten, frischen

Vorfrühlingsstimmung seiner herb-keuschen Bauern-Novellen, dieser Kleinode der Weltliteratur, und seiner groß angelegten Dramen „Hulda“ und „Sigurd Slembe“ entfernt! Der Übergang zu den „modernen“ Gesellschaftsdramen bedeutet den Niedergang zur Halb-Poesie: der Dichter wurde zum Schriftsteller. Es ist dies ein Vorgang, den wir rund um uns her beobachten können. Zur Poesie gehört große Einfachheit des Sehens, Fühlens und Gestaltens, zur Poesie gehört Überschuß von Lebenswärme und Sonnenschein, gehört ein reines Menschentum, das die Vorgänge bedeutsam widerspiegelt — gehört aber um alles in der Welt kein kritischer Skeptizismus. Nietzsche hat bei uns diese Mißstimmung von geistvoller Schärfe, Bosheit und Tücke stilistisch gefördert; und doch stellt er einmal ein Ideal auf, das in denkbar schroffstem Gegensatz zum jetzigen Literaturgeist steht. Er schreibt: „Eine Kunst, wie sie aus Homer, Sophokles, Theokrit, Calderon, Racine, Goethe ausströmt, als Überschuß einer weisen und harmonischen Lebensführung — das ist das Rechte, nach dem wir endlich greifen lernen, wenn wir selber weiser und harmonischer geworden sind: nicht jene barbarische, wenngleich noch so entzückende Aussprudelung hitziger und bunter Dinge aus einer ungebändigten Seele, welche wir früher als Jünglinge unter Kunst verstanden“. Es ist immer wieder unser Kehrvers: diese einzigartige Kraft eines neuen Idealismus muß dem unruhigen und bitteren europäischen Zeitgeist von Deutschland aus gespendet werden, von uns, von jedem von uns, dem einmal blitzhaft aufgegangen, wie fern wir sind von Lichtkräften ruhig-starken Gottvertrauens.

Das „Berliner Theater“ hat uns Björnsons politisch-modernes Bekenntnisdrama „Paul Lange und Tora Parsberg“ aufgeführt. Das Stück bekundet, schriftstellerisch betrachtet, in einzelnen Gesprächen viel sprachliche und gedankliche Feinheit und Kraft; sein Schluß aber greift so falsch, daß uns bei einer Rückschau das ganze Stück Kopfschütteln abnötigt. Ein Politiker von zartem Empfinden, von feinem Gewissen, von weitem Blick, aber von geringer Widerstandskraft: das ist Paul Lange, der sogenannte Held des Dramas. Ihm steht als freudige Natur die weit stärkere Tora Parsberg zur Seite, die diesen untapferen Mann mit Elektrizität lädt, die ihm von ihrer überlegenen Kraft abgibt. Einmal entspinnt sich da zwischen diesem innig befreundeten Paar ein prächtiger Dialog, wie überhaupt manche gute Bemerkung das Stück ziert. Aber Toras Kraft bleibt in jenem Politiker nicht lange wirksam; der Unheld sinkt wieder zusammen und macht mit einer billigen Kugel allen weiteren Stößen der rauhen Außenwelt ein Ende. Er kann es nicht ertragen, daß die Gegner derart auf seiner Ehre herumtrampeln. Seltsamer Ehrbegriff! Mit seiner Ehre bringt er es aber in Einklang, die liebende Tora egoistisch zurückzulassen und feige zu entfliehen. Hat der Dichter ein Gefühl dafür, daß mit diesem Knall nichts gelöst, vielmehr sein „Held“ vollends zum Schwächling gestempelt ist? Ich fürchte, Björnson wollte tragisch wirken. Aber kraftlose Menschen wie dieser Paul Lange — wieder sei es betont — können nicht tragisch wirken: wir ärgern uns über sie, wie sich

ein Kind über Puppe und Hampelmann ärgert, die nicht stehen wollen. Dieser Politiker ist eine Puppe, von Tora immer wieder auf die Beine gestellt, und immer wieder umfallend. Auch steckt Charakterschwäche dahinter; die Angriffe der Gegenpartei sind gar nicht so unverdient. Die politischen Vorgänge selber sind natürlich bühnenhaft-allgemein gehalten, so daß wir Zuschauer sachlich keine rechte Stellung zu nehmen wissen. Was liegt uns an diesem kleinpolitischen Gehader? Der Schwerpunkt bleibt also für uns und für den Dichter auf dem genannten Menschenpaar beruhen, auf ihrem Verhalten den Ding:n und Menschen gegenüber. Tora Parsberg bewährt sich, Paul Lange klappt zusammen: das ist der novellistische Inhalt. Zu Tragik ist keinerlei Anlaß.

Unser deutsches Drama muß in viel höhere Sphären hinauf. Wir wollen Sonne *sein*, nicht von der Sonne sprechen und dabei kümmerlich im Tal stehen wie Hauptmanns und Ibsens halbe Männer. Zu diesem Sonne-sein können uns weder Björnson noch Ibsen den Höhenweg weisen.

* * *

Von einem anderen Nordländer, der gleichfalls durch Pariser Schule gegangen, spricht man neuerdings wiederum hie und da, von August *Strindberg*. Der Kern dieses Schriftstellers ist nicht fest, nicht gesund. Die moderne „bête humaine“ mit ihren brutalen Trieben, die schlechten Nerven und die sittliche Haltlosigkeit der Gegenwart halten diesen Menschen und Schriftsteller in unbarmherzigen Klauen. Seine Bekehrung zum Christentum scheint mir nicht frei von pathologischen Zuständen, ebenso wie sein ganzes schriftstellerisches Schaffen. Hier ist freilich ein ehrlicher Ringer, der sich psychologisch zu vertiefen sucht; aber weder den Dichter noch den Denker vermag ich hochzustellen. Diese modernen Sucher, diese geistigen Abenteurer, die da in der Bohême modernen Literatentums nach Neuartigkeit in Stoff und Gestaltung tasten, müßten einen ernsten Kritiker, der sich geschult hat an deutscher Bildung, an unseren Großen, an den Großen aller Zeiten — geradezu *knabenhaft* anmuten. Aber nein, die groteske Unbildung unserer meisten Theaterleute und ihres Anhangs stürzt sich mit Aufregung auf jede „Neuheit“ und „Sensation“.

Knabenhaft mutet mich Strindbergs „*Rausch*“ an, eine Tragikomödie, die wir im Kleinen Theater mit Unbehagen betrachtet haben. Der an sich Beachtung verdienende Versuch, die zwei Seelen in einer Brust nach ihren verschiedenen Auswirkungen zu schildern, ist stümperhaft angefaßt und ausgeführt. Der hier dargestellte Pariser Schriftsteller, der zwischen Treue und Sinnenrausch schwankt und von Verwicklung zu Verwicklung gerät, entpuppt sich als einer jener modernen Nervenschwächlinge, die sich zwar selber für höchst interessante und verwickelte Probleme halten, die aber nur vom Nervenarzt ernst genommen werden sollten. Das szenische Gefüge ist so ungeschickt wie möglich; die Weltanschauung von einer resignierten Müdigkeit. Tiefland!

* * *

„Unser Oskarchen" — mit diesem ironischen Kosewörtchen wird der ehedem „blutige Oskar" Blumenthal von der Tageskritik belächelt. Derartige Scherzchen sind aber ganz machtlos und unangebracht. Hier zeigt es sich so recht anschaulich, wie ohnmächtig die Kritik einem anerkannten Bühnenlieferanten gegenübersteht, ja, wie ohnmächtig die Kritik überhaupt ihre stärksten Sätze formt, wenn einmal ein billiger Schriftsteller ins Publikum und in die Mode durchgedrungen ist. Unsere anerkannten Bühnenschriftsteller wie Sudermann, Halbe, Fulda, Hauptmann, Philippi, Blumenthal u. s. w. — ich spreche nur vom Bühnenstandpunkt aus — mögen schreiben, was sie wollen und wie sie wollen: es wird sofort aufgeführt, es wird spaltenlang in sämtlichen Blättern gelobt oder abgelehnt, jedenfalls aber umständlich besprochen. Unsere ringenden Talente, wie etwa Renner, Geucke, König u. s. w., kämpfen mühsam und abseits um ihr bischen Brot; das große Tagesgeschwätz rauscht um sie her weiter. Leute, wie Blumenthal-Kadelburg freuen sich geradezu, wenn man sie recht ausführlich „totschlägt": man spricht von ihnen, das ist die Hauptsache. Insofern muß sich unsere Theaterkritik, die ja keinen Einfluß auf die Herstellung des Spielplans hat, mitschuldig machen am öffentlichen Gerede über Nichtigkeiten. Es wird ihr viel zu viel Platz eingeräumt; um kurzweilig zu wirken — denn was soll man über Kleinigkeiten Gehaltvolles schreiben? — müssen sie witzeln und geistreicheln, denn ihre Spalte muß voll werden. Alles in Allem: der Zwang der Verhältnisse bringt in diesen Beruf, so wie er heute ausgeübt werden muß, etwas Minderwertiges, was die Entwicklung einer vornehmen und stilleren Literatur geradezu hemmt.

„Der blinde Passagier" heißt der neueste Schwank von Blumenthal-Kadelburg. Eine Nordlandsreise auf der „Viktoria-Luise" gibt den äußerlichen Rahmen dazu her. Wenn solche Stoffe innerlich mit Poesie, mit Geist, mit Gestaltungskraft erfaßt würden — welch bunte Gemälde hätten wir auf unserer Bühne! Ernst Wachler hat in seiner viel zu wenig beachteten Schrift „Die Läuterung deutscher Dichtung im Volksgeiste" (Berlin, Verlag von Meyer und Wunder) über dies Kapitel Worte von prachtvoller Anschaulichkeit gesprochen. „Wir dürfen" — so heißt es dort — „unser Ideal einer Komödie nicht nach dem französischen Lustspiel zuschneiden. Unser Lustspiel muß mehr in landschaftliche Stimmung getaucht sein, wie Wagners „Siegfried", dessen zweiter Akt die tiefe deutsche Freude an der Natur, das innige Leben und Weben in ihr so wundervoll darstellt. Vom Boden, von der Beschaffenheit der Gegend, des Volksschlags muß die Dichtung ausgehen, statt von einer ausgetüftelten Fragestellung. Sie muß das provinzielle Leben ausschöpfen und anschaulich gestalten. Wie schlagend und spaßhaft könnte sie dadurch wirken! Welche Menge von Figuren stände ihr zu Gebote! Wo sind die Stücke, in denen die Patrizier von Nürnberg und Lübeck spazieren? Wo wird auf der Bühne das bunte und großartige Leben der Hansastadt Hamburg mit all ihren Matrosen, Schiffern und Kaufherrn, mit dem Bootgewimmel auf der Alster, den Villen und Parks am Elbufer bis Blankenese lebendig? Ich denke mir Dramen, die das fröhliche

rheinische Treiben in der Fülle seiner Farben vor Augen stellen; solche, die den Gegensatz von Welfen und Preußen in Hannover in deutschem Geiste behandeln. Ist das hessisch-thüringische Bauernleben so arm. Wer gestaltet das lebhafte Getümmel auf der Kieler, der Flensburger Föhrde?“ u. s. w. Wachler führt dies und ähnliches liebevoll und anschaulich aus. An Anfängen und Versuchen, solche Stoffe zu packen, hat es auch früher nicht gefehlt: aber es fehlte die Vergeistigungskraft. Man schleppte bloßen Stoff herbei; man schrieb zu sehr Dorfgeschichten.

Blumenthal-Kadelburg gehören nicht hierher, gehören überhaupt nicht in eine Welt des Geistes und der Dichtung. Ihr Schwank ist das uralte, abgeblaßte Figurenspiel mit herkömmlichen Typen und Verwicklungen, immer wieder vor eine neue Kulissen-Malerei gesetzt, ohne eine Spur von Verinnerlichung oder Charakterisierung in tieferem Sinne. Ihr Schwank ist eine Aneinanderreihung von Witzen und Kalauern, immer und immer wieder. Hauptsächlich ist es das Verhältnis zwischen Mann und Frau, das hier in einer saloppen, würdelosen Weise bewitzelt wird, über die man nicht lachen sollte. Hier liegt das versteckt Niederträchtige dieser gar nicht harmlosen Art von Bühnenunterhaltung. Liederlichkeit des Ehegatten wird als etwas Alltägliches und „bekanntlich“ überall Vorkommendes zum Gegenstand von Verwicklungsspäßen gemacht; es wird in „pikanten“ Dingen bis an die Grenze gegangen, aber nicht weiter, drum herum geredet, mit einem faulen Witz abgebrochen, mit Augenzwinkern angedeutet — kurz: ein Menschentum flimmert durch diese schlechte Bühnenunterhaltung hindurch, das so undeutsch und charakterleer, so salopp und schlapp wie nur möglich ist. Nicht unsere „Prüderie“ erhebt da Einspruch, sondern unser Geschmack. Sehr bezeichnend ist z. B. im genannten Stück folgende kleine Wendung: ein Ehemann, von dem sich übrigens die betrogene Gattin selber scheiden lassen will, der also zu Zornreden kein Recht hat, trifft in der Nähe seiner Frau einen Weltmann von Baron, der jener halben Witwe den Hof macht: „du bist doch ein ganz gemeiner Kerl“, kanzelt ihn der Gatte ab. Schon staunen wir über diesen Sittlichkeits-Ausbruch; aber mit einem cynisch-flotten: „Ich hab's ja grad so gemacht“ — bricht der unberechtigte Bußprediger dem etwaigen Zornausbruch des Gegners die Spitze ab, steckt die Hände in die Hosentaschen und lacht. Das Publikum lacht mit. Oder an anderer Stelle: „Weiche nie vom Wege ab, hintergehe nie Deine Frau“ — wieder horcht man erstaunt auf bei so scheinbar ernstem Ton; aber es kommt gleich: „und wenn Du sie hintergehst: so laß Dich nicht ertappen!“ Das Publikum lacht. Uns steigt die Schamröte ins Gesicht. Diese Sorte von Witz ist ein nihilistischer Geschäftswitz. Ich hab' ihn schon als Knabe an den gelenkigen Zwischenhändlern auf dem Dorfe beobachtet und gehaßt, wenn sie unsere schwerfälligen Bauern, behufs Abschluß eines Geschäftes, in gute Laune versetzen wollten. Sie zögerten nicht, sich selber verächtlich zu machen und belachen zu lassen, wenn nur derweil der Handel gedieh.

über die zahlreichen harmloseren Witze, gesammelt aus den ältesten Jahrgängen der „Fliegenden Blätter“, lacht man mit körperlichem Lachen — zumal wenn ein so drolliger Komiker wie Georg Engels eine Hauptrolle spielt. Das Stück wird eine Weile den Spielplan des Lessingtheaters beherrschen, bis seine Zugkraft erschöpft ist. Dann kommt sofort wieder ein neues.

* * *

Die Königliche Bühne hat eine wichtige Veränderung zu verzeichnen: Graf Hochberg ist von der Leitung zurückgetreten, Herr von Hülsen vom Wiesbadener Hoftheater ist einstweilen zu seinem Nachfolger ernannt.

Wir wollen es noch einmal an dieser Stelle betonen, daß wir geradezu mit Sehnsucht endlich von der Bühne des deutschen Kaisers vorbildliche Taten erwarten. Es mögen noch so viele Versuche zunächst mißglücken, aber man mache doch nur einmal Versuche, dem Drama großen Stils und reiner Weltanschauung wiederum eine Wohnstätte zu schaffen, wiederum Freunde zu gewinnen. Nein, das ist nicht richtig ausgedrückt: die Freunde dieser Kunst und Weltanschauung sind schon da. Es gibt Tausende in Berlin und im Reiche, die sich hülflos der modernen Theaterwirtschaft und den trüben Anschauungen, die von dort verbreitet werden, ausgesetzt sehen; unser vornehmer Offizierstand, unser ernster Beamtenstand, so viele feingeistige Hausfrauen, so mancher Lehrer, Geistlicher, Fabrikant oder Kaufmann — was sollen sie denn mit jenem Geiste, der ihrem tiefsten und besten Wesen nichts, aber auch nichts zu sagen hat!? Was für schöne anfeuernde Manneswort spricht unser Kaiser immer wieder! Und was für eine Theater- und Literaturwirtschaft herrscht in der deutschen Hauptstadt!

Die zwei letzten Neuheiten des Königlichen Schauspielhauses bestätigen nur wieder unsere sorgenvolle Auffassung. Von Robert Misch kam ein „romantisches Lustspiel“: „Krieg im Haus“ zu einer lauen Aufführung, ein „Lustspiel“ von leider fast mörderischer Langeweile. Shakespeare'sche Motive — du lieber Himmel! — sind hier in breite Verse und dünne Handlung auseinandergezogen. Das verleidete Mädchen und die Zähmung einer Widerspenstigen, mit einer fast peinlichen Wiederholung der Shakespeare-Szene in der Dingelstädt'schen Bearbeitung (IV. Aufzug) der „bezähmten Widerspenstigen“, bilden den Stoff; Kostüme aus der Zeit des großen Krieges bilden die Umhüllung. Alles matt, matt, matt! Kaum daß Vollmers Kunst in der zweiten Hälfte einiges Leben in die harmlosen Vorgänge brachte. Gewiß sind etliche zierliche Wendungen, z. B. im Schlußakt, nicht zu verkennen, und der Stoff ist ja ganz niedlich, wenn auch nicht neu; aber da ist nirgends ein Funke, der zündend in uns überspränge. Das Publikum war zum Teil gradezu ärgerlich. Übrigens hätte freilich auch das Spiel belebter, rascher, flotter sein können.

Die zweite Neuheit, die wir kurz vorher erlebt hatten, war Philippis Schauspiel „Das dunkle Thor“. Nun, Philippi hat Bühnengeschick und Bühnentemperament; mehr kann er nicht und will er nicht bieten. Man verliert

keinen Augenblick aus dem Bewußtsein, daß ungefährliche Theaterfiguren auf den Brettern und zwischen den bemalten Kulissen ein unverfänglich Spiel agieren. Die Besetzung war vorzüglich; Matkowsky hatte wieder die Titelrolle; Grubes Regie bewährte sich wie immer. Und so sah man sich dies soziale Schauspiel, den Konflikt eines Ingenieurs, der ein schwieriges Unternehmen, in dem Millionen stecken, nicht mehr retten kann und doch, einem väterlichen Freunde zu lieb, retten möchte: mit einem gewissen Behagen an. Die Seele hatte dabei keine Beschäftigung; Gesicht und Gehör wanderten in unbefangener Neugier den Bühnenvorgängen nach. Ich kann derartige Bühnenschriftstellerei nicht schelten. Leute wie Lubliner, L'Arronge und Philippi bilden eine harmlose Klasse für sich; sie sind zu einfach und durchsichtig, um der Entwicklung einer tieferen Literatur gefährlich zu werden. Es sind brave Iffland-Naturen, mit denen jeder Bühnenleiter rechnen muß — wenn dazwischen und daneben die höhere und echte Dichtung, in denen ein Voll-Talent von der Bühne spricht, nicht zu kurz kommt. Und hier ist der Punkt, wo man allgemein, in Presse und Publikum, die markante Schwäche unseres Königlichen Schauspielhauses feststellt. Die klassischen Aufführungen dieser Bühne mit ihren vielen ersten Kräften sind wertvoll; ihre Neuheiten aber sind farblos und belanglos. Wir wollen abwarten, ob die neue Leitung hierin Abhülfe schaffen wird, ob sie so etwas wie ein Programm finden und durchführen wird.

* * *

Inzwischen haben wir im „Deutschen Theater" die beachtenswerte Arbeit eines Jungtirolers kennen gelernt: Karl Schönherrs „Sonnwendtag". Das Stück hatte schon in Wien einen starken Erfolg, ehe es zu uns kam; man sprach dort sogar von einem „neuen Anzengruber". Auch Berliner Blätter brachten anerkennende Artikel. Aber dergleichen spannt die Erwartungen und schärft den Kritikern das Messer, ist also für einen ehrlich ringenden Poeten leicht ein Nachteil. Die Unbefangenheit ist verwischt, der Widerspruch ist gereizt. Es ist damit etwa wie mit den literarhistorischen Vergleichen, über die schon Goethe in den Gesprächen mit Eckermann gründlich abgeurteilt hat. Lob und Tadel werden bei solchen Vergleichen schief und enthalten Reste der Unbefriedigung. Wird der eine gelobt, so merkt man sogleich: „Aha, darin fehlts dem andern" — und umgekehrt. Wir haben derartiges Spiel schon oft zwischen Wien und Berlin erlebt. Wenn sich dann die Tageskritik gemessen hat, so setzen erst nachher die Zeitschriften beruhigend ein und stellen ein gewisses Gleichgewicht wieder her.

Schönherr ist ein gesundes Talent und grades Temperament; das erfreut vor allem. Sein Werk, um es gleich zu sagen, ist nicht ausgereift, nicht vollendet; aber es hat schriftstellerische Kraft und Farbe. Es ist ein Bauernstück, das in die jetzige Zeitbewegung eingreift; und zwar in realistischer Prosa, ohne naturalistische Trübung. „Hie Jungtirol, Freiheit, Tatendrang, germanisch-

heidnische Sonnwendfeuer" — so klingt es in althergebrachte Dorfsitte, Kirchenbrauch, Rücksichtnahme und Kümmerlichkeit! Dies sind dankbare Gegensätze, die auch vom entfernten Beobachter, der unser österreichisch Nachbarland sorgend überschaut, sofort verstanden und mitgefühlt werden.

Nun aber setzt leider die Schwäche des in vielen Einzelheiten theaterstarken Stückes ein: der Träger des neuzeitlichen Gedankens innerhalb des frommen Wallfahrtsortes ist wieder einmal ein zu unbedeutender Jüngling, ähnlich wie in Lauffs „Heerohme". Er steht dem Leben noch tastend gegenüber, er bedarf des Stockes, wenn er überhaupt gehen soll. Der junge Mensch, ein armer Bauernsohn, soll Geistlicher werden; sein altes Mütterchen kennt nur noch diese eine Hoffnung und Freude; aber sein Herz neigt jungtirolerischen Freiheitsgedanken zu. Es ist Sonnwendtag, einige unbesorgte, frischblütige Agitatoren kommen ins Wallfahrtsdorf, auf den Bergen Sonnwendfeuer und in den Herzen neuzeitliche Stimmungen anzuzünden. Und da beginnt der Zwiespalt. Sie gewinnen den Abiturienten, daß er ihnen seines Bruders, des jetzigen Hofbesitzers, Wiese gibt, da von den gewarnten Bauern sonst kein Platz abgetreten wird. Aber der Bruder, eine prächtig gezeichnete Bauerngestalt, von Rittner mit ganzer Kunst dargestellt, wird vom Ortsvorsteher gedrängt und durch Verpflichtungen genötigt, einzuschreiten und das Sonnwendfeuer auch auf seiner Wiese zu verbieten. Es kommt zum Wortwechsel: jählings wird der Abiturient vom eigenen Bruder erschlagen. Sie bringen seine Leiche heim; das zusammengebrochene Mütterchen bläst wortlos das ewige Lämpchen vor dem Heiligenbild aus. Vorhang fällt.

Dies alles ist wieder einmal — eine Novelle in dramatischer Ferne. In der Novelle verteilt sich die Kunst des Schriftstellers auf alle Zustände, Geschehnisse, Menschen und deren Schilderung in gleicher Weise: der Dramatiker aber versetzt sich in die Handelnden, stärkt und vertieft ihre Sprache und Leidenschaft, läßt die Menschen überragend im Mittelpunkt stehen. Dafür werden's dann aber auch Menschen, die geladen sind mit inneren Kräften! Und eben dies ist hier nicht der Fall. Die Geschehnisse stehen im Vordergrunde, Geschehnisse, mit Lebendigkeit erfaßt, aber nicht von innen heraus zwingend. Nicht starke Charaktere schaffen und gestalten hier die Welt: sondern teils kümmerliche Verhältnisse, teils zufällige Verwicklungen führen einen betrübenswerten Unfall herbei. Ein Unfall ist dies, keine Tragik.

Und doch läßt dies Stück keinen trüben Bodensatz zurück, wie so manches dumpf-naturalistische Stubendrama kraftloser neuerer Bühnenschriftsteller. Es ist eine Tonart darin, die uns frisch und herb anmutet. Es ist eine Hoffnung für die Zukunft, nicht zwar für ein Drama großer Linien und poetischer Sprache, wohl aber für die Welt, in der Anzengruber tätig war.

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Auswanderung. — Schulwesen. — Wehrpflicht. — Nordamerika. — Chile.

Auswanderung. Die vom Reiche unterstützte Zentralauskunftsstelle für Auswanderer (in Berlin, Deutsche Kolonialgesellschaft, Schellingstraße 4), hat zunächst zum Gebrauch ihrer Zweigauskunftsstellen einen „Leitfaden zur Auskunftserteilung an Auswanderer" herausgegeben, worin sie auch über ihre bisherige Tätigkeit berichtet. Vier Fünftel aller Anfragen erfolgten schriftlich, in Berlin und Umgebung war demnach die Auswanderungslust nicht erheblich. In den ersten fünf Monaten behandelte die Zentralauskunftsstelle 2215 Fragen. Reichlich drei Viertel der Fragen rührten von ungeeigneten Persönlichkeiten her, die nicht einmal die Mittel zur Überfahrt besaßen, auf freie Fahrt hofften und staatliche Unterstützung im Ansiedlungsgebiet, namentlich in den deutschen Schutzgebieten, erwarteten. Gerade auch gegenüber diesen Kreisen ist die Auskunftsstelle sehr nützlich, denn sie belehrt die Leute im großen und ganzen doch darüber, daß man sich überall in der Fremde noch mehr als in Deutschland abquälen muß, daß sie im günstigsten Falle nur langsam eine wirtschaftliche Selbständigkeit erreichen, wie sie ihnen vorschwebt, und daß sie dabei liebgewonnene Gewohnheiten und bescheidene Genüsse sich versagen müssen. Angeraten wird den Auswanderern, sich sofort in die Konsulatsmatrikel eintragen zu lassen, um sich die Reichsangehörigkeit zu erhalten. Im Fall der Dürftigkeit geschieht die Eintragung kostenfrei. Verläßt der Deutsche im Auslande seinen Konsulatsbezirk, so muß er sich wieder eintragen lassen, sonst verjährt innerhalb zehn Jahren seine Staatsangehörigkeit, da das alte törichte Gesetz von 1870 noch immer in Kraft besteht. In dem gedachten Heft werden ferner die Aussichten erörtert, die in Argentinien, Brasilien, Paraguay, Chile, in der nordamerikanischen Union, Kanada und Australien sowie in den deutschen Schutzgebieten für Landwirte und landwirtschaftliche Arbeiter vorhanden sind, ferner die Aussichten für die auswanderungslustigen Angehörigen anderer Berufsstände. Weitere Hefte der Zentralauskunftsstelle für Auswanderer behandeln die besonderen Verhältnisse von Kanada,

Chile, Argentinien und Mexiko. Auf Grund dieser Hefte sind die Zweigauskunftsstellen in der Lage, auf mündliche Fragen vorläufigen Bescheid zu geben, wodurch die Interessenten in den Stand gesetzt werden, sich mit präzisen Fragen an die Zentralstelle in Berlin zu wenden. Vorbereitet werden noch besondere Hefte über Südbrasilien, Paraguay und andere Staaten. Man findet in diesen Heften über die genannten Länder kurz und prägnant alles zusammengefaßt, was für einen Auswanderer von Interesse ist.

Ein bemerkenswerter Vorschlag zur praktischen Betätigung fürsorglicher Bestrebungen an deutschen Auswanderern wurde von der „Deutsch-evangelischen Korrespondenz“ gemacht. Danach soll jedem Schiffe, das eine größere Zahl von Auswanderern an Bord hat, ein verheirateter Schiffsdiakon mitgegeben werden. Der Diakon würde den Schwerpunkt seiner Tätigkeit in der Seelsorge zu suchen haben, seine Gattin dagegen wichtige Liebesarbeiten an den Frauen und Kindern erfüllen und dem Schiffsarzt eine oft unentbehrliche Gehülfin werden können.

Schulwesen. Nach einer preußischen Kabinettsordre von 1825 muß jedes Kind eines preußischen Staatsangehörigen eine deutsche Schule besuchen. Diese Kabinettsordre ist noch kürzlich durch eine Kammergerichtsentscheidung als zu Recht bestehend anerkannt worden. Gleichwohl sollen alljährlich Tausende von Kindern wohlhabender katholischer Familien aus der preußischen Rheinprovinz in belgische, holländische, englische und französische Erziehungsanstalten unter Leitung von Ordensleuten gegeben werden. Nach der „Krefelder Zeitung“ bezifferte ein kundiger Fachmann für den Bezirk von Cleve bis Aachen die auf diese Weise von den preußischen Schulen entfernten Kindern auf mindestens 3000! Es handelt sich um die Kinder wohlhabender Leute, die keinerlei Prüfungen zu bestehen brauchen. In den fremden Schulen ist der Unterricht sicherlich nicht so gut wie in den deutschen und deutsch-vaterländische Gesinnung wird dort keinesfalls gepflegt. Mögen die zuständigen Kreise erwägen, inwieweit die preußische Kabinettsordre von 1825 geeignet ist, einem bedenklichen und anscheinend weit verbreiteten Übelstande entgegenzuwirken.

Kommt es einmal zur Organisation irgend einer Reichsstelle für die deutschen Auslandsschulen, so ist zu hoffen, daß von Reichswegen auf diesem Gebiete im Interesse der Erhaltung des Deuschtums im Auslande mehr geschehen wird als bisher. Es handelt sich da nicht nur um die Fürsorge für die deutschen Auslandsschulen, sondern auch für die Schüler, die diese Schulen besuchen. Und nicht zuletzt wäre es eine Aufgabe der neuen Stelle, geeigneten und befähigten Schülern deutscher Auslandsschulen den Besuch des Vaterlandes und zugleich einer reichsdeutschen Universität oder Technik oder Kunstschule oder Gewerbeschule zu ermöglichen. Eine Fürsorge nach dieser Richtung hin, würde nachhaltig zur Kräftigung des Deutschtums im Auslande beitragen und die Beziehungen zwischen den Deutschen daheim und draußen auf das Wirksamste fördern. Was von reichsdeutscher Seite zu derartigen Zwecken verausgabt wird, ist gut angelegtes

Kapital, das sich später durch Vermehrung der Handelsbeziehungen sicher reichlich verzinsen wird.

Hocherfreulich ist die von der Reichsregierung vorgesehene Erhöhung des Fonds für die Unterstützung deutscher Schulen im Auslande von 300 000 auf 400 000 M. im neuen Reichshaushalt zunächst zu Gunsten der deutschen Schulen in Rumänien, der Türkei, Südafrika, Chile, Argentinien und Brasilien.

Wehrpflicht. Von Wert für die Erhaltung des Deutschtums im Auslande ist die Absicht der Reichsregierung, die Erfüllung der Wehrpflicht minder bemittelten Deutschen im Auslande in geeigneten Fällen durch Unterstützung aus Reichsmitteln zu erleichtern. Für diesen Zweck sind jährlich 100 000 M. vorgesehen worden.

Nordamerika. Ein deutsch-amerikanischer Professor von der Stanford-Universität in San Franzisko, Dr. Julius Goebel, hat den Auftrag erhalten, ein Werk über die Geschichte der Deutsch-Amerikaner zu schreiben. In einem Vortrage zu San Franzisko sprach er kürzlich über die Früchte deutscher Einwanderung und ihre Ursachen und hob nach dem Bericht des „California Democrat“ hervor, daß während zweier Jahrhunderte bis Ende des vorigen Jahrhunderts bereits 6 Millionen Deutsche nach Amerika gekommen waren, neben 7 Millionen Irländern, Engländern und Schotten. Indessen erachtet Goebel das Übergewicht der beiden letzteren nur für ein scheinbares, da der Nachwuchs der Deutschen größer wäre. Goebel beziffert diesen Nachwuchs auf 7,8 Millionen Köpfe, während die anderen nur gegen 7 Millionen hätten. Er nimmt an, daß über ein Drittel der ganzen Bevölkerung der Union deutsches Blut in seinen Adern trägt. Viel deutsches Wollen und deutsches Können ist in den zwei Jahrhunderten klanglos zu Grabe getragen worden. Erst in den letzten Jahrzehnten begannen deutsch-amerikanische Schriftsteller die Vorzüge der Deutschen bei der Entwicklung der Union in ein helleres Licht zu rücken und in dieser Richtung wollen sie fleißig weiter arbeiten. Leider besäßen die Deutschen nicht jene politische Befähigung, mit deren Hülfe Engländer und Iren so viel von der politischen Macht an sich zu reißen wußten. Selbst die nordamerikanische Geschichte wurde immer nach dem Geschmack der Neuengländer geschrieben, ja vielfach zum Nachteile der Deutschen gefälscht. Nunmehr nach dem endlich erfolgten engeren Zusammenschluß wirken die Deutschamerikaner dafür, daß ihnen auch ihr Recht in der Geschichtsschreibung der Union werde. Wer hat die stille Kulturarbeit hier in Amerika getan, frug Goebel, wer der Heiterkeit eine Pflanzstätte gebaut, wer hat für Gesang und edle Musik den Geist wieder geweckt? Und er antwortete: „Die Deutschen allein waren es. Das deutsche Haus, das deutsche Heim mit seinen gemütvollen Festen, es steht noch immer hoch, hoch über den anderen in sittlicher Beziehung da. Wir wollen ja nicht mehr als uns zukommt, aber das sollten wir wollen. Unsere Vorzüge sollen und müssen anerkannt werden.“ Wird das Deutschtum in Nordamerika seine Eigenart bewahren oder wird es allmählich mehr und mehr abbröckeln, wenn

die deutsche Einwanderung noch weiter zurückgeht und schließlich aufhört? Reichstagsabgeordneter Professor Dr. Hasse sieht die Zukunft des Deutschtums in Nordamerika ziemlich pessimistisch an, bringt aber, um das Deutschtum in Nordamerika auf festeren Grund und Boden zu stellen, einige beachtenswerte Mittel und Wege in Vorschlag. Das nordamerikanische Deutschtum sollte nach Hasses Anregungen öffentlich rechtlich organisiert und mit anerkannten öffentlichen Rechten ausgestattet werden und zwar auf den Gebieten der Gemeinde, der Kirche und der Schule, zunächst da, wo deutsche Mehrheiten vorhanden sind, und auf Grund der weitgehenden Autonomie, die die nordamerikanische Verfassung der Gemeinde, der Schule und der Kirche einräumt. Hasse erinnert an ähnliche Verhältnisse in anderen Staaten, an die holländische Kirche in den schon früher englischen Teilen Südafrikas und an die deutsche Kirche und Schule in Siebenbürgen. Ob es möglich sein wird, in der Union deutschbürgerliche Gemeinden und ohne Rücksicht auf deren Abgrenzungen deutsche Kirchen- und Schulgemeinden zu bilden?

Das Entscheidende liegt nach Hasse in einem gewissen staatlichen Zwang, namentlich in der öffentlichen Anerkennung des Rechtes dieser Körperschaften auf Erhebung von Steuern von ihren Mitgliedern. Nach Hasses Andeutungen müssen die Deutschen Nordamerikas sich die Freiheit erringen, von allen öffentlichen Lasten für kirchliche und Schulzwecke befreit zu werden, und für ihre gemeindlichen, kirchlichen und Schulkörperschaften das Recht, Abgaben zu erheben von allen denen, die als Deutsche anzusehen sind.

Sollte es zu einem obligatorischen Volksschulunterricht in der Union kommen, so müßte der Staatszwang sich auf den Besuch einer Volksschule an sich beschränken, aber die Freiheit der Wahl einer bestimmten Volksschule offen lassen. Möglich wäre dabei die Forderung von Mindestleistungen auf dem Gebiet der englischen Staatssprache. Errungenschaften dieser Art betrachtet Hasse als unbedingte Voraussetzungen für das Fortbestehen des Deutschtums in Nordamerika über die Zeiten der fortdauernden deutschen Einwanderung hinaus.

In den Kreisen der nordamerikanischen Deutschen wird man sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß das Deutschtum in Nordamerika festerer Stützen bedarf, um sich fortan ungeschmälert zu erhalten, und hoffentlich sieht sich der Ende 1901 begründete Deutschamerikanische Nationalbund der Vereinigten Staaten veranlaßt, Hasses Vorschläge in Erwägung zu ziehen, um die Aufgabe zu erfüllen, die er sich selbst gestellt hat, die Deutschen so zu zentralisieren, daß sie ihre Macht zum Schutze berechtigter Wünsche und Interessen ausüben können. (Näheres über diesen Bund I. 438.)

Chile. In der amtlichen Statistik werden nur die eingewanderten Deutschen als Deutsche gezählt, nicht auch in Chile geborene deutschsprechende Kinder deutscher Eltern. Alles in allem mögen in Chile 20000 Deutsche leben, sie wohnen hauptsächlich in Süd-Chile, in dem sogenannten Klein-Deutschland, eingeschlossen vom Meer und Gebirge, wo die verhältnismäßig rauhe Natur

und das Fehlen leicht gangbarer Verkehrswege ein stärkeres Zuströmen der nichtdeutschen Bevölkerung des Nordens verhindert. Städtische Mittelpunkte des Deutschtums sind Puerto Montt, Osorno, Valdivia, ferner auch Santiago und Valparaiso.

Aus dem Vorspiel.

(Walther von der Vogelweide tritt ein.)

Klingsor: Die Stimme hört' ich irgendwann am Hofe
Des Herrn von Österreich.
Ofterdingen (halblaut): Wer ist's?
Klingsor: Geduld! —
Beliebt's Euch, Platz zu nehmen, später Gast?
Noch einen Scheit werf' ich ins Feuer — seht: (Es wird heller.)
So sieht der Hausherr aus, und so die Gäste. (Setzt sich dazu.)
Dämm'rung ist schöpferisch. Verworr'ne Tiefen
Tun ihre Tore auf, Gedanken steigen
Ans Licht empor und bitten um Gewand.
Noch ist die Seele voll vom Sonnentag,
Doch immer näher kreist von rund umher
Das Tag hindurch zurückgescheuchte Weltall,
Und schiebt sich an, ein uferlos Gewässer.
Bald überbraust uns Weltallsmelodie,
Und Mitternacht verschlingt jedweden Raum,
Wie unsern Leib verschlingt der Schlaf, der Tod, der Traum.
Walther: Wohl, Klingsor. Doch die Mitternacht hat Sterne,
Die Mitternacht hat einen lieben Mond.
Und wenn der Mond und seine Schar verdeckt sind,
So hat die Nacht noch Kerzen und Kamin,
Entlehntes Feuer, ach, und hat die schönste
Von allen Flammen: hat des Weibes Minne!
Und was den Traum betrifft — heil solchem Tode!
Ich sing' im Traume tausendfach so hell,
Ich reit' im Traume tausendfach so schnell,
Ich bin im Traume tausendfach so licht —
Wär' Mitternacht ein Weib, ich wüßte nicht,
Ob ich Frau Morgensonne auf der Heide,
Ob ich Frau Mitternacht recht herzlich leide:
Zwei Kränzlein teilt' ich aus, ich krönte alle beide!
Ofterdingen (aufspringend): Das ist Herr Walther von der Vogelweide!
Stimmt dieser Reim?
Klingsor (besinnlich): Wohl dem, der nach dem Tod
Erst recht ausstrahlt die Leuchtkraft seiner Seele!...
Herr Minnewart, Herr Maiensonnenschein,
Herr Vogelweider, sollt willkommen sein!
(Gibt ihm die Hände. Der Mohr bringt Licht.)
Walther: Herzlich dank' ich des Grußes, edler Klingsor.

Aus: Heinrich von Ofterdingen. Drama in einem Vorspiel und fünf Aufzügen. Erster Teil der Trilogie „Wartburg". Von F. Lienhard.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn—Berlin.

Die Kündigung des österreichisch-ungarisch-italienischen Handelsvertrages. — Die Erneuerung des Zollbündnisses zwischen Österreich und Ungarn. — Die provisorische Verlängerung der mitteleuropäischen Handelsverträge. — Deutschland und die Mittelmeerfragen. — Kein deutsch-holländischer Postverein. — Rußlands Expansionskraft. — Neue Eisenbahnpläne der Engländer im östlichen Afrika.

Die ersten Stunden des Jahres 1903 haben drei wirtschaftlich bedeutungsvolle Tatsachen gebracht: die Erneuerung des Zollbündnisses zwischen Österreich und Ungarn, die Kündigung des österreichisch-ungarisch-italienischen Handelsvertrages und die provisorische Fortdauer der mitteleuropäischen Handelsverträge von 1891.

Für die habsburgische Monarchie war die Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses eine Lebensfrage. Gelegentlich hat man Österreich-Ungarn mit den siamesischen Zwillingen verglichen, die nicht von einander loskommen konnten, weil ihre Leiber zusammengewachsen waren. In mancher Beziehung ist der Vergleich zutreffend. Die beiden Reichsteile Österreich und Ungarn sind zwei durchaus selbständige Staatsgebilde, aber sie unterscheiden sich von den siamesischen Zwillingen insofern, als sie nur einen Kopf haben, den gemeinsamen Monarchen. Wäre die Zolleinigung nicht erneuert, so würden in Zukunft Österreich und Ungarn nebeneinander wandeln wie ein Zwillingspaar, das nicht mehr Leib an Leib zusammengewachsen ist, sondern nur durch den gemeinsamen Kopf mit einander verbunden wird. Aus der Realunion würde bald eine bloße Personalunion werden. Dieser letztere Zustand erscheint zwar der radikalen Richtung in beiden Reichsteilen erstrebenswert, hat aber bedenkliche Schattenseiten, die vom ungarischen Standpunkt Graf Julius Andrassy in seinem umfangreichen Werk „Ungarns Ausgleich mit Österreich vom Jahr 1867" an der Hand der geschichtlichen Erfahrung dargelegt hat. Nach dem glücklichen Abschluß des neuen Ausgleichs wird Österreich-Ungarn vor diesem Sprung ins Dunkle bewahrt werden, leider nur auf kurze Zeit, auf die Dauer von zehn Jahren, und niemand vermag zu sagen, ob darnach ein neuer Ausgleich zustande kommen wird. Der Antagonismus zwischen den beiden Reichsteilen ist erschreckend groß und noch immer im Wachsen. Nur unter der Autorität des Kaiser-Königs Franz Josef gelang es, die Interessen der Gesamtmonarchie

Digitized by Google

gegenüber diesem Antagonismus nochmals zum Durchbruch zu bringen. Vom reichsdeutschen Standpunkt aus ist der neue Ausgleich mit Genugtuung zu begrüßen, denn er bedeutet eine Konsolidierung der habsburgischen Monarchie und eine Stärkung des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses. Bei einer Kündigung des deutsch-österreichisch-ungarischen Handelsvertrages wird sicherlich auch zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn eine Verständigung gefunden werden.

Die Kündigung des österreichisch-ungarisch-italienischen Handelsvertrages erfolgte von österreichisch-ungarischer Seite wegen der Weinklausel, die eine Masseneinfuhr italienischer Weine zu niedrigem Zoll nach Österreich-Ungarn bewirkt hatte und von den österreichisch-ungarischen Weininteressenten als nicht länger erträglich angesehen wurde. Deutsche Interessen werden durch die Kündigung nicht unmittelbar berührt, da die Zollzugeständnisse, die sich Österreich-Ungarn und Italien in dem geltenden Vertrage gegenseitig gemacht hatten und mit dessen Ablauf für beide Teile außer Kraft treten werden, auch in den Handelsverträgen mit Deutschland aufgenommen worden waren, also für Deutschland in Geltung bleiben. Immerhin wird durch die Kündigung des gedachten Vertrages das Gefüge der mitteleuropäischen Handelsverträge erschüttert und wenn es nicht gelingt, was zu befürchten steht, ein neues Abkommen zwischen Österreich-Ungarn und Italien zustande zu bringen, wenn gar ein Zollkrieg zwischen diesen beiden Dreibundsstaaten ausbrechen sollte, dann werden auch die anderen Staaten, in erster Reihe das Deutsche Reich, mit unerwünschten Rückwirkungen dieser Kündigung zu rechnen haben.

Die mitteleuropäischen Handelsverträge sind nicht gekündigt, aber auch nicht verlängert worden, sie laufen fort, können aber jeden Tag gekündigt werden und erlöschen ein Jahr nach dem Kündigungstage. Mit diesem Provisorium müssen sich die beteiligten mitteleuropäischen Geschäftskreise befreunden, obwohl dadurch die Stetigkeit des Verkehrs nicht genügend aufrecht erhalten wird. Immerhin ist eine gewisse Kontinuität vorhanden und man kann ohne unmittelbare Sorge die Kündigung der Handelsverträge abwarten, die voraussichtlich erst erfolgen wird, nachdem die beteiligten Regierungen sich über den Abschluß neuer Verträge verständigt haben werden. In den Tagesblättern war zu lesen, daß deutscherseits zunächst Handelsvertragsverhandlnngen mit dem russischen Reiche und der nordamerikanischen Union und erst später mit den übrigen Staaten eingeleitet werden sollen. Bestätigt sich diese Meldung, so wird man unsere Genugtuung darüber begreifen, denn wiederholt wurde an dieser Stelle dargelegt, daß Deutschland zunächst mit Nordamerika über einen neuen Vertrag verhandeln müsse (I. 117), daß dadurch Deutschland in eine vorteilhaftere Lage gegenüber Nordamerika komme, für seine Zugeständnisse entsprechende Gegenzugeständnisse fordern könne und die Möglichkeit eines Zollkrieges mit der nordamerikanischen Union zurücktrete. Und noch im letzten Dezemberheft (S. 446) wurde der Reichsregierung nahegelegt, Handelsverträge entweder mit der nordamerikanischen Union oder mit dem russischen Reiche anzustreben, wenn es nicht einer besonders klugen und

glücklichen Politik gelingen sollte, beide Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Voraussichtlich werden diese Handelsverträge eine schmale Grundlage haben, aber nach Lage der Dinge und im Hinblick auf die größerbritischen Zollverbandsbestrebungen wird man sich vorderhand bescheiden müssen. So inhaltvolle Tarifverträge, wie sie früher abgeschlossen wurden, stehen nicht in Aussicht. Zunächst ist es für alle Staaten ein Bedürfnis, Zollkriege zu verhüten und den Zollfrieden aufrecht zu erhalten. Im übrigen sind an dem so überaus aufnahmefähigen deutschen Markt die nordamerikanische Union wie das russische Reich in so hohem Grade interessiert, daß sie keineswegs abgeneigt sein werden, auf Grund des neuen deutschen Zolltarifes in Verhandlungen zu treten und unter gegenseitigen Zugeständnissen neue Verträge abzuschließen, die im großen und ganzen den bisherigen Güteraustausch aufrecht zu erhalten geeignet sind. Mit den übrigen Staaten, insbesondere mit Österreich-Ungarn und Italien, wird dann die Verständigung erheblich erleichtert. In ihrer doktrinären Voreingenommenheit sehen die freihändlerischen Blätter allzu schwarz in die Zukunft und verkünden gar, daß Deutschland in unabsehbare Zollkriege geraten, ja vor eine Zollkriegskoalition der übrigen Staaten gestellt werden würde. Nach den Erfahrungen, die man bei Zollkriegen gemacht hat, wird es selbstverständlich die oberste Aufgabe der Reichsregierung sein, Zollkriege wenn irgend möglich zu verhüten. Von einer Zollkriegskoalisation mehrerer Staaten gegen Deutschland kann aber unter keinen Umständen die Rede sein, da bei Ausbruch eines Zollkrieges zwischen zwei Staaten die dritten Staaten aus eigenstem Interesse neutral bleiben, um als tertii gaudentes den Nutzen daraus zu ziehen. Selbst eine wirtschaftliche Annäherung zwischen Rußland und Österreich-Ungarn gegenüber dem Deutschen Reich ist nicht zu fürchten, da sie, falls sie wirklich erfolgen sollte, bedeutungslos bleiben müßte. Der Güteraustausch zwischen diesen beiden Reichen wird immer nur in engen Grenzen bleiben und keinen Teil befriedigen.

In Wirklichkeit ist die handelspolitische Lage Deutschlands zu Beginn des neuen Jahres günstiger als zuvor und man darf der Reichsregierung vertrauen, daß sie zu leidlich befriedigenden Handelsverträgen gelangen wird, nachdem Graf Bülow, der verantwortliche Leiter der Reichsregierung, erklärt hat, daß der neue Zolltarif eine brauchbare Grundlage für den Abschluß von Handelsverträgen bilde und daß man bei gutem Willen auf allen Seiten zu einer Einigung gelangen werde.

Mit den Zügen der Griechen gegen Troja begannen die Kämpfe um die Erlangung der Herrschaft, um die Freiheit der Schiffahrt auf dem Mittelmeer und noch heute, nach Jahrtausenden, dauern sie fort. Inmitten der erhöhten verkehrspolitischen Bedeutung, die das Mittelmeer durch den Suezkanal erhielt, sind alle die großen und kleinen Mittelmeerfragen, das große türkische Problem mit seinen mazedonischen, albanesischen und kleinasiatischen Unterabteilungen, wie das Problem der westlichen Durchfahrt, insbesondere das marokkanische Problem, zu europäischen Fragen geworden. Seit geraumer Zeit

wird die Freiheit der Schiffahrt im Mittelmeer aufrecht erhalten durch ein gewisses Gleichgewicht der Mächte. An der Freiheit der Schiffahrt ist England meistbeteiligt mit seiner ausgedehnten Handelsflotte und mit seinem großen indisch-ostasiatischen Verkehr. Von Gibraltar, Malta, Cypern und Alexandrien aus wacht England über die Freiheit der Schiffahrt des Mittelmeers und wendet sich gegen jede Macht, die diese Freiheit gefährden könnte. Im Osten versucht Rußland mit seinen Kriegsschiffen durch die Dardanellen vorzudringen und im Westen zeigt Frankreich Absichten auf Marokko. Der Osten macht den Engländern geringere Besorgnisse, denn sie sitzen in Ägypten und Cypern und Rußland ist noch lange nicht in Konstantinopel. Aber im Westen ist England empfindlich geworden. Dort hat sich die Lage bedenklich zu seinen Ungunsten verändert. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sich Frankreich allmählich zum stärksten Mittelmeerstaat entwickelt, nach der Besitzergreifung von Algier und Tunis und nach der Schaffung des strategischen Vierecks Toulon—Korsika—Bizerta—Oran. Nachdem Gibraltar in seiner ehemaligen Bedeutung stark zurückgegangen ist, erscheint Englands Stellung Gibraltar—Malta gefährdet und sie wird ernstlich erschüttert, wenn Frankreich die Gelegenheit ergreifen sollte, um in Marokko einzugreifen, dort die Ruhe wieder herzustellen, erträgliche Verhältnisse zu schaffen und durch Besitzergreifung dieses Landes sein großes nordwestafrikanisches Kolonialreich abzurunden. Eine Betätigung des russisch-französischen Bündnisses auch im Mittelmeer durch eine Kooperation, durch einen Vorstoß Rußlands gegen die Dardanellen und durch Frankreichs Besitzergreifung von Marokko, würde noch vor kurzem, als England in Südafrika seine ganze Landmacht festgelegt hatte, nicht aussichtslos gewesen sein. Gegenwärtig wäre ein solches Beginnen ein größeres Wagnis. Wird Marokko wie Tunis unter französisches Protektorat und Nordafrika unter französischen Einfluß gebracht, so erlangt Frankreich eine herrschende Stellung nicht nur im nördlichen Afrika, sondern auch im westlichen Mittelmeer und die Freiheit der Schiffahrt auf dieser wichtigen Verkehrsstraße wird abhängig von Frankreich. Alle europäischen Mächte und Staaten würden davon berührt und darüber besorgt werden, da Frankreich an der internationalen Schiffahrtsfreiheit erheblich weniger interessiert ist als England und deren Aufrechterhaltung nicht genügend verbürgt. Eine Gefährdung der Schiffahrtsfreiheit im Mittelmeer durch eine Erschütterung des Gleichgewichts der Mächte zieht alle europäische Staaten in Mitleidenschaft und deshalb sind die Mittelmeerfragen, auch die marrokkanische, als europäische Fragen anzusehen und Entscheidungen darüber nur durch ein Einvernehmen der Mächte herbeizuführen.

Deutschlands Stellung zu den Mittelmeerfragen überhaupt und zur marokkanischen Frage im besonderen kann unter diesen Umständen nicht zweifelhaft sein. Zunächst wird es mitwirken müssen, um die Freiheit der Schiffahrt aufrecht zu erhalten, die für seine aufstrebende Handelsflotte unentbehrlich und von steigender Wichtigkeit ist. Sodann hat es seine Interessen an dem marokkanischen

Markt wahrzunehmen. Diese Interessen sind nicht gering und können sich künftig sehr umfangreich gestalten. Die deutsche Ausfuhr nach Marokko beläuft sich jährlich auf 6 bis 7 Mill. Mark und die deutschen Kapitalien, die in Marokko angelegt sind oder mit Marokko arbeiten, werden halbamtlich auf 5 bis 6 Mill. Mark geschätzt. Marokko ist ein verwildertes, unkultiviertes, aber reiches und fruchtbares Land und kann sich unter Umständen zu einem sehr aufnahmefähigen Markt entwickeln. Vor allem ist es die Politik der offenen Tür, an der auch gegenüber Marokko festgehalten werden muß. In einer schneidigen Schrift „Marokko, eine politisch wirtschaftliche Studie" macht Dr. Paul Mohr bemerkenswerte Mitteilungen über die französischen Absichten. Wer sich über Marokko unterrichten will, wird diese Schrift mit Nutzen lesen. Nachdrücklich weist Mohr auf die deutschen Handelsinteressen in Marokko hin, rückt ihren Wert in ein helleres Licht und lenkt die Aufmerksamkeit des deutschen Handels auf diesen wichtigen Markt, damit die wirtschaftliche Stellung Deutschlands in Marokko immer mehr verstärkt werde. Mohr zitiert auch ein Wort des Grafen Bülow, wonach das einzige Interesse, das Deutschland in Marokko zu verteidigen hat, wenn es irgendwie bedroht werden sollte, in der unangetasteten und fortdauernden Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes besteht. Mit der deutschen Auffassung, daß die marokkanische Frage ganz überwiegend eine wirtschaftliche ist und als solche behandelt werden muß, wird man sich auch in Frankreich befreunden müssen. Es ist richtig, was Dr. Mohr sagt, daß Deutschland kein Interesse an einer nahen Aufteilung des Sultanats hat. Sollte aber eine Neutralisierung oder irgend eine Art von Aufteilung Marokkos nicht zu vermeiden sein, so wird auch Deutschland Forderungen zu stellen haben, wie sie der Bedeutung seiner Handelsinteressen in Marokko entsprechen.

Auf Anregung der Handelskammer in Utrecht kamen daselbst am 11. Juni 1902 Vertreter holländischer und rheinpreußischer Handelskammern zusammen und empfahlen den Abschluß eines Postvereins zwischen Holland und Deutschland nach deutsch-österreichischem Vorbilde. Daraufhin baten die niederrheinisch-westfälischen Handelskammervereinigungen den Reichskanzler, die Herbeiführung eines solchen Postübereinkommens in Erwägung zu ziehen. In seiner Antwort bekundete der Reichskanzler lebhaftes Interesse für eine Maßnahme, die geeignet wäre, die regen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern zu befestigen, fügte indessen hinzu, daß er der angeregten Frage erst dann näher treten könne, wenn von der niederländischen Regierung Wünsche auf Einführung ermäßigter Gebührensätze im deutsch-niederländischen Verkehr geäußert werden. Dahingehende Wünsche sind vorerst kaum zu erwarten, da die holländische Regierung keinen Schritt unternahm, um der Anregung der holländischen Handelskammern zu entsprechen. Vielmehr erklärte sich der bisherige holländische Generalpostdirektor Havelaar gegen einen deutsch-holländischen Postvertrag, weil eine Verbilligung des Postverkehrs mit Deutschland keinem Bedürfnis entspräche und für Holland einen nicht unerheblichen finanziellen Ausfall

zur Folge haben würde. Näheres über die tatsächlichen Verhältnisse wurde bereits an dieser Stelle (II. 289) mitgeteilt. Auch die Amsterdamer Handelskammer verhielt sich ablehnend, da ohnehin die Handelsbeziehungen mit Deutschland auch unter den bestehenden Verhältnissen in stetem Aufschwung sich entwickelten. In Wirklichkeit wurde dieser Beschluß von der Befürchtung eingegeben, es könne irgend eine engere Verbindung mit Deutschland der Anfang vom Ende der holländischen Selbständigkeit werden. In diesem Sinne Einfluß zu üben, war man besonders von englischer Seite bemüht und es wurde in der Amsterdamer Handelskammer ein englisches Lied zur Kenntnis genommen, worin es mit bezug auf Holland und Deutschland hieß, daß die Spinne auf Nimmerwiedersehen die Fliege ins Verderben locke! Nachdem Bismarck, Deutschlands Lehrmeister, sich wiederholt auf das Nachdrücklichste gegen die Annektierung Hollands aussprach, „und wenn die 5 Millionen Niederländer auf den Knieen um Annektion bitten würden", nachdem er versicherte, kein Deutscher denke im Traume daran, eine Annektion der Niederlande zu versuchen, sollte in Holland doch endlich die törichte Furcht vor einer Absorbierung durch Deutschland geschwunden sein. Aus diesem Vorgange mögen die Theoretiker, die gelegentlich mit mitteleuropäischen Zollbundsplänen hervortreten, ersehen, wie scharf selbst in bloßen Verkehrsfragen die Interessen sich absondern und wie weit entfernt von ihrer Verwirklichung alle europäischen Zollbundspläne sind.

Mit erstaunlicher Tatkraft entwickelt die russische Regierung wirtschaftspolitische Unternehmungen auch über die Grenzen des weiten Reiches hinaus. In Persien hat sie eine Kunststraße von Enseli-Rescht nach Teheran erbauen lassen, um ihren Handel mit der persischen Hauptstadt zu begünstigen. Nunmehr will sie eine Abzweigung dieser Straße von dem alten Kreuzungspunkt Kaswin nach Täbris anlegen lassen, um auch dieser ersten Handelsstadt Persiens näher zu kommen. Da Rußland die Durchfuhr europäischer Erzeugnisse nach Persien über die Kaukasusbahn und über das Kaspische Meer so gut wie unmöglich gemacht hat und da die Karawanenstraße Trapezunt-Täbris (Entfernung 1400 Kilometer, Frachtkosten 0,40 Mark für das Kilo, Beförderungszeit 4 bis 6 Monate) dem Verkehr ungewöhnliche Kosten und Schwierigkeiten bereitet, so ist die russische Industrie in der Lage, die europäischen Erzeugnisse von dem aufnahmefähigeren nordpersischen Markt vollends zurückzudrängen, soweit sie überhaupt konkurrenzfähig ist. Rußland drängt über Teheran und Täbris hinaus ans Indische Meer. Da es sich aber vom Kaspischen Meer bis zur persischen Hauptstadt mit einer Kunststraße begnügt, so steht die Anlage einer transpersischen Bahn vom Kaspischen zum Indischen Meer noch in weiter Ferne. In absehbarer Zeit wird sie nicht gebaut werden.

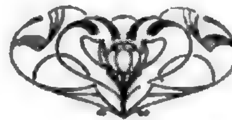
Gewaltige Mittel wendet Rußland auf, um die Mandschurei unter seinen Einfluß zu bringen. Nach Hunderten von Millionen belaufen sich die Ausgaben für die mandschurische Bahn, für Häfen, Befestigungen, Kasernen, Ansiedlungen u. s. w. im Anschluß an diese Bahn. Nach den Schilderungen des

Oberleutnants Taubert, der die Mandschurei bereiste, ist der neue Hafen Dalny am Endpunkt der ostchinesischen Eisenbahn ein Unternehmen allerersten Ranges, das allein im ganzen einen Aufwand von 320 Millionen Mark erfordern wird. Rußland will dort einen Freihafen im großen Stile einrichten, um den Verkehr der sibirisch-mandschurischen Eisenbahn zu beleben. Indessen wird die Tatkraft der russischen Regierung nicht unterstützt von der Kulturkraft des russischen Volkes. Was Engländer, Deutsche, Amerikaner u. s. w. an kolonisatorischer Befähigung je nach ihrer Eigenart bekunden und betätigen, lassen die Russen gänzlich vermissen. In dem Zukunftshafen Dalny richten sich vorzugsweise Engländer, Deutsche, Amerikaner und andere Fremde ein und ziehen den Handelsverkehr an sich; Russen findet man dort selten oder nur in untergeordneten Stellungen oder als Soldaten und Beamte. Außerdem wandern Chinesen und Japaner in Massen ein, bemächtigen sich des Kleinhandels und es steht zu befürchten, daß die Chinesen mit ihren ungezählten Millionen in der Reserve immer weiter nach Sibirien vordringen. Rußland bringt große Opfer, aber Fremde ernten die Früchte. Auf Anregung des Finanzministers Witte soll auch die heimische Reederei unterstützt werden, aber es fehlt an einer genügenden seemännischen Bevölkerung russischer Herkunft, sodaß die geplanten Unterstützungen, wenn sie bewilligt werden, wieder fremden Unternehmern zu gute kommen. Dasselbe gilt vielfach von den hohen russischen Zöllen für industrielle Erzeugnisse. Die größeren industriellen Betriebe Rußlands, namentlich im Westen und im Süden, sind überwiegend deutsche, belgische, französische, österreichische und polnische Unternehmungen und die Russen bekleiden auch dort nur untergeordnete Stellungen. Es sind in der Regel fremde, gelegentlich sogar deutsche Unternehmer, die im Interesse ihrer russischen Fabriken noch höhere Schutzzölle verlangen, während die russische Bevölkerung selbst daran weniger interessiert ist. Trotz aller Begünstigungen der Regierung sind viele Fabriken nicht genügend leistungsfähig, vielleicht nicht einmal existenzberechtigt und können den Bedarf entweder garnicht oder nicht zu angemessenen Preisen decken.

Bewundernswert sind die kühnen weitausschauenden Unternehmungen und Pläne der russischen Regierung, um die Expansionskraft des Reiches zu entwickeln, und sie haben ohne Zweifel einen gewaltigen Zuwachs an Macht für das Reich bewirkt. Indessen werden die Leiter des russischen Reiches zu der Erkenntnis gedrängt, daß sie über die Bedürfnisse und Interessen der Bevölkerung weit hinausgingen, daß sie die Finanzkraft des Reiches allzusehr anspannten und daß sie vor wirtschaftliche, finanzielle und soziale Notstände im Innern gestellt werden, die bisher zu wenig beachtet wurden und nunmehr Abhülfe erheischen.

Neue Eisenbahnpläne entwickeln die Engländer im östlichen Afrika, um ihre Vorherrschaft daselbst zu festigen. Chartum soll über Kassala mit Suakim und dem Roten Meer verbunden werden, ein wirtschaftlich noch lange nicht notwendiges, technisch recht schwieriges und finanziell aussichtsloses Unternehmen.

Sodann will man an dem phantastischen Rhodesschen Projekt einer Eisenbahn Kairo-Kapstadt weiter arbeiten und von Chartum aus über Kassala und dann südlich durch Abessinien über den weißen und blauen Nil den Schienenstrang bis nach dem Rudolfsee verlängern, von dessen Südspitze die nächste Station der Ugandabahn nur noch etwa 200 km entfernt liegt. Über diese Bahn sagt Slatin Pascha, nach Professor Dr. Hans Meyer der beste Kenner des Ostsudans: „Eine Bahnfortsetzung von Chartum nach Süden wäre nur eine Geldverschwendung. Ohne immensen Kapitalaufwand wäre eine Bahn von Chartum nach Uganda nicht auszuführen, und während der Regenzeiten würden unter allen Umständen so viele Unterbrechungen eintreten, daß eine Bahn tatsächlich unbrauchbar wäre“.



Beispiele für Maeterlincks Denk- und Schreibweise.

Bestimmt nicht das Schweigen den Duft der Liebe und hält ihn gebannt? Wenn die Liebe des Schweigens beraubt wäre, hätte sie keinen ewigen Geschmack und Duft. Wer von uns kennt nicht jene stummen Augenblicke, wo die Lippen sich trennen und die Seelen sich vereinen? Sie sollte man immer und immer wieder aufsuchen. Es gibt kein beredteres Schweigen als das der Liebe: es ist wirklich das einzige, das uns allein gehört. Das Schweigen des Todes, des Schmerzes, des Schicksals gehört uns nicht an. Es kommt auf uns zu aus der Tiefe der Ereignisse und zu einer durch diese bestimmten Zeit, und wen es nicht trifft, der hat sich nichts vorzuwerfen. Aber wir können ausgehen, um das Schweigen der Liebe zu treffen. Er harrt Tag und Nacht an der Schwelle unseres Hauses und ist so schön wie seine Geschwister. Dank ihm können die, welche fast nie geweint haben, ebenso vertraut mit den Seelen leben, wie die, welche sehr unglücklich waren; und darum wissen auch die, welche viel liebten, Geheimnisse, die andere nicht kennen. Denn in dem, was die Lippen tiefer und wahrer Freundschaft aus Liebe verschweigen, liegen tausend und abertausend Dinge, die nie auf anderen Lippen schweben werden . . .

Aus: Le trésor des humbles nach der Übersetzung von F. v. Oppeln-Bronikowski. (Das Schweigen.)

Wenn Ihr einen Brief von einer im Schoße des Weltmeeres verlorenen Insel empfangt, geschrieben von einer Hand, die Euch unbekannt ist, seid Ihr da ganz sicher, daß ein Unbekannter Euch schreibt und fühlt Ihr nicht beim Lesen — die Götter wissen allein, in welchen Sphären — Gewißheiten über diese Seele, die untrüglicher und ernster sind, als alle gewöhnlichen Gewißheiten? Und glaubt Ihr andrerseits nicht, daß diese Seele, die im Ungefähr von Zeit und Raum Eurer gedachte, nicht auch entsprechende Gewißheiten hatte? (Über die Frauen.)

Der wahre Weise ist nicht der Mensch, der am weitesten sieht, sondern der, der, indem er am weitesten sieht, zugleich die Menschen am tiefsten liebt. Schauen ohne lieben heißt in die Finsternis blicken. (No. XIII.)

Musikalische Rückschau.

Von

Leopold Schmidt.

Das Jahr 1903 brachte gleich zu Beginn eine Überraschung, deren Folgen auch für unsere musikalischen Verhältnisse von einschneidender Bedeutung werden können. Der längst erwartete, häufig genug vorhergesagte Intendantenwechsel am Berliner Hoftheater hat sich nun doch zu einem ganz unvermuteten Zeitpunkt vollzogen.

Graf Hochberg war Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle; alles Mesquine, Unadlige lag seinem Charakter fern; die Vornehmheit seiner Gesinnung, die noch aus der nicht mißzuverstehenden Abschiedsrede an das Personal herausklingt, rühmen alle, die mit ihm persönlich zu tun hatten. Graf Hochberg war aber auch nicht ohne echte Kunstliebe und Kunstverständnis, ein fachmännisch ausgebildeter Musiker, der selber sich produktiv betätigt hat. Sein Interesse galt daher auch in hervorragender Weise der Oper. Aus all diesen Eigenschaften ergibt sich der Charakter des Hochberg'schen Regimes. Im Grunde herrschten während seiner langjährigen Amtszeit künstlerische Absichten; der Graf war aber nicht immer der Mann, sie mit rücksichtsloser Energie durchzuführen. Dazu muß man allzuhäufig aus einer gewissen Höhe herabsteigen, einen Konflikt nicht scheuen, auch mit den widerstrebenden und weniger angenehmen Elementen, die jedem Theaterwesen angehören, fertig zu werden wissen. Davor ist wohl die aristokratische Natur Hochberg's oft zurückgescheut, und so bestanden an den ihm unterstellten Instituten manchmal Verhältnisse, die mit Recht öffentliches Ärgernis erregten. Namentlich Opernkomponisten, die ihre Partituren eingereicht hatten, können ein Lied davon singen. Mochte seine Hand vielleicht oft nicht fest genug gewesen sein, den gesamten Apparat zu regieren, so bekundete sich doch überall, wo er im einzelnen eingriff, eine künstlerische und einsichtsvolle Haltung. Zu einer Zeit, wo das Dirigententum sich einer bis dahin ungekannten allgemeinen Beachtung zu erfreuen begann, wußte Hochberg Männer wie Weingartner, Sucher, Muck, Richard Strauß an Berlin zu fesseln. Entsprechend seiner eigenen Begabung und seinem eigenen Geschmacke kam die von ihm ausgehende Förderung in erster Linie der älteren Oper zugute. Am liebsten kultivierte er Mozart; Gluck lag ihm schon ferner. Aber auch was für Weber, Meyerbeer und

Lortzing getan wurde, ist wesentlich seiner Initiative zu verdanken. Darin zeigte sich eine gewisse Einseitigkeit, aber immerhin eine solche, die man sich gefallen lassen konnte, zumal der Intendant der Popularisierung der Wagner'schen Werke, die jetzt die finanzielle Grundlage jedes Opernwesens bilden, trotz persönlicher Abneigung nichts in den Weg legte. Nur um die Pflege der neuesten Produktion stand es eine zeitlang schlimm bei uns bestellt; die Pforten des Opernhauses blieben ihr hartnäckig verschlossen. Nach dem Tode Piersons schien aber auch hierin Wandel eintreten zu sollen: mit dem Pfeifertag von Schillings, der Feuersnot von Strauß war ein verheißungsvoller Anfang gemacht. Da fand plötzlich der Rücktritt Hochbergs statt.

Begierig darf man nun sein, wie sein Nachfolger die reichlich unbequeme und verantwortungsvolle Erbschaft verwalten wird. Seine Macht ist durch die Gunst des Hofes wesentlich gestärkt; gebraucht sie Herr v. Hülsen zum Segen der musikalischen Verhältnisse Berlins, so kann er sich ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erwerben. Um so größer allerdings ist auf der anderen Seite auch die Gefahr. Eins läßt der Ruf, der dem neuen Intendanten voraufgeht, mit Sicherheit erwarten: daß allem Schlendrian, aller Zersplitterung in der Geschäftsführung ein Ende gemacht wird. Wie einst sein Vater, wird Georg v. Hülsen für die Aufrechterhaltung einer gewissen Disziplin sorgen — es braucht keine „militärische" zu sein — ohne die eine größere Künstlerschar zu gemeinsamer Arbeit nun einmal nicht gut vereinigt werden kann. Zum Glück aber steht er, wenn auch nur ein begabter Dilettant, den Künsten nicht fern. Das ist für einen solchen Posten außerordentlich wichtig. Und zwar weist ihn seine Begabung nicht wie seinen Vorgänger ausschließlich auf die Oper hin. Als Intendant von Wiesbaden hat Herr von Hülsen sich ganz allgemein als ein Regisseur von Geschmack und großer Arbeitskraft betätigt.

Während so das musikalische Theater die Spannung durch das Interesse für die Zukunft rege hielt, ohne durch Taten von sich reden zu machen, haben die Konzertveranstaltungen bereits manches Beachtenswerte der öffentlichen Beurteilung unterbreitet.

Die Trio-Vereinigung der Herren Barth, Wirth und Hausmann, an der gewöhnlich noch Joseph Joachim als ständiger „Ehrengast" teilnimmt, erfreut sich nach wie vor der größten Beliebtheit. Sie brachte eine Novität, als sie in der dichtgefüllten Philharmonie ihren dritten diesjährigen Kammermusikabend gab: ein Klavierquartett in H-moll op. 14 von Robert Kahn. Das liebenswürdige Werk fand ungeteilten Beifall. Eine Symphonie von Reznicek, die Weingartner mit der königlichen Kapelle aufführte, hatte keinen unbestrittenen Erfolg. Die Unzufriedenen unter den Hörern vernichteten den großen symphonischen Zug. Einheit des Stils und Originalität der Gedanken; die Wohlwollenden hielten sich an hübsche, mitunter geistreiche Einzelheiten und wiesen mit Recht auf das technische Geschütt des Komponisten in der thematischen Arbeit und der Behandlung des Orchesters.

Weitere Novitäten vermittelten uns Arthur Nikisch in den Philharmonischen, Richard Strauß in den „Modernen“ Abonnementskonzerten. Nikisch bot mit der Suite „Dornröschen“ einen Einblick in das neueste Märchenwerk Humperdincks, das vor kurzem in Frankfurt a. M. seine Erstaufführung erlebte. Wer dieser Premiere beigewohnt hat, wußte, daß es sich hier um kein zweites „Hänsel und Gretel“ oder gar um eine Überbietung dieses Stückes handelt. Zu der gutgemeinten Arbeit einer Dilettantin hat Humperdinck eine Reihe kleiner Sätze geschrieben, die weder den Anspruch erheben, noch nach der Natur des Textes erheben können, als dramatische Musik zu gelten. Alles was man ihnen nachrühmen kann ist eine gewisse Anmut, die bewährte technische Meisterschaft des Komponisten und hier und da das Einfügen eines volkstümlich-märchenhaften Tones. In dieser Beziehung sind das Vorspiel und die als Entreakt gedachte Ballade hervorzuheben. Humperdinck hat offenbar selbst auf die Partitur keinen besonderen Wert gelegt; die komische Oper erst, die er jetzt unter der Feder hat, wird zeigen, ob „Hänsel und Gretel“ ein Zufallserfolg war, oder ob in dem Schöpfer des reizenden Märchenspieles wirklich das Zeug zu einem eigenartigen Fortbildner des deutschen Opernstils steckt. Inzwischen hat sich Humperdinck für derlei Kleinigkeiten einen eigenen Stil, eine Art deutscher musiquette zurecht gemacht, die durch die Feinheit der Struktur und ein mitunter recht polyphones Stimmgewebe immerhin merkwürdig ist.

Am gleichen Abend feierte Nikisch Triumphe mit der V. Symphonie (in E-moll) von Tschaikowsky. Es ist ja längst bekannt, daß seinem Temperament die Musik des russischen Meisters wie keine andere liegt, und so war er auch diesmal wieder als Dirigent auf der Höhe. Über das Werk selbst, das noch wenig bekannt, verlohnt sich wohl ein Wort. An Erfindung steht es der bekannteren „Pathetischen Symphonie“ (in H-moll) nach; nicht so glücklich, nicht ganz so markant sind die Themen gestaltet. Dafür ist die E-moll-Symphonie formell abgerundeter und auch sonst in mancher Beziehung merkwürdig. Drei von den vier Sätzen sind ernst und wuchtig gehalten; nur im dritten Satz, der „valse“ überschrieben ist, aber kaum den Charakter dieses Tanzes wahrt, tritt die beinahe salonmäßige, leichtere Seite der Tschaikowsky'schen Muse hervor. In ihren serieusen Teilen enthält die Symphonie viel Schönes, tief Empfundenes. Ein leidendes Gemüt ergießt dort seinen Schmerz, seine Klage, lehnt sich trotzig gegen das Schicksal auf. Das Finale, das das Hauptthema des ersten Satzes verwendet und so den gedanklichen Zusammenhang des Ganzen unterstreicht, mündet in eine ähnliche Stimmung wie Beethovens Fünfte: in die Stimmung eines sieghaften Sichdurchringens. Wie ungleich aber ist der russische Meister gegen den deutschen gehalten, wie wenig befreit ist sein Werk von den Schlacken einer mühsamen Erfindung, einer nicht immer ausgereiften Technik, eines nicht immer einwandfreien Geschmackes! Neben Ergreifendem, ja Erhabenen steht unmittelbar Triviales oder Nichtssagendes; mit dem grüblerischen Zug kontrastiert seltsam die Freude am Wild-Lärmenden. Oft wirkt seine Musik geradezu

verstimmend; sie lastet auf einem wie ein drückender Alp, und man sehnt sich nach Klängen, die das Gemüt befreien. Dann kommen aber Momente, von denen man sich hingerissen fühlt, und niemals erlahmt das Interesse ganz. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß unter den modernen Komponisten Tschaikowsky eine überragende Stelle einnimmt; er ist eben eine Persönlichkeit. Ob er zur Zeit nicht überschätzt wird, ist freilich eine andere Frage. Jedenfalls war es an jenem Nikisch-Abend lehrreich zu sehen, um wie viel mehr diese Musik auf unsere Zuhörer wirkt, als ein abgeklärtes Werk wie etwa eine Haydnsche Symphonie. Sie trifft weit empfindlichere Stellen in unserem Gemütsleben: unser nervöses Zeitalter sehnt sich nach so starken, kontrastreichen und schmerzenden Eindrücken.

Richard Strauß führte am letzten seiner der modernen Tonkunst gewidmeten Abende einen jungen Münchener Komponisten, Hermann Bischoff, ein. Das symphonische Gedicht „Pan“ ist zunächst ein Beleg für eine ungewöhnliche Meisterschaft über des Orchester. Es fanden sich da Klänge, die einer schöpferischen Phantasie, nicht der erlernbaren Routine entstammen. Bischoff hat offenbar die Natur gut beobachtet, mit feinem und empfänglichem Tonsinn. Auch zu der Fähigkeit, eine poetische Stimmung auf den Hörer zu übertragen, finden sich hübsche Ansätze. Nicht weniger als für das freundlich aufgenommene Werk war man dem Dirigenten für die Marche joyeuse, den Orchesterscherz des geistreichen, leider zu früh verstorbenen Franzosen Chabrier verpflichtet. Was so genial aus dem Ärmel geschüttelt ist, darf auch übermütig sein, das Burleske bis zur äußersten Grenze treiben. Der Witz wirkte, vor allem auch weil er kurz war!

Seitdem die „Böhmen“ gern gesehene Gäste in unsern Konzertsälen geworden, wächst die Zahl der Kammermusik-Vereinigungen, die uns von Auswärts besuchen, beständig. Brüssel hat kurz hintereinander zwei Streichquartette gesendet; neuerdings ist auch eine Dortmunder Genossenschaft aufgetreten. Namentlich die belgischen Quartette, sowohl das mit Albert Zimmermann, wie das mit Franz Schörg an der Spitze boten rühmenswerte Leistungen eines ausgezeichnet abgetönten und wohldurchdachten Zusammenspiels; aber bei der Fülle solcher Darbietungen, die ganz besonders in diesem Jahre den Solistenkonzerten fast den Rang ablaufen, kamen sie nicht zu der ihnen gebührenden Geltung. Interessant ist die französische Kammermusik von César Franck u. a., die man bei solchen Gelegenheiten kennen lernt. Sie ist bei aller Feinheit, ja Gelehrsamkeit überwiegend so unerfreulich, daß man sieht, wie wenig noch dieses Gebiet dem französischen Geiste liegt. Das Bestreben, deutsche Tiefe, neudeutsche Formlosigkeit nachzuahmen, ist den Franzosen schlecht bekommen. Sie haben ihre guten Eigenschaften verloren und durch die Berührung mit dem germanischen Geist nichts Vorteilhaftes eingetauscht. Wie anders ein Meister wie Saint-Saëns, der bei aller Gediegenheit seines Könnens die spezifisch nationalen Eigenschaften der französischen Musik niemals aufgegeben hat! Dieses Gegensatzes konnte man sich in dem Konzert der Herren Grünfeld und Zajic recht bewußt werden, als im Verein mit einigen Mitgliedern der königlichen Kapelle das selten gehörte

Trompeten-Septett gespielt wurde. Hier ist alles klar, jede Einzelheit geistvoll, meisterhaft die Verwendung der Mittel in ihrer ungewohnten Zusammenstellung; die durchsichtige und knappe Form aller Sätze verrät deutlich den esprit net des Franzosen. Erhöht wurde der Genuß des Werkes noch durch die reizvolle Art, in der Bernhard Stavenhagen, der jetzt als Direktor der Akademie in München lebt, die Klavierpartie ausführte. Er ist, sei es, daß er als Solist oder als Kammermusikspieler auftritt, noch immer eine der anziehendsten Persönlichkeiten am Flügel; die saubere, elegante Technik, die Nuancierung des Tones sind Mittel einer Darstellungskunst, die an Feinheit und Zartheit, aber auch an musikalischer Intelligenz nicht leicht überboten wird.

Aus der Schar der Solisten, die seit Beginn des Jahres den Konzertsälen neue Anziehungskraft verliehen, seien hier wenigstens drei genannt, deren Ruf bereits europäische Geltung erlangt hat. Am 5. Januar gab Eugen d'Albert einen Klavierabend in der Philharmonie. Im Gegensatz zu den allzu freigebigen Künstlern, die es nicht unter drei oder vier Konzerten tun zu sollen glauben, pflegt er sich mit einem Abend zu begnügen; das ist dann aber auch jedesmal ein „einziger“ im wahren Sinne des Wortes. d'Albert spielte Bach, Beethoven (die große Waldstein-Sonate), Chopin, Schumann und verschiedenes Moderne, und überall gab er das Wesentliche. Ich stehe nicht an, ihn für den größten lebenden Pianisten zu erklären. Man fängt jetzt vielfach an, weil das Musikalische, das Großzügige in seinem Spiel so überwiegend hervortritt, gering von seiner Technik zu denken. Das trifft aber keineswegs das Richtige. d'Albert vollführt auch technisch Dinge, die ihm Keiner nachmacht, aber nie ist das bei ihm das Wichtigste, nie sind sie um ihrer selbst willen da. Was verschlägt es, wenn Andere in Einzelheiten, auf die er kein Gewicht legt, ihm über sind: keiner von Allen vermag so fortzureißen, so genial, so instinktmäßig die Seele eines Musikstückes zu enthüllen. Sind andere vorzügliche Pianisten, ist er der Musiker am Flügel, der nachschaffende, inspirierte Interpret. So wird jede Darstellung d'Alberts zu einem musikalischen Erlebnis.

Mit der zweiten Hälfte des Winters beginnen nun auch Edouard Rislers vielbesuchte Veranstaltungen. Risler hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit eine geachtete Stellung erworben. Man schätzt in ihm einen Virtuosen von ganz ungewöhnlichem, individuellem Können, ein musikalisches Temperament von überlegener, nachdenklicher Art, das alle Aufgaben mit großer Gewissenhaftigkeit zu lösen sucht. Diesmal hat sich der treffliche Künstler ganz besondere Schwierigkeiten zugemutet; jedes der beiden ersten Konzerte war gewissermaßen ein Experiment. Im ersten spielte Risler vier der letzten Sonaten von Beethoven. Er stellte damit an die Zuhörer die denkbar größten Anforderungen. Die späte Klaviermusik Beethovens ist viel zu übersinnlich, um im Konzertsaal genossen zu werden; sie wendet sich an den Einsamen, sie will im Hause, im kleinen Kreise und in besonderer Stimmung aufgenommen sein. Ihre öffentliche Vorführung hat immer etwas Lehrhaftes. Bülows Beispiel darin nachzuahmen,

ist nur ausnahmsweise ratsam. Am zweiten Abend machte Risler den Versuch, moderne Orchestermusik auf dem Klavier zur Geltung zu bringen. Die von Liszt bearbeitete „Dance macabre“ von Saint-Saëns und eine eigene Übertragung des Strauß'schen „Till Eulenspiegel“ gab ihm die beste Gelegenheit, seine ganz außerordentliche Technik bewundern zu lassen; aber es war doch mehr eine Kuriosität als eine gerechtfertigte künstlerische Tat. Gerade die moderne Orchestermusik, die oft weniger durch die Konturen der Zeichnung als durch den Glanz und die Charakteristik der Tonfarben wirkt, ist nicht geeignet, auf dem Klavier mit seiner gleichmäßigen Klangfarbe eine überzeugende Darstellung zu erfahren. Als dritter verdient der jugendliche Cellovirtuose Jean Gérardy hervorgehoben zu werden, der schon als Wunderknabe seinerzeit Aufsehen erregt hat. Es gibt wenig Meister seines Instrumentes, denen solche Sauberkeit der Intonation, soviel vornehme Schönheit des Tones zu Gebote steht. Was seinem Spiel noch besonderen Reiz verleiht, ist ein milder, fast träumerischer Zug, der auf musikalisches Empfinden nicht weniger als auf einen sympathischen Menschen deutet.

Eine eigenartige Veranstaltung fand im Theatersaal der Königlichen Hochschule statt. Dort wurde durch die Freigebigkeit und die tatkräftige Kunstliebe einer Frau ein zu Unrecht vergessenes Werk zu neuem Leben erweckt. Ellen v. Siemens, die Tochter von Helmholtz, hat sich den Dank aller Musikfreunde dadurch verdient, daß sie es ihnen möglich machte, wenigstens Bruchstücke des Rubinstein'schen „Christus“ kennen zu lernen. Am Ende seiner Laufbahn hat der verstorbene Meister mit inniger Hingabe sich der „geistlichen Oper“ zugewendet, mit der er ein Mittelding zwischen Oper und Oratorium begründen wollte. Der „Christus“, dessen Gesamtaufführung nur einmal bisher in Bremen stattgefunden, ist das reifste und stilvollste der Werke, die Rubinstein auf diesem Gebiete geschaffen hat. Die Wiedergabe, an der teils Konzertsänger, teils Dilettanten teilnahmen, war eine durchaus würdige; namentlich fesselten die Bühnenbilder, die dekorativ wie szenisch mit feinem künstlerischen Geschmack gestellt wurden. In der Partie des Christus zeichnete sich Raimund von zur Mühlen durch innigen, stilvollen Gesang aus. Die Frage, ob der Stoff der heiligen Legende noch heut, wie einst in den Mysterien des Mittelalters, der Bühne gewonnen werden kann, scheint durch diese Probe zu Gunsten der modernen Autoren Bulthaupt und Rubinstein entschieden zu sein.

Ich möchte diesen Bericht nicht schließen, ohne die von Lilli Lehmann unter dem Titel „Meine Gesangskunst“ veröffentlichte pädagogische Schrift wenigstens kurz zu erwähnen. Die Meisterin hat darin alles niedergelegt, was sie über ihre Kunst auf dem Herzen hatte. Nicht als Lehrbuch im eigentlichen Sinne, aber als das Dokument einer originellen Persönlichkeit, als der Ausdruck lesenswerter Ansichten und Lebenserfahrungen gewährt die auch stilistisch originelle Expektoration nicht geringes Interesse.

Bücherschau.

Funke, Alfred. Aus Deutsch-Brasilien. Bilder aus dem Leben der Deutschen im Staate Rio Grande do Sul. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und einer Karte von Rio Grande do Sul. Leipzig, B. G. Teubner, 1902.

Diesem schönen Buch muß man recht viele Leser wünschen, damit endlich in den weitesten Kreisen unseres Vaterlandes eine lebendige Überzeugung davon erweckt werde, daß es den Hunderttausenden der Unsrigen, die dort draußen im fernsten Süden von Brasilien sich eine neue Heimat geschaffen haben, bei redlicher Arbeit recht gut, durchschnittlich viel besser ergeht, als denen in unserem Hauptgebiet überseeischer Auswanderung, den Vereinigten Staaten Amerikas. Das vorliegende Werk erschließt dem Leser aber zugleich einen völlig naturwahren Einblick in die andere, noch weit merkwürdigere Seite deutscher Auswanderung nach Südbrasilien: in das allein hier Generationen hindurch treu eingehaltene Verharren unserer Kolonisten beim Deutschtum.

Wie in lebenden Bildern führt uns der Verfasser, der viele Jahre scharf beobachtend als Geistlicher und Lehrer im Staate Rio Grande do Sul amtiert hat, das Leben und Treiben der dortigen deutschen Ansiedler vor. Wir landen mit ihm in der Hafenstadt Rio Grande, durchfahren den langgedehnten Strandsee der Lagoa dos Patos, verweilen in der schmucken Hauptstadt des Landes Porto Alegre, die im Straßenleben wie an den Geschäftsfirmen überall das Vorwalten des deutschen Elements erkennen läßt, und besuchen dann die eigentlichen deutschen Kolonien in den Waldpikaden nordwärts von Porto Alegre, wo sie in günstiger Geschlossenheit, obwohl den Ansiedlungen der Italiener dicht benachbart, eine ansehnlich große Fläche vom Gebirgsrand einnehmen.

Der Verfasser versteht es, aus dem reichen Vorrat eigener Lebenserfahrung schöpfend, in unterhaltendem Plauderstil zu dramatisieren. Auf diese Weise prägen sich dem Leser in der denkbar anschaulichsten Weise die vorgeführten Einzeltypen ein: der ins Brasilanische umgesetzte, sich aber im innersten Wesen treu gebliebene deutsche Kleinstädter, der pommersche und hunsrücker Bauer, wie er „im Lande zu Brasilien“ zum wohlhabenden Grundbesitzer auf dem fruchtbaren Erdreich des gerodeten Urwalds herangewachsen ist, der wandernde Kaufmann zu Pferd („Musterreiter“), der Schulmeister, der Pfarrer.

Zusammen mit den durchweg vorzüglichen Originalbildern von Land und Volk, Haus und Hof bedeuten diese mit Humor verfaßten Schilderungen nichts Geringeres als eine erstmalige plastische Veranschaulichung des Deutschtums in Südbrasilien. Alfred Kirchhoff

Dr. Rudolf Schwab. Der deutsche Nationalverein, seine Entstehung und sein Wirken. Berlin, Georg Reimer 1902. 112 S.

Die Geschichte des Nationalvereins zu schreiben, wäre an sich eine lehrreiche und einen politischen Kopf wohl lockende Aufgabe: gerade im Lichte jener Bestrebungen wird das Besondere und das Große der Bismarck'schen Politik für die Historiker deutlich. Man erkennt dann, wie weit Realpolitik und politische Ideologie von einander getrennt sind, wie weit sich die Wege der Bismarck'schen Reichsgründung von denen der liberalen Träume entfernen. Die Liberalen gingen bei der Gründung des Nationalvereins davon aus, die Geschichte der letzten Jahre habe sie gelehrt,

„wie untrennbar für Deutschland die Fragen der Macht und der Freiheit verknüpft seien", und sie jagten bis zuletzt dem Phantome nach, „gleichzeitig die Einheit und die Freiheit anzustreben"; Bismarck dagegen — das hat sein neuester Biograph Max Lenz uns in großem Stile zum ersten Male verständlich gemacht — setzte mit heroischer Einseitigkeit nur die realen Kräfte des Königsstaates Preußen dafür ein, um zunächst diesen an die Spitze zu bringen und damit indirekt auch die deutsche Frage zu lösen; freilich in einem Sinne, in dem die Einheit vornehmlich im Dienste der Macht nach außen erreicht wurde und die freiheitlichen Ziele der Liberalen im bescheidensten Maße, nur soweit die Lebensbedingungen der neuen Großmacht es zuließen, verwirklicht worden.

In diesem weitern historisch-politischen Zusammenhange hat freilich Schw. die Geschichte des Nationalvereins nicht geschrieben, in die Tiefe des hier gestellten Problems steigt er nirgends hinab; er erzählt vielmehr die äußern Hergänge der Geschichte des Nationalvereins aus Akten und Protokollen, Zeitungen und Berichten; eine für den historischen Arbeiter nützliche und bequeme Materialiensammlung, aber nicht mehr. Man muß den politischen Hintergrund und seinen steten Wechsel, man muß die leitenden Persönlichkeiten und die allgemeinen Tendenzen kennen, um von der Lektüre dieser Referate Nutzen zu haben. Interessant ist der Vergleich des Steigens und Wachsens der Mitgliederzahlen des Vereins; Mai 1860: 5000, Septbr. 1861: 16800, Septbr. 1862: 26000, Okt. 1863: 23500, Dezbr. 1865: 10700, 1866: 5300, 1867: 1000 Mitglieder. Der Beginn des Ministeriums Bismarcks im Sept. 1862 fällt tatsächlich mit dem Höhepunkt des Nationalvereins zusammen; seine reale Machtpolitik wirkt zersetzend wie Scheidewasser auf die kunstvoll komponirten Projekte der Liberalen. Der Verein war gegründet unter dem Zeichen der preußischen Spitze und hatte immer daran festgehalten, einem durch liberale Einrichtungen sich empfehlenden Preußen die deutsche Zentralgewalt kraft des Nationalwillens in die Hand zu legen. Jetzt drängte Bismarcks Politik die Bennigsen und Schulze-Delitzsch aus ihrer Bahn heraus und zerstörte ihnen ihr Ideal; sie wußten, in ihrem Sinne ganz konsequent, der Heeresreform nur entgegenzusetzen „allmähliche Verwandlung und wenigstens teilweisen Ersatz des stehenden Heeres durch ein wahres Volksheer"; in seinen Hoffnungen auf Preußen doppelt durch den Verfassungskonflikt enttäuscht, erklärte der Ausschuß des Nationalvereins im Mai 1863: „wenn aber diejenigen, die jetzt an der Spitze des preußischen Staates, vom eigenen Volke verurteilt, am Ruin der preußischen Staatsmacht arbeiten, vollends nach der Leitung Deutschlands greifen wollten, so würden sie in der ersten Reihe der Kämpfer gegen eine solche Vermessenheit dem Nationalverein begegnen". Bei dem liberalen Reformprojekte Franz Josephs im Herst 1863 und im Verlauf der schleswig-holsteinischen Frage trieb das schwankende Schifflein immer rettungsloser auf den Strand: die als Gegenstück des Nationalvereins angebahnte Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins durch Lassalle (über dieses Verhältnis erfahren wir aus dem Buche von Schw. nichts), der von vornherein auch der Bismarck'schen Politik ein viel reiferes Verständnis entgegenbrachte, blieb als Keim gewaltiger Expansion bestehen, als der Nationalverein sanft entschlummert war, und die meisten seiner Führer vor dem Werke Bismarcks kapitulierten.

Hermann Oncken.

Künstlerischer Wandschmuck. Farbige Künstlersteinzeichnungen von Bantzer, Biese, Fikentscher, W. Georgi, Fr. Hoch, Kallmorgen, Kampf, W. Steinhausen, Hans Thoma, v. Volkmann u. A. Ohne Rand 100 × 70 à 6 Mk., 75 × 55 à 3—5 Mk., 60 × 50 à 3 Mk. **Kleine Wandbilder für das deutsche Haus.** Farbige Künstlersteinzeichnungen von Biese, H. Daur, Kampmann, v. Volkmann u. A. 41 × 30 cm ohne Rand à 2,50 Mk. Verlag von B. G. Teubner u. R. Voigtländer, Leipzig 1902.

Nur mit ein paar warm empfehlenden Worten sei auf dieses neue und eigenartige Unternehmen aufmerksam gemacht, weil es unseres Erachtens geeignet ist, eine förmliche Revolution an unsern Wänden hervorzurufen. Die Verleger machen hier den Versuch, statt Nachbildungen Originale in unsere Häuser zu bringen, und zwar zu einem Preise, der bisher unerhört war. Die Künstler zeichnen ihre Bilder selbst auf den Stein und überwachen die Druckherstellung bis ins Einzelste, so daß die Bilder, von denen übrigens auch Vorzugsdrucke zu 50—60 Mk. verkauft werden, sozusagen Originale sind. Die verschiedenen Formate sind auf verschieden große Räume bemessen; doch wird auch das größte Format noch in die Stube des bürgerlichen deutschen Hauses passen, in kleinere, intimere Räume die kleinern Formate, jedenfalls die „kleinen Wandbilder". Schon daß mit dem weißen Rand gebrochen wird, ist etwas Neues und Gutes, wenn auch das Auge sich erst daran gewöhnen muß, nachdem es so lange an Bilder mit zwei Rahmen, dem weißen Rand und dem Holzrahmen, gewöhnt worden ist; und an die Wand gehört Farbe, nicht schwarz und weiß.

Die meisten Bilder sind Landschaftsbilder, und von diesen sind wieder die meisten dem deutschen Lande entnommen, wie es recht 'und billig ist. Zwar sind auch einige, und nicht die schlechtesten, aus fremden Ländern, wie Kallmorgens „Spitzbergen", Franz Hochs „Südliches Meer" und Max Romans „Römische Campagna", aber die überwiegende Anzahl nimmt den Stoff aus deutschen Gauen: vom Schwarzwald und Rhein, vom Nordmeer und den Alpen, vom deutschen Wald und Feld. Man schaue sich einmal v. Volkmanns „Wogendes Kornfeld" oder seinen „Rhein bei Bingen" an, oder W. Conzs „Schwarzwaldtanne", Kampmanns „Mondaufgang" oder C. Bieses „Hünengrab", ein Blatt so herrlich wie das andere — man kann sich nicht satt daran sehen. Oder auch, für Kinderstuben und Schulen besonders geeignet, die drei Dorfbilder: Georgis schwäbisches Dorf, Kallmorgens niederdeutscher und Haueisens pfälziischer Hof. Aber auch deutsches Leben kommt zu Darstellung; vor alle zu nennen ist W. Georgis „Pflügender Bauer" und Bantzers „Abendmahl in einer hessischen Dorfkirche". In die deutsche Vergangenheit führt bis jetzt bloß eins, aber in ausgezeichneter Weise: A. Kampfs „Einsegnung von Freiwilligen 1813". Auch religiöse Bilder sind erschienen: Thomas Sinkender Petrus, eine heilige Nacht von Kuithan und drei Christusbilder von W. Steinhausen: ein lehrender, ein gekreuzigter und auferstandener Christus. Gerade über diese Bilder wär viel zu sagen, insbesondere über die von Steinhausen, dessen Eigenart hier in ganz wundersamer Weise zum Ausdruck kommt. Aber man kann durch Beschreibung keine richtige Vorstellung davon machen, man muß sie sehen und sich in sie vertiefen. Das ist freilich auch bei den meisten andern notwendig, will man ihren Wert richtig erkennen. Aber ein Bild, das wir jeden Tag an unserer Wand schauen, darf sozusagen nicht bloß ein Augenblicksbild sein; es muß mehr dahinter stecken, als beim ersten flüchtigen Beschauen daraus herausschaut, sonst gehen wir bald achtlos daran vorüber. Und das ist fast bei allen Bildern dieser Sammlung, auch bei den kleinen Wandbildern der Fall, die zum größten Teil von einer entzückenden Feinheit und bei aller Einfachheit nachhaltiger Wirkung sind. Alles Nähere über dieses Unternehmen, auch über Rahmen, Wechselrahmen, die Vergünstigungen für die Mitglieder der „Vereinigung für Künstler-Steinzeichnungen" ist aus einem kleinen Heftchen mit den Clichees sämtlicher Bilder zu ersehen, das die Verlangshandlungen an Jedermann umsonst abgeben. Wo es möglich ist, die Bilder selbst in einer Buch- oder Kunsthandlung zu sehen, möge man es ja nicht versäumen: man wird nur bedauern, nicht Wände genug zu haben, um diejenigen Bilder aufzuhängen, die einem das Herz abgewonnen haben.

Wimpfen. Richard Weitbrecht.

Kuno Fischer, G. W. Leibniz' Leben, Werke und Lehre. Band III der Geschichte der neueren Philosophie. 4. Aufl. 1902. 728 S. Heidelberg, Carl Winter.

Wir haben bereits im 1. Jahrgang dieser Zeitschrift Fischers Hegel zur Anzeige gebracht; heute weisen wir auf seinen „Leibniz". Dieses den 3. Band der Jubiläumsausgabe bildende Werk des großen Gelehrten beginnt mit einer Darstellung von Leibniz' Leben. Fischer übersieht dabei weder die Vorzüge noch die Schwächen und Kleinheiten des Philosophen. Die letzteren werden mit feinem Takte aus der Gesamtpersönlichkeit erklärt. Es verleiht der Darstellung dabei einen besonderen Reiz, daß der Charakter des Mannes und seine Entwicklung stets in Beziehung zu seiner Zeit und ihren Verhältnissen geschildert wird. Fischer kommt daher auch nicht zu dem wegwerfenden Urteil, das Dühring in seiner kritischen Geschichte der Philosophie über Leibniz fällt. In klarer Weise werden darauf die Beziehungen aufgedeckt, welche zwischen Leben und Lehre des Philosophen bestehen. Fischer führt hier den Leser in die Sache selbst hinein, beleuchtet dieselbe möglichst vielseitig und zwingt ihn zu persönlicher Stellungnahme. Diese objektive Art ist es u. E. nicht zum wenigsten, welche seinem Werke seine Beliebtheit verschafft hat. Überzeugend wird nachgewiesen, inwiefern die Leibnizsche Philosophie einen Markstein in der Geschichte dieser Wissenschaft bildet, wie weit sie einen Fortschritt zu den früheren Systemen darstellt und welche Probleme sie offen läßt. Bei der Vorführung der Lehre geht F. von den Beziehungen zwischen der vorhergehenden und der Leibnizschen Philosophie aus, sucht darauf die Grundfrage der letzteren auf und kommt dann zu einer eingehenden Erörterung des Begriffs der Monade, der ihrer grundlegenden Bedeutung entsprechend besondere Sorgfalt gewidmet ist. Die Monade wird betrachtet als Prinzip der Materie und Form, als Einheit von Seele und Körper, als Entwicklung, Vorstellung und Mikrokosmus. Sodann folgen alle Gedanken des Philosophen über Wesen und Natur des Menschen, über Psychologie, Ästhetik, Logik, Ethik, Kunst und Religion und endlich über die Theorie. An diese Betrachtung schließt sich diejenige der bedeutenden Erscheinungen auf philosophischem Gebiet bis Kant. Beachtenswert ist hier besonders die Darstellung und Beurteilung der Aufklärung mit ihrem Höhepunkt in Lessing. Jeder Verehrer dieses Dichterphilosophen sollte diese Erörterung lesen. — Wir sind überzeugt, daß auch dieser Band die gebührende Würdigung und verdiente Anerkennung finden wird; Fischers Name bietet dafür genügende Garantie.

Fermersleben. Otto Siebert.

Die Entstehung der Erde und des Irdischen von Dr. **W. Meyer.** Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Gleichzeitig mit dem neuen Buche „Der Untergang der Erde und die kosmischen Katastrophen" erschien das ältere „Die Entstehung der Erde ꝛc." in neuer, 4. Auflage. In diesen beiden Werken, die sich harmonisch ergänzen, will der Autor den Kreislauf der Weltentwicklung auf Grund der Ergebnisse der einschlägigen Naturwissenschaften darstellen. Sie bilden gewissermaßen sein Wissens- und Glaubensbekenntnis. In dem hier zu besprechenden Werke gewährt die historische Geologie vielfach eine sichere Grundlage, so daß des Hypothetischen sich etwas weniger als im II. Buche findet. In den ersten Kapiteln wird mit den landläufigen Vorstellungen vom flüssigen Erdinnern und der festen Erdkruste gebrochen, worin sich der Autor in Übereinstimmung mit den Lehren der heutigen Geologie befindet. Der Falb'schen Theorie, soweit sie das Erdinnere betrifft, wird dadurch der Boden unter den Füßen weggezogen. Weniger Anklang dürfte die Annahme finden, daß durch die, wie nachgewiesen wird, allmählich verlangsamte Rotation der Erde, die Abplattung zurückgehen müsse; also mit andern Worten, die Aufwulstung am Äquator müßte zur Ausgleichung polwärts wandern und dadurch wesentlich zur Entstehung der Gebirge beitragen, vielleicht den wichtigsten Faktor bilden. Derartige Gebirge müßten

doch wohl hauptsächlich parallel den Breitengraden lagern, die Richtung der Anden spricht nicht dafür. Auch die ferner daran geknüpfte Vorstellung, daß der Meeresgrund am Äquator in beständigem Niedersinken, an den Polen dagegen, im Aufsteigen begriffen sei, ist kaum aufrecht zu erhalten. Nicht nur Nansen lotete unerwartet große Tiefen, wie schon Meyer selbst anführt, auch die Valdivia-Expedition fand in 60° südl. Breite ausgedehnte Mulden von 5500 m Tiefe und die räumlich jedenfalls größte Tiefe der Erde, die Tuscarora-Tiefe, liegt zwischen 40—50° nördl. Breite. Daß Meyer noch fest an dem vom englischen Naturforscher Sclater aufgestellten Kontinent Lemuria festhält, nimmt einigermaßen Wunder. Dieser versunkene Kontinent diente bekanntlich dazu, um die so schmerzlich empfundene Lücke zwischen Mensch und Affe auszufüllen, dort sollte das langersehnte Bindeglied sich entwickelt haben. Nachdem der Kontinent seine Schuldigkeit getan, versank er in den Fluten des indischen Ozeans, doch nicht so rasch, um nicht dem Vorläufer des Menschen zu gestatten, sich auf die umliegenden Länder zu retten. In frühtertiären Schichten Europas wie Nordamerikas sind jetzt zahlreiche fossile Halbaffen gefunden worden, wir bedürfen dieser Theorie also nicht mehr; die unzweifelhafte Verwandtschaft der Flora und Fauna Madagaskars mit der malayischen Inselwelt läßt sich durch Wanderungen über Indien und die zwischenliegenden Inselgruppen befriedigend erklären, gegen einen ehemaligen Kontinent sprechen auch die großen Tiefen des Indischen Ozeans. Die Entstehung der Eiszeit wird auf die Exzentrizität der Erdbahn und auf Schwankungen der Erdachse zurückgeführt und in der Gegenwart gewissermaßen eine Eiszeit der Südhalbkugel konstruiert, letztere Annahme geht doch wohl etwas zu weit und wird durch die Tatsachen nicht genügend unterstützt. Feuerland liegt durchaus nicht in der Breite von Neapel (S. 212) und Neuseelands Wintertemperaturen entsprachen genau denen von Unteritalien. Es sind nur die kühlen Sommer, die den Unterschied bewirken, wir haben es hier mit einem ausgesprochenen Seeklima zu tun. Bei dem weitschichtigen Material, welches der Autor aus allen Disziplinen herbeischafft, um seine Theorien zu begründen, muß er sich naturgemäß auf Andere stützen, so schöpft er vielfach aus „Erdgeschichte von Neumayr“ und „der Mensch von Ranke.“ In dem Kapitel Entstehung des Lebens, das wohl Jedermann interessieren wird, spricht M. die Überzeugung aus, daß die Übertragung des Lebens von Planet zu Planet geschehen sei, nur so sei die reiche Lebensentfaltung, die sich im Silur in der Form von Trilobiten, Urkrebse, die sofort in großer Individuenanzahl auftreten, erklärlich. Wir müssen uns nach M. Ansicht über den mittelalterlichen geozentrischen Standpunkt, daß das Leben auf der Erde entstanden sei, hinwegsetzen und uns gewöhnen, die Erde als eine kleine Insel zu betrachten, die von einem ätherischen Meere umflossen ist, dessen Wellen jenseits an die Ufer verwandter Welten schlagen. Wie dem auch sei, der Hinweis auf das Saatkorn, das in den ägyptischen Pyramiden Jahrtausende seine Keimkraft bewahrt habe, ist nicht zulässig, denn es handelte sich hier um einen plumpen Betrug der Eingeborenen, unsere Getreidesaaten verlieren die Keimkraft nach höchstens 10 Jahren. — Der Raum gestattet es hier nicht, den reichen Inhalt des Meyerschen Werkes noch weiter zu verfolgen. Ob Gegner oder Anhänger der Darwinschen Lehre, deren konsequente Weiterführung auf kosmische Verhältnisse M. vertritt, keiner wird das Buch ohne Anregung und Stoff zum Nachdenken aus der Hand legen und so sei die Lektüre des Buches warm empfohlen. P. Kr.

Australien, Ozeanien und Polarländer. Zweite Auflage. Von Prof. Dr. **Wilhelm Sievers** und Prof. Dr. **Willy Kükenthal.** Mit 198 Abbildungen im Text, 14 Karten und 24 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. („Allgemeine Länderkunde“, II. Teil.) In Halbleder gebunden 17 M. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

In Ozeanien hat sich mit Samoa und Mikronesien eine für uns Deutsche besonders wichtige Verschiebung des Besitzstandes vollzogen, und die Einverleibung von Hawaii in die Vereinigten Staaten von Amerika mußte diesen Inseln das Interesse in erhöhter Weise zuwenden. Nach der „Erforschungsgeschichte", welche die Einleitung bildet, folgt eine „Allgemeine Übersicht", der sich eine Behandlung der Einzelgebiete nach Bodengestalt und Gewässer, Klima, Pflanzenwelt, Tierwelt und auch nach politischen oder wirtschaftlichen Gesichtspunkten anschließt. Der Hauptteil des Buches, nämlich Australien und Ozeanien, ist von Prof. Dr. W. Sievers bearbeitet, die Darstellung der Polarländer von dem rühmlichst bekannten Breslauer Zoologen Willy Kükenthal. Auch hier werden die beiden gegebenen Hauptabschnitte, Arktis und Antarktis, wieder in natürliche Gruppen gegliedert. Ein Gesamtbild aller Polarländer erscheint besonders erwünscht, während unsere Südpolarexpedition in den hohen antarktischen Breiten verweilt. Die äußere Ausstattung entspricht allen denkbaren Anforderungen. Das Illustrationsmaterial zeigt eine überraschende Fülle neuer Abbildungen, und die Karten entsprechen dem heutigen Stande der Forschungen. Kr.

Lewes, Goethes Frauengestalten, geh. M. 5.—, geb. M. 6.—, Halbfr. M. 7.—. Verlag von Karl Krabbe, Stuttgart.

Ein besonders der deutschen Frauenwelt längst als vorzüglich bekanntes Buch, das in neuer reizvoller Ausstattung erschien, möchten wir bei dieser Gelegenheit wieder in Erinnerung bringen. Wer Goethes Leben recht verstehen will, muß sich die vielen Frauengestalten auch vor Augen führen, die es reich verschönten und belebten, und deren seelenvolles Andenken in Goethes Werken uns lebendig erhalten ist. Lewes besaß eine feine keusche Phantasie, die ihn zu dieser Darstellung in seltener Weise befähigte. Es liegt nach unserem Dafürhalten in diesem Buche mehr plastische Gestaltungsgabe, als in dem gleichbetitelten Werke von Adolf Stahr.

Herm. v. Blomberg.

1. **Goethes Briefe.** Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von **Eduard von der Hellen.** Zweiter Band (1780—1788). Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf. Geb. 1 M.

2. **Goethe-Briefe.** Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von **Philipp Stein.** Band II: **Weimarer Sturm und Drang** 1775—1783. Mit G.'s Bildnis aus dem Jahre 1776, nach dem Gemälde von G. M. Krauß gestochen von Chodowiecki. Berlin, 1902, Otto Elsner. Geh. 3 M.

Auf die ersten Bände dieser höchst beachtenswerten Darstellungen von Goethes Leben in seinen Briefen habe ich schon im 10. Heft des ersten Jahrgangs dieser Monatsschrift hingewiesen. In den nun vorliegenden zweiten Bänden konnte die Absicht, eine Biographie zu geben, noch besser verwirklicht werden, da die Briefe des Dichters mit fortschreitendem Lebensalter eine immer lückenloser werdende Reihe bilden. Von der Hellens zweiter Band reicht von Anfang des Jahres 1780 bis zur Rückkehr von der italienischen Reise, Philipp Stein beginnt mit den ersten Tagen des Weimarer Lebens und Treibens und schließt diese Sturm- und Drangzeit mit dem Ende des Jahres 1783. Die Frage: wie weit reicht Goethes Jugend? wird ja von den Goethekennern verschieden beantwortet. Goethe selbst schließt die Erzählung seiner Jugend in „Dichtung und Wahrheit" mit der Übersiedelung nach Weimar (1775), ihm folgten viele und nun auch Stein in dieser Begrenzung. Andere aber wollten in jener Übersiedelung nur einen Wechsel des Wohnorts, keinen Stimmungswechsel sehen. Hirzel und Bernays zogen deshalb zu ihrem „jungen Goethe" das erste Weimarer Jahr noch hinzu (bis Ende 1776), während neuerdings Richard Weißenfels um die Wende des Jahres 1779 auf 1780 das Bewußtsein einer beginnenden neuen Epoche

in Goethes Selbstzeugnissen feststellen wollte; ihm ist von der Hellen gefolgt. Doch werden wohl auch buchhändlerische Gründe für die verschiedenen Einteilungen der beiden Herausgeber bestimmend gewesen sein. Weitere Unterschiede sind früher schon berührt worden; der höhere Preis der Stein-Elsnerschen Ausgabe erklärt sich durch die reichere Ausstattung des auf acht Bände berechneten Werkes. Biographisch verbindende oder erläuternde Anmerkungen enthält auch die sehr würdige und preiswerte Cotta-von der Hellensche Ausgabe; die andere aber verbindet die Briefe, aus denen oft nur Stücke von besonderem psychologischen Interesse ausgewählt sind, durch einen besonderen Text: jedem Orts- und Zeitabschnitte werden über- und einleitende Bemerkungen über Personen und Zeitverhältnisse vorausgeschickt, zur Ergänzung der Briefe sind vielfach zeitgenössische Korrespondenzen und Parallelstellen aus Goethes Tagebüchern herangezogen, und schließlich bringt Stein außer dem Adressatenverzeichnis, das auch die erste Sammlung hat, noch ein solches der Brieforte, ein Register von Goethes Schriften und von den in den Briefen vorkommenden Personen und Örtlichkeiten. Wertvoll in ihrer Art ist jede der Sammlungen: jedenfalls ist Jedem nach Maßgabe seines Geldbeutels Gelegenheit gegeben, eines der köstlichsten Werke der Weltliteratur seiner Bücherei einzuverleiben. Karl Berger.

Lewes: Shakespeare's Frauengestalten. Verlag Karl Krabbe, Stuttgart. Geh. M. 5, geb. M. 6, Halbfranzband M. 7.

Der freisinnige Engländer Lewes ist bekanntlich auch den Schöpfungen des genialsten Britten nachgegangen und hat uns die Fülle seiner Frauengestalten in lebensvoller Untersuchung und Charakterschilderung vorgeführt. Das Buch bietet dabei in vielfacher Beziehung eine gewisse Grundlage für Genuß und Verständnis der Shakespearischen Dichtungen; es schildert die Zustände und Stimmungen, aus denen ein Dichter wie Shakespeare hervorgehen konnte; es gibt die Linie der dramatischen Entwicklung der Vorzeit Shakespeares an, und führt uns vor, was wir von den Lebensschicksalen des Dichters wissen. Nach diesen Eingang geht der Verfasser zur Behandlung seines eigentlichen Themas über, dessen ästhetischen Beurteilungen wir stets mit Genuß folgen. Herm. v. Blomberg.

Der Shakespeare-Dichter. Wer war's? Und Wie sah er aus? Eine Überschau alles Wesentlichen der Bacon-Shakespeare-Forschung, ihrer Freunde und ihrer Gegnerschaft. Von **Edwin Bormann.** Mit 40 Porträt-Tafeln und 4 Text-Bildern. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag 1902. Preis geb. M. 5.—.

In einer objektiven Darstellung der ganzen Shakespeare-Bacon-Streitfrage, die wir in einer der nächsten Nummern unserer Monatsschrift zu bringen gedenken, werden wir auch auf diese neueste Publikation Bormanns zurückkommen. Für heute wollen wir nur auf die 40 interessanten Porträt-Tafeln des vorliegenden Werkes als auf eine für Freund und Feind der Bacontheorie gleich wertvolle Gabe aufmerksam machen. Georg Bötticher.

G. H. Lewes: Goethes Leben und Werke. Autorisierte Übersetzung von Dr. Jul. Freser. Geheftet Mk. 5, geb. 6 Mk., Halbfranzband 7 Mk. Verlag von Karl Krabbe, Stuttgart.

Seit im Dezember 1856 das obige Werk zuerst in deutscher Sprache erschien, hat sich die Zahl der Goetheschriften die sich an das große Publikum wenden, ins Unübersehbare vermehrt. Trotzdem, und wir dürfen dies als ein erfreuliches Zeichen für die Teilnahme unseres Volkes ansprechen, erscheint Lewes lebensvolles biographisches Werk immer wieder in neuen Auflagen, deren neueste dem Publikum von dem Verlage in einer ausnehmend geschmackvollen Ausstattung übergeben wird, die es auch im Äußeren zu einer Zierde für jede Büchersammlung macht. Lewes selber hat für sein Lebensbild als Motto Jung-Stillings feines Wort über den großen

Weimaraner gewählt: „Goethes Herz, das nur wenige kannten, war so groß, wie sein Verstand, den alle kannten". Die für die Zeit seines ersten Erscheinens noch so schwer lösbare Aufgabe, uns Goethes Wesen menschlich nahe zu bringen, hat Lewes bekanntlich in kaum wieder erreichter Weise gelöst. Professor Ludwig Geiger hat eine genaue Textrevision besorgt und mancherlei Dinge richtig gestellt, um deretwillen Lewes von deutschen Literarhistorikern bekanntlich hart angegriffen worden ist. Die schöne Biographie hat an exakten Details gewonnen, und doch nichts von dem eingebüßt, was sie der Wahrheit so teuer macht. H. v. Blomberg.

Geschichte der Kolonisation Afrikas durch fremde Rassen. Von **Sir Harry Johnston,** K. C. B. (Verfasser von „Britisch Zentralafrika" u. s. w.). Aus dem Englischen übersetzt von **Max von Halfern,** Kapitän zur See a. D. Gr. 8° geheftet M. 7.—, fein Leinwandband M. 8.—. Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Sir H. Johnston hat es wohl als Erster unternommen, den Verlauf des Eindringens und der Niederlassung fremder Rassen in Afrika vom Altertum bis auf die neueste Zeit in kurzer übersichtlicher Weise zusammenzustellen. Er war lange Jahre als Forscher und als britischer Beamter in diesem Erdteil tätig und ist auf wissenschaftlichem Gebiete durch verschiedene Werke über Afrika hervorgetreten. Über die Vorgänge der neuesten Zeit, welche besonders eingehend behandelt werden, stand ihm in den Archiven des britischen Auswärtigen Amtes reichhaltigstes Material zu Gebote, welches in gleicher Vollständigkeit schwerlich anderswo eingehender wiedergegeben ist. Die von Kapitän zur See v. Halfern ausgeführte Übersetzung hält sich durchaus an den englischen Text und gibt die geographischen Namen nach der neuesten Ausgabe des Stielerschen Atlas wieder. Eine Stielersche Karte von Afrika ist dem Buche beigefügt.

Berichtigung.

Im Dezemberheft dieser Zeitschrift hat Herr Busse in seinem Literaturberichte auch meines Königsromanes „Majestät" gedacht und mit Empörung meine Stellung zu der bekannten Geibel-Affäre in München kritisiert. Herr Busse zitiert seine Quelle in der Meinung, mir eine Neuigkeit zu sagen und erwartet in feierlicher Apostrophierung meiner Wenigkeit, daß ich in den folgenden Auflagen des Romans die notwendige Korrektur vornehme. Herr Busse ist im Irrtum. Ich kannte seine Quelle so gut wie er sie kennt. Ich besaß aber noch andere Informationen, die Herr Busse nicht besitzen kann. Mein Gewissen gebietet mir keine Korrektur: mein Buch bleibt unverändert. Michael Georg Conrad.

* * *

Erwiderung.

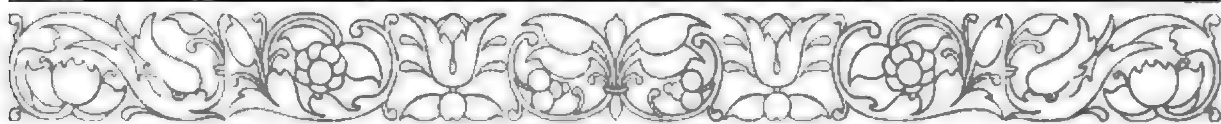
Herr Conrad hat den Dichter Emanuel Geibel einer Charakterlosigkeit geziehen. Geibel ist tot und kann sich nicht verteidigen.

Wer öffentlich gegen einen Toten Beschuldigungen erhebt, hat die Pflicht, sie auch öffentlich zu beweisen.

Ich selbst habe meine für Geibel zeugende Quelle sofort genannt. Herr Conrad dagegen hat es weder in seinem Roman noch in seiner Berichtigung für notwendig erachtet, Beweise für seine Anschuldigung zu erbringen.

So lange das nicht geschieht, bedarf meine Besprechung keiner Korrektur: sie bleibt unverändert. Dr. Carl Busse.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.



Bücher-Anzeigen.

Das Waltharilied, ein Heldensang aus dem 10. Jahrhundert, im Versmaße der Urschrift übersetzt und erläutert von **Hermann Althof.** Größere Ausgabe mit authentischen Abbildungen. VI u. 226 S. gr. 8°. Preis brosch. M. 4.50; geb. M. 5.50. **(Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.)**

Von den Dichtungen unseres Altertums, die mittelhochdeutschen eingeschlossen, ist nach **R. Kögels** Urteil der **Waltharius** die einzige, die heute noch wirklich populär ist. Tausende erfreuen sich daran, denen selbst Werke wie das Nibelungenlied kein aufrichtiges Interesse abgewinnen können. So ist es denn erklärlich, daß zahlreiche Übersetzer (wie **G. Schwab, K. Simrock, V. v. Scheffel**) sich die Aufgabe gestellt haben, weiteren Kreisen das Verständnis der herrlichen Dichtung zu eröffnen. Über die an eine Waltharius-Übersetzung zu stellenden Ansprüche urteilt **W. Golther** in der Deutschen Literaturzeitung, 1902, Nr. 22: „Je mehr die Erkenntnis durchdringt, daß das Lied in Form und Inhalt Ekkehards Eigentum ist, desto mehr muß die Übersetzung der Vorlage folgen. **Althofs** Übertragung („Sammlung Göschen" Nr. 46, 2. Aufl. 1900) taugt am besten, dem Laien eine Vorstellung vom Waltharius zu geben."

Während die gen. Ausgabe der Althof'schen Verdeutschung besonders den Zwecken der Schule dienen will, ist die neue Bearbeitung dazu bestimmt, eine eingehendere Kenntnis des Liedes und der Sage von Walther und Hildegunde zu vermitteln. Nachdem der Verf. zunächst die deutsche Volkspoesie im frühen Mittelalter und das Verhältnis der Geistlichkeit zu derselben einer Betrachtung unterzogen hat, führt er uns nach der Wiege des W.-L., der ehrwürdigen Abtei St. Gallen, und schildert deren Bedeutung für die Literatur, S. 1—19. Das folgende Kapitel, S. 20—60, beschäftigt sich mit der Person des Dichters, sowie mit der literarischen und ästhetischen Bedeutung seines Werkes. S. 61—109 enthalten Geralds Widmung und die hexametrische Übersetzung des W.-L in 12 Abenteuern, der S. 110—160 ausführliche Erläuterungen folgen, die besonders über die bei der Lektüre des Epos in Frage kommenden deutschen Altertümer mannigfacher Art belehren. Sodann wird S. 161—207 die weitere Verbreitung und Bearbeitung der Walthersage behandelt und das Verhältnis Ekkehards zu seiner Vorlage erörtert, worauf S. 208—222 dem Leser in Wort und Bild der Schauplatz der Kämpfe Walthers im Wasgenwalde vor Augen geführt wird. Den Schluß bildet die Schilderung eines Gastmahles am Hofe Attilas nach dem Berichte des Byzantiners Priscus, ein Gegenstück zu V. 287 fg. des W.-L. Die authentischen Abbildungen stellen die 1. Seite einer Walthariushandschrift, das Kloster St. Gallen, den Wasgenstein und Umgebung in Bildern und einer Landkarte, sowie die merkwürdigen alten Siegel und Wappen der Wasgensteiner dar.

Inhalt und Ausstattung machen das Buch besonders als Geschenk für Freunde der deutschen Literatur und als Prämie für reifere Schüler geeignet.

W. v. Massow: Die Polennot im deutschen Osten. **(Berlin, Alexander Duncker Verlag, 1903.)**

Das Buch behandelt in ausführlicher Weise — es umfaßt 27 Bogen — die Verhältnisse in den Ostmarken. Der Verfasser schildert im ersten Teil des Buches den Untergang des Polenreichs, das polnische Volk unter preußischer Herrschaft, die polnischen Parteien, ihre Hoffnungen und die polnische Propaganda. Er verbreitet sich über das Verhältnis der Polen zu den Deutschen, die wirtschaftlichen und kulturellen Gegensätze und die kirchlichen Verhältnisse. Im zweiten Teil bespricht der Verfasser die Maßregeln zur Abwehr der polnischen Gefahr, die all-

gemeinen Grundsätze, die für die Polenpolitik maßgebend sein müssen, die Wege und Ziele dieser Politik, die Organisation des Deutschtums und das Verhältnis der Beamten und des Militärs zu den Polen; er spricht sich eingehend aus über die wirtschaftlichen Maßregeln gegen das Polentum, insbesondere über die kulturelle Hebung des Ostens, die Industrialisierung der Ostmarken und die Ansiedlung. Endlich wird auch die Sprachenpolitik einer umfassenden Erörterung unterzogen, der Verfasser erörtert die Stellung der polnischen Sprache im Verkehr und im öffentlichen Leben und behandelt insbesondere die polnische Sprache bei der Volkserziehung.

Das Buch schließt mit den denkwürdigen Worten des Kaisers aus seiner Rede vom 4. September 1902:

> „Ich bin es der Arbeit meiner Vorfahren schuldig, dafür zu sorgen, daß diese Provinz unauflöslich mit der preußischen Monarchie verknüpft, daß sie gut preußisch und gut deutsch bleibt." —

Das Buch ist offenbar das Ergebnis eines jahrelangen Studiums, es ergibt sich das aus der Sachkenntnis, mit der der Verfasser alle in Betracht kommenden Fragen behandelt. Sehr rühmlich ist die Ruhe und Mäßigung, die der Verfasser bei allen seinen Ausführungen bewahrt, obwohl er durchaus auf deutschem Standpunkt steht.

Wir können Allen, die sich für die Polenpolitik interessieren, das Buch angelegentlichst empfehlen und behalten uns vor, über Einzelheiten noch bei einer näheren Besprechung zurückzukommen.

Tafel literarischer Neuerscheinungen.

Besprechung der eingesandten Bücher wird vorbehalten. — Rücksendung derselben erfolgt nicht.

Adlersfeld-Ballestrem, E. von, Kaiserin Augusta. Ein Lebensbild. 318 S. Berlin, G. Grote. geb. M. 10.—.

Arens, Bernard, Licht und Schatten. Erzählungen 235 S. Stuttgart, Roth.

Basch, Victor, la poétique de Schiller. 298 S. Paris, Félix Alcan.

Behnisch-Kappstein, Anna, Wanderkameraden. Gedichte. 100 S. Eisenach, Thüring. Verlagsanstalt. br. M. 1.—.

Bernhardt, Otto Carl, Don Juan. 199 S. Berlin, E. Hofmann & Co. broch. M. 2.50.

Chun, Carl, Aus den Tiefen des Weltmeeres. Lief. 8/9 und 10/11. Jena, Gustav Fischer.

Clemenz, Bruno, Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht in Deutschland. 47 S. Donauwörth, Auer.

Danckelmann, Eberhard, Frhr. **von,** Alexander. Schauspiel in 5 Akten. 127 S. Gr. Lichterfelde. Gebels Verlag. broch. M. 1.50.

Danckelmann, Eberhard Frh. **von,** Charles Batteur. Sein Leben und sein ästhetisches Lehrgebäude. 149 S. Gr. Lichterfelde, B. Gebels Verl. br. M. 2.40.

Dennert, Dr. phil. E., Vom Sterbelager des Darwinismus. 83 S. Stuttgart, Max Kielmann. br. M. 1.50.

Dove, K. Aus zwei Weltteilen. Dichtungen. 127 S. Heidelberg, Verlagsanstalt. br. M. 2.—.

Eckart, Rudolf, Deutsche Frauenbilder im Siegel der Dichtung. 251 S. Stuttgart, Max Kielmann. geb. M. 4.—.

Emerson, R. W., Vertreter der Menschheit. 244 S. Leipzig, Eugen Diederichs. br. M. 3.—, geb. M. 4.—

Kallusky, Martha, Phönix. Eine Dichtung. 81 S. Belzig, R. Winklers Selbstverl. br. M. 0.75.

Kallusky, Martha, Schnee und Blüten, Novellen. 251 S. Belzig, R. Winklers Selbstverlag. br. M. 1.—.

Kallusky-Winkler, Martha, Unkraut, Gedichte... 66 S. Belzig, Rich. Winkler. broch. M. 0.75.

Kallusky, Martha, Harzfahrt, Dichtung. 51 S. Belzig, R. Winklers Selbstverl. geb. M. 1.—.

Karding, Ernst, Straflose vorsätzl. Körperverletzungen bei Bewegungsspielen. 73 S. Freiburg, Trömer.

Kayser, Dr. B. **von,** Unterm südlichen Kreuz. Zu Wasser und zu Lande von Rio de Janeiro bis Feuerland 1899/1900. 74 S. Braunschweig, George Westermann.

Keußler, Gerhard **von,** Die Grenzen der Ästhetik. 165 S. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. br. M. 3.—.

Koenigsberger, Leo, Hermann von Helmholtz. Bd. I. Mit 3 Bildnissen. 375 S. Braunschweig, Vieweg & Sohn. br. M. 8.—.

Koeppel, Emil, Byron. (Geisteshelden Bd.: 44). 260 S. Ernst Hofmann & Co. Berlin. br. M. 3.60.

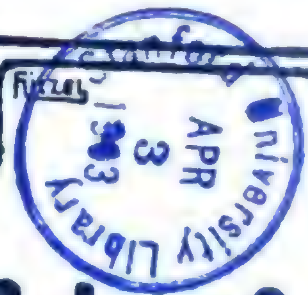
Laßwitz, Kurd, Nie und immer. Neun Märchen. Mit Buchschmuck von H. Vogeler. 336 S. Leipzig, Eugen Diederichs.

Maß, Konrad, Das Haus Stavenhagen. Erz. a. Pommerns Vergangenheit. 204 S. Stettin, Saunier.

Messer, Max, Die moderne Seele. 134 S. Leipzig, H. Seemann Nachf. br. M. 2.50.

Milow, Stephan, Fallende Blätter. Neue Gedichte. 228 S. Kassel, Weiß. br. M. 2.20, geb. M. 3.20.

Druck von A. Hopfer in Burg.



Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON

JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

II. Jahrgang. März 1903. Heft 6.

Jahrgang 1902/3. Märzheft.

Inhalt:

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang.

Abonnementspreis

vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25)

Einzelne Hefte M. 2.—.

Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1903 No. 1980) oder vom Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Hier weht nicht der Geist des Weltbürgertums, sondern vor allem ein echt nationaler, nicht der Geist einer wissenschaftlichen oder literarischen oder politischen Koterie, sondern ein von Vielseitigkeit und Gediegenheit getragener Geist, und ferner nicht modern angekränkelte Blasiertheit, sondern Schaffens- und Lebensfreudigkeit, nicht Materialismus, sondern Idealismus; hier waltet auch nicht in Pointen und Antithesen geistreichelnde Manier, sondern ein edler gesunder Stil. Über allem aber steht leuchtend und wärmend die Sonne eines kräftigen gesunden Deutschtums; möchte sie in recht viele deutsche Häuser hineinstrahlen.

Coblenzer Zeitung. **Alfred Biese.**

Inhalt des Aprilheftes.

(Notgedrungene Änderungen vorbehalten.)

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte.

Erzählungen, Novellen, Dichtungen:

Dichtungen von **Emil Prinz von Schönaich-Carolath, Carmen Sylva, Johannes Trojan, Wilh. Nippold, Rudolf Krauss, Paul Warncke, F. Philippi, Borries Freiherr von Münchhausen.**

Literatur:

Fritz Lienhard: Jean Pauls Reichtum.
Otto von Leixner: Tolstoi und das Deutschtum.
Adolf Stern: Über poetischen Eclecticismus.
Friedr. Wilh. Franz Nippold-Jena: Darf man von einem werdenden Christuslied in der außerkirchlichen Kultur reden?
Georg Bötticher: Die Shakespeare-Bacon-Frage.
Wolfgang Kirchbach: Goethestudien.
Fritz Lienhard: Carlyles Welt- und Lebensanschauung.

Kunst und Musik:

Paul Schultze-Naumburg: Was verdanken wir der neueren Kunstbewegung?
Baurat **Otto March**: Unsere Wohnung.
Freiherr Hans von Wolzogen: Zum 90. Geburtstage Richard Wagners.
Victor Blüthgen: Unser Opernwesen.
Prof. Dr. Cornelius Gurlitt: Die Tradition im protestantischen Kirchenbau.
O. Fischel: Die deutsche Landschaftsmalerei.
Prof. Dr. Friedr. Noack: Antike Kunst und Kultur im Lichte der großen Ausgrabungen. I. II.
Prof. Dr. Rudolf Eucken: Die Notwendigkeit eines neuen Idealismus.
Dr. Alfred Lichtwark: Justus Brinckmann.
Dr. Ludwig Gurlitt: Die Erziehung zur Kunst.

Staats- und Völkerleben:

Wirkl. Geh. Rat M. v. Brandt: Die Zukunftsentwicklung Chinas. II.
Wilhelm von Polenz: Die Stände des Volkes von Nordamerika. II.
Dr. Alexander von Peez: Deutschlands Verhältnis zu England.
Dr. Hermann Oncken: Politik, Geschichte und öffentliche Meinung.
Professor Dr. Ernst von Halle: Kultur und Technik.
Dr. Valckenier-Kips: Chefred. d. „Utrechter Dagblad“: Deutschland u. die Niederlande.
Alfred Biese: Bismarcks Welt- und Lebensanschauung.
Arthur von Kirchenheim: Die Reform unseres Strafrechts.
Paul Dehn: Die amerikanische Gefahr für Europa.
Dr. Rudolf Krauss: Schwäbisches Geistesleben in Vergangenheit und Gegenwart.
Prof. Dr. K. von Stengel: Entwicklung des deutschen Parlamentarismus.
Dr. Max Christlieb: Ethik und Politik.
Geheimrat Prof. Dr. Philipp Zorn: Staat und Sprache.

Religion, Philosophie, Ethik:

Prof. Dr. E. Troeltsch: Die gegenwärtige theologische Lage.
Prof. D. Hermann Scholz: Die Frauen im Dienst des vaterländischen Lebens.
Helene Lange: Der Stand der Frauenfrage in Deutschland.
Dr. Max Christlieb: Imanuel Kants sittlich-religiöse Gedankenwelt.
Houston Stewart Chamberlain: Deutschland und England.
Karl Koenig: Gottesbewußtsein des modernen Menschen.
Hans Schliepmann: Zeitpredigten.
Dr. Otto Siebert: Neuere philosophische Literatur.
Dr. A. Messer: Rudolf Eucken als Vorkämpfer des Idealismus gegen den Materialismus.

Schule und Erziehung:

Prof. Dr. P. Cauer: Äussere und innere Unabhängigkeit des höheren Lehrerstandes.
Prof. Dr. Fr. Paulsen: Die Zukunft des deutschen Lehrerstandes.
Prof. Dr. Hermann Rassow: Weltpolitik und Schule.
Prof. Dr. Oskar Weissenfels: Neuere pädagogische Literatur.
Studiendirektor Prof. Raydt: Die Schule und die Leibesübungen.
Geheimrat Dr. Adolf Matthias: Zeit- und Streitfragen auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens. I. Der Schulfriede.
Elisabeth von Oertzen: Über Mütterlichkeit.
Dr. Ludwig Gurlitt: Über Standesüberhebung.
Gertrud Bäumer und **Helene Lange:** Das Mädchengymnasium.

Technik und Naturwissenschaft:

Dr. M. Wilhelm Meyer: Die neuentdeckten Gase in der Erdatmosphäre.
Prof. Dr. Johannes Reinke: Das Braasch'sche Buch über den Darwinismus.
Prof. Dr. Ludwig Schleich: Unser Nervenleben.
Prof. Dr. Julius Janitsch: Die photographische Reproduktion in Deutschland.
Diplom-Ingenieur Paul Heyck: Über das Wesen und die Ausnutzung der Energie vom technischen Standpunkt.

Volkswirtschaft und Sozialreform:

Geheimer Regierungs- und Baurat Hermann Keller: Gegen die Wassersnot.
Prof. Dr. Otto Hintze: Karl Marx und die materialistische Geschichts-Auffassung der Sozialdemokratie.
Prof. Dr. H. Wichelhaus: Erfolge der chemischen Industrie.
Prof. Dr. Gustav Schmoller: Wirtschaftliche Fragen.
Prof. Dr. Max Sering: Preussische Domänen-Politik.

Heer und Flotte:

Centurio: Die Zukunftsschlacht.
Kapitänleutnant G. Wislicenus: Unterseeische Kampfmittel.

Generalleutnant A. von Boguslawski: Über militärische Kritik.
Generalltnt. H. Rohne: Der siebenjährige Krieg dargestellt vom grossen Generalstabe
Admiral Kühne: Die erste preussische Expedition nach Ostasien 1858—62.
Generalleutnant von Pelet-Narbonne: Der Wert der Reiterei in dem nächsten Kriege.

Deutsche im Auslande:

Prof. Dr. med. Karl Beck-New York: Über die dem Boden des deutschen Universitätslebens entkeimende amerikanische Freundschaft.
Dr. Wilhelm Rohmeder: Die Deutschenverfolgung in Ungarn. II.
Marine-Oberpfarrer Gustav Goedel: Deutsche Sprache und Seemacht.
Dr. W. von Sturz: Zusammenschluß des Deutschtums in den Vereinigten Staaten.

Koloniales:

Dr. Otto Finsch: Kolonialschwachheiten.
Graf Joachim von Pfeil: Meine erste Forschungsreise.
Dr. Alfred Funcke: Der Stand der kolonialen Arbeit in Deutschland.

Geographie und Reisen:

Prof. Dr. Friedrich Ratzel: Deutschland im geographischen Unterricht.
Prof. Dr. Otto Krümmel: Die internationale Erforschung der nordeurop. Meere.
Prof. Dr. Heinrich Schurtz: Spanien nach seiner Niederlage.
Prof. Dr. Karl Dove: Die moderne Verkehrs- und Handelsgeographie.
Hauptmann a. D. Karl Tanera: Allgemeine und politische Beobachtungen bei einer brasilianischen Reise.

Was unserem Volke Not ist:

Ein Sprechsaal mit Beiträgen unserer Mitarbeiter: **Fritz Lienhard, Hans Schliepmann, Otto von Leixner, Karl König, Paul Luther, Rudolf Ziese, Eduard Heyck, Ludwig Gurlitt, Friedr. Zimmer, Vict. Blüthgen u. a.**

Ständige Monats-Berichte.

Theodor Schiemann:
Über auswärtige Politik.

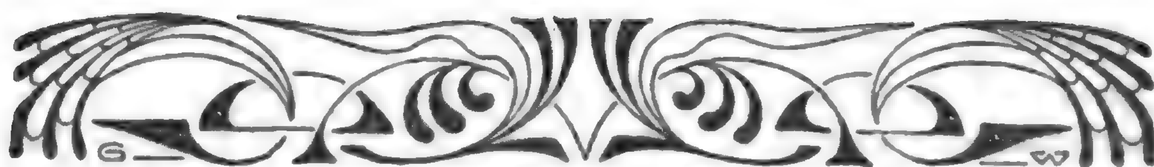
Wilhelm von Massow:
Über innere Politik.

Paul Dehn:
Weltwirtschaftliche Rundschau.
Das Deutschtum im Auslande.

Carl Busse:
Über neuere Literatur.

Fritz Lienhard:
Berichte über das Theater.

Alfred Funcke:
Koloniale Rundschau.



Wir sind ein königliches, ja ein hohenpriesterliches Geschlecht; das heiligste Priestertum, die ältesten Orakel und Mysterien der europäischen Welt verwalten wir! Wehe uns, wenn wir das heilige Zentralfeuer des Lebens, das leuchtende Licht der Idee nicht nach allen Enden ausströmen! —

Hört die Stimme, erkennet euch selbst, wo ihr steht und wo ihr stehen solltet, vergesset jegliche Plage, Klage, Unbill und Zwietracht, fühlet, denket, wollet nur das Eine was not ist, Deutschland und Deutschlands Ehre und Namen.

Ernst Moritz Arndt.

Das schwarze Luch.

Novelle
von
Georg von der Gabelentz.

Der nächste Weg, der von Barnewitz nach Brandenburg führt, und den die Bauern nehmen, wenn sie am Sonnabend zu Markte gehen, windet sich zwischen Getreidefeldern über grün bewachsene Sanddünen hinab in das „lange Tal“ und kriecht dann am „schwarzen Luch“ vorüber. Hier neigen die flüsternden Binsen ihre dunkelblauen Kolben über den Moorteich, im Röhricht hascht sich die flinke Sumpfmeise, und kleine Taucher verschwinden beim leisesten Geräusch nahender Schritte rasch, plätschernd, wie fallende Steine im tiefen Wasser. Hoch in den Lüften kreist mit schwarzweißen Schwingen der Storch in weitem Bogen, und ziehen schreiende, wilde Gänse dahin. An einer Stelle treten einzelne rotstämmige Föhren so dicht an das Wasser, daß ihre Wurzeln sich im tiefen Schlamme baden. Dort unter dem Schatten der Kiefernadeln ist das Moor schwarz wie Tinte, und man kann sich in seinen Fluten sehen wie in einem Spiegel.

Wenn es Nacht ist, tanzen winzige Kobolde in der Gestalt zuckender, flackernder Irrlichter zwischen zähen Schachtelhalmen und moosbedeckten Baumstümpfen gespenstische Tänze. Wie behext hüpfen sie hierhin und dorthin, taumeln auf einander zu in trunkener Lust, fließen sehnsüchtig zitternd in einander, daß ihre Körper nur eins bilden, und fliehen sich plötzlich wieder in toller, wechselnder Laune.

Ab und zu tönt auch der klagende Schrei eines Käuzchens über die stille Wasserfläche, oder ein großer, schwerer Vogel schlägt auf einem der Wipfel im Traume mit den Flügeln, daß ein trockenes Ästlein von den

hundertjährigen Bäumen in das taufeuchte, hohe Gras fällt. Ringsum am Luch ist stille, feuchte, nebelige Luft. Ringsum bedrückendes, beklemmendes Schweigen. — —

Aber heute ist ja nicht Nacht, es ist heller, sonniger Tag! Die Lerche klettert fröhlich singend in die Luft, feiner Staub wirbelt auf dem Wege, rotleuchtender Mohn und blaue Kornblumen strecken an seiner Seite ihre langen Hälse dem warmen Sonnenschein entgegen, viel reicher Segen steht rings auf den Feldern.

Am schwarzen Luch entlang kehren in Gruppen die Bauern vom Wochenmarkt heim, es ist das kürzer als die breite Landstraße zu gehen, die den großen Taleinschnitt, den See und Sumpf mit ebener Fläche bedecken, im Bogen umzieht. Die Männer rauchen, die Frauen schwatzen zusammen, hin und wieder singen einige Mädchen und Burschen ein schwermütig klingendes Volkslied.

Des Kossäten Illig sechszehnjährige Tochter ist unter den Heimkommenden.

Schlank und schmalhüftig ist das Mädchen, fast zu zart für den großen Korb, den ihre mageren Schultern tragen. Aber der Vater ist arm, er kann seine Arbeit nicht verlassen, und die Mutter liegt krank, da hat die Else heute allein hineingehen müssen in die Stadt, um Tauben und Gemüse zu verhandeln. Sie bleibt mit Absicht ein Stück hinter den anderen zurück.

Die Else ist ein lustiges Kind und läßt sich's nicht anfechten. Haben auch Not und Armut, die grauen, garstigen Schwestern, an ihrer Wiege Pate gestanden, die Lust am Gesang und Spiel haben sie dem Kinde nicht verdorben. Das sind Geschenke der dritten Patin gewesen, des Leichtsinns. Darin ist Else so recht das Kind ihres Vaters. Der sinnt und sorgt nicht für den nächsten Tag, die gefüllte Schnapsflasche und die brennende Pfeife sind ihm Glückes genug.

Als junger Mann ist er einst einige Jahre mit dem leichten Ranzen des Handwerksburschen in der Fremde gewesen, um Arbeit zu suchen, denn er war von Haus aus Schuster. Nachdem er dann heimgekehrt war, hat eines Abens bei Nebel ein junges Weib an seine Türe geklopft und ihm ein kleines, in Lumpen gehülltes Kind in den Arm gelegt und hat sich dann schweigend an den warmen Ofen gesetzt. Illig hat das Kind bei sich behalten, er wußte wohl, daß er jenes Mädchen heiraten müsse, und hat sein gegebenes Wort eingelöst. Die kleine Else ist ihr einziges Kind geblieben, und sie und ihr Vater haben oft zusammen spielend so lustig gelacht, daß es selbst die Nachbarn freute.

Ganz anders ist die Mutter, das ist eine ernste, stille, kranke Frau. Das alltägliche Schaffen und Ringen, bei dem immer wieder ein neuer Morgen geboren wird mit neuen Qualen, hat ihr Leib und Seele geknickt. Der Rücken ist gebeugt, die blonden Haare vor der Zeit gebleicht. Wenn der Mann im Wirtshause trinkt und lacht, dann sitzt die Frau unterdessen auf dem Hackeklotze hinterm Hause und weint. Der Mann darf es nicht sehen, denn es ärgert ihn und er schimpft darüber. Wenn seine lustige Stimme sie ruft, wischt sie sich schnell die Tränen mit der zerrissenen, blauen Schürze aus den Augen. Das blinde Schicksal hat dies Weib in eine märkische Kossätenhütte verschlagen. Sie spricht niemals von ihrer verlassenen Heimat, aber diese muß weit weg im Süden liegen, denn sie ist manchen Tag über Berge und Flüsse und durch reiche Städte gewandert, bis sie des Geliebten Haus und Tor fand.

Ihr Mann achtet nicht auf das Wesen seiner Frau, seine Faust führt die Axt im Walde und dazwischen auch den Schusterpfriem, er ist völlig zufrieden und glücklich. Sein Dorf ist sein Reich, und seine Wünsche hält er mit der Kümmelflasche fein im Zaume, daß sie nicht über die Sandhügel fliegen wie die seiner Frau, die immer nach großen Wundern suchen und mit lahmen, schmerzenden Schwingen wieder zum heimatlichen Strohdache zurückkehren müssen.

Allzuviel denken und spintisieren tut nicht gut, denkt Illig, das macht die Weiber nur kränklich und unfruchtbar.

Illigs Tochter ist äußerlich ganz das Ebenbild der schlanken, blonden Mutter, innerlich aber ist sie ihres Vaters Kind.

Else hat diesmal für den Heimweg einen Kameraden gefunden. Drüben, überm schwarzen Luch, wohnt der Großbauer Fürchtegott Stolze. Der schmale, sehnige, frohe Bursche, der neben ihr herschreitet, ist sein ältester Sohn, der dereinstige glückliche Erbe des großen Hofes.

Du könntest keine besseren Fohlen kaufen als bei Fürchtegott Stolze. Prachttiere laufen in seinen Koppeln auf und nieder mit langen, lässigen Bewegungen. Manchen kostbaren Silberpreis hat Stolze von den Pferdeausstellungen der Gegend heimgebracht, seine Zucht ist bekannt wegen der schönen, langen Schultern der Pferde, den breiten Kruppen und den starken Rücken. Herr von Rechow auf dem alten, großen Schlosse an der Havel hat ihm viele Pferde abgekauft, und der ist der beste Pferdekenner der ganzen Gegend zwischen Havel und Friesacker Moor.

Der Stolze'sche Hof liegt allein, am Ende einer eigenen Lindenallee, abseits vom nächsten Orte, als sei er zu vornehm und selbstbewußt, sich wie die anderen Gehöfte von der Dorfstraße abhängig zu machen. Auf

seinen Feldern wogt der goldgelbe Weizen, auf den Wiesen wächst duftendes Heu, und an seinen Grenzen schreien die Hirsche aus dem königlichen Forste. Rings um die langen, strohgedeckten Ställe und Scheunen gehört alles Land dem reichen Großbauern.

Das alles will Wilhelm Stolze dem flachshaarigen Mädchen neben ihm einstmals zu Füßen legen, wenigstens denkt er es sich so. Else soll in einigen Jahren die junge Herrin sein auf dem Stolze'schen Gute. Ihre Eltern wissen zwar noch nichts davon, aber es ist ja auch noch viel Zeit, denn Wilhelm hat noch seine Militärjahre vor sich. Erst wenn er heimgekehrt ist, sollen es alle erfahren, daß sie sich lieben, dann wollen sie Hochzeit halten und alle Nachbarn dazu einladen.

Die beiden gehen heute nebeneinander her und sprechen von diesem und jenem. Wilhelm erzählt mit wichtigen Mienen von Pferden und Ochsen, von den Plänen des Vaters, eine Feldscheune zu bauen, da die alte Strohscheune nicht mehr genüge, von seiner Absicht, bei den Zietenhusaren zu dienen. In vier Wochen will er als Freiwilliger den roten Attila des altberühmten Regimentes anziehen. Das wird eine Freude sein, hoch zu Roß über die väterlichen Koppeln zu sprengen und im Herbst über die große Stoppel an der Brandenburger Straße zu galoppieren, die der grüne Wassergraben durchschneidet. Dann wird er auch einmal seine Else besuchen und das schneidige Husarenpferd an den morschen Gartenzaun des alten Illig binden.

Bei dem unschuldigen Prahlen erhellt sich freudig das schmale Gesicht Elses, sie trägt den schweren Korb weniger gebückt, um ihres heimlichen Bräutigams würdig zu sein. Sie verspricht, seinem Pferde Zucker zu geben und alle Disteln im Garten für den vierbeinigen Gast aufzuheben.

„Und weißt du“, fährt Wilhelm fort, „wenn wir Husarenball haben, dann lade ich dich ein, dann kommst du nach Rathenow. Das ist viel feiner, als so ein Ball hier bei uns im Gasthofe“.

Else antwortet nicht, sie ist stehen geblieben und schaut leuchtenden Auges in die Ferne.

„Was ist dir?“ fragt Wilhelm besorgt, „bist du müde?“

„Müde, nein, ich bin nur so, so glücklich! Dann muß ich etwas halten bleiben, denn wenn ich weiterliefe, würde ich denken, das Glück bliebe hinter mir zurück“.

„Das ist aber ein feiner Gedanke, den tu nur in deine Schürze und trage ihn rasch nach Hause, daß du ihn nicht verlierst“. Der junge Bursche lachte ihr übermütig ins Gesicht.

„Wie kannst du mich so auslachen, du Wilder!“ schmollt das Mädchen.

„Geh, sei wieder gut und laß dir einen Kuß geben, es sieht’s ja niemand!“ Wilhelm packt mit seinen braungebrannten Fäusten die beiden dünnen Arme des Mädchens und preßte sie an sich. Sie bietet ihm willig ihre weichen, schmalen Lippen. Dem Burschen steigt in seligem Glücksgefühl das rote Blut in den Kopf.

„Tue ich dir weh?“ fragt er, „du bist so dünn, ich fürchte immer, ich zerbreche dich“.

Else aber flüstert ganz leise, mit halb von seinen Küssen erstickter Stimme:

„Ich liebe es so, daß du stark bist!“ Nach einer Weile fügt sie hinzu: „So, nun ist’s aber gut, wir müssen weiter!“

Dort, wo der Weg an einer alten Steinbank vom Tale und dem Moore über die Sanddünen hinaufführt, trennen sie sich. Wilhelm will das Mädchen nicht weiter begleiten, damit sie ihn auf der Höhe nicht vom Dorfe aus sehen können. Er küßt seiner kindlichen Braut noch einmal herzhaft Wangen und Lippen und läuft mit langen Schritten den Weg zurück, den er gekommen ist, um zum Abendbrot wieder zu Hause zu sein. Else sieht ihm nach, so lange sie ihn noch erblicken kann, dann steigt sie den Hang hinauf. Noch nie erschien ihr der Korb so leicht wie heute, und sie steckt sich eine Kornblume zwischen die Lippen, leise vor sich hinsingend. — — — —

Fast vier Wochen sind seitdem vergangen, am nächsten Morgen muß Wilhelm zeitig in Rathenow eintreffen und sich bei seinem Regimente melden. Da haben sich die beiden noch ein heimliches Stelldichein gegeben. An der Waldecke, dicht hinter dem Stolze’schen Gute, wollen sie sich treffen, denn Wilhelm kann am letzten Tage den Hof nicht auf lange Zeit verlassen, die Eltern wollen ihren Sohn vor seinem Abschiede noch um sich haben.

Fürchtegott Stolze ist gleichfalls Zietenhusar gewesen, er hat den großen Krieg mitgemacht und zuletzt als Wachtmeister bei dem Regimente gestanden, bis ihn der Tod seines Vaters auf die ererbte Scholle rief. Er gibt dem Sohn nun aus seiner Erfahrung allerlei kluge Lebensregeln mit auf den Weg, spricht mit ihm über Reiten und Pferdepflege und erzählt allerlei Ernstes und Heiteres aus dem Feldzuge, aber das Ernste überwiegt. Der Alte ist zeitlebens im Herzen Husar geblieben, und wenn sein Ohr die fernen Klänge eines schmetternden Reitersignales hört, oder seine scharfen Augen auf dunklem Waldhintergrunde den geliebten roten Attila entdecken, dann rinnt ihm das Blut schneller zum Herzen, und auch er fühlt sich

wieder jung wie einst. Mochten ihm auch einmal die roten Jungen über die Saaten reiten und der Großknecht schimpfend gelaufen kommen, dann sagte der Alte bloß: „Tut nichts, Jochen, wenn's man meine ollen Zieten'schen waren!" —

Mit innerer Unruhe hört Wilhelm heute dem Vater zu, und als dieser eine Pause macht, um sich die lange Pfeife anzustecken, läuft er eilends hinaus nach der Waldecke.

Es ist schummrig geworden, eine Schar Krähen fliegt schwerfällig vom Acker auf und zieht schreiend zum Horste. Frischer Abendwind wühlt in den krausen Baumwipfeln, wie eine Hand durch lockiges Haar fährt. Die Windmühle auf dem Sandberge zeichnet sich ganz scharf gegen den gelben Abendhimmel ab, ihre breiten Flügel stehen still. Eine schwarze Katze schleicht lang niedergedrückt quer über die Stoppel.

Die Nacht kommt aus dem Walde mit geheimnisvoll tiefen Augen und wandert, eine ernste Frau in dunklem Kleide, nach Westen hinter der Sonne her und hat den Finger auf den Mund gelegt.

Ist's nicht eine andere, schlanke Frauengestalt, die dort fast gespenstisch groß und hoch gegen den hellen Horizont steht? Sie erhob sich aus dem Weggraben. Des Burschen Pulse klopfen, mit einigen Sprüngen ist er neben ihr und legt den Arm um ihre Schultern.

„Das ist unser letzter Abend, Else!"

„Ich weiß wohl, aber du mußt mich bald besuchen kommen!"

Sie sind nicht traurig, sich zu trennen, die beiden. Dazu sind sie zu jung, das Leben hat ihnen ja noch immer ein offenes, heiteres Gesicht gezeigt. Wilhelm freut sich, bald im schmucken Attila vor der Braut zu erscheinen, und diese sieht sich schon im Geiste als Herrin auf dem Stolzeschen Hofe. Dann hat die arme Mutter keine Sorgen mehr und braucht nicht mehr heimlich zu weinen, und sie selbst wird sich viele, seltene, bunte Hühner halten, wie man sie auf großen Gütern sieht.

Im Gespräch sind sie nach der Straße zu gegangen. Auf dem Grase liegt perlender Tau und netzt dem Mädchen die bloßen Füße. Sie hebt sorgsam ihren Rock auf, um ihn nicht naß und schmutzig werden zu lassen.

„Wie naß es überall ist seit dem Regen, alle Gräben sind voll Wasser."

Da beugt sich der junge Bursche nieder, umschlingt ihre Hüften, hebt sie schnell empor und trägt sie leicht durch das feuchte Gras. Ihr Kopf ruht an seiner Schläfe, ihre Arme liegen weich und warm um seinen Nacken. Klopfenden Herzens raunt sie ihm ins Ohr:

„Sag mir immer wieder, daß du mich lieb hast."

Lächelnd läßt Wilhelm sie nun auf der trockenen Straße herabgleiten.

Noch ein Kuß und noch einer, dann trennen sie sich. Im Fortlaufen dreht sich das Mädchen aber noch einmal rasch um und ruft:

„Du, Wilhelm, nicht wahr, der Steig durchs schwarze Luch geht an der großen Eiche hinein, wo die „wilden Steine" am Ufer liegen?"

„Ja, ja, Else, du kannst nicht fehl gehen. Auf dem rechten Steine ist ein großer Moosflecken, wie ein Totenkopf sieht er aus, dort führt er vorbei!"

„Adieu Wilhelm! Vergiß mich nicht!"

„Leb wohl, Else!"

Im Schatten des elterlichen Hofes ist Wilhelm kurz darauf verschwunden. Das Mädchen eilt unterdessen schräg über die Landstraße einen Feldrain hinab in die Niederung des Moores. Im Dunkel, das jetzt mit Nebeltüchern Sumpf und See deckt, sieht Else die Gruppe der einzelnen Eichen, die abseits vom Walde am diesseitigen Rande des schwarzen Luches stehen. Ihre knorrigen Stämme ragen wie Riesen mit wehenden, plumpen Helmen über den am Boden zwischen Schilf und Gräsern schleichenden Nebel. Man könnte meinen, die Riesen hätten ihre weißen Mäntel von sich geworfen, und ständen nun nackt nebeneinander. Der Nebel ist heute besonders dicht, und alles verschwimmt in ihm, wird undeutlich, erscheint ins Ungeheuerliche vergrößert oder zwergenhaft klein.

Dort liegen die runden Klumpen der verrufenen wilden Steine. So nennt der Volksmund die granitenen Blöcke, deren Vorhandensein sich die Bauern in dieser Sand- und Sumpfgegend nicht erklären können. In ihrer Nähe soll es nach dem Aberglauben der Leute nicht geheuer sein.

Der alte Schäfer meint nachdenklich, wenn man ihn fragt, sie seien einmal, doch schon lange vor seiner Zeit, vom Himmel gefallen, aber der Oberlehrer von der Brandenburger Bürgerschule, der sie öfters seiner Klasse auf einem Ausfluge zeigt, soll eine weit bessere Erklärung dafür haben.

Das Mädchen geht vorsichtig am Rande des Moores entlang, vor ihr erscheinen die wilden Steine, dort sind auch die Eichen. Aber wo geht der Steig hinüber durch das trügerische Gewirr von Rasen, Wasserlachen und Sumpf?

„Auf dem Steine ist wie ein Totenkopf", hatte Wilhelm gesagt. Ja, das ist wohl der Stein mit dem unheimlichen Abzeichen! Schon will sie auf ihn zugehen, doch nein, das Moos hier auf diesem zu ihrer Rechten sieht ja auch einem Totenkopfe ähnlich.

Else hat noch keinen Totenschädel gesehen, sie macht sich nur eine sehr undeutliche Vorstellung davon und bleibt unschlüssig stehen.

Hier auf dem grauen, breiten Steine hat das Moos die Gestalt eines Frauenkopfes mit langen Haaren angenommen. Sie sieht im Profil deutlich die gebogene Nase, das spitze, vortretende Kinn. Das Mädchen fängt an sich zu gruseln, so muß eine Hexe aussehen mit offenem Munde und spitzen Zähnen. Nein, das kann nicht der richtige Weg sein, neben einem andern Blocke muß es hineingehen!

Sie wendet sich um und tappt einige Schritte in entgegengesetzter Richtung. Dort, auf dem dreieckigen Steine, steht ein Kinderkopf mit großen, offenen, erstaunten Puppenaugen, die sie immerfort, unbeweglich anstarren, sie, den fremden Eindringling in das dunkle Reich des schwarzen Luches. Auch hier kann es nicht sein! Noch einmal kehrt sie um.

Vielleicht dort? Ein gewaltiger, runder, feuchtglänzender Block liegt halb versunken im Schlamme vor ihr, Binsen umstarren ihn, als ständen auf einem riesigen Schädel borstige Haare zu Berge, und sie rascheln und raunen so seltsam. Else wirft einen scheuen Blick auf das schlafende Ungeheuer. Der Fels ist genau in der Mitte sonderbar gespalten. Ein mächtiges Haupt, reckt er sich empor aus dem schwarzen Sumpfe. Das breite Maul teilt den Schädel fast in zwei Hälften, der Rumpf muß regungslos tief drinnen im Wasser liegen, unter die Schachtelhalme versunken durch die eigene Schwere. Wie ein Moorgespenst glotzt dieser Schädel lauernd auf die hin und her Irrende. Bewegten sich nicht jetzt seine schmalen Lippen, streckte er nicht höhnisch eine schwarze, breite Zunge heraus? Else wendet sich rasch noch einmal, ihr wird bange, wäre doch Wilhelm da, ihr zu helfen!

Der Schrei eines Käuzchens klingt aus der Luft wie Kinderweinen, klagend, seufzend.

Sie schrickt zusammen, ihre Blicke suchen ratlos umher.

Endlich! Dort scheint der richtige Pfad hineinzuführen in die Wildnis des hohen Schilfes. Soll sie ihn betreten? Er ist kaum zu erkennen, so dunkel ist es schon geworden, aber die Mutter wird sich ängstigen, wenn sie erst so spät nach Hause kommt, und hier der abkürzende Steig durch das schwarze Luch, den man in trockenen Sommern gefahrlos gehen kann, bringt sie ja in einer halben Stunde nach Hause.

Sie will eilends den unheimlichen, wilden Steinen entgehen, die im Nebel so gespenstisch leuchten, und rennt geradeswegs hinein in das Schilf. Der Boden schwankt und senkt sich unter ihren leichten, flüchtigen Schritten, Wasser quillt gurgelnd hervor und netzt ihre Füße. Sie sieht sich ängstlich um. Es ist doch richtig, da ragt ja auch eine Eiche, hart

an der Stelle, wo ihr Steig in das nebelbedeckte Moor hineinführt. Sie geht schnell weiter, fast läuft sie. Der Boden schwankt, weicht unter ihr zur Seite und senkt sich plötzlich. Wie jemand, der auf kippendem Brettersteige geht, will sie mit raschem, verzweifeltem Sprunge über die schlimme Stelle hinwegeilen. Aber als faßten sie die wilden Steine mit tausend gierigen Armen, so umschlingen zähe Schilfstengel ihre Knie, ziehen ihre Knöchel in Wasser und Schlamm. Sie versucht sich mit den Händen zu befreien, sie strauchelt, fällt. Sie will um Hülfe rufen, aber der Atem versagt ihr, nur ein matter Seufzer zittert durch den dunklen Nebel.

Mit einmal wird es wieder licht vor ihren Augen. Es ist der Weg zu einer großen, hohen Kirche, den sie geht, Wilhelm ist an ihrer Seite, weiße Gestalten in weißen, leuchtenden Gewändern umgeben sie. Alles ist hell und klar um sie, wie von Sonnenlicht durchflutet. Ganz aus der Ferne kommt feierlich Glockenklang gewandelt, er wächst, er schwillt an zu brausenden Akkorden. — — —

Am andern Morgen suchen drüben am Schilfe Männer mit langen Stangen das Ufer ab, und eine jammernde Frau ruft verzweiflungsvoll den Namen ihres Kindes.

Doch das schwarze Luch ist breit und tief und — schweigsam.

Die lustige Else hat nie wieder ihrem Vater und ihrem Gespielen Lieder vorgesungen, und der Kossäte Illig hat das fröhliche Lachen verlernt.

* * *

Fast drei Jahre sind seit jenem Abende vergangen. Wieder tritt die Nacht mit langen, leisen Schritten aus den Föhren. Ein helles Feuer flackert vor den starken, schwarzen Stämmen und wirft zuckende, lange Schatten. Wenn einer der roten Husaren ein trockenes Scheit in die prasselnde Glut wirft, fliegen die Funken knisternd in dichten Garben auf, wie der Samen, den ein Sämann im Winde streut. Es ist Manöverzeit, und die Feldwache Nummer 2 steht an der Waldecke über dem schwarzen Luch. Schläfrig lassen die Pferde ihre Köpfe hängen, hin und wieder klirrt das Zaumzeug, die Husaren rauchen und schwatzen. Mitten unter ihnen steht die breitschulterige, bartlose Gestalt des alten Fürchtegott Stolze, der gekommen ist, seinen Sohn, den Gefreiten, zu besuchen. Er spricht mit dem wachthabenden Offizier über Pferde und alte Zeiten, denn sein Wilhelm ist gerade draußen auf Posten.

„Ja Herr Leutnant, so ein Krieg ist doch eine verflucht ernste Sache, wenn man sich früh mit einem Kameraden die Pfeife ansteckt, und abends liegt er tot da, steif, kalt, und man sagt sich, der ist nun auch gewesen,

ist weg, ausgelöscht wie'n Licht. Da wird man ernst und nachdenklich. Gott möge meinem Jungen so was ersparen, der weiß noch nicht, was es heißt, der oder jener ist nun für immer fortgenommen, mit dem wirst du nie wieder ein Wort reden, wirst ihm nie wieder die Hand geben. Jeder muß mal so was durchmachen, und das vergißt sich nicht leicht. Meinem Wilhelm möchte ich's möglichst lange erspart sehen, er ist mir so wie so recht ernst beim Militär geworden."

„Das schadet nichts," antwortet der Offizier, „er ist doch ein ganzer Mann, Ihr Wilhelm."

Stolze stößt mit dem Bierglase an:

„Ich wollt ihm auch helfen! Na, prosit, Herr Leutnant, es gibt doch keine lustigere und schönere Zeit, als das Soldatenleben! Was wissen die jungen Kerle von Sorgen!"

So reden sie am Feuer.

Etwas oberhalb der Feldwache, auf einer niederen Erhebung, die dunkle Landstraße beobachtend, steht ein Doppelposten, der Gefreite Wilhelm Stolze und der Husar Heymann. Sie haben den geladenen Karabiner im Arm und spähen aufmerksam in die Nacht hinaus. Es ist finster und kühl, die beiden haben fröstelnd die Hände in die Taschen gesteckt.

Rechts unter ihnen wogt ein weißes Meer wie lauter Milch. Das ist der Nebel über dem schwarzen Luch. Drüben am anderen Ufer blinken zwei winzige, trübe Lichter aus den Wohnungen der Kossäten. Dort muß Illigs Haus und dort der morsche, windschiefe Zaun stehen, an den einer von beiden einmal sein Pferd binden wollte. Aber das ist schon viele Monate her. —

Stolze lehnt an einer Pappel und schaut sinnend da hinunter in diese schiebenden, treibenden, kalten Massen. Frühere Zeiten werden wach und blicken ihn an mit großen, verschleierten Augen. Ein wehmütiges Gefühl schleicht ihm ums Herz. Seine Finger krampfen sich um den Schaft des Karabiners.

Wie er plötzlich mit der Hand nach den Augen fährt und daran wischt, hat er zu lange in die Nacht hinausgestarrt?

Es ist so still dort unten, — als schliefe ein Geheimnis unter weißen Leinentüchern. — Eine Krähe schreit heiser drüben im Walde bei der Feldwache. —

Die Einsamkeit der Nacht erscheint Stolze unerträglich, er muß eine Stimme, ein Wort hören.

Da wendet er sich an seinen Kameraden, der stumpfsinnig hinausblickt. Er flüstert, und seine Stimme zittert leicht:

„Du, Heymann, sag doch was!"

Der Angeredete dreht sein rundes, gutmütiges Gesicht erstaunt zur Seite, er versteht jenen nicht und fragt teilnehmend:

„Was ist Dir denn, Wilhelm?"

Jener gibt zurück: „Nichts, aber rede doch, du sollst nur irgend etwas sagen." Erzähl' mir mal was Lustiges!"

Gruss dir, Deutschböhmerland!

(Dubitzer Kapelle.)

Herrlich Böhmerland, heissumstrittnes Land,
Wo die Elbe rauscht, die Moldau quillt;
Wo die Eger still zieht ihr Silberband
Durch ein üppig-grünend Fruchtgefild,
Zwischen Bergeshöhn
Ruhst du weit und schön
Wie ein prunkend reicher Ehrenschild!

Lenzes Wiederkehr lockt ein Blütenmeer
Aus den Tälern, drin der Wandrer schweift,
Wo am Rebenhang Trauben, segensschwer,
Mild der Strahl der Sommersonne reift;
Herber Hopfenduft
Würzt die Abendluft,
Wenn der Landmann froh zur Sichel greift.

Tief im Bergesschacht, in des Abgrunds Nacht,
Zwingt der Knappe silberreich Gestein;
Mächtger Öfen Glut, stets aufs neu entfacht,
Sendet nachts zum Himmel roten Schein;
Unterm hohen Schloss
Wandern Kahn und Floss
Reichbefrachtet in die Welt hinein.

Schönes Böhmerland, wo der Ahnen Hand
Städte türmte, rodend Wald und Ried;
Wo Germanenkraft Heimatstätten fand;
Wo vor Gott die Ahnen fromm gekniet,
Wahre fort und fort
Dir als goldnen Hort
Deutsche Sitte, deutsches Wort und Lied!

Reinhold Fuchs.

Über ein Kleines.

Sei still, mein Herz, wie kannst du zagen?
Wie sehr sich auch die Nacht verdichtet,
Sie hat die Sonne nicht vernichtet,
Ein Stündlein noch, dann muß es tagen!

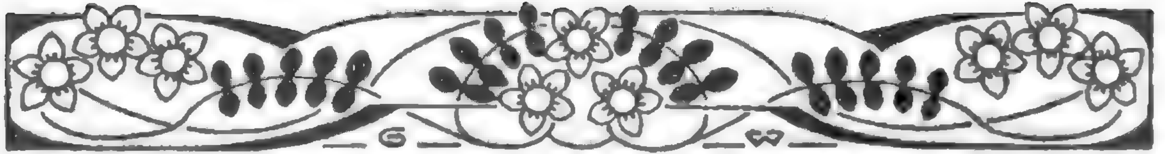
Schon ahnts die Nacht mit leisem Schrecken.
Hörst du nicht rings in den Gehegen
Sich scheu das Nachtgeflügel regen?
Es eilt davon, sich zu verstecken!

Bald kehrt die Morgenröte wieder,
Um mit der Finsternis zu ringen.
Dann hörst du Morgenglocken klingen
Dann singst du helle Jubellieder.

Auf goldnen Morgenwolken steigen
Des Tages Genien hernieder
Und krönen reine Stirnen wieder
Mit Eichenkranz und Lorbeerzweigen.

Wilhelm Wilms, Nieheim i. W.

Aus: „Um des Volkes Seele" von Wilhelm Wilms. Berlin 1903 bei Franz Wunder. — (3.50 M.)



Die deutsche Kinderstube.

Von

Geh. Reg.-Rat Dr. H. Matthias.

Deutschland hat eine reiche pädagogische Literatur, die alles, was nur irgendwie in das Gebiet der Erziehung schlägt, mit großer Gründlichkeit behandelt. In dieser umfassenden Literatur fehlt der Artikel „Kinderstube" fast gänzlich. In den großen Handbüchern der Pädagogik findet man Aufsätze über Kinderbewahranstalten, Kinderheilanstalten, Kinderernährung, Kinderkrankheiten und Kindersterblichkeit, über Kinderschutz, Kinderhorte, Kinderheime, Kleinkinderschulen, Kinderlehre, Kindergottesdienst, Kinderglaube und Kinderlieder, über Kinderfeste, Kinderschauspiele und sogar über Kinderbälle — über die Kinderstube oder das Kinderzimmer finden wir so gut wie nichts; nur hin und wieder wird dieser Raum gestreift, aber wie ein Fremdling, der nicht ins Reich der Erziehung gehört. Erst in den letzten Jahren wird auch die Kinderstube mehr gewürdigt, aber nicht von Fachleuten, sondern von den Jüngern der Kunst. Die Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes", die im Frühjahr 1901 im Hause der Berliner Sezession stattgefunden hat, und der im Oktober desselben Jahres tagende Kunsterziehungstag in Dresden sowie die Literatur, die sich an diese Bewegung angeknüpft hat, haben neues Leben in die Kinderstube gebracht. Diese künstlerischen Bestrebungen hier zu vertreten, ist nicht meine Absicht, wenn sie auch sehr stark berücksichtigt werden sollen; die Kinderstubenfrage soll vielmehr von allgemeinen Gesichtspunkten aus besprochen werden, doch nicht etwa nach allgemeingültigen Regeln, die gleichsam kanonische Bedeutung haben. Nur Anregungen sollen geboten werden, die aus eigener Erfahrung und Beobachtung entsprungen sind, denen aber eine gewisse Einseitigkeit anhaftet, weil sie aus einer Kinderstube stammen, welche Knaben in sich birgt. Das verschlägt aber im Grunde nicht viel. Denn die eigentliche Kinderstube, die Kinderstube, die noch nichts Schulpflichtiges und Schulmäßiges an und in sich trägt, hat weder Knaben noch Mädchen im Auge, sondern das Kind, in dem die Geschlechter sich noch nicht recht scheiden, vielmehr wie zwei Blumen unter einer Knospe vereinigt sind, in welchen die Eigentümlichkeiten des verschiedenen Geschlechts noch schlummern und nur ganz zart hervortreten, um sich dann zu entfalten und eigene Wege zu gehen, wenn die körperliche und geistige Entwicklung auf diese Wege naturgemäß hinweist.

Ist nun die Kinderstube, die ja in manchen Häusern, in denen Kinder vorhanden sind, gar nicht einmal für nötig gehalten wird, die außerdem nicht jede Familie sich leisten kann, überhaupt einer besonderen Beachtung und Betrachtung wert? Hat sie eine so hohe Bedeutung im Werdegang des Kindes, daß sich ihr sogar die Kunst zuzuwenden hat, diese Stube, in der ja doch eigentlich nur gespielt wird? Die Frage schließt die Antwort zum guten Teil in sich: Gerade weil hier nur gespielt wird, hat dieser Raum einen so hohen Wert. Schiller hat einmal gesagt, der Mensch sei nur da ganz Mensch, wo er spiele. Wenn wir dieses Wort auf die Kinderstube anwenden, so dürfen wir sagen: Nur **der** Mensch wird sich zu voller Menschenart ausgestalten, der als Kind im Spiele sich voll entwickelt hat. Jugend muß austoben, heißt es nicht ohne Grund; mit ebenso gutem Rechte kann man sagen: Kindheit muß sich ausspielen.

Ein Kind, das ordentlich spielen kann und den geeigneten Raum für sein Spiel gehabt hat, legt einen guten Grund für alle die Eigenschaften, die den Erwachsenen glücklich machen und zu erfolgreichem Wirken befähigen. Denn richtiges Spiel hält bei guter Laune und reger Beschäftigung, es legt den Samen, aus dem Arbeitslust und Arbeitskraft dermaleinst erwachsen, schützt vor Langeweile, die launisch und verdrießlich macht, und vor dem Müssiggang, der aller Laster Anfang ist. Das Spiel der Kinderstube ist die erste Beschäftigung, die die Einbildungskraft und die Phantasie in Bewegung setzt und mit Leben füllt. Eine gesunde Phantasie aber ist fürs ganze Leben eine Quelle inneren Glückes und froher Lebensstunden. An die wirkliche Umgebung, die man nicht sorgsam genug ausgestalten kann, knüpft das Kinderspiel überall nur an, um seine Einbildungen in Bewegung zu setzen, seine Vorstellungen beweglich zu machen, die ersten Anfänge fruchtbarer Geistestätigkeit zu erzeugen und die eigenen Vorstellungen von dem sinnlich Gegenwärtigen bis zu einem gewissen Grade unabhängig zu machen. Deshalb soll man der Entwicklung der Phantasie in diesem dem Kinde gehörenden Raum freiesten Spielraum lassen. Man besorge nicht, daß die Phantasie mit dem Kinde durchgehe, daß es von der Wirklichkeit allzusehr entfernt werde; die wirkliche Welt, besonders wenn sie — wie sich das für eine Kinderstube gehört — recht handfest und widerstandskräftig ist, sorgt schon dafür, daß die Bäume kindlicher Phantasie nicht in den Himmel wachsen. Außerdem hat das Kind, wenn es nicht krankhaft beanlagt ist oder von ungesunder Sentimentalität Erwachsener krankhaft beeinflußt wird, stets das Bewußtsein des Gegensatzes von Wirklichkeit und Einbildung und findet selber schon die nötige Beschränkung, wenn es nur in Ruhe gelassen wird und im übrigen dafür gesorgt wird, daß das Kind Herr seines Verstandes und seines Willens bleibt. Also ein wichtiger Raum, diese Kinderstube: ein Mikrokosmos, in dem bereits der ganze Makrokosmos zukünftigen Seins sich vorbereiten kann. Was den Erwachsenen nur in seltenen Fällen zuteil wird, das gelingt in der Poesie der Kinderstube immer: Hier beseelt das Kind alles, es leiht seine eigene Persönlichkeit den Dingen, seine Seele wandert in alles, was es beleben will, sei es die Puppe

beim kleinen Mädchen oder der Bleisoldat beim Knaben, der Stuhl, der als Eisenbahn dient, oder das Brett, das zum Schiffe wird auf dem Zimmerboden, der sich zum weiten Meere ausgestaltet.

Die Kinderstube ist aber nicht nur die Keimstätte der Phantasie, sie ist, richtig behandelt, auch eine Übungsstätte freiester Selbsttätigkeit und der Selbständigkeit. Um selbständig zu werden, muß sich der Mensch im Wechsel der Dinge, ohne gegängelt zu werden, versuchen, und die Welt muß ihn versuchen; nur in der Mitte des Handelns und Leidens entspringt jene Selbständigkeit, die, nachdem sie da ist, sich als dauernd und beherrschend allem ferneren Wechsel innerlich entgegen stemmt. Das Kind muß deshalb Spielraum haben, seine Kraft üben zu können, und wenn Tisch und Stuhl einmal zufällig darunter leiden, so lasse man sie ausbessern. Daß diese Kraft zur Unart und daß nicht Zerstörungswut dem Kinde zur anderen Natur werde, dafür wird man schon sorgen können, wenn die Zucht zum Gehorsam das Ihrige tut. Und sollte das Kind, selbstverständlich, sobald es so groß ist, daß es sich selbst zu helfen und zu schützen weiß, einmal leiden, wenn es vom Stuhle fällt oder sich verletzt, so lasse man es durch Schaden klug werden. Gebranntes Kind scheut das Feuer. Kinder, die allzu ängstlich behütet werden, pflegen das Lehrgeld, das sie in der Kinderstube in kleineren Beträgen hätten zahlen können, in der späteren Lebenszeit mit größeren Summen zu entrichten. Daß die rechte Kinderstube zu Selbständigkeit und Freiheit führt, liegt eben in ihrem Wesen als Spielraum. Denn nirgendwo, abgesehen von der freien Natur, sofern sie nicht unter dem Feld- und Forstpolizeigesetz steht, kann das Kind seine Freiheit so selbständig entfalten. Im übrigen Hause und bei aller übrigen Tätigkeit, mag es essen, trinken, in Gesellschaft Großer sich befinden oder spazieren gehen, ist es gebunden an bestimmte Rücksichten und bestimmte Anordnungen. Beim Spiel allein heißt's: Selbst ist der kleine Mann. Tritt beim Spiel der Geist des Kindes nicht recht zu Tage, so fehlt's an der Kraft selbsttätig persönlichen Lebens; träge Kinder spielen nicht gern; deshalb soll Spiellust geweckt werden, wo sie etwa schlummert. Dann arbeitet sich das Kind gleichsam spielend in die Aufgaben des Lebens hinein, das später in ernsteren Formen seine Forderungen stellt, und das spielende Kind wird des arbeitenden Mannes Vater. Nur hüte sich bei allem Spiel die Erziehung vor zu starker Beeinflussung. Der Erwachsene mag beobachten, aber dabei kluge Zurückhaltung üben; er mag das Spiel überwachen, doch ohne daß das Kind es bemerkt; er mag in Fällen, wo das Kind auf Abwege kommt oder sich Gefahren aussetzt, schützend eingreifen; er mag aushelfen, wo das Kind festsitzt und nicht weiter kann; aber er soll die Kugel gleichsam nur ins Rollen bringen; laufen lasse man das Kind selber. Alles was darüber ist, ist vom Übel: freieste Schaffenskraft ist das Beste.

Also so eine Art von Erziehungswildnis soll die Kinderstube sein? wird man einwerfen. Keineswegs. Schon die Kinderstube kann auch eine Pflegestätte des Gehorsams, der Ordnung und der Reinlichkeit sein. Schon hier muß man

des Kindes Bedürfnis nach Autorität entgegen kommen. Man muß ihm grobe Unart und Gefahrbringendes verbieten; aber kindlich keckem und ausgelassenen Sinn als Ausfluß freien Kindergeistes soll man nicht fesseln mit Poltergeist und nörgelnder Tadelsucht, vor allem dann nicht, wenn Kinderlärm den eigenen Nerven etwas unbequem wird. Wo aber einmal etwas befohlen oder verboten ist, da soll man schon in der Kinderstube auf strengste Befolgung sehen, die auch dann dem Kinde obliegt, wenn das Auge des Erziehers es nicht überwacht. Und gerade diesem Gehorsam soll schon frühe besondere Pflege zu teil werden; er ist eine ethische Unterlage von unschätzbarem Werte fürs ganze Leben, wo diejenigen die tüchtigsten und die glücklichsten sind, die ihre Pflicht tun, weil sie sich selbst zu gehorchen gelernt haben. Auch Ordnung und Reinlichkeit soll in der Kinderstube herrschen, aber möglichst vom Kinde selbstgeschaffene. Wenn das Kind, sobald es nur zu denken anfängt, angehalten wird, die Spielsachen nach dem Gebrauch dahin zu schaffen, wohin sie gehören, sie selbst auch zu reinigen und dabei nicht von Erwachsenen sich bedienen zu lassen, dann zieht der Geist der Ordnung und Sauberkeit spielend in das Gemüt des Kindes ein und wird zur anderen Natur. Wo aber die Kinderstube fehlt, da können gute Eigenschaften und schlichte Menschentugenden nicht so in der Stille und Ungestörtheit sich entwickeln, schon frühe greift in solchen Fällen die Zerstreutheit des übrigen Hauses, die nun einmal nirgendwo zu vermeiden ist, auch in des Kindes Dasein störend ein. In richtiger Kinderstube wird eben die kleine Kraft in kleinem Raume gestärkt, um sich dermaleinst im großen Raume zu erproben.

Was den Wert der Kinderstube als Pflegstätte der Kinderphantasie zu schlichten Tugenden noch erhöht, das ist der Umstand, daß wir in ihr ein Beobachtungsfeld haben, wie wir es uns nicht übersichtlicher denken können. Wenn das Kind im übrigen Hause bald hierhin bald dorthin gestoßen wird, so sind wir gar nicht im stande, es zu beobachten, da die Unruhe des Hauses Einflüsse ausübt und Äußerungen hervorruft, die wir ungerechterweise als Kindesfehler ansehen. Ist aber das Kind ungestört bei seinem Spiel, dann können wir den tiefen Sinn, der in diesem Spiel liegt, leichter und sicherer ergründen. Man muß ja hierbei vorsichtig sein mit seinen Schlüssen. Droschkenkutscher und Konditor, Koch oder Köchin wollen viele Kinder aus naheliegenden Gründen werden; daraus folgt noch nicht, daß ihr wahrer Beruf nach dieser Seite hin liegt. Auch steckt nicht in jedem Kinde, das den Pfarrer bei Kindtaufen nachahmt, ein zukünftiger Pastor. Auf bestimmte Berufszukunft schon in der Kinderstube schließen zu wollen ist verfrüht. Aber auf bestimmte geistige Neigungen und Eigentümlichkeiten kann man aus dem Spiele, bei dem Zwang nicht obwaltet, schon früh seine Schlüsse machen. Ob starker Egoismus in dem Kinde steckt, ob nicht, ob lebhaftes oder schweres Temperament, ob Ausdauer oder Flatterhaftigkeit, ob reiche oder arme Phantasie, ob Bedürfnislosigkeit oder anspruchsvolles Wesen, ob Beobachtungsgabe oder Mangel an ihr, ob philisterhafte Pedanterie oder ein gewisser Zug ins Große, ob zufriedener oder unzufriedener Sinn, ob optimistischer oder pessimistischer Grund-

zug des Wesens, alles das kann man schon frühe ahnen, wenn man nur den richtigen Blick für Kindesart besitzt und ihn sich nicht trüben läßt durch Elterneitelkeit.

Alle diese Zwecke kann die Kinderstube aber nur dann erfüllen, wenn sie richtig ausgestattet und eingerichtet ist, ausgestattet vor allem mit den richtigen Spielsachen. Die Kinderstube soll keinem Kramladen gleichen. Kein Zuviel in der Zahl und kein Zuvielerlei in Art und kein raffiniertes und überfeinertes Spielzeug. Es fehlt heute auf diesem Gebiete zu sehr am Einfachen, Naiven und dem kindlichen Sinn Entsprechenden. Eine falsche Eleganz und ein ganz unkindlicher Luxus droht in die deutsche Kinderstube einzuziehen. Da haben wir die eleganten Puppenstuben und Salons, die aufgeputzten Puppen (es gibt sogar schon Puppensanatorien), die überfüllten Küchen, die mit allen Gerätschaften ausgestatteten Schäfereien, die Materialwarenläden mit all dem Geschlemme der Gegenwart, die Burgen und Landschaften, an denen nichts fehlt, und alle die komplizierten Sachen, bei denen des Kindes Phantasie nichts mehr hinzu denken kann, mit denen es nichts mehr anfangen kann, als immer wieder dasselbe zu wiederholen, bis es müde wird und schließlich mit gesundem, selbsttätigem Kindessinn den ganzen raffinierten Kram zerbricht, um doch endlich etwas Neues, etwas Selbstgebildetes zu haben. Je täuschender außerdem die Spielsachen dem wirklichen Gegenstande nachgebildet sind, desto weniger bleibt der Einbildungskraft zu tun übrig. Diese kann man geradezu durch ein Zuviel der Naturtreue lähmen und ersticken.

Die besten Spielsachen waren, sind und bleiben diejenigen, die der Phantasie und der Selbsttätigkeit des Kindes den allerfreiesten Spielraum lassen. Wie viel mehr wert waren die alten guten Städte, die man in geheimnisvollen Jahrmarktsbuden für ein Billiges kaufen konnte, wie viel lieber dem Kinde das kräftige, breitspreizige Schaukelpferd als das stattliche, naturgetreue Tier von heute, das an Widerstandskraft dem alten nicht vergleichbar ist. Und dann all die anderen schlichten Sachen: die einfachen Eisenbahnen, die Arche Noah, das Kochgeschirr von Steingut oder Blech, die anziehbare Puppe, die Kegelspiele, die Bälle und der solide Baukasten von ehemals. Wie regte gerade die Einfachheit zu phantasievollem Gebrauch an. Es ist eine bezeichnende Geschichte, die sich häufig wiederholen mag, wie das Kind in reichem Hause an all den feinen Spielsachen, die unterm Weihnachtsbaume liegen, vorübergeht und mit Begeisterung nach einem Knäuel Bindfaden für 10 Pfennige greift! Der Instinkt sagt ihm eben, daß es aus diesem Spielzeug vieles bilden kann: Pferdeleinen, Drahtseilbahn, Gartenzaun und Verbindungen und Vereinigungen aller Art, die mühelos die schönsten Phantasiegestalten hervorzaubern. Und wer hat es nicht schon gesehen, wie Kinder mit dem Universalspielmittel, wie es Jean Paul genannt hat, mit einem Sandhaufen gespielt haben, der zu immer neuen und freien Gestaltungen die schaffende Erfindungsgabe des Kindes anreizt. Daß die einfachsten Spiele die besten und anregendsten sind, das sagen uns unsere Kinder, wenn wir sie im lustigen Selbstschaffen aus einem Stock

und Bindfaden eine Peitsche machen sehen; wenn sie die Fußbank als Hund, den Stiefelknecht als Geige oder Puppe, den Stuhl als Kutsche und den Spazierstock als Steckenpferd gebrauchen; wenn wir fernen sehen, wie auch die Natur ihre Produkte hergeben muß, um einfachem Kinderspiel zu dienen; die Eichel muß als Knicker oder Murmel, die Kapsel der Eichel als Schälchen oder Tabakpfeife, die Nußschale als Schiff oder als ein sonstiges Fahrzeug, die Stengel der Kuhblume als Kettenglieder und die Blätter der Bäume zu allerhand Formenbildungen sich in den Dienst der Kinderphantasie stellen. Zu solch einfachem Spielzeug gehört auch alle Papp- und Holzarbeit, weil auch sie der schaffenden Erfindungsgabe weiten Spielraum läßt, nicht aber die allzukünstlich ausgedachten mechanischen Spiele, welche die Erwachsenen ausgeklügelt haben, um die Kinderstube mit weiser Lehre zu erfüllen und auf die Wissenschaft der Schule vorzubereiten. Eine Kinderstube, die noch nichts Schulpflichtiges in sich schließt, soll keine Schulstube werden. Deshalb halte man auch beim Malen mit dem Pinsel und beim Zeichnen mit dem Bleistift und dem Griffel Schulfuchserei vom Kinde fern, vor allem aber alles Ornamental-Zeichnen, das man als eine Art von Vorschule des Schönheitssinnes ausgegeben hat; das Kind baut mit seinen Spielsachen am liebsten noch Lebensformen und diese malt und zeichnet es auch am liebsten. Und was uns manchmal eitel Kritzelei zu sein scheint, das ist für Kinderaugen, die groß und reich an Entdeckungen sind, etwas ganz anderes, als was wir mit unseren Augen sehen.

Wie mit den Spielsachen, so ist's mit dem Bilderbuche, das auch in erster Linie Spielzeug ist und als erstes Unterhaltungsmittel einen wesentlichen Teil der Ausstattung in der Kinderstube bildet. Auch hier ist Einfachheit die erste Forderung: möglichst knappe, abgekürzte Darstellungsweise und kräftige Umrisse. Bilderbesehen ist wie Spielen ein Symbol. Das Beleben und Deuten von an sich leblosen und sinnlosen Handlungen ist die Hauptsache. Nicht was die Bilder zeigen, ist das Wesentliche, sondern wie sie es zeigen: nicht das wissenschaftlich Gründliche, sondern das Künstlerische. Das Kind muß sehen lernen mit dem „stehlenden" Auge des Künstlers. Im Anschauungsbilde der Schule kann das nicht geschehen: Aus diesen Bildern sehen meist nur totgeschlagene Objekte lebloser Systematik uns an. Mortui te salutant, Tote grüßen dich, kann man von diesen Bildern sagen. Das Bild der Kinderstube soll den Gedanken ausstrahlen: Es lebe das Leben. Der Schwerpunkt unserer heutigen Bildung und Erziehung liegt viel zu sehr im abstrakten Wissen. Es fehlt vielfach an der liebevollen Pflege der Sinne. Die Kinderstube ist nun vor allem dazu da, sinnliches und zugleich sinniges Anschauen zu bilden, damit der Erwachsene nicht an den beglückendsten Genüssen des Lebens, die dem Auge sich bieten, als Sinnenkrüppel vorüberzuhumpeln braucht und damit nicht die Behauptung (Schulze-Naumburg) ihr Recht behält, daß das Auge eines Durchschnittsgebildeten heute nur noch ein Organ zur Vermittlung von Gedrucktem und zur Verhütung des Anstoßens an Laternenpfählen auf der Straße sei. Auch die

Farbengebung in Bilderbüchern verdient sorgfältige Beachtung. Die Pracht ungebrochener und energischer Farben soll im Kinderbilderbuche herrschen, nicht aber sorgfältige Farbenmischung, die alle gebrochenen Töne und Reflexe der Naturerscheinung nachahmt; Halbtöne, Schattierungen und allerhand subtile Farbenmischungen sind zu meiden; fern bleibe auch alles Kraft- und Charakterlose, alles Süßliche und Weichliche. Ob das farblose Bild erst in den späteren Kinderjahren in seine Rechte tritt, wenn verstandesmäßige Betrachtungsweise die reine Schaulust verdrängt, oder ob schon dem kleinen Kinde farblose Zeichnungen willkommen sind, ist zweifelhaft. Unstreitig haben an den Hey-Spekterschen Fabelbildern und an Richterschen Zeichnungen schon ganz kleine Kinder ihre Freude, mehr noch vielleicht an farbigen Bildern, deren Linien und Töne groß und einfach sind. Die Epoche der Farbenscheu in der Kinderstube sollte jedenfalls für immer hinter uns liegen.

Was sollen nun diese Bilderbücher darstellen? Jedenfalls zunächst das tägliche Leben, wie es im Engeren und Weiteren das Kind umgibt. Das tolle Treiben der Kinderstube, häusliches Leben und Treiben an Werkeltagen und in festlichen Stunden, Kindtaufen, Hochzeitsfeste, Weihnachtsfeier, Pfingstfreude in Feld und Wald, das Leben der Straße und des Marktes und auch schon mit Behutsamkeit das Leben der Schule. Die Behandlung aller solcher Vorgänge soll natürlich sein und doch angehaucht von dem dichterischen Zauber, den man nicht definieren, sondern nur vergleichen kann, etwa mit den Tönen einfacher Kinder- und Volkslieder. Und das Haus, das das Bilderbuch darstellt, braucht nicht gerade das moderne Haus zu sein, sondern ein anderes, das so anmutet wie die Märchenanfänge: „Es war einmal.“ Die Richterschen Bilder treffen am besten diesen Ton. Das Haus mit dem Pax vobiscum über der Türe, den Engeln vor dem Tor, dem Hunde zur Seite des Hauses und den zwitschernden Vögeln auf dem Dach; die Ruhe am Abend, wenn der mittelalterliche Handwerksmann mit seinen Kindern zum Gebet sich sammelt; der Christmarkt mit seinen reichen Schätzen und die Stadtmusikanten, die vom Kirchturm „Ehre sei Gott in der Höhe“ über die schweigende Stadt hinblasen. — Doch nicht nur die nächste Umgebung muß das Kind in seinen Bildern wiederfinden, nicht nur das triviale Treiben des Tages; auch seine Sehnsucht nach Heldentum muß befriedigt werden; deshalb dürfen Indianer- und Rittergeschichten nicht fehlen; unsere deutsche Vergangenheit mit ihrer Nibelungen-, Amelungen- und Wölsungasage und den Wikingerfahrten wird immer noch stiefmütterlich behandelt, weil wir uns in unserer eigenen Vergangenheit noch immer nicht so zuhause fühlen, wie es bei einem großen Volke sein sollte. Daß nicht nur die realistischen Stoffe, nicht nur die handgreifliche Welt in Bilderbüchern dargestellt werden, ist schon angedeutet worden; auch die Traumwelt und die Welt des Ahnens und Glaubens gehört dem Kinde, damit es nicht, wenn es erwachsen ist, der rohen Materie und materiellem Sinne zum Opfer falle. Legenden, Märchen, Sagen und die Welt der Bibel haben deshalb ihr gutes Recht in der Kinderstube; Christkindchen

und Engel, in deren Hut die Kinder schlafen, geben dem Kinderdasein erst seine rechte Weihe.

Bei der Wahl der Bilderbücher lasse man die Kinder möglichst selber bestimmen; doch gleiche man aus, wo Einseitigkeit eine Art von Gegengewicht verlangt: dem übermütigen Kinde werden ernste Vorlagen gut tun, dem Träumer gebe man keine unbelebten Landschaften; denn Schwelgen in Stimmungen der leblosen Natur macht weichlich. Dem realistisch angelegten Kinde lege man Bilder der Traumwelt und Sagenwelt vor; dem allzuernsten Kinde scherzhafte und humorvolle Stoffe, wie sie Busch, Klinger, Oberländer und selbst Meggendorfer bieten. Selbstverständlich soll man nicht pedantisch sein, sondern allen auch alles bieten und insbesondere jedem Kinde Anteil lassen am Humorvollen. Dabei erhebt sich eine Frage: Wie steht's mit dem Struwelpeter, wie mit Max und Moritz? An jenem haben seit lange prüde Ästhetiker, an diesem prüde Moralisten Anstoß genommen. Es ist ja richtig, daß heute ein Künstler beim Entwerfen des Struwelpeters kunstvollere Bahnen wandeln würde, ohne zu verlangen, daß die Kinder, was der Verfasser des Struwelpeter seinen Feinden entgegnete, schon als Säuglinge in Gemäldegalerien und Kabinetten mit antiken Gipsabdrücken großzuziehen seien. Aber ein Kernschuß war der Struwelpeter doch, weil sein Verfasser wußte, daß das Kind an der Karikatur die Übertreibung gar nicht so sieht wie der Erwachsene, sondern sie nötig hat, um die kräftig hervorhebende, mit starken Tönen arbeitende, scharf charakterisierende und gut sehende Kunst zu empfinden. Und was Max und Moritz anbelangt, so hat das Kind noch gar nicht das feine Gefühl für Mitleid, sondern eine etwas derbe Art zu empfinden, weil es noch mit interesselosem Wohlgefallen in die Welt schaut und mit harmlosester Grausamkeit mit Menschen und Dingen spielt.

Spielsachen und Bilderbücher sind also die Hauptausstattungsstücke der Kinderstube. Alles andere ist bald erledigt. Vor allem sorge man da, wo Kinder hausen, für Luft und Licht und Gottes Sonne und halte große Gardinen und Vorhänge fern. Die Tapete sei einfach, aber, wenn's geht, von freundlicher Wirkung für die Augen. Der Tisch habe eine glattgehobelte Platte, damit er gescheuert werden kann, und er sei fest, damit er zu allem Möglichen herhalten kann, was Kinderphantasie von ihm verlangt. Die Stühle seien einfach und spielfest, damit sie zu Pferd und Eisenbahn, zu Kanzel und Festung, zum Hüttenbauen und zu allem dienstbar gemacht werden können, was die Erfindungsgabe des Kindes gebieterisch von ihnen fordert. Dann ein kräftiger Schrank und Börte für das Kind, um seinen Habseligkeiten eine geordnete Lagerstätte zu bieten. Und schließlich, wenn alles gut geht, kröne ein behaglicher Kachelofen das Werk mit Ofenbank und mit Marienglas vor dem Feuertopf, damit man die Flammen tanzen sieht und abends in der Dämmerstunde auf diesem Platz Märchenstimmung und Glücksempfindung mit den Kindern genieße. Das ist das Ideal einer Kinderstube! Wer sie sich aber in dieser Form nicht leisten kann — und das werden viele sein — der sorge doch dafür, daß irgendwo das Kind

eine Stätte hat, wo es Alleinherrscher ist; irgend eine Ecke wird doch in der Wohnung — und sei sie noch so beschränkt — sich finden, die als Puppenecke oder als Pferdestall dem Mädchen oder Knaben zu eigener Scholle dient. Und an der Wand der Spielecke oder — wo das Glück günstiger ist — in der Kinderstube sollen Bilder guter und frommer Art nicht fehlen; nicht zahlreich; das Wenige aber sei gut gewählt und nicht etwa Ableger der Rumpelkammer. Wenn ich wählen sollte, würde ich Gustav Richter oder Oskar Pletsch oder eine von den farbigen Künstlerzeichnungen wählen, wie sie bei Teubner und Voigtländer für ein Billiges zu haben sind. Z. B. Richters „Dein Reich komme“: eine Naturlaube bescheidenster Art, davor eine Anzahl Kinder, mit denen ein Engel betet; drinnen eins, dem die Mutter das Händefalten lehrt; oben im Baum ein Kasten mit Staren, denen der Mensch Wohnungsgeber ist, und vor dem Starenkasten ein Engel, der ihn auf kleiner Flöte die Kunst des Musizierens lehrt. Wo Kinder so etwas sehen, geht ihnen unbewußt die Wahrheit auf — Worte soll man nicht drum machen —, daß das Glück des Lebens nicht in stilvollen Einrichtungen und Kostbarkeiten wohnt, sondern auch in einfachster Hütte, wenn nur das Reich des Glücks seine Strahlen hineinwirft, an das sich die Bitte des Vaterunsers richtet. — Sollte ich aber aus den farbigen Künstlerzeichnungen eine wählen müssen, so würde etwa Hans von Volkmann, „Die Sonne erwacht“ mir geeignet erscheinen. Auf diesem Bilde wirft die erwachende Sonne über weites Waldland ihre ersten blitzernden Strahlen, die das Gewölk verdrängen und die Waldränder säumen; zwischen mächtigen Buchenständen ein silberner Bach und tauglänzende Wiesen; Kuppen von Hügeln erglänzen an allen Rändern; brunten aber unter der Erde erwachende Heinzelmännchen, die die Arbeit dem Menschen bringen; oben im Wolkensaal ist unter Gesang und Posaunenschall eine Engelschar, die der Menschenarbeit Segen und Gedeihen bringt. Neben diesen standing works an der Kinderstubenwand mag ein Wanderrahmen hängen, in den man wechselnde Bilder einspannen kann, etwa Wiener Bilderbogen oder auch hier wieder Zeichnungen von Ludwig Richter und Oskar Pletsch. Dieser Wechsel richte sich in feiner Beobachtung nach dem, was die Kinder grade fragen.

Und diese Kinderstube, mag sie nun den Kindern allein gehören oder sonst als Wohnraum dienen, muß in schönen Zusammenhang mit dem Familienleben gebracht werden; hier muß etwas einkehren von der Gemeinsamkeit des ganzen Hauses, wie sie vor Zeiten so schön und sinnig gepflegt wurde. In den besseren deutschen Bürgerhäusern aus dem 16. und 17. Jahrhundert öffneten sich dem Eintretenden große Hausflure und Vorplätze, die allen Hausgenossen zu gemeinsamer Benutzung dienten, gleichsam eine Allmende des ganzen Hauses. Ebenso bildeten die traulichen Galerien, die Flure der Stockwerke einen Kinderspielraum und Sammelplatz des Hauses, das in warmer Jahreszeit hier tafelte: in katholischen Häusern war hier eine Art Hauskapelle mit großem Kruzifix an der Hauptwand. Im alten Bürgerhause war vielfach auch die Küche eine schön gewölbte Halle; in

geselligen Stunden versammelte sich hier die Familie, um ihr Abendbrod am häuslichen Herde zu verzehren. Hier wies der Volksglaube den guten Hausgeistern ihren vornehmsten Sitz an. Zurückrufen lassen sich ja alte Zeiten nicht, aber ihr guter Geist könnte als gute Sitte weiter wirken. So lange die Kinder heranwachsen, ist es gut, wenn sich die Familie zu Mahlzeiten grade in dem Kinderraume versammelt, schon der äußeren Ordnung wegen, die sich zwischen das Spiel des Kindes regelnd legt, aber auch des Geistes wegen, der mit dem Tischgebet hier Einzug hält. An den Sonntagen oder sonst in Stunden, wo bei den Großen die Arbeit ruht, mag Vater oder Mutter hier einmal mitspielen oder am Spiele des Kindes sich freuen. Und alle Feste, seien es Geburts- oder Namenstag oder sonstige Familienfeste sollen in diesen Raum ihre Feierstrahlen werfen, besonders das Weihnachtsfest und der Weihnachtsbaum. Er vor allem gehört in die deutsche Kinderstube. Die Franzosen fangen ja auch an sich den deutschen Weihnachtsbaum zu verschreiben, aber deutsche Weihnachten verschreiben sie sich noch lange nicht. Sie stellen den grünen Tannenbaum in den Salon, wir stellen ihn mit Vorliebe in die Kinderstube oder aber doch dahin, wo wir auch sonst wohnlich hausen mit unsern Kindern, um die schönsten Gaben, die Liebe wählt und Liebe nimmt, gleichsam am Sammelpunkt häuslichen Lebens, am häuslichen Herde und im Zusammenhang mit der Kinderwelt zu spenden.

Im Glanze des Weihnachtsbaumes verlassen wir nunmehr die Kinderstube nicht in der Absicht, den Schluß mit feierlicher Phrase zu schmücken, sondern um die Welt der Kinderstube im richtigen Lichte zu lassen, im Lichte des Friedens, der Ruhe und Abgeschiedenheit, die innere Freiheit schenken kann. Die Zeit, in der wir leben, nennt man mit Recht ruhelos. Man läßt dem Menschen keine Ruhe mehr, Mensch zu sein, dem Kinde keine Ruhe, Kind zu sein. Das Kind von heute soll eigentlich immer etwas bleiben lassen oder etwas anderes finden, tun und wollen, als es will, auch wenn es etwas echt Kindliches und kindlich Verständiges will. Immer nach anderen Richtungen reißen die Eltern das Kind, scheinbar aus Zärtlichkeit, in Wahrheit aus reiner Eigenliebe, um das Kind zum Musterexemplar der großen Serie von konventionellen Modellen zu machen, die wir Mensch nennen. Das sollte man nicht tun. Die Menschen haben ein Recht darauf, als Kinder behandelt zu werden, solange sie Kinder sind. Deshalb halte man von der Kinderstube die Außenwelt fern, sofern sie beengend, störend und beunruhigend wirkt. Eine geistvolle Schriftstellerin, die vielfach klar die Schäden unserer Zeit erkennt, Ellen Key, hat ein Buch geschrieben: „Das Jahrhundert des Kindes“ mit dem Motto: „Euer Kinder Land sollt ihr lieben, diese Liebe sei euer neuer Adel — das unentdeckte im fernsten Meere! Nach ihm heiße ich eure Segel suchen und suchen!“ Dieses unserer Kinder Land ist vor allem die Kinderstube, die insofern im fernen Meere liegen soll, als Ungestörtheit in ihr herrschen muß vor den Einflüssen von Schule, Gesellschaft, Staat und der verhängnisvollen öffentlichen Meinung, die am

Menschen so viel schulmeistern, reglementieren, kritisieren und korrigieren, daß aller Naturwuchs verloren geht. Möge die Kinderstube eine Stätte sein, in der es naturwüchsig im besten Sinne des Wortes hergeht, und das neue Jahrhundert nicht nur ein Jahrhundert des Kindes, sondern auch ein Jahrhundert „guter Kinderstube“. Denn die Töne, die in der Kinderstube klingen, geben dem ganzen Leben ihren poetischen Weiheklang. —

Aus neuerschienenen Büchern.

Mut heißt mir Ruhe und Besonnenheit im Leben, Verachtung des Schlechten und Aufopferung, Wahrheit und Freiheit in Rede und Tat ohne den Rückblick auf Gold und Ruhm.

* * *

Wer den Menschen und seine Herrlichkeit sehen will, der gesellt sich zu den Größesten und Herrlichsten, zu den Kühnen und Tapfern, den Weisen und Freien. Auch diese stehen scheinbar im irdischen Dienst des Bedürfnisses, aber ihr großes Herz vernichtet diesen Schein der Niedrigkeit durch ein höheres Leben.

* * *

Jetzt oder nie, so muß die Ehre immer sprechen; ihre Stunde, ja ihre Minute ist immer da; sie kann nichts verschieben, sie darf nichts von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen, ihr Gesetz bleibt immer das Kurze und Runde: Tue, was du mußt, siege oder stirb, und überlaß Gott die Entscheidung.

* * *

Einfalt und Festigkeit, die Kinder der Kraft.

* * *

Ich bin sehr ein Liebhaber des Zorns und Hasses, wenn sie aus dem Gefühl für Recht und Wahrheit entspringen und rufe im Glauben der alten Zeit: Fahre die Welt lieber zum Teufel, als daß man den Teufel selbst nicht beim Namen nennen dürfe!

* * *

Wir kennen die eine Würde des Mannes: sie heißt Mut und Arbeit und immer Mut und Arbeit. Jedem Sterblichen, der etwas Ernstes mit Ernst will, ist gegeben groß zu sein; jeder, der treu in Einem beharret erreicht seinen Zweck bis in den Tod: dem Edlen und Tapfern ist auch der Tod Zweck des Lebens.

Aus: Deutsche Art. Auszüge aus den Schriften von Ernst Moritz Arndt. Herausgegben von Gottlieb Schilling. Düsseldorf und Leipzig. Karl Robert Langewiesche.

Überfall der Römer auf Hessenland.

(Kulturbild aus dem Jahre 15 nach Christus.)

Von

Alexander von Peez.

Sechs Jahre waren seit der fürchterlichen Varusschlacht verflossen. Das große Westmeer sandte seine Winde über die deutschen Lande. Wolke drängte sich nach Wolke, ein flatterndes Heer, mit zerfließenden, das Auge des Grüblers anziehenden Gestalten. Noch hielt der Winter die Erde in seinen Banden gefangen, nur die Strahlen der Sonne verliehen dem einfachen, von der Natur karg ausgestatteten Wiesen- und Waldlande Hessens eine gewisse ernste Freundlichkeit.

Aber in diese friedliche Gegend wurden kriegerische Gerüchte getragen. Der Römer, so hieß es, der große Land- und Leutefresser, plane einen neuen Einfall. Alle Teilnehmer der Schlacht im Teutoburger Walde müßten ausgerottet werden Die in der Varusschlacht geraubten Römeradler, die in den heiligen Hainen der Cherusken, Marsen und Chatten an heiligen Eichen als Siegeszeichen und Götterdank prangten, brächten Jedem Verderben. Die nördlich wohnenden Nachbarn, die Marsen, habe schon im vorigen Jahre — dem Jahre 14 der neuen Zeitrechnung — ihr Geschick ereilt, nun sei es auf die Hessen abgesehen.

Wie ein Schwarm von Hornissen flogen diese Gerüchte von den Rheinlanden herüber. Man wußte nicht recht, woher und wie. Doch stellten sich bald als Urheber und Verbreiter jene Händler heraus, die nach älterem Brauche in regelmäßen Rundreisen ihre Ware anboten — Gallier oder Männer des tieferen Südens, mit fremdartigen Zügen, spähenden Blicken und glatten Zungen. Diesmal waren sie zahlreicher gekommen als sonst; auch ging die Rede, daß sie besonders neue und zierliche Dinge brächten und sie ungewöhnlich wohlfeil verkauften. So wurden sie, zumal von den Weibern, gut aufgenommen; waren sie aber unbemerkt, so ritzten sie Weg und Steg in Wachstafeln, und in den Herbergen wußten sie viel zu erzählen, vom großen Kaiser in Rom, dem niemand widerstehen könne, der seine Feinde vernichte und seine Freunde reich, ja überreich belohne! Lebhaft malten sie die Herrlichkeit der Hauptstadt aus, die Tempel, die Wasserwerke, die Paläste, Gärten, Straßen und Bildsäulen, die Spiele im Zirkus mit Tierkämpfen und Wettrennen von Roß und Wagen, die in den Straßen sich drängende, ungezählte Volksmenge, die starken, glänzenden Heere, die Fülle und Pracht der ewigen Stadt. Dann horchte mancher kühne

Geselle hoch auf und trug fortan schwer an der heimischen Armut; der Eine und Andere meldete sich auch wohl im Abenddunkel bei dem obersten der Händler und ließ sich eine gestempelte Münze geben als Zeichen, daß er in den Dienst des reichsten und stärksten Herrn der Erde eingetreten sei. Besonders bedacht jedoch waren die Händler auf Erkundung von Feindschaften und Zerwürfnissen unter den Vornehmen. Wie die Schaben an befleckten Stellen des Wollkleides ihre Nager ansetzen, so wußten jene Sendlinge die schlechten Gefühle des stolzen und heftigen Volkes zu finden, Neid und Eifersucht aufzuwühlen und dadurch Zwietracht auszusäen und Parteiungen anzuzetteln. Kostbare Geschenke lohnten in solchem Falle die gelungene Verführung. Eine Obrigkeit, die solchem Tun Halt gebieten konnte, gab es nicht, und bis die Kunde zu den Führern und Alten gedrungen war, verschwanden die kecken Fremdlinge. Aber ihre Aussaat blieb.

Die Straße, auf welcher man vom Rheine nach Hessen, Thüringen und Norddeutschland sowie vermittelst des Tales der Saale nach dem Nordosten verkehrte, kam aus der gesegneten Landschaft, wo der Main in den Rhein mündet; ihr Ausgangspunkt war die starkbefestigte Römerstadt Mainz mit dem Übergang über Rhein und Main. Auch von dem gegenüberliegenden rechten Ufer um Castel, Wiesbaden, Hanau und Frankfurt hatte einige Jahre vorher Drusus Besitz ergriffen. Nach dem Rechte fragte er wenig. Das Land gefiel ihm. Es bot jene Zugänge und schon notdürftig gebahnten Wege, auf denen seit unvordenklicher Zeit der Handel ging; auf ihnen gedachte jetzt der Römer sich dem Herzen Deutschlands zu nähern zum gelegentlichen Dolchstoße. Durch diese Besitznahme ward das deutsche Gebiet immer mehr beschränkt, es wurde den Deutschen einer ihrer ergiebigsten und anmutigsten Länderstriche entrissen und besonders geschädigt war ein Teil der vornehmsten Familien des Hessenlandes, die hier Landgüter und mancherlei Niederlassungen besaßen, wo die Feldfrüchte, Obst und Wein besser gediehen, als in der rauhen Heimat im Odenwald oder Vogelsberg, an Eder, Schwalm und Fulda. Auch das Warmbad der Mattiaken, Wiesbaden, vermißte man schwer. Vor dem einbrechenden Römer waren die deutschen Priester und Adligen geflüchtet, aber auch von der Bauernschaft hatten sich die ihres Volkstums bewußten Männer entfernt. Besonders zahlreich folgten ihnen die Frauen, welche die oft bewiesene Frechheit der römischen Kriegshauptleute und Soldaten scheuten. Wovon sollten nun die ihres Landes Beraubten leben? Anfangs wurden sie von Verwandten und Freunden aufgenommen, aber wie lange konnte das dauern? Kein Wunder, daß sie nur an Rache und Wiedererwerb ihres verlorenen Eigentums dachten, und die vielen bei Besitznahme des Landes begangenen Übeltaten riefen bis tief in die inneren deutschen Lande hinein die Blutrache wach. Alle Sippen waren in hellem Aufruhr.

Aber die Römer dachten nicht daran, von ihrem Vorhaben abzulassen. Sie handelten nach großem, kalten Plane, den der Kaiser in Rom vorgezeichnet hatte. Wie schon die Lande rechts der Donau, so sollten nun die Rheinlande dem Römerreiche zugehören — die schönsten und bestbebauten Gegenden Deutsch-

lands. Und nicht nur herrschen wollten darin die Römer, sondern sie machten daraus die Staffel zu neuen Eroberungen. Wenn Deutschland, das starke Herz des Weltteiles — so sprachen unter sich die römischen Heermeister — dem Kaiser unterworfen sei, wenn es lateinisch rede, das römische Recht sich gefallen lasse und seine kraftvolle Mannschaft an die Legionen abgebe, dann sei der Partner leicht zu bezwingen und fürderhin kein Feind mehr zu fürchten, die Weltherrschaft dauernd an das Kapitol gebunden, alles der Wölfin des Brudermörders (Romulus) untertänig. Auch brauche man den Deutschen keine großen Feldschlachten zu liefern; besser sei es, die inneren Zerwürfnisse der Fürsten und Häuptlinge zu nähren, ihre Ehrsucht und Racheluft zu schärfen, die Verletzten, die Gierigen, die Neidhämmel zu sich herüberzuziehen, dort aber, wo der Versuch einer Einigung gemacht werde, erbarmungslos niederzuschlagen.

Jetzt aber galt es den Hessen! Nicht ganz ungewarnt konnte der Überfall ins Werk gesetzt werden. Im Jahre vorher hatten die Römer mitten im Frieden die Marsen in der Gegend von Osnabrück heimgesucht, als gerade sie und ihre Nachbarn im heiligen Haine ein Fest der Göttin des Herdes und Hauses begingen. Ein rascher, sorgsam vorbereiteter Nachtmarsch hatte das Römerheer bis zur Feststätte geführt, alles Lebende ward niedergehauen, der in der Varusschlacht verlorene Legionsadler zurückgeholt, und ebenso schnell, als sie gekommen, waren sie wieder verschwunden. Daraus hatten sich die Hessen eine Lehre genommen. Denn auch sie hatten in der Schlacht im Teutoburger Wald mitgefochten und hatten, wie Cherusken und Marsen, als edelstes Beutestück einen Adler davongetragen, der an der Hainlinde bei Maden angeheftet war. Als daher ihre in Mainz und der Wetterau zurückgebliebenen Verwandten und Freunde ihnen sagen ließen „der Feind sei auf, der Römer bereite etwas vor," da zweifelten die vorsichtigen und kriegsgeübten Hessen nicht mehr, daß der Zug ihnen gelte. Eilboten ritten nach Maden. Frauen, Kinder, kampfunfähige Greise wurden nach Möglichkeit weiter ins Land geschickt. Die streitbaren Männer sammelten sich an den bekannten Orten; vorwärts des Vogelsberges scharte sich eine größere Abteilung, während rasche Jünglinge mit Falkenaugen auf Höhen spähten, Holz für Rauch- und Feuerzeichen schichteten und, die landeskundigsten von ihnen, in der Langen Hecke bei Wetzlar und in den Wäldern der Höhe (Taunus) lauerten. Als die Gefahr sich dringender zeigte, wurden zwischen Mainz und Gießen, zwischen Frankfurt und Fulda Weg und Steg ungangbar gemacht, indem man Bäume fällte, Verhaue aufschüttete und wichtige Talungen durch gestaute Bäche in Sümpfe verwandelte.

In Maden bei Gudensberg hatten sich die Ältesten der Hessen versammelt. Ein Fels, genannt „der lange Stein" ragt am Fuße des Wodensberges über Manneshöhe aus einer Wiese empor, das war seit unvordenklicher Zeit das Heiligtum und der Mittelpunkt des Stammes der Hessen. Ein heiliger Hain mit Totenhügeln der Ahnen und der Helden des Volks, da und dort zerstreut, erhöhte die Weihe des Ortes. Noch zwölf Jahrhunderte nach dem Einfalle

des Germanikus befand sich hier die höchste Gerichtsstätte der Grafschaft Hessen, an welcher sämtliche Freie, sowohl Ritter als Bauern, zusammenkamen. Die Römer kannten gar wohl die Bedeutung dieser örtlichen Heiligtümer der Deutschen und richteten besonders gegen sie als den Mittelpunkten des Widerstandes ihre Angriffe, ihre Zerstörungszüge.

Bei dem „langen Steine“ also saßen in weitem Kreise die Hundertmänner und Schöffen, meistens Greise mit silberweißen Bärten; unter ihnen ragte als voraussichtlicher Anführer Hildebrand hervor, ein Kriegsmann von hohen Jahren, aber noch voll Kraft. Klugheit, Tapferkeit, viele kühne und listige Kriegstaten, laute Stimme und Beredsamkeit empfahlen ihn zu dieser Würde, welche übrigens nur so lange dauerte, als das Aufgebot beisammen war, und dem damit Bekleideten viele Mühe, Gefahr und Eifersucht, sonst aber, außer erhöhtem Ansehn und einem Fortleben im Gedichte, keinen Vorteil brachte.

Um den Rat der Ältesten, welche saßen, standen in dichtem Kreise die Krieger zu Fuß, hinter ihnen die Reiter. Für Ordnung und Ruhe der Beratung sorgten strenge Gesetze, deren Wahrung in der Hand des oberen Priesters lag. Die Alten berieten. Alles lauschte gespannt ihren Worten. Nie ward ein Sprecher unterbrochen. Die Leute des Rings, des „Umstands“ durften nur nach erteilter Erlaubnis mitreden, und diese ward ihnen nur zuteil, wenn sie wichtige neue Tatsachen zu berichten hatten.

Von dem Obmanne der Häuptlinge aufgefordert, berichtete Aribo, der Führer der Streifscharen auf dem bei Mainz liegenden, noch freien Gebiete, — auch ihm hatten die Römer seine Güter in dem auf Wiesbaden herabschauenden Erbenheim geraubt — über das, was er von den Absichten der Feinde vernommen, sowie über die ersten, raschen Vorkehrungen, die er getroffen hatte. Seine Mitteilungen wurden mit gespanntem Ernste vernommen. Daran knüpfte sich eine Besprechung über die weiteren Schritte, . . . als plötzlich aus dem nahen Walde ein Schrei ertönte, der Hufschlag eines Rosses erklang und, als aller Augen sich nach dieser Stelle wandten, aus den Bäumen ein Krieger heranjagte, offenbar der Melder wichtigster Ereignisse. Hart an der heiligen Stätte und dem Ringe der Ältesten hielt der Reiter und sprang vom Pferde, die Reihen der Versammlung öffneten sich, Aribo trat ein, grüßte ehrerbietig und berichtete nun, nach ergangener Aufforderung, immer der Heiligkeit des Ortes bewußt und deshalb bei aller Erregung ruhig, über die Vorfälle, die er gesehn hatte. Das Heer der Römer habe bei Mainz die Rheinbrücke überschritten. Ein gewaltiger Zug mit wenig Troß, aber viel Reiterei, also wahrscheinlich zu einem raschen Vorstoße. Es sei ein mächtig Gleißen gewesen im Sonnenscheine. Die Truppe sei kaum schwächer, als das Heer des Varus war, das im Teutoburger Wald erlag, mindestens drei Legionen, dabei kriegsgeübter wie jenes; ebenso zahlreich seien die Hülfsvölker, hauptsächlich aus geworbenen deutschen Knechten bestehend. Nach Überschreitung des Rheins habe sich das Heer geteilt, der eine Flügel bewegte sich gegen die Wetterau, der andere gegen

Frankfurt, wahrscheinlich um zwischen Vogelsberg und Rhön vorzudringen. Aribo berichtete dann über die einstweilen von ihm getroffenen Maßnahmen, welche die Billigung des Rates fanden. Das Erste, was dann geschah, war die Wahl des obersten Heerführers. Sie fiel, wie erwartet, einstimmig auf den alten Hildebrand, und als der Vorsitzende des Rates das Ergebnis verkündete, erhob sich lauter, freudig zustimmender Zuruf in der ganzen Versammlung. Hildebrand hatte noch im Teutoburger Walde mitgefochten; man kannte seine Tapferkeit, aber man schätzte auch seine Erfahrung und Einsicht, und wußte, daß er sich von jeder, bei den damaligen Deutschen so häufigen prahlerischen Tollkühnheit fernhalten und mit dem Blute der Untergebenen sparsam umgehn werde. Viele Männer des Umstandes waren auf Hildebrand zugetreten, darunter manch alter Kampfgenosse, hatten ihm wortlos ins Auge geblickt und die Hand geschüttelt, und es bedurfte der priesterlichen Mahnung, um wieder die alte Ordnung und Ruhe herzustellen. Hildebrand machte sich von seinen Freunden los und trat zu den Schöffen zurück, die ihm nun in der Mitte des Kreises seinen Platz frei machten. In allen, den Krieg betreffenden Angelegenheiten hatte von da ab Hildebrand das erste und zumeist entscheidende Wort. Er wählte seine Hauptleute aus, meist aus jedem Gau einen, dann gab er dem kühnen Aribo seine Aufträge und sandte ihn mit dem bedächtigeren Dankward zur Seite als Befehlshaber nach dem Kriegsschauplatz zurück: der römische Heereszug sei nach Möglichkeit aufzuhalten, Zeitgewinn sei wichtig, aber jedes größere Gefecht müsse vermieden werden. Allgemeiner Sammelplatz sei Maden. Hier hätten sich alle Wehrfähigen, mit Mundvorrat auf zwanzig Tage versehn, einzufinden, und erst dann werde über das Weitere entschieden werden. Zu den vom Feinde zunächst noch nicht bedrohten östlichen und nördlichen Gauen des Hessenlandes ward das Notzeichen entsendet, der „Heerespfeil", ein in Schafblut rot gefärbter Pfeil, welcher schnellstens von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof, von Nachbar zu Nachbar getragen wurde. Auch an die befreundeten Stämme außerhalb Hessens, zumal an die Cherusken und Sigambern ritten Eilboten, um freundnachbarlichen Beistand bittend, obwohl man sich nicht verhehlte, daß bei der Nähe der Gefahr auf rechtzeitiges Eintreffen der Hülfe kaum zu rechnen sei. Wenn nicht selbst unmittelbar bedroht, geriet ein deutscher Stamm schwer in Bewegung. Einem Volke von Bauern und Grundbesitzern, so tapfer sie sein mögen, ist jeder Krieg eine große Last. Erst wenn das Feuer auf den Nagel brennt, erhebt es sich. Auf Gefolgschaften aber konnte man in diesem Falle nicht zählen, weil bei Verteidigungskriegen in einem befreundeten Lande wenig Beute zu holen war. Das ganze Wehrsystem der Deutschen war allezeit mehr auf den Angriff zugeschnitten.

So schnell und tatkräftig aber auf deutscher Seite diese Ereignisse sich vollzogen, so hatten doch auch die Römer nicht gesäumt, wohl wissend, daß von der Raschheit ihres Anmarsches der Erfolg abhänge. An der Spitze des dem Lahntale zustrebenden Heeres zogen deutsche Reiter; andern Hülfsvölkern war die Flankendeckung anvertraut. Als Schlachthaufe rückten deutsche Lanzknechte

sowie eine geschlossene Legion nach; hierauf Geschütz, Mundvorrat, Werkzeuge, worauf eine halbe Legion mit Hülfsvölkern die Nachhut bildeten. Ungefähr ebenso war der andere, der rechte Flügel geordnet, — alles sorgsam erlesene Truppen, auf solche Überfälle bereits gedrillt, mit Rachgierde wegen der Teutoburger Niederlage und der gelungenen Kriegslist der Deutschen erfüllt, alle gut verpflegt und vortrefflich bewaffnet mit Spieß und Schwert aus bestem spanischen Stahl und in jedem Teile der Ausrüstung den Deutschen unendlich überlegen, deren Landsturm noch mit Holzspießen auszog.

Die Hauptmacht stand bereits in der Wetterau um Friedberg und näherte sich dem Lahntale bei Gießen, während der nur um weniges schwächere rechte Flügel über Gelnhausen bis Schlüchtern vorgedrungen war. Auf Widerstand waren die Soldaten in den seltensten Fällen gestoßen. Da sie Ruinen machten, ließen die Deutschen sie nur Ruinen finden. Die durch die Römer in das einst so friedliche Land hineingetragene beständige Unsicherheit, der lange Grenzkrieg, hatten eine ebenso durchdachte als schonungslose Art der Kriegsführung herbeigeführt. In den Gegenden auf beiden Seiten des Vogelsbergs, wo dichtere Wälder, Verhaue, die durch verspätete Schneefälle genährten Bäche und Flüßchen mehr Hindernisse boten, zeigten sich die deutschen Krieger etwas zahlreicher, kam es schon zu kleinen Gefechten, die jedoch von den Deutschen, gegenüber der feindlichen Übermacht, bald abgebrochen wurden. Es hatten aber nicht alle Bewohner ihre Höfe verlassen; trotz aller Bitten und Befehle waren sie in der Hoffnung, unentdeckt zu bleiben, oder in der Erwartung, der Krieg werde sich in einer anderen Richtung entladen, in ihrem Eigentum geblieben. Zu dumpfem Trotz war eine Art Verachtung der Gefahr getreten, die jedoch nicht so weit ging, daß sie innerhalb ihres Besitzes irgend eine Vorsichtsmaßregel versäumt hätten. Die Gehöferschaften und Centen hatten Wachen aufgestellt, die mit Rauch und Feuer mit weithin schallenden Schlägen auf ein Brett, oder, in größerer Nähe, durch geschickt nachgeahmte Tierrufe die Annäherung des Feindes ankündigten. Ertönte ein solches Zeichen, so ward der Kriegsruf von allen, die ihn hörten, wiederholt, und da schon alle Sinne und Nerven aufs höchste gespannt waren, war in einem kurzen Augenblick die Gegend auf den Beinen. Die Männer stürzen in vollem Laufe zu Fuß oder zu Pferde dem Wege zu, der nach ihrem Hofe führt, um dem Feinde die Spitze zu bieten oder ihn doch aufzuhalten. Jeder Baum, jeder Dornstrauch, jede Hecke und jeder Graben werden verteidigt. Fortwährend ertönt der schrille Kriegsruf und dient zum Signal, wohin sich die Herbeieilenden zu wenden haben. Inzwischen ergreifen die Weiber die — wenn sie nicht schon früher vergraben ist — wenige wertvollere Fahrhabe, und eilen davon. Die Kinder treiben das Vieh in den Wald, aber es bedarf dessen kaum, denn die treuen Genossen, besonders die Pferde, kennen die Gefahr. Sobald der Kriegsruf erschallt, stürzen sie auf Wink ihrer Pfleger in vollem Laufe durch das geöffnete Hoftor dem nächsten Walde zu; selbst das Geflügel rettet sich in das nächste Gehölz. Im Hof bleibt nur ein Knabe oder ein Greis, der auf das Leben ver-

zichtet hat; er unterhält in einer der Hütten ein großes Feuer und lauscht gespannt auf die Kriegsrufe und den Gang des Gefechts; nähert sich der Feind, steht es also schlecht, so wirft er einen Feuerbrand in das Getreide oder auf das Strohdach und verschwindet im Walde. Ist jedoch der Hof schon umstellt, so beginnt ein furchtbarer Kampf, Gnade wird weder gegeben noch genommen, die Weiber fechten womöglich noch rasender wie die Männer, und es wäre leichter gewesen eine Wildkatze ihrer Wälder mit bloßen Händen zu fassen, als ein zehnjähriges Hessenkind. Das war auch sehr verständlich, denn die Römer hatten ihre Söldner zum Teile aus den wildesten, grausamsten Völkern geholt, Bogenschützen aus Numidien, Berber, Gebirgsbewohner des Libanon, sie alle waren losgelassen gegen das arme Volk, das keinen anderen Wunsch hatte, als daß man es in Frieden lasse!

Solche wilde Vorfälle, wie sie hier geschildert, wurden häufiger, als die Römer weiter vordrangen. An einzelnen Orten kam es auch schon zu Gefechten. Die Scharen der Deutschen wurden dichter. So eilig ihr Zug, unterließen die Römer nie den nächtlichen Lagerschutz. Schon näherten sie sich dem hessischen Kernlande, schon hatten sich ihre beiden Heere in der Gegend von Ziegenhain vereinigt. Schon glaubte Germanikus den Sieg in Händen zu haben und in der Gegend der Eder mit den furchtbaren Mitteln einer Weltmacht dem kleinen Hessenvolke den vernichtenden Schlag beibringen zu können, — da traten Ereignisse ein, die alles änderten. Es hatte nämlich der kluge Hildebrand zu den seligen Fräulein (Nymphen) des Waldes gebetet und sein Flehn war erhört worden. Sein weiser Plan war auf die zahllosen Bäche und Flüßchen des Hessenlandes gegründet, die, ein wahres Netz und Geäder bildend, mit klaren Wellen und schönen, dichterischen, uralten Namen das Land durchziehen. Hildebrand hatte den Kriegern statt des Schwertes den Spaten in die Hand gedrückt, — ihm zu liebe ließen sie sich's gefallen, — und nun begann ein mächtig Schanzen! Die Brücken zwischen Eder und Fulda wurden abgeworfen, die Dämme durchstochen, durch neue Dämme die Fluten über das sonst zugängliche Land gebreitet. Die vielen Wiesen wurden Sümpfe, die Täler Teiche. Die Römer nahmen das unheimliche Treiben bald gewahr, sie hätten viel lieber mit Menschen gekämpft, als mit Schlamm und künstlichem Moore. Der schwerbepackte Soldat glitt aus, sank; die Geschütze und Vorratswagen blieben stecken, die Rosse wurden unruhig. Man mußte Umwege nehmen und stand nach langem Suchen, doch zuletzt wieder vor einem neuen Hindernis gleicher Art. Dazu trat in der Witterung ein Umschwung ein. Es war Vorfrühling. Germanikus hatte diese Zeit gewählt, weil der Mangel des Laubes die Wälder minder dunkel machte, und noch leichter Frost das Land härtete. Jetzt aber warfen die Wetterkundigen bedenkliche Blicke gegen Himmel, es begannen mildere Lüfte zu wehn, die in den oberen Gegenden noch vorhandenen Schneeflächen nahmen eine graue Farbe an, — und nun die verzweifelte, rastlose Arbeit der deutschen Schanzer und Deichgräber! Die Gewässer mehrten sich. Trat Regen und entschiedenes Tauwetter ein, so war Schlimmes zu befürchten. Die Erinnerung an die Varusschlacht erwachte. . . .

Da ließ Germanikus einen Kriegsrat zusammentreten, — zum Scheine und zur Beruhigung der Seinen, denn sein Entschluß war schon gefaßt. Er rief Freiwillige auf, die in raschem Ansturm noch einen Vorstoß gegen die Heiligtümer bei Maden versuchen sollten. Glänzende Belohnungen versprach er den Teilnehmern, noch weit glänzendere dem, der den Legionsadler zurückbrächte. Sonst sollten sie alles mit Feuer und Schwert vertilgen und rasch zu dem Heere wieder zurückeilen.

So geschah es. Die starke Truppe, durchweg Reiter, sprengte weg und sie erreichte auch wirklich die Eder, übersetzte sie, — kein Widerstand regte sich, so hatte es Hildebrand befohlen, — der heilige Hain ward betreten, dort stand der heilige Baum, ragte der Lange Stein, blickte der Wodensberg herab. Wohl gelang es den Römern die Hofstätten bei Maden in rauchende Trümmerstätten zu verwandeln, wohl führten sie Hiebe nach den heiligen Bäumen, und ein verwegener Centurio aus dem Stamme der Bataver splitterte sogar sein Beil an dem heiligen gewachsenen Stein, aber, als höhnisches, grimmes Lachen antwortend aus dem Boden zu dringen schien und von dem durch Verhaue geschützten Gudensberge wilde Rufe erklangen, dichte Rauchsäulen emporstiegen und es sich in den Wäldern zu regen begann, da erfaßte Schrecken die verwegene Römerschar, sie sprengte zurück und freute sich, beim Heere angelangt, ihres glücklichen Entkommens. Kein Adler war in ihren Händen! Sie trafen den Feldherrn und das Heer schon im Abzuge. Nun begann auch das Umschwärmen der Deutschen. Wehe dem Römer, der zurückblieb oder sich von der Truppe entfernte! Mancher Söldner büßte seine Beutelust und den Gehorsam gegen Rom mit dem Leben. Ernst und düster kehrte das Heer zurück, das vor wenig Tagen so hoffnungsfroh ausgezogen war. Die Römer durften sich rühmen, daß ihrer Rosse Huf den heiligen Boden der Hessen berührt. Aber was war das? So hatte Hildebrand es gewollt! Die 29 Höfe bei Maden waren nach wenig Wochen wieder erstanden. Die Triebkraft der ewigen Natur überzog bald wieder mit neuer Rinde die Beilspuren an den Eichen und Linden des heiligen Hains, und der Lange Stein war den Kindern des Hessenlandes doppelt teuer, seitdem eines römischen Kriegers Beil am uralten Gesellen zersprungen.

Im Lande aber erhob sich, als das Scheitern des römischen Überfalles bekannt ward, lauter Jubel. Vorerst ward den von dem Feinde erschlagenen Landesgenossen, sowie den in den Dörfern und Höfen des westlichen Kriegsschauplatzes hingemordeten Frauen und Kindern die letzte Ehre erwiesen, dann aber beschlossen die Ältesten, den Göttern ein großes Dankfest zu feiern.

Statt des blutigen Heerpfeiles ging nun ein kurzer grüner Stab herum, in welchem Runen-Zeichen eingeritzt waren. Wer könne, möge nach Maden kommen! Wiederum bewegten sich die Züge des Volkes nach der Eder, aber wie ganz anders in der Stimmung, als noch vor wenig Wochen! Damals las man auf Aller Angesicht ernste Sorge, heute dagegen Fröhlichkeit und Stolz! Damals kamen nur Krieger, heute auch Frauen, Mädchen und als schönste Zier die Kinder, in heit'rer Unschuld, die Flachshaare mit frischem Grün durchwunden.

Es war ein herrlicher Maitag des Jahres 15 als von allen Seiten die Züge der Walfahrer bei Maden und Gudensberg eintrafen. Der Lange Stein war bekränzt; von den heiligen, den Dingplatz umstehenden Bäumen flatterten rote Bänder herab. Als die Stunde gekommen war, erklangen drei Schläge auf ein hängendes Brett, und die Schöffen und Ältesten bildeten den Kreis, in ihrer Mitte jedoch nicht mehr der Feldoberst Hildebrand, sondern der Oberpriester Libig.*) Ringsum standen die Männer bewaffnet, aber in einiger Entfernung sah man auch Frauen und Kinder im Walde lauschend. Tiefe Stille war eingetreten. Die vielhundertjährigen Eichen und Linden grünten um den Langen Stein. Seitwärts von diesem sah man, von kräftigen jungen Männern an den Hörnern gehalten, einige junge Stiere, Hämmel und Ziegenböcke; näher nach der Versammlung befand sich, an den Langen Stein gelehnt, eine große, als Altarblatt dienende Steintafel, auf welcher Schüsseln mit Brod, Hafergrütze, Honig, Butter, Milch und Meth standen. Jetzt erhob sich der Oberpriester, ein hoher Greis mit scharfen, durchgeistigten, entschlossenen Zügen, das Haupt von Silberlocken umrahmt, und nahm die Pelzmütze ab. Alle folgten seinem Beispiele. Der Priester blickte zur Sonne und trat dann zu dem heiligen Steine, der in seiner trotzigen und unerschütterlichen Festigkeit als Wahrzeichen und Bild des Stammes verehrt wurde. Libig betete. Seine Augen waren starr auf den Altar gerichtet. Seine Lippen bewegten sich, seine Hände reckten sich bald in die Höhe, bald sanken sie herab oder kreuzten sich auf der Brust. Diese Bewegungen wurden von allen Männern wiederholt. Von seinem Gebete waren nur einzelne Worte wie Gott, großer Gott, Gnade, Dank verständlich, und auch diese wurden von der Landesgemeinde mit tiefer Ergriffenheit wiederholt. Jeder wußte, was sie bedeuteten. Mit einem Male ward es wieder ganz still. Der Greis bedeckte sein Haupt und Alle folgten ihm. Dann wandte er sich zu einem rechts von ihm in blühend weißem Kittel dastehenden Knaben, der ein Brett mit einem offen daliegenden, aus scharfem Steine gefertigten Messer trug; der Priester nahm das Messer und ließ es in der Versammlung rasch kreisen. Alle mußten es berühren und erhielten dadurch Anteil an dem Verdienste des nachfolgenden Opfers. Nachdem das Messer zu ihm zurückgekehrt, nahm der Priester von der Hand des links neben ihm stehenden Knaben eine Schüssel und winkte, daß man ihm das erste Opfertier vorführe. Es ward zu Boden niedergehalten, der Priester öffnete mit dem Messer die Kehle und fing das rinnende Blut in der Schüssel auf, wobei er stets betete und gewisse förmliche Bewegungen einhielt. Die mit Opferblut gefüllten Schüsseln wurden auf die schon erwähnte Steinplatte gestellt, der Priester ergriff einen schon bereitliegenden Buchenzweig, tauchte ihn ein und besprengte den Langen Stein unter stetem Murmeln. Bald drängte sich Jung und Alt herbei, um irgend ein Stück Leinwand oder Wolle oder auch den Finger mit dem Blute zu netzen; es gilt das als Schutz gegen mancherlei Ungemach. Auch konnte man

*) Libes bei Strabo VII c. 1.

sehn, daß Männer einen Tropfen auf ihre Waffen fallen ließen, die sie jedoch nur mit besonderer Erlaubnis des Priesters hatten mitbringen dürfen und nach erfolgter Segnung in Obhut des Priesters abgeben mußten.

Während nun die jüngeren Leute sich in einiger Entfernung zu den Feuern und Kesseln begaben und bei der Herrichtung des Opferschmauses mitwirkten, blieb der Priester mit den Älteren am Altare stehn, hörte die Bitten der Einzelnen und lieh ihnen in kurzen Gebeten seine Unterstützung. Dann traten sie zusammen, der Greis nahm einen flachen Kuchen vom Altare in die Hand und sprach mit ernster Stimme: „das Brod, das ihr dem großen Gotte zum Opfer gebracht, hat auf seinem Tische gelegen und ist heilig geworden, von diesem Brode esset, und es wird euch Heil bringen." Er brach dann das Brod und verteilte es in kleinen Stücken. Auch nahm er ein Gefäß vom Altar, das Meth und Honig enthielt und reichte es den Anwesenden. Sie nippten an Brod und Wein, worauf einige im Chor dem Priester nachgesprochene Worte den eigentlichen Gottesdienst schlossen.

Von den auf dem Steinaltar niedergesetzten Speisen und Getränken wurde nichts berührt, sie sind für milde Zwecke bestimmt oder gehören dem Priester, welchem auch Opfermesser, Schüsseln und Häute der geschlachteten Tiere zukommen.

Nun aber wendeten sich Alle zu den Feuern, über denen in großen Kesseln das Fleisch siedete.[1]) Viele hatten für sich und ihre Angehörigen von frischem Laube Hütten errichtet, andere Gruppen lagerten im Freien. Auf den Priester ward gewartet, weil nur er das Recht hatte, das im heiligen Hain gebraute Bier für die Gäste zu spenden. Diese saßen an kleinen, niedern, runden Holztischen, meist sechs bis acht zusammen. Die älteren Leute wurden von Mädchen und Knaben bedient. So schmausten sie nun. Als aber die Begierde nach Speise und Trank gestillt war, hörte man Lieder, traten die Jünglinge zum Tanze zwischen gezückten Schwertern an, und bald darauf begann am Haupttische, wo die Ältesten, die Angesehensten und die Gäste saßen, das Minnetrinken zu Ehren der Götter und Helden, und der vor dem Feinde Gefallenen. Dann bezeugte man den Lebenden die Huldigung, zunächst den Gästen, die von den befreundeten Stämmen der Marsen, Sigambern und Cherusker erschienen waren. Aller derer ward gedacht, die im Kriege durch hervorragende Taten sich ausgezeichnet hatten: Aribo, Dankward, Grimm, Volker, Gero, Siegmar, und wie die Tapferen hießen. Keiner aber ward mehr gefeiert, als der ehrwürdige Hilde-

[1]) „Weil die Deutschen (Angelsachsen) gewohnt sind, ihren Göttern Stiere zu opfern, so möge man ihnen diese Feste lassen. Sie können immerhin am Tage der Kirchweihe oder des Gedächtnisses der Heiligen (Heroen?) . . . . sich rings um die aus Tempeln umgeweihten Kirchen Laubhütten errichten, und beim Mahle froh sein. Aber nicht dem bösen Geiste sollen sie opfern, sondern Gott zum Lobe ihre Tiere schlachten und essen und dem Spender alles Guten für ihre Sättigung danken. Nur wenn man diesem Volke einige äußerliche Freuden läßt, wird man es desto leichter zu den innern Freuden hinüberleiten." Papst Gregor (um das Jahr 600). Bei den Schilderungen des Kriegs und des Opferfestes ward ein älteres aber wenig gekanntes Werk von Tefik Bey (Lapinsky) „Die Bergvölker des Kaukasus" reichlich benutzt.

brand. Die blauen Augen und das treuherzige Gesicht mit den starken Zügen von Freude durchleuchtet, bot der gewaltige Mann im leichten Pelzrock, mit dem nach Suevenart zu einem Büschel gewundenen, schon ergrauten Haupthaare, ein Bild des ächten alten Hessenstamms; die Gäste umarmten ihn, und fröhlich ward's, wo immer er erschien und sich bei befreundeten Sippen niederließ. Als aber der älteste der Schöffen, Ruodo — seine Besitzungen waren zu Rödelheim bei Frankfurt gelegen — sich erhob, um auf Hildebrand ein Hoch auszubringen, da drängte sich alles herbei und lauschte den Worten des Sprechers. Dieser begann mit Schilderung des gelungenen blutigen Überfalls der Römer in Marsenland, erwähnte ihre sorgsam geheim gehaltenen Vorbereitungen gegen die Hessen, die sich jedoch nicht täuschen ließen; sprach dann von der Wahl des Obersten, malte dessen schwere Verantwortlichkeit, da er zu entscheiden hatte, ob, wie die große Mehrzahl des kampffrohen Volkes wollte, vor Maden eine Schlacht zu liefern oder aber eine abwartende Haltung anzunehmen sei; pries dann den Rat Hildebrands, statt alles auf eine Karte zu setzen, wodurch selbst im Falle des Sieges der immerhin nicht zahlreiche Stamm auf Jahrzehnte hinaus geschwächt worden wäre, vielmehr die Elemente gegen den Feind loszulassen; nur Hildebrand, ein in ganz Deutschland wegen seiner Kühnheit bekannter Held, habe bei dem Volke eine so bedächtige Haltung durchzusetzen vermocht,[1]) dafür stehe aber jetzt der Stamm geschont und kampftüchtig da, wie nach der Hermannsschlacht. Hildebrands Name werde im Liede fortleben bis in die spätesten Tage! Da erhob sich endloser Jubel, Hildebrand ward trotz seines Sträubens auf die Schultern gehoben und nach dem Langen Stein getragen, wo ein vom Priester gesprochener Dank an die Götter das Fest schloß. — Der Morgen des nächsten Tages fand Männer und Frauen schon wieder bei der Arbeit in Flur und Felde.

Das Scheitern des Überfalles auf Hessen, stählte in ganz Deutschland den Mut und die Widerstandskraft. Ein grimmer Centurio jedoch, aus der römischen Kerntruppe der Bataver, als er auf dem Rückzuge, der letzten Einer, über die Mainzer Brücke schritt, warf sein Schwert in den Rhein mit den Worten: „Verflucht seist du, daß ich dich gegen Brüder gezogen! Wehe den Römern! Da sie, die Weltherrscher, unter einem solchen Manne, wie Germanikus, unter einem Kaisersohne mit solcher Fülle von Gold und Stahl nicht ein kleines, armes, dürftig bewaffnetes und überraschtes Volk bezähmen konnten, so geht es mit ihrem Regiment zu Ende, und die Deutschen werden ihrer Herr werden!"

Noch dreihundert Jahre hat es gedauert; noch erhielt sich die Römerherrschaft an Rhein und Donau, indem sie Deutsche gegen Deutsche ausspielte, eine Rechnung, von der man annahm, daß sie nie fehl gehe. Aber endlich, endlich ist doch die Weissagung des alten Batavers in Erfüllung gegangen!

[1]) „Nam barbaris, quanto quis audacia promptus, tanto magis fidus rebusque motis potior habetur." Tacitus, Annalen I, 57 „Die Menge hält allemal den lautesten Schreier für den besten Mann." Zum Glück lag bei den Hessen die Entscheidung nicht bei der Menge, sondern bei der Landesgemeinde der Hausväter!

Die Franzosenherrschaft auf der deutschen Bühne.

Von

Karl Strecker.

Auf keinem Kulturgebiet nimmt sich das Prinzip der chinesischen Mauer so lächerlich aus, wie auf dem der Kunst und Literatur. Unsere Menschheit ist alt genug, um sich hier wenigstens als Menschheit zu fühlen. Und sähe ich heute jenseits des Wasgauwaldes eine Pflugschar, die eine tiefere Furche in den Boden der neuen Menschheit risse, als irgendwelche bei uns, so wäre ich sicherlich nicht der Letzte, der auf sie hinwiese. Nichts törichteres gibt es, als das Schwache am eigenen Hause zu loben und alles, was jenseits der Grenze liegt, herabzusetzen. Denn so lehrt man sein Volk das kleine, zufriedene Behagen statt des ausgreifenden Strebens, so nimmt man ihm den Sporn und die Perspektive und das große Beispiel. Es sind vielleicht gute Leute, aber sicher schlechte Musikanten, die von einem Ibsen oder Gorki nichts wissen wollen, weil beide nicht innerhalb derselben Grenzpfähle geboren sind, wie sie selber, und statt ihrer lieber heimische Schwächlinge preisen. Suchten wir doch unser Auge so licht und sonnenhell zu machen, daß wir mit Goethe sprechen lernten: „Aber freilich, wenn wir Deutschen nicht aus dem engen Kreise unserer eigenen Umgebung hinausblicken, so kommen wir gar zu leicht in . . . pedantischen Dünkel. Ich sehe mich daher gern bei fremden Nationen um und rate jedem, es auch seinerseits zu tun. Nationalliteratur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen.“ So sagte Goethe zu Eckermann. —

Auch brauchen wir uns der Achtung und Bewunderung vor den feinen, glänzenden Geistern eines begabten Nachbarvolkes, wie die Franzosen, nicht zu schämen; noch heute können die meisten bei uns die leichte Hand, die graziöse Form, das geschickte Zusammenschließen und Gruppieren üppiger Schätze der Erfindung an ihnen lernen. Und so, wie in den Tragödien Racines, in den philosophischen Erzählungen Voltaires, in den guten französischen Romanen früherer Zeit die Logik der Gefühle ohne Lücken und Abschweifungen ganz an den Leser herangerückt wird, ist einzig. Kurzum: von den Besten der Franzosen zu lernen, dürfen wir noch lange nicht als unerläßlich ansehn.

. . . Von ihren Besten — aber ihre Besten sind die Gegenwärtigen nicht. Was ihre Gegenwärtigen uns, zumal von der Bühne herab, geben, ist, in der

Masse gesehen, ein zu uns herüberspritzender Abschaum niedergehender Kultur, in dem wir nichts zu suchen, aber manches zu verlieren haben. Herüberspritzend? herüberbrandend, überschwemmend. Auf fünf und mehr Berliner Bühnen brodelt allabendlich dieser unsäglich seichte Gischt, der schmutzige Schaum der literarischen Ehebruchindustrie, das Grisettengeschwätz aus Eropolis, zurechtgestutzt in der hohlen Konstruktionsmanier altbewährter Bühnenmathematik. . . . Daß diese Spezialität für den Nichtfranzosen, zumal für den Deutschen, gar keinen Sinn und Wert hat, sieht ein Blinder und man sollte daher meinen, auch unsere Theaterdirektoren müßten es sehen. Aber nein. Diese unablässig greifenden, schweifenden, streifenden Herren fassen zu, sobald ihnen ein geschickter Agent oder ein Übersetzer, zumal wenn er nebenher Kritiker ist, irgend eine neue Variation des altbekannten französischen Machwerks unter die Hände schiebt. Ist es ein Mißgriff — nun so ist es wenigstens ein „französischer“ Mißgriff und der wird in deutschen Landen nicht so streng beurteilt. Jedenfalls ist dies Verfahren bequemer und billiger, als selber suchen, wählen, probieren, zumal unter deutschem Angebot. Berlin wird so zur „Provinz“ von Paris. Wie bei uns die deutschen Provinzbühnen unbedenklich das aufführen, was in Berlin die Belastungsprobe einer Premiere glücklich bestanden hat, so übernimmt eine bestimmte Gruppe unserer Berliner Bühnen unbesehens die Pariser Zugstücke aus den Händen tantiëmenlüsterner Vermittler. Hätten diese Direktoren mehr Geschmack und Bildung, müßten sie sich sagen, daß diese totgehetzte dramatische Ehebruchindustrie einen Schimmer von Sinn lediglich dort hat, wo die ganzen Zustände, die Mädchenerziehung, die Ehegesetze, die Lebensanschauung ihr allein einen möglichen Hintergrund geben. Auf unsere deutschen Verhältnisse übertragen, sind diese abgestandenen Aufgüsse alter Pariser „Kamellen“ doch ungenießbar. Sogar Heinrich Heine, der gewiß in dieser Richtung nicht engherzig war, schrieb — schon im Jahre 1837! —: „Der französische Lustspieldichter kommt mir zuweilen vor wie ein Affe, der auf den Ruinen einer zerstörten Stadt sitzt und Grimassen schneidet und ein grinsendes Gelache anhebt . . . Ich habe schon erwähnt, daß die Hauptmotive des französischen Lustspiels nicht dem öffentlichen, sondern dem häuslichen Zustande des Volkes entlehnt sind; und hier ist das Verhältnis zwischen Mann und Frau das ergiebigste Thema. Wie in allen Lebensbezügen, so sind auch in der Familie des Franzosen alle Bande gelockert und alle Autoritäten niedergebrochen. Daß das väterliche Ansehen bei Sohn und Tochter vernichtet ist, ist leicht begreiflich . . . Dieser Mangel an Pietät gebärdet sich noch weit greller in dem Verhältnis zwischen Mann und Weib, sowohl in den ehelichen als außerehelichen Bündnissen, die hier einen Charakter gewinnen, der sich ganz besonders zum Lustspiel eignet. Hier ist der Originalschauplatz aller jener Geschlechtskriege, die uns in Deutschland nur aus schlechten Übersetzungen oder Bearbeitungen bekannt sind.“ — —

In jüngster Zeit schien es einmal so, als ob man sich in Paris selber auf den beschämenden Tiefstand dieser stets eindeutigen, schablonenhaften Possen-

fabrikation besänne, — abgesehen davon, daß wirklich ästhetisch Empfindende auch in Paris für sie seit langer Zeit nur ein mitleidiges Lächeln hatten, wie Maupassant beweist, der schon vor zwanzig Jahren in einer seiner besten Skizzen eine gebildete Pariserin sagen läßt: „O Liebste, wie albern sind diese Salonstücke der Gegenwart! Alles gezwungen, unfein, schwer. Die Witze gehen wie Kanonenschüsse los und zerschmettern alles. Kein Geist, keine Natürlichkeit, kein Humor". Von unserem deutschen Standpunkt aus könnten wir noch hinzufügen: Diese sich ewig gleichbleibenden Späße „Verwechselt das Weibchen" sind auf die Dauer unbeschreiblich widerwärtig. Immer derselbe treulose Mann mit 25000 Franks Renten, der seine ebenso treulose Gattin mit der Frau eines Freundes oder mit einer Kokotte frech und blond betrügt, der in immer das nämliche Labyrinth von Verlegenheiten gerät, sich herein- und herauslügt, immer abgefaßt und niemals bestraft wird. Der Stumpfsinn dieser grundlosen Angstkomik geht soweit, daß bei „Novitäten" die Pariser Schauspieler selber erst im Lauf mehrerer Wiederholungen merken, was eigentlich komisch auf die Zuschauer wirkt; sie machen dann ensprechende Pausen für das Gelächter und stellen „Tableaux" — gleich als wollten sie das Greisenhafte, Versteinerte dieser Kunst so ins rechte Licht setzen. „Der Besucher einer späteren Vorstellung", schreibt ein Pariser Ästhetiker, „sieht an den Tableaux und Pausen ganz deutlich, was bisher immer eingeschlagen hat und das führt nicht zu den freundlichsten Urteilen über unsere Zeitgenossen. So wird man aus Langeweile zum Menschenfeind, und wenn die letzten Einfälle des Schlußaktes vorüber sind, verschwört man es, je wieder an so dummes Zeug, wie es eine Pariser Posse ist, schlafbare Stunden zu verlieren".

So urteilt ein Pariser. Und die Berliner? An jeder Anschlagssäule kann man täglich die Dokumente ihrer rührenden Geschmacksbescheidung lesen. Das Neue Theater, das Trianon-, das Zentral-, das Bunte-, das Belle-Alliance-, das Intime-, das Residenztheater — sie alle, und zwischendurch noch einige andere, tischen mit kurzen Unterbrechungen Abend für Abend ihren Gästen die abgetragenen Muster aus der Pariser Ehebruchskonfektion auf. Am klügsten und findigsten in der Auswahl, am sorgsamsten und unterhaltendsten in der Darstellung ist in dieser Spezialität noch immer das Residenztheater, betrachten wir also kurz das Stück, das gegenwärtig dort Abend für Abend gegeben wird. Es heißt „Lutti", ist von Monsieur Veber verfaßt und hat folgenden Inhalt: Der Pariser Junggeselle A. heiratet, um von seiner Geliebten B. und von seinem sumpfenden Freund C. loszukommen. Er (A.) reist zur Hochzeit in die kleine Vaterstadt seiner Braut. Wen trifft er dort? Seinen sumpfenden Freund C., welcher der — Vater seiner Braut ist und seine Geliebte B., die dort als eine ehrsame, wohltätige, keusche Dame der Gesellschaft lebt. Beide (B. und C.) bringen ohne von einander zu wissen, unter irgendwelchem Vorwande den größten Teil des Jahres in Paris zu. Nebenher ist der frühere Verlobte der Braut, ein als Buschmann karrikierter Gelehrter mißverständlich in ein Irrenhaus gebracht

und dort geschoren worden . . . Er trifft nun ebenfalls zum Tage der Hochzeit in jenem Städtchen ein. Man sollte meinen, blöder und schwachsinniger könne die Fabel nun nicht mehr werden, aber man würde irren. Der Geschorene macht die ehrsame Dame betrunken und sie verrät sich als B., die Pariser Geliebte des Bräutigams, indem sie ihn umfängt, während er sich vor Schreck auf die Strippe eines Klavierautomaten setzt, der nun einen Walzer spielt, „Tableaux“ — Vorhang . . . Im folgenden letzten Akt treffen alle Personen des Stücks — alle — in einem Pensionat zusammen. Dort lebt der — Gatte jener B. unter falschem Namen als gleichzeitiger Gatte der Pensionsinhaberin . . . Genug, genug! . . .

Und zur ersten Aufführung dieser unsäglich stumpfsinnigen Harlekinade, in deren Dialog natürlich eine Zote der anderen auf die Fersen tritt, kommt der Verfasser aus Paris nach Berlin, mit strahlendem Lächeln führt ihn Direktor Lautenburg nach dem Fallen des Vorhangs auf die Bühne und das Premierenpublikum, hochbeglückt von dem in eleganter Gesellschaftstoilette sich neigenden Pariser Herrchen klatscht und jubelt, daß das Haus dröhnt. Es ist dasselbe würde- und geschmackvolle Premierenpublikum, das die ernsthafte Dichtung eines ringenden Deutschen, etwa „Florian Geyer“ unter Johlen niederzischt und niedertrampelt . . . Dieser Gesellschaft ist die deutsche Bühnendichtung rettungslos ausgehändigt. Ohne sicheren Geschmack, ohne Selbstgefühl und ohne intellektuelle Redlichkeit, in steter Furcht sich zu blamieren, sich ungebildet zu zeigen, den Anschluß an das „Neueste, Allerneueste“ zu verlieren, jubelt es dem Pariser zu, der es wagt, solche allenfalls mit Gehirnschwund entschuldbare Nichtigkeit ihm eigenhändig aufzutischen. Aber sie kommen jetzt alle, die Pariser Autoren, um bei ihren Stücken in Berlin Pathe zu stehen, es ist erklärlich, daß sie, je tiefer ihre Literatur und ihr Selbstgefühl sinkt, um so unbedenklicher bemüht sind, durch eifriges Hausieren ihrer Schleuderware im Auslande Absatz zu verschaffen. Berlin ist gegenwärtig der Wallfahrtsort für die gichtbrüchigen französischen Bühnenkünste, dort lernen die „Lahmen sehn und die Blinden wieder gehn“. Nun spricht man nicht mehr von „Revanche“ — man nimmt sie. Nicht nur die Autoren des Pariser Dramenspülichts, auch ihre großen Bühnenkünstler kehren alljährlich wie die Schwalben wieder zu uns und sogar unsere fürchterlichste Feindin, die göttliche Sarah läßt sich herab, nach Berlin zu kommen und wiederzukommen, um ihren verdorrten Lorbeer, wenn er auch nicht mehr grünen will, doch zu vergolden mit dem Golde der ehemaligen „sales Prussiens“ und „Pendulendiebe“. Fürwahr die dramatische Kunst der Pariser kommt einem vor, wie der hohläugige Reiter in Bürgers „Lenore“, der unfehlbar auf sein Grab zujagt — — unterwegs aber winkt das Gerippe noch dem um seine Götzen und Kälber tanzenden Berliner „Premierenpublikum“:

„Sasa, Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel, komme und folge mir!
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Und das Gesindel, husch husch husch!
Kommt hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt . . ."

Trotz dieser urteilsbaren Gallomanie der Premierenkaste wäre aber die Überschwemmung der deutschen Bühnen mit französischem Abschaum nicht zu verstehen, wenn man nicht einiges von dem erführe, was hinter den Kulissen, auf den geschäftlichen Schnürböden für Machenschaften getrieben werden. Die „Vertretung der Interessen ihrer Autoren für Konzert- und Bühnenaufführungen der Werke derselben" (!) wird seit Jahren schon in Frankreich wie in Italien von gewissen Gesellschaften, Ringen besorgt, die sich vornehmlich zum Zweck der Ausbeutung der deutschen Bühnen gebildet haben und mit einflußreichen, meist in der deutschen Presse tätigen Übersetzern und Vermittlern in Verbindung stehen. Aus den Berichten dieser Gesellschaften an ihre Mitglieder konnte die „Weim. Ztg." unlängst einige interessante Daten veröffentlichen, so daß seit 1890 Frankreich im Durchschnitt jährlich 2½ bis 3 Millionen Franks Tantiemen u. dgl. allein aus Deutschland bezieht! So werden die 5 Milliarden langsam aber sicher wiedererobert. . . Es klingt fast wie ein Hohn auf uns, wenn das Organ der französischen Autorengesellschaft die Mitglieder zu eifriger Tätigkeit „in Herstellung neuer dramatischer Werke" anspornt, mit der Versicherung, daß Deutschland auch fernerhin ein bereitwilliger Abnehmer aller derartiger französischer Erzeugnisse sein und bleiben werde. Sehr hübsch heißt es dann: „Die Stücke der deutschen Autoren häufen sich in den Lagerräumen der Theaterleitungen zu Bergen, zum Glück für uns, es kümmert sich niemand darum. Der Apparat ist zu schwerfällig . . . die große Mehrzahl der Bühnenleitungen nimmt sich gar nicht die Mühe, die vielen „eingereichten" neuen Stücke ansehen und prüfen zu lassen. . . Aus diesen Darlegungen werden unsere Mitglieder unschwer erkennen, daß Deutschland und Österreich noch auf Jahre hinaus genötigt sind, den Bedarf an neuen Bühnenwerken von uns zu entnehmen." (Folgt Verzeichnis der Novitäten, Aufforderung zur Anmeldung weiterer Werke u. s. w.) — Offenherziger kann man nicht sein, als diese Braven. Wenn sie auch als ködernde Geschäftsleute sprechen und daher den Mund etwas voll nehmen, der Kern der Sache ist nicht wegzuleugnen und die Zahlen beweisen. 2½ bis 3 Millionen jährlich. . . .

* * *

Interessanter als diese leider sehr schwerwiegende geschäftliche Seite des französisch-dramatischen Eroberungszuges ist ihre rein ästhetische. Bei soviel Spreu sollte man meinen, müßten doch auch einige volle Körner mit zu uns über die Grenze fliegen, keimkräftige, goldfarbene Saatkörner. Wo sind sie? Ich sehe keine. Wohl gibt es auch heute in Paris feine und ehrliche Köpfe genug, die, der Trübseligkeit abgebrauchter Verwechslungsspäße abgewandt von

Neuland und Morgenrot träumen, aber sie finden den stärksten Widerstand bei den Machtfaktoren der heimischen Bühnenverhältnisse selber. Ihnen rief sogar der verdienstvolle Herr Antoine kürzlich in einer Versammlung Pariser Theaterdirektoren entgegen: „Sie erdrücken uns mit dem Gewicht der Kunst: Wir sind Kaufleute!“ Und eine Theaterdirektorin mit Namen Frau Sarah Bernhardt fügte in ihrer geräuschvollen Art hinzu: „Endlich das erlösende Wort“. Trotz dieser — Erlösung könnte eine junge Dramatik in Paris noch immer das Höchste erreichen, wenn es den Jungfranzosen neben dem guten Willen nicht an der nötigen Schwerkraft fehlte, „sie haben Verstand und Geist aber kein Fundament“ — sagte Goethe schon vor achtzig Jahren und das trifft heute mehr zu denn je. Die ernst zu nehmenden Pariser Bühnenschriftsteller haben sich seit etwa vier Jahren — allgemein gesprochen — offenkundig von der eingefrorenen Manier der verschlungenen Intrigue abgekehrt — eine Bewegung die übrigens schon etwa zehn Jahre früher einsetzte — und Annäherung an das wirkliche Leben, an die alltägliche Wahrheit gesucht. Das „gut konstruierte Stück“, wie Sarcey es nannte, hat man in dieser Geistesschicht abgeschafft, aber was ist an seine Stelle getreten? Wir haben sie alle hier gesehen: die Porto-Riche, Donnay, Capus, Hervieu, Lavedan, Brieux — sie gaben uns mancherlei, aber sie vermochten uns nichts zu hinterlassen, was im Innern fortlebt. Und gerade Werke für deren Ruhm die Pariser Zeitungen am lautesten das Becken rührten, fanden hier kein Echo. Man erinnert sich des Lärms, der von Herrn Brieux vor zwei, drei Jahren in Paris gemacht wurde! Die Leiter des Berliner und Lessingtheaters überhasteten sich damals förmlich, einander in der Aufführung von Brieux' „Roter Robe“ zuvorzukommen, fast gleichzeitig brachten sie sie heraus, der eine deutsch, der andere französisch und das Lessingtheater ließ bald darauf desselben Verfassers „Remplaçantes“ folgen. Die auf jedes eigene Urteil bescheiden verzichtende Franzosenanbeterei der bekannten Theaterdirektoren verwechselte wieder einmal französischen Geschmack mit deutschem und die Folge war eine gründliche Enttäuschung. Herr Brieux wurde von dem selbständig wägenden Teil der Berliner Kritik als ein mit groben Mitteln arbeitender Poseur und Phrasenwindmüller erkannt und — o Wunder — wenige Monate später machte man plötzlich auch in Paris diese Entdeckung! Im Mai 1902 schrieb ein Pariser Korrespondent, der noch niemals im Verdacht der Ehrfurchtlosigkeit vor dem Franzosentum gestanden hat, an ein Berliner Blatt, das über diesen Verdacht gleichfalls erhaben ist: „Die Akten über Herrn Brieux sind geschlossen. . . Er erkannte, daß das Publikum die abgenutztesten melodramatischen Effekte verträgt, wenn man sie mit allerhand „modern“ erscheinenden Ideen verquickt.“ — Und nun besann man sich darauf, wie Herr Brieux eigentlich zu seinem Ruhm gekommen war. Seine breitbeinige Attitude als Gesellschaftsreformator hatte einige jener Kritiker, die sich von Vergleichen nähren, in Paris veranlaßt, Brieux für einen Schüler Ibsens und anderer Skandinavier zu erklären, weil sie selber von den Skan-

dinaviern nichts wußten. Und der Name Ibsen gilt heute etwas bei den Parisern, auch bei denen die ihn nicht kennen.[1])

Nicht viel besser als Herrn Brieux erging es bei uns den übrigen Neutönern aus dem Lande des Esprits, obwohl darunter erheblich feinere Geister und sympathischere Wesen waren. Sie hatten kühn die starke Krücke der bisherigen französischen Dramatik, die geschickte Konstruktion weggeworfen, aber als sie nun auf eigenen Füßen zu gehen versuchten, kamen sie nicht weiter. Die einen können noch immer trotz aller Versuche sich nicht losreißen von der alten Schablone, von den szenischen Mitteln Scribes, die anderen finden keinen genügenden Ersatz für die durch Generationen bewährten technischen Vorzüge der franzmännischen Dramatik. Es fehlt das „Fundament", wie Goethe sagt. Auch ihre Figuren erkennt man hinter dem modernen Mäntelchen bald als die alten lieben Typen aus dem Geschlecht derer von Ehemals wieder. So sahen wir denn ihre neueren Erzeugnisse immer schwächer werden, das wenige, was in dieser Winterspielzeit bei uns flüchtiger Betrachtung gelohnt hätte, wurde noch durch eine plumpe Darstellung verdorben und gegenwärtig befindet sich unsere überlieferungsgemäße Franzosenbühne, das Residenztheater, wie wir gesehen haben, auf dem unsäglichen Tiefstand der entsetzlich abgeschmackten „Lutti". Vor Jahresfrist wurde dort unter einer Fülle von ästhetischen Nieten wenigstens noch einmal mit Porto-Riches feinsinnigen „Amoureuse" ein kleiner Treffer gezogen . . .

Wenn man recht zusieht, sind diese Zustände mehr beklagenswert als verwunderlich. Vorläufig lassen die französischen Verhältnisse eine frische gehaltvolle Bühnenliteratur gar nicht aufkommen. Die große Kunst, die der Schönheit des Tragischen dient, verträgt sich nimmermehr mit dem Pariser Theater, das dem Reichen, der seine Plätze bezahlt, nach wie vor in erster Linie der allgemeine Salon ist, wo man einen geselligen Abend zubringt, von angenehmen wohltuenden Eindrücken umgeben. Gleichsam in den Pausen der Konversation dieser Soirée will er sich die Nerven erfrischend kitzeln lassen und etwas Verblüffendes sehen, das freilich nur durch die Nuancen verblüfft, in Form und Art aber althergebracht ist und weder den Ernst des Denkens, noch die Tiefe des Gefühls in Anspruch nimmt. Oktave Mirbeau hat diese in Theaterdingen streng konservativen Gewohnheiten seiner Landsleute gelegentlich der Aufführung von Ibsens „Rosmersholm" treffend verspottet, er läßt einen kritischen Bonzen seine ästhetische Theorie also entwickeln: „Rosmersholm, was soll das heißen,

---

[1]) Noch 1892 durfte „Papa Sarcey" grollend und unheilkündend über den „slavischen Nebel" wettern, der die klaren französischen Köpfchen zu verwirren drohe (wobei ihm das Malheur passierte, daß sein klarer Kopf slavisch mit skandinavisch verwechselte), denn 1890 hatte man die „Gespenster", 1891 die „Wildente" und „Hedda Gabler" in Paris aufgeführt, aber schon 1893 brach der große literarische Sturm vom Ausland her über Frankreich herein: Maeterlinck, Hauptmann, Ibsen (damals schon mit 6 Dramen), Björnson u. s. w., während Wagner unumschränkter Herrscher der Oper war.

haben Sie jemals im Französischen Worte von solchem Mißklang gehört? Nein, ich habe genug von allen diesen Dingen, von denen man nichts versteht, von Shakespeare, von Tolstoi und den anderen! ich will mich amüsieren!"

Er will sich amüsieren, der Pariser Theaterfreund. Er will behaglich plaudern und dazwischen soll sich jemand mit besonderen Fertigkeiten produzieren, seine Künste zeigen. Frau Bernhardt, oder Coquelin oder Frau Réjane soll ihm „die große Szene" bringen und möglichst gegen Schluß des Aktes, damit er in Ruhe seine Zigarrette aufrauchen kann. So ist es ihm am liebsten, wenn alles beim Alten bleibt. Die Kunstformen, ihre Gesetze und ihre Titel sind ihm starr, ihr Wesen ist ihm spröd, unveränderlich. Er versteht heute unter „tragédie" genau dasselbe, was man vor zweihundert Jahren darunter verstand, nämlich ein Drama in gereimten Alexandrinern, das die drei Einheiten wahrt und seinen Stoff dem klassischen Altertum entnimmt. Also haben nach französischer Kunstauffassung weder Shakespeare noch Schiller eine einzige „tragédie" geschrieben, allenfalls könnte die „Braut von Messina" dafür gelten. Dieselbe antikisierende Starrheit der Kunstform, dieselbe Überlieferung will der Pariser auch im Stil der Schauspielkunst sehen. Wohl ist unter den jungen französischen Schauspielern parallel mit der Bewegung in der Literatur ein neuer frischer Zug zu spüren, ein Streben nach Natur und Wahrheit, aber die Mehrzahl und vor allem die „stars" Coquelin und Sarah Bernhardt eingeschlossen, leben und weben noch immer in der überlieferten kalten Form. Noch heute gilt die Bemerkung, die ein so feiner Kenner des Theaters wie Ludwig Tieck schon 1824 in einem Brief niederschrieb: „Es ist gewiß, das tragische Spiel der Franzosen kann und wird nie auf unserer Bühne, so wenig wie auf der englischen einheimisch werden. Die Gründe, warum, liegen viel tiefer, als daß es eine Sache nur eines vorübergehenden, wandelbaren Geschmackes sein sollte. — Haben doch selbst Eckhoff und Ackermann in früheren Zeiten, als man alle Trauerspiele der Franzosen bei uns gab, und Elias Schlegel und Andere in dieser Manier dichteten, niemals ganz jenen rednerischen Schwulst, jene Übertreibung den Deutschen annehmlich machen können; sie vermieden jene Art, wenn sie auch an sie erinnerten, und suchten sich jenes Spiel, jene Rhetorik zu erschaffen, die auch einfache Natur und erhabene Naivität nicht ausschließen, welche die Franzosen auf ihrer tragischen Bühne durchaus nicht brauchen können und wollen."

Wie durchaus seelenlos die Kunst selbst des bewundernswerten Coquelin ist, hat er selber kürzlich durch jene famose Wette bewiesen: während einer ergreifenden und erschütternden Szene rechnete er im Kopf ein schwieriges Exempel aus, das man ihm vor dem Betreten der Bühne aufgegeben hatte; er spielte also seine Rolle so glänzend wie immer, aber völlig geistesabwesend und natürlich auch ohne wirkliches Gefühl. Wie ein geist- und gemütvoller Nichtfranzose selbst von den ausgezeichnetsten Leistungen der stilisierten französischen Schauspielkunst berührt wurde, ergibt sich aus dem herben Urteil Turgenjews über die Sarah Bernhardt. Der russische Dichter schreibt 1882 in einem Briefe:

„Diese Frau ist klug und geschickt, sie kennt ihr Geschäft und hat eine gute Schule durchgemacht, aber sie hat nichts natürliches . . . Sie ist durch und durch mit „Chik", Reklame und Pose erfüllt. Sie ist monoton, kalt und trocken, kurz ohne einen einzigen Funken von Talent in höherem Sinne."

Solch Urteil eines empfindenden Genius ist für den „gebildeten" Berliner Premierenbesucher natürlich eine Barbarei, er richtet sich in der Beurteilung der französischen Bühnenkünstler heimlich nach der Meinung der Pariser, und wenn er in seines Busens Tiefen anders empfindet, wagt er es doch nicht laut zu sagen aus Furcht, sich zu blamieren. Kaum daß Frau Bernhardts Hamlet hier energisch abgelehnt wurde, der geradezu eine Verhöhnung unseres deutschen Kunstempfindens bedeutete. Ich erinnere mich nicht, jemals im Theater von einer Vorstellung so widerlich berührt worden zu sein wie von diesem perversen Unterfangen einer greisenhaften Kameliendame: Die große, heilige Welt, die für uns in dieser erhabensten Schöpfung Shakespeares umschlossen ist, als Hintergrund einer ihrer Hosenrollen zu mißbrauchen. Hier hat sich wieder einmal gezeigt, wie unendlich verschieden die deutsche Kunstauffassung von der französischen ist. Shakespeare ist die unübersteigbare Bergscheide, die uns von der französischen Bühnenkunst trennt. Und blicken wir zu dieser Bergscheide auf, so erkennen wir recht, wie unnatürlich und verkehrt und erbärmlich es ist, den französischen Kunstgeschmack bei uns auf die Bühne zu führen und ihm die Schleppe zu tragen.

. . . Aber Frankreich ist ja noch immer „das ästhetische Gewissen der Welt". Maurice Maeterlinck hat es jüngst in Berlin gesagt, als ihn bei einem literarischen Festmahl Herr Sudermann mit einer Ansprache, die von mehr Eitelkeit als Verstand zeugte, willkommen hieß. Es ist wahr, daß diese Phrase im Kopf der meisten Franzosen seit einigen Jahrhunderten einen festen Bestandteil bildet, aber wahr ist es auch, daß sie nicht den Schatten einer Berechtigung hat. Man müßte dann auch die chinesische Mauer ein ästhetisches Gewissen nennen dürfen. Oder wäre das völlige Ignorieren der größten Erscheinungen in der Kulturwelt, sofern sie außerhalb der Grenzen Frankreichs auftauchen, schon das Zeichen eines „ästhetischen Gewissens", so doch sicherlich nur eines schlechten Gewissens. Einsichtige und ehrliche Leute wissen das längst in Paris selber. Als im Jahre 1893 Maurice Barrés endlich Ibsens Dramen kennen gelernt hatte, rief er aus: „Warum kommt Frankreich, das sich für die vorgeschrittenste Nation hält, immer zwanzig oder dreißig Jahre nach dem übrigen Europa nachgehinkt? Man entdeckt die Leute hier immer erst, wenn sie schon alt oder tot sind. Jetzt verherrlicht man Wagner, nachdem man ihn vorher ausgezischt. Man ist auf Ibsen gekommen, als er schon Greis war". — . . . Diese Beweisführung ließe sich bis ins Endlose fortsetzen und bis in die frühesten Zeiten zurückverfolgen. „Was die Franzosen" sagt schon Goethe am 6. März 1830, „bei ihrer jetzigen literarischen Richtung für etwas Neues halten, ist im Grunde weiter nichts, als der Wiederschein desjenigen, was die deutsche Literatur seit fünfzig Jahren gewollt und geworden. Übrigens", fügt er hinzu, „haben die deutschen Schriftsteller niemals

daran gedacht, und nie in der Absicht geschrieben, auf die Franzosen einen Einfluß ausüben zu wollen. Ich selbst habe immer nur mein Deutschland vor Augen gehabt".

Es ist wirklich hohe Zeit dies Märchen von Frankreich als dem „ästhetischen Gewissen der Welt" zu zerstören. Von Goethes Jugend bis auf unsere Zeit ist das Verständnis Frankreichs gerade bei den größten Erscheinungen der europäischen Kulturwelt immer als einer der letzten Anhängewagen hinter dem dahinbrausenden Zug der Zeit hinterhergerasselt — dann freilich mit um so größerem Getöse. Frankreich ist das letzte aller Kulturländer in dem Richard Wagners Kunst zur Anerkennung gelangte, Shakespeare hat man dort heute noch nicht verstanden, (selbst der große Taine ist ihm innerlich fremd) Kant ebensowenig. Die ganze tief aufwühlende Anklageliteratur unseres Zeitalters, das Gewissensdrama hat Deutschland in die Weltliteratur eingeführt, und weder Ibsen noch Tolstoi noch Björnson hat Frankreich je als „ästhetisches Gewissen" empfunden, ja selbst der Halbfranzose Maeterlinck, der diese deplazierte Phrase fallen ließ, wird in Frankreich wenig gelesen, während bei uns unausgesetzt seine Dramen aufgeführt, seine Bücher gekauft werden. Soll man diesen offenkundigen Beweisen noch als eine wahrhaft vernichtende Persiflage die Tatsache hinzufügen, daß die Pariser im vorigen Winter endlich so weit in der Bühnenliteratur vorgeschritten waren — Sudermanns „Ehre" zu entdecken? . . In Deutschland ist sie längst versunken und nach Verdienst vergessen. Auf uns würde heute eine Aufführung dieses hohlen Konstruktionsstückes mit seinem geölten Friseurstil, seinem verlogenen Putz geradezu abstoßend wirken, so verstaubt, so im Sonnenlicht unmöglich erscheint es uns. Nur zum Zweck der Aufheiterung in trüben Stunden erinnert man sich noch hie und da einmal an den indischen Kaffeekönig Graf Trast, diesen herrlichen Oberpopanz, dies Urbild eines bombastischen Parvenüs auf Sudermannsart. Ernst bei Seite: diesen Grafen Trast mit seinem Ehrenkodex haben die Pariser jetzt glücklich entdeckt. Kein Geringerer als Herr Antoine, der Schöpfer des „Théâtre libre" eröffnete seine vorige Winterspielzeit mit „L'Honneur" und siehe da: die Pariser waren entzückt, die Vorder- und Hinterhausfarce wurde das Hauptzugstück des Theaters in der ganzen Saison! Vergebens versuchte Antoine aus Rücksicht auf seine literarische — „Ehre", es mit anderen Neuheiten, die dem Leben und der Wahrheit ein wenig näher standen; siebenmal erneuerte er sein Programm — alles umsonst, er mußte immer wieder reumütig zu seiner Trastehre zuückkehren, diese war den Pariser Theatergängern das Liebste, es blieb das Zugstück im „Théâtre Antoine". So steht es mit dem „ästhetischen Gewissen der Welt" aus! In einem Sinne freilich — wir Deutschen müßten ästhetische Gewissensbisse fühlen, sobald wir uns auf demselben Geschmack in dramatischen Dingen ertappen, wie diese „L'Honneur-Anbeter! Man sollte meinen, diese Geschichte von der „Ehre" allein müßte unseren deutschen Bühnenleitern, die jedes Pariser Stück von dem geschäftigen Agenten oder Übersetzer wie die Katze im Sacke kaufen, die Augen öffnen und ihnen zeigen, ein wie schmachvolles Gewerbe sie treiben. Man sollte meinen, das Deutsche und sogar das Berliner Publikum

müßte selber einsehen, daß Pariser Grisetten- und Ehebruchsgeschwätz auf unsere Anschauungen und Verhältnisse so wenig passen wie ihre ganze stilisierte, hinwelkende, inhaltlose Bühnenkunst. Aber man soll die Berliner Bühnendirektoren so wenig überschätzen, wie das Berliner Publikum .....

Die Theaterfrage ist nun freilich niemals entscheidend im Leben eines Volkes oder in der Bedeutung eines Zeitalters gewesen, noch wird sie es vermutlich je sein. Daß das Bühnenwesen nicht der höchste Ausdruck eines Kulturzustandes ist, beweist das Leben der größten Denker, Erfinder, Staatsmänner, ja Künstler, die abseits und unberührt vom Theater sich entwickelten, blühten und dahingingen. Immerhin hat die Theaterfrage stets die Kraft gehabt, das öffentliche Interesse an sich zu ziehen und in unserer Zeit mehr denn je. Despotisch herrscht heute in Literatur, Kunst und Leben der Theaterteufel und seine Macht ist die Presse. Fünf, sechs Spalten unter dem Strich füllen die meisten großen Tagesblätter täglich mit den wertlosesten Notizen über das Theater und von jedem geistlosen Stümper, der einmal an einer Vorstadtbühne mit einem erbärmlichen Einakter durchfällt, wird an einem einzigen Tage in der Presse mehr Gerede gemacht, als von Wilhelm Raabe in einem ganzen Jahr. Diese Klage ist nicht neu, aber es wäre absurd, von einer Krankheit nicht reden zu wollen, weil sie nicht neu ist. Und eine Krankheit ist die Theatrokratie unserer Zeit. Das Leiden braucht wahrlich nicht dadurch verschlimmert zu werden, daß man ausländische Bazillen massenweise importiert. Wenn sich vier oder fünf unserer reichshauptstädtischen Bühnen nicht halten können, ohne tägliches Pariser Grisetten- und Ehebruchsgeschwätz mit immer denselben Typen und derselben Bühnenmathematik, so mögen sie zugrunde gehen. Wir verlieren an ihnen nichts, wir gewinnen durch ihren Verlust.

Nicht als ob wir an einem Überfluß von Heiterkeit auf unsern Bühnen litten, ach, leider ist ihrer zu wenig an erträglicher Art. Possen und Schwänke haben ihr gutes Recht und sollen es behalten. Es ist auch nichts dagegen einzuwenden, wenn eine so große, mit mannigfachen Interessen durchkreuzte Stadt wie Berlin ein Theater (etwa das Residenztheater) hat, in dem man sich fortlaufend über den Stand der Pariser Possenliteratur unterrichten kann. Aber dieser Spezialität — weiter ist es nichts — die Vorherrschaft auf den deutschen Bühnen zu überlassen, darf nimmermehr geduldet werden. Gibt es Bühnenleiter, die sich nicht bewußt sind, ein wie unwürdiges und gefährliches Spiel sie treiben mit ihrem tagtäglichen Kniebeugen vor dem großen Moloch der Pariser Aftermuse, so ist es Sache des Publikums und der Kritik, ihnen ein Beispiel von Geschmack zu geben, indem man an den schmierigen Dünsten ihrer Garküchen mit abgewendeter Nase vorübergeht. Die Krämer, Makler und ästhetischen Schwindler aber, die im Vorhof des Kunsttempels ihre Tische und Läden aufgeschlagen haben, um mit lüsternen Pariser Zötchen ihren Handel zu treiben, soll man von der Schwelle scheuchen. Es bedarf nur der Besinnung und des Willens. Denn vom Publikum und der Presse hängt hier alles ab. Sie sollten sich auf ihren Geschmack und ihr sittliches Gefühl besinnen.

„Freunde, treibet nur alles mit Ernst und Liebe! Die beiden stehen dem Deutschen so schön . . ." rief einst unser helläugigster Genius. Deutscher Ernst und deutsche Liebe mögen uns davor bewahren, den alteingesessenen Hang zum Fremden-Fetischismus — der uns entstellt — auch auf die Anbetung von leerem Stroh oder Unrat auszudehnen, nur eben weil es über die Grenze kommt . . . Hier gilt es jetzt nicht länger schwachherzig und lässig zu sein. Sehe jeder, was er in seinem Kreise wirken kann, zur Einsicht zu kehren, damit dieser unwürdigen Franzosenherrschaft auf unseren Bühnen ein Ende gemacht werde!

Maurice Maeterlincks dunkle Offenbarungen.

Man müßte sagen können, daß den Menschen nur das begegnet, was sie wollen, daß es ihnen begegnet. Wir haben allerdings nur einen schwachen Einfluß auf eine gewisse Zahl äußerer Ereignisse, aber wir haben eine allmächtige Wirkung auf das, was aus diesen Ereignissen in uns wird, d. h. auf den geistigen Teil, der der leuchtende und unsterbliche Teil jedes Ereignisses ist. Es gibt tausende von Wesen, in denen dieser geistige Teil, der nur darauf wartet, aus jeder Liebe, jedem Unglück, jeder Begegnung hervorzugehen, in denen er nur einen Augenblick hat leben können; und diese gehen vorüber, wie Trümmer auf einem Flusse. Es gibt einige andere, in denen dieser unsterbliche Teil alles andere auffaugt, und diese sind wie Inseln auf dem Meere, denn sie haben einen festen Punkt gefunden, von dem aus sie ihrem inneren Schicksal gebieten; und das wahre Geschick ist ein inneres Schicksal. Für die Mehrzahl der Menschen erhellt oder verdüstert das Leben, was ihnen äußerlich zustößt; aber das innere Leben derer, die ich meine, erhellt allein alles, was ihnen äußerlich zustößt. Wenn du liebst, so ist nicht diese Liebe ein Teil deines Schicksals; es ist vielmehr das persönliche Bewußtsein deiner selbst, das du auf dem Grund dieser Liebe findest, was dein Leben umgestalten wird. Wenn man dich verraten hat, so ist nicht der Verrat das Wesentliche; das ist vielmehr die Verzeihung, die er in deiner Seele hat erstehen lassen und die mehr oder minder allgemeine, mehr oder minder erhabene, mehr oder minder überlegte Natur dieser Verzeihung. Der dein Leben nach der friedlichen und helleren Seite des Schicksals wenden wird, wo du dich nun besser erkennst, als wenn man dir treu geblieben wäre. Aber wenn der Verrat nicht deine Schlichtheit, dein höheres Vertrauen, die Ausdehnung deiner Liebe gesteigert hat, hat man dich recht unnötigerweise verraten und du wirst sagen können, daß dir nichts begegnet sei.
Aus: „Weisheit und Schicksal". (No. IX.)

Wie es scheint, ist die Frau mehr als wir dem Schicksal untertan. Sie unterwirft sich ihm mit viel größerer Einfalt. Sie kämpft nie aufrichtig dagegen an. Sie steht Gott noch näher und gibt sich mit weniger Zurückhaltung der einen Wirkung des Mysteriums hin. Und aus diesem Grunde scheinen ohne Zweifel alle Ereignisse, bei denen sie sich in unser Leben einmischt, uns auf etwas zurückzuführen, das den Quellen des Schicksals selbst gleicht. In ihrer Nähe empfinden wir zuweilen und vorübergehend noch ein „klares Vorgefühl" von einem Leben, das sich nicht immer mit dem Erscheinungs-Leben deckt. Sie bringt uns den Toren unseres Wesens wieder nahe. Wer weiß, ob die Helden nicht in einem dieser tiefen Augenblicke, wo sie an ihrem Busen ruhten, die Kraft und Treue ihres Sterns empfanden, und ob der Mensch, der nie am Herzen eines Weibes gelegen hat, je das feste Gefühl der Zukunft haben wird? (Über die Frauen.)

Gleichberechtigung und Schulreform.

Von

Professor Dr. Rudolf Lehmann—Berlin.

Ein stattlicher Band ist es, der soeben aus der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle hervorgegangen ist. Er trägt die Aufschrift: „Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen", ist Kaiser Wilhelm II. als „dem erhabenen Begründer der Schulreform" gewidmet, und ein Bild des Kaisers, eine vortreffliche Steinzeichnung von Hans Fechner, schmückt dieses Kaiserbuch. Wie der Herausgeber, Professor Lexis in Göttingen, in einem kurzen Vorwort mitteilt, soll das Werk „gewissermaßen einen Kommentar zu dem Allerhöchsten Erlaß vom 26. Nov. 1900" bilden. Es ist dies die bekannte, tief einschneidende Verfügung, durch welche die drei Arten der neunklassigen höheren Schulen in Preußen für gleichwertig erklärt und die Gleichheit der Berechtigung, die sie ihren Schülern verleihen, angebahnt wurde. Die unmittelbare Folge dieses Erlasses waren die Bestimmungen des Kultus- und des Justizministers, durch welche den Abiturienten der genannten drei Anstalten für das Studium und die Staatslaufbahn in Preußen die Gleichberechtigung zuerteilt, die bevorrechtigte Stellung des humanistischen Gymnasiums somit aufgehoben worden ist.

Daß eine so tief eingreifende äußere Veränderung nicht ohne Folgen für die innere Gestaltung der verschiedenen Schulen, für den Unterrichtsbetrieb selbst bleiben konnte, ist selbstverständlich. So enthält denn auch schon der Kaiserliche Erlaß, eine Reihe von Winken und Gesichtspunkten für die weitere Ausgestaltung des Unterrichts. Allein diese einzelnen Bestimmungen genügten für die große Aufgabe nicht, die aus den veränderten Verhältnissen erwuchs, und das Ministerium sah sich alsbald zu einer Revision der gesamten Lehrpläne und Unterrichtsaufgaben genötigt, welche seit der letzten Neuordnung des höheren Unterrichtswesens (1892) in Geltung waren. Diese revidierten Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen erschienen 1901. Sie zeichnen in umfassendem Zusammenhang, wenn auch in gedrängter Kürze, die neuen

Gesichtspunkte und Aufgaben vor, die für das höhere Schulwesen nunmehr maßgebend sind. Und jetzt folgt das oben genannte Werk: sein Zweck ist, eingehender als es in dem amtlichen Stil ministerieller Vorschriften möglich ist, die Folgerungen und Wirkungen darzustellen, die sich aus der Neugestaltung des Berechtigungswesens für den inneren Betrieb des Unterrichts ergeben. Es bildet also eine Art von Ergänzung und Ausgestaltung der amtlichen Lehrpläne, vor allem auch darin, daß sie den Zusammenhang, aber auch den Gegensatz deutlich machen, in welchem die neue Epoche unseres Unterrichtswesens mit der Vergangenheit desselben steht. Es verbindet durchweg die Betrachtung dieser Vergangenheit mit dem Blick in die Gegenwart und dem Ausblick in die Zukunft.

Das Buch ist keine amtliche Veröffentlichung, wenn es auch unter der Ägide des Kultusministeriums erschienen ist und namentlich der Ministerialdirektor Althoff sich um seine Gestaltung im ganzen und im einzelnen vielfach verdient gemacht hat. Mit Recht konnte der Herausgeber betonen, daß die Mitarbeiter freie Hand in der Ausführung ihrer individuellen Ansichten und Auffassung hatten; der Eindruck, den das Werk hervorruft, ist nichts weniger, als der einer büreaukratisch gefärbten Gleichförmigkeit. Schon das Verzeichnis der Mitarbeiter zeigt starke Verschiedenheiten: einerseits kommen Vertreter der akademischen Fachwissenschaft wie Fr. Paulsen und Wilamowitz-Möllendorf in Berlin, F. Klein und H. Wagner in Göttingen zu Worte, andererseits praktische Pädagogen wie W. Fries und K. Reinhardt, noch anderen wie C. Rethwisch, P. Cauer und dem Verfasser dieses Artikels wird man eine verbindende und vermittelnde Stellung zwischen beiden Gruppen zuweisen. Verschieden ist dementsprechend auch die Art, wie sie ihrer Aufgabe gegenübertreten. Bei einigen liegt der Schwerpunkt mehr auf der geschichtlichen Betrachtung, aus der sie sich begnügen in Kürze die Folgerungen für Gegenwart und Zukunft zu ziehen. Bei anderen ruht das Gewicht von vornherein auf praktisch pädagogischen Erwägungen, welche durch historische Rückblicke nur ergänzt werden. Zahlreich sind natürlicher Weise die individuellen Unterschiede in der Auffassung und Schreibweise. Allen aber ist bei diesen und sonstigen Abweichungen ein Doppeltes gemeinsam: erstens das Bewußtsein, daß wir in einer entscheidenden Wendung der Entwicklung unseres höheren Schulwesens begriffen sind, und zweitens die Gewißheit, daß diese Wendung, zunächst wenigstens und auf lange hinaus, nicht zu dem fest geregelten Schema einer Einheitsschule, sondern zu einer lebendigen Mannigfaltigkeit der Bildungswege führt, und daß die Bedürfnisse der

Zeit, die Forderungen, welche Staat, Gesellschaft und Familie an die deutsche Schule stellt, nur auf diesem Wege befriedigt werden können.

Wenn dieser Standpunkt der gegenwärtigen Lage der Dinge entspricht, — und es kann kein Zweifel sein, daß dies der Fall ist, — so mag es leicht scheinen, als sei damit die Frage der Gestaltung der deutschen Schule in ein Stadium getreten, wo sie für die weiteren Kreise der Nation kein allgemeines Interesse mehr biete. In der Tat der „Schulstreit", der Jahre hindurch in der Tagespresse wie in der pädagogischen Literatur geführt und von Fachmännern wie von beteiligten Eltern nicht ohne Erregung verfolgt wurde, ist durch den Kaiserlichen Erlaß und seine Folgen beendigt und geschlichtet. Denn was die Öffentlichkeit erregte, war im wesentlichen die Berechtigungsfrage. Zwar wurde der Streit von beiden Seiten zumeist mit pädagogischen Gründen und Schlagworten geführt; bis zum Überdruß haben wir „das Dogma vom klassischen Altertum", die Tatsache, daß eine Erziehung im höheren Sinne des Wortes nur durch die Beschäftigung mit der Antike möglich sei, wiederholen hören; bis zum Überdruß haben demgegenüber die Vertreter des pädagogischen Fortschritts darauf hinweisen müssen, daß auch der höchste Bildungswert nicht den Bedürfnissen aller Zeiten und Kulturentwicklungen gleichmäßig entspreche, daß den Naturwissenschaften, den neueren Sprachen, der vaterländischen Litteratur kein geringerer Bildungswert zukomme, als der Beschäftigung mit dem Altertum. Aber die Entscheidung haben diese mehr oder weniger theoretischen Werturteile nicht gebracht: neben und hinter ihnen waren Gegensätze praktischer und insbesondere sozialer Art im Spiele, und diese sind es, die zuletzt den Ausschlag gegeben haben.

Das humanistische Gymnasium mit seiner in sich geschlossenen, vom praktischen Leben abgekehrten Bildung, war von Anfang an eine Schule für die Bevorzugten, für die regierenden Klassen, die sich durch ihre Kenntnisse, wie durch die Gedankenwelt, aus der sie ihre geistigen Kräfte zogen, von der großen Masse unterscheiden sollten und wollten. Denn in der Natur der Dinge liegt es, daß nur wenige besonders begünstigte Kreise des Volks ihren Kindern eine Erziehung gewähren können, die sie neun Jahre hindurch ganz oder doch vorwiegend mit Dingen beschäftigt, welche einen unmittelbaren Nutzen für das praktische Leben und die Gegenwart nicht gewähren. Der Lehre von dem absoluten Wert des klassischen Altertums mußte sich eine zweite paradoxere Behauptung hinzugesellen, um die humanistische Schule auf die Dauer zu stützen: die Behauptung, daß kein Bildungsstoff, der praktischen Nutzen

habe, zugleich ideale Bedeutung besitze. In der Tatsache also, daß der klassischen Bildung ein unmittelbarer Wert für das praktische Leben nicht zukommt, wurde von ihren Vertretern nicht, wie man annehmen sollte, ein notwendiges Übel gesehen, das man um des Ideales willen in den Kauf nehmen müsse, sondern geradezu ein gepriesener Vorzug, dem gegenüber jenes Bestreben, praktische Gesichtspunkte in die Schule zu tragen als „banausisch", als „Amerikanismus" oder „Utilitarismus" kurzer Hand abgetan wurde. Vorausgesetzt mußte dabei freilich werden, daß alle die unerläßlichen Bildungsaufgaben teils praktischer, teils nationaler Art, welche das Gymnasium unerfüllt ließ, durch das Elternhaus ergänzt würden. Diese gewollte Einseitigkeit, diese Ablehnung des Praktischen und Gegenwärtigen war es, die dem humanistischen Gymnasium einen aristokratischen Charakter verlieh, nicht etwa nur der Volksschule, sondern auch den realistischen Anstalten gegenüber, die von vornherein unmittelbar für das Leben erziehen wollten. Diese letzteren, im Gegensatz zu dem Gymnasium, dem unmittelbar praktischen Bedürfnis der eigentlich bürgerlichen Klassen entsprungen, wagten es anfangs nur vereinzelt, ohne feste Lehrpläne und ohne hochgespannte Ziele, hervorzutreten. Durch den gewaltigen Aufschwung aber, den das deutsche Bürgertum, den Handel, Industrie und vor allem die technischen Berufe im Laufe des 19. Jahrhunderts nahmen, wurden auch sie mit in die Höhe gehoben und nicht nur an Zahl beträchtlich vermehrt, sondern auch nach dem Umfang ihrer Kurse erweitert und zugleich in ihrer inneren Gestaltung, aus einem anfänglichen Vielerlei, nach festen Gesichtspunkten auf das Wichtige und Wertvolle beschränkt. Und dabei konnte dann auf die Dauer die Entdeckung nicht ausbleiben, daß jene Trennung zwischen praktischen und idealen Erziehungszwecken einer einseitigen und schiefen Auffassung entsprang, daß der Beschäftigung mit Mathematik und Naturwissenschaften, ja auch mit den neueren Sprachen, an sich durchaus kein banausischer Charakter zu eignen brauche, und daß vielmehr alle diese Gegenstände, im richtigen Sinne betrieben, sehr wohl im stande seien, beiden Gesichtspunkten gleichzeitig gerecht zu werden. Mit dieser Erkenntnis war den Realanstalten die Ursache zu ihrer anfänglichen Selbstbescheidung genommen. Sie erhoben nunmehr Anspruch auf Gleichwertung und Gleichberechtigung mit dem humanistischen Gymnasium.

Waren es nun aber anfangs hauptsächlich die Philologen an den Schulen und Universitäten, die aus vorgefaßten Meinungen sachlich pädagogischer Art sich diesen Ansprüchen entgegensetzten, so traten im Laufe des Streites immer entschiedener die übrigen akademisch

gebildeten Stände, besonders Juristen und Mediziner, als Gegner der Gleichberechtigung hervor. Bei ihnen aber waren soziale und praktische Erwägungen ausschlaggebend. Sie fürchteten einmal überhaupt eine Überfüllung ihrer Berufsklassen, sodann aber schien ihnen ein Verlust ihres Ansehens unvermeidlich, wenn diese Berufe den Realschülern und damit den Kreisen der Bevölkerung geöffnet würden, aus denen bisher ausschließlich oder doch fast ausschließlich Techniker und Kaufleute hervorgegangen waren. Inzwischen hatte freilich die Tatsache längst diese Standesvorurteile überholt und illusorisch gemacht. Die Abgeschlossenheit der gelehrten Stände und Kreise, wie sie allerdings lange Zeit in Deutschland herrschte, hatte längst einem freien Verkehr, einer gesunden Wechselwirkung der verschiedenen Kreise und Klassen Platz gemacht, und gerade dies ist ein Zeichen von der Gesundung und Erstarkung des deutschen Lebens in den letzten Jahrzehnten. Zumal der auf der Hochschule ausgebildete Baumeister und Techniker steht weder an Bildung noch an gesellschaftlichem Ansehen hinter dem Juristen und Mediziner zurück. Man hat sich als öffentliches Geheimnis erzählt, daß der Kaiser zu dem Entschluß, die Gleichberechtigung zu gewähren, besonders durch sein Interesse für die technische Hochschule und einzelne ihrer Vertreter, veranlaßt sei. Wenn dem so ist, so wird man in diesem Zusammenhang weder Zufall noch Willkür erblicken können, vielmehr kommt eben darin die Tatsache zum Ausdruck, daß die Neuerung durch eine kulturgeschichtliche Notwendigkeit hervorgerufen ist und Kaiser Wilhelm aus dem Verständnis für diese Notwendigkeit heraus gehandelt hat. Mit Recht durfte er bereits in der Schulkonferenz von 1890 die Worte sprechen, die dem Lexisschen Werke als Motto vorgesetzt sind: „Ich glaube erkannt zu haben, wohin der neue Geist und wohin das zu Ende gehende Jahrhundert zielt, und ich bin fest entschlossen, die neue Bahn zu beschreiten, die wir unbedingt beschreiten müssen."

Ist nun aber der Schulstreit, soweit er sich um die äußere Frage der Gleichberechtigung drehte, zu Ende, so ist damit doch keineswegs die Entwicklung unseres Schulwesens auch nur zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. Vielmehr übt die äußere Neuordnung, wie vorhin schon angedeutet, notwendigerweise eine Rückwirkung auf die innere Gestaltung der einzelnen Schulen aus, und sie bezeichnet daher geradezu den Beginn einer neuen Epoche des deutschen Schulwesens mit neuen Aufgaben und Aussichten, die ihrerseits neue Mittel und Wege verlangen. Diese Entwicklung ist durch den Kaiserlichen Erlaß nicht zum Stillstand, sondern gerade im Gegenteil erst recht in Fluß gekommen, und es kann nicht

ausbleiben, daß die Feststellung der Aufgaben, die Wahl der Mittel neue Gegensätze hervorgerufen. Es liegt nun freilich in der Natur der Sache, daß diese Gegensätze mehr innerhalb der pädagogischen Fachkreise zum Austrag kommen müssen als jener Kampf um die Gleichberechtigung, daß die Diskussion sich vielfach nicht um große, sondern um kleine oder wenigstens klein erscheinende Fragen der Unterrichtsmethode, der Stoffauswahl u. s. w. bewegen muß, endlich daß nicht tönende Losungen und Parteischlagworte, sondern nur intensive Arbeit, leidenschaftslose und sachliche Erörterung zu Ergebnissen führen kann, die wirklichen Wert besitzen. Dennoch wäre es höchlichst zu bedauern, wenn die weiteren Kreise des Publikums der Ausgestaltung unseres höheren Schulwesens nunmehr gleichgültig gegenüberstehen wollten; es wäre zu beklagen, wenn sich zeigen sollte, daß das frühere lebhafte Interesse nur der Berechtigungsfrage, nicht der Bildungsfrage selbst gegolten hätte, zu beklagen für die Nation, die damit einen traurigen Mangel an Idealismus zeigen würde, wie für die Schule, die, um eine wahrhaft nationale Bildungsanstalt zu sein, die lebendige Teilnahme der Nation nicht entbehren kann. Zumal der jetzige Zeitpunkt bedarf einer solchen Teilnahme; es ist geradezu Pflicht derjenigen Eltern, denen nicht bloß das äußere Fortkommen ihrer Kinder, sondern ihre innere Bildung am Herzen liegt, sich ein eigenes Urteil über den Wert und die Eigenart der verschiedenen Schulgattungen, über wünschenswerte oder notwendige Verbesserungen zu bilden. Denn nur dann können die realistischen Anstalten zu einer wirklichen Blüte, zu einer allgemeinen Bedeutung gelangen, wenn die Eltern bei der Wahl der Anstalt für ihre Söhne, nicht nach wie vor ohne weiteres das humanistische Gymnasium bevorzugen, weil die Standesüberlieferung es einmal so will, sondern wenn sie, so weit es die örtlichen Verhältnisse zulassen, diejenige Schule auswählen, die ihrem eigenen Bildungsideal und der persönlichen Veranlagung ihrer Kinder am meisten entspricht. Eine solche Wahl aber setzt ein sachliches Interesse und eine gewisse Sachkenntnis voraus. Es wäre dem Verfasser dieses Aufsatzes ein schöner Lohn, wenn er dazu beitragen könnte, dieses Interesse bei den Lesern der Deutschen Monatsschrift wach zu erhalten oder aufs neue zu erwecken.

Begreiflich ist es immerhin, daß mit der Beruhigung, welche die Neuordnung geschaffen hat, zugleich ein gewisses Nachlassen des öffentlichen Interesses eingetreten ist. Die neuen Verfügungen bieten so wenig Angriffspunkte, sie enthalten so garnichts gewaltsames oder unerwartetes, das eine Diskussion für und wider erregen müßte! Ja, sie bringen

sogar eine gewisse Enttäuschung für alle diejenigen, die eine entschiedene Parteinahme der Regierung für die eine oder die andere Schulform oder gar eine allgemein gültige Einheitsschule gewünscht hätten. Da hätte sich dann ein erneuter Streit, eine laute Diskussion Für und Wider rasch genug entsponnen. Aber die stille Aufforderung zu sachlicher Stellungnahme, zu ruhiger Beobachtung und Überlegung, die in dem Vorgehen der Regierung liegt, scheint man nicht zu verstehen. Wir sind in Preußen so sehr und so von jeher gewohnt, daß die Regierung die Zügel straff in die Hand nimmt und auf ihre eigenen Wege lenkt, daß viele Leute nichts damit anzufangen wissen, wenn die Behörde der Entwicklung Freiheit gibt und die vorhandenen und werdenden Formen der Schulbildung mit gleich liberaler Rücksicht behandelt. Und dies eben ist es, was sich jetzt zuträgt. Eine magna charta des Schulwesens hat man den Kaiserlichen Erlaß genannt, und in der Tat ist er ein Freiheitsbrief, der den verschiedenen Kräften und Formen der Bildung das Feld zur Entfaltung und zu freiem Wettstreit geöffnet hat. Aber es ist auffallend genug, wie wenig diese Seite der Sache in der Öffentlichkeit gewürdigt worden ist, auffallend, wie auch solchen Kreisen, welche die Gleichberechtigung angestrebt haben, vielfach das Bewußtsein abgeht, daß dieselbe auch ihre ideale Bedeutung hat und auf die fernere Gestaltung der deutschen Bildung einen entscheidenden Einfluß gewinnen muß. Wie wäre es sonst möglich, daß in einer Stadt wie Berlin, deren Schulwesen freilich auch in mancher anderen Hinsicht rückständig ist, der Stadtschulrat unter dem Beifall der Verwaltung erklären konnte, die neuen Verordnungen der Regierung gäben der Stadt keinerlei Anlaß, an dem Bestand ihrer höheren Schulen etwas zu revidieren, insbesondere etwa die Realanstalten zu vermehren, oder mit den Reformschulen Frankfurter oder Altonaer Systems, denen sich charakteristischer Weise Berlin bisher völlig verschlossen hat, einen Versuch zu machen. Und doch wird jeder, der die Eigenart geistiger Entwicklung, der insbesondere die Geschichte der Erziehung kennt, gerade dafür der Regierung dankbar sein, daß sie nicht an Stelle einer herrschenden Schulform eine andere setzt, daß sie alles gewaltsame Vorgehen vermieden, und indem sie das Vorhandene schonte, doch die zukünftige Entwicklung möglich gemacht hat. Nichts besseres könnten wir uns wünschen, als daß den freiheitlichen Bestimmungen eine noch freiheitlichere Ausführung folgt, und daß auch solchen Schulformen, die nicht unter den 4 oder 5 anerkannten aufgezählt sind, wenn sich solche, neuen Bedürfnisse oder Ideen entsprechend, herausbilden sollten, die staatliche Anerkennung nicht versagt wird.

Und ebenso verhält es sich mit der inneren Gestaltung der Lehrpläne. Man hat über die Häufigkeit der Schulreformen in Preußen gespöttelt. Mit Unrecht! Unbequem mag dies Verfahren für die beteiligten Kreise sein, ungerechtfertigt ist es nicht. Wir leben in einer Zeit schneller Veränderungen; bestimmte Strömungen nationaler, sozialer und wissenschaftlicher Art sind, wenn auch im beständigen Kampfe mit feindlichen Mächten, in unaufhaltsamem Vordringen begriffen. Die Schule kann ihnen nicht voran eilen, sie muß sich begnügen, ihnen zu folgen, und wir dürfen zufrieden sein, wenn das nicht in allzu weitem Abstande geschieht. Ich wüßte nicht, was man unserem Schulwesen besseres wünschen könnte, als daß nach aber einem Jahrzehnt, wiederum eine Verbesserung einträte, die sich zu der eben geschaffenen ungefähr so verhielte, wie diese zu der um zehn Jahr älteren, wenn sie mithin einen abermaligen Fortschritt zu entschiedenerer Klarheit der leitenden Grundgedanken und zu größerer Freiheit in der Ausführung des Einzelnen bezeichnete.

Denn wohin im ganzen die Strömung unserer Zeit geht und wohin die Entwicklung unseres Unterrichtswesens folgt, folgen muß, das kann niemandem so leicht zweifelhaft sein, der ohne vorgefaßte Schulmeinung den bisherigen Verlauf der Dinge betrachtet. Ein kurzer geschichtlicher Rückblick möge dies als Abschluß unserer Betrachtung zeigen.

In der Zeit des tiefsten Niedergangs Deutschlands, in den Zeiten der völligen Zersplitterung und des sozialen Drucks, der auf dem Bürgertum lastete, ist wie die klassische Dichtung und Wissenschaft, so auch das klassische Gymnasium entstanden, und wie jene in dem Wesen der Griechen und Römer das lichte Gegenbild zu dem engen dumpfen Leben der Gegenwart sah, so war auch der Gedanke der großen Neubegründer unseres Schulwesens, von Herder bis zu Humboldt, die deutsche Jugend an Idealen zu bilden, die ihnen weder die Gegenwart, noch überhaupt die Geschichte des eigenen Volkes bieten konnte. Nichts drückt schlagender die Grundtendenz des humanistischen Gymnasiums und ihre geschichtliche Notwendigkeit aus, als die Worte, die Herbart vor etwa 100 Jahren geschrieben hat: „Solche Männer, deren der Knabe einer sein möchte, stellt ihm dar; die findet er gewiß nicht in der Nähe, denn dem Männerideal des Knaben entspricht nichts, was unter dem Einfluß unserer heutigen Kultur erwachsen ist." Und in der Tat, die Antike ist, wie für alle Völker Europas, so insbesondere für Deutschland, die große Lehrmeisterin gewesen. Ohne sie würden wir weder unser heutiges Geistesleben besitzen, — denn erst das Studium des Altertums hat die Deutschen

des 18. Jahrhunderts zu eignen Schöpfungen befähigt, — noch wären wir ohne das Altertum heute ein freies Volk in einem nationalen Staate. Denn auch das Ideal eines solchen Volkes und Staates und die patriotische Liebe zu demselben ist zum wesentlichen Teil durch das Vorbild der antiken Völker in unseren Vorvätern angeregt und lebendig geworden. Aber gerade weil wir hundert Jahre lang von dem Altertum, gelernt haben, hat es die Bedeutung für unser Denken und Leben nicht mehr, die es vor dieser Epoche besaß. Denn — es sei mir gestattet Worte zu wiederholen, die ich in einem unlängst veröffentlichten Werke[1]) ausgesprochen habe: „Das Beste was uns das Altertum geben konnte, das ist bereits in unsere eigene Kultur, in unsere Literatur, es ist in unser eigenes Fleisch und Blut übergegangen und tritt uns hier vertrauter und verwandter als in der ursprünglichen Gestalt entgegen. Und wir sind ein großes und selbständiges Volk geworden, wie es einst die Römer waren, wir haben eine Geschichte, die selbst in zahlreichen Einzelheiten vorbildlich ist. Will man sich darüber wundern, will man es unserer Jugend verdenken oder ihren Lehrern Schuld geben, wenn ihnen Göthe und Schiller näher stehen, als Sophokles und Horaz, wenn sie sich für Leipzig und Sedan mehr erwärmen, als für Marathon und Salamis?"

So tritt das vaterländische Element in Literatur und Geschichte immer entschiedener in den Vordergrund und verlangt in der Schule seinen Platz, nicht nur neben, sondern vor der altklassischen Bildung. Und als ein zweiter, wichtiger und bedeutsamer Bestandteil moderner Bildung haben sich die Naturwissenschaften und im Zusammenhang damit die Mathematik einen immer breiteren Platz erobert. Hier handelt es sich um einen Gegensatz von noch größerer Bedeutung: unsere Kultur ist nicht, wie die der Hellenen eine künstlerische, sie wird der Kunst und somit der Poesie immer nur die zweite Stelle im Leben und in der Erziehung einräumen dürfen. Das Wesen der Gegenwart drängt mächtig nach Außen, ein praktischer Zug beherrscht auch das geistige und sittliche Leben und kann nicht ohne Einfluß auf die Erziehung bleiben. Die Wissenschaft und zumal die Naturwissenschaft ist es, welche diesem praktischen Streben die stärkste Stütze verleiht, denn auch sie hat neben der reinen Erkenntnis mittelbar oder unmittelbar praktische Ziele: sie will die Welt gestalten und beherrschen, indem sie dieselbe erkennt.

Endlich treibt das praktische Bedürfnis dazu, den neuern Sprachen, namentlich dem Englischen, einen breiteren Raum zu gewähren. Und

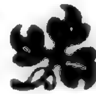
---

[1]) Erziehung und Erzieher. Berlin, Weidmann, 1901.

alle diese Bedürfnisse erscheinen gleich unabweisbar für die verschiedenen höheren Berufsarten. Daher hat sich das humanistische Gymnasium längst genötigt gesehen, ihnen Rechnung zu tragen. Tatsächlich hat es das Ideal der ästhetischen Erziehung durch das Altertum aufgegeben. Die Beschäftigung mit den alten Sprachen und ihrer Literatur nimmt zwar immer noch einen bevorzugten Platz ein, gleichzeitig jedoch sucht es die Ansprüche der modernen und insbesondere der deutschen Bildung zu berücksichtigen. Aber das Ideal, das dem humanistischen Gymnasium alten Stils vorschwebte, ist auf diese Weise nicht zu erreichen. Denn es beruhte ganz und gar darauf, daß die Schüler Jahre hindurch in dem Geiste der klassischen Kultur lebten. Das Gymnasium wollte, nach einem schönen Worte Jean Pauls, „die Jugend durch den stillen Tempel des Altertums führen, bevor es sie auf den lauten Markt des Lebens entließ.“ Gewiß ein edler Gedanke! Aber er ist nur auszuführen, wenn man aus der Stille des Tempels nicht beständig durch die offne Tür auf den Markt des Lebens hinauszusehen genötigt ist, und es geht noch weniger, wenn der Tempel selbst brüchig geworden ist und das neue Leben da draußen von allen Seiten herein tönt. Das aber gerade ist hier der Fall. Von innen heraus, durch die philologische Wissenschaft selbst, ist der Glaube an den absoluten Wert der klassischen Kultur, ist das Dogma vom klassischen Altertum zerstört worden. Es ist von hohem Interesse zu sehen, wie die Vertreter des lateinischen und des griechischen Unterrichts in dem Lexis'schen Werke von dem Werte des klassischen Unterrichts sprechen: wie skeptisch steht A. Waldeck dem Glauben an einen besonderen streng logischen Bau des Lateinischen gegenüber, mit wie anerkennenswerter Offenheit erklärt er: „Auch die viel gerühmte sprachlich logische Schulung, die in den Skriptis liegen soll, wird meistens sehr überschätzt.“ Und von noch höherer Warte aus urteilt Willamowitz über die Bedeutung des Griechischen: „Die Schule wollte immer noch das Griechische in demselben Sinne lehren, wie vor hundert Jahren, und immer noch dasselbe Griechentum zeigen. Aber jenes Griechentum in seiner olympischen Vollkommenheit ist ebenso dahin, wie in seiner Einheit. Die geschichtliche Wissenschaft hat es zerstört, indem sie die Griechen wirklich erst verstehen lehrte.“ Dem geistreichen Philologen ist nun freilich diese Tatsache nicht ausschlaggebend für den Wert des griechischen Unterrichts, sondern nur für Inhalt und Richtung desselben. „Das geschichtliche Griechentum“ sagt er mit Recht, „ist die Grundlage unserer Kultur auf allen Gebieten, erst sein Verständnis gewährt die Möglichkeit, unsere Kultur genetisch zu begreifen.“ Auch dies ist zweifellos richtig. Aber

es leuchtet doch ein, daß das Griechentum als geschichtliche Macht in der Jugendbildung der modernen Völker niemals die gleiche Bedeutung besitzen und das gleiche Maß von Zeit und Arbeit beanspruchen kann, wie es das durfte, so lange es als höchstes allgemein gültiges und allgemein verbindliches Ideal menschlicher Kultur überhaupt galt.

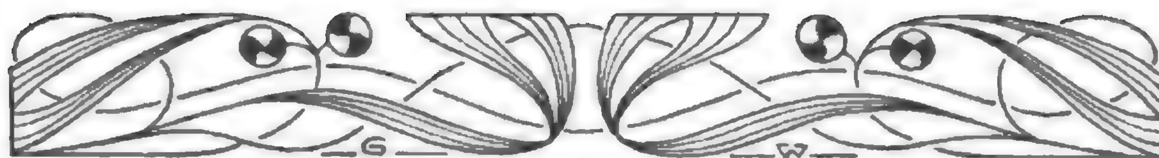
So ist ein weiteres Zurücktreten der klassischen Bildung, ein weiteres Vordringen moderner Bildungsformen, — denen freilich Elemente antiker Bildung immer beigemischt bleiben werden, — für die Zukunft wahrscheinlich, und nicht unmöglich erscheint es, daß sich aus den verschiedenen Elementen wissenschaftlicher und nationaler Kultur mit der Zeit eine einheitliche Bildungsform und eine einheitliche Schule gestalten wird. Aber der Weg geht durch Vielheit zur Einheit. Wir können der preußischen Schulverwaltung nur dankbar dafür sein, daß sie das erkannt, und daß sie darauf verzichtet hat, eine gleichmäßig gebundene Marschroute zu dekretieren. Es geht zur Zeit ein freiheitlicher Zug durch die Leitung unseres höheren Unterrichtswesens, und wer die Verhältnisse kennt, weiß auch, welchen Persönlichkeiten das zu danken ist. Mögen sich die gebildeten Klassen des deutschen Volkes nicht engherziger und kurzsichtiger erweisen, als die Regierung, mögen sie von der verliehenen Freiheit den rechten Gebrauch machen, und an ihrem Teil dazu helfen, die deutsche Schule und die deutsche Bildung einer großen und aussichtsreichen Zukunft entgegenzuführen.



Vom Alter.

Ein selbstgeschaffenes Übel ist das Verschwinden des Mutes und der Kraft; ein leeres Vorurteil ist das Alter, die schnöde Furcht von dem trüben Wahn, daß der Geist abhänge vom Körper. Aber ich kenne den Wahn, und er soll mir nicht durch seine schlechte Frucht das gesunde Leben vergiften. Ungeschwächt will ich den Geist in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmut mir vergehen; was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen; stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie, und nichts soll mir entreißen den Zauberschlüssel, der die geheimnisvollen Tore der höhern Welt mir öffnet und nimmer soll mir verlöschen das Feuer der Liebe. Ich will nicht sehen die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelob ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseins nicht trifft und ewige Jugend schenk ich mir selbst. —

Schleiermacher



Das Problem des Stillen Meeres.

Von

Paul Dehn.

Die Wege nach dem Stillen Meer. — Die kommende Bedeutung des Stillen Meeres. — Die Einbeziehung des Stillen Meeres in Weltpolitik und Weltwirtschaft. — Zwei Werke über das Stille Meer. — Nordamerikanische Aspirationen. — Die Aussichten der Nordamerikaner. — Englands Stellung und die Politik der offenen Tür für den chinesischen Markt. — Die australische Doktrin. — Rußland und die Aufteilung Chinas. — Ostasien den Ostasiaten unter Japans Führung. — Englische und amerikanische Deutschfeindlichkeit. — Deutschlands Stellung im Stillen Meer.

Noch vor einem Menschenalter hatte das Stille Meer nur untergeordnete Bedeutung. Von Europa aus ist es entlegen und am schwersten zu erreichen. Die Fahrt nach Australien nimmt durch die Magellanstraße 60 bis 70 Tage in Anspruch, um das Kap der guten Hoffnung 50 bis 60 Tage, durch den Suezkanal 30 bis 35 Tage. Nach Schanghai fährt man durch den Suezkanal in 35 Tagen. Mit Hülfe der nordamerikanischen Überlandbahnen ist das Stille Meer etwas rascher zu erreichen, mit der sibirischen Eisenbahn auch seine Ostküste. Von San Franzisko oder Vancouver nach Yokohama und umgekehrt (8800 km) sind die Postdampfer 21 Tage unterwegs. Nach Fertigstellung des Panama-Kanals (frühestens 1911) wird man von Europa aus nach dem Osten des Stillen Meeres auf dem Seewege erheblich rascher und billiger als bisher gelangen können. Der Panama-Kanal wird für das Stille Meer das werden, was der Suezkanal für das Indische Meer geworden ist, die aufschließende Verbindung mit den belebtesten Straßen des Weltverkehrs.

* * *

Ehedem war das Mittelmeer unter den Meeren, was Europa unter den Erdteilen: der Mittel- und Brennpunkt des internationalen Verkehrs. Diese Bedeutung verlor es nach der Entdeckung Amerikas. Noch heute ist es von Wichtigkeit, als Durchgangsstraße und wegen seiner Küstenländer. Einige Mächte erstreben eine Vorherrschaft auf dem Mittelmeer. Alle aber sind interessiert an der Aufrechterhaltung eines politischen Gleichgewichts, wie es gegenwärtig besteht.

Nach der Entdeckung Amerikas verschob sich der Mittel- und Brennpunkt des internationalen Verkehrs vom Mittelmeer auf das Atlantische Meer. Dieses

Meer hat eine Besonderheit, es ist eine große Wasserfläche ohne Inseln. Keine Macht findet dort Stützpunkte wie im Mittelmeer, um eine Herrschaft über den Verkehr ausüben zu können. Die maßgebenden Uferstaaten sind sozusagen in gleicher Stärke und haben ein gemeinsames Interesse an der Aufrechterhaltung der freien Schiffahrt, die ernstlich von keiner Seite bedroht wird.

Ob in Zukunft das Stille Meer zum mächtigsten Mittelpunkt von Weltwirtschaft und Weltverkehr werden wird? Bereits erscheint es als Brennpunkt der Weltpolitik. Das Stille Meer ist das größte und an Inseln reichste. An sich mögen diese Inseln ohne Bedeutung sein. Doch erlangten sie eine politische und militärische Wichtigkeit, als sie von den Mächten besetzt und zu Stützpunkten erhoben wurden. Von diesen Stützpunkten aus suchen die Mächte in Konkurrenz mit den Uferstaaten ihren Macht- und Interessenkreis zu erweitern.

* * *

Erstaunlich rasch ist das Stille Meer in den Kreis der politischen Berechnungen und wirtschaftlichen Interessen gezogen worden. Eifersüchtig richten die großen Mächte ihr Augenmerk selbst auf kleine und entlegene Inseln. Tatsächlich ist das Stille Meer bereits in gewisse Interessen- und Einflußgebiete aufgeteilt. Als der Krieg zwischen Japan und China ausbrach, standen die Mächte anfangs überrascht, griffen aber bald in den Streit ein. Rußland festigte seine Stellung durch den Bau der sibirischen Bahn und später durch die Besetzung der Mandschurei. Frankreich erweiterte seinen indochinesischen Besitz. Deutschland gründete eine Niederlassung in Kiautschou, sicherte sich seine Stellung in Samoa und erwarb verschiedene Stützpunkte auf den Inseln der Südsee. Die nordamerikanische Union gliederte sich die Hawai-Inseln an und nahm die Philippinen. England schloß mit Japan ein Bündnis ab, um ein weiteres Vordringen Rußlands zu verhindern. In wenigen Jahren werden zwei große Kabel das Stille Meer durchschneiden, ein englisches von Vancouver nach Australien (bereits fertiggestellt) und ein nordamerikanisches von San Franzisko nach den Philippinen.

* * *

In zwei umfangreichen Werken ist die Bedeutung des Stillen Meeres behandelt worden. Archibald R. Colquhoun, ein englischer Publizist von Ruf, der in langen Reisen das Gebiet des Stillen Meeres durchforscht hat, stellte die Ergebnisse seiner Studien in dem Buche „The Mastery of the Pacific“ (London 1902) zusammen und veröffentlichte darin eine Reihe interessanter Tatsachen und Betrachtungen. Colquhoun meint, daß der Kampf um die Weltherrschaft nach dem Stillen Meer verlegt werden wird, er erachtet die Herrschaft über das Stille Meer als die Frage des 20. Jahrhunderts und führt als Anzeichen dafür an die Folgen des chinesisch-japanischen Krieges, den Boxeraufstand, das gemeinsame Vorgehen der Mächte in China, die Besitzergreifung der Philippinen durch die nordamerikanische Union, das Vorgehen Rußlands in der Mandschurei, die Vollendung der sibirischen Eisenbahn und das Bündnis zwischen England und Japan.

Minder wertvoll, aber nicht minder interessant ist das nordamerikanische Werk „The New Pacific“ von Hubert H. Bancroft (New York 1900), eine Art Zusammenfassung der sog. gelben Presse in Buchform, ein Gemisch von Scheinheiligkeit und Unverfrorenheit. Bald nach dem nordamerikanisch-spanischen Kriege entstanden, stellt es sich als eine Kampfschrift der neuen imperialistischen Strömung gegen die antiimperialistische Opposition dar, es trägt dick auf und wird massiv. Vielfach bekundet es die ganze Oberflächlichkeit der gelben Presse. Unverhüllt bringt es die Aspirationen der nordamerikanischen Chauvinisten zum Ausdruck. Man darf nicht stillschweigend über Bücher dieser Art hinweggehen, weil sie weite Leserkreise finden. Erquicklich sind sie allerdings nicht.

* * *

Auf dem Einbanddeckel des Bancroft'schen Buches liest man den Ausspruch: „Wir waren die ersten, die auf dem Stillen Meer vorgedrungen sind.“ Von den kühnen Seefahrern der Portugiesen, der Holländer und Engländer und von ihren Reisen im Stillen Meer weiß dieser Amerikaner nichts und unbekannt ist ihm, daß handelspolitisch das Stille Meer zuerst von den Holländern nutzbar gemacht wurde, die mit den Japanern in Beziehungen getreten waren und lange Zeit den Handel monopolisiert hatten. Offenbar gehört Bancroft zu jenen Intellektuellen seines Volkes, die da ohne Scheu und laut versichern, daß sie für tote Menschen nicht das geringste Interesse haben.

Bancroft überträgt kurzweg die Monroedoktrin auf das ganze Stille Meer und erklärt es als nordamerikanische Interessensphäre. Mindestens soll die Union dort den Vorrang vor allen anderen Mächten erlangen und behaupten.

Mit dieser Auffassung steht der Mann der gelben Presse nicht allein. „Unser hauptsächlichster Handel,“ so äußerte schon Anfang 1900 Senator Beveridge, „wird in Zukunft nach Asien gerichtet sein. Der stille Ozean ist unser Meer. Auf Chinas Handel werden wir unsere kommerzielle Zukunft zu gründen haben.“ Ende April 1902 erklärte Schatzsekretär Shaw in Pittsburg, daß die Union die ganze westliche Halbkugel einschließlich der vom Stillen Meer bespülten Länder und Inseln überwachen wolle. Amerikanischer Wohlstand und amerikanische Tatkraft, dazu der Besitz von Hawai, von den Philippinen und vom Isthmuskanal sowie die größte Handelsflotte der Welt, die zu erlangen die Vereinigten Staaten bestrebt sein müßten, würde die Herrschaft im Stillen Meer von der britischen auf die amerikanische Flagge übertragen. Etwas gemäßigter drückte sich Staatssekretär Hay aus, als er Ende November 1901 die Monroedoktrin verherrlichte und von den nordamerikanischen Interessen im Stillen Meere sprach. Diese Interessen seien so groß wie die irgend einer anderen Macht und zu unbegrenzter Entwicklung bestimmt. Bekanntlich betrachten die Nordamerikaner bereits die Westküste Mittel- und Südamerikas auf Grund der Monroedoktrin als ihre unbestreitbare Interessensphäre. Nachhaltig werden ihre Aspirationen unterstützt durch den industrialistischen Geist und durch die

imperialistische Strömung, die in Nordamerika zum Durchbruch gekommen sind. Man wird vor Wagnissen nicht zurückschrecken, nachdem man bisher leichte Siege erfochten und von üblen Erfahrungen verschont geblieben ist.

* * *

Lassen sich diese nordamerikanischen Aspirationen auf das Stille Meer begründen? Nach Colquhouns Meinung wird die nordamerikanische Union in dem Kampf um die Herrschaft auf dem Stillen Meer den Ausschlag geben. In der Tat haben die Nordamerikamer dort die günstigsten Aussichten. Kein Küstenland des Stillen Meeres ist so expansionskräftig wie die nordamerikanische Union, im Besitz der reichsten Hülfsmittel, mit den günstigsten für den weißen Mann erträglichen klimatischen Verhältnissen. In den Philippinen verfügt die Union über einen vorzüglichen Stützpunkt in nächster Nähe der ostasiatischen Küste. Manila wird sich nach Colquhouns Meinung auch als Handelsmittelpunkt, als ein natürlicher Konkurrent des englischen Hongkong entwickeln und dessen Bedeutung als Stapelplatz für Nordchina verringern. Colquhoun hält es für unvermeidlich, daß die Hauptlinien zwischen Australien, Ostasien und Nordamerika das englische Hongkong in Zukunft nicht mehr berühren werden. Nach Fertigstellung des Panamakanals wird die nordamerikanische Union ihre wirtschaftliche und politische Stellung im Stillen Meer, namentlich auch in Ostasien, noch erheblich verstärken können. Allerdings liegt ihr Schwerpunkt noch im äußersten Osten, in Neu York, und ist durch die Besitzergreifung der Philippinen keineswegs verschoben worden. Sollte wirklich Nordamerika durch den Panamakanal im Verkehr mit Ostasien einen Vorsprung gegenüber Europa erhalten, was einigermaßen zu bezweifeln ist, so würden die europäischen Mächte alle Kräfte anstrengen, um durch Verbesserung und Verbilligerung ihres Verkehrs über den Suezkanal die Konkurrenz mit Nordamerika bestehen zu können. Auch ist es noch zu bezweifeln, ob die Nordamerikaner selbst nach Eröffnung des Panamakanals ausführen können, was die Deutschen getan haben, als sie ein Heer von 25000 Mann innerhalb sechs Wochen nach China beförderten.

Was im wesentlichen die große Überlegenheit der nordamerikanischen Union ausmacht und bisher noch nicht genügend hervorgehoben worden ist, das ist ihre unvergleichliche Aktionsfreiheit.

* * *

Die nordamerikanischen Aspirationen auf das Stille Meer sind geeignet, Besorgnisse zunächst in England zu erregen, das seine Übermacht zur See, nicht zuletzt auf dem Stillen Meer, behaupten will. Auf Kanada ist dabei kaum zu rechnen. Colquhoun glaubt an eine glänzende Zukunft dieses Landes, obwohl es dort noch an den wichtigsten Voraussetzungen seiner Entwicklung, an Menschen und Kapitalien, fehlt. Erst wenn die Union für die Einwanderung keine Aussicht mehr bietet, wenn die Zuwanderung nach Norden drängt, wird sich Kanada bevölkern, aber dann neben der Union erst recht nicht aufkommen können. In Hongkong besitzt England einen wichtigen wirtschaftlichen, aber keinen militärischen

Stützpunkt. In bezug auf China besteht allerdings eine Interessengemeinschaft und zwar nicht nur zwischen der nordamerikanischen Union und Großbritannien, sondern auch mit dem Deutschen Reich und anderen europäischen Industriestaaten. Alle diese Mächte suchen die Aufteilung Chinas zu verhindern und die Integrität des chinesischen Reiches in seinem gegenwärtigen Bestande und Umfange aufrecht zu erhalten. Was alle diese Mächte anstreben, was bei Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses, wie bei der Ausdehnung des russisch-französischen Bündnisses auf Ostasien noch besonders verkündet wurde, das ist das Prinzip der offenen Tür für den chinesischen Markt. Wir sind für die offene Tür, so erklärten Frankreich und Rußland bei der Bekanntgabe der Ausdehnung ihres Bündnisses, doch unter der Bedingnng, daß niemand sie vor uns zumache. Dieser Vorbehalt ist nicht unbegründet. Denn offenbar hegen Nordamerikaner wie Engländer gewisse Hintergedanken. Von Hongkong aus hoffen die Engländer und von Manila aus die Nordamerikaner den chinesischen Markt zu erobern und die übrigen Völker davon zu verdrängen. Beide möchten im fernen Osten die erste Rolle spielen. Da frägt es sich nur, wann die Interessengemeinsamkeit der beiden Konkurrenten in einen Interessengegensatz umschlagen wird. Als dritter käme hier auch Japan in Betracht — vielleicht der tertius gaudens.

Große Interessen werden in China entwickelt. Nach seiner Rückkehr von dort hat Graf Waldersee darauf hingewiesen, wie man von allen Seiten nach dem Yangtsegebiet drängt, diesem nach Lage und Reichtum wichtigsten Teile von China, wie allerwärts Bahnbauten in Angriff genommen werden, wie nordamerikanischer Unternehmungsgeist und nordamerikanische Milliarden sich immer kräftiger fühlbar machen.

* * *

Australien und Neuseeland sind britische Kolonieen, aber in bezug auf das Stille Meer entwickeln sie Anläufe, die mit den Zielen englischer Politik nicht ganz in Einklang stehen. Schon in der ersten Parlamentssitzung des geeinigten Australiens wurde die Erweiterung des australischen Herrschafts- oder Einflußgebietes als Programm aufgestellt auf Grund einer Art „Monroedoktrin für Australien und die umliegenden Inselgruppen unter dem Schlagwort: Australien den Australiern!“ Diese Doktrin wird vorläufig von England nicht bestritten, da sie britischen Bestrebungen in die Hände arbeitet; denn sie richtet sich zunächst gegen diejenigen nichtbritischen Staaten, die im Stillen Meer Kolonien besitzen, gegen Holland, Frankreich und Deutschland. Als der Samoa-Vertrag von 1899 bekannt wurde, erklärten es die australischen Politiker für eine Demütigung, daß drei fremde Mächte, darunter also auch das Mutterland, sich über die Teilung einer Inselgruppe verständigten, die „von Natur“ zu Australien gehörten. Schon früher suchte man von Australien aus die Festsetzung Deutschlands in Guinea zu verhindern. Colquhoun erklärt die Schaffung deutscher Stützpunkte im Stillen Meer als unmittelbare Ursache der Einigung Australiens und versteigt sich in seinem Buche zu der Behauptung, daß sich

Australien wie ein Mann erheben würde, falls Deutschland eine Marinestation auf seinen Besitzungen im Stillen Meer, etwa auf Neu-Guinea, einrichten sollte. Welchen Zweck mag Colquhoun bei der Veröffentlichung dieses Satzes verfolgt haben? Will er den Deutschen Furcht und Schrecken einjagen vor dem entrüstet aufstehenden Australien?

Neu-Seeland ist nicht in den australischen Staatenbund eingetreten, es will gegenüber der australischen Gemeinschaft seine Selbständigkeit erhalten und tritt sogar mit gewissen Aspirationen auf die Inselwelt des Stillen Meeres als Konkurrent Australiens hervor.

Von dem Eintreten Australiens in den Kampf um das Stille Meer hat England nur vorübergehende Vorteile zu erhoffen. Der australische Staatenbund wird immer in erster Reihe australische Interessen wahrnehmen und erst in zweiter Reihe, soweit es ihm zweckmäßig scheint, auch englische Interessen. Die Begeisterung der Australier für das englische Mutterland reicht nur so weit wie ihr Interesse an einer Verbindung mit Großbritannien. Von der Reichsloyalität der Australier meinte einmal Henry George, der bekannte amerikanische Volkswirt, sie sei den Leuten nicht durch die Haut hindurch bis in Fleisch und Blut eingedrungen, und nicht anders urteilt Colquhoun. Der australische Staatenbund, so sagt er, vertritt weit mehr einen australischen als den größerbritischen Imperialismus. Australien folgt nur seinen eigenen Interessen, wenn es sich vorläufig enger an England anschließt. Da Australien allein auch nach der Bildung des Staatenbundes viel zu schwach ist, um seine Vergrößerungspläne durchzuführen, so braucht es Englands Unterstützung. Dies ist die stillschweigende Voraussetzung des engeren Anschlusses von England und dessen Dauer wird davon abhängen, welche Haltung das Mutterland zu den Bestrebungen der Kolonie einnehmen wird.

* * *

Wird von russischer Seite wirklich eine Aufteilung Chinas angestrebt? Nach russischen Versicherungen wäre dies nicht der Fall, selbst die Einverleibung der Mandschurei sei nicht in Aussicht genommen. Rußland habe in Mittelasien und in seinem fernen Osten so große Aufgaben zu erfüllen, daß ihm jede Störung unwillkommen sein müsse. Rußland will offenbar jenen Gegenden zunächst durch seine Bahnbauten näherkommen und dadurch immer größeren Einfluß gewinnen. Tatsächlich ist die Aufteilung Chinas deshalb besonders schwierig, weil man es mit einem einheitlichen Reich zu tun hat. Rußland mag im Grunde genommen keine Aufteilung Chinas im Auge haben, es will das Ganze, es will entscheidenden Einfluß auf ganz China üben, es will der Schirmherr und die Vormacht des chinesischen Reiches sein und wird darin von Frankreich unterstützt, obwohl die Franzosen mehr an der Aufteilung als an der Erhaltung Chinas interessiert sind. Colquhoun erachtet es für möglich, daß China wenigstens in bezug auf die auswärtige Politik gänzlich unter russischen Einfluß gelangt.

* * *

In dem Ringen um die Vorherrschaft im Stillen Ozean zunächst mit bezug auf China ist Japan, dieser größte, kräftig aufstrebende Staat inmitten des Stillen Meeres selbst, wirtschaftlich wie politisch mehr und mehr als eine Macht hervorgetreten, mit der gerechnet werden muß. Als nächste Nachbarn von China können die Japaner die dortigen Marktverhältnisse am besten übersehen und am erfolgreichsten nützen und bis zu einem gewissen Grade die europäische und nordamerikanische Konkurrenz zurückdrängen, was in einzelnen Erzeugnissen bereits geschehen ist. Die Aussichten auf dem chinesischen Markt für die übrigen Mächte werden wesentlich von dem wirtschaftlichen Übergreifen Japans abhängen. Von seinem englischen Standpunkt aus hält Colquhoun neben den Nordamerikanern die Japaner für die gefährlichsten Konkurrenten auf dem chinesischen Markt. Colquhoun befürchtet sogar, daß China unter die Vormundschaft Japans kommen könne, erblickt aber darin das kleinere Übel gegenüber einer russischen Vormundschaft. Tatsächlich bekunden die japanischen Politiker großes Selbstbewußtsein und weitgehende Aspirationen. Bisher habe Europa die Vormacht gehabt, so äußerte einmal Graf Okuma, ein früherer japanischer Ministerpräsident, in Zukunft werde sich diese Vormacht verteilen und auch Japan wolle seinen Anteil an der Weltherrschaft. Japanische Politiker träumen von einer japanischen Vorherrschaft im Westen des Stillen Meeres, von einer Monroedoktrin für Ostasien mit dem Schlagwort „Ostasien den Ostasiaten!" selbstverständlich unter japanischer Führung. Japan schafft sich eine kostspielige Flotte, um Schiffahrt und Handel in Ostasien immer mehr an sich zu ziehen und künftige Kämpfe bestehen zu können.

Inzwischen ist Japans Stellung gestärkt worden durch den Abschluß des Bündnisses mit England zur Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes in Ostasien wie der Unabhängigkeit Chinas und Koreas. Denselben Zweck stellte sich die Erweiterung des russisch-französischen Bündnisses auf Ostasien. Die Übereinstimmung des Zweckes der beiden Bündnisse ist natürlich rein äußerlich und bedeutet nur eine Art von Waffenstillstand. Keine der beteiligten Mächte ist kriegsbereit und so werden vorläufig die Gegensätze im Stillen Meer und in Ostasien nicht aufeinander platzen. Erst wenn sich eine dieser Mächte aktionsfähig fühlt, sind ernste Reibungen zu befürchten, zunächst zwischen Japan und Rußland wegen Korea. Vom europäischen Standpunkt aus wäre nichts dagegen einzuwenden, daß sich Japan auf Korea festsetzte, nachdem Rußland Hand auf die Mandschurei gelegt hat. Japan würde dann nicht mehr an China grenzen und ein gewichtiger Einwand Rußlands wäre entkräftet. Vor Schimoneseki war die Lage anders. Jetzt würde die Besetzung Koreas durch Japan nur ein wünschenswertes Gleichgewicht im fernen Osten herstellen.

* * *

Beide Bücher über das Stille Meer, das englische wie das nordamerikanische, bekunden übereinstimmend deutsch-feindliche Tendenzen. Der Engländer Colquhoun ist nahe daran, die Deutschen für alles Übel in der Welt verantwortlich zu

machen. Er bestätigt, daß auch intelligente und vielgereiste Engländer von Feindseligkeit gegen Deutschland erfüllt sind. Der deutschen Kolonisationsarbeit wird er ganz und gar nicht gerecht. Er bemängelt die deutsche Kolonisation und erklärt die Deutschen als Kolonialpolitiker wegen ihrer angeblichen Pedanterie und Bürokratie geradezu für unfähig, ohne zu erwägen, daß Deutschland kaum über ein Gebiet verfügt, das ein gemäßigtes Klima besitzt und deutschen Ansiedlern dauernden Wohnsitz bietet. Durchaus unberechtigt ist sein Vergleich zwischen Kiautschou und Hongkong. Kiautschou ist nicht als ein Handelsplatz angelegt worden, sondern als ein militärischer und politischer Stützpunkt und wird als solcher behandelt. Bei dem Aufbau von Kiautschou sind die Deutschen in jeder Hinsicht musterhaft vorgegangen. Das wird die Zukunft bestätigen.

Immerhin erblickt Colquhoun in der Entwicklung des deutschen Industriestaates in Verbindung mit der ganzen weltpolitischen Lage einen drängenden Beweggrund für die deutsche Kolonial- und Handelspolitik. Die Deutschen, sagt er, müssen übers Meer. Deutschland handele nicht aus Ehrgeiz so, sondern werde dazu genötigt durch seine starke Bevölkerungszunahme und durch seine große Ausfuhr.

Mit Unrecht macht Colquhoun der deutschen Politik zum Vorwurf, daß sie auf Rußlands Seite stehe. Deutschland fürchte, in Petersburg zu mißfallen, es könne in China Konzessionen nur erlangen, wenn Rußland dagegen keinen Widerspruch erhebt. Aus Liebe zu Rußland habe Deutschland auch auf die Aufteilung Chinas hingearbeitet. Das ist bekanntlich keineswegs der Fall. Deutschland hat Kiautschou genommen, um sich einen Stützpunkt im fernen Osten zu schaffen, nicht aber um eine Aufteilung Chinas herbeizuführen. Will man noch etwas weiter gehen, so mag man meinen, daß Deutschland deshalb in Kiautschou Fuß gefaßt habe, um dabei zu sein, falls es zu einer Aufteilung Chinas kommen sollte, denn durch Kiautschou erlangt es eine Anwartschaft auf das Hinterland im Falle einer Aufteilung.

Zuweilen versteigt sich Colquhoun sogar zu Verdächtigungen gegen Deutschlands koloniale Pläne im Stillen Meer. So behauptet er, Deutschland ginge darauf aus, die holländischen Kolonieen, Java u. s. w. an sich zu bringen. Immerhin läßt sich Colquhoun schließlich zu dem Zugeständnis herbei, daß Kiautschou ein Stützpunkt sei, von dem aus Deutschland das Recht nicht nur bloß beanspruchen, sondern geradezu ausüben könne, in den verschiedenen Fragen der Zukunft mitzusprechen.

Bancrofts Derbheiten gegen Deutschland sind weniger empfindlich. Was er sagt, hat man oft genug aus deutsch-feindlichen Kreisen vernommen. Der deutsche Kaiser habe sein Reich zu einer Weltmacht erhoben. Vorbedingung für eine Weltmacht sei der Besitz von Kolonieen. Kolonieen aber könne Deutschland nur finden in Süd-Amerika, Holländisch-Indien und Ostasien. Bancroft erkärt die deutschen Kolonisationsversuche in Afrika und im Stillen Meer für mißlungen. Die deutschen Auswanderer gingen wie früher nach der Union. Der junge

Kaiser müsse deshalb ein Deutsches Reich in Asien durch Eroberung oder durch andere ehrenwerte und wirksame Mittel begründen, bevor er seine Herzenswünsche befriedigen könne. Alles Sinnen des deutschen Kaisers sei auf Expansion gerichtet. Die Mächte müßten namentlich im Osten auf ihrer Hut sein. Sollte der deutsche Kaiser keinen Raum für sein größeres Deutschland im fernen Osten finden, so würde er sicherlich Palästina und Kleinasien mit dem Lande zwischen Euphrat und Tigris in die deutsche Herrschaft einbeziehen u. s. w.

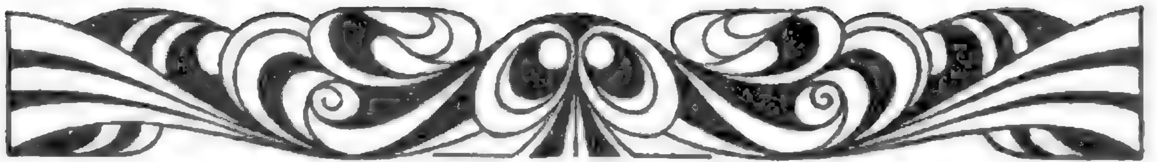
* * *

Deutschlands Stellung im Stillen Meer beruht nicht allein auf Kiautschou; es hat sich in Neu-Guinea und auf den Marschall-Inseln festgesetzt und als Brücke zwischen diesen Kolonieen die Karolinen von Spanien erworben, die im Schnittpunkt der großen Verkehrsstraßen der Zukunft Japan-Australien, San Franzisko-Philippinen und Ostasien-Panama liegen. Eine wertvolle Ergänzung zu diesem deutschen Südseebesitz sind die Samoa-Inseln.

Außerordentlich erfolgreich haben sich auch die deutschen Schiffahrtsinteressen im Stillen Meer entwickelt, seit der Errichtung der Reichspostdampferlinien nach Ostasien und Australien im Jahre 1885, zuletzt nach dem Ankauf der beiden englischen Dampfschiffahrtslinien zwischen Südchina, Siam und Hinterindien durch den Norddeutschen Lloyd, sodann durch die Eröffnung einer Reihe neuer Linien im fernen Osten ebenfalls von Seite des Norddeutschen Lloyds, durch die Begründung einer deutschen Dampfschiffahrt auf dem Yangtse von Seite des Norddeutschen Lloyd und der Bremer Firma Rickmers und endlich durch das rasche Anwachsen des deutschen Anteils an der chinesischen Küstenschiffahrt mit Hülfe verschiedener deutscher Gesellschaften.

Für den transatlantischen Verkehr scheint die Lage der deutschen Häfen ungünstiger zu sein als die Lage der englischen. Die deutschen Schiffe müssen erst die Nordsee befahren bevor sie ins Atlantische Meer gelangen. Indessen hat die kontinentale Lage der deutschen Häfen auch ihre Vorzüge namentlich für den Personenverkehr und die deutschen Schiffahrtsgesellschaften haben weiten Blick und Tatkraft genug besessen, um diese Vorzüge zur Geltung zu bringen. Das zeigen ihre Erfolge.

An dem Ringen der Mächte um ihren Anteil am Stillen Meer ist auch das deutsche Reich beteiligt. Aber es sucht dort nicht Landerwerb und Gebietszuwachs, es achtet die bestehenden politischen Verhältnisse, es ist lediglich bestrebt, einen gebührenden Anteil an dem Handel und Verkehr im Gebiet des Stillen Meeres zu erlangen. In diesem Wettstreit hat es bisher befriedigende Erfolge erzielt und, als der Aufstand in China ausbrach, auch seine militärische Kraft gezeigt. Auch im fernen Osten wird es behaupten und weiter entfalten, was es errungen hat.



Staatshülfe und Selbsthülfe in der Sozialreform.

Von

Prof. Dr. E. Francke—Berlin.

Vom preußischen Handelsministerium geht die Anregung aus, der Bundesrat möge die Krankenversicherung auf alle Hausgewerbetreibenden ausdehnen. Mag über die Einzelheiten bei der Ausführung dieser Maßnahme auch eine Verschiedenheit der Meinungen herrschen, dem Schritte selbst wird man freudigst zustimmen müssen. Wird doch damit den Ärmsten und Elendsten unter den Lohnarbeitern, deren kümmerliches Los in tausendfachen Schilderungen unser Herz erschüttert hat, die Aussicht geschaffen, daß sie bei Erkrankungen sicher auf Fürsorge, Pflege und Hülfe zu rechnen haben, während bisher Krankheit für sie mit dem äußersten Elend gleichbedeutend war. Damit wird zugleich wieder ein Schritt vorwärts getan auf der Entwicklungsbahn jener Sozialversicherung, die bei allen Lücken und Mängeln doch heute schon als ein Segenswerk unser ganzes Volksleben umfaßt. Ihre Bedeutung wird auch in immer weiteren Kreisen erkannt, auch in solchen, deren Führer sie früher bekämpft haben und die auch heute noch oft genug bemüht sind, die Leistungen der Versicherung gegen Krankheit, Unfall, Invalidität für unsere Arbeiterwelt herabzusetzen. Daß gleichwohl auch unter erklärten Sozialdemokraten sich eine bessere Erkenntnis durchringt, dafür diene zum Zeugnis folgendes Zitat aus einem Artikel Paul Kampfmeyers in den „Sozialist. Monatsheften":

„Die deutsche Arbeiterversicherung hat fast in der gleichen Richtung wie eine Arbeiterschutzgesetzgebung gewirkt: sie erhielt resp. sie kräftigte den physischen und intellektuellen Zustand der Arbeitermassen. Stellt man sich vor, daß von 1885 bis 1900 1 729 044 894 Mark von den deutschen Krankenkassen für die Krankenfürsorge verausgabt wurden, so erhält man einen klaren Begriff von den immerhin nicht unbeträchtlichen Leistungen, welche zur Wiederherstellung der Gesundheit der deutschen Arbeiter aufgewendet wurden. Von dieser Summe brachte das deutsche Unternehmertum ein Drittel auf.

Weit über eine halbe Milliarde floß also nicht aus der Tasche der Arbeiterschaft zu dieser für Krankheitskosten verausgabten Summe. Es ist ferner sicher, daß, wenn die erkrankten Arbeiter die Kosten für 733 Millionen Krankheitstage selbst aus ihren einzelnen Geldbeuteln gezahlt hätten ohne jede Beihülfe der öffentlich-rechtlichen Institute der Krankenkassen, sie vielleicht die doppelte Summe für diesen Posten hätten zusammentragen müssen. Derartig hohe Aufwendungen dürften die Arbeiterfamilien ökonomisch völlig erschöpft haben. Man darf wohl ohne Übertreibung sagen: die Aufbringung von etwa zwei bis drei Milliarden für die Gesunderhaltung der Volksklassen aus den Taschen der einzelnen Proletarier ist eine bare Unmöglichkeit. Ohne die deutschen Krankenkassen wären eben Hunderttausende deutscher Arbeiter aus Mangel an Krankenunterstützungen frühzeitig zugrunde gegangen. Man vergegenwärtige sich ferner, wie ungeheuer die deutsche Arbeiterschaft ökonomisch belastet worden wäre, wenn sie seit Bestehen der Unfallversicherung für 927 813 Verunglückte die Unfallrenten hätten aus eigenen Mitteln aufbringen müssen. Bei dem Stande der deutschen Haftpflichtgesetzgebung wäre die deutsche Arbeiterschaft bei Verletzungen in den meisten Fällen leer ausgegangen. Wohl oder übel hätten Tausende von Proletarierfamilien die verunglückten, früheren Familienernährer nun selbst durchschleppen müssen. In diesem Falle wären sie mit Millionen belastet worden. Die Berufsgenossenschaften verausgabten seit Bestehen der Unfallversicherung über 550 Millionen Mark für Verunglückte. Die deutsche Arbeiterversicherung bedeutet eine tatsächliche ökonomische Besserstellung der Arbeiterschaft um 1½ Milliarden Mark. Die Aufwendungen zur Gesunderhaltung und Kräftigung der Arbeiterklasse haben sicher auf die Verminderung der Sterbefälle eingewirkt. Diese Aufwendungen kamen ja gerade der schlecht gestellten Klasse zu gute, die erschreckend durch die Proletarierkrankheit, durch die Lungenschwindsucht, dezimiert wird. Die Sterbefälle an Schwindsucht sind seit 1892 beträchtlich herabgesunken. Es starben von 1000 Lebenden 1892 2,41 an Tuberkulose, 1897 dagegen 2,17. Seit 1885 ging die Sterblichkeit im allgemeinen von 2,75 Prozent der Einwohner auf 2,18 im Jahre 1898 herab."

Hier sind die segensreichen Leistungen unserer Arbeiterversicherung vollauf anerkannt worden. Was kann man ihr Besseres nachrühmen, als daß sie den physischen und geistigen Zustand der Massen gekräftigt habe? Das sagt ein Sozialdemokrat. Aber wenn wir eine Sozialreform auf dem Boden der heutigen Staats- und Wirtschaftsordnung verlangen,

erstreben wir da nicht das gleiche Ziel? Wir wollen, daß der Arbeiter sich besser nährt, besser wohnt, besser kleidet, damit er in voller Kraft seine Arbeitspflichten erfüllen und so auch die Produktivität seines Gewerbezweigs erhöhen kann. Der Fleischesser leistet mehr als der Brotesser und dieser mehr als der Kartoffelesser. — Das ist eine Tatsache, die namentlich die Unternehmer sich stets vor Augen halten sollten. Wir wollen aber nicht minder, daß der Arbeiter auch durch Verkürzung der Arbeitszeit und gute Arbeitsbedingungen die Möglichkeit erlangt, als Mensch, als Gatte und Vater, als Staatsbürger ein würdiges Dasein zu führen. Er soll nicht nur materiell besser, er soll auch geistig edler leben. Auch ihm muß ein Platz an der großen Tafel gesichert werden, auf der die höchsten und feinsten Güter der Menschheit ausgebreitet liegen. Auch er soll an den Geschicken des Vaterlands tätigen Anteil nehmen. Und auch er soll die Möglichkeit haben, sein eigenes Geistes- und Seelenleben auszubilden und zu vertiefen und in einer glücklichen Häuslichkeit seine Kinder zu aufrechten und tüchtigen Menschen zu erziehen. Das kann er nicht, wenn er vom grauenden Morgen bis in die sinkende Nacht am Schraubstock oder am Webstuhl um Hungerlohn sich abrackert. Gute Löhne und mäßige Arbeitszeit sind die Vorbedingungen jeder Hebung des Arbeiterstandes, aber ihr schönstes Ziel ist die Teilnahme an den Gütern der Bildung und den Pflichten des Staatsbürgers. Das wird nirgends tiefer begriffen als in der Arbeiterschaft selbst.

Ob Reich und Staat, Kreis und Gemeinde, das heißt mit andern Worten die Regierenden und die Besitzenden auch von dieser Überzeugung durchdrungen sind? Es wird wohl noch lange dauern, bis dies allgemein der Fall ist. Aber ich werde nicht auf Widerspruch stoßen, wenn ich sage, daß wir glücklicherweise im Vormarsch begriffen sind. Der Arbeiterversicherung habe ich schon gedacht. Mit diesen Einrichtungen marschieren wir an der Spitze aller Länder. Aber auch in der Arbeiterschutzgesetzgebung beginnen wir vorzurücken. Wir können wenigstens sagen, daß im allgemeinen bei uns die einmal erlassenen Schutzvorschriften auch wirklich durchgeführt werden und nicht bloß auf dem Papier stehen bleiben, wie es so oft in andern Staaten geschieht. Daß noch ungeheuer viel zu tun ist auf beiden Gebieten, daß breite Lücken klaffen und schwere Mißstände Abhülfe erheischen, wer wird das leugnen? Wir wissen alle, daß das Versicherungswerk ein Torso ist, solange die Fürsorge für Witwen und Waisen und die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit fehlen. Und ebenso gut wissen wir, daß die Bestimmungen des Arbeiterschutzes in Fabrik, Laden und Werkstatt nach vielen Richtungen verstärkt und ausgebaut

werden müssen und daß ganze Provinzen unsers gewerblichen Lebens, Hausindustrie, Verkehrswesen, Landwirtschaft, vom Arbeiterschutz noch kaum berührt sind. Aber das darf uns doch nicht abhalten, der Wahrheit die Ehre zu geben und festzustellen, daß Reich, Staat, Gemeinde in den letzten 25 Jahren sozialpolitische Leistungen in einem Umfang vollbracht haben, den frühere Zeiten nicht einmal ahnen konnten.

Und der Ursprung dieser sozialpolitischen Taten liegt doch in einer Wandlung der Anschauungen über die Aufgaben des Staats. Von dem freien Spiel der Kräfte, bei dem der Stärkste siegte, hat man sich abgekehrt zum Schutze der Schwachen. Als Fürst Bismarck die Sozialversicherung vor 20 Jahren in die Wege leitete, lebte in ihm ein tiefes, heiliges Pflichtgefühl, daß dem Staat obliege, den Massen ein besseres Dasein zu schaffen. Und wenn man ihn deswegen des Sozialismus beschuldigte, so erblickte er darin für sein Tun geradezu eine Anerkennung, deren er sich rühmte. Noch heute werfen zwar Unternehmerverbände und Hausbesitzervereine den Regierungen und den Parlamenten den Vorwurf sozialistischer Experimente bei jeder Maßnahme an den Kopf, die zur Beseitigung arg drückender Mißstände im Arbeitsverhältnis oder in der Wohnungsnot dienen soll. Das wird man nicht tragisch zu nehmen haben: Eigennutz, Kurzsichtigkeit und Herrenbewußtsein sträuben sich naturgemäß dagegen, von dem, was Vorteil und Recht bringt, etwas abzulassen. Und mit Freuden muß ich feststellen, daß im Hauptquartier der Gegner jetzt recht oft eitel Weh und Jammer darüber herrscht, weil Regierung und Reichstag einträchtig in den Sozialreformen voranschreiten. Ein besseres Zeugnis der Anerkennung kann es für aufrichtige Freunde der Sozialreform ja gar nicht geben! Mögen jene Gegner noch recht oft sich zu erboßen Grund haben oder — was ich noch weit lieber sähe! — mögen sie mit Hand anlegen, um das große Werk der Hebung der Arbeitermassen zu unterstützen.

Dies Werk zu vollbringen, liegt aber auch zugleich im eigensten Nutzen des Staats. Wozu seine Pflicht ihn treibt, das ist heutzutage auch die Bedingung seiner Kraft. Mir scheint es eine sehr untergeordnete Auffassung vom Wesen der Dinge zu sein, wenn man meint: Mit allen seinen Maßnahmen zum Schutz der Schwachen erntet der Staat ja doch keinen Dank, er reizt nur die Begehrlichkeit der Massen und treibt der Sozialdemokratie neue Scharen zu! Arbeitet denn der Staat um Lohn und Dank? Liegt in dem Wachsen der Bedürfnisse der breiten Volksschichten, in dem Sehnen und Streben nach Besserung ihrer Lage nicht eine große Kulturbewegung? Sind denn die Arbeiterscharen, die der sozialdemokratischen Fahne folgen, nicht auch Söhne unseres Vaterlands, Bürger

des Staats, dem auch wir angehören? Und wenn sie dies vergessen, sollen wir uns dessen nicht bewußt bleiben? Gewiß wäre es schön uud hoch erfreulich, wenn die Sozialreform dazu beitrüge, die feindlichen und grollenden Massen mit der gegenwärtigen Staats- und Wirtschaftsordnung zu versöhnen und damit den innern Frieden heraufzuführen. Wir hoffen auch, daß mit der Zeit diese Wirkung nicht ausbleibt. Aber Grund und Zweck der staatlichen Sozialpolitik liegen doch auf anderem Felde. Der Staat muß heute die Massen schützen und kräftigen, um seiner selbst willen. Die Bedingungen seines Daseins und die Möglichkeit seiner Erfolge sind auf die leibliche und geistige Gesundheit der breitesten Volksschichten aufgebaut. Seine Aufgaben im Innern und nach Außen sind so gewaltig angewachsen, daß er die nationalen Kräfte wecken und steigern muß, um sie erfüllen zu können. Das Wohl des Staats ist heute mehr denn je auf die Macht gestellt, und diese Macht kann er nur bei höchst gesteigerter Kraftentfaltung des Volks dauernd besitzen. Machtpolitik und Sozialpolitik sind keine Gegensätze, sondern die notwendige Ergänzung.

Die erste Aufgabe des Staats ist die Erhaltung seines Gebiets, der Schutz seiner Grenzen und die Obhut über seine Bürger. Dazu braucht er Heer und Flotte. Die Millionen von Wehrkräften, die hierfür nötig sind, kann ein untüchtiges, ausgebeutetes und zermorschtes Volk nicht stellen. Je stärker die Industrie sich entwickelt, desto notwendiger muß der Staat seinen mächtigen Schutz den Volksmassen leihen, damit diese Massen derbe Knochen und spannkräftige Muskeln bekommen. Die zweite große Aufgabe des Staats erblicken wir in der innern Kultur, in der Verbreitung von Bildung, in der Sicherung der Rechtsordnung, in der Förderung des Erwerbslebens. Um hier die tausendfältigen Bedürfnisse eines großen Volks zu befriedigen, sind Milliarden alljährlich notwendig, und nicht die wenigen Reichen und Wohlhabenden füllen den Staatssäckel, sondern die Millionen der Massen. Darum hat der Staat selbst den größten Nutzen davon, wenn die breiten Volksschichten viel verdienen und viel ausgeben. Und zum dritten steigen aus den untern Regionen immer wieder die verjüngenden Säfte und Kräfte empor, die die welkenden und absterbenden Zweige am Lebensbaum eines Volks durch neue grünende und blühende Triebe ersetzen. In den Massen liegt der Jungbrunnen einer Nation, und sollte da nicht der Staat dafür sorgen, daß diese nie versiegende Quelle frisch und stark werde?

So muß der Staat die Massen heben, um seiner selbst willen. Denn gewisse Aufgaben kann nur er allein erfüllen. Weder die eigene Kraft der

Arbeiter, noch die Menschenliebe, die Hülfsbereitschaft der Kirche, die Wohlfahrtspflege können eine Schutzgesetzgebung und eine Sozialversicherung durchführen, wie Deutschland sie hat. Dazu bedarf es so gewaltiger Macht- und Zwangsmittel, wie nur der Staat sie besitzt. Darüber sind sich im Grunde auch alle einig. Aber je nachdrücklicher ich die Notwendigkeit und den Segen der Staatshülfe betone, um so schärfer hebe ich auch die Notwendigkeit der Selbsthülfe hervor. Ist diese allein ohnmächtig, die materielle und geistige Hebung der Massen zu vollbringen, wie sich Niemand an seinem eigenen Schopf aus dem Sumpf heben kann, so erstickt die Staatshülfe, die allein Alles tun will, den besten Willen und die edelsten Triebkräfte des Menschen. Was unser größter Dichter mit den Worten sagt: „Was Du ererbt von Deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen," und „Ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein" — das lebt tief in jedes wackern Volksgenossen Brust. Ein Staat, in dem Jeder nur von Oben das Heil erwartet und maschinenmäßig das ihm anbefohlene Pensum erledigt, wird an seiner eigenen Omnipotenz zu grunde gehen. Leben und Zuversicht hat nur ein Staat, dessen Bürger in freier Arbeit unter Einsetzung des eignen Willens dem Ganzen dienen. Wie der Staat den Schwachen helfen muß, so muß er auch in den Massen die Selbsthülfe wecken.

Geschieht das bei uns? Die Richtigkeit des Prinzips wird nicht bestritten, oft sogar ausdrücklich anerkannt. Durch alle Klassen und Stände geht heute ein mächtiger Zug der Vereinigung und Organisation. Vor hundert Jahren verboten die Machthaber der französischen Revolution den Zusammenschluß von Einzelnen in wirtschaftlichen und berufsmäßigen Vereinen. Heute beherrscht die Korporation unser öffentliches Leben. Gemeinsame Interessen binden auf tausend Gebieten ihre Angehörigen mit starken Banden. Das Standesbewußtsein, die Kameradschaft, das Solidaritätsgefühl sind unzerreißbare Ketten, die die Einzelnen zu einer kraftvollen Einheit zusammenpressen. Vereint sind auch die Schwachen mächtig, — das ist die Losung unserer Tage geworden. Und der Staat hat dafür auf zahlreichen Gebieten das vollste Verständnis. Er hat für gewisse Stände und Berufe sogar zwangsweise die korporative Vertretung geschaffen: Handel und Industrie haben ihre Handelskammern, die Landwirte ihre Landwirtschaftskammern, das Handwerk die Innungen; für Ärzte und Rechtsanwälte sind Standesvertretungen eingerichtet. Daneben sehen wir allenthalben die freien Interessenverbände, die industriellen Vereine, Verbände, die Kartelle, Trusts, den Bund der Landwirte u. a. m. Auch unter den Arbeitern ist das Gemeinsamkeitsgefühl eine lebendige

Kraft. Der Berufsverein und die Genossenschaft sind die beiden Gebiete, auf denen sich Arbeiter zusammen finden, hier ohne Unterschied der politischen Richtung und des Gewerbezweiges, um die gemeinsamen Interessen der Konsumenten zu fördern, dort Angehörige eines einzelnen Gewerbes, um mit vereinten Kräften ihre Lebensbedingungen als Produzenten zu verbessern. Die steigende Zunahme dieser Arbeitervereine aller Art, die, jetzt noch vielfach unter sich gespalten, dennoch einem einzigen Ziele zustreben, halte ich für eins der gesundesten und erfreulichsten Zeichen unserer Zeit. Sie bedeutet doch, daß in unserer deutschen Arbeiterschaft das Vertrauen auf die Selbsthülfe mächtig erstarkt, daß Selbstbewußtsein, Intelligenz und Solidarität die bisher zerstreuten Reihen zu geschlossener Ordnung führen.

Hat der Staat für die Selbsthülfe der Arbeiter das gleiche Maß von Achtung und Förderung, das er den Angehörigen anderer Klassen und Berufe widmet? Ein Nein muß hierauf die Antwort sein. Die Arbeitermassen sind der einzige große Stand, der einer geordneten staatlichen Vertretung seiner Berufsinteressen entbehrt. Wir haben keine Arbeiterkammern in Deutschland, wie sie in Belgien, Holland, Frankreich, Italien in verschiedenen Formen bestehen. Wohl hat der Staat im Jahre 1868 die Koalitionsverbote aufgehoben, aber er hat den Mißbrauch des Vereinigungsrechts in den Gewerbeordnungen mit Strafen bedroht, die in der Praxis des Lebens fast ausschließlich die Arbeiter treffen, wiewohl auch die Arbeitgeber hier nicht frei von Schuld und Fehle sind. Die wiederholten Versuche, durch besondere Gesetze diese Strafvorschriften der Gewerbeordnung noch zu verschärfen, sind an dem Widerstand des Reichstags gescheitert. Aber trotzdem bleiben genug Möglichkeiten, den Arbeitern ihr gutes Recht einzudämmen, sich mit vereinten Kräften auf dem Wege der Selbsthülfe bessere Löhne und kürzere Arbeitszeiten, sowie die Gleichberechtigung im Arbeitsvertrage zu erringen. Wie schwer wird es heutzutage noch den Arbeitervereinen gemacht, bei der Wahrung ihrer Berufsinteressen nicht unter das ewig fallbereite Schwert der Bestimmungen über politische Vereine zu geraten. Und dabei rühren diese Gesetze über Vereine und Versammlungen im größten Teile Deutschlands aus einer Zeit her, wo von einer Arbeiterbewegung noch nicht die Rede war. Und wie mit den Berufsvereinen der Arbeiter, so steht es auch mit ihren Bestrebungen, auf dem Wege genossenschaftlicher Selbsthülfe eine Verbesserung ihrer Lage zu schaffen. Mit Rat und Tat, mit Geld und Kredit hilft der Staat den Angehörigen anderer Stände in Stadt und Land, sich genossenschaftlich zu organisieren, — wie selten ist aber eine staatliche Förderung des Ge-

nossenschaftswesens der Arbeiter zu verzeichnen, wenn es sich nicht um Baugenossenschaften von Arbeitern in Staatsbetrieben handelt!

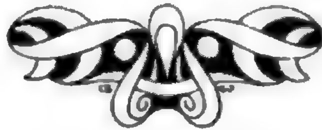
Der Schaden, der aus diesem ungleichartigen Verhalten entsteht, ist unberechenbar. Wie kann der Staat verlangen, daß die Arbeiter Vertrauen zu ihm fassen, wenn er ihnen auf Schritt und Tritt mit Mißtrauen begegnet? Wie kann er den Vorwurf des Klassenstaats entkräften, wenn er den Arbeiterstand mit anderm Maße mißt als den Handwerker, den Landwirt, den Kaufmann, den Unternehmer? Unser deutsches Volk hat ein starkes Gefühl für Gerechtigkeit. Nichts erbittert es mehr, als eine Behandlung, die es als ungerecht empfindet. Ein großer vlämischer Dichter nennt die Gerechtigkeit die Zentralsonne des Lebens. Die deutschen Arbeiter haben bis zur Stunde keinen Platz, den die Strahlen dieser Sonne hell und warm machen. Und die Folge davon ist, daß der Staat die Arbeiter, trotz aller Segensarbeit der Sozialversicherung und trotz aller Verbesserung ihrer Lage durch die Arbeiterschutzgesetzgebung, immer wieder in die Opposition drängt, oder doch zum Mindesten, daß die Arbeiter abseits stehen bleiben und nicht zu freudiger Mitarbeit an den großen Aufgaben in Reich und Staat herbeieilen. Kaiser Wilhelm II. hat den Kernpunkt der sozialen Frage mit scharfem Blick erkannt, als er im Jahre 1889 den Herren Boedicker und Roesicke sagte: „Es kommt vor allem darauf an, den Arbeitern das Gefühl der Gleichberechtigung zu verschaffen!“ Wie weit sind wir heute noch davon entfernt, daß dies edle Wort Wahrheit ist!

Aber der Staat fügt sich auch selbst den größten Schaden dadurch zu, daß er die Selbsthülfe der Arbeiterorganisationen unterbindet. Er läßt das Arbeiterkind durch die allgemeine Volksschule gehen, er lehrt den Jüngling Disziplin und Gemeingefühl in der großen nationalen Schule des Heeres, er hat dem Mann das politische Stimmrecht für den Reichstag gegeben. Bei Wahrung seiner eigenen Berufsinteressen aber wird der Arbeiter an allen Ecken und Enden gelähmt. Damit beraubt sich der Staat selbst der lebendigsten Kräfte zur Durchführung großer Aufgaben. Nur ganz allmählich dämmert die Einsicht auf, daß Gewerkschaften und Arbeitersekretariate die wirksamsten Helfer für die Aufrechterhaltung der Schutzvorschriften der Gewerbeordnung sind. Wie fruchtbar ist die Mitwirkung der organisierten Arbeiter für die Sozialversicherung noch zu machen! Tausend Zeugnisse lehren unwiderleglich, daß der Einfluß der Gewerkschaften und Genossenschaften auf ihre Mitglieder in hohem Maße erziehlich, fördernd, veredelnd wirkt, es ist die Elite der Arbeiterschaft, die mächtig aufstrebende Schicht, die sich in diesen

Vereinen sammelt. Und wohin man blickt, sieht man, daß die Arbeiterorganisationen den Arbeitskämpfen ihren wüsten, regellosen, erbitternden Charakter nehmen und sie in geordnete Bahnen leiten, bis Verhandlungen und Verträge Ruhe und Sicherheit herbeiführen. Jeder Abschluß eines Tarifvertrags ist ein beredter Anwalt der Notwendigkeit, daß die Arbeiter sich organisieren. Und endlich frage ich: Hat nicht der Staat selbst ein Interesse daran, daß die Arbeiter als Produzenten und Konsumenten in festen Verbänden ein Gegengewicht gegen die immer stärker anwachsenden Kartelle und Ringe der Unternehmer schaffen, vor deren Macht die Regierungen selbst allmählig ein leises Grauen anwandelt? Wahrlich, der moderne Staat hat alle Ursache dazu, der Selbsthülfe der Arbeiter tunlichst Vorschub zu leisten.

Scheinbar bin ich weit abgekommen von dem Ausgangspunkt meiner Betrachtungen, der Ausdehnung der Krankenversicherung auf die Hausgewerbetreibenden. Aber ich meine doch, daß ein Zusammenhang vorhanden ist. Wir haben von Staatshülfe und Selbsthülfe gesprochen. Staatshülfe ist um so notwendiger, je weniger Selbsthülfe möglich ist. Dies ist nirgends mehr der Fall, als bei den Hausgewerbetreibenden und Heimarbeitern. Jämmerliche Löhne, überlange Arbeitszeit, ungesunde Arbeits- und Wohnräume, Willkür der Unternehmer und Zwischenmeister, Unsicherheit der Beschäftigung, kümmerliche Gesundheit, Unterernährung — alle diese Übelstände drücken den Heimarbeiter zu Boden, und die Selbsthülfe ist bei diesen armen Leuten umsomehr erschwert, als sie nicht miteinander in Verbindung treten. Was der Staat bisher für die Heimarbeiter getan hat, ist äußerst geringfügig. Jetzt besinnt er sich auf seine Pflicht, und die Einbeziehung in die Krankenversicherung ist eines der Mittel, die er ergreift. Mögen weitere Maßnahmen der Sozialversicherung und der Schutzgesetzgebung folgen. Hier wird der Schutz schulpflichtiger Kinder, der kürzlich den Reichstag beschäftigt hat, Bahn brechen helfen. Die Staatshülfe hat auf dem Gebiet der Heimarbeit noch ein unendlich weites Feld zu beackern. Aber leise keimen auch auf diesem von dem Dorngestrüpp des Elends und der Ausbeutung überwucherten Felde doch jetzt schon die ersten fruchtverheißenden Triebe der Selbsthülfe. Es ist geradezu eine soziale Tat, daß es gelungen ist, Gewerkschaften von Heimarbeitern ins Leben zu rufen und auszubauen. Auch Anfänge genossenschaftlicher Selbsthülfe sind damit verbunden. Die Männer und Frauen, die an diesem so schweren und so segensreichen Werke arbeiten, verdienen von allen Seiten die wärmste Unterstützung. Nichts aber wird sie mehr in ihrer Arbeit fördern, als wenn der Staat durch seinen starken Arm den

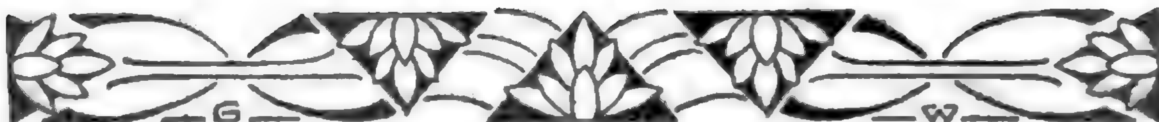
Heimarbeitern Hülfe bringt. Mit der Erstarkung des Individuums in der Hausindustrie, mit der materiellen und geistigen Hebung der Hausgewerbetreibenden, die Sozialversicherung und Arbeiterschutz mit sich bringen, werden auch die gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Bestrebungen unter ihnen immer tiefer und breiter Wurzel fassen. Nicht Staatshülfe allein und nicht Selbsthülfe allein darf die Losung sein, sondern Staatshülfe und Selbsthülfe in gegenseitiger Ergänzung und Förderung. Vereint erst vermögen sie eine Sozialreform heraufzuführen, die eine Hebung des Arbeiterstandes zum Wohle der Gesamtheit verbürgt.



„Der gewaltigen Erscheinung der römischen Hierarchie gegenüber achtlos, skeptisch, gleichgültig, in blasser Sympathie oder blasser Antipathie — wie Millionen von Protestanten und Katholiken — zu verharren: das kann nur Blindgeschlagensein oder geistige Schwäche erklären. Wer dagegen erkennt, was hier vorgeht und wie hier die Zukunft der ganzen Menschheit, insbesondere aber die Zukunft alles Germanentums, auf dem Spiele steht, hat nur die eine Wahl: entweder Rom zu dienen oder Rom zu bekämpfen; abseits zu bleiben ist ehrlos. Grundlegend ist aber hierbei die Erkenntnis — und darum gehört ihre klare Formulierung in diese „Grundlagen" — daß man Rom (diese rein politische Macht, der auch einzig politisch beizukommen ist) bekämpfen kann, ohne darum die katholische Religion zu bekämpfen, im Gegenteil indem man ihr selber angehört, oder ihr herzliche Sympathie entgegenbringt und fühlt, die Welt wäre ärmer — auch ärmer an Hoffnungen für die Zukunft, — wenn jene nicht wäre. —

Ich schließe mit einem oft gehörten, doch nie zu oft wiederholten Worte Kants: „Das Reich Gottes auf Erden, das ist die letzte Bestimmung, des Menschen Wunsch. Dein Reich komme! Christus hat es herbeigerückt; aber man hat ihn nicht verstanden, und das Reich der Priester errichtet, nicht das Gottes in uns. Im ganzen Weltall sind tausend Jahr ein Tag. Wir müssen geduldig an diesem Unternehmen arbeiten und warten."

Aus dem Vorwort zur vierten Auflage der „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" von Houston Stewart Chamberlain. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann.



Welche militärischen Mittel hat eine Seemacht, um ihr Recht einem überseeischen Staat gegenüber zur Geltung zu bringen?

Von

Korvetten-Kapitän a. D. Capelle.

Bei allen militärischen Unternehmungen, welche mit Hülfe von maritimen Streitkräften durchgeführt werden müssen, ist ebenso wie bei jedem Landkriege die erste Vorbedingung, daß in möglichster Nähe des Kriegsschauplatzes ein sicherer Stützpunkt geschaffen wird, welcher als Operationsbasis dient. Die heutigen Kriegsschiffe sind nur dann lebensfähig und verwendungsbereit, wenn sie mit Kohlen, Wasser, Munition und Mundvoräten genügend ausgerüstet sind. Der begrenzte Raum, welcher naturgemäß an Bord für die Unterbringung dieser Bedürfnisgegenstände nur zur Verfügung gestellt werden kann, bedingt eine regelmäßige Ergänzung derselben. Zudem ist bei den großen Anforderungen, welche im Seekriege an die Nerven des Personals gestellt werden, ein vorübergehendes Ausruhen an einem gesicherten, ungestörten Orte durchaus notwendig. Wo ein derartiger Platz zu finden ist, kann natürlich nur in jedem einzelnen Falle entschieden werden; ist der Besitz desselben auf friedlichem Wege nicht zu erreichen, so hat hier die erste militärische Aktion einzusetzen. Gleichzeitig ist dafür Sorge zu tragen, daß die daselbst fehlenden, unentbehrlichen Verbrauchsgegenstände dorthin geschafft werden und eine spätere regelmäßige Ergänzung erfahren.

Auf die Zusammensetzung der zu entsendenden Streitkräfte inbezug auf Größe, Bauart und Anzahl der Schiffe wird der auf gegnerischer Seite zu gewärtigende Widerstand den entscheidenden Einfluß ausüben, man darf indessen dabei nicht die Fahrwasserverhältnisse der feindlichen Küste außer Betracht lassen. Verfügt der Feind über maritime Streitkräfte, so wird man dahin streben müssen, ihm möglichst gleichartige Schiffe gegenüberzustellen, welche jedoch, wenn irgend angängig, einen größeren Gefechtswert besitzen. Sind die Zugänge zu den feindlichen Häfen in ihrer räumlichen Ausdehnung beschränkt und die Wassertiefen nur gering, so ist einem mit großen Schiffen nicht gedient, hier würden Kanonenboote am Platze sein. Die Zusammensetzung der Streitkräfte muß daher so gewählt werden, daß die Schiffe in ihrer Gesamtheit einen möglichst großen, dem Gegner überlegenen Gefechtswert haben, während sie in ihren Größenverhältnissen so von einander abweichen müssen, daß ihre Verwendungsfähigkeit eine

sehr vielseitige ist und nach Möglichkeit für die Erfüllung einer jeden Einzelaufgabe die Schiffsklasse zur Hand ist, welche sich nach Armierung, Bauart, Schnelligkeit, Größe u. s. w. am besten dazu eignet.

Haben diese vorbereitenden Schritte ihre sachgemäße Erledigung gefunden, so würde als erste zu erledigende Aufgabe die Vernichtung der schwimmenden Streitkräfte auf gegnerischer Seite ins Auge zu fassen sein. Man muß auf jeden Fall dahin streben, sich zunächst die Seeherrschaft zu sichern. Solange sich noch feindliche Schiffe außerhalb ihrer Häfen zeigen und sich bemühen, die gegnerischen Operationen zu stören, ihre Zufuhr abzuschneiden oder ihnen in anderer Weise Schaden zuzufügen, besitzt man keine Freiheit im Handeln. Man kann dadurch gegebenenfalls gezwungen werden, seine Streitkräfte zu zersplittern und kann es erleben, daß man an Stelle von Erfolgen womöglich Mißerfolge erntet. Ebenso ist man gezwungen, solange man noch mit dem Vorhandensein von gegnerischen Schiffen zu rechnen hat, die Handelsschiffe, welchen die Herbeischaffung von Verbrauchsgegenständen wie Kohlen, Munition u. s. w. obliegt, durch beigegebene Kriegsschiffe zu schützen, denn das Abfangen eines derartigen Transportes könnte ganz unberechenbare Folgen nach sich ziehen. Durch das Ausbleiben des Ersatzes von Kohlen beispielsweise würde die ganze Bewegungsfreiheit der Schiffe mit einem Schlage unterbunden. Trotz des vorzüglichsten Personals und der besten Armierung würde ihre Leistungsfähigkeit nahezu gänzlich aufgehoben werden. Dabei vermögen auch Kriegsschiffe von geringer Größe und unbedeutendem Gefechtswert schon in der Hand gewandter Führer Handelsschiffen gegenüber, welche ohne Schutz fahren, sehr beachtenswerte Erfolge zu erzielen.

Ist durch die Wegnahme oder Vernichtung der schwimmenden Streitkräfte des Gegners seine Widerstandskraft noch nicht so weit gebrochen, daß er sich zum Nachgeben bereit erklärt, so wird man einen weiteren Schritt zu machen haben, indem man zur Blockade der feindlichen Küste schreitet. Der Zweck einer jeden Blockade ist, die Zufuhr nach dem gegnerischen Lande abzuschneiden, dem Feinde auf diese Weise die Mittel zu einem weiteren Widerstande zu entziehen, und ihn nach dem alten Grundsatze: Not lehrt Beten, gefügig für die Erfüllung der eigenen Ansprüche zu machen. Als Nebenzweck verfolgt die Blockade noch, sich durch Wegnahme gegnerischer Handelsschiffe möglichst schadlos für die Kosten, die durch derartige Unternehmungen verursacht werden, zu halten. Eine Blockade verspricht um so größere Erfolge je mehr der Gegner für seinen Unterhalt auf die Zufuhr von See aus angewiesen ist und je mehr es gelingt, die Küsten mit ihren Häfen durch eine dichte Kette von Blockadeschiffen abzusperren. Daher wird der Erfolg jeder Blockade in erster Linie neben der Anzahl, und der größeren oder geringeren Geeignetheit der vorhandenen Schiffe von der Gestaltung des feindlichen Landes abhängen. Inselreiche von geringer Ausdehnung sind außerordentlich geeignet für Blockadezwecke und man wird hier auf sichere Erfolge rechnen dürfen. Dahingegen wird man bei Ländern, welche nur an einer Seite von der See bespült werden und

dazu noch unreine Fahrwasserverhältnisse und eine große Küstenausdehnung besitzen, nur geringe Erfolge erwarten können, es sei denn, daß der gegnerische Seehandel einen bedeutenden Umfang besitzt und auf diese Weise ein Druck durch Wegnahme zahlreicher Handelsschiffe ausgeübt werden kann. Bei den heutigen ausgezeichneten Verkehrsverhältnissen und dem überall herrschenden, regen Unternehmungsgeist wird der Gegner jederzeit in der Lage sein, alle Kriegs- und Mundvorräte, deren er bedarf, auf dem Landwege durch seine Grenzstaaten zu erlangen. Hierfür legt beispielsweise der Krieg gegen die südafrikanischen Republiken ein beredtes Zeugnis ab. So wird es denn in Wirklichkeit mancherlei Fälle geben, wo man mit einer Blockade so gut wie garnichts auszurichten vermag und wo man nach anderen Mitteln Ausschau halten muß, um seine Zwecke zu erreichen. In solchen Fällen wird zunächst das Beschießen einzelner Küstenplätze in Frage kommen müssen. Die Zugänge der wichtigsten Häfen pflegen durch Küstenbefestigungen geschützt zu sein, deren Vernichtung alsdann zunächst zu erfolgen haben würde, bevor man an die eigentliche Beschießung der Hafenstadt gehen kann. Die Niederkämpfung von Küstenbefestigungen durch Schiffe ist eine außerordentlich schwierige Aufgabe. Sie erfordert gute Vorbereitungen und einen sehr erheblichen Munitionsaufwand. Dies kommt daher, weil man von Bord aus das Einschlagen der einzelnen Geschosse nur sehr schwer beobachten kann; man hat daher auch keinen Anhalt ob die gewählte Entfernung der Wirklichkeit entspricht beziehungsweise nach welcher Richtung hin dieselbe zu verbessern ist. Im allgemeinen hat man an Bord der schießenden Schiffe leicht den Eindruck, daß man gute Resultate erzielt hat, während in Wirklichkeit der angerichtete Schaden sehr unbedeutend ist, eine Tatsache, welche in dem südamerikanisch-spanischen Kriege mehrfach ihre Bestätigung gefunden hat. Kann man daher eine Beschießung der feindlichen Küstenbefestigungen umgehen, sei es dadurch, daß man an Bord Geschütze von größerer Tragweite hat, wie die Landforts, oder dadurch daß die Forts so angelegt sind, daß sie nicht das ganze Fahrwasser beherrschen, sondern tote Winkel bilden, in welchen man sich ungefährdet aufhalten kann, so wird man dieselben links liegen lassen und sich auf die Beschießung des eigentlichen Hafenplatzes beschränken. Vielfach ist die Ansicht vertreten, daß es ein barbarisches Mittel sei, einen Hafenort, in dem sich viele Frauen, Kinder und Greise aufhalten, einer solchen Beschießung auszusetzen, doch wird man im Ernstfalle hierauf keine Rücksicht nehmen können. Bei allen kriegerischen Unternehmungen muß stets der eine Grundsatz gelten, die eigenen Streitkräfte nach Möglichkeit zu schonen und dem Gegner so viel wie nur irgend angängig Schaden zuzufügen. Dagegen erfordert es die Billigkeit den Gegner von einer derartigen beabsichtigten Beschießung durch Stellung eines Ultimatums u. s. w. in Kenntnis zu setzen, um so den Bewohnern Zeit und Gelegenheit zu geben das Feld zu räumen. Glaubt man sein Ziel schon durch Beschießung solcher Küstenplätze zu erreichen, welche vollständig unbefestigt sind, so wird man ohne Frage zu diesem für die eigenen Streitkräfte bei weitem weniger gefährlichen Mittel greifen.

Würden auch diese Maßnahmen nicht imstande sein, den Gegner zum Nachgeben zu zwingen, so bliebe nichts weiter übrig, wie eine Landung von Truppen und die Besitzergreifung feindlicher Gebietsteile ins Auge zu fassen. Mit Rücksicht darauf, daß derartige Landungen außerordentlich schwierig auszuführen sind, leicht mißlingen können, und fast stets größere Truppenmassen erfordern, wird man sie nur dann in den Bereich der Möglichkeit ziehen, wenn sie sich nicht umgehen lassen.

An einem Küstenpunkte, welcher von Land aus ernstlich verteidigt wird, Truppen zu landen, ist so gut wie ausgeschlossen. Die Leute, welche dicht in den landenden Booten zusammengepfercht sind und von ihrer Schußwaffe nur einen sehr unbedeutenden Gebrauch machen können, sind den an Land aufgestellten Mannschaften gegenüber zu sehr im Nachteil, als daß sie auf irgend welchen Erfolg rechnen könnten. Die Truppen müssen daher da an Land geworfen werden, wo sich ihre Ausschiffung unbehelligt bewerkstelligen läßt. An Land angekommen, müssen sie sich sogleich einen Stützpunkt suchen, der möglichst so gelegen sein muß, daß er durch die eigenen Schiffe unter Feuer genommen werden kann, sodaß er dadurch größere Sicherheit gewährt. Von da ab würden die Gesichtspunkte die Oberhand gewinnen, welche für die Durchführung von Landkriegen Geltung haben. Solche Landungen durch Schiffsmannschaften ausführen zu lassen, wird nur in den seltensten Fällen möglich sein. Die Landungskorps, welche heutigentags von den einzelnen Schiffen gestellt werden können, sind nur ganz gering. Ihre Stärke hat sich gegen früher stark vermindert. Dies ist darauf zurückzuführen, daß die veränderte Bauart der Schiffe eine große Vermehrung des Heizerpersonals zur Folge gehabt hat, während das seemännische Personal durch den Wegfall der Takelage an Zahl zurückgegangen ist. Ein Schiffsverband, welcher daher als schwimmende Streitmacht eine sehr achtbare Stärke darstellt, würde an Land nur eine verschwindend kleine Macht von wenigen hundert Köpfen aufzustellen vermögen. Daher ist es notwendig, für derartige Fälle Landtruppen in einer zweckentsprechenden Anzahl und Zusammensetzung mit Hülfe von Transportschiffen an den Ort der Tätigkeit zu führen und hierbei den Schiffen die Aufgabe zu stellen, die Ausschiffung durch ihre maritimen Hülfsmittel und durch den Schutz ihrer Kanonen zu erleichtern.

Überseeische Unternehmungen erfordern daher gegebenenfalls nicht allein schwimmende Streitkräfte, sondern auch Transportmittel für Truppen und Verbrauchsgegenstände sowie Landsoldaten in ausreichender Zahl und zwar müssen alle diese Hülfsmittel in einem solchen Umfange vorhanden sein, daß das eigene Land nicht mehr entblößt wird, wie es vertragen kann.

Houston Stewart Chamberlains Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (4. Auflage).

Von

Max Christlieb—Freistett (Baden).

I.

Es ist eine alte Regel, daß man bei der Besprechung eines Buches sich allein an das Werk des Verfassers halten, und seine Person ganz aus dem Spiel lassen soll: gewiß im allgemeinen eine durchaus richtige Vorschrift. Aber keine Regel ohne Ausnahme: wo ein Buch so durch und durch persönlich ist, und sich so völlig offen als persönlich gibt, wie die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, da verschließt man sich sein Verständnis gradezu, wenn man die Persönlichkeit, die hinter und in ihm steht, nicht sehen will.

Houston Stewart Chamberlain ist Engländer von Geburt, Deutscher von Bildung. Für ängstliche Gemüter ist es vielleicht wohltuend zu hören, daß der Name Chamberlain in England etwa eben so häufig ist, wie sein deutsches Gegenstück Kämmerer mit seinen verschiedenen Abwandlungen bei uns. Aber obwohl er von Geburt und Abstammung Engländer ist, so steht Chamberlain doch durch Schicksal und Geschmack, wie er sagt, außerhalb aller nationalen, kirchlichen und wissenschaftlichen Parteien. Er gehört zu jenen ganz wenigen Menschen, die zwei Nationen angehören können, ohne innerlich charakterlos zu werden. Freilich sind es zwei sehr verwandte Nationen, und so kann man auf ihn in gewissem Sinne sein eigenes Wort einwenden, daß wenn ein ungewöhnlich begabter Einzelner sich eine fremde Kultur aneignet, er gerade infolge seiner innerlich abweichenden Eigenart Neues und Ersprießliches zu Stande bringt. Freilich gehört dazu, daß er nicht aus dem Wolkenkuckucksheim einer übermenschlichen Objektivität, sondern, wie Chamberlain das tut, vom Standpunkt eines bewußten Germanen aus die Welt betrachtet, und daß er sie beurteilt nach Goethes Vorschrift:

Was Euch nicht angehört,
Müsset Ihr meiden;
Was Euch das Inn're stört,
Dürft Ihr nicht leiden.

Streng wissenschaftlich geschult — das Buch ist seinem Lehrer, dem Professor der Physiologie Wiesner gewidmet — ist er nur durch gesundheitliche Verhältnisse

verhindert worden, sich der akademischen Laufbahn zu widmen: bezeichnend für ihn ist das Schwanken, ob er als Dozent sich Physiologie oder Philosophie zur Berufswissenschaft wählen sollte. Jetzt nennt er sich mit stolzer Bescheidenheit einen Dilettanten. Ein solcher ist heute, im Zeitalter der stärksten Spezialisierung der Wissenschaft, in der Tat ein Kulturbedürfnis, wenn er einerseits wissenschaftlich geschult ist, um von den Ergebnissen gelehrter Forschung Kenntnis zu nehmen, andererseits aber diesen Ergebnissen als freier Mann im Besitz einer vollwertigen Urteilskraft gegenübertritt. Der Dilettant Chamberlain widerspricht aber in seiner Methode schnurstracks dem historischen Wahn unserer Zeit, der da glaubt, überall auf Ursprünge zurückgehen zu müssen und alles „erklären" will: er ist darin ganz einig mit dem größten „Dilettanten" aller Zeiten, Goethe. Er forscht weder nach dem ersten Ursprung, noch nach dem letzten Ziel, sondern hält sich an das große mittlere Problem des Daseins, die Existenz des individuellen Wesens. Und so will er den Gegenstand seiner Forschung, das neunzehnte Jahrhundert, nicht aus den Uranfängen der Menschheit überhaupt erklären, sondern aus seinen heute noch bestehenden Grundlagen. Den Werdegang unserer nordeuropäischen Kultur richtig zu beurteilen, ist aber nach seiner Meinung unmöglich, wenn man sich hartnäckig der Einsicht verschließt, daß sie auf der physischen und moralischen Grundlage einer bestimmten Menschenart ruht. Diese Menschenart sind die Germanen: ihr Erwachen zu ihrer welthistorischen Bestimmung als Begründer einer durchaus neuen Zivilisation und einer durchaus neuen Kultur, — zwei Dinge, die keineswegs gleichbedeutend sind — bildet den Angelpunkt der Geschichte. Als den mittleren Augenblick dieses Erwachens kann man das Jahr 1200 bezeichnen. Damit sind jene beiden Undinge, die Begriffe eines Mittelalters und einer Renaissance beseitigt, die ein Verständnis der Geschichte unmöglich machen. Nicht um ein rinascimento, sondern um ein nascimento handelt es sich hier: um die Geburt einer neuen Weltanschauung, eben der germanischen, die nicht nach und nach aus der hellenischen und scholastischen sich entwickelt hat, sondern im unmittelbaren Gegensatz zu ihr entstanden ist. In einem gewissen Sinn kann man die geistige und moralische Geschichte Europas von dem Augenblick des Eintritts der Germanen bis zum heutigen Tag als einen Kampf zwischen Germanen und Nichtgermanen bezeichnen. So enthält das Buch, das eigentlich nur eine tausend Seiten lange Einleitung zu dem eigentlich geplanten Werke über das neunzehnte Jahrhundert selbst ist, zwei Teile, einen, der die Zeit von Christus bis 1200, und einen, der die sechs Jahrhunderte von 1200 bis 1800 behandelt. Und die Disposition beruht auf demselben Gedanken: um das Erbe der Alten Welt, das aus drei Stücken besteht: Hellenische Kunst und Philosophie, Römisches Recht und die Erscheinung Christi, kämpfen die Erben. Dieser Abschnitt hat wieder drei Teile: Das Völkerchaos, der Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte, und der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte. Der dritte Abschnitt schildert den Kampf auf dem Gebiet der Religion und des Staates. Der zweite Teil enthält die Entstehung einer neuen Welt durch die

Germanen als Schöpfer einer neuen Kultur, und führt dies in sieben Kapiteln durch: 1. Entdeckung, 2. Wissenschaft — die miteinander das Wissen ausmachen, — 3. Industrie, 4. Wirtschaft, 5. Politik und Kirche, — in denen die Zivilisation besteht, — 6. Weltanschauung (einschließlich Religion und Sittenlehre) und 7. Kunst, — die zusammen die Kultur darstellen. —

Nichts ist einfacher, als diese Disposition, aber kaum etwas ist reichhaltiger, als die Masse des Materials, das hier in durchsichtigster Gliederung aus einem fast unermeßlichen Wissensschatz, mit einem unerschöpflichen Reichtum von Ideen zu einem Ganzen zusammengefügt ist, das nicht einen einzigen Augenblick hinter den unzähligen Einzelheiten verschwindet: immer geht der Schritt „von Bergen zu Bergen hinüber," aber jedesmal umfaßt der Blick alle dazwischen liegenden Täler zugleich mit.

Es wäre eine verlockende Aufgabe, in dieser Darstellung des Gedankengehalts dem Gedankengang des Buches auch im einzelnen zu folgen.: er ist nichts weniger als locker, wie so viele Kritiker behaupten, und die mannigfachen Wiederholungen stammen nur aus der Vielseitigkeit der angewandten Begriffe und Ideen. Aber es scheint mir für den Zweck dieser Ausführung nützlicher, in anderer Anordnung, aber durchaus ohne eigene Zutaten, die leitenden Grundgedanken des Buches herauszuheben: an ihrem Faden läßt sich leicht das wichtigste aus seinem Inhalt aufreihen. Nun machen nach Chamberlain zwei Dinge zusammen die Persönlichkeit eines Menschen aus, und beantworten die Frage: wer bist du? Es sind Rasse und Ideal. Das Ideal tritt am reinsten in der Religion in die Erscheinung: so können wir Rasse und Religion als die beiden Mittelpunkte betrachten, um die sich alle wichtigen Gedanken des Verfassers am leichtesten ordnen lassen, und die jedenfalls alle Leser am gleichmäßigsten interessieren.

II.

Im Gegensatz zu der heute herrschenden Auffassung der Weltgeschichte, die von dem „vermaledeiten allgemeinen Menschheitsbegriff" ausgeht, und darum die Kräfte, die der geschichtlichen Entwicklung zu Grunde liegen, notwendig übersehen muß, ist es nach Chamberlain der Rassenbegriff, der die Chronik der Weltbegebenheiten durchsichtig macht: was wir erblicken, wenn wir ihn im Auge haben, ist nicht etwas zufälliges, sondern das allem zu Grunde liegende, gerade das einzige nicht zufällige, die bleibende Ursache notwendiger, doch bunter und unberechenbarer Ereignisse. Das aber, was der Begriff Rasse bezeichnen soll, ist die angeerbte physische und mit dieser zugleich die moralische Struktur des Menschen. Es handelt sich aber für Chamberlain nicht um die Erforschung des Wertes jener „Rechenpfennige," wie arische oder semitische Urrasse, die man bloß zur wissenschaftlichen Verständigung gebraucht: hier ist der Streit endlos, und in dem Kampf der Anthropologen und Sprachforscher und Historiker ist schließlich jeder Mitstreiter irgendwo „Dilettant". Es gilt vielmehr einfach festzustellen,

welche Gruppen als individualisierte, moralisch und intellektuell gekennzeichnete Rassen tatsächlich existieren: erst dann muß man nachsehen, ob es anatomische Charaktere gibt, die zur Klassifikation verwendbar sind. Und beim erfahrenen Züchter muß man anfragen, wie eine Rasse entsteht. Er wird antworten, daß fünf Dinge hierzu nötig sind: zunächst ein gutes Material, dann eine streng innerhalb des gewählten nicht zu engen Kreises durchgeführte Inzucht, weiter eine bestimmte Zuchtwahl, schließlich eine auffrischende Blutmischung,, und zuletzt die vorsichtige Beschränkung dieser Blutmischung auf kurze Zeitdauer und auf nicht zu fern stehende Kreise. So entstehen heute noch nicht neue Arten, aber neue Rassen von Pferden, Hunden und anderen Tieren — warum nicht auch von Menschen? Damit ist Gobineaus Rassenbegriff verlassen. Gobineaus Germanen sind überhaupt nicht eine Rasse, sondern eine Art, und zwar eine, die als edle fertig vom Himmel gefallen ist. In Wirklichkeit wird aber eine Menschenrasse nur nach und nach edel, genau wie die Obstbäume, und dieser Werdeprozeß kann jeden Augenblick von neuem beginnen, sobald ein geographisch-historischer Zufall die Bedingungen schafft. Einer solchen Rasse anzugehören, das ist es, was einem Individuum nicht bloß Stetigkeit des Charakters und Sicherheit der Instinkte verleiht, sondern was ihm allein wahre Größe geben kann, das was Goethe „das Überschwängliche" nennt, weil es wie ein Baum seine Kraft aus tausend Wurzeln saugt.

Das tötlichste aber für die Rasse ist die Bastardierung, d. h. die wahllose Vermischung entfernter Rassen. Das entsetzliche Resultat der allgemeinen Blutmischung, die besonders seit Caracallas Verleihung des römischen Bürgerrechts an alle freien Bewohner des Imperiums entstand, ist das Völkerchaos, das den Ausgang der antiken Welt bildet. Kein Ausdruck ist Chamberlain stark genug für diesen seelenlosen Menschenhaufen, diese zivilisierten Mestizen mit ihrer Seelenbarbarei: es ist für Chamberlain eine grausame, aber unumstößliche Wahrheit, daß, je gründlicher die Germanen mit diesem Menschenauswurf aufgeräumt haben, desto besser der Boden für eine neue Kultur vorbereitet war.

Die Träger dieser neuen Kultur sind die Germanen. Chamberlain erweitert aber diesen Begriff gegenüber seiner bisherigen Geltung in den des „Slawo-Kelto-Germanen", sodaß zum Germanen sein älterer Bruder im Westen, der Kelte, und sein jüngerer Bruder im Osten, der Slawe, gerechnet wird, — dieser freilich nur in seiner älteren, arischen, nicht in seiner heutigen, vielfach mongoloïd gemischten Form. Chamberlain will ausdrücklich das lebendige Gefühl der großen nordischen Brüderschaft wachrufen. Der Deutsche ist nur ein Glied dieser germanischen Familie: aber auf seinem Boden haben sich die drei Bestandteile am innigsten verschmolzen, daher haben wir unsere besondere Nationalfärbung und den Reichtum unserer Anlagen. Die germanische Kultur ist das Produkt der zwei gegensätzlichen, aber sich ergänzenden Züge im Charakter des Germanen, in welche sich die germanische Treue auseinanderlegt. Diese sind einmal der heftige Trieb des Individuums, sich herrisch auf sich selbst zu stellen,

sich selbst treu zu bleiben, und daneben der Hang, durch treue Vereinigung mit andern sich den Weg zu Unternehmungen zu bahnen, die nur durch gemeinsames Wirken bewältigt werden können — Züge, die z. B. noch im Monopol und in der Kooperation, diesen großen wirtschaftlichen Faktoren des 19. Jahrhunderts, aufs deutlichste zu Tage treten.

Neben dem Germanen lebt heute in Europa außer den Nachkommen des Völkerchaos nur noch eine Rasse, die wirklich eine solche ist: Die Juden. Den Prozeß der Entstehung dieser Rasse schildert Chamberlain als äußerst verwickelt. Aus der Bastardierung durchaus verschiedener Typen, des echten Semiten und des homo syriacus entstanden die Israeliten. Die Juden, d. h. die heutigen Nachkommen der Bewohner des Reiches Juda, sind ein Kunstprodukt, entstanden durch eine Verkettung von fünf historischen Ereignissen: die plötzliche Lostrennung von Israel, der hundertjährige Fortbestand des rings umdrohten winzigen Staates, das Durchreißen aller historischen Fäden im Exil, die Wiederanknüpfung an das Alte durch eine in der Fremde geborene Generation und der dauernde Zustand äußerer politischer Abhängigkeit und innerer Priesterherrschaft — all dies aber verwertet durch einen genialen Willensentschluß, die Rasse rein zu züchten, der von Esra und Nehemia an bis heute fortbesteht und gerade durch die Reinheit der Rasse zum unfehlbaren Instinkt geworden ist.

Daß eine solche Rasse mit anderem Blut und anderen Schicksalen auch eine andere physische und moralische Struktur, andere „Gehirnfalten" und damit andere Gedanken und Empfindungen haben muß als die Germanen, liegt auf der Hand. Das Gefühl dieses Andersseins, das die Juden selber, wo sie offen reden, uneingeschränkt zugeben, ist die Grundlage dessen, was mit ganz andern Elementen gemischt, heute Antisemitismus heißt.

III.

Der folgenschwerste Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte vollzog sich auf dem Boden der Religion. Und hier redet nun Chamberlain — im direkten Gegensatz zu der fast allgemein, auch unter den Theologen heute noch herrschenden Meinung — nicht mehr bloß von Anderssein, sondern direkt von Minderwertigkeit. Wir sind gewohnt, das jüdische Volk als das religiöse par excellence zu betrachten, in Wirklichkeit ist es ein im Verhältnis zu den arischen Rassen religiös durchaus verkümmertes. Der Grundzug semitischer und jüdischer Religiosität ist das chronistische, d. h. enge Bindung der Religion an einzelne historische Fakta und strenges Wertlegen auf diese einzelnen Fakta als die alleinigen Bezeugungen Gottes; auch wo die Juden einen Mythus aufnehmen, wie von den Babyloniern, gestaltet er sich unter ihren Händen zur historischen Chronik über ein einmaliges Ereignis. Damit ist zugleich alles geheimnisvolle aus der Religion verbannt; nach Chamberlains Auffassung aber ist damit der innerste Nerv aller Religion getötet.

Jesus, geboren in Galiläa, d. h. im „Heidenkreis," ist der Rasse nach kein Jude, dies gilt Chamberlain als so gut wie historisch erwiesen. Seine geistige Nahrung aber war die Bibel der Juden. So lebt in ihm zwar ein angeborener siegreicher Antagonismus gegen das Jüdische: seine Grundlehre, die Umkehrung des Willens, ist durchaus im Einklang mit arischer Religiosität; aber der Einfluß des Judentums auf die geistige Gestaltung seiner Persönlichkeit ist dennoch ein wesentlicher, freilich nur zum kleinsten Teil ein religiöser. In einem wichtigen Punkt allerdings hat Jesus direkt semitische Empfindungsweise aufgenommen, er legt in der Erlösung den Nachdruck auf den Willen, während der arische Inder ihn auf den Intellekt gelegt hatte. Dafür war aber auch nur in der jüdischen Gedankenwelt der Platz bereit, der ihm angewiesen werden konnte, um ihn sofort über alle anderen geschichtlichen Menschen hinaus zu heben: der Rang des Messias. Und jüdisches Denken hat gleich von Anfang an den entscheidendsten Einfluß auf die christliche Kirche ausgeübt, sie auf eine teilweise semitische Grundlage gestellt und die Begriffe „Glaube" und „Religion" im semitischen Sinne des Wortes in eine Religion eingeführt, die im Grunde genommen die direkte und unbedingte Leugnung der semitischen Auffassung ist.

Allein dies ist nur Ein Faktor in der Entwicklung des Christentums während der ersten zwölf Jahrhunderte. Der zweite oder eigentlich der Zeitfolge nach erst der dritte ist der Beitrag, den das Völkerchaos dazu geleistet hat, und dieser besteht, namentlich seit Konstantin, nur im Einströmen des krassesten Heidentums, der angeerbten abergläubischen Wahnvorstellungen aus der Steinzeit, der Seelenalchymie in der Sakramentslehre u. a. m. Zugleich sind es die Menschen des Völkerchaos, die eine konkret-geschichtliche Auffassung des Christentums mit unbedingt greifbarer, materieller, dogmatischer Gewißheit nötig machten. Daneben hat aber auch die arisch-hellenische Religiosität bestimmend auf die Gestaltung des Christentums eingewirkt, so zum Beispiel in den uralten arischen Vorstellungen von der Dreieinigkeit und vom Logos.

Der Grundzug arischer Religiosität ist im Gegensatz zum jüdisch-chronistischen das mythische Element: hier ist nicht verboten, von Gott „irgend ein Gleichnis zu machen," sondern hier wird von dem unerforschbaren Gott ausschließlich in Gleichnissen und Symbolen geredet. Und wie das praktische Beispiel der Inder zeigt, ist es weit entfernt von Skeptizismus, wenn die tiefe Erkenntnis wahrhaft religiöser Gemüter das Bildliche in ihren Vorstellungen gewahr wird, ohne deswegen an der erhabenen Wahrheit des innerlich geahnten, unerforschlichen zu zweifeln.

Es ist nun nur die Konsequenz des Rassegedankens, daß den Germanen eine andersgeartete Religiosität zugeschrieben wird, als anderen Völkern. Nie aber hat die Geschichte eine so tief innerlich religiöse Menschenart gesehen als die Germanen; moralischer sind sie nicht als andere Menschen, aber viel religiöser. Unser angeborenes metaphysisch-religiöses Bedürfnis treibt uns zu einer weit mehr künstlerischen, daher lichteren und kräftigeren Weltanschauung, als die der

Inder, und zu einer weit innigeren und daher tieferen, als die der uns künstlerisch überragenden Hellenen: genau dieser Standpunkt aber verdient den Namen Religion im Unterschied von indischer Philosophie und hellenischer Kunst. Unsere Mythologie ist metaphysische Weltanschauung sub specie oculorum; das Wesen der Religion besteht in der Überbrückung der Kluft zwischen Gott und Mensch, alles andere ist Philosophie oder Moral. So ists für uns Germanen; was andere darüber denken, ist für uns irrelevant.

Unsere Religion bildet nun die genaue Ergänzung zu unserer Wissenschaft. Für uns Germanen bedeutet Wissenschaft die von uns erfundene und durchgeführte Methode, die Welt der Erscheinungen mechanisch anzuschauen; wer aber die mit den Sinnen wahrgenommene empirische Natur mechanisch deutet, hat entweder eine ideale Religion oder gar keine. Denn Religion ist für uns das Verhalten gegenüber demjenigen Teil der Erfahrung, der nicht in die Erscheinung tritt und darum einer mechanischen Deutung nicht fähig ist. So enthält die Religion für uns ein der Phantasie vorschwebendes Gesamtbild der Weltordnung, und so ist es eine spezifisch germanische Eigentümlichkeit, ja dem Germanen eigentlich allein möglich, fromm und zugleich frei zu sein.

Unsere Hauptfeinde in der Religion sind daher der jüdisch-chronistische Geist, der im überlieferten protestantischen Christentum eine so große Macht gewonnen hat, und daneben der Aberglaube des Völkerchaos, wie ihn der Katholizismus teils bewahrt, teils heute in bewußt antigermanischem Sinn erneuert. Auch die imperialistische Idee im Papsttum ist der Todfeind nicht bloß aller Freiheit des Glaubens, sondern auch aller Nationalität, und damit auch der Wurzel jeder modernen Nation, des Germanentums: das im Papsttum fortlebende Imperium ist antiindividualistisch und antinational zugleich. Dagegen muß zwischen dem römischen Ultramontanismus und dem Katholizismus, wenigstens dem der germanischen Völker, scharf unterschieden werden: dieser ist sogar in manchen Stücken freier und der germanischen Religiosität näherstehend als der stark mit dem jüdisch-chronistischen Element durchsetzte Protestantismus — nicht Luthers, aber seiner Epigonen.

Wir Germanen müssen unsere Religion und unser Christentum wahren gegen den Wahngedanken einer Weltreligion, wie ihn der personifizierte Antigermane, der Baske Loyola, am schärfsten gedacht hat in seinen Exerzitien, der systematischen Ausbildung der in uns allen vorhandenen hysterischen Anlagen, die nichts geringeres bezwecken, als die Vernichtung der physischen Grundlagen der Freiheit. Findet nicht bald unter uns eine mächtige, gestaltungskräftige Wiedergeburt idealer Gesinnung statt, und zwar eine spezifisch religiöse Wiedergeburt, besitzen wir nicht mehr die schöpferische Kraft, um aus den Worten und dem Anblick des gekreuzigten Menschensohnes eine vollkommen der Wahrheit unseres germanischen Wesens und unserer Anlagen entsprechende Religion zu schaffen, eine Religion, so unmittelbar überzeugend, so hinreißend schön, so gegenwärtig, so plastisch beweglich, so ewig wahr und doch so neu, daß wir uns ihr hin-

geben müssen, wie das Weib ihrem Geliebten, fraglos, sicher, begeistert — dann wird sich die Welt und auch der Germane noch immer lieber syro-ägyptischen Mysterien in die Arme werfen, als sich an den faden Salbadereien gewisser „Gesellschaften“ und was es dergleichen mehr gibt, erbauen.

So treffen zuletzt Rasse und Religion wieder zusammen in der Forderung einer Neugestaltung unserer Religion, in einem leidenschaftlichen Appell an die idealen Mächte des germanischen Geistes.

Einer Empfehlung bedarf das Buch nicht mehr, das bereits in vierter Auflage seinen Siegeszug durch die deutsche Welt fortsetzt. Aber auch der Widersprechende — und wieviel mehr der Zustimmende — wird aus seinem Studium den schönsten Gewinn erlangen, den ein Mensch von einem andern erhalten kann, die Stärkung seiner persönlichen Eigenart.

Aus dem Vorwort.

Die Sehnsucht nach Ursprüngen ist verhängnisvoll; philosophisch ist der Gedanke eines Anfangs unhaltbar, und für die Welt der Praxis geht bei diesem ewigen Hader über Hirngespinste das Einzige, was not tut — das Aufhellen des Heute und des Morgen, damit wir wissen, wie wir handeln sollen — verloren.

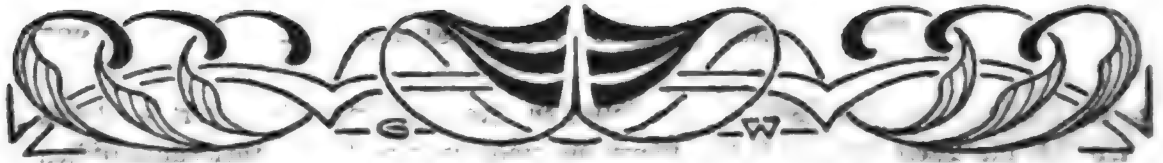
* * *

Der Gelehrte wird leicht zugleich eng und autoritär; weil er in einer Sache Bescheid weiß, glaubt er sich manchmal allwissend und wird unduldsam wie nur irgend ein zelotischer Pfaffe. Daher mag es wohl kommen, daß nirgends das Autoritätenunwesen, ja der Terrorismus üppiger blüht als in der Gelehrtenrepublik; ein einziger „berühmter“ und vielleicht wirklich hochverdienter Name genügt manchmal, um dreißig Jahre lang alle orignellen Köpfe, alle neuen, fruchtreichen Gedanken in der betreffenden Wissenschaft brachzulegen und eine Generation heuchlerischer Nachbeter und hochmütiger Mittelmäßigkeiten heranzuziehen.

* * *

Wir können doch nicht wieder Urindogermanen werden, ebensowenig wie wir Indoarier oder Perser oder Hellenen oder Römer werden können oder sollen. Wir sind heute Deutsche, Holländer und Engländer und Skandinavier, und wir wollen uns selbst — unser Werden und Sein und unsere uns anvertraute Zukunft — verstehen. Und dazu brauchen wir eine konkrete Vorstellung von „Rasse“: was ist sie? was bedeutet sie? steht sie irgendwie in dem Machtbereich unseres menschlichen Willens?

Aus dem Vorwort zur vierten Auflage der „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ von Houston Stewart Chamberlain. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 1903.



Was uns not tut.

Höhenkritik.

Von

Victor Blüthgen—Berlin.

Die bekannten Sudermann'schen Veröffentlichungen haben wieder einmal eine Kritik der Kritik angeregt, die ich gern Anlaß nehme tiefer zu führen, als Sudermanns nur die Form der Kritik, speziell der Tageskritik, behandelnde Äußerungen bringen. Je vertrauensseliger sich das Publikum geneigt zeigt, sich durch die überlegene Autoritätsmiene und einen blendenden witzigen oder schwungvollen Stil die Ansichten berufsmäßiger Kritiker suggerieren zu lassen, umsomehr erscheint es geboten, der Wertung künstlerischen Schaffens durch die Tageskritik auch in sachlicher Hinsicht auf die Finger zu sehn.

Hätten wir eine objektive Kritik, eine, die, ausgerüstet mit einer durchdachten Ästhetik, gewohnt wäre, einem schöpferischen Werk aus seiner eigenen künstlerischen Absicht heraus zum Verständnis und angemessener Wertschätzung zu verhelfen, so wäre die bezeichnete Aufgabe keine so schwierige. Ein Kunstwerk kann in seiner Art sehr bedeutend und doch dem Beurteiler höchst unsympatisch sein. Ebenso kann es im großen ganzen oder in gewisser Beziehung verfehlt sein und doch in mancher Hinsicht sehr Hochstehendes bieten. Es kann Unbedeutendes wollen und darin doch ein ganz hervorragendes Können bezeugen. So betrachtet ist jedes Kunstwerk, das irgendwie stark ist, der Beachtung und Achtung wert und eine Kritik, die diesen Namen verdient, hat nicht das Recht, sie ihm zu versagen.

Leider ist die Tageskritik von jeher und gerade in ihren lautesten Vertretern eine wesentlich subjektive gewesen, das heißt eine ganz persönliche Gefühls- und Geschmacksäußerung. Das ist die Quelle all ihrer Fehler, die so offen zu Tage liegen. Daher die erstaunlichen Wertungsunterschiede einer neuen Erscheinung gegenüber, die unter Umständen die ganze Skala vom Hosianna! bis zum Kreuzige! durchlaufen. Daher das Mitgehen der Kritik mit der Mode, dem wechselnden Tagesgeschmack, und die Wandelbarkeit der Schätzung eines Schaffenden im Lauf weniger Jahre durch denselben Kritiker wie den ganzen kritischen Chorus. Die Geschichte des kritischen Urteils in den letzten zwanzig Jahren, wie wir sie übersehen, ist ein Spott auf die Zuverlässigkeit unserer Tageskritik. Daher die erstaunliche Überhebung gegenüber der Produktion und der persönliche Ton vor allem, in dem diese sich ausspricht.

Wunderliche Bekenntnisse sind da anläßlich des Sudermannstreits von der beteiligten Kritik gemacht worden. Wir sind ebensoviel, wenn nicht mehr wert als schaffende Künstler — das behaupten Leute, die bestenfalls Nachschaffende sind, fähig ein Spiegelbild von Schöpfer und Schaffen in sich zu gewinnen und zu reflektieren. Und: Wir sind die Zionswächter der echten Kunst, so verkünden sie, mit der Pflicht, die Höhenwerte herauszuheben und alles übrige zu zertreten, zu vernichten, aus dem Wege zu räumen. Mit dem vollen Recht, das so grausam zu besorgen, als uns beliebt: es als persönliche Beleidigung, unverschämtes Attentat auf unsere Zeit und Geduld anzusehen, wenn einer nach unsern Begriffen minderwertiges schafft. „Jawohl, so sind wir!“

Gewiß, die Tatsachen entsprechen dem: grade die am meisten bemerkte Tageskritik sieht, heute mehr denn je, nicht wie eine kunstwissenschaftliche Tätigkeit aus, sondern wie ein vor den Augen des Publikums zu dessen Belustigung aufgeführtes feuilletonistisches Gladiatorenschauspiel, wobei der Kritiker sich die Ärmel aufstreift und unter Entfaltung von viel Geschick und Bravour ein Gegenüber niederzuboxen trachtet. Ein unrühmlicher Kampf, da der Gegner nicht in der Lage ist, sich wehren zu können. Dies allein schon sollte einen Gentleman verpflichten, rein sachlich zu kritisieren. Sicherlich, es ist keinem Schaffenden angenehm, wenn sein Werk getadelt wird, am wenigsten, so wird behauptet, wenn es mit Recht getadelt wird. Aber weder würde Tadel an sich, noch selbst häßlicher, bösartiger Tadel jene uralte Erbitterung gegen die Kritik erzeugen, knirschte nicht das Gefühl der Wehrlosigkeit darin. Und es ist falsch, daß gerechter Tadel mehr verbittert als ungerechter, jeder Schaffende weiß das Umgekehrte; und das rührt wieder vom Gefühl der Wehrlosigkeit her.

Niemand hat gegen diese ungentile Handhabung der Kritik härtere, leidenschaftlichere Worte gefunden, als Goethe: böseres als in dem Sprüchlein vom Storch auf dem Kirchendach und das bekannte „schlagt ihn tot, den Hund, er ist ein Rezensent“ kann man nicht wohl aussprechen. Kritiker, die es hohnlachend ablehnen, sich als Gentlemen Rücksichten aufzulegen, müssen eben auf diese Art Dank gefaßt sein.

Aber das soll hier Nebensache sein, ich möchte lieber die Art genauer ins Auge fassen, wie unsere Tageskritik zum Kern ihrer Aufgabe steht: für die Kunst einzutreten, vor ihr als Wächter zu stehn. Und ich lege da den Finger auf die beiden Punkte: die große Tageskritik proklamiert sich emphatisch als Höhenkritik in dem Sinn, erstens, daß sie die großen Werte als solche stempelt und dem Publikum zum anbetenden Genuß empfiehlt, zweitens, daß sie alles übrige unbarmherzig totschlägt und aus dem Wege räumt, was ihr nicht vollwertig däucht. Und tatsächlich ist unsere Kritik auf dem besten Wege, mit allen Mitteln eine Tyrannis zu etablieren, die das kunsthungrige Publikum zwingt, aus der kritischen Krippe zu fressen unter der Suggestion, daß hier der wahre Genuß für den Gebildeten winke, während der Eigenappetit in beschämender Weise nach höchst minderwertigem verlange und unterdrückt werden müsse. Wenn es so weiter-

geht, bekommen wir einen deutschen Normalgeschmack in Kunstsachen, auf Normalverzeichnisse abgezogen und von daher für den Gebildeten obligatorisch zu entnehmen. Eine Geschmacksuniform, das fehlte gerade noch.

Der verwirrenden Prätension der Tageskritik, daß sie die Höhenkritik an sich vertrete, muß die Wahrheit entgegengesetzt werden, daß sie im Durchschnitt in der Tat nichts vertritt, als die Höhe der Modekunst oder Kunstmode von heute, und daß das Geschmacksideal, nach dem sie preist und verachtet, heute gilt und morgen nicht gelten wird.

Beweis: die erbitterten Kämpfe der letzten zwanzig Jahre. Vor sichtlichen Augen hat die Tageskritik da wohl ein dutzend mal das Geschmacksideal gewechselt; sowie ein neuer Götze gefunden war, den alten beiseite geworfen. Es gehört ein erstaunlicher Mangel an geschichtlicher Logik dazu, um auf die Ewigkeitsverbindlichkeit des heutigen Modegeschmacks zu schwören und ihr alles andere als Opfer einzuschlachten.

Sicherlich, gegen eine Mode in der Kunst ist nichts einzuwenden. Die Bewegung macht das Wesen der Welt aus, alles wandelt, entwickelt sich, jede stark charakterisierte Zeit will ihre eigene Kunst haben. Aber der Kritiker, der diese Zeitkunst vertritt, hat kein anderes Recht als das, was jeder Schneider und jede Modistin hat: zu sagen, daß dies und das modern, anderes unmodern, veraltet, nicht auf der Höhe der Zeit. Will er mehr, will er sagen: das Nichtmoderne ist künstlerisch wertlos, so überschreitet er seine Befugnis.

Ebenso unberechtigt ist der Grundsatz: alles nicht auf der Höhe des Zeitgeschmacks stehende sei wert, daß es zugrunde gehe, man müsse es vernichten, opfern. O nein, dieser Anspruch steht keiner einzigen Modephase auf welchem Gebiet immer zu. Einen kleinen Kreis von Tagesfeinschmeckern abgesehen wird das Publikum nie auf der vollen Höhe der Mode zu stehen wünschen und die ihm unbehagliche Mode ablehnen. Je extravaganter, unnatürlicher die Mode, um so unbehaglicher wird sie ihm sein.

In dieser Hinsicht läßt die zeitgenössische „Höhenkunst" nichts viel zu wünschen übrig.

Reden wir nur von der Dichtkunst und lassen wir die übrige Kunst hier aus dem Spiele: auf welches Ideal hin lobt und verdammt denn die moderne Literaturkritik?

Es ist die Kunst der Nouveautée, des Neuen, Befremdlichen, Überraschenden, noch nicht Dagewesenen. Ganz besonders der psychologischen Sensation. Das ganze Ausland hat dabei Gevatter gestanden. Auf Zola und Maupassant hin hat man vor zwanzig Jahren mit unserer naiven Produktion der älteren Periode gebrochen und beschlossen, die neue Dichtung zu begründen. Mit jedem Tag erwartete man den Heiland, das sieghafte Genie, das sie auf einmal fertig hinsetzen würde. Aber das ist ausgeblieben. So arbeitete man mit heißem Bemühen, nach Vorbildern, nach Rezept, mitten in der neurasthenischen Epidemie des fin de siècle. Nach diesen Vorbildern in Frankreich, Skandinavien, Rußland,

die aus ihrem Heimatmilieu heraus natürlich erwachsen sind, und so geworden wie sie sind, und die so undeutsch sind und in alle Ewigkeit bleiben werden — sie waren wenigstens „etwas anderes". Zwischendurch jene selbstquälerischen Experimente, um selber Genie zu produzieren: man ging vom Wege der Natur ab, kroch in sich hinein, in die Tiefe des Unbewußten, kratzte gewaltsam da die Nerven auf. Was man zustande brachte, sprach von überreizten, zerfaserten, „differenzierten" Nerven mehr als von Genie. Mit stärkstem Können noch Dehmel. Aber im übrigen: es gab ja ein einfaches Rezept, um originell zu sein. Nach dem Muster von Nietzsche: man wertet um. Man behandelt das, was bisher als anormal, unmoralisch, ungesund, häßlich gegolten, fortab als normal, moralisch gesund, schön. Bisher ging man auf Füßen, also geht man jetzt auf Händen. Bisher würde man eine Wahrnehmung, Empfindung, einen Gedanken so ausgedrückt haben — also drückt man ihn anders aus.

Bei all der Mühe: was ist uns in Deutschland denn großes geschenkt worden? Fast alles, was die Tageskritik aus dem Ringen herausgehoben, gegen die beschwärmten Ausländer gestellt, hat sie wieder herabgezogen von den Piedestalen, bezweifelt, bespöttelt, in die Rumpelkammer geworfen. Mit Enthusiasmus steht sie wenigstens bei keinem einzigen mehr. Dafür galvanisiert man die „verkannten", das heißt halbgaren Genies unserer literarischen Vergangenheit, im übrigen bezieht man das literarische Pantheon für die deutsche Moderne nach wie vor aus dem Auslande. Haben wir uns doch jüngst erst wieder Maeterlincks Kartoffelkomödie Monna Vanna als literarische Großtat aufschwatzen lassen. Vor ihm und dem Russen Gorki haben wir uns für die nächste Zeit im Staube zu winden.

Die weltfrohe, gesunde, vollebige deutsche Art, die das Leben und die Fröhlichkeit und sittliche Tüchtigkeit lieb hat und gern wieder an einer Dichtung seine Labung hätte, die naturwüchsig aus ihrem Empfinden heraus geworden, wird weiter belehrt, daß dabei nur Veraltetes und Minderwertiges herauskäme, und ersucht, sich auch fernerhin an die Feinschmeckerkrippe der Moderne zu halten, die mit allen Delikatessen des Auslandes wohl ausgestattet wäre, vermehrt durch früher nicht genügend gewürdigte historische Leckerbissen der deutschen Literatur.

Ich lege Verwahrung ein im Namen einer gesunden Entwicklung unserer Volksliteratur und einer gesunden ästhetischen Erziehung und Ernährung unsers Volks, daß ein kritischer Ring es darauf ablegt, unser Volk zu einer Nation von literarischen Feinschmeckern zu verarbeiten, wie das nun lange genug und mit wachsender Aufdringlichkeit geschehen ist. Man geht dabei einer Utopie nach, denn zum Feinschmecker muß man geboren sein. Was bei diesen Bestrebungen unserer kritischen Kunstschulmeister heraus kommt, ist ein Überhandnehmen ästhetischer Heuchelei und Urteilslosigkeit; ein Ausländereikultus, der unsere deutsche Dichtung niederdrückt und ihr die Flügel knickt, ihr undeutsche, ihrem Wesen fremde Ideale aufredet; eine übertriebene Schätzung des persönlichen Moments

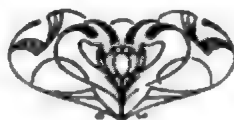
in der Dichtung zu Ungunsten der großen Allgemeinwerte, wodurch das Monstrum Bürgerrecht unter den Idealen erhält, während die Abzielung auf populäre Wirkungen ins Unrecht gesetzt wird und wodurch der geniale Impuls zu einer ganz falschen Überwertung gegenüber dem kontrollierenden, ordnenden, bildenden Talent gelangt; endlich eine ganz nichtsnutzige, unberechtigte Geringschätzung der großen Stufenleiter frischen, reichen Schaffens zwischen dem nackten Dilettantismus und dem verstiegenen Feinschmeckerideal der heutigen Modedichtung.

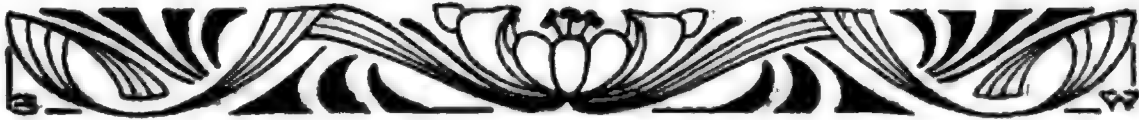
Denn hier liegt die Volksnahrung, und das Volk hat ein Recht, sich's zu verbitten, daß ihm die mit gerümpfter Nase verekelt und derjenige für eine traurige Figur erklärt wird, der sich weigert, im ausschließlichen Genusse von Schnepfendreck und getrüffelten Wachteln, von Schwalbennestern und Haifischflossen das Heil zu erblicken.

Ich will toleranter, positiver, objektiver Kritik das Wort reden. Es gibt nur eine gesunde Stellung für gesunde nationale Kritik: man gebe keine Höhendirektiven und Höhenrezepte, sondern lasse der natürlichen Entwicklung Raum, beobachte, lege den kritischen Finger auf das was wertvoll ist, soweit es von irgend einem Gesichtspunkte aus lohnt, und setze dem ganz Großen den Kranz auf. Mehr Kunstpatriotismus, meinetwegen Kunstchauvinismus, das nutzt unserer Dichtung hundertmal mehr als alle ausländischen Vorbilder und ihre Verhimmlung. Zurück zu Uhlands: Singe wem Gesang gegeben; zu der Kritik, wie sie der alternde Goethe so fein und klug geübt hat. Daß alle literarischen Zeitgrößen des Auslandes, nebeneinander bei uns aufgestellt, eine Konkurrenz darstellen, der wir nicht gewachsen sind, daß man unser Schaffen damit drücken kann, das liegt auf der Hand. Eine Zuführung von Lebenssaft und Triebkraft für echt deutschen Literaturnachwuchs hat sich daraus nicht ergeben und wird sich nie daraus ergeben.

Von wo der neue Aufschwung bei uns kommt, dafür ist Jörn Uhl ein deutlicher Fingerzeig. Und gerade weil sich künstlerisch soviel gegen ihn sagen läßt. Wenn ich die aufstrebende Heimatkunst auch nur für eine Übergangskunst halte — die hunderttausend Auflage des Jörn Uhl sind ein flammender Protest gesunden nationalen Empfindens gegen die beliebte kritische Knebelung durch dekadente Ausländerei wie durch die Hyperästhetik der lippenschmatzenden Delikatessenkritik.

Neuwuchs von der Wurzel auf!





John Ruskin und sein Werk.[1]

Besprochen von

F. Lienhard—Berlin.

Den Biographien von Samuel Saenger (Straßburg, Heitz und Mündel) und einer soeben erschienenen von M. von Bunsen (Leipzig, Seemanns Nachf.) reiht sich hier ein vortreffliches Buch an. Es ist das Sorgsamste, was mir bisher über Ruskin bekannt geworden. Saenger hatte eine Vorliebe für den Nationalökonomen Ruskin; sein Werk faßt gut zusammen und referiert getreu, mit klarem Überblick, menschlich ein wenig trocken. Das Buch von Marie von Bunsen bekundet sich leider als nahezu feindselig, ist schriftstellerisch seinem Gegenstande und der behandelten Persönlichkeit nicht kongenial und erreicht seine an sich verständliche, ja sogar lobenswerte Absicht, einer törichten Ruskin-Schwärmerei entgegen zu wirken, durch die Befangenheit der lieblosen Tonart ganz und gar nicht.

Wer nicht selber ein Stück Ruskin in sich hat, der steht Naturen und Temperamenten wie Ruskin, Emerson und Carlyle mit Unbehagen gegenüber. Es ist keltisches Blut in diesen drei Germanen. „Ruskin ist schottischer Abkunft. Die Männer, die ihn am eindringlichsten beeinflußt haben, sind ebenfalls Schotten, von Walter Scott an bis zu Thomas Carlyle. Sein starker religiöser Instinkt ist schottisches Erbteil; ebenso sein lebendiges Gewissen und seine moralischen Anschauungen, die so tief in seiner Gefühlswelt wie in seiner logischen Erkenntnis wurzeln und häufig von dem Moralkodex der Engländer abweichen. Die Verbindung von gesundem, nüchternem, etwas schlauem Menschenverstand mit exzentrischer romantischer Empfindung; das eigentümliche Schillern zwischen Leichtsinn und Würde, Humor, kaustischem Witz und feinfühligstem Ernst, die unbedingte Wahrhaftigkeit in Übereinstimmung von Wort und Tat: sind alles charakteristisch schottische Eigentümlichkeiten und hoch in ihm entwickelt" — so hebt die Verfasserin selber hervor. Und an anderer Stelle: „Ruskins Ideale sind keltischen (bloß ? D. Ref.) Ursprungs. Er ragt in England hervor unter den Künstlern, Dichtern, Schriftstellern und Rednern, deren Inspiration auf das Fortleben Ossianischer Naturanbetung, Fingalschen Heldentums und des irischen Heiligen frommer Wanderlust zurückführt. Der hochgespannte Freiheitsdrang, die unbezwingliche Tapferkeit unbehinderter Meinungsäußerung, die Tiefe der Phantasie, der Durst nach Schönheit und der Zug zur Mystik, die das Leben als uner-

[1]) Charlotte Broicher. I. Reihe. Leipzig, Eugen Diederichs.

gründliches Mysterium empfindet und es sich in der Kunst zu deuten sucht: das alles sind so entscheidend keltisch-germanische Züge, daß sein englischer Biograph (Collingwood) Ruskin gradezu als eine Wiedergeburt keltischen Geistes feiert." Ja, keltisch-germanische Züge! Im übrigen Vorsicht! Das „germanisch" möchten wir dabei mindestens so stark unterstrichen wissen wie das „keltisch"; Collingwoods Bemerkung ist einseitig. Auch H. St. Chamberlain spricht ja richtig von Deutschlands „keltogermanischer" Bevölkerung; besonders wir von der Westgrenze müssen ihm für diesen seinen stehenden Ausdruck Dank wissen. Aber gerade das Heldenhafte, der Freiheitsdrang, die Tapferkeit, der Zug zur Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen sind ausgeprägte germanische Tugenden. Sie erhalten allerdings durch Beimischung keltischer Phantasie und sprachlicher Leichtigkeit nur um so mehr künstlerische, dichterische, schriftstellerische Wirksamkeit. Den Kern und die Sache selbst gab also das Germanentum; die Form und Flugkraft kam durch die keltische Beimischung hinzu.

Auch über das Wesen des Ruskin'schen Sehertums finden wir in dem Buche manch wertvolles, gut geprägtes Wort. „So genau man auch die Herkunft aller Einzelzüge einer Persönlichkeit nachweist, ihr Werden und Wachsen verfolgt — das Genie selbst bleibt immer ein Geheimnis und Wunder. Man wird fragen, ob denn Ruskin ein Genie gewesen sei? Versteht man darunter nur die wenigen Männer, die nicht einer, sondern aller Zeit angehören, durch welche menschliches Wesen den bleibenden Ausdruck seiner höchsten Offenbarung gefunden hat, dann war Ruskin kein Genie. Versteht man aber nach Kant das Vermögen des Genies als intuitives Erkennen, das sich weder lehren noch lernen läßt, das zu einem gegebenen Begriff Ideen auffindet und sie so auszudrücken vermag, daß sie ihrer Mitwelt zu neuer Anschauung werden — dann war Ruskin ein Genie. Faßt man Genie ferner als Vermögen, die vereinzelten Züge, Triebe und Impulse, die in einem Volke schlummern oder auseinanderstreben, zu erwecken, zusammenzufassen und zu neuen Lebensidealen auszugestalten — dann war Ruskin ein Genie." Und dies feldherrnhafte Vermögen hat Ruskin reichlich besessen darin sind wir alle einig.

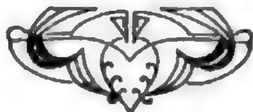
Taine hat Recht, wenn er von Carlyle sagt: „Geister seiner Art sind d fruchtbarsten und beinahe die einzig schöpferischen. Die reinen Klassifizierer sind zu trocken, um etwas zu erzeugen. Um etwas zu erkennen, was erkennen heißen darf, muß man es zuerst lieben und mit ihm sympathisieren. Die Phantasie ist das Organ, mit dem wir das Göttliche aufnehmen." Und das Herz, fügen wir hinzu; nachher erst folgen die ordnenden Kräfte des Verstandes. Grade die leidenschaftlich innige Anteilnahme mit Gemüt und Phantasie gibt Männern wie Carlyle, Emerson und Ruskin eine wohltuende Ausnahmestellung in einem Jahrhundert, das sich wesentlich durch Künste und Kräfte des Verstandes auszeichnete. Wir haben tatsächlich in Deutschland Niemanden gehabt im vorigen Jahrhundert, der an ähnlich weitsichtiger Phantasie- und Ideenkraft, zugleich aber auch an sprachlicher Eindringlichkeit eine so eigentümliche Sondergattung

von Literatur gepflegt und sich zur geschlossenen Persönlichkeit dieser Art ausgebildet hätte wie jene drei dichterischen Denker. Nur Nietzsches stilistische Wesensart kann man mit ihnen vergleichen; er ist auch mit Emerson öfters verglichen worden. Aber wie seelenwarm und vergoldend ist Emerson in jedem Worte. Wie scharf und kritisch der ätzende Slavo-Germane! Leidenschaft und Herzblut war bei beiden in allem, was sie formten und sprachen: aber dort wirkte die sonnige Gemütsleidenschaft des Helfers und Ermunterers, dort war tiefer Glauben und ein weltverklärendes Vertrauen auf die göttliche All-Seele: hier war Unglauben bis zur Selbstvernichtung, hier die Leidenschaft des Hasses, jenes Hasses allerdings, der gleichfalls Besseres und Bestes wollte, der aber von den Entartungen und Verzerrungen der Welt nicht zur großartigen, gleichwohl bewegten Ruhe des religiös-künstlerischen Gemütes reifte, nicht empordrang. Über Emersons Wesen liegt ein gütiges Lächeln: Nietzsches Lachen klang hart, kalt, bitter.

Ruskin ist zwar unruhiger und widerspruchsvoller als Emerson, lebt und webt mehr in den Einzelfragen der Dinge, in Malerei, in Kunstgewerbe, in Nationalökonomie u. s. w., aber sein Unterton ist dennoch von freudigem Klang. Er ist weniger bedeutend als der schwerblütige Carlyle und der sonnig-ruhige Emerson, aber er ist Geist von ihrem Geiste. Bei uns wird sich dieser Geist, der verborgen und verteilt längst in unserem Wesen eine Kraft war, jetzt erst wieder — besonders an unseren Goethe anknüpfend — bewußt herauswagen und aufs neue einer adligen Welt- und Kunstanschauung, auf volksgemäßem Untergrunde, das Wort reden.

Das genannte Buch führt diese Betrachtungen noch nicht aus; vielleicht wird der zweite Band solche zeitgemäßen Gesichtspunkte mehr in den Vordergrund schieben. Vorerst ist hier von Ruskins Lebensgang, in Verbindung mit seiner geistigen Entwicklung, besonnen und warmherzig die Rede. Kapitel-Überschriften wie „Abstammung und Vorfahren“, „Kindheit“, „Jugend und Universität“, „Ruskin als Maler“, „Turner“, „Ruskins Prosa“, „Kunst und Moral“ u. s. w. geben einen Begriff von Gang und Inhalt des Buches; und die obigen Proben mögen die Art und Weise, wie die Verfasserin ihren Stoff anfaßt, hinlänglich beleuchtet haben.

Derselbe Verlag (Leipzig, Eugen Diederichs) gibt auch Ruskins gesammelte Werke (in Übersetzungen) heraus. Gleichzeitig mit dem obigen Buche sind die „Modernen Maler“, Ruskins erstes Epoche machendes Werk, erschienen, übersetzt und teilweise gekürzt von Charlotte Broicher, deren Führung man sich hierin anvertrauen darf.



Geschichte der Befreiungskriege 1813—1815.[1])

Von

H. Rohne.

Ein halbes Jahrhundert lang stand das deutsche Volk unter den Eindrücken der großartigen Kämpfe um die Befreiung des Vaterlandes von dem Joche des gewaltigen Korsen. Erst die um die deutsche Einheit geführten Kriege vermochten dies Interesse eine Zeit lang zurückzudrängen. Aber nur vorübergehend; denn neuerdings ist die Erinnerung an jene Kämpfe mächtig wieder aufgelebt. Mehreres wirkte in dieser Beziehung günstig zusammen. Zuerst erinnerte sich das französische Volk wieder jener ruhmvollen Zeit und richtete sich nach der Katastrophe von 1870/71 auf in dem Gedanken, daß der große Soldatenkaiser einst die französischen Feldzeichen durch ganz Europa von Sieg zu Sieg geführt hatte. Gleichzeitig aber lud die größere Freiheit in der Benutzung der Staatsarchive zum gründlichen Studium jener Kriege ein. Nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland erschien eine ganze Reihe vortrefflicher Werke über die wichtigsten napoleonischen Feldzüge. Aber merkwürdiger Weise blieben gerade die Kämpfe, die für das deutsche Volk das größte Interesse beanspruchen durften — die Befreiungskriege — ohne eine zusammenhängende Bearbeitung. Wahrscheinlich schreckten die übergroße Menge des zu bewältigenden Quellenmaterials und die Widersprüche in den bisherigen Veröffentlichungen die Bearbeiter von vornherein ab. Um so dankenswerter ist das Unternehmen der Verlagsbuchhandlung, die für die Geschichtsschreibung jener Zeit die berufensten militärischen Kräfte gewonnen hat.

Das ganze Werk soll in vier Einzelwerke zerfallen: Feldzug 1813 bis zum Waffenstillstande von General der Infanterie v. Holleben, Herbstfeldzug 1813 von dem dem Großen Generalstabe zugeteilten Major Friederich, Feldzug 1814 von Generalleutnant v. Janson und endlich Napoleons Untergang 1815 von Generalmajor von Lettow-Vorbeck. Bedauerlicherweise konnten die Werke nicht in der richtigen Reihenfolge erscheinen; das hat den Verfasser genötigt über den Rahmen ihrer eigentlichen Aufgabe hinauszugehen und zurückzugreifen.

Der vorliegende Band, der bis jetzt allein erschienen ist, behandelt den Herbstfeldzug 1813 bis zur Schlacht bei Kulm. Der durch anderweitige kriegsgeschichtliche Arbeiten bereits vorteilhaft bekannte Verfasser bringt eine geradezu mustergültige Darstellung jener großen Zeit; er schildert die Ereignisse in durchaus objektiver Weise und entwirft ein überaus fesselndes plastisches Bild der leitenden Persönlichkeiten. Major Friederich hat sich bestrebt, die Ereignisse stets aus dem Charakter der handelnden Personen heraus zu verstehen und zu erklären. Wenn irgendwo, so gilt für den Krieg das Wort, daß die Persönlichkeit alles bedeutet. — Der größte

[1]) In vier Einzelwerken. Der Herbstfeldzug 1813, bearbeitet von Friederich Major a. l. s. des 2. Badischen Grenadier-Regimentes Kaiser Wilhelm I. Band I. Berlin 1903, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Vorzug des Werkes liegt in seiner unbedingten Wahrheitsliebe, die freilich mehrfach zu einer von der überlieferten Anschauung stark abweichenden Auffassung einzelner Personen und Ereignisse geführt und manche vielleicht liebgewonnene Legende zerstört hat. Das gilt ganz besonders von der Beurteilung des Kronprinzen von Schweden, dessen Charakterbild von der Parteien Haß und Gunst entstellt in der Geschichte vielfach geschwankt hat. Bei Ausbruch des Krieges wurden seine militärischen Fähigkeiten von den verbündeten Monarchen, die ihm zum Teil auch aus politischen Rücksichten den Oberbefehl über die Nordarmee anvertrauten, stark überschätzt. Er war nicht der große Feldherr, den man in ihm zu sehen geneigt war; aber ebenso wenig berechtigt ist die bald nach dem Kriege namentlich in Preußen verbreitete Ansicht, daß er nur mit halbem Herzen auf Seite der Verbündeten gekämpft, sich sogar mit stillen Hoffnungen auf den französischen Thron getragen, und deshalb den Krieg ohne Energie geführt habe. Friederich weist nach, wie das Verhalten Bernadottes in diesem Feldzuge in vollem Einklange mit seiner Vergangenheit stand und daß durchaus keine Veranlassung vorliegt, in ihm einen halben Verräter zu sehen. Er war nicht wie die preußischen Generale mit Begeisterung und finsterem Haß gegen den Bedrücker, sondern mit kühler politischer Erwägung heraus in den Krieg gezogen; für jene handelte es sich um die Existenz ihres Vaterlandes, während Bernadotte Norwegen für Schweden erobern wollte. Schon in früheren Feldzügen hatte er sich als eine abwägende Natur gezeigt, der Mangel an Kühnheit und übertriebene Vorsicht eigen war. Napoleon, obwohl er ihn zum Marschall und Fürsten von Pontecorvo gemacht, hat von ihm den bezeichnenden Ausdruck gebraucht „Il ne fera que piaffer". Das volle Gegenteil dieses Mannes war sein Untergebener Bülow, ein grader edler Charakter, der sich ohne Rückhalt gab und es nicht verstand, seine Worte mit diplomatischer Klugheit abzuwägen. Von scharfem Verstande war er ein rücksichtsloser Kritiker; klar, fest und selbständig in seinen Ansichten, wurde es ihm schwer sich unterzuordnen, und hier lag nach Friederich der Hauptgrund seines gespannten Verhältnisses zu Bernadotte. Daß die Schlacht bei Großbeeren gegen den ausgesprochenen Willen des Kronprinzen geschlagen wurde, erklärt Friederich für eine Legende, ebenso das schöne dem General v. Bülow in den Mund gelegte Wort „Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts", mit dem Bülow gegen den Rückzug der Nordarmee und gegen die Preisgabe Berlins Einspruch erhoben habe.

Noch eine andere Legende zerstört Friederich. Man hat behauptet, Napoleon habe im Jahre 1813 bereits Spuren geistigen und körperlichen Verfalls gezeigt und versucht dadurch gewisse, schwer verständliche Entschlüsse dieses Mannes zu erklären, so namentlich den Abschluß des Waffenstillstandes von Poischwitz und Napoleons Verhalten vor und nach der Schlacht bei Dresden. Der Abschluß des Waffenstillstandes und die Zurückweisung der österreichischen Friedensvorschläge werden begreiflich, wenn man erwägt, daß Napoleon sich nur als Sieger auf dem Throne von Frankreich behaupten konnte. Ebenso wenig wie Friedrich der Große nach Hochkirch und Kunersdorf je dem Gedanken auf den Verzicht Schlesiens Raum gewährte; ebenso wenig konnte Napoleon in einen Frieden willigen, der ihn um die Früchte seiner Anstrengungen und Siege gebracht, seinen Ruhm zerstört hätte. Und mit welch bewundernswerter Energie hat er die verfügbare Zeit ausgenützt, um seine Rüstungen zu vollenden und die Reihen seines Heeres wieder zu füllen. Sein Feldzugsplan stand an Kühnheit keinem früheren nach; daß er nicht von Erfolg gekrönt war, lag daran, daß Napoleon keine zuverlässigen Nachrichten über seine Feinde hatte und dafür ist er natürlich nicht verantwortlich zu machen. Aber gerade die Tage kurz vor der Dresdener Schlacht zeigen uns den Kaiser in seiner enormen Arbeitskraft und ungewöhnlichen körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit, die er auch von seinen jungen Truppen verlangte.

Auf den Verlauf der Ereignisse näher einzugehen, ist in dem Rahmen einer Buchbesprechung ausgeschlossen. Hervorgehoben sei nur noch, daß der Verfasser dem Nichtmilitär das Verständnis seines Buches dadurch sehr erleichtert, daß er die Operationen nur in großen Zügen darstellt, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, daß er den Schilderungen der Ereignisse eine sehr prägnante Charakteristik der handelnden Personen voraus schickt und ihnen kritische Betrachtungen folgen läßt.

Der vorliegende Band schließt mit der Schlacht bei Kulm ab, die in der Tat einen sehr wichtigen Wendepunkt in diesem Feldzuge bezeichnet. Ihre Bedeutung ragt über die der Siege von Großbeeren und an der Katzbach weit hinaus; sie brachte Napoleon nicht nur um die Früchte seines Sieges bei Dresden, sondern belebte das Zutrauen der drei verbündeten Nationen, die hier Schulter an Schulter gekämpft hatten, so daß selbst der zaghafte Schwarzenberg an einen guten Ausgang zu glauben anfing. In der Tat, „von den Höhen von Nollendorf brach die Morgenröte einer neuen Zeit an“.

Aus neuerschienenen Büchern.

Ein freier Mann heißt, wer Gottes Willen tut, und was Gott ihm ins Herz geschrieben, vollbringt; wer aber vor Furcht zittert, das ist ein Knecht, und wer aus Furcht etwas tut, ein niedriges Tier.

* * *

Wer sterben kann, den kann kein Tyrann unterjochen.

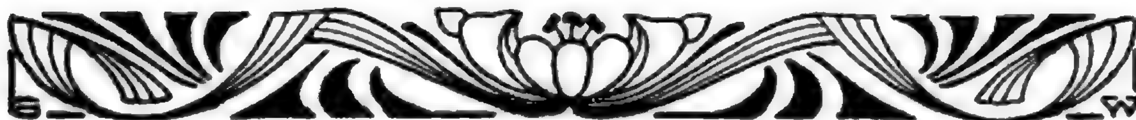
* * *

Wollt ihr das irdische Paradies wissen? Es heißt Arbeit und Mühe. Anders wird auf Erden kein glückliches Leben, keine Freude des Herzens, kein Götterstolz der schwellenden Brust gewonnen. Es heißt arbeiten und wirken, streiten und ringen, Mut frisch zu leben und tapfer zu sterben. Weg mit euren Mondgesichtern, mit eurem seligen Schlaraffenlande, mit allen euren weinerlichen Tugenden! Freies Aug, festen Arm, kühnes Wort, freudiges Leben und frischen Tod, das will ich an Männern; die Würde des Geschlechts, den Verstand der Welt, das hohe Ideal der Ewigkeit in Wort und Tat sollen sie aufrecht halten: darum sollen sie gerüstet sein zu Zorn und Tod, zu jedem hohen Gefühl und jedem hohen Opfer.

* * *

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; ich sage: die Weltgeschichte ist auch das Herzensgericht. Wo das große Herz waltet, da ist Glück; wo das kleine Herz waltet, da ist Unglück. Wer an Wunder glaubt, vollbringt sie; wen nach großen Taten gelüstet, der geht gewiß in kleinlichen Sorgen und Dingen nicht unter. Das Große hat in der Weltgeschichte immer das Kleine besiegt.

Aus: Deutsche Art. Auszüge aus den Schriften von Ernst Moritz Arndt. Herausgeg. von Gottlieb Schilling. Düsseldorf, Karl Robert Langewiesche.



Zur Pflege der Kunstempfindung.

Von

Paul Warncke.

Nach einer Zeit, in der das deutsche Volk mit beiden Füßen so fest auf dem Boden der Wirklichkeit stand, wie kaum je vorher, nach einem Zeitraum, dessen Geistesleben, wenn auch die Sonne Goethes es überstrahlte, doch in überwiegendem Maße dem Realen zugewandt war, und der, wie das verflossene Jahrhundert, den weitaus größten Wert auf die Ausbildung der Verstandeskräfte legte, scheint, was kommen mußte, nunmehr wieder mit erfrischter Kraft der Hang zum Idealen in der Brust des deutschen Volkes zu erwachen. Zu tief wurzelt in ihm dieser Trieb, und Hamerlings Sorge, der Deutsche könne, geblendet von dem Glanz der Wirklichkeit, „der Ideale Bilder“ stürzen, ist unbegründet gewesen und wird es hoffentlich immer bleiben!

Vor allem zeigt sich die Liebe zum Idealen jetzt in der großen Teilnahme am Kunstleben. Wir erhoffen und ersehnen für das neue Jahrhundert eine künstlerische Blütezeit; ob aber diese Hoffnung sich erfüllen wird, ist immerhin zweifelhaft. Geschichtliche Analogieen beweisen nicht unbedingt, und auch andere Zeichen können trügen. Wir haben zwar gesehen, wie eine rücksichtsloser als je vorwärtsstürmende Jugend Throne umwarf und Throne aufrichtete, wir sahen eine künstlerische Sturm- und Drangzeit, eine Zeit des Gährens und des Kampfes, wie sie gewöhnlich großen Glanzzeiten voraufzugehen pflegt, und wir erleben ein ununterbrochenes Emporschießen künstlerischer Kräfte, einen fast beängstigenden Wettbewerb, auf diesem Gebiete fast noch mehr als auf anderen, ein rastloses Ringen Ungezählter um den Kranz!

Aber wir wissen auch, daß die „Umwertung aller Werte“ gerade auf dem Gebiete der Kunst nichts seltenes ist, und daß sie kaum irgendwo so rasch und so gründlich sich zu vollziehen pflegt, als hier. Wieviel Gutes und Förderndes jene Stürmer gewirkt haben, da auch im Kunstleben zuweilen „erfrischend wie Gewitter goldne Rücksichtslosigkeiten“ sind — es fragt sich eben doch, ob ihr Auftreten und Schaffen wirklich von so außerordentlich weittragender Bedeutung sein wird. Jenem Übermaß künstlerischen Schaffens aber darf man bei aller Freude am wogenden Leben und an jugendlich frischer Arbeits- und Hoffnungsfreudigkeit in der genannten Richtung nicht allzu große Bedeutung beimessen.

Wie dem auch sei, soviel ist jedenfalls gewiß, daß ein großer Teil unseres Volkes zur Zeit erfüllt und durchglüht ist von einem mächtigen Triebe nach verfeinerter Kunstempfindung und vertiefterem Kunstgenuß. Dieser Sehnsucht

die richtigen Wege zu weisen, das Leben selbst mit echter Kunst zu erfüllen und zu verschönen, und so ein goldenes Zeitalter der Freude an der Kunst heraufführen zu helfen — das wahrlich wäre eine lohnende und fördernde Aufgabe. Sie zu lösen, bieten sich Mittel genug; an großen und erhebenden Werken fehlt es uns nicht. Wir haben leuchtende Gestirne gesehen und sehen sie noch: Menzel, Böcklin, Liebermann, Leibl, Hildebrandt, Klinger, um nur einige so ziemlich Unbestrittene unter den Deutschen zu nennen. Vielleicht sind sie alle nur Boten eines kommenden helleren Tages, vielleicht! Aber wenn nur für ihre Schöpfungen, wenn vor allem auch für die der alten Meister die Volksseele empfänglich gemacht würde — wie viel würde dadurch gewonnen werden! Auf einem so vorbereiteten Boden möchte auch eine große schöpferische Kunst wohl prächtig gedeihen und blühen!

Fast jeder Mensch ist von Natur mehr oder weniger ein Künstler; denn, wenn auch nur wenigen Auserwählten die schönere Gabe ward, zu gestalten, was sie sahen und empfanden, so haben doch die meisten Menschen in höherem oder geringerem Maße ursprünglich die Fähigkeit, die Natur künstlerisch zu sehen und zu empfinden. Allein wie jeder Sinn und jede Anlage, so kann auch diese passive künstlerische Fähigkeit verkümmern oder, was man ja leider so oft beobachten kann, ganz und gar verbildet werden! Auch sie bedarf der Anleitung, der Übung, des ernsten Studiums. Schon gewinnt die Erkenntnis dieser Wahrheit mehr und mehr an Boden, und kaum noch wird es bestritten, daß der Genuß der Kunst nicht darin bestehe, daß man sich, was der zum Alleinherrscher ausgebildete Verstand gewöhnlich fordert, beim Kunstwerk auch „etwas denken“ könne! Die Einsicht dringt immer weiter, daß alle Kunst sich wie die Natur, die sie spiegelt, in erster Linie an die Empfindung wendet und vor allem mit der Empfindung zu verstehen ist. Ja, man kann sagen, daß ein Kunstwerk, dessen Wirkung nicht ursprünglich eine sinnliche und erst in zweiter Reihe eine geistige ist, oder das gar mit dem Verstande zu fassen und zu erschöpfen ist, selten oder nie zu den großen gehört. Das Beste eines großen Kunstwerkes wird dem, der es rein verstandsmäßig prüft, immer verborgen bleiben. Aber das „Nachschaffen, das volle Nachempfinden und Wiedererwecken des vom Künstler in sein Werk gebannten Gehalts beim Anschauen dieses Werkes ist eben auch eine künstlerische Betätigung der Seele.

Von unten auf muß natürlich auch hier gebaut werden! Darum sind neben den Bestrebungen, das läuternde Element der Kunst in den mächtig flutenden Strom unseres Volkslebens zu lenken, vor allem die freudig zu begrüßen, die es in die kleinen Zuflüsse führen wollen, durch die dieser Strom sich immer wieder erneut, in die fruchtbaren Seelen der Kinder. Zunächst freilich muß das Kind lernen, mit offenem Auge die Natur zu sehen. Erst auf dem Sinn und Verständnis für die tausend Erscheinungsformen des Lebens ringsum läßt sich die Liebe zur Kunst und die Empfänglichkeit für ihre Schönheiten und Wirkungen aufbauen. „Das Leben in der Natur“, schrieb Dürer, „gibt zu erkennen die Wahrheit dieser Dinge; darum sieh’ sie fleißig an, richte dich danach und geh’ nicht von der Natur ab in deinem Gutdünken, daß du wollest meinen,

das Bessere von dir selbst zu finden; denn du würdest verführt. Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie."

Ist aber solche Grundlage gelegt, besitzt das Kind einen unverlierbaren Schatz von Natureindrücken in seiner Erinnerung, so wird es leichter imstande sein, die Spiegelbilder der Kunst zu würdigen und zu genießen. Da ist dann jedes fördernde Mittel willkommen zu heißen. Bücherweisheit ist nur ein geringes; Gemälde und Bildwerke kann man mit Worten nicht besser zeichnen als man ein Musikstück beschreiben kann. Selbst Kunstgeschichte läßt sich durch das Wort allein nur mangelhaft lehren, Kunstempfindung und Kunstgeschmack ist durch Worte überhaupt nicht zu bilden. Auf diesem Feld ist die Theorie grauer als irgendwo. Unmittelbare Anschauung ist notwendig, sie allein kann wirklich fördern. Wer vermöchte, und wäre er der glänzendste Meister des Vortrags, so überzeugend, so eindringlich zu reden, wie die Werke eines Dürer und Holbein, eines Rembrandt und Velasquez, eines Millet und Böcklin selbst? Allerdings muß man ihre Redeweise kennen und verstehen lernen; sie sprechen nicht laut, aber immer überzeugender, je länger und öfter man ihnen lauscht. Darum muß man mit ihnen umgehen, wenn möglich stetig, täglich. Allein wenn dem in der Großstadt Lebenden die Museen und Gemäldegalerien zur Verfügung stehen, so sind andere, die in der Kleinstadt oder auf dem Lande aufwachsen, auf mehr oder weniger gute Reproduktionen vereinzelter Werke angewiesen, denen so weit es sich um Gemälde handelt, das Beste und Wichtigste fehlt, nämlich die Farbe! — Der Laie aber, der die Werke Rafaels oder Rembrandts, Rubens oder Tizians, Böcklins oder Menzels nur aus farblosen Nachbildungen — und ständen sie künstlerisch noch so hoch — kennt, dem wird ihr voller Zauber, ihre ganze Schönheit sich nicht offenbaren.

Diesem Mangel nach Möglichkeit abzuhelfen, die großen Errungenschaften unserer Zeit, die ungeahnten Fortschritte der angewandten Wissenschaft im XIX. Jahrhundert auf dem Gebiet der Reproduktion der Werke bildender Kunst zu nützen und großen Zwecken dienstbar zu machen, ist seit Jahren besonders der Verlag von E. A. Seemann in Leipzig bemüht. Ihm ist es nun gelungen, vortreffliche farbige Wiedergaben von Gemälden alter und neuer Meister herzustellen, die man als das Beste und — was besonders ins Gewicht fällt — das Billigste bezeichnen kann, was es in dieser Art bisher gibt. In den beiden Lieferungswerken „Alte Meister" und „Hundert Meister der Gegenwart" ist das erstrebte Ziel in der Tat annähernd erreicht worden, nämlich denen, die nicht die Originale selbst sehen können, nicht nur den Eindruck der Komposition, der Zeichnung und der auffallendsten Tonunterschiede zu vermitteln, sondern vielmehr ein, wenn auch nicht überall gleichvollendetes, so doch durchweg ein bis zu feinsten koloristischen Unterschieden getreues Abbild der Gemälde zu geben.

Die Ausstattung der beiden Werke ist eine vortreffliche. Die Kartons zu den „Alten Meistern" sollten allerdings dunkler, vielleicht sogar schwarz sein; die koloristische Wirkung würde dadurch, wie jeder leicht nachprüfen kann, bedeutend erhöht. Die Größe der Blätter ist eine einheitliche, (29 × 22 cm); ein geschmack-

voller, billiger „Wechselrahmen“ gestattet die Bilder in beliebiger Folge als Wandschmuck zu verwenden. Von den „Alten Meistern“ sind bisher 11 Mappen zu je 5 Mk. je 8 Blatt enthaltend, von den „Hundert Meistern“ sechs Lieferungen zu je 2 Mk., je 5 Blatt enthaltend, erschienen. Ein klar geschriebener, erläuternder Text ist jedem Bilde beigegeben.

Es hätte wenig Wert, die einzelnen Reproduktionen hier aufzuzählen, da man ja ihre Schönheit oder die mehr oder minder hohe Stufe ihrer Vollkommenheit dem Leser doch nicht klar machen kann. Nicht alle Originale eignen sich gleich gut für diese Art der Nachbildung, und selbstverständlich sind nicht alle gleich gut ausgefallen. Aber die Wiedergaben z. B. Rembrandt'scher Gemälde, wie „Der Segen Jakobs“, „Winterlandschaft“ und viele andere sind in Zeichnung, Farbe und Gesamtton so vorzüglich, so „echt“, daß man ein besseres Bild von der Art des großen Malers aus mechanischen Reproduktionen jedenfalls nicht leicht gewinnen kann. Man sehe auch die drei Frauengestalten aus der Sacra Conversazione des Sebastiano del Piombo, das tieftönige Bildnis des Edelmanns von Tintoretto, das Selbstporträt des Velasquez, das stimmungsvolle Bild der „Lesenden Frau“ von Pieter de Hooch, Liotards liebliches „Chokoladenmädchen“, Holbeins „Männliches Bildnis“, Dürers „Holzschuher“, Tizians „Zinsgroschen“ und „Die überredende Venus“, van Eycks „Mann mit den Nelken“ und endlich Millets herrliches Gemälde „Ährenleserinnen“. —

Es scheint, als gelänge die Wiedergabe der Originale besser, je weiter das Werk vorschreitet, wohl, weil noch während der Arbeit gelernt wird. Die schwere Aufgabe würde nicht so glücklich gelöst sein, wenn nicht offenbar von der photographischen Aufnahme bis zur Vollendung des Dreifarbendruckes ein künstlerisch geschultes Auge die Arbeit fortgesetzt sorgfältig überwacht hätte.

Als fast noch vollendeter aber muß man die Blätter der „Hundert Meister der Gegenwart“ bezeichnen. Da ist die Wiedergabe der Farbenstimmung und Malweise jedes Künstlers ganz vorzüglich gelungen. Geradezu bewundernswert erscheinen die Kopien nach Thoma, Dill, Lenbach und Menzel, nach Ferdinand Keller und Skarbina. Und wie vorzüglich eignen sich die in ihrer leuchtenden Farbenpracht so dekorativen Kopien nach Pietschmanns stimmungsvollem, heiteren „Frühlingssonntag“, nach Sascha Schneiders „Astarte“ und nach Richard Frieses lebensfrischer, humorvoller Eisbärenfamilie zum Wandschmuck! Wie vollendet bis zu den feinsten Schönheiten des Tons und zugleich auch in der Gesamtstimmung sind Dettmanns „Landung“ und der träumerische „Abend bei Gohlis“ von Wilhelm Georg Ritter wiedergegeben.! Ob etwas besseres an mechanischen farbigen Reproduktionen zu leisten je der Technik möglich sein wird, ist jedenfalls zweifelhaft.

Und so sollen denn auch diese beiden Publikationen, wie alles, was dazu beitragen kann, die Liebe zur Kunst und den Sinn für das Erhabene und Ideale in Volk und Jugend zu kräftigen, vor allem aber diesen Zug in die richtigen Bahnen zu lenken, freudig und dankbar willkommen geheißen werden!

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

Wer den Gang der großen Politik **nur** nach dem beurteilt, was sich zu diplomatischen oder gar militärischen Maßnahmen umsetzt, läuft Gefahr, einen wesentlichen Faktor unberücksichtigt zu lassen: den Boden nämlich, aus welchem jene Politik entspringt. Gerade heute drängt sich diese Betrachtung auf, wenn wir den Blick auf England, die Vereinigten Staaten und Frankreich richten. Damit soll nicht gesagt werden, daß der Satz nicht auch von den übrigen gilt, sondern nur, daß im Augenblick die außerordentliche Nervosität, die sich dieser drei Staaten bemächtigt hat, in einer Weise zum Ausdruck kommt, die uns teils direkt, teils indirekt in Mitleidenschaft zieht. England krankt noch immer an den Nachwirkungen des südafrikanischen Krieges, der die politische Einseitigkeit des britischen Nationalcharakters in geradezu verblüffender Weise zum Ausdruck brachte. Diese Stimmung richtete sich bekanntlich noch weit mehr gegen die kontinentalen Mächte als gegen die Buren, namentlich aber traf sie uns mit einer Leidenschaftlichkeit, bei der jedes Urteil verloren ging. Den Buren gegenüber schlug die Stimmung nach dem Friedensschluß um, uns gegenüber behauptete sie sich, und es bedurfte aller Kaltblütigkeit der leitenden Kreise hüben und drüben, um nicht in den Strudel hineingezogen zu werden. Denn daß bei uns schließlich weiten Kreisen auch alle politische Billigkeit abhanden gekommen war, soll nicht bestritten werden. Auch bei uns nahm die öffentliche Meinung eine Art Revanche für frühere englische Feindseligkeiten und Beleidigungen, sodaß nach dieser Richtung hin beide Teile schwerlich einander Vorwürfe zu machen berechtigt sind. Nur pflegt die öffentliche Meinung **nicht** so zu rechnen; es bleibt ein Bodensatz von Bitterkeit, und es ist zu fürchten, daß er noch geraume Zeit sich politisch merklich machen wird. In England kommt hinzu, daß die überschwängliche Begeisterung, mit welcher man die Buren als Neu-Engländer begrüßte, wie nicht anders zu erwarten war, in eine arge Enttäuschung ausmündete; die Nationalität läßt sich eben nicht wechseln wie ein Rock, und eine verlorene Freiheit ist ein realer Verlust, der sich durch keinerlei Surrogate ersetzen läßt. Alle diese Dinge sind bei der großen Reise Chamberlains durch die neuen und alten südafrikanischen Provinzen überaus drastisch zu Tage

Digitized by Google

getreten. Las man die englischen Berichte der ersten Wochen, so gewann man den täuschenden Eindruck, als sei der Kolonialstaatssekretär von allen Parteien mit offenen Armen empfangen worden, und in gewissem Sinn war das richtig. Chamberlain war die Persönlichkeit, von der man wußte, daß das Schicksal Aller in größerer oder geringerer Abhängigkeit von ihr stand. Man wußte zudem, daß er den ehrlichen Willen hatte, womöglich die Nationalitäten zu versöhnen, die streitenden Parteiungen auszugleichen und was das Wesentlichste war, auch materiell zu helfen. Aber nach all diesen Richtungen hat es Enttäuschungen gegeben, die ihre Quellen nicht in dem Willen des Staatssekretärs sondern in der brutalen Realität der bestehenden Verhältnisse hatten. Solange Chamberlain in Natal war, das die Vorteile, nicht die Nachteile des Krieges getragen hat, ging alles glänzend. Schon wesentlich anders war die Stimmung in dem annektierten, verkleinerten und notleidenden Transvaal. In Johannisburg war die Stimmung der Grubenlords, man könnte beinah sagen meuterisch; sie wollen die ihnen auferlegte, allerdings sehr hohe Steuer nicht zahlen, wenn Chamberlain ihnen als Äquivalent nicht Kaffern mit der Zwangspflicht zu Grubenarbeiten schafft. Wieder anders und nicht günstiger war die Stimmung in der Oranjekolonie; gerade hier geht ein tiefer Riß durch die Burenbevölkerung, ein Teil von ihnen hat in der letzten Periode des Krieges als „Nationalschützen" auf Seiten der Engländer gefochten, und es ist wohl begreiflich; daß sie von den andern wie Verräter angesehen werden. Dazu kommt aber noch, daß diejenigen Buren des Kaplandes, welche mit ihren Landsleuten von Transvaal und Oranjerepublik gestanden hatten, keine volle Amnestie erhielten. Die Buren behaupten nun, die Amnestierung ihrer Kampfgenossen sei ihnen, wenn auch nicht schriftlich, so doch mündlich in Aussicht gestellt worden. Es ist darüber zwischen Chamberlain und De Wet (Christian, sein Bruder Piet steht auf Seite der Nationalschützen) zu sehr heftigen Auseinandersetzungen gekommen, die von De Wets Seite in die Drohung ausmündeten, daß er im Rahmen der geltenden Gesetze eine Revolution gegen das herrschende System organisieren werde. Man darf aber eine solche Drohung um so weniger leicht nehmen, als die eigentlichen Schwierigkeiten in der Kapkolonie zu suchen sind, wo der Afrikander-Bond die besonderen nationalen Ansprüche des holländischen Elements mit ebenso großer Energie, wie fester Organisation vertritt. Diese Dinge haben sich so zugespitzt, daß der englischen Regierung wahrscheinlich nichts übrig bleiben wird, als Neuwahlen zum Kapparlament vornehmen zu lassen. Ihre Rechnung ist dabei, daß, da ein großer Teil der Kap-Buren wegen der Haltung, die sie während des Krieges eingenommen haben, politisch entrechtet ist, die Majorität, dem zuverlässig englischen Element zufallen werde. Prüft man Chamberlains Verhalten in diesen schwierigen Verhältnissen, so gebührt ihm ohne Zweifel das Zeugnis, daß er versöhnend zu wirken versucht hat. Ob er wirklich der Schwierigkeiten Herr wird, kann erst die Zukunft lehren. Die Spuren eines Rassen- und Freiheitskrieges lassen sich nicht über Nacht beseitigen.

Fast ebensosehr wie der Burenkrieg hat übrigens die venezolanische Exekutionsaffäre die öffentliche Meinung Englands erregt; und zwar ebenfalls mehr gegen Deutschland, als gegen Venezuela oder gar gegen die Vereinigten Staaten. Venezuela gegenüber hatte England bereits im Jahre 1897 auf die sehr nachdrückliche Forderung der Vereinigten Staaten, einen ihm sehr unbequemen Rückzug antreten müssen; es ist daher durchaus begreiflich, daß, als im vorigen Jahr das unerträgliche Mißregiment des venezolanischen Präsidenten Castro eine Selbsthülfe notwendig machte, England es vorzog dieses Mal nicht allein aufzutreten, sondern das gleichfalls arg geschädigte Deutschland zu einer Kooperation aufzufordern. Beide Mächte hatten sich übrigens über die von ihnen beabsichtigte Blockade der venezolanischen Küsten mit der Regierung der Vereinigten Staaten im voraus verständigt; man meinte um soweniger auf Schwierigkeiten von Washington her rechnen zu müssen, als Präsident Roosevelt in seiner letzten Botschaft ausdrücklich hervorgehoben hatte, daß die Monroe Doktrin es sich keineswegs zum Ziel setze, die Mißwirtschaft der Süd- und Mittelamerikanischen Republiken unter ihren Schutz zu nehmen. So begann die Blockade, an der dann nachträglich auch Italien teilgenommen hat. Die venezolanische Flotte war nach kurzer Frist in die Hände der kooperierenden Mächte gefallen, und die deutschen Kriegschiffe sahen sich am 22. Januar genötigt, das venezolanische Fort San Carlos zusammenzuschießen. Nun nahmen die Dinge aber dadurch eine merkwürdige Wendung, daß Präsident Roosevelt, dem die Mächte einen Schiedsspruch in ihren Streitigkeiten mit Venezuela angetragen hatten, das Schiedsrichteramt ablehnte, und Castro nunmehr den amerikanischen Gesandten in Venezuela Mr. Bowen, bewog als Bevollmächtigter Venezuelas nach Washington zu gehen, um die Verhandlungen mit den Mächten zum Abschluß zu führen. Mr. Bowen hat aber seine Aufgabe in höchst eigentümlicher Weise aufgefaßt und mit den Vertretern der drei Mächte in einer Sprache geredet, als ob er nicht Venezuela zu vertreten, sondern über Krieg oder Frieden von seiten der Vereinigten Staaten zu verfügen habe. Sein Gebahren wurde so unerträglich, daß der englische Botschafter Herbert am 6. Februar einen förmlichen Protest einlegte und die Regierung der Vereinigten Staaten jede Verantwortung für die Haltung Bowens ablehnte. Freilich lehnte Präsident Roosevelt auch den ihm nunmehr zum zweitenmal angetragenen Schiedsspruch wiederum ab. Die Wirkung ist dann gewesen, daß die drei Mächte noch enger zusammenrückten und sich darin solidarisch erklärten, daß die sofort zu erledigenden Barforderungen einheitlich, nicht getrennt zu behandeln seien; und ebenso haben sie den Versuch Bowens zurückgewiesen, ihre Forderungen auf gleichem Fuß mit denen der übrigen Gläubiger Venezuelas zu behandeln. Am 14. ist dann endlich das Protokoll der drei Mächte von den Botschaftern und von Bowen unterzeichnet worden, wobei nicht bezweifelt werden kann, daß in allen wesentlichen Punkten durchgesetzt worden ist, was die Blockade bezweckte. Das Nachspiel auf dem Haager Schiedsgericht wird den Rest bringen müssen, wobei uns freilich die

Befürchtung bleibt, daß die Lektion für Venezuela nicht stark genug gewesen ist. Diese Halbindianer handeln unter den Impulsen des Augenblicks und wenn nicht eine starke Hand über ihnen drückt, kann sich morgen wiederholen, was gestern gebüßt worden ist. Jedenfalls aber läßt die Klarheit des von Bowen unterzeichneten deutschen Protokolls nichts zu wünschen übrig, so daß Mißverständnisse ausgeschlossen sind.

Während der ganzen Zeit dieses venezolanischen Konflikts hat die englische Regierung durchaus korrekt und loyal gehandelt, obgleich sie einer überaus heftigen und perfiden Agitation im eigenen Lande gegenüber stand. Man sah in dem Zusammenwirken mit Deutschland eine Handhabe, um der Regierung Schwierigkeiten zu machen; wie denn nicht nachdrücklich genug betont werden kann, daß unsere Gegner in England nicht Chamberlain, Balfour und Lansdowne, sondern Campbell-Bannerman und Rosebery sind, selbstverständlich auch was noch weiter links steht. Nun verdient doch hervorgehoben zu werden, daß nach Durchsetzung der education bill das Ministerium Balfour an eine Reform geschritten ist, die, wenn sie durchgeführt werden sollte, die Stellung des konservativen Kabinetts auf lange hinaus sichern muß. Es handelt sich nämlich um nichts geringeres als um jene Reform der landwirtschaftlichen Verhältnisse Irlands, an welcher die liberalen Ministerien so oft gescheitert sind. Balfours Plan geht dahin, die englischen Landlords in Irland auszukaufen und die Iren allmählich aus Knechten und Pächtern zu Grundbesitzern zu machen. Wenn es wahr ist, wie englische Blätter versichern, daß jene Landlords selbst nichts mehr wünschen, als ihren irischen Grund und Boden loszuwerden, so läge darin eine glänzende Bestätigung der Richtigkeit des Balfour'schen Gedankens. Freilich hängt die Entscheidung am Parlament, und leidenschaftliche Debatten stehen sicher bevor.

Endlich sei noch einer spezifisch englischen Angelegenheit gedacht, die kürzlich ihre Erledigung gefunden hat: der alte Grenzstreit zwischen den Vereinigten Staaten und britisch Kanada über die Klondyke-Goldfelder ist einer gemischten Kommission von sechs Juristen übertragen worden, was freilich zum Schluß führt, daß mindestens einer der sechs Herren sich wird umdenken müssen. Wird das nun ein Engländer, oder ein Amerikaner sein?

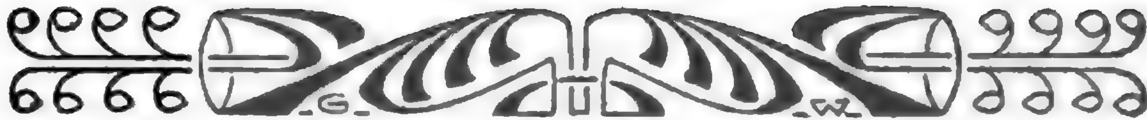
Es ließe sich auch noch die marokkanische und die makedonische Frage vom englischen Standpunkte aus anfassen, denn den europäischen Problemen kann sich keine Großmacht ganz entziehen. Politisch und nervös erregend aber haben beide mehr auf Frankreich gewirkt, das überhaupt heute im Fieber zu liegen scheint. Während der Ministerpräsident Combes alle Konflikte im Innern zuspitzt, hat Herr Delcassé in die auswärtige Politik Frankreichs eine so unruhige Tendenz hineingetragen, daß man seine Hand überall spürt. Hat Herr Combes sich für seine Politik gegenüber den Kongregationen von der sozialistisch-radikalen Kammer auch ein Vertrauensvotum geholt, so scheinen ihm diese Lorbeeren doch nicht zu genügen. Er hat kürzlich drei Bischöfe kreiert, ohne sich vorher mit dem Papste verständigt zu haben, wie das Konkordat es verlangt, und man fragt wohl, wie

Kardinal Rampolla seine franzosenfreundliche Politik noch weiter zu verteidigen die Argumente finden wird. Ebenso radikal gehen Marine- und Kriegsminister in der weiteren Demokratisierung ihrer Ressorts vor. Tout Paris aber lebt in dem Vorspiel des Humbert-Prozesses und in der von dem Führer der Sozialisten, Jaurès, wieder aufs Tapet gebrachten Dreyfus-Affäre. Der erste Prozeß kompromittiert eine Reihe hochstehender Persönlichkeiten, und man erwartet große Sensationen; der zweite trifft vor allem die Armee, und wenn Herr André auch allen Offizieren verboten hat, in dieser Sache auszusagen, so ist die Zahl der Wissenden unter der Zahl der emeritierten, wie unter der Zahl der gemaßregelten Militärs zu groß, als daß die Wahrheit sich verbergen ließe, wenn Jaurès wirklich Ernst macht. Das scheint aber der Fall zu sein, und scharfe Beobachter meinten schon bei der Beerdigung Zolas die Symptome eines Umschlagens der öffentlichen Meinung in der „affaire“ zu erkennen.

Zu all diesen Momenten der Aufregung ist nun die Enttäuschung gekommen, welche vorläufig wenigstens der Gang der marokkanischen Angelegenheiten gebracht hat. Bei einer fremdenfeindlichen Wendung, wie sie der Sieg Bu Hamaras gebracht hätte, wäre ein Einschreiten mindestens Frankreichs und Englands auf die Dauer unvermeidlich gewesen, und das bot bei der Flankenstellung, die Frankreich von Algier aus einnimmt, die glänzendsten Aussichten. Nun heißt es freilich, daß der Sultan auf der ganzen Linie gesiegt hätte; Bu Hamara sollte erst gefangen, dann ertrunken sein. Die letzten Nachrichten lassen ihn wieder leben und neue Kriegsvorbereitungen treffen, und ähnliche Widersprüche mögen uns noch oft vom Telegraphen zugeschickt werden. Sicher scheint aber doch, daß die eigentliche Gefahr der Situation für Abdul Aziz vorüber ist, und damit sind auch die Aussichten, die sich Frankreich boten, wenn nicht aufgegeben, so doch aufgeschoben. Dafür hat Herr Delcassé sich an anderer Stelle einen Triumph aufgebaut, indem er im französischen Gelbbuch über die makedonische Frage die Dinge so darstellte, als ob die orientalische Politik Rußlands und Österreichs am französischen Gängelbande geführt werde. Das hat in Rußland Ärger, in der übrigen Welt mehr Spott hervorgerufen und ändert jedenfalls nichts an der Tatsache, daß es Rußland und Österreich sind, welche jetzt die makedonische Frage so fest angefaßt haben, daß Fürst Ferdinand von Bulgarien sich genötigt gesehen hat, die Führer des makedonischen Komitees Sontschew, Michailowski, Stantschew und die „übrigen Mitglieder“ zu verhaften. Wir vermissen dabei leider den Namen Sarafows, der der gefährlichste von ihnen war und sich wohl rechtzeitig zu retten gewußt haben wird. War nun die Haltung Frankreichs in dieser makedonischen Angelegenheit eine Eitelkeitsfrage, so läßt sich die Rolle, die Herr Delcassé während des venezolanischen Konflikts durch seine offiziöse Presse hat spielen lassen, mit so billigen Worten nicht charakterisieren; es war eine systematische Verläumdungs- und Verhetzungs-Kampagne, die dahin zielte, die deutsche Politik den Vereinigten Staaten und England gegenüber zu verdächtigen; andererseits aber auch die

Engländer in Washington anzuschwärzen. Daß Journal des Débats und Temps zu ihren Insinuationen auch die deutschen Ansiedelungen in Brasilien ausnutzten, kann dabei nicht wundernehmen. Wir freuen uns aber, auf eine amerikanische Stimme hinweisen zu können, die der gesunden Vernunft zu ihrem Rechte verhilft. In der Northamerican Review erzählt Mr. Stephan Bonsal die Geschichte der deutschen Kolonisation Süd-Brasiliens, die von der brasilianischen Regierung gefördert, auf ihre Kosten und ohne jedes Zutun der deutschen Regierung in Berlin entstanden sei. Außer den Deutschen seien es noch zahlreiche Schweizer, Österreicher, Polen, im ganzen 400000 Köpfe; auch hätten die Vereinigten Staaten wenig Grund, sich durch diese große deutsche Siedelung beunruhigt zu fühlen, wenn man bedenke, daß der Rio grande do Sul und San Franzisko doppelt so weit von den amerikanischen Küsten entfernt sind, als die Mündungen von Weser und Elbe, von denen jene Ansiedler herstammten. Bonsal schließt mit der Bemerkung, er habe nie einen Engländer, Europäer oder Amerikaner, der in Südamerika angesessen gewesen, getroffen, der der friedlichen Entwicklung Deutschlands in Südamerika feindlich gegenüberstehe. Leider steht diesen besonnenen Urteilen die maßlose, auf Sensationen berechnete Reklame der großen amerikanischen Blätter gegenüber. Rühmte doch, um ein Beispiel anzuführen, sich ein großes Neu Yorker Blatt daß es sein Verdienst sei, den kubanischen Krieg herbeigeführt zu haben, eine Tatsache, die, wenn sie wahr sein sollte, gewiß ein eklatantes Beispiel für die Nervosität der öffentlichen Meinung Amerikas böte. Diese Nervosität ist aber seit dem Kriege um Kuba und die Philippinen, dem Samoakonflikt, dem Handel um den Panamakanal und um Alaska in stetem Steigen gewesen. Sie hat sich neuerdings noch potenziert durch die sozialen Kämpfe, die erst im Ausstande der pensylvanischen Grubenarbeiter, jetzt im Ringen des Präsidenten Roosevelt mit der ohne Zweifel höchst gefährlichen Riesenorganisation der Trusts, ihren Ausdruck gefunden hat. Die Aufgabe war umso schwieriger, als die Verfassung der Vereinigten Staaten der politischen Zentrale keinerlei Mittel in die Hände gibt, gegen derartige Organisationen vorzugehen. Die Handhabe fand sich in den Beziehungen der Einzelstaaten zu einander. Die Föderalregierung ist nämlich berechtigt, die Handelsbeziehungen der Staaten der Union zu einander (interstate commerce) zu kontrollieren. Auf den Rat des attorney general A. Knox hat Roosevelt hier eingegriffen und eine entsprechende Gesetzgebung scheint unmittelbar bevorzustehen. Die Aussichten Roosevelts, durchzudringen, sind aber dadurch erheblich gesteigert worden, daß der König des Petroleumtrusts, der reichste aller Amerikaner, Sir John Rockefeller, in sehr hochfahrendem Ton gegen die Pläne des Präsidenten protestiert hat, wogegen sich dann die republikanischen Instinkte der Amerikaner aufzubäumen beginnen.

Immerhin läßt sich nicht verkennen, daß Roosevelt in dieser Frage nicht nur das Interesse der Vereinigten Staaten vertritt, sondern, daß er auch einen Beweis von moralischem Mut erbracht hat, zu dem man ihm nur Glück wünschen kann.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow—Berlin.

10. Februar 1903.

Einem alten parlamentarischen Herkommen zufolge, dient die erste Beratung des Etats vorzugsweise als Gelegenheit, um eine allgemeine Aussprache über alle politischen Tagesfragen herbeizuführen. So wird es auch in unserm Reichstag gehalten, wo überdies noch ein Teil der zweiten Lesung des Etats diesen allgemeinpolitischen Charakter trägt, nämlich die Beratung, die formell an das „Gehalt des Reichskanzlers“ geknüpft zu werden pflegt.

Merkwürdig und vom Standpunkt des strengen Parlamentarismus ganz und gar regelwidrig sind diesmal die Debatten gewesen, die der Reichstag bei der angegebenen Gelegenheit geführt hat. Denn sie betrafen nichts Geringeres als die Stellung des Kaisers zu der Verfassung, zu den im parlamentarischen Sinne verantwortlichen Gewalten des Reichs und zu den politischen Tagesfragen. Allgemein wird zugegeben werden, daß heute jede Frage nach der grundsätzlichen Stellungnahme irgend eines deutschen Reichsbürgers zu den Angelegenheiten unserer innern und äußern Politik notwendig auf die andere Frage hinausläuft: wie beurteilst du den Kaiser? So steht es wenigstens überall da, wo die Verhältnisse es gestatten, ehrlich zu sein. Der Parlamentarismus aber verpönt freilich diese Ehrlichkeit, denn „die Person des Monarchen darf nicht in die Debatte gezogen werden“. In England, dem Ursprungs- und Musterland des Parlamentarismus, kann die Aufrechterhaltung dieses Grundsatzes glücken, weil dort das ganze öffentliche Leben darauf gerichtet ist, durch Festhalten gewisser Formen und Vorstellungen über unbequeme Wirklichkeiten hinwegzusehen. Wir Deutschen aber können mit der Fiktion einer zwar durch eine Person von Fleisch und Blut vertretenen, in Wirklichkeit aber unpersönlich gedachten, über den Parteien stehenden Macht nichts anfangen, es sei denn, daß die Eigenart einer Persönlichkeit selbst sie mit ihrer Würde zugleich hoch über die Parteien emporhebt, wie es bei Kaiser Wilhelm I. der Fall war. Aber dann ehren wir den Herrscher erst recht nicht um deswillen, weil seine Persönlichkeit zufällig dem Begriff des parlamentarischen Königtums nahe kommt, sondern umgekehrt, weil er das Hohe und scheinbar Unpersönliche dieses Begriffs

so menschlich und persönlich zu verkörpern weiß. Das deutsche Wesen widerstrebt dem Unpersönlichen in der Auffassung der Herrscherwürde; wo Partei- und Weltanschauung dennoch dazu zwingt, das Persönliche aus der Leitung des Staates auszuscheiden, da ist auch der Bruch mit der Monarchie überhaupt vollzogen, und das republikanische Staatsideal steht im Hintergrunde. Der Deutsche ist unfähig, nach englischem Muster in dem Monarchen eine persönliche Verkörperung der nationalen Größe zu verehren, ohne seine Persönlichkeit selbst anzusehen. Es ist daher auch nicht weiter zu verwundern, wenn die strenge Aufrechterhaltung des englischen Parlamentsbrauchs bei uns zur Unmöglichkeit wird, sobald die vom Throne ausgehenden persönlichen Wirkungen tatsächlich zum Angelpunkt der Politik werden.

Vielleicht kann ein Widerspruch gegen das soeben hier Gesagte darin gefunden werden, daß die aufrichtigsten Freunde der Monarchie das starke persönliche Hervortreten des Kaisers mit großen Bedenken und schweren Sorgen begleiten. Man tut aber der großen Mehrzahl dieser Warner gewiß kein Unrecht, wenn man trotz alledem glaubt, daß sie die persönliche Initiative des Kaisers und seinen lebhaften Drang, zu allen Fragen Stellung zu nehmen, sehr vermissen würden, sofern sie nur sicher wären, daß die kaiserliche Autorität ihre moralische Unterstützung stets in der Richtung ihrer eigenen Parteiwünsche gewährte. In der Zolltariffrage hat der Kaiser tatsächlich nicht Stellung genommen, und doch waren es gerade diejenigen Parteien, die als Säulen des strengen Parlamentarismus gelten wollen, deren Presse in der ganzen Zeit des Tarifkampfs nicht aufhörte, sich auf angebliche Meinungen und Sympathien des Kaisers zu berufen. Und auch das berühmte Schlagwort „Brotwucher“ wurde stets mit deutlichem Hinweis auf die kaiserliche Autorschaft vorgeführt, obwohl dieses Wort, wenn es überhaupt aus kaiserlichem Munde gefallen ist, vor Jahren in einem ganz andern Zusammenhange gebraucht worden war. Es ist also jedenfalls sehr schwer, sich solchen von der ersten Stelle im Reich ausgehenden persönlichen Wirkungen zu entziehen, und daher fließt ein großer Teil der Klagen über das allzustarke Hervortreten des Kaisers nicht gerade aus besonderer Aufrichtigkeit oder mindestens Objektivität.

Aber richtig ist trotzdem, daß gewisse Gefahren vorhanden sind, wenn man sie auch nicht darin zu suchen braucht, daß der Widerspruch gegen persönliche Kundgebungen des Kaisers geeignet ist, die antimonarchischen Reihen zu verstärken. Auch unter den Mitläufern derer um Bebel und Singer sind viele, die mit der monarchischen Gesinnung durchaus nicht so vollständig gebrochen haben, wie es die Führer wünschen. Aber jeder überzeugte Monarchist wird wünschen, daß das Gewicht der persönlichen Wirksamkeit des Herrschers nicht durch die Häufigkeit der Fälle, in denen sie sich durch Beteiligung am Meinungskampf äußerlich auffallend betätigt, vermindert wird. Ein militärisches Gleichnis sei gestattet. Im modernen Gefecht ist der Platz des Führers hinter der Kampflinie. Das schließt nicht aus, daß er in kritischen Augenblicken um des

Beispiels willen auch einmal in der Schützenlinie erscheint, aber es heißt sicherlich den persönlichen Einfluß des Führers nicht ausschalten, wenn man ihn möglichst wenig in der Schützenlinie sehen will.

Die angedeuteten Gefahren sollen also nicht geleugnet werden, aber man muß große Zweifel hegen, ob ihnen in der richtigen Weise begegnet wird. Die meisten helfen sich mit dem alten Schema, daß sie die Stirn in bedenkliche Falten ziehen, den alten Spruch wiederholen, daß die Person des Kaisers nicht in die Debatte gehöre, und gelegentlich bescheiden wünschen, es möge doch einmal dem Kaiser von berufener Seite gesagt werden, wieviel Schaden dadurch angerichtet würde. Vielleicht aber tun diese gut gemeinten, schüchtern geraunten Bedenklichkeiten der Monarchie mehr Abbruch, als eine ernste Opposition, die sich auf den Boden der Tatsachen stellt. Es gehört zu dem Wesen unserer Monarchie, daß die Bestimmung der Persönlichkeit, die die höchste Gewalt im Staate auszuüben hat, höherer Fügung überlassen bleibt. Mag man den tiefen Sinn dieser Einrichtung in der bedeutungsvollen Formel „von Gottes Gnaden" enthalten glauben, oder mag man praktisch nüchtern der Meinung sein, daß Vererbung, Geburt und Erziehung immer noch bessere Gewähr für die rechte Besetzung des Throns geben, als die Einflüsse, die sich bei einer Wahl geltend zu machen pflegen, — genug, wir haben mit dem Monarchen zu rechnen, wie er ist, nicht wie ihn dieser oder jener unter uns haben möchte. Und wenn sich seine Persönlichkeit anders betätigt, als wir es unter einer anderen Regierung gewohnt waren, wenn wir aber doch auch andererseits nach Verfassung und Volksüberzeugung kein unpersönliches Regiment wollen, dann müssen wir uns eben damit abfinden. Es ist gewiß nicht zu viel behauptet, daß ein großer Teil der Bedenken und Sorgen, die aus sehr ehrenwerten Beweggründen treu monarchisch gesinnte Mitglieder unseres Volks erfüllen, nur darauf beruht, daß man sich den einfachsten Grundgedanken der Monarchie nicht klar macht. Warum dieses Brüten und Kopfschütteln darüber, daß Wilhelm II. anders ist als Wilhelm I., diese kleinmütige Nachgiebigkeit an Empfindungen, die lediglich Gewohnheitsrecht haben, diese Empfindlichkeit gegen unbequeme Eindrücke mit der Wirkung, daß wir daraus mühsam allerlei Symptome des Verfalls und Rückgangs herausschälen? Kann man denn nicht, nachdem man mit Herz und Verstand seine Stellung zu den Begriffen Kaiser und Vaterland überhaupt genommen hat, ganz schlicht und einfach versuchen, den Kaiser, den wir wirklich haben, zu verstehen und zugleich unbefangen zu prüfen, welche alten und neuen Kräfte in unserm Volk wirksam sind und wie sich der Kaiser zu ihnen verhält? Das hilft uns weiter, als das unruhvolle Messen der Gegenwart an der Vergangenheit. Daß große Zeiten des äußerlich sichtbaren Machtaufschwungs und der Erfüllung einer lange gehegten Volkssehnsucht angenehmer sind, als die Zeiten der Arbeit an dem Ausbau des Errungenen, ist ja klar; es ist auch vor allem bequemer, nachdem Großes erreicht worden ist, sich in aller Ruhe sagen zu können, der große Staatsmann, dem so vieles gelungen sei, werde es auch wohl weiter am besten machen. Diese

sehr begreifliche Empfindung hat uns mit der Zeit doch auf einen bösen Abweg gebracht. Heute bemänteln wir unsere politische Bequemlichkeit und Verantwortungsscheu mit einem unmännlichen Seufzen nach dem toten Bismarck und mit dem Kultus einer buchstabengläubigen Bismarck-Orthodoxie, anstatt daß wir unsern unauslöschlichen Dank gegen den unsterblichen Bismarck darin betätigen, daß wir die Aufgaben der Gegenwart mit den Augen ansehen, wie wir von Bismarck gelernt haben sollten politische Dinge zu sehen.

Unter solchen Gesichtspunkten sollte man auch die Reichstagsverhandlungen zu betrachten versuchen, in denen der Kaiser — ganz gegen die konventionelle Lüge der parlamentarischen Anstandsregeln — im Mittelpunkt der Debatte stand. Man kommt da vielleicht zu manchen anderen Ergebnissen, als sie in den meisten Zeitungen zu lesen waren. Nachdem eine nicht mehr zurückzuweisende Notwendigkeit die Besprechung kaiserlicher Kundgebungen im Reichstage innerhalb gewisser Grenzen freigegeben hat, entsprach es der politischen Klugheit, daß der Reichskanzler der gegen den Kaiser gerichteten Kritik offen die Stirn bot. Der Führer des bayrischen Zentrums, Dr. Schädler, hatte das bekannte Swinemünder Telegramm des Kaisers an den Prinzregenten von Bayern zur Sprache gebracht, natürlich im Sinne jenes gehässigen Partikularismus, der dieser politischen Gruppe eigen ist und der mit der vorsichtigen, aber stets wirkungsvoll vorgebrachten Unterstellung arbeitet, daß in dem persönlichen Hervortreten des Kaisers die Tendenz einer Verletzung der Reichsverfassung enthalten sei. Der Freimut, mit dem der Reichskanzler diesem Angriff entgegentrat, war die beste, ja die einzig richtige Waffe dagegen. Es war das erste Mal, daß den hämischen Versuchen, die sich gegen die Person des Kaisers richten und sich dabei durch die parlamentarische Praxis gedeckt glauben, gründlich die Rechnung verdorben wurde, indem der Kanzler sich nicht hinter vage Redensarten über den staatsrechtlichen Begriff des Kaisertums und die Schranken der parlamentarischen Kritik zurückzog, sondern mit dem sichern Takt, den ein echter Staatsmann in Dingen der Wirklichkeit haben muß, den Boden der Tatsachen betrat. Er sprach von dem Kaiser als einer menschlichen Persönlichkeit, einer stark ausgeprägten Individualität, einem Manne, der selbst Preuße sei und als solcher das verfassungsmäßige Recht der freien Meinungsäußerung habe. Und nachdem er so das Bedeutungsvolle der kaiserlichen Persönlichkeit mit einem Verständnis, das aus der Erfahrung und aus dem Herzen kam, in helles Licht gerückt hatte, ohne doch auch nur um eine Linie die Rücksicht der parlamentarischen Zurückhaltung zu überschreiten, ließ er um so wirkungsvoller das konstitutinelle Prinzip in sein Recht treten. Der Kaiser ist eine bestimmte Persönlichkeit, und wir haben menschlich damit zu rechnen, aber für die von ihr ausgehenden politischen Wirkungen trägt der Reichskanzler, wo nicht die formelle, so doch die moralische Verantwortung. Was Graf Bülow schon in seiner Antwort an Dr. Schädler am 19. Januar klar zum Ausdruck brachte, hat er an den folgenden Tagen ergänzt und ausgeführt, als er sich mit dem Abg. v. Vollmar, sowie mit Richter

und Bebel auseinanderzusetzen hatte. Auch hier erörterte der Reichskanzler menschlich offen alles, was sich auf die Beurteilung der Person des Kaisers bezog, um mit derselben Entschiedenheit in die Bresche zu treten, wo er dem Versuch begegnete, die sachliche politische Erörterung mit der Person des Kaisers zu verquicken. Gemütlich nickend bestätigte er Herrn Richter, daß es heutzutage recht schwierig sei Minister zu sein, aber offen pries er die Vorurteilslosigkeit des Kaisers: „Ein Philister ist er nicht!" Und Herrn v. Vollmar gegenüber zog Graf Bülow unbedenklich den Vorhang von einer kaiserlichen Bemerkung, die bewies, daß der Kaiser in seinem persönlichen Fühlen sich gelegentlich — es handelte sich bekanntlich um die Erkenntnis des Widerstandes der Besitzenden gegen die Anerkennung der Rechte der wirtschaftlich Schwachen — mit einer Auffassung der Sozialdemokraten begegnet.

Graf Bülow hat damit den Weg gewiesen, wie eine stark ausgeprägte Monarchen-Individualität und der moderne Konstitutionalismus sich zu vertragen haben. Leider wurde er auf der Seite nicht ganz verstanden, deren Sache es gewesen wäre, ihn vor allem zu verstehen. In kleinlicher Befangenheit stieß man sich hier an Einzelheiten, hätte es lieber gesehen, wenn er an Stelle des offenbaren Eindrucks, den sein Auftreten bei der Linken und beim Zentrum machte, mit irgend welchen Phrasen die Gegner brüskiert hätte, wofür er wahrscheinlich einige Sekunden lärmenden Beifalls von der Rechten, die Monarchie aber dauernden Schaden geerntet hätte. Es fehlte nicht nur an dem richtigen Echo der Ausführungen des Reichskanzlers aus den Reihen der nationalen Parteien, sondern auch ein Teil der nationalen Presse war nicht auf dem Posten. Man hatte die Situation offenbar nicht begriffen, diskutierte über Nebenpunkte und Methoden, statt die Sache anzusehen, und das offizielle Organ der konservativen Partei schadete sogar der eigenen Sache mit einer argen Taktlosigkeit, weil Graf Bülow der Sozialdemokratie abseits von einem durch Schablone und abgebrauchte Parteitraditionen geheiligten Wege entgegengetreten war. Törichter und kurzsichtiger konnte man wohl nicht die wirkliche Lage und die Erfordernisse der gegenwärtigen Zeit verkennen, als indem man dem Reichskanzler einen Vorwurf daraus machte, daß er die volle Unbefangenheit des kaiserlichen Urteils auch gegenüber der Sozialdemokratie in einer verblüffend und schlagend wirkenden Weise bezeugte.

Unter der Nachwirkung der kleinlichen Verstimmung der Rechten war es eigentlich nur der Abg. Stöcker, der für die fehlende Note in dem Konzert sorgte, indem er der Sozialdemokratie kräftig die Wahrheit sagte. Da es aber bei vielen sonst ganz vernünftig denkenden Leuten zum guten Ton gehört, über diesen Herrn so unbillig und voreingenommen wie nur irgend möglich zu urteilen, und da auch die Konservativen sich angewöhnt haben, es kühl zu markieren, daß Stöcker, der einst so ziemlich der bedeutendste Kopf in ihren Reihen war, äußerlich nicht mehr zu ihnen gehört, so ging die Wirkung dieser Worte ziemlich verloren. Die traurige Folge dieser Fehler auf nationaler Seite war, daß es den Sozial-

demokraten glückte, die Bebel'sche Rede weit mehr in den Vordergrund zu schieben, als nach ihrem wirklichen Eindruck gerechtfertigt war. Bebel versteht es ja stets, durch sein starkes Temperament den in loser Anhäufung zusammengetragenen Agitationsstoff seiner Reden zu einer scheinbaren Einheit zu gruppieren und zusammenzuschweißen; indessen ein ernsthafter Politiker sollte sich eigentlich nicht mehr dadurch täuschen lassen. Aber Lauheit und Mißverständnis brachte es fertig, daß Bebels „Rede an die deutsche Nation“ nach einiger Zeit und in einiger Entfernung als ein Erfolg gelten konnte, über den die Augen- und Ohrenzeugen der Rede billig erstaunt sein dürfen.

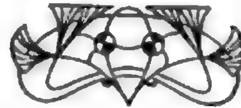
Neben diesen Vorgängen der allgemeiner Bedeutung treten die Einzelheiten der Reichstagsverhandlungen mehr zurück. Eine Präsidentschaftskrisis, die keine tiefer gehende Bedeutung hatte und nur aus den Nachwehen der Zolltarifkämpfe zu verstehen war, wurde vernünftigerweise nach wenigen Tagen auf dem Wege der Wiederwahl beigelegt. Die Erklärungen, die der Reichskanzler während seiner Reden abzugeben Veranlassung hatte, kündigten eine Verordnung zum besseren Schutz des Wahlgeheimnisses an, teilten mit, daß in der Frage der Diäten für den Reichstag Widerstände vorhanden seien, die noch keine Entscheidung in Aussicht stellten, und brachten leider auch die Kunde, daß die preußischen Bevollmächtigten im Bundesrat dahin instruiert werden würden, für Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes zu stimmen. Wer schon an sich geneigt ist, die Abbröckelung gewisser Traditionen aus den ersten Tagen des Deutschen Reichs zu Gunsten des immer mächtiger werdenden Klerikalismus zu bedauern, der wird darin noch bestärkt durch die Erwägung, daß die Ausscheidung des § 2 aus dem Jesuitengesetz diesem gerade die wirksamste Bestimmung nimmt, aber doch noch so viel von dem Gesetz übrig läßt, daß die ultramontane Agitation daraus noch immer den gewünschten Vorrat an Beschwerdestoff wegen mangelnder Parität auf lange hinaus beziehen kann. Es handelt sich aber einstweilen noch um Ankündigungen, nicht um Beratungen oder gar Beschlüsse.

Seit dem 13. Januar tagt auch wieder das preußische Abgeordnetenhaus. Als wichtigste der hier verhandelten Fragen kennzeichnet sich heute wie vor einem Jahr die Ostmarkenfrage. Graf Bülow hat sich auch diesmal in einer bedeutungsvollen Rede zu dem im vorigen Jahr entwickelten Programm bekannt und es noch näher ausgeführt. Einen Mißton hat es aber doch gegeben. Es ist der tragische Selbstmord des Landrats v. Willich. Die unselige Tat war die Folge einer hochgradigen nervösen Erregung, in die der im Ehrenpunkt außerordentlich fein empfindende Mann durch gesellschaftlichen Boykott und fortgesetzte Nadelstiche seiner politischen Gegner hineingehetzt worden war. Es ist hier nicht der Ort, Einzelheiten der Tragödie zu besprechen, die zwar den näheren Kennern der Verhältnisse festzustehen scheinen, die aber von der entgegengesetzten Seite leidenschaftlich bestritten werden. Für eine ruhige Besprechung außerhalb der Tagespresse eignen sich diese Dinge vorerst noch nicht; es muß nur das herausgehoben werden, was für die Haltung der preußischen Staatsregierung

in der Ostmarkenfrage bedeutsam ist. Und da muß offen gesagt werden, daß die Regierung bei der Verhandlung über den Fall Willich im Abgeordnetenhause nicht gut abgeschnitten hat. Nur in aller Kürze mag hier begründet werden, warum dem so ist.

Nach der gemeinsamen Überzeugung aller genaueren Kenner des Ostens kann das vordringende Polentum nur dann zurückgedrängt und seines staatsgefährlichen Charakters entkleidet werden, wenn es gelingt, zweierlei zu erreichen: erstens den Zusammenschluß der Deutschen nach dem Vorbilde der Polen und die Leitung eines kräftigen Stromes deutscher Einwanderer nach dem Osten. Es ist unbestreitbare Tatsache, daß die extremen Agrarier in der Provinz Posen diesem Programm entschieden entgegenwirken. Denn sie verweigern die parteipolitischen Zugeständnisse, die — natürlich auf Gegenseitigkeit beruhend — da notwendig sind, wo der Bestand der Nationalität in Frage kommt, und sie scheuchen ferner den Zuzug geeigneter deutscher Elemente zurück, weil sie soziale Verhältnisse aufrechterhalten wollen, denen sich die Leute, die wir im Osten brauchen, niemals fügen werden. Außerdem sind diese Agrarier an sich ungeeignet zur Stärkung des Deutschtums, weil sie, obwohl selbst zum Teil von polnischen Charaktereigentümlichkeiten angekränkelt, das Deutschtum für gut aufgehoben halten, wenn es ihnen selbst wirtschaftlich gut geht, und weil sie, um das zu erreichen, auf Grund wirtschaftlicher Interessen lieber mit den Polen gemeinsame Sache machen, als mit deutschen Volksgenossen andrer Lebenssphären und Parteianschauungen. Für die Regierung wäre nun theoretisch die Erwägung möglich, ob sie es vielleicht trotzdem versuchen will, wie weit die Agrarier etwa recht haben mit der Behauptung, daß die Befestigung ihrer wirtschaftlichen Stellung auch dem Deutschtum zugute komme. Indessen die Regierung hat ihre Wahl bereits getroffen; sie zieht mit Recht den andern Weg vor und hat sich förmlich und feierlich dazu verpflichtet. Dann muß sie aber auch die Energie haben, den extremen Elementen, die sich ihr entgegenstellen, ihre Schranken anzuweisen. Sie muß sich darüber klar sein, daß ihre Organe, wenn sie sich wirklich an das Regierungsprogramm halten, mit jenen Extremen in Konflikt kommen müssen, und sie muß entweder sich selbst in ihren Beamten verteidigen oder überhaupt das Programm ändern. Aber dieses Programm festhalten und dann zwischen den nach dem Programm handelnden Beamten und ihren Gegnern vermitteln wollen, das ist ein Widersinn, der nur aus einer völligen Verkennung der Lage hervorgehen kann. Der preußische Minister des Innern aber hat diesen Vorwurf auf sich geladen. Er hat die beiden Richtungen, die in der Provinz Posen „nun einmal“ bestehen, als etwas gegebenes angesehen und findet es ganz in der Ordnung, daß zwischen ihnen vermittelt wird und beide als gleichberechtigt gelten. Er hat gar kein Gefühl dafür, daß die Vermittlung zwischen einem nach dem Programm des Grafen Bülow handelnden Beamten und seinen Gegnern, mag sie auch in der Form das größte Wohlwollen für den Beamten bekunden, tatsächlich nichts anderes bedeutet, als daß man diesen Be-

amten im Stich läßt oder — wenn man so will — daß die Regierung sich selbst im Stich läßt. Über den Widerspruch zwischen den Erklärungen des Ministers und offenkundigen Tatsachen wird man hinwegsehen können. Aber daß nach zwei feierlichen Programmreden des Grafen Bülow und nach Ablauf eines Jahres in einem preußischen Ministerium noch eine so schiefe Beurteilung der Grundlagen unserer Ostmarkenpolitik möglich ist, das ist das Beunruhigende, und das ist, wenn man von allem Persönlichen absieht, das betrübende Ergebnis dieser Debatte im Abgeordnetenhause.



Dat olle Lid.

Ick kenn' en Lid — ach wüßt' ick blot,
Wo doch dat Lid noch gung! —
Ick set up Mudding ehren Schot,
Ick wir en lütten Jung.

All' Abend süng sei mi dat Lid
Von swart und witte Schap —
Sei süng't man blot ne korte Tid,
Un lising kem de Slap.

Dat klung as Klocken von den Thorm;
Dunn wir de Nacht nich swart,
Dunn wir de Dag noch nich vull Storm,
Vull Storm noch nich dat Hart.

Wo büst du, Mudding? — Wid, so wid,
Dat ick di narends finn! — — —
Ach süngst du mi dat olle Lid,
Denn slep min Hart woll in!

Paul Warncke.

Der Segen der Nachwelt.

Und wars nur eine Furche Land,
Die urbar ward durch deine Hand.

Und wars auch nur ein einz'ger Baum,
Den du gepflegt auf engem Raum.

Und ob es Pflicht war, oder Lust,
Du wirktest Segn unbewußt.

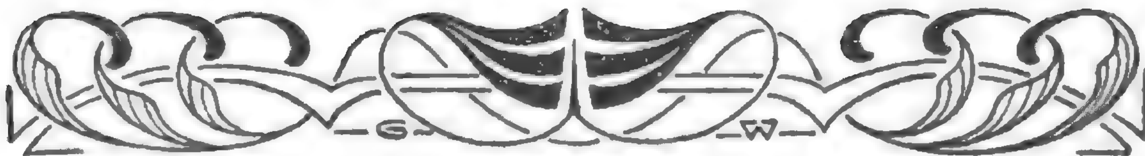
Ob alles Andre dir mißlang,
Was du erstrebt im heißen Drang:

Wem deine Furche reichte Brod,
Wem je dein Obstbaum Früchte bot,

Der segnet dich und deine Hand,
Ob auch dein Name längst entschwand.

Wilhelm Wilms, Nieheim i. W.

Aus: „Um des Volkes Seele“ von Wilhelm Wilms. Berlin 1903 bei Franz Wunder. (3.50 M.)



Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Hauptverband Deutscher Flottenvereine im Ausland. — Schulwesen. — Ungarn. — Rußland. — Brasilien. — China.

Hauptverband Deutscher Flottenvereine im Ausland. Neben dem deutschen Flottenverein für die Deutschen im Reich besteht noch, wie schon früher erwähnt, ein „Hauptverband Deutscher Flottenvereine im Ausland" für die Deutschen in der Ferne. Bisher hat dieser Hauptverband 15 000 Mk. für das Seemannsheim der kaiserlichen Flotte in Kiel und 300 000 Mk. für den Bau eines Flußkanonenbootes aufgebracht. Es war beabsichtigt, die freiwilligen Beisteuern der deutschen Flottenvereine im Auslande dauernd zum Bau von Flußkanonenbooten für die großen Stromgebiete Ostasiens und Südamerikas zu verwenden. Nachdem indessen die Anforderungen der Marineverwaltung an die Kriegstüchtigkeit solcher Fahrzeuge und zugleich die Erbauungskosten erheblich größer geworden sind, neigt die Leitung des Hauptverbandes der Meinung zu, den Bau weiterer derartiger Fahrzeuge aufzugeben und die einkommenden Geldbeiträge bescheideneren Verwendungszwecken zuzuführen, etwa für die Errichtung von Krankenhäusern, Genesungsheimen im Auslande usw. im Dienste der Flotte. In einem Schreiben macht die Leitung des Hauptverbandes davon Mitteilung und betont darin: „Jeder Deutsche im Auslande wird wissen, daß es für das wirtschaftliche Leben seiner Nation bei ihrem geringen überseeischen eigenen Absatzgebiet eine Existenzfrage ersten Ranges ist, sich auf dem Weltmarkt die Türen offen zu halten. Hierzu gehört Macht und Ansehen, und beides kräftig zu behaupten, wird dem Reich erleichtert werden, wenn es sich auf ein starkes, geschlossenes Deutschtum im Ausland stützen kann."

Schulwesen. Bisher haben drei höher entwickelte deutsche Schulen im Auslande die Berechtigung erworben, Zeugnisse zum einjährig-freiwilligen Dienst auszustellen und zwar die Realschulen in Konstantinopel und Antwerpen und das Realprogymnasium in Brüssel. Inzwischen hat die deutsche Schule in Bukarest Schritte getan, um auch ihrerseits diese Anerkennung als höhere Lehranstalt zu erlangen. Voraussichtlich werden immer mehr deutsche Schulen im Auslande danach streben und einzelne schließlich soweit kommen, um ihren

Schülern das Reifezeugnis für das akademische Studium erteilen zu können. In der Monatsschrift „Die Deutsche Schule im Auslande“ glaubt Direktor Dr. Gaster zu Antwerpen dieses Streben auf den Umstand zurückführen zu können, daß die Realgymnasien und Oberrealschulen den Gymnasien gleichgestellt worden sind. Im Auslande wäre es unmöglich gewesen, deutsche Gymnasien zu gründen, weil die lebenden Sprachen eine viel größere Berücksichtigung verlangen und das Studium der alten Sprachen zurückdrängen. Nach Gewährung der Gleichberechtigung an die drei verschiedenen höheren Schularten konnte man im Auslande zur Gründung von Realanstalten schreiten und so hat die jüngste Reform auf dem Gebiet des höheren Schulwesens es den deutschen Schulen im Auslande erleichtert, sich auszugestalten und ihr nationales Wirken zu vertiefen.

Nach seiner Abrechnung verausgabte der Allgemeine Deutsche Schulverein im Jahre 1902 an Unterstützungen rund 60000 Mk.; davon entfielen 21700 Mk. auf deutsche Schulen in Österreich, 8900 Mk. auf deutsche Schulen in Ungarn und Siebenbürgen, 2400 Mk. auf deutsche Schulen in anderen europäischen Ländern, rund 23000 Mk. auf deutsche Schulen in überseeischen Ländern, 3300 Mk. auf Stipendien und 1000 Mk. auf Büchereien. Leider sind gerade in den bemittelteren Kreisen des Reiches Interessen und Sympathien für die deutschen Schulen im Auslande noch immer zu gering, sonst würden und müßten die Beiträge für die Unterstützung deutscher Schulen im Auslande entschieden reichlicher fließen.

Ungarn. Wie aus der neuesten Abrechnung des Allgemeinen Deutschen Schulvereins ersichtlich, ist die Behauptung magyarischer Chauvinistenkreise völlig grundlos, wonach der Allgemeine Deutsche Schulverein ebenso wie der Gustav Adolf-Verein in Ungarn eine „pangermanische Agitation“ betreiben. Diese pangermanische Agitation besteht lediglich in der Einbildung deutschfeindlicher Chauvinisten und hat wohl nur den Zweck, die bedenkliche Tatsache zu verhüllen, daß in Ungarn mit zweierlei Maß gemessen wird, nicht nur bei der Verwaltung, sondern auch bei der Rechtsprechung, daß die Magyaren die bestehende Preßfreiheit ausnützen und mißbrauchen und die nichtmagyarischen Nationalitäten, besonders die Deutschen, verdächtigen und beschimpfen dürfen, während die deutsch-ungarischen Politiker und Schriftleiter wider das formale Recht und wider den Geist der Gesetzgebung mit unerhörten Strafen, mit Monaten und Jahren Gefängnis und mit hohen Geldbußen belegt werden, wenn sie den Versuch machen, sich gegen die gewaltsame Magyarisierungspolitik aufzulehnen und für die Erhaltung ihrer Eigenart, namentlich ihrer Sprache, einzutreten. Preßprozesse und Urteile, wie sie in den letzten Monaten von magyarischen Richtern durchgeführt wurden, sind eines modernen Rechts- und Kulturstaates unwürdig und lassen sich überdies, da sie sich vorwiegend gegen Angehörige des deutschen Stammes richteten, deren ungarische Staatstreue selbst von maßgebenden Kreisen anerkannt worden ist, mit dem Geiste des Zweikaiser-Bündnisses nicht in Einklang bringen. Das nächste Heft der Deutschen Monatsschrift wird sich mit einer eingehenden Dar-

legung der Deutschenverfolgung in Ungarn aus berufenster Feder eingehend beschäftigen.

Rußland. Bei der Beurteilung der deutschen Bauernkolonien ist zu unterscheiden zwischen den Ansiedlungen im Südosten an der Wolga, von denen unerquickliche Schilderungen durch die Presse gegangen sind, und zwischen den umfangreicheren Niederlassungen im Südwesten, in den Gouvernements Kijew und Wolhynien, deren Zahl auf 540 mit rund 100 000 Köpfen angegeben wird. Diese Ansiedlungen haben sich sehr erfreulich entwickelt und hatten erst seit den achtziger Jahren mit Schwierigkeiten von Seite der Regierung zu kämpfen, die das Gedeihen einer zahlreichen deutschen Bevölkerung mit starkem Grundbesitz an der Westgrenze des Reiches für bedenklich erachtete. Die Pacht wurde erhöht, der Landerwerb erschwert. Nunmehr sollen viele dieser Ansiedler, nach der „Nowoje Wremja" 5000 Personen, entschlossen sein, im Frühjahr nach Deutschland zurückzuwandern und sich in den östlichen Teilen Preußens, namentlich in Posen, niederzulassen, wo ihnen die Ansiedlungskommission günstige Bedingungen gestellt hat. Diese Rückwanderung hat bereits begonnen. Wie aus den Äußerungen russischer Blätter hervorgeht, wird die Rückwanderung der deutschen Bauern, denen man nachrühmt, daß sie auf ihren Höfen eine musterhafte Ordnung führen, bedauert und man tröstet sich nur damit, daß immerhin noch viele zurückbleiben werden. Somit dürfen diese Rückwanderer, die unter schwierigen Verhältnissen ihr Deutschtum bewahrt haben, als wertvolle Kräfte für die Germanisierung des östlichen Deutschlands angesehen und willkommen geheißen werden.

Brasilien. Nirgends auf der Erde finden sich so günstige Bedingungen für das Entstehen eines überseeischen Teils von Größer-Deutschland als in Brasilien. Solches behauptet in einem Aufsatz der „North American Review" unter dem Titel „Größer-Deutschland und Südamerika" Stefan Boucal und verweist auf die deutsche Einwanderung nach Brasilien, die seit einem halben Jahrhundert ganz unbemerkt vor sich gegangen sei, ohne daß die englische oder amerikanische Presse davon Notiz genommen habe. In der Tat interessierte sich die amerikanische Presse für die deutsche Auswanderung nach Brasilien erst nach Aufhebung jenes bekannten von der Heydtschen Erlasses, der die deutsche Auswanderung nach Brasilien verbot. In der Aufhebung dieses Erlasses für Südbrasilien glaubten die Vertreter der orthodoxen Monroedoktrin eine politische Aktion erblicken zu können und hetzten gegen die deutsche Auswanderung nach Brasilien, obwohl diese Auswanderung nach der Aufhebung jenes Erlasses nicht nur nicht zunahm, sondern sogar noch einige Jahre hindurch sich verminderte. Schon dieser Rückgang zeigt, daß die deutsche Auswanderung nicht der Politik folgt, sondern sich lediglich nach der wirtschaftlichen Konjunktur entwickelt. Erst seit 1½ Jahren, seit dem industriellen Rückschlag hat die Auswanderung nach Brasilien wieder ein wenig zugenommen. Wenn sie sich jetzt mit größerer Vorliebe wieder den südbrasilischen Staaten zuwendet, so ist diese Erscheinung nicht eine Folge der

Aufhebung des von der Heydt'schen Erlasses, sondern eine Folge des Wirkens mehrerer deutscher Kolonisationsunternehmungen, wie der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft in Santa Catharina und der kolonialen Unternehmungen Dr. Herrmann Meyers in Rio Grande do Sul, denen es nunmehr ermöglicht wurde, die Aufmerksamkeit der Auswanderungslustigen auf die südbrasilischen Staaten zu lenken und daselbst eine ersprießliche Tätigkeit zu entwickeln.

Im übrigen mag die „North American Review" recht haben, wenn sie meint, daß bei dem extensiven Charakter der südamerikanischen Republiken die hauptstädtischen Politiker über die Verhältnisse in den entfernteren Provinzen nicht immer unterrichtet sind. So habe man z. B. kürzlich bei einem Eisenbahnbau in Patagonien eine Ansiedlung von über 30000 Wallisern ermittelt, die gar keine Ahnung davon hatten, daß sie zu Argentinien gehörten. Als sie dann zur Steuerzahlung herangezogen werden sollten, erklärten sie sich alsbald zu einer englischen Kronkolonie und sandten einen Vertreter nach London, allerdings ohne den gewünschten Erfolg. Unrichtig ist es, wenn die „North American Review" behauptet, es habe die brasilianische Regierung ihre Agenten angewiesen, nicht mehr deutsche, sondern italienische und spanische Ansiedler zu werben, seitdem sie die deutsche Gefahr erkannte. Ist eine solche Anweisung der brasilianischen Regierung ergangen, so erklärt sie sich einfach aus dem Grunde, weil in Deutschland die Anwerbung fremder Auswanderer durch Agenten auf Grund des neuen Auswanderungsgesetzes streng bestraft wird.

Nach den weiteren Angaben der „North American Review" berichtete Senhor Barbosa Lima auf dem Riokongreß vom 15. Oktober 1902 über das germanische Element in Brasilien und kam zu folgenden Sätzen: 1. Die südlichen Staaten Brasiliens entnationalisieren sich allmählich langsam aber sicher. 2. Die Italiener der Provinz Sao Paulo werden Brasilianer und nehmen die portugiesische Sprache an, wogegen die Deutschen überall an ihrer Sprache und Nationalität festhalten. 3. Die Deutschen, die in den Südstaaten geboren sind, betrachten, obwohl durch Gesetz Brasilianer, dennoch Deutschland als ihr Vaterland und feiern mit Eifer deutsch-patriotische Festlichkeiten und Gedenktage. In Wirklichkeit fühlen sich die in Brasilien geborenen Deutschen, was uns von kundiger Seite bestätigt wird, durchaus nicht *politisch* als Deutsche, wenn sie auch ihre deutsche Sprache und Sitte von den Alten ererbt haben und in stetem Verkehr mit den deutschen Nachbarn bleiben. Von deutscher Geschichte wissen sie fast nichts. Die patriotischen Feste usw. werden stets von allen deutschen Kolonisten, die zum Teil die Kriege mitgemacht haben, abgehalten.

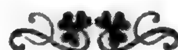
Die steigende Bedeutung des germanischen Elementes in Brasilien führt die „North American Review" im wesentlichen darauf zurück, daß der Brasilianer wenig national gesinnt sei. Gänzlich erfunden ist die Angabe des Blattes, wonach von den deutschen Handelsstädten wissenschaftliche Forschungen nach den südlichen Provinzen veranstaltet worden seien. Schließlich räumt das nordamerikanische Organ ein, daß die deutsche Einwanderung nach Brasilien in letzter Zeit nach-

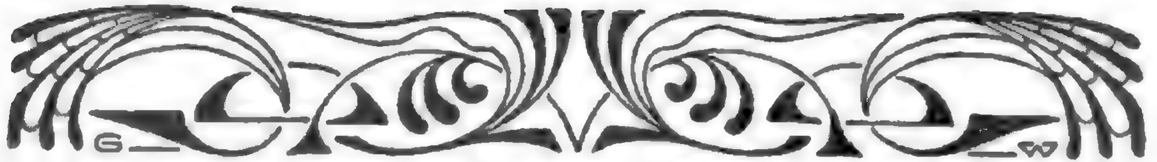
gelassen habe, erklärt aber die natürliche Vermehrung der eingesessenen deutschen Bevölkerung geradezu für fabelhaft. Blumenau verdoppele sich alle zehn Jahre und zähle jetzt 45000 Seelen. Dazu komme noch der Umstand, daß die eingewanderten Polen und Rumänen mit der Zeit fast sämtlich germanisiert werden.

Stefan Boucal anerkennt schließlich, daß die nordamerikanische Union im Grunde genommen keine Veranlassung habe, die überaus glücklichen und gut verwalteten deutschen Kolonien in Brasilien, diese Oase der Emsigkeit und des Gewerbfleißes inmitten einer großen Wüste von Intriguen und Korruption, mit feindseligen Augen zu betrachten, allein die Monroedoktrin gebiete eine andere Auffassung!

China. Auf Grund deutscher Konsulatsberichte veröffentlicht das Reichsamt des Innern in seinen „Nachrichten für Handel und Industrie“ eine Zusammenstellung der deutschen Interessen in den acht wichtigsten Vertragshäfen Chinas, in Schanghai, Tientsin, Canton, Hankau, Tschifou, Amoy, Swatau und Futschau. In diesen Häfen bestanden Ende 1901 127 deutsche Handelshäuser gegen 89 Ende 1898. In Tientsin hatten 68 deutsche Handelshäuser und die Deutsch-Asiatische Bank 1901 einen Geschäftsumsatz von 120 Millionen Mark und waren am Gesamthandel des Platzes mit 22 Proz. beteiligt. Das Geschäftskapital der 29 deutschen Häuser in Tientsin wird auf 19 Millionen Mark angegeben, ihr Anteil an der Einfuhr auf 60 Proz. und der Ausfuhr auf 45 Proz. Auch an industriellen Unternehmungen ist deutsches Kapital beteiligt, ferner in Grundbesitz. Die Küstenschiffahrt betreiben 25 deutsche Dampfer. In Schanghai liefen während des Jahres 1901 39 große deutsche Dampfer ein.

Nach der neuen Denkschrift des Reichsmarineamtes über das Kiautschougebiet ist die deutsche Eisenbahn von Tsingtau Ende 1902 bis Tschang-lo-hsien (208 km) eröffnet worden und wird bis Mitte 1904 betriebsfertig hergestellt sein. In Station Weih-sien (170 km) waren bereits die Kohlenfelder erreicht, es konnte am 1. Oktober mit der Ausbeutung des dortigen Flötzes begonnen und der erste Kohlenzug am 30. Oktober abgefertigt werden. Zunächst sollen täglich 500 bis 600 Tonnen gefördert werden. Die Prüfungen in der Marinewerkstatt zu Tsingtau haben ergeben, daß die Kohle den japanischen namentlich an Heizkraft überlegen ist. Der Personenverkehr der Eisenbahn mit 600 bis 700 Reisenden täglich ist befriedigend, der Güterverkehr entwickelt sich. Anfangs Mai gedachte die Hamburg-Amerika-Linie in Tsingtau eine eigene Niederlassung zu errichten. Die Stadt hat gegenwärtig außer einer Besatzung von 2000 Mann 700 Deutsche und 15000 chinesische Bewohner aufzuweisen. Alle Bedingungen sind gegeben, um das deutsche Pachtungsgebiet zu einem wichtigen Punkt des Seeverkehrs zu gestalten. Indessen kann die Entwicklung nur langsam vor sich gehen. Ein Handelsplatz läßt sich, wie Bismarck einmal äußerte, nicht improvisieren.





Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn—Berlin.

Die Besorgnis vor einer Aushungerung Englands im Kriegsfalle.

Keine Hungersnot mehr, sondern Getreideüberfülle. — Englands Getreideversorgung und ihre Gefährdung im Kriegsfalle. — Sind die Getreidezufuhren durch die Flotte gesichert? — Die Anlage großer staatlicher Kornmagazine. — Englands Abhängigkeit bei der Getreideversorgung von der nordamerikanischen Union und von Rußland in Frieden und Krieg. — Die Vorteile staatlicher Getreidereservevorräte. — Die Verwaltung dieser Magazine. — Die staatlichen Magazine als Rückhalt gegen die Börsenspekulation, insbesondere gegen fremde Spekulantenringe. — Ein nordamerikanisch-russisches Getreidekartell. — Ablehnende Haltung der englischen Regierung. — Eine neue Vereinigung zur Sicherung der Nahrungsmittelversorgung Englands im Kriegsfalle. — Der Notstand der Bevölkerung infolge hoher Brotpreise. — Ein Ausschuß zur Untersuchung des Problems. — Getreide als Kriegskontrebande. — Staatliche Kornhäuser oder weitere Verstärkung der Flotte.

Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts befürchtete die europäische Welt Mißernten, Getreidemangel und Hungersnot. Seitdem die modernen Verkehrsmittel alle Länder mit einander verbunden und eine erstaunlich billige Verfrachtung selbst auf weiteste Entfernungen hin ermöglicht, seitdem die überseeischen Getreideländer ihre Erzeugung wie ihre Erzeugungsfähigkeit außerordentlich gesteigert haben und überreiche Mengen von Brotkorn auf die europäischen Märkte bringen, sind jene Besorgnisse geschwunden und man spricht nicht mehr von Knappheit und Mangel, sondern von Überfülle und Zuvielerzeugung. Abgesehen von vorübergehenden Preisverteuerungen war in den letzten Jahrzehnten auf den Getreidemärkten das Angebot immer noch größer als die Nachfrage und unberechenbar sind die Ländereien, die in Nord- und Südamerika wie in Sibirien für den Anbau von Getreide noch zur Verfügung stehen. Infolge der überseeischen und russischen Konkurrenz auf dem Getreidemarkt gingen die Preise vielfach unter die Gestehungskosten der Landwirtschaft des europäischen Festlandes herab und die Staatsregierungen sahen sich genötigt, Getreidezölle einzuführen, um die heimische Landwirtschaft vor dem Ruin zu

schützen. Einzig und allein England konnte sich dazu nicht entschließen, es erhebt zwar seit 1902 einen Zoll auf Getreide und Mehl, aber nur in geringer Höhe, nur als Finanzzoll zur Deckung der Kriegskosten, nicht zum Schutze der Landwirtschaft. Tatsächlich ist die englische Landwirtschaft nicht mehr im stande, den heimischen Bedarf an Lebensmitteln auch nur annähernd zu decken. Mehr als ³/₄ seines Lebensmittelbedarfs muß England aus dem Auslande beziehen. Einst, als es auf der Höhe seiner Macht stand, befand sich Holland in gleicher Lage und noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts rühmte ein englischer Geschichtsforscher, daß England gegenüber Holland den Vorzug habe, alle für das Leben notwendigen Dinge hervorzubringen. Diese Zeiten sind vorüber. . . England wird immer mehr zu einem gewaltigen Komplex von Fabriken, es entwickelt einseitig seine Industrie und stellt die landwirtschaftliche Erzeugung zurück. In zehn Jahren wird seine Landwirtschaft noch weniger leistungsfähig, seine Lebensmittelzufuhr noch größer geworden sein.

Niemand zweifelt daran, daß die Engländer leicht und reichlich zahlen können, was sie an Lebensmitteln im Auslande beziehen müssen. Wie aber, wenn bei Ausbruch eines Krieges, vielleicht gar infolge einer Koalition verschiedener Mächte gegen England die unentbehrliche Getreidezufuhr, die nur auf dem Seewege erfolgen kann, erschwert oder ganz abgeschnitten werden sollte? Muß nicht England im Falle kriegerischer Entwicklungen mehr oder minder empfindliche Störungen in der regelmäßigen Lebensmittelzufuhr befürchten, mindestens ein rasches Hinaufschnellen der Getreidepreise?

Mit dieser Frage beschäftigt man sich in England seit geraumer Zeit. Schon im Jahre 1888 beriet eine Kommission von englischen Admiralen darüber, ob die britische Flotte imstande ist, bei Ausbruch eines Krieges alle Schiffahrtsstraßen offen zu halten, um das Land vor dem Aushungern zu schützen. Nach dem Gutachten der englischen Admirale kann im Kriegsfalle die Existenz des Landes nur dann als gesichert angesehen werden, wenn die Flotte stark genug ist, um die feindlichen Geschwader in ihren eigenen Häfen festzuhalten und zu blockieren. Dabei müßten die blockierenden Kriegsschiffe zu den blockierten mindestens in dem Verhältnis von vier zu drei stehen. In diesem Verhältnis befand sich damals die englische Seemacht nicht einmal den vereinigten Flotten von Rußland und Frankreich gegenüber. Daraufhin wurde in England die „Naval League“ begründet mit der Aufgabe, durch eine mächtige Agitation im Volke die Regierung zur Schaffung einer so großartigen und gewaltigen Flotte zu drängen, daß die unbedingte Seeherrschaft Englands auch gegenüber einer Koalition von drei oder vier Mächten sichergestellt erschien.

Im Jahre 1895 räumte Lord Wolseley ein, daß England nur für wenige Monate Getreide im Vorrat habe, aber Befürchtungen für die Sicherung der englischen Volksernährung erklärte er gleichwohl nicht hegen zu können. Er wies darauf hin, wie schwierig es sei, auch nur wenige englische Häfen von jedem Verkehr abzuschließen. Selbst vereinigte feindliche Flotten wären außer stande,

eine solche Küstenlänge wie die englische mit ihren zahllosen Häfen zu blockieren. Lord Wolseley schien immerhin die englische Volksernährung nicht unbedingt für gesichert zu halten, denn er fügte die Hoffnung hinzu, daß die Vettern in Amerika, die ihre Augen stets offen hätten, wo etwas zu machen sei, Großbritannien unter allen Umständen mit Mehl und Getreide versorgen werden. Alle Flotten der Welt seien nicht imstande, dem britischen Reiche die nötigen Kornzufuhren abzuschneiden.

Als Anfang 1897 die englische Regierung 110 Millionen Mark für Befestigungen in England forderte, wurde die Getreidefrage zur Sprache gebracht. Die Anlage großer Kornmagazine sei wichtiger als die Erbauung von Forts zum Schutze Londons gegen feindliche Angriffe. Damals stellte der Abg. Seton-Karr den Antrag, die ungesäumte Aufmerksamkeit der Regierung auf die bebedenkliche Abhängigkeit Englands und seiner Ernährung vom Auslande zu lenken. Dieser Antrag wurde am 6. April 1897 angenommen, nachdem Balfour erklärt hatte, darüber herrsche völlige Übereinstimmung, nur über die Mittel der Abhülfe gingen die Ansichten weit auseinander. Gleichzeitig befürwortete der Abg. Seton-Karr die Förderung des inländischen Getreidebaues durch Einführung von Weizenzöllen und die Errichtung staatlicher Getreidespeicher, fand aber nicht den Beifall der englischen Regierung. Lord Balfour verhielt sich gegen die Einführung von Weizenzöllen ablehnend und die Anlage staatlicher Getreidespeicher erachtete er für zu kostspielig. Letzterer Vorschlag fand aber gerade in Handelskreisen Anklang. In einem Ausschuß der vereinigten britischen Handelskammern empfahl der große Londoner Getreidehändler Harris Ende Mai 1897 die Aufstapelung eines Getreidevorrats von 8 bis 10 Millionen Quarters (2 bis 2½ Millionen Tonnen). Harris verwies dabei auf die Gefahr eines großen Bündnisses gegen England. Wenn sich auswärtige Mächte gegen England verbündeten, sagte er, so könnten sie es aushungern. Wäre er der Kaiser von Rußland, so wüßte er, wie er das in zwei Monaten zuwege bringen könnte, das wäre ein Leichtes bei einem Bündnis zwischen Rußland und der nordamerikanischen Union.

Ende 1897 erschien ein Buch unter dem Titel „Die verlorenen Reiche der modernen Welt“ von Walter Frewen **Lord**, worin die Frage vom wirtschaftlichen Standpunkte aus untersucht wurde. Zwei Mißernten genügen, so hieß es darin, um England in die Gefahr einer Hungersnot zu versetzen. Da England sich hartnäckig dagegen sträube, sein eigenes gutes Kornland zum Anbau zu benützen, was Lord „eine der seltsamsten Verrücktheiten der Weltgeschichte“ nannte, so müsse es mit der Möglichkeit rechnen, einmal ausgehungert zu werden, es müsse also daran denken, Kornvorräte ins Land zu bringen und sie für den Fall ungünstiger Konjunkturen aufzuspeichern.

Damals schrieb die „Naval League“ einen Preis für eine Schrift aus, die in möglichster Kürze die wahrscheinlichen Folgen schildert, sobald Großbritannien in Krieg mit zwei Mächten ersten Ranges geraten und der Preis eines Brodes auf 1 M. steigen sollte. Auch diese Vereinigung neigte der Ansicht zu, daß Eng-

land durch Anlage großer befestigter Kornmagazine der Gefahr einer Hungersnot vorbeugen müsse. Englands überseeischer Handel im Gesamtwert von 18 Millionen Mark sei sein wundester Punkt im Kriege. Wenn es einer Macht gelänge, diesen Handel zu zerstören, oder empfindlich zu schädigen, so würde es unnötig sein, auch nur einen Soldat an die englische Küste zu senden. Ohne geschlagen zu sein, ohne auch nur eine Seeschlacht geliefert zu haben, würde England eine außerordentliche Teuerung befürchten müssen, die Kabel würden durchschnitten und die Verbindungen des Inselreichs mit seinen Kolonien zeitweise unterbrochen oder ganz aufgehoben werden. Ähnliche Tendenzen bekundete eine Schrift von Charles Gleig unter dem Titel „Wenn alles verhungert".

In diesem Sinne hatte schon 1896 R. B. Marston in dem „Nineteenth Century" einen Aufsatz unter der Überschrift „Getreidemagazine für Kriegszwecke" veröffentlicht. Ein Jahr später erschien sein Buch „Krieg, Hungersnot und unser Nahrungsmittelvorrat" mit eingehenden Erörterungen über die Zweckmäßigkeit der Ansammlung von Getreidevorräten durch den Staat. Nach Marstons Angaben waren schon damals Englands sichtbare Getreidevorräte an Brotkorn verhältnismäßig sehr geringfügig und zeitweilig gerade ausreichend, um den Bedarf nur für einige Wochen zu decken, da die Kornhändler die Zufuhr organisiert hatten und das Getreide nicht mehr wie früher in Speichern aufbewahrten, sondern unmittelbar vom Schiff auf den Markt und in den Gebrauch überführten. England lebte danach von der Hand in den Mund. Im Fall eines Krieges, so behauptete Marston, wäre England trotz seiner überlegenen Flotte genötigt, unter dem Druck einer unvermeidlichen Hungersnot Frieden zu schließen. Mit seiner Kornversorgung sei England von Rußland und der nordamerikanischen Union bereits so abhängig geworden, daß schon die bloße Androhung eines Verbots der Getreideausfuhr von seiten dieser beiden Staaten nach England genügen würde, um England matt zu setzen. Nach den Berechnungen Marstons bezog damals, in den Jahren 1894 und 1895, England seinen Getreidebedarf zur größeren Hälfte aus der nordamerikanischen Union und aus Rußland, es verbrauchte etwa 6½ Millionen Tonnen Weizen und Mehl, wovon die britische Landwirtschaft nur 1½ Millionen Tonnen deckte. Im Jahre 1902 war die nordamerikanische Union bereits die Hauptlieferantin Englands geworden, da sie an dessen Einfuhr von Weizen und Mehl im Werte von insgesamt 720 Mill. M. mit nicht weniger als 454 Mill. M., also mit nahezu zwei Dritteln, beteiligt war, während Rußland nur für 42, Kanada nur für 64 Mill. M. lieferte. Von anderen Staaten hat England erhebliche Zufuhren vorerst nicht zu erwarten. Marston erinnerte daran, daß Rußland wiederholt bei Ausbruch eines Krieges die Getreideausfuhr verbot und solches Verbot in gleichem Falle alsbald wieder erlassen würde. Mit der nordamerikanischen Republik wollen alle Engländer in Frieden leben, aber die Möglichkeit eines Krieges zwischen den beiden verwandten Nationen ist denn doch nicht unbedingt ausgeschlossen. Kommt aber ein Bündnis zwischen der nordamerikanischen Union und Rußland zu stande, so wird England

nach der Ansicht Londoner Getreidehändler mit Leichtigkeit ausgehungert werden können.

In seinen Veröffentlichungen sprach sich Marston gegen Schutzzölle zu Gunsten der heimischen Landwirtschaft aus, auch gegen Prämienzahlungen zur Ermutigung des heimischen Getreidebaues. Was er verlangte, war die Schaffung von genügenden Reserven in staatlichen Kornhäusern. Nur dadurch könne der nordamerikanischen Union und dem russischen Reiche die Möglichkeit entzogen werden, England auszuhungern. Marston stellte fest, daß der Getreidevorrat im Lande verhältnismäßig gering sei und oft nur für zwei Wochen, höchstens für drei Monate zur Ernährung der Bevölkerung genüge. Bei einem ausreichenden Vorrat würde man Zeit gewinnen, den Ausfall der Zufuhr zu decken. Was nütze es den Engländern, wenn sie die russischen und amerikanischen Häfen blockieren, ohne Korn für ihre Ernährung erhalten zu können! Ein großer Kornvorrat nehme den Feinden die Hauptwaffe gegen England, die Drohung mit Hungersnot. England käme durch die Sicherung von Getreidereserven in die Lage, die ganze Welt zu bedrohen. Im Besitz der größten unüberwindlichen Flotte und ohne Sorge um den Unterhalt der heimischen Bevölkerung vermöge die englische Politik ganz anders vorzugehen, als wenn das Gespenst der Hungersnot durch Rußland und Amerika heraufbeschworen werden könnte. Marston führte auch ein Wort Bismarcks an, der einmal darauf hingewiesen haben soll, daß Englands Inselbeschaffenheit die Gefahr des Ausgehungertwerdens mit sich bringe. Auch Bismarck habe auf diese Gefahr hingewiesen.

Marston wollte an befestigten und geschützten Hauptstellen Großbritanniens unantastbare Weizenvorräte in Höhe des Jahresbedarfs aufgespeichert wissen und zwar in befestigten Magazinen, etwa durch eine Kombination von Forts und Kornmagazinen. Das eingeführte frische Getreide sollte nach vorheriger Prüfung gegen das in den staatlichen Kornhäusern aufgespeicherte ältere Getreide umgetauscht werden und zwar gegen eine Art von Zertifikat unter Zahlung eines kleinen Aufgeldes, das durch den größeren Wert des älteren Getreides aufgewogen wird. Bei den damaligen Kornpreisen würde nach den Voranschlägen Marstons einen Jahresvorrat von 25 Mill. Quarters (7 Mill. Tonnen) eine einmalige Ausgabe von 600 Mill. M. erfordern, dazu kämen dann noch mindestens 40 Mill. M. Unterhaltungskosten jährlich. Die Ansammlung dieser Vorräte wollte Marston innerhalb fünf Jahren bewerkstelligt wissen und zwar sollten bei den Bestellungen hauptsächlich die britischen Kleinbauern berücksichtigt werden.

Im Unterhause hatte Balfour am 6. April 1897 die Zweckmäßigkeit der Aufspeicherung von Weizenreservevorräten durch den Staat besonders auch deshalb bekämpft, weil dadurch die Regierung zu einem Kornhändler gemacht und der Kornhandel vernichtet werden würde. Dagegen gab Marston zu bedenken, daß gerade eine staatliche Getreidereserve auf dem Kornmarkt einen ähnlichen Einfluß üben würde wie die 600 Mill. M. Goldreserven der Bank von England auf

den Geldmarkt. In Friedenszeiten würde der mittelbare Gewinn für das Land durch größere Stetigkeit der Preise und durch Verhütung von Spekulantenringen im Auslande nicht zu unterschätzen sein. Eine größere Stetigkeit der Kornpreise mag dem effektivem Kornhandel willkommen sein, unerwünscht ist sie aber sicherlich den Interessenten des Getreideterminhandels mit ihrer einflußreichen Gefolgschaft auf den Börsen und in der Presse und vielleicht erklärt sich daraus der vorerst passive Widerstand, den die Errichtung staatlicher Kornhäuser bei der Regierung wie in der Tagespresse findet. Man wird die wahre Ursache dieses Widerstandes zu verhüllen wissen, allein sie läßt sich nicht ableugnen. Im übrigen war die Andeutung Marstons, durch staatliche Kornhäuser die Bildung fremder Spekulantenringe zu verhüten, nicht bedeutungslos. Hatte doch Balfour am 6. April 1897 die Meinung geäußert, es gäbe kein Mittel, ein Syndikat von Kornspekulanten daran zu hindern, ähnlich wie es damals der Großspekulant Leiter in Chicago getan hatte, alle Weizenvorräte in Amerika entweder für sich selbst oder für Rußland anzukaufen. Eine derartige Kapitulation des Ministers der größten Handelsmacht der Erde vor der großkapitalistischen Spekulation hätte man kaum für möglich gehalten. Auch Landwirte, wie der Sekretär der Landwirtschaftlichen Gesellschaft zu Lancashire, erklärten staatliche Kornmagazine als eine außerordentliche Wohltat für das Land, in Erinnerung an die Tatsache, daß England zeitweilig mit seiner Brotversorgung von gewissen internationalen Großspekulanten abhängig war. Balfours Geständnis der Ohnmacht des englischen Staates gegenüber der internationalen Kornspekulation ist von den Interessentenkreisen nicht vergessen worden. Schon Anfang 1899 machte der Chicagoer „Times Herald“ den Vorschlag, zwischen der russischen und nordamerikanischen Getreideerzeugung ein Kartell behufs Feststellung der Preise anzustreben. Anfang 1901 kam die Petersburger „Nowoje Wremja“ auf diesen Vorschlag zurück und begründete dessen Zweckmäßigkeit. Mag auch ein derartiges Riesengetreidekartell noch in weiter Ferne stehen, so ist der Gedanke doch so naheliegend und verlockend, daß er von den großen Interessenten nicht aus den Augen gelassen und bei günstiger Konjunktur in einer Form verwirklicht werden dürfte, die von allen in England unliebsame Rückwirkungen hervorrufen könnte.

Die Aufspeicherung nationaler Weizenreservevorräte befürwortete im Jahre 1897 auch ein Ackerbauausschuß, der zur Erörterung dieses Problems eingerufen worden war. Dieser Ausschuß empfahl schließlich die Niedersetzung einer Kommission, um die Sicherung der nationalen Nahrungsmittelzufuhr im Kriegsfall zu untersuchen. Fast alle Sachverständige sprachen sich schon damals für die Aufspeicherung nationaler Weizenreservevorräte aus. Seton-Karr meinte, daß Resevevorräte dem britischen Reiche ebenso notwendig sind wie die Arsenale. Kapitän Hunter von der Königlichen Flotte versicherte, eine Weizenreserve würde die Flotte stärken, da wahrscheinlich die Hälfte aller Kriegsschiffe verwendet werden müßte, um die Kornschiffe zu schützen. Dadurch würde die Offensivstärke der britischen Flotte verstümmelt werden.

Ende Januar 1899 äußerte sich der englische Ackerbauminister Long über die Einrichtung staatlicher Kornmagazine, hielt den Vorschlag an sich für ganz anerkennenswert, meinte aber, die Flotte müsse die Hauptsache tun, sie müsse die Küsten und Zufuhrstraßen schützen. Wenn man die Möglichkeit der Hungersnot zugebe, müsse man auch die Möglichkeit einer Niederlage der Flotte anerkennen. Sei die Flotte aber geschlagen, so käme es nicht darauf an, ob Kornmagazine vorhanden seien oder nicht. Vor allem müsse man daher die Oberherrschaft zur See aufrecht erhalten und bereit sein, jeder möglichen Kombination anderer Mächte zu begegnen. Über die schwierigsten Seiten der Frage, über die Steigerung der Preise für Fracht und Versicherung der Kornschiffe und über die unberechenbare Getreideverteuerung im Fall eines Krieges, ging der Minister mit Stillschweigen hinweg.

Bisher hat man in den leitenden Kreisen Englands an der Meinung festgehalten, daß es der Flotte überlassen bleiben mag, die Versorgung des Reiches mit Lebensmitteln zu sichern.

Inzwischen ist das Problem aufs neue in den Vordergrund gerückt worden durch die Gründung einer Vereinigung unter dem Vorsitz des Herzogs von Sutherland, die sich die Aufgabe gestellt hat, auf eine amtliche Untersuchung der Frage, wie die Nahrungsmittelversorgung Großbritanniens im Kriegsfalle sicher zu stellen sei, hinzuwirken. Zu den Mitgliedern dieser Vereinigung gehören 83 Parlamentsmitglieder beider Parteien, 40 Admirale, 46 Angehörige des Verkehrs und Handels u. s. w. In einem Aufruf macht diese Vereinigung darauf aufmerksam, daß die Bevölkerung Großbritanniens, die auf 41 Millionen Seelen angewachsen ist, zur größeren Hälfte auf die arbeitenden Klassen entfällt. Mindestens 7 Millionen Arbeiter seien nicht im stande, wöchentlich mehr als 23 M., eher noch weniger, für ihre Familien aufzuwenden. Sobald die Nahrungsmittelpreise stiegen, würden diese Millionen sich nicht mehr ernähren können. Dazu kämen noch weitere Millionen, die im Kriegsfalle arbeitslos werden müßten. In einem Vortrag vom Februar 1901 hat Kapitän Murray berechnet, daß im Fall eines Krieges 5 Millionen Bewohner keine Steigerung der Lebensmittelpreise um das Doppelte ertragen könnten, daß 2 bis 3 Millionen arbeitslos würden, falls Englands Seeherrschaft bedroht werde, und daß mindestens 20 Millionen der öffentlichen Wohltätigkeit zur Last fallen müßten, falls Englands Oberherrschaft zur See gebrochen werden sollte.

Besorgt frägt die neue Vereinigung, wie sich die Brotpreise gestalten werden, wenn bei einem drohenden Kriege die Frachten erheblich steigen, wenn zahlreiche Handelsschiffe zum Hülfsdienst für die Kriegsflotte herangezogen werden, wenn die Kornausfuhr nach England irgendwie unterbunden wird, wenn der Feind die Kornschiffe aufhält? In solchen Fällen wird nach der Ansicht hervorragender Getreidehändler das Brot für die ärmeren Volkskreise Englands nur zu Hungerpreisen zu haben sein, zu Preisen von 280 bis 400 M. für die Tonne Weizen. Dadurch würde die Lage der ärmeren Bevölkerung unerträglich

werden und eine große Gefahr für das ganze Reich entstehen. Im Hinblick auf diese Möglichkeit will die neue Vereinigung das Problem, das ihr von ungeheurer Wichtigkeit erscheint, zur öffentlichen Erörterung bringen und die Regierung dazu drängen, zunächst amtliches Material über die einschlägigen Verhältnisse mit Hülfe eines parlamentarischen Ausschusses oder einer königlichen Kommission zu beschaffen, damit es möglich wird, zweckmäßige Mittel in Vorschlag zu bringen, um „einer sich immer verderblicher und ernster zuspitzenden Lage erfolgreich zu begegnen."

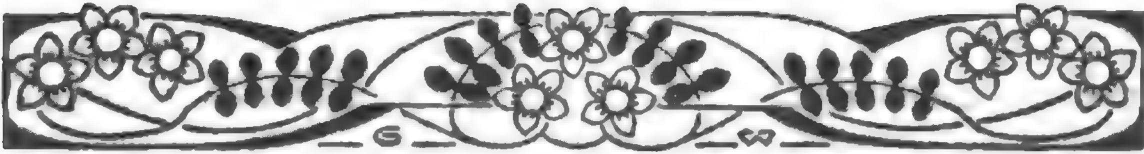
Reicht die englische Flotte aus, um die eintreffenden Getreideschiffe zu schützen? Ist die englische Flotte dieser Aufgabe gewachsen? Nur Sachverständige können diese Frage beantworten. Die neue Vereinigung enthält sich der eigenen Meinungsäußerung darüber, hebt aber hervor, daß sich ihr 40 der hervorragendsten Admirale angeschlossen haben. In einem Vortrage vor der Royal United Service Institution vom Ende Februar 1901 glaubte Kapitän Murray diese Frage verneinen zu müssen. In einem Kriege Englands gegen ein russisch-nordamerikanisches Bündnis genüge es, wenn diese beiden Reiche alle Ausfuhr von Lebensmitteln nach England verbieten, um England niederzuzwingen. In einem Kriege gegen den russisch-französischen Zweibund würden diese beiden Länder ebenfalls die Getreideausfuhr nach England verbieten und durch geschickte Agenten das nordamerikanische Getreide aufkaufen lassen, was im Hinblick auf die nordamerikanischen Trusts keine Schwierigkeiten machen würde. Auch wenn die Geldmittel nicht ausreichen sollten, müßte doch in England schon durch den Versuch eines Getreideaufkaufes in Masse eine schwere Hungersnot hervorgerufen werden. Im Fall eines Krieges gegen ein deutsch-französisch-russisches Bündnis würde die Gefahr für England durch den Hinzutritt der deutschen Flotte noch erheblich verschärft werden. Murray verlangte in erster Reihe eine Verstärkung der englischen Flotte dermaßen, daß sie so groß wird wie die Flotten der drei größten Seemächte zusammengenommen. Außerdem trat aber auch er für eine staatliche Organisation ein, die solche Getreidevorräte im Lande ansammelt, daß die Bevölkerung Großbritanniens zwei Jahre davon leben kann. Bricht ein Krieg aus, so müßten diese Vorräte wie in einer belagerten Festung den Bewohnern Großbritanniens von Tag zu Tag zugemessen werden, damit England eine Unterbindung der Getreidezufuhren durch Blockade oder Aufkauf möglichst lange ertragen kann.

Gelegentlich hat man sich in England mit der Hoffnung getröstet, daß Getreide nicht als Kriegskontrebande erklärt werden und auf neutralen Schiffen stets zugeführt werden könnte. Noch vor Jahresfrist erklärte Balfour, daß Getreide nach den Bestimmungen der Pariser Deklaration auf neutralen Schiffen eingeführt werden dürfe, wenn es nicht als Kriegskontrebande erklärt sei. Sollte eine fremde Macht aber das Getreide als Kriegskontrebande erklären, so würde wie Ritchie 1899 hervorgehoben hatte, ein derartiges Verfahren auf die Gegnerschaft Nordamerikas und vielleicht auch anderer Länder stoßen. Indessen werden

die Engländer zugestehen müssen, daß die Mächte nur die bisher geübte englische Praxis befolgen würden, wenn sie gegebenenfalls Getreide als Kriegskontrebande erklärten.

Wie aus der Bildung der neuen Vereinigung hervorgeht, stößt in England die Meinung, daß eine Aushungerung des Landes nicht zu befürchten sei, solange die englische Flotte die Meere beherrscht, auf immer ernstere Bedenken und diese Bedenken sind nicht unbegründet, angesichts der Bestrebungen aller Staaten, insbesondere der nordamerikanischen Union, ihre Kriegsflotten zu verstärken, Bestrebungen, mit denen England schließlich nicht Schritt halten kann, selbst wenn seine Finanzen besser wären, als sie es gegenwärtig sind. Schon läßt sich die Zeit absehen, da England nicht mehr Anspruch erheben kann, mit seiner Flotte die Meere zu beherrschen. Es frägt sich nun, ob die englische Regierung durch die neue Vereinigung sich von ihrer bisherigen Haltung abdrängen und zunächst Untersuchungen anordnen wird über die Gefährdung der Getreideversorgung Englands im Kriegsfalle. Tritt diese Wendung ein, dann darf man daraus schließen, daß die Zuversicht der Engländer in ihre Oberherrschaft über die Meere durch ihre Flotte erschüttert worden ist.

Wird man in England die Dringlichkeit des Problems anerkennen? Auf welche Weise wird man seiner Lösung näher kommen? Als man sich in England entschloß, die Schutzzölle zu Gunsten der Landwirtschaft zu beseitigen, als man keine Maßregel ergriff, um die Landwirtschaft gegenüber der nordamerikanischen Konkurrenz zu halten, da förderte man allerdings die industrialistische Entwicklung des Staates infolge der denkbar billigen Zufuhren von Brotstoffen. Ob die industrialistische Entwicklung wirtschaftlich, sozial und politisch betrachtet ein Fortschritt war, ob sie eine höhere Stufe bedeutet gegenüber jenen Staaten, die neben der industriellen auch die landwirtschaftliche Tätigkeit zu schützen bemüht sind, wird die Zukunft lehren. Vorläufig ergibt sich aus der angedeuteten Agitation, daß man mehr oder minder begründete Besorgnisse über die ausreichende Ernährung des Volkes im Falle eines Krieges hegt und selbst mit großen Opfern Vorkehrungen treffen möchte, um diese Besorgnisse tunlichst herabzumindern. Ob es möglich ist, die Versorgung eines Volkes von 41 Millionen Köpfen mit Lebensmitteln auf längere Zeit überhaupt zu sichern, muß bezweifelt werden. Über eine gewisse Zeit hinaus würde England die Blockade einer großen Flotte verbündeter Mächte keinesfalls ertragen können. Englands angebliche Unüberwindlichkeit hat demnach eine deutlich erkennbare Achillesverse und man wird sich entscheiden müssen, ob man eine ausreichende Sicherstellung der britischen Volksernährung zu bewirken hat durch Anlage staatlicher Kornmagazine größten Umfanges oder aber durch eine weitere sehr erhebliche Verstärkung der Flotte. Die neue Vereinigung lenkt zwar die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Möglichkeit einer Aushungerung Englands, doch scheint die Agitation nach ihrem bisherigen Verlauf eine außerordentliche Verstärkung der englischen Flotte in erster Reihe herbeiführen zu wollen.



Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

VI.

Bernhardine Schulze-Smidt, Ein Bruder und eine Schwester. — Jakob Wassermann, Der Moloch. — Timm Kröger, Eine stille Welt. — Karl Hauptmann, Aus Hütten am Hange. — Charlotte Niese, Vergangenheit. — Hermann Bang, Tine.

Als vor einigen Jahren das Schlagwort „Heimatskunst“ auftauchte, konnte man wohl damit zufrieden sein. Es steckte ein Pleonasmus darin, aber es war allgemein verständlich. Es war aus unnaivem Herzen geboren, aber es drückte programmatisch aus, was viele mit Bewußtheit erstrebten oder in naivem Schaffen gaben. So ward es überraschend schnell aufgenommen; von überall her ertönte das Echo. Das Wort gab der Provinz gleichsam das Feldzeichen, wie das Wort „Die Moderne“, so fürchterlich es war, seinerzeit die jüngstdeutsche Literatur versammelt hatte. Und selbst wer das Wort nicht liebte freute sich an dem, was es ausdrücken sollte. Der Gegensatz zur Großstadt und Großstadtkunst steckte darin, die Sehnsucht nach Erlösung von Berlin, gegen dessen Vorherrschaft schon seit 20 Jahren einsichtsvolle Schriftsteller ankämpften.

Aber es ist das Schicksal solcher Schlagwörter, daß sie binnen kurzem so abgegriffen werden, daß ein geschmackvoller Mensch sie vermeidet. Daß sie von Leuten aufgenommen werden, von denen man sich gern fernhält. Daß ihre Wahrheit zur Lüge wird, gegen die man kämpfen muß. Das ist nicht die Schuld dessen, der das Wort geprägt hat. Es sind immer die Mitläufer, die eine Sache diskreditieren. Und sie haben es auch hier gründlich getan. Ein wimmelndes Kleinzeug von sogenannten „Heimatsdichtern“ ist uns auf den Hals gehetzt worden, und was früher sich mit dem Ruhme eines Lokalpoeten begnügte, fährt jetzt stolz unter dem Schilde der Heimatskunst auf den Weltmarkt.

Aber Heimat ist eine so heilige und natürliche Sache, wie es Deutschtum und Nationalgefühl ist oder sein sollte. Eine Voraussetzung, kein Ziel! Die Besten reden wohl aus der Heimat, aus ihrem Deutschtum heraus, aber nicht darüber. Es ist eine Art des Fühlens, der sich naive Menschen nicht bewußt sind. Und es ist nicht gut, Programme daraus zu schneiden und Fanfaren darüber zu blasen. Man verliert so leicht die feine Scham und die zitternde

Keuschheit, wenn man sein Reinstes und Heiligstes Tag für Tag auf den Fahnenstock setzt und herumträgt. Es ist bezeichnend, daß das Wort „Heimatskunst" von Berlin ausging: die Heimat selbst, natürliches Heimatsgefühl konnte es nicht gebären; nur in der Großstadt, aus der Überschätzung der Großstadt heraus, konnte es entstehen. Deshalb nannt' ich es unnaiv. Ich sagte ferner, es sei ein Pleonasmus. Denn jede Kunst muß Heimatskunst sein, wie jede Herzenskunst sein muß, wie jede Kunst national ist. Aber die Vertreter des Programms fassen den Begriff enger und verengen das Gebiet der Dichtung damit so, daß jede Höhenkunst ausgeschlossen ist. Es scheint ihnen nicht mehr deutsche Kunst zu genügen, sodaß der „Faust" ganz ausfällt. Auch nicht mehr Stammeskunst. Denn kürzlich erklärte ein Hauptvertreter der Richtung, daß der Jörn Uhl keine richtige „Heimatskunst" sei. Ja, was bleibt dann noch? Der Buxtehuder Lokalpatriotismus tut es doch nicht! Soviel ich sehe, wird auch bereits ein neues Schlagwort von anderer Seite in Umlauf gesetzt.

Heut gibt es noch „Heimatsbücher" in Hülle und Fülle; es gibt auch einen Heimatsverlag, wie es einen „patriotischen Verlag" gibt. Und in Verwunderung geraten mögen nur die älteren Poeten. So mag sich Gerhart Hauptmann kopfschüttelnd fragen, was die Herren denn eigentlich wollten, da er doch lange vor ihrem Rufen schlesische Heimatskunst, mit aller Größe und Enge, gegeben; so mag Liliencron auf seine Adjutantenritte weisen: Was ist denn lyrische „Heimatskunst", wenn nicht dieses holsteinische Buch? Je länger man drüber nachdenkt, um so verwirrter ist einem der Schädel. Denn gerade die führenden modernen Poeten sind und waren in ihrem naiven Schaffen Heimatskünstler lange vor der „Heimatskunst" — von den älteren garnicht zu reden.

Aber „Heimat" ist nun einmal Trumpf, also spielen wir damit. Bernhardine Schulze-Smidt ist die erste, die heut von der Scholle redet. Sie erzählt in ihrem Roman „Ein Bruder und eine Schwester" eine „Geschichte aus dem Winkel und der Welt" (Dresden, Karl Reißner); die „Heimat" hat sie in der Widmung. Und es ist ihr, um es gleich vorweg zu nehmen, ein schönes und erfreuliches Buch gelungen, das sich in Winkel und Welt sehen lassen kann. Man wird angenehm und herzlich von einer kräftigen und tüchtigen Persönlichkeit berührt; man denkt an blanke Augen und ein blankes Herz. Wohl könnt ich mir vorstellen, daß noch einen Spatenstich tiefer gegraben werden könnte. Nicht aber, daß, wie das Buch nun einmal dasteht, es mit mehr Rüstigkeit und satter Gegenständlichkeit zu schreiben wäre.

Köstlich vor allem kommt der Winkel heraus. Da merkt man an jeder Zeile, wie Bernhardine Schulze-Smidt aus Eigenem und aus zuströmender Fülle schöpft. Was ist das für ein behagliches und ehrenfestes Heim, in das wir treten dürfen! Ganz norddeutsch — Essen ist eine Hauptsache! Zu Rahmguß und krossem Zwieback, zur Flickwäsche und zum Einmachkessel werden wir mitgenommen. Und die prächtige Großmutter, das „Ochen", sieht uns mit klaren, guten Augen an. Vor lauter Erquicklichkeit möcht man sich gern noch ein wenig

breiter machen im Winkel, und man dankt es der Dichterin kaum, daß sie uns aus dem Idyll in die Eisenbahn setzt, in die „Welt"! Es geht nach München und weiter in die Dolomiten, in denen wunderlicherweise ein halbes Dutzend der im letzten Jahre erschienenen besseren Romane spielt. Hier soll Dörthe Jersbeck ein wenig „Weltverstand" kriegen.

Mit dieser Dörthe wird man am schwersten fertig. Da sind zwei elternlose Geschwister, die sich schon früh fest bei der Hand genommen haben und wie die Kletten an einander hängen.

„Ein Bruder und eine Schwester,
Nichts treueres kennt die Welt,
Kein Goldkettlein hält fester,
Als Eins am Andern hält." —

Das Heyse'sche Lied, von der Erzählerin übrigens ungenau oder in älterer Fassung zitiert, ist das Leitmotiv. Bernhardine Schulze-Smidt liebt ja hin und wieder die lyrische Unterbrechung. Die Schwester möchte den Bruder am liebsten ewig für sich behalten; ihre Angst und Not: daß sie einst, wenn er sein Herz an eine Frau gehängt, an zweiter Stelle stehen müßte. Diese Geschwisterliebe ist reichlich unterstrichen. Es tritt ein, was Dörthe gefürchtet hat: auf der Reise findet er sein Glück. Ljuba Loß . . . ein entzückendes, kräftiges Persönchen; ihr Vater ein berühmter Künstler, an den sich Dörthe beinah verliert. Lebendig steht jede Person vor uns; mit einer Sicherheit und imponierenden Weltkenntnis ist jeder aus seinem Kreise herausgeschaffen, daß man selber mit behaglicher Sicherheit und ohne Schwanken folgt. Nur bei Dörthe, um die sich schließlich alles dreht, ist man nicht so ruhig. Es war die größte Schwierigkeit, sie in ihrer schwesterlichen Eifersucht, ihrem Haß und Groll, gegen die anderen prächtigen Menschen nicht gar zu unsympathisch oder gar zu kindisch-töricht erscheinen zu lassen. Um diese Klippe herumzukommen ist der Erzählerin leidlich gelungen. Leidlich — denn manchmal verliert man doch die Geduld mit ihrer Heldin. Und die zweite Klippe: diese Dörthe Jersbeck wieder zu einem vernünftigen Menschenkind zu machen, daß in schönem Frieden ausklingen kann, was erquicklich begann. Das Einfachste und Nächstliegende, daß der Liebesüberschuß, der in ihr ist, in natürliche Bahnen durch eine Liebe zum Manne gelenkt wird. Aber man versteht die Scheu, mit der Bernhardine Schulze-Smidt dieser Lösung auswich: zwei sich am Schluß verneigende Brautpaare — das ist nicht jedermanns Sache. Und doch, scheint mir, ist jede andere Lösung nur halb; auch die, daß die „vieledle Kraft" der Heimat Heilung und Gesundung bringt.

Anno 1895 durfte ich in den „Blättern für literarische Unterhaltung" zwei italienische Novellen von Bernhardine Schulze-Smidt rühmen. Es war das erste Buch, das ich von ihr las. Mir schien damals ihre Stärke mehr in der Kraft der Darstellung, als in der psychologischen Entwicklung zu liegen. Und wenn ich überlese, was ich heute ihrem Heimatsbuch nachsagte, so wird es wohl auf dasselbe hinauskommen. Noch einmal aber sei gesagt, eine wie warme, helle, tapfre

(lebenstapfre) Persönlichkeit hinter dieser Geschichte aus Welt und Winkel steht. Die blanken Augen und das blanke Herz werden viele erfreuen. —

Eine ganz andere Welt schlägt Jakob Wassermann vor uns auf in seinem Roman „Der Moloch" (Berlin, S. Fischer 1903). Keine Brücke, die herüber und hinüber führte.

Jakob Wassermann ist der Verfasser der vielgelesenen „Renate Fuchs". Es hat gewisse Kritiker gegeben, die nicht anstanden dieses Buch mit Keller'schen Meisterwerken und ich weiß nicht, womit sonst noch, zu vergleichen — grade, wie es dieselben Herren mit Holländers Thomas Truck taten. Die beiden Bücher und die beiden Autoren gehören zusammen. Als ich an dieser Stelle vor 1½ Jahren über Felix Holländer sprach, nannt ich auch den Namen Jakob Wassermann. Ich habe damals die „Renate Fuchs" als eine ins Jüdische übersetzte Marie Grubbe bezeichnet. Ich kann das nur wiederholen.

Den neuen Roman beginnt man mit Interesse, ob man auch sofort die Konstruktion merkt. Man liest ihn weiter mit Kopfschütteln und immer stärkerem Nichtverstehn. Man legt ihn fort, müde, gleichgültig, gähnend und fragt sich: wozu das ganze eigentlich war. Die Art des Buches wirkt so auf den Leser ein, daß man nicht einmal zornig die Waffen erheben möchte, daß man nur die Achseln zuckt über diese Verschwendung von Kopf- und Nervenarbeit. Ein flügellahmes Buch ohne Freude, ohne Begeisterung, deshalb auch ohne Poesie; ein Buch der Schwäche, der Haltlosigkeit, der versteckten Sentimentalität. Ungermanisch vom ersten bis zum letzten Buchstaben — was in aller Welt kann uns denn solch ein Werk sein, und ob es auch ein paar „literarische" Vorzüge hat! Wassermann ist feiner als Holländer, der neben ihm wie ein zu stark auftragender, sensationell gefärbter Macher erscheint. Aber derselbe Geist lebt in beiden; beide sind geschickte, strebende Schriftsteller, nicht jedoch das, was ich unter dem Worte Dichter verstehe.

Beide aber sind vor allem Typen einer viel zu wenig beachteten Richtung in der modernen Literatur, die speziellen Vertreter eines nicht mehr übersehbaren deutsch-jüdischen Schrifttums, das bei aller Verbindung mit der allgemein-deutschen Literaturentwicklung doch seine Sonderart in jeder Zeile dokumentiert. Ich bitte dringend, in dieser rein objektiven Konstatierung keinen Vorwurf zu sehen. Ein anderes Fühlen und Sehen, als wir es haben, braucht noch nicht schlechter zu sein. Es muß nur ganz interesselos die Frage aufgeworfen werden, woher es kommt, daß fraglos stärker als früher sich eine spezielle deutsch-jüdische Literatur bemerkbar macht. Und ich finde keine andere Antwort, als daß erstens die moderne Dichtung das Individuum freier sich aussprechen läßt — deshalb die größere Formlosigkeit, aber auch größere Mannigfaltigkeit dieser modernen Dichtung —, und daß zweitens in Verbindung mit diesem individuellen Moment durch die Stärkung des nationalen Bewußtseins der rein deutsche oder germanische Typus sich auch literarisch fester ausgeprägt und jeden anderen, auch den gemischten, dadurch gleichzeitig deutlicher offenbart hat. Wir haben einen Zeichner —

E. M. Lilien —, der ganz bewußt seine jüdische Sonderart in seiner Kunst ausprägt, was ihm zur Ehre und seiner Kunst zum Nutzen gereicht. In der Literatur ist man leider noch verschämter. Und der Vorwurf, den ich gegen die Wassermann und Holländer erhebe, ist nicht der, daß sie sind, was und wie sie sind — sondern gerade, daß sie nicht wagen, ganz sie zu sein. Wäre Felix Holländers Thomas Truck, wäre Wassermanns Arnold Ansorge Jude, dann würde man jeden leichter verstehn, würde man ihrem verwickelten Fühlen leichter folgen können, wäre die komplizierte und konstruierte Kindheitsgeschichte nicht nötig gewesen. Aber das ist ein weites Feld, über das sich viel sagen ließe.

Wie dieser Held Arnold Ansorge jetzt dasteht, läßt er einen ganz gleichgültig. Man versteht ihn absolut nicht. Man kann deshalb weder Sympathie noch Mitleid mit ihm haben. Er scheint sich zuerst aufzurecken zu einem Kampf ums Recht, und man freut sich, nun die Reibung einer ungebrochenen Kraft mit der umgebenden Welt zu erleben. Aber wenn man dann sieht, daß diese „ungebrochene" Kraft längst im Kern gebrochen und schwach ist, wenn man mit verständnislosem Staunen erkennt, daß dieses treibende Motiv einfach ausgeschaltet wird, daß dieser Arnold Ansorge in Wien ein sentimentaler Schwächling, ein Halber, ein die Tage vergeudender Nichtstuer wird, der nur mit seinen eigenen verwickelten Empfindungen und ihrer Zerfaserung zu tun hat, daß er ein natürliches Fühlen gar nicht aufbringt, sich wie ein Kork treiben läßt, ziellos und zwecklos sich vertrödelt, ein geistiger Hanswurst, und sich dabei immer noch schrecklich ernst nimmt — — dann möchte man das Buch zuschlagen. Man weiß: es lohnt der Mühe nicht. Zuletzt hat der Herr noch den vernünftigen Gedanken, den alle diese „Helden" haben: er erschießt sich. Denn endlich, in der Heimat, ist ihm selber zum Bewußtsein gekommen, welch ein unangenehmes und unnützes Exemplar der Menschengattung er ist.

Um so weit zu gelangen, braucht Jakob Wassermann 500 Seiten. Weshalb diese Arbeit für nichts und wieder nichts? Hat ihm sein Held, hat ihm das Milieu Freude gemacht? Wenn ja — so wäre das traurig für ihn. Wenn nicht, warum hat er das Buch geschrieben? Dieses Buch, an dem nur Kopf und Nerven Teil haben? Sicherlich hat er sich nur ein rein schriftstellerisches Problem gestellt, das ursprünglich wohl hieß: Die Zerreibung und Zermürbung einer ungebrochenen Kraft durch den Moloch. . . . ja, welchen? Der Moloch ist die Großstadt, die Kultur, die Konvention, das Weib, wie man grad will. Aber selbst dieses Problem ist ohne Überzeugung vorgetragen. Denn man glaubt nicht an die ursprüngliche Kraft des Helden, die sich nie beweist, oder vielmehr: man läßt sich vielleicht am Anfang zum Glauben bewegen, aber man lacht sich selbst und den Autor aus, wenn man Mitte und Schluß des Romans hinter sich hat. So bleiben ein paar leidlich interessante Personen, deren nähere Bekanntschaft ich übrigens auch nicht suchen würde. Personen, die nicht eigentlich dichterisch geschaffen, sondern konstruiert sind, über die geistreich geredet wird und welche wie rätselhafte und komplizierte Apparate herumlaufen. Wie Apparate,

deren Mechanismus man noch nicht genau kennt und die immer das Entgegengesetzte von dem tun, was man erwartet.

Auch in dem Wassermann'schen Roman spielt die Heimat eine Rolle. Sie ist gleichsam die Kraftquelle gegenüber dem „Moloch". Als sie den „Helden" entläßt, beginnt er zu sinken. Als sie ihn wieder empfängt, rafft er sich noch einmal auf — wenn auch nur zum Pistolenschuß. Trotzdem: Weder der Held, noch das Buch ist genug mit Heimatskraft durchtränkt worden. Sie schnitten beide sonst besser ab. Es wäre mehr Frieden und Stärke in ihnen.

Mehr Frieden — — dieser Frieden ist in einem Buche, bei dem ich an dieser Stelle nicht verweilen kann, weil es schon viele Jahre da ist, das ich aber im Vorübergehen nennen darf, weil grad' eine dritte verbesserte und vermehrte Auflage davon erschien. Ich meine Timm Krögers „Eine stille Welt" (Kiel, Lipsius & Tischer). Bilder und Geschichten aus Moor und Heide — mehr Bilder, als Geschichten, sagt der Dichter selbst. Denn alles, was eigentliche Erzählung ist, könnte fast fortfallen, ohne daß der Wert des Buches dadurch berührt würde. Es ist da leicht etwas Schwerfälliges und Mühsames in Kröger, gleich als müßte er um jeden neuen Schritt vorwärts bitter kämpfen. Er ringt mit der Form und ändert auch bei jeder Auflage noch; die leichte Hand haben ihm die Götter versagt, ebenso die natürliche Erzählerbegabung. Wenn trotzdem diese „stille Welt" sich so wacker gehalten und immer neue Freunde gefunden hat, so muß sie wohl andere, gar geheime und sich erst nach und nach entfaltende Reize haben. Das hat sie auch . . . hat sie wie Moor und Heide selbst. Auch diese beiden erscheinen dem vorüberhastenden Globe-Trotter unansehlich, eintönig und langweilig. Aber es gibt auch immer noch Leute, die sich tief und wohlig in Heidekraut und Bienensaug strecken, in den Himmel sehen und ein Summen und Singen um sich und über sich verspüren, daß sie nicht eher aufstehen, als bis die Sonne sinkt und die Heidedörfer den Abend läuten. In die Hand dieser unnützen Leute gehört das Buch; sie werden schöne Naturschilderungen, sie werden einen feinen, echten Humor, der nur ein leises Lächeln ist, darin finden. Und wie goldene Wölkchen am Abendhimmel ziehen Erinnerungen der Jugend vorüber. Wer Adalbert Stifter sehr lieb hat, wird sich bald auch in der stillen Welt Timm Krögers zurechtfinden.

Ein viertes Heimatsbuch — auch hier ist die „Heimat" schämig in die Widmung gerutscht — ist großen Lobes wert. Karl Hauptmann, Gerhart Hauptmanns Bruder, hat kleine Erzählungen unter dem Titel „Aus Hütten am Hange" gesammelt (München, Georg Callwey) — und es sind darunter ein paar ganz vortreffliche. Gleich die erste, „Die Bradlerkinder", ist mit prachtvoller Eindringlichkeit gegeben, ist auch weitaus die beste des ganzen Buches.

Ich hatte bisher nichts von Karl Hauptmann gelesen. Wohl aber viel über die Gegensätzlichkeit der brüderlichen Begabungen gehört. Und nun, nach den „Hütten am Hange", möcht ich ein paar Sätze zitieren: „Er ist der Dichter der kleinen Leute Schlesiens, ein eminenter Plastiker. . . . Er ist mit Maler-

augen begabt, eine unerhörte Gegenständlichkeit der Schilderung zeichnet ihn aus, im realistischen Detail ist er unübertrefflich, die Situation packt er mit einer Kraft und Stärke, die zur Bewunderung hinreißt. Aber er scheitert mehr oder minder an der Entwicklung, weil diesem naiven Natur- und Anschauungspoeten ein Manko an Geist und Gedanken anhaftet, weil ihm die geistige Höhe, die Perspektive fehlt. Er klebt an der Realität, er ist gebannt an diese Erde, auf der er alles sieht und hört; aber er sieht und hört nicht, was sich mit den Augen und Ohren des Leibes nicht sehen und hören läßt: er hört nicht den Chorus mysticus singen, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist."

Das sind die Worte, die in meiner Literaturgeschichte über Gerhart Hauptmann stehen. Ich kann sie fast genau mit Bezug auf Karl Hauptmann wiederholen. Ich sehe keinen Gegensatz, sondern eine in die Augen springende Ähnlichkeit der Begabungen. Vielleicht ist dem Karl Hauptmann'schen Talente ein stärkerer Zusatz von Lyrik beigemischt. Aber es ist wahrscheinlich, daß dieses lyrische Element im Drama des Bruders nur mehr zurücktritt. Wie außerordentlich stark es darin steckt, ist ja bekannt.

Sonst dieselbe Art . . . wohin man blickt: Situation! Alles, was sich aus der Situation herausholen läßt, ist auch gehoben. In den „Bradlerkindern" ist ein Familienbild gegeben. Der arbeitsame, müde, gute alte Vater; die an ihren Lehnstuhl gefesselte, stets kranke, aber milde Mutter . . eine stille Heilige. Schön und rührend, wie die beiden sich lieb haben und festhalten. Daneben stehen die Kinder. Der Sohn stiehlt mit einem Kumpan. Er setzt den Eltern eine Flasche Wein vor, die er „geschenkt" erhalten. Und während die beiden dann ruhig schlafen und der Wein in ihren Adern umgeht, schleicht der Sohn wieder auf Diebstahl aus und die Tochter erwartet ihn und nimmt seinen Kumpan in ihre Kammer.

Diese dürren Worte können keine Vorstellung geben, mit welcher unentrinnbaren Eindringlichkeit dieses Bild uns eingeprägt wird. Man sieht die Hütte, den braven abgearbeiteten Mann, die gottesfürchtige stille Mutter, man hört den Sturm heulen und die Balken krachen, man sieht vor allem das sechszehnjährige lüsterne Mädel, wie sie hinaushorcht, wie sie wartet, in der dumpfen Bedrängnis und Lebenssehnsucht, die nach dem Wein zur überschäumenden Begehrlichkeit wird, in der sie sich hingibt. Kein Blick rückwärts, kein Ausblick nach vorwärts — ein einfacher Lebensausschnitt. Mag man sich zu diesem Fehlen jeder Perspektive stellen, wie man will — die Skizze als solche ist schlechthin meisterhaft. Die folgenden, soweit auch sie auf der Situation stehen, geben ihr nicht viel nach. Aber sowie ein ganzes Menschenleben wie in „Stummer Wandel" umrissen wird, überhaupt Entwicklung in Frage kommt, da versagt die Kraft merklich, alles wird blasser.

Es erübrigt sich, danach noch extra zu betonen, wie echt und lebensvoll diese Menschen wirken. Es kann gar kein Zweifel an ihnen aufkommen. Sie haben den Boden ihrer Wald- und Bergheimat unter den Sohlen und reden

ihrer „schlä'schen Heimat Sprache. Aber was nicht übergangen werden darf: die schönen Naturschilderungen. Die sind mit eigenen Augen abgelesen aus dem großen Buche der Natur. Man beachte nur den Anfang der letzten Erzählung, wie die beiden Spechte ankommen. Wenn Karl Hauptmann mit einem trefflichen Bild sagt: jeder sucht emsig am Stamme, das Köpfchen rückwärts gestaut „wie einer, der seine Zeitung weit halten muß, um sicher zu sehen“, wenn er den Abflug schildert, der „in stoßenden Wellen“ dahingeht — dann wird jeder, der die grünen Gesellen kennt, seine heimliche Freude haben. Ich schließe gern von diesen feinen Einzelzügen auf das Ganze. So möcht ich wohl reifen und freien Menschen zu dem Buche raten — aber gleichzeitig betonen, daß es den Händen junger Mädchen besser fern bleibt. Es passiert vieles in den Hütten am Hange, was nicht für junge Augen und Herzen ist.

Von schlesischer „Heimatkunst“ zu hamburgischer. Aber nicht das neue, sondern das alte Hamburg ist es, das diesmal vor uns ersteht. Auch ein Stückchen Altona, Ottensen, Neumühlen, Oevelgönne — das liebe Oevelgönne, wo die Elbe an den grünen Gärten der Fischer und Lotsen vorübergeht. Charlotte Niese führt uns dahin, in einer Erzählung aus der Emigrantenzeit „Vergangenheit“ (Leipzig, Fr. W. Grunow). Es sind die Tage aus den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts. Noch lebt Herr Klopstock, aber er hat keine Zähne mehr; der Wandsbecker Bote, Herr Matthias Claudius, trägt in Herzensdemut und Gottvertrauen noch sein abgeschabtes Röcklein durch die Straßen, ob auch er schon die schönsten seiner Lieder gesungen hat; viele tausende von französischen Emigranten überschwemmen die Stadt. In diesem Milieu läßt Charlotte Niese allerlei kleine Romane spielen. Aber die Zustandsschilderung ist auch hier am besten gelungen. Die Erzählung selbst würde keinen Anspruch auf höhere Beachtung erheben können, wenn nicht eben dieses breite Kulturbild aufgerollt würde, in dem ein paar Gestalten stehen, die sich uns warm ans Herz schmiegen.

Es ist wahr: selbst diese Gestalten sind nicht gerade neuartig, nicht gerade tief gefaßt. Die liebste, der alte rührende Magister Pappelius, ist ein wohlbekannter Typus. Aber was tut das? Er ist doch eben aus echter Herzenswärme neu geschaffen worden — so holt er sich auch wieder alle Wärme aus unserem Herzen. Und neben ihm steht die schlanke Regine, die Jungfer Papperlein, die den Bäcker Witzig doch nicht bekommt, steht Fite Rink, steht — fast die originellste Figur — Jette Unverzagt, die überall tapfer zugreift. Ein heller freundlicher Humor begleitet die Gestalten und den Leser; hier und da wird auch leicht karikiert. Aber wie gesagt: die eigentliche Handlung ist das, was wir Charlotte Niese gern geschenkt hätten. Da bewegt sie sich in den Bahnen einer abgestandenen Romantik. Daß ihre eigene ganze Liebe nur der Zustandsschilderung gehört, beweist sie durch die Breite, mit der sie erzählt. Nur zu gern hält sie sich auf, macht ein Schwätzchen — Anno 1794 hatte man Zeit. Es eilt nicht, daß die Liebenden sich kriegen; es gibt so vieles Nette auf dem Wege, was man mitnimmt, soviel hübsche Details, so angenehme Unter-

brechungen. Und es ist sehr bezeichnend, daß hier der Weg das Angenehme ist, nicht das Ziel. Daß man lieber mit Charlotte Niese stehen bleibt, als daß man sich um die Liebespaare kümmert. Ihre „Skizzen aus dänischer Zeit" sind deshalb so herzerfreulich und siegreich. Alles Schöne, was sie hat und kann, steckt darin, und alles was sie nicht kann — nämlich eine Handlung erfinden, steigern, durchführen in starker Entschlossenheit — fällt eo ipso weg. Es wäre also besser gewesen, wenn sie aus der weitläuftigen, beinahe 600 Seiten starken Erzählung eine Reihe loser Skizzen gemacht hätte.

Und nun das letzte Buch, auch eins aus dänischer Zeit, auch Heimatskunst, wenn wir uns heute mal an dieses Wort binden wollen, das Buch eines Dänen, den ich sehr liebe und den ich an dieser Stelle schon einmal empfahl. Ich meine Hermann Bang. Wer seinen neuen Roman „Tine" (Berlin, S. Fischer 1903) sich vornimmt, dem möchte ich raten, die ersten 12 Seiten und die letzten 12 Seiten zu überschlagen. In den ersten zwölf Seiten redet er hübsch, aber überflüssig über seine Art, seine Erinnerung, den Keim zu seinen früheren Werken und dem jetzigen. Auf den letzten zwölf Seiten schwächt er den starken Eindruck, den Tines Tod gemacht hat, nur ab. Was dazwischen liegt, ist köstliche Poesie.

Der Roman spielt 1864 auf Alsen. In eine kurze Liebesepisode donnern die Kanonen von Düppel. Es gibt kaum einen Dichter, der gleich einfacher Mittel bedarf. Dieser Hermann Bang, ob er vielleicht auch keine Verse schreibt, ist ein großer Lyriker. Noch aus der deutschen Übersetzung strömt ein Stimmungshauch von seltener Stärke auf uns über. Ein einziges Wort, eine einzige Bewegung — die Person, die er schildert, lebt. Seine Bücher bestehen eigentlich aus ganz kleinen Absätzen, die sich wunderbar verbinden und zusammenstellen. Ich muß davor an ein Bild denken, das ich einst in der Sezession sah. Als ich ganz dicht davorstand, lachte ich über tausend Farbenklexe und ging davon. Aber als ich mich von der Tür noch einmal wandte, sah mich von weitem ein herrliches Ganzes an voll Stimmungszauber und Farbenfreude. Der Vergleich hinkt allerdings insofern, als Hermann Bang auch jede Einzelheit sehr fein ausführt. Er hat die Gabe, die seltene Gabe, alles in Poesie zu tauchen. Ein Gespräch über das alltäglichste — es hat etwas eigenes und wirkt schön. Die Leute reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist — und doch glaubt man immer ein Gedicht zu lesen, weil die toten Strecken so ganz fehlen. Man behält eine seltsame und schöne Erinnerung von dem Buche zurück — nicht so einen Stoff, als eine Stimmung. Wie die Kanonen brüllen und die Soldaten marschieren, und wie dazwischen ein kurzes Liebesglück aufleuchtet, aber nicht Leben, sondern Tod bringt. Und man denkt an Mutter Bölling, die betuliche und ratlose, an den Krug und an das Schulhaus und die Oberförsterei — das ganze Dorf wird lebendig mit allen Insassen. Mit drei Strichen steht so ein Mensch vor uns: der Zeitungskorrespondent z. B., der auf der Flucht mit einer gestickten Reisetasche in der Hand herumläuft „wie eine trächtige Katze", un-

ruhig ein Plätzchen suchend, wo er mit seiner Bombardementsschilderung niederkommen kann. Und sehr fein, gleichsam ein Sinnbild des ewigen Kreislaufes, wie an den Wagen der Sterbenden und Toten, die vom Schlachtfeld kommen, immer auf ihrem federnden Wäglein Frau Esbensen, die Hebamme, vorbeirollt, die „im Mai“ hier eine ihrer besten Gemeinden hat und am Tode vorüber neuem Leben entgegenfährt.

Hermann Bang hat vor vielen seiner Landsleute, auch vor gleich berühmten, etwas voraus. Besonders vor dem vielgelesenen Peter Nansen. Er ist nach Deutschland gekommen, ohne den Umweg über Paris, ohne erst bei den Franzosen in die Schule gegangen zu sein. So erkennen wir in ihm den Verwandten.

Mich suchte Gottes Auge.

Hinter des Waldes hochstämmigen Buchen
Kam ein leuchtend Auge hervor,
Groß, am Abend. Und wollt etwas suchen! . . .

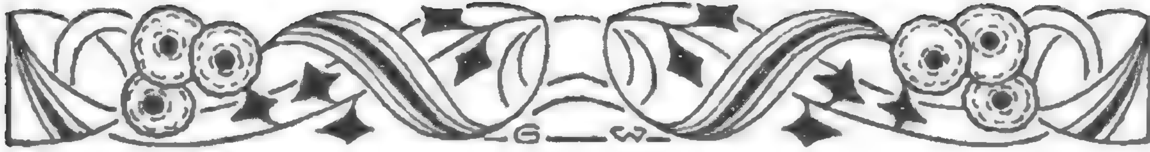
Die Leute sagen: Der Mond stieg empor
Über dem Berg.
Der Wald aber leis
Schüttelt das Haupt: Der Mond ist es nicht —
Gottes Auge! —
Und Blatt und Reis
Schauert im Licht.
Was kam das Auge zu suchen?
Liebreich Stamm und Wipfel hinan
Fühlen die Blicke: daß Gott euch behüte!
Selbst den finster ernsten Tann
Überglänzt die freundliche Güte.

Sucht das Auge den Wald? . . .

Mit mir das Auge den Wald verläßt.
Frei umfaßt michs, heilig und fest.
Auge in Auge! Sein Leuchten spricht:

Dich suchte Gottes Angesicht!
Sein Kind!

Aus: „Aus der Stille“, Lieder von Fritz Philippi. Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn.



Vom deutschen Theater.

Von

F. Lienhard — Berlin.

V.

Gesellschaft für Literatur und Geschichte der deutschen Volksschauspiele. — Shakespeares „König Heinrich". — Dreyers „Tal des Lebens". — Gorkis „Nachtasyl". — Hebbels „Gyges und sein Ring".

Die bisher im stillen wirkende Gemeinde der Freunde eines warmherzig deutschen Volksschauspiels, die ich schon mehrfach erwähnt habe, ist nun in solcher Form vor die Öffentlichkeit getreten, daß man ihr allgemein wohlwollende Aufmerksamkeit zuwenden kann. Es hat sich eine „Gesellschaft für Literatur und Geschichte der deutschen Volksschauspiele" gebildet, in deren Vorstand vorläufig folgende Männer gewählt sind: Geh. Legationsrat Dr. Paulsen, Regierungsrat Dr. Frommel, Schulrat Stier, Schriftsteller Sohnrey, Schulinspektor Dr. Fischer, Oberregisseur Droescher, Lehrer Tews, Dr. Biesalski, Verlagsbuchhändler G. H. Meyer, Dr. phil. Kurth, Pfarrer Dierken und Frau Superintendent Hübner. In den Satzungen findet man folgendes: „Zweck der Gesellschaft ist 1. Die Veranstaltung einer Sammlung und Sichtung der in deutscher Sprache vorhandenen oder neu entstehenden deutschen Volksschauspiele bezw. deren Literatur; 2. die Herausgabe und Weiterführung eines auf diese Statistik gegründeten Jahrbuches; 3. die Gründung einer Bibliothek der betreffenden Schauspiele und Literatur; 4. die Sammlung von Materialien zur Geschichte der deutschen Volksschauspiele. Die Mitgliedschaft wird durch Beitrittserklärung erworben und zwar als 1. fachmännischer Beistand; 2. zahlendes Mitglied mit einem spätestens bis zum 1. April jeden Jahres zu zahlenden Beitrag von 5 Mark; 3. Mitglied auf Lebenszeit durch einen einmaligen Beitrag von mindestens 100 Mark. Die Mitglieder erhalten unentgeltlich und portofrei die Mitteilungen der Gesellschaft und haben das Recht des Bezuges des Jahrbuches mit 25% Rabatt gegen Portovergütung" u. s. w. Anfragen oder Anmeldungen wolle man richten an Herrn Dr. phil. Kurth, Berlin O., Samariterstr. 36.

Ist es nicht ein Zeichen der Zeit, daß sich die eigentlich volksgemäßen, der Nation und ihrer Seele entsprechenden Seelenkräfte abseits zu kristallisieren suchen? Wollt ihr den deutschen Volksgeist suchen, findet ihr ihn irgendwo in herr-

schenden Theatern und Schriftstellern? Seine besten, edelsten Instinkte sicherlich nicht. Seine reinsten Gewässer kommen aus jenen unverbrauchten Herzen, die in so mancher lebenswarmen Familie, in kleinem Bezirk fleißig und treu sich regen, das Gute suchend aus Gemütsbedürfnis, mit Willenslauterkeit und Glaubensstärke Unheil besiegend. Kleine Verklärungen des Hauses, Festspiele, Volksspiele, Nationalspiele — das alles sollte ein einziger Ring sein, in dessen Mittelpunkt das deutsche Herz stände. Dann wäre kein Bruch zwischen Nationalpoesie großen Stils und Hauspoesie traulicher Enge. Wir würden nicht mit Literaten-Verstand nach allen möglichen Ausländern tasten, denn unser geistiges Leben würde organisch wachsen.

Nun, keine Entwicklung ist ungebrochen, kein Werden verläuft ohne Störungen. Wir Deutschen wissen davon ein traurig Lied. Immer wieder müssen Stunden der Selbstbesinnung ein Gegengewicht gegen Irrungen und Unsicherheiten schaffen. Auf dem Gebiete des Theaterwesens ist auch das Obige ein bescheidener Versuch, wiederum die Verbindung mit dem Volksgeiste anzuregen, wie es bei den großen Griechen war. Dort hatte der Dichter das würdevolle Gefühl, daß Sonntag sei über seinen Gestalten und seiner Gemeinde, daß er im Namen einer Nation spreche; das hob ihn gewaltig, ihn und seine Worte, ihn und seine geistige Kraft. Daraus erklärt sich — innerlich — das Festspielhafte der griechischen Kothurn-Tragödie. Der ganze Mensch und die ganze Nation, bis in ihre Wurzeln, standen vor dem göttlichen Geiste und brachten ihm in künstlerischer Form aus ihrem tiefsten Wesen Opfer dar.

Zu solcher religiösen Vertiefung der Kunst müssen wir wieder gelangen. Deutschland möge mit der Einführung dieses Sonntagsgeistes vorangehen!

* * *

Das Königliche Schauspielhaus brachte uns einige schöne Neu-Einstudierungen. Da ich nicht immer tadeln möchte, so will ich mit zwei Worten zunächst auf einen dieser lehrreichen Abende eingehen.

Wir erlebten in wirkungsvoller Darstellung Shakespeares „König Heinrich V.“ Das Werk ist dramatisch anfechtbar, da zu viel epische Geschehnisse untergebracht werden mußten, anfechtbar wie die Königsdramen überhaupt in dieser Hinsicht: aber wie fest und voll greift auch hier Shakespeare zu! Wie kerngesund ist das alles geschaut und gestaltet! Hier ist das eigentlich Nationale, das schlachtenhaft und kriegerisch Nationale, das laut und bewußt Nationale, ein siegreicher Krieg der Nation mit einem ausländischen Feind, in breiten Strichen gemalt. Und im Mittelpunkt steht ein Lieblingsheld der Nation, der ehemalige Freund Fallstaffs, der lebenstolle Prinz, nunmehr der bedeutende König Heinrich.

Der falsche Idealismus eines rhetorischen Festspieldichters würde mit starkem Licht und Schatten arbeiten und an der Tendenz nicht vorbeikommen. Shakespeare gestaltet unbefangen, gestaltet mit der naiven Freudigkeit eines Dichters, der sich als Teil seines Volkes fühlt und teils im Chorus unmittelbar,

teils in den Geschehnissen mittelbar zu seinem eigenen Fleisch und Blut spricht. Er lacht über feige und wunderliche Soldaten der eigenen Armee, ist aber gerecht genug, den Bramarbas zuletzt ausprügeln zu lassen. Es ist etwas Chronikhaftes in dieser graden und schlichten Aneinanderreihung, ein gut Stück Ehrlichkeit, eine unbefangene Freude auch am gegnerischen Käthchen: er läßt diese Französin ebenso einfach Engländerin werden, wie er die Jüdin Jessica stracksweg taufen läßt. Verglichen mit diesem frischen Schalten und Walten, wie spitzfindig sind wir heute geworden!

Zwei dramatische Höhepunkte hat dies Drama, das nicht zu den besten Königsdramen gehört. Einmal den Expositions-Akt, als der französische Gesandte die leichten Pariser Federbälle, sinnig genug, zwischen die unleichten Angelsachsen wirft. Dies ist das erste dieser plastischen Bilder. Der König zwingt seinen Zorn nieder und benimmt sich würdig und fest.

„Wir freu'n uns, daß der Dauphin mit uns scherzt.
Habt Dank für Eure Müh' und sein Geschenk!
Wenn wir zu diesen Bällen die Raketten
Erst ausgesucht, so wollen wir in Frankreich,
Mit Gottes Gnad' in einer Spielpartie
Des Vaters Kron' ihm in die Schanze schlagen.
Sagt ihm, er ließ sich ein mit solchem Streiter,
Daß alle Höfe Frankreichs ängsten wird
Der Bälle Sprung!" . . .

Die zweite und schönste Stelle des Stückes ist die nächtliche Lagerszene vor Azincourt: König Heinrich, in geliehenem Kriegermantel, unerkannt zwischen seinen Soldaten am spärlich glimmenden Lagerfeuer, erst Gespräche tauschend mit den hungernden und frierenden Leuten seines zusammengeschmolzenen Heeres, dann in großem Monolog Stück für Stück seines Königtums in Demut ablegend, der Ewigkeit zu Füßen, und schließlich betend:

„O Gott der Schlachten, stähle meine Krieger!
O heute, heut gedenke meines Vaters
Vergeh'n mir nicht, als er die Kron' ergriff!
Ich habe Richards Leiche neu beerdigt
Und mehr zerknirschte Tränen ihr geweiht,
Als Tropfen Bluts gewaltsam ihr entflossen.
Fünfhundert Armen geb' ich Jahresgeld,
Die zweimal Tags die welken Händ' erheben
Zum Himmel, um die Blutschuld zu entsühnen.
Auch zwei Kapellen hab' ich auferbaut,
Wo ernste, feierliche Priester singen
Für Richards Seelenruh'. Mehr will ich tun,
Doch alles, was ich tun kann, ist nichts wert,
Weil meine Reue noch nach allem kommt,
Verzeihung flehend" . . .

So beugt sich der einsame König, der gleichwohl so bewußt König und Herr ist, der sofort hinterher die glorreiche Schlacht von Azincourt schlägt und gewinnt. Wer denkt nicht an unseres weit größeren Friedrichs des Großen hierin gleichwertiges, wenn auch anders geartetes Heldentum?

Unsere Zeit geht dem historischen Drama aus dem Wege; ich sprach kürzlich bei Wildenbruchs „Laurin" darüber Besorgnisse aus. Aus welchem Grunde scheut sie das historische Drama, das Drama großen Stils? Wenn man aus einiger Entfernung auf Geschehnisse blickt, so verwischen sich die Einzelheiten, es bleibt das Wesentliche, es bleibt das Bedeutende; steht man mitten darin, so braucht man ohne Anstrengung des Auges und des Willens nur um sich zu greifen, um irgendwelche Einzelheiten bequem herauszuholen und — abzuschildern. Zu dieser nahen Kleinmalerei reicht unsere heutige Kraft; zum Fernblick nicht. Fernblick und Weitblick gehört aber dazu, um die verwickelt reiche Welt eines großen Menschen („Helden") zu schauen und zu gestalten, ob er nun räumlich fern oder nahe sei; Fernblick und Weitblick im Dichter ist hinwiederum eine Begleit-Erscheinung anderer großer innerer Anlagen, die ihn zum Verwandten des zu schildernden Großen stempeln. Man muß selber Held sein, um Helden zu gestalten; man muß selber Massen auswählend und ordnend überschauen können, um einem überschauenden Feldherrn oder Großen nachzufühlen und nachzuschaffen. Das hat wieder ethische Begleiterscheinungen; es stärkt den Schaffenden, es erzieht die Zuhörer, es fördert ihre Kräfte des Auslesens und Ordnens, des bedeutenden Überschauens, des großherzigen Empfindens.

Man nennt das gern „Heroenkult". Aber ist dies „dienen" nur Verehren des bloß Menschlichen, wenn auch herrenhaft Menschlichen? Nein, es ist, scharf betrachtet, das G ö t t l i c h e im Menschen und in der Weltordnung, das damit verehrt und ans Licht gehoben wird. Wie Schemann in seiner guten Einleitung zu Gobineaus „Renaissance" richtig sagt, an Gobineaus Auffassung anknüpfend: „das Göttliche im Menschen wird durch die Helden und durch die Beispiele, die sie allen Menschen guten Willens darbieten, fortlaufend lebendig erhalten". Heldentum ist zwar an kein Kostüm gebunden, jede tapfere Hausfrau kann eine Heldin sein; aber für die dramatische Darstellung sind solche Männer plastischer, von denen weite Wirkungen ausgehen. Aus plastischen Gründen wählt also gerade der Dramatiker mit Vorliebe „kostümierte Helden" und „historische Stoffe". Das Wesentliche sind nicht die Könige als solche, das muß man unserem demokratischen Zeitalter betonen, sondern das innere Heldentum, das göttliche Menschentum.

Sie sitzen nicht immer auf Thronen, diese Menschen, — muß man aber, überhaupt an ihrem Dasein zweifelnd, ins T a l d e s L e b e n s und in die Gosse hinabsteigen?

* * *

Diese Betrachtung über Shakespeares Königsdrama soll uns als Stärkung dienen, ehe wir nun hinabklettern in M a x D r e y e r s „T a l d e s L e b e n s" und in M a x i m G o r k i s „Nachtasyl".

Wir haben an und für sich, nach allem Gesagten, kein Bedenken, in die Täler und Tiefen des Lebens an der Hand des Dichters hinabzutauchen. Es kommt nur darauf an, welcher Mann und welcher Gedanke uns bei dieser Höllenfahrt an der Hand hat. „Wenn uns der Genius“, sagt Jean Paul in seiner Vorschule der Ästhetik, „über die Schlachtfelder des Lebens führt, so sehen wir so frei hinüber, als wenn der Ruhm oder die Vaterlandsliebe vorausginge mit den zurückflatternden Fahnen, und neben ihm gewinnt die Dürftigkeit von ein paar Liebenden eine arkadische Gestalt. Überall macht er das Leben frei und den Tod schön.“

Max Dreyer hat uns einen „Simplizissimus“-Spaß erzählt, eine Serenissimus-Anekdote, in der weder Freiheit noch Schönheit ist. Selbst als Anekdote gehört dieser Stoff in die Gattung jener Späße, die sich ein Mann von Geschmack, Ernst und Reife nicht mehr mit anhört, geschweige denn mit behaglicher Ausspinnung weiter erzählt. Dreyer hat vier Akte daraus gewoben — eine umständliche Beschäftigung also, für die ich bei dem ursprünglich so frisch zugreifenden Talent dieses Mecklenburgers keine Entschuldigung weiß. Es gibt bessere Stoffe mehr als genug; solche Pikanterien sollte man der unreinen Klein-Literatur der Großstadt überlassen.

Das Lustspiel wurde vor geladenem Publikum gespielt, und zwar vortrefflich gespielt, nachdem Zensur und oberste Behörde eine öffentliche Aufführung dem „Deutschen Theater“ endgültig untersagt hatten. Wir wollen uns grundsätzlich zu diesen Verboten nicht äußern. Unsere liberale Presse regt sich über solche Verbote progammgemäß auf, als wäre das deutsche Denken in Gefahr; es ist aber zumeist nicht der Mühe wert, auch hier nicht. Das „Tal des Lebens“ ist eine utopische Landschaft, das dem Lande — wie etwa der Spreewald — zahlreiche Ammen schenkt; die Sittlichkeitskommission hält Einzug, ein widerspenstiger Bauernbursch wird verhaftet und aufs Residenzschlößchen gebracht; die junge Fürstin läßt sich mit ihm ein, und die Ehe des alternden Fürsten ist plötzlich mit längst ersehnter Nachkommenschaft gesegnet — dies ist das Handlungsgerippe, das nun gefüllt und gestopft und umwunden ist mit derben oder verhüllten Wendungen, die sich alle, alle um das eine trübselige Thema drehen. Gewiß, mancher gute Witz und manche drollige Charakterlinie fällt gelegentlich auf; aber ist es der Worte wert, diese löblichen Eigenschaften Dreyers bei solchem unmöglichen Stoffe überhaupt zu erwähnen? Wie muß sich der Mann mit diesem unerquicklichen Thema beschäftigt haben, denkt man kopfschüttelnd. Und das genügt; das richtet einen Schriftsteller.

Wir erwarten von Dreyers Talent endlich geistige Vertiefung, in seiner Stoffwahl, in seiner Behandlung, in seiner Weltanschauung — in allen Dingen, in denen der Geistesmensch wachsen oder bewußt an sich arbeiten kann. Hat Max Dreyer nicht seine Grund-Instinkte von einem gewissen Liberalismus verwirren lassen? Das „Deutsche Theater“ ist keine Luft, in der eine Kunst großer H e r z e n gedeiht; es ist das Theater des kalten Naturalisten-Verstandes und der skeptischen Verneinung. Oder ist das Premieren-Publikum dieses Theaters zur geistigen und herzlichen Mitarbeit geeignet? . . .

Und nun der Andere und Stärkere aus den Tälern des Lebens, Maxim Gorki! Dieses neu aufgetauchte russische Talent hat ja gewiß einen Unterton in seinen Elendsschilderungen, der durch eine gewisse Festigkeit fast nach Glauben in unserem germanischen Sinne aussieht und sich von der zerfließenden Weichheit des älteren Russentums in dieser Hinsicht vorteilhaft unterscheidet. Im übrigen lebt er nur in Stoff und Schilderung, immerzu in Stoff und Schilderung! Überall Klein-Schilderung, Werktag, Leute in Lumpen, Charaktergestalten der Gosse und Landstraße — immerzu Tiefland! Wir kennen diesen Naturalismus nachgerade seit Jahrzehnten; Gorki bedeutet eine Variation, nichts weiter, bedeutet eine neue Melodie auf der alten Leier des tieferen Dostojewski, auch eines Tolstoj, eines Zola und anderer Naturalisten, was auch ihre Technik oder Anschauung im einzelnen sein mag.

Sein „Nachtasyl“, das man im „Kleinen Theater“ gibt, ist eine novellistische Szenen-Reihe. Bilder aus dem niedrigsten Menschenleben, aus dem Verbrecherkeller, führt uns der Verfasser aus eigener Kenntnis vor. Alle Laster und Verkommenheiten werden mit sicherer Beobachtung zu Charakteren und Geschehnissen verdichtet; Mord, Trunk, Spiel, Unzucht, Faulheit, Diebstahl usw. haben hier ihre Brutstätten. Und — unsere deutschen Kritiker sind beglückt, wenn sie in diesem Unrat Funken von besserem Menschentum entdecken, z. B. im weichen Pilger Lucka. Man schreibt über Gorkis unbestreitbares Prägungs- und Erzählungs-Talent umfängliche Abhandlungen; er ist Tages-Ereignis; man untersucht die „Weltanschauung“ dieses Halb-Dilettanten, der einem stolzen Volke der Dichter und Denker, das ein Weimar und einen Kant gehabt hat, eigentlich nichts oder fast gar nichts sein sollte. Es ist schandbar, wie wir uns in den Wertungen vergreifen und unsere Tradition mißachten, wie wir gar nicht innerlich erfaßt haben die Adelsgeister großer deutscher Zeiten, wie wir hingegen von Fall zu Fall über jeder Mode-Erscheinung alle Maßstäbe verlieren. Maeterlinck dort, Gorki rechts — sie sind die zwei „größten deutschen Dichter der Gegenwart“.

Man kann von dem guten Pilger Lucka, der hier eine Weile zwischen Verbrechern wohnt, allerlei biedere und in der Tat unanfechtbare Sentenzen hören — verwandt an Tiefe dem anders gearteten Dilettanten, dem Symbolisten Maeterlinck. „Ich meine, wenn ein Mensch dem anderen nichts Gutes tut, dann handelt er eben schlecht an ihm“ (S. 56 der Buchausgabe); „Warum sollte man die Toten lieben? Die Lebenden muß man lieben“ (S. 68); „Das Gefängnis lehrt dich nichts Gutes, aber ein Mensch, der kann dich das Gute lehren“ (S. 84); „ganz richtig sagst du: der Mensch muß sich selber achten“ (S. 90) — so zieht sich, ganz unbestreitbar, eine Reihe von Bemerkungen durch dies Nachtstück, die den Beweis liefern, daß Gorki den Menschen gleichwohl achtet und liebt. Warum nicht? Ist das nach den Jahrhunderten, die wir nun schweren Schrittes miteinander über die Erde wandern, Kulturen bildend und Kulturen vernichtend, eine so bedeutsame Neuentdeckung? Wir sind genügsam geworden, wahrlich.

* * *

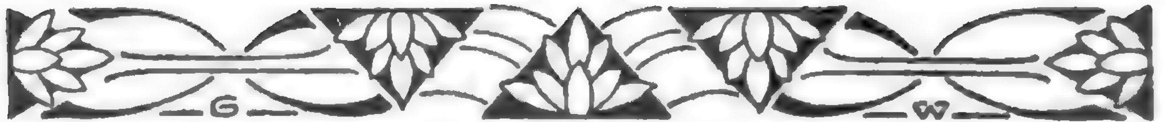
Während „Monna Vanna“ das deutsche Theater füllt und durch den Berliner Erfolg ein Mode-Ereignis für ganz Deutschland ward, ging ein Versuch des Königlichen Schauspielhauses, für Hebbels „Gyges und sein Ring“ neue Freunde zu gewinnen, bei Publikum und Kritik mit wenig Erfolg vorüber. Wie erklärt sich das?

Es sind mir bei der Aufführung technische und gedankliche Eigenheiten als Mängel aufgefallen, die mir beim Lesen nicht in solcher Stärke bewußt geworden. Der unkönigliche König, der seiner Gattin Schönheit, kraft eines unsichtbar machenden Ringes, prahlerisch einem Freunde zeigt — wie kommt er zu diesem Entschluß? Das „Du sollst sie sehen!“ tönt, trotz aller Vorbereitungen, überraschend von der Bühne herunter; das müßte in stetig sich steigernder Handlung, gelockt, gedrängt, gereizt, endlich zu Tage quellen; denn an diesem folgeschweren Entschluß hängt die Tragik des Stückes. Und der Entschluß selber: entweder er zeigt seinen kostbaren Besitz aus künstlerischer Freude an der göttlich-schönen Gestalt, deren Anblick er auch dem Freunde verschaffen will: dann war die Tat nicht eigentliche Entweihung, für einen Mann aus griechischem Kulturgebiet jedenfalls nicht; oder er zeigt sie aus Leichtsinn und Mangel an Feingefühl, prahlerisch — dann mußte Rhodopes Feingefühl ihres Gatten Flachheit oder Unwert längst geahnt oder gefühlt haben, bei vielen anderen Anlässen. Ist aber nun durch seine Ermordung, durch ein Verbrechen also, Rhodopes Würde wieder hergestellt? Ist diese Würde und Keuschheit durch einen — sagen wir derb — Dummen-Jungen-Streich überhaupt verletzbar? Gewiß ist sie das; nur sind das alles zu viel Fragen. Wir vermissen das unmittelbar Zwingende und uns sofort Erschütternde, worin Shakespeare groß ist. Dies und anderes, vielleicht auch Hebbels gedankensatte Diktion, die mit viel weniger Geberden gesprochen werden sollte, sodaß kein Wort unter den Tisch fallen dürfte, verschafften dem Stück nur einen Achtungserfolg. Man verwunderte sich und dachte nach; man wurde nicht im innersten gepackt, nicht mitgerissen vom Herzen aus.

Und doch — spielte noch ein anderes mit? Achtet vielleicht Hebbel die Frau und ihre Unverletzlichkeit, auch nur durch Blicke, im Grunde zu hoch, als daß man ihn in den Tagen der „Monna Vanna“, worin das Gegenteil unbefangen als etwas Harmloses behandelt wird, in seiner Herbheit verstehen könnte? Jedenfalls ist die Aufnahme, die in denselben Wochen zu Berlin hier Rhodope, dort Monna Vanna gefunden, eines Vergleiches wert.

Im übrigen sehe man sich kurz hinter einander Shakespeare und Hebbel an: man wird erkennen und erleben, wie reich und herzlich und beweglich der lebensvolle Keltogermane seine Gestalten, Worte und Ereignisse tummelt und durcheinander schiebt, in wechselnden Bühnenbildern, mit einem verhaltenen Lachen unbefangener Freudigkeit und Überlegenheit: — und wie spröd und herb der zähe Dithmarsche seinen schweren Weg geht.

Doch das wäre einer besonderen Studie würdig, die wir dem verdienstvollen Landsmann und Vorkämpfer Hebbels, Adolf Bartels, gern überlassen.



Musikalische Rückschau.

Von

Leopold Schmidt.

Mit dem Rücktritte Steinbachs von dem Meininger Musikintendantenposten haben die vielgerühmten Wanderfahrten der Meiningischen Hofkapelle ihr Ende erreicht. Fritz Steinbach geht nach Cöln als Nachfolger Wüllners am Konservatorium und als Leiter der Gürzenich-Konzerte; an seine Stelle ist ein Berliner Musiker berufen, Wilhelm Berger, der zwar als Dirigent noch nicht hervorgetreten ist, aber als Komponist sich in der musikalischen Welt einen geachteten Namen gemacht hat. Von weiteren Fahrten der Kapelle ist vorläufig nicht die Rede.

Man erinnert sich, daß die Meininger eine Art Mission erfüllt haben. Zu einer Zeit, wo die Pflege der orchestralen Kunst in Deutschland etwas ins Stocken geraten war, wo in den großen Orchestern, namentlich Norddeutschlands ein konservativer, wenig reger Geist herrschte, ist von der kleinen Hofkapelle der thüringischen Residenz, wie zehn Jahre früher von ihrem Schauspielensemble, eine neue, erfrischende Anregung ausgegangen. Es war die Zeit, als Bülow an ihrer Spitze stand. Bülow, der ja überhaupt der Vater des modernen Dirigententums ist, der zuerst die Sitte der Kapellmeister- und Orchester-Gastspiele eingeführt hat, hatte damals kraft seiner Genialität und seiner zähen Energie aus einer kleinen und an sich wenig bedeutenden Künstlerschaft ein gefügiges Werkzeug gemacht, mit dem er die Welt in Erstaunen setzte. Die Meininger Hofkapelle diente ihm dazu, seine Auffassung von der Kunst des Dirigierens und von den Werken unserer großen Tonmeister von Bach bis Wagner darzutun, und so wurden die Fahrten der Meininger der Ausgangspunkt einer neuen Bewegung des orchestralen Lebens in Deutschland. Dazu kam, daß Bülow seinen Freund Johannes Brahms, der gern in Meiningen beim Herzog weilte und dort seine neuen Werke zuerst aufzuführen pflegte, an das Unternehmen zu fesseln und diesem damit einen erhöhten Reiz zu geben verstand.

Nach Bülows Heimgang wurde es eine Zeit lang still in Meiningen. Aber in dem tatkräftigen Fritz Steinbach war dem Meister ein Nachfolger erstanden, der sich berufen fühlte, wenigstens einen Teil der Erbschaft auf sich zu nehmen. Steinbach ist kein bahnbrechendes Genie, kein Führer in irgend einer

Richtung; aber er ist mehr als ein guter Kapellmeister: er ist eine Persönlichkeit. Der Grundzug seines künstlerischen Charakters wurde auch der Grundzug im Musizieren seiner Kapelle: eine gewisse derbe, schlichte Ehrlichkeit, die grade aufs Ziel geht, ohne in Finessen zu schwelgen oder sich auf sogenannte „Mätzchen" einzulassen, die die Menge locken; eine Hingabe an die Sache, eine jugendliche Begeisterung, die sich überall die Hörer im Sturm eroberte. Dazu gesellten sich große technische Vorzüge. Die Kapelle spielte stets sehr exakt, sie war mit den verschiedenen Stilen wohlvertraut und namentlich in den Blasinstrumenten — hier wirkten Meister wie der Klarinettist Mühlfeld — ausgezeichnet besetzt. Steinbachs Domäne waren im wesentlichen die Klassiker und Brahms, den er zur Zeit wie kein anderer Dirigent zu interpretieren versteht. Bach, Beethoven, Brahms, auch Schubert und Mozart konnte man immer auf seinem Programm finden; aber Steinbach verstand es auch, eine Meistersinger-Ouverture oder ein ganz modernes Stück zu glänzender Ausführung zu bringen. Eine Spezialität der Kapelle wurde unter ihm die Pflege der konzertierenden Musik älteren Stiles, in der die Instrumente solistisch besetzt sind. Hier kamen ihm seine trefflichen Bläser zu statten, zu denen sich in letzter Zeit gewöhnlich Georg Schumann, der Direktor unserer Singakademie, als Pianist gesellte. Ein Mozartisches Divertimento oder eines der Brandenburgischen Konzerte Sebastian Bachs in dieser Ausführung zu hören, war ein hoher und seltener Genuß. Galt es ein Geigen- oder Cellosolo, so waren gewöhnlich Joseph Joachim, Emanuel Wirth und Robert Hausmann zur Stelle. Kurz, die Konzerte hatten ein eigenes Gepräge; ohne, daß man von Parteiwesen reden konnte, bildeten sie doch eine besondere Nuance in unserem Musikleben, und darin lag ihr Vorzug, ihre Bedeutung. Anfangs hatte es Steinbach nicht leicht, denn die Fülle und Vortrefflichkeit unserer Orchesterkonzerte mußten solche Besuche Auswärtiger zum mindesten überflüssig erscheinen lassen, auch konnte sich die Kapelle naturgemäß in mancher Hinsicht mit den hauptstädtischen Orchestern nicht messen. Aber die Ehrlichkeit ihrer Begeisterung verschaffte sich dennoch Erfolg. Von Jahr zu Jahr stieg die Teilnahme an den Darbietungen, und jetzt sieht man Steinbach nur ungern scheiden. Die Abschiedskonzerte in der Singakademie und bei Kroll, in denen noch einmal die beliebtesten und gelungensten Leistungen zu Gehör kamen, gestalteten sich zu enthusiastischen Kundgebungen für den Dirigenten und seine tapfere Schar.

Die Meininger sind nicht gegangen, ohne noch zuvor einen neuen Komponisten einzuführen, der von jetzt ab ernstlicher beachtet werden wird: den Russen Paul Juon. Man kannte bisher nur kleinere Arbeiten von ihm; seine A-dur-Symphonie nun hatte im letzten Steinbach-Konzert einen starken Erfolg. Sie ist auf einem allen Sätzen gemeinsamen Grundthema aufgebaut und imponiert zunächst durch eine ungewöhnlich geistreiche und sichere Technik. Die Lebendigkeit dieser Musik, die rhythmische Prägnanz und Farbenfreudigkeit erweckten die Teilnahme der Hörer; indessen stecken, wie mir scheint, doch mehr

als äußere Vorzüge in ihr, wenn sich auch die Persönlichkeit des Autors noch nicht ganz klar und selbständig ausspricht. In manchen Gedanken wie im Kolorit zeigt sich der Einfluß der Vorbilder Tschaikowskys und Borodins, und doch ist Brahms der Leitstern des jungen Komponisten. An ihn erinnern nicht nur thematische Gebilde, die oft direkte Anlehnungen sind, sondern vor allem die ganze Anlage des Werkes, dessen erster Satz in Form einer Passacaglia dem Finale der E-moll-Symphonie nachgeschaffen ist. Trotzdem verrät diese Partitur ein starkes und frisches Talent, das nur in der Instrumentation noch nicht vollkommen sichere Wege wandelt.

Der Verleger Juons hat zugleich mit dieser Symphonie eine Reihe Kammermusikwerke aus seiner Feder auf den Markt gebracht, von denen man ein sehr interessantes Sextett im zweiten Abend der Herren Adalbert Gülzow und Vianna da Motta hören konnte. Der treffliche Geiger und der bekannte Pianist und Musikschriftsteller widmen ihre Veranstaltungen ausschließlich der „neueren Kammermusik“ und ziehen dazu je nach Bedarf weitere Mitglieder der königlichen Kapelle zu Hülfe. Das Sextett ist für Klavier, zwei Violinen, Viola und zwei Celli geschrieben, eine ungewöhnliche, aber durch die Klangwirkungen durchaus gerechtfertigte Zusammenstellung. Auch hier bekundet Juon eine große technische Meisterschaft und hat eine feine, durch viele Einzelheiten fesselnde, formvolle Musik geschaffen. Noch mehr als in der Symphonie tritt in dem Sextett zu Tage, daß er nicht zu den Stürmern und Drängern gehört, daß seine Wege an wohlbekannte Bahnen anknüpfen und gegenüber den neuesten Bestrebungen eher eine Umkehr als einen Fortschritt bedeuten, eine Umkehr, die man allerdings nicht ungern begrüßt.

Wer wie der Referent über das Berliner Konzertwesen viel mit den neuesten Erscheinungen der musikalischen Literatur in Berührung kommt, wird sich eines gewissen Mißbehagens nicht erwehren können. Wie viel Unerfreuliches, wie viel Unfertiges, Hohles, ja Unaufrichtiges und Unabgeklärtes macht sich da breit! Der Periode allzu ängstlicher Abgeschlossenheit ist eine Zeit gefolgt, in der es mit der Durchsiebung und Wertprüfung des für die Öffentlichkeit Bestimmten gar leicht genommen wird, in der auch nicht selten falsche Werte geprägt werden aus Gründen, die mit künstlerischer Überzeugung kaum noch etwas zu tun haben. Was im besondern auf dem Gebiete des Liedes geboten wird, spottet oft jeder Beschreibung. Diese Erscheinungen sind zum Glück ephemerer Natur und können daher auch für die Leser dieser Blätter kein Interesse haben. Leider versagten auch einige Novitäten auf dem jetzt sonst so fruchtbaren Gebiete der Kammermusik.

Das ausgezeichnete Henry Marteau-Quartett gab zwei gut besuchte Abende und erregte wiederum Bewunderung für sein exaktes und vor allem durch die Tonqualitäten seines Primgeigers klangschönes Zusammenspiel. Zu den genußreichsten Abenden der letzten Wochen gehörte der von Edouard Risler und Jaques Thibaud gemeinsam gegebene. Der gefeierte Pianist hätte sich den Partner nicht glücklicher wählen können. Thibaud hat mit ihm die vornehme Ruhe, die sichere Technik und den musikalischen Ernst gemeinsam; aber

er ist temperamentvoller, wärmer, innerlicher, sein großer und doch schlanker Ton hat einen eigentümlichen Reiz. Thibaud ist, wenn nicht einer der glänzendsten, so doch einer der elegantesten Violinvirtuosen. Das Zusammenspiel der beiden Künstler war wundervoll und erregte hellen Enthusiasmus.

So viel ausgezeichnete Geiger sich auch hören lassen, zumal seit Frankreich uns immer häufiger seine Künstler sendet, einer überragt sie doch alle: Eugène Ysaye. Sieht man von Joachim ab, der in seiner seltenen Vereinigung von Musikertum und Virtuosentum umgeben vom Schimmer einer fast schon historisch gewordenen Persönlichkeit eben einzig dasteht, so ist unter den lebenden Violinisten wohl keiner Ysaye zu vergleichen. Davon konnte man sich wieder überzeugen, als er im letzten Philharmonischen Konzerte als Solist auftrat und mit dem D-moll-Konzert von Bruch, namentlich aber mit dem pikanten H-moll-Konzerte von Saint-Saëns stürmischen Beifall weckte. Ysaye ist ein Virtuose im guten, alten Sinne des Wortes, ein Meister, der mit absolut sicherem Können jenes Temperament verbindet, das alles, was er gibt, im Moment zu überzeugender Geltung bringt und das Zuhören zu einer leichten und ungetrübten Freude macht. Und wie vielseitig ist dieser Künstler! Jeder Stilart wird er gerecht, wenn ihm auch die romanische stets am nächsten liegt; die Technik ist in allen Zweigen zu gleicher Vollendung und Sicherheit ausgebildet, Schönheit des Tones, Klarheit des Passagenspiels, Reinheit der Doppelgriffe und Flageolettöne, Energie und Leichtigkeit der Bogenführung: alles ist bei ihm vorhanden.

Außer Risler sind in den letzten Wochen von Klavierspielern gerade einige der allerbedeutendsten aufgetreten. Als Techniker steht jetzt vielleicht Ferruccio Busoni allen voran. Er hat sein von jeher phänomenales Können in den letzten Jahren noch zielbewußt gesteigert. Er ist als Beherrscher seines Instrumentes eine Individualität. Die Sicherheit, vor allem die Ruhe und Mühelosigkeit, mit der er alle Schwierigkeiten überwindet, fordert und findet gerechte Bewunderung. Ist diese mechanische Meisterschaft an sich schon ein nicht zu unterschätzender Vorzug, so darf auch nicht verkannt werden, wie viel musikalische Fähigkeit Virtuosität von einer gewissen Stufe ab ohne weiteres voraussetzt. Und doch wird Busoni als Musiker recht verschiedenartig bewertet. Das liegt wohl zum Teil an einer Art Schrullenhaftigkeit, die den Künstler oft verleitet, vom natürlichen Wege in der Darstellung abzuweichen, nach neuen, nicht immer glücklichen Effekten zu suchen. Er gab drei Abende im Beethovensaal, am Schlusse des letzten, der hauptsächlich Liszt gewidmet war, von Beifall und von den Blumen seiner zahlreichen Verehrerinnen überschüttet. Als geistvoller Bearbeiter zeigte er sich in Transskriptionen von Bach'schen und Brahm'schen Orgelstücken für das Klavier.

Im Gegensatz zu Busonis vorherrschend virtuoser Kunst liegt bei Alfred Reisenauer der Schwerpunkt mehr in der Poesie der inneren Ausgestaltung seines Spiels. Auch Reisenauer besitzt eine glänzende Technik, aber sie tritt selten für sich allein hervor, immer ist die Aufmerksamkeit des Hörers mehr auf die Auf-

fassung des Gedankengehaltes gelenkt, der bei Reisenauer häufig eine ganz individuelle Darstellung erfährt. Diese Richtung auf das Poetische weisen meist schon die Programme seiner Abende auf. Auch diese Konzerte fanden lebhafteste Zustimmung. Zwei weibliche Pianisten, die ich hier nicht unerwähnt lassen möchte, wurden nicht weniger durch die Gunst des Publikums ausgezeichnet. Die sonst so temperamentvolle Frau Carreno zeigte zwar in Beethovens Es-dur-Konzert eine fast scheue Zurückhaltung, die etwas erkältend wirkte, ließ aber dafür in Webers Konzertstück und namentlich in dem Grieg'schen A-moll-Konzerte um so beredter ihre ursprüngliche musikalische Natur zum Durchbruch kommen. Ohne Orchester konzertierte Adele aus der Ohe, die von früher her in guter Erinnerung steht. Die Kraft, Klarheit und Anmut ihres hochentwickelten Spiels machte den günstigsten Eindruck; daß die Pianistin auch eine gute Musikerin ist, zeigte sie in einer Suite eigener Komposition.

Wenn Dr. Ludwig Wüllner und Raimund v. Zur-Mühlen ihre Liederabende geben, so ist ein eigenartiges künstleriches Erlebnis ebenso gesichert wie der äußere Erfolg, der ihnen freudiggespendete Beifall. Beide sind ausgeprägte Individualitäten, deren künstlerischen Bildern kein neuer Zug mehr hinzuzufügen ist. Eine neue Erscheinung im Konzertsaal war dagegen Rosa Olitzka, die in Amerika und London zu Ruf gelangte Opernaltistin. Ihre Gesangskunst zeichnet sich nicht gerade durch Subtilität aus; aber ein echtes musikalisches Temperament verleiht ihren Vorträgen Interesse, und allein der wundervollen Altstimme mit ihrem sonoren, dunkelgefärbten Klange zu lauschen, ist an sich schon ein Genuß.

Lassen wir noch kurz die großen Abonnementskonzerte Revue passieren, so ist einiges recht Bemerkenswerte, das sie brachten, zu verzeichnen. Zwar die Aufführung des „Judas Maccabäus“ seitens der Singakademie, so gut sie in ihrem chorischen Teil von Prof. Schumann vorbereitet war, ließ erkennen, daß wir Händel und seiner Zeit doch nicht mehr nahe genug stehen, um ihn ganz zu genießen. Nur wenige seiner Oratorien werden in dieser Beziehung eine Ausnahme bilden, im großen und ganzen liegt doch hier bereits die Zeitgrenze für unsern Geschmack, für unsere Aufnahmsfähigkeit. Damit im Zusammenhang und wiederum rückwirkend ist die Tatsache zu betrachten, daß es uns vollkommen an Händel-Sängern fehlt, die der Größe des Stils und der eigenartigen Technik dieses Meisters gewachsen wären. Der Stern'sche Verein gab ein gemischtes Konzert, das in einer wohlgelungenen Aufführung der Neunten Symphonie gipfelte. In der ersten Hälfte des Programms interessierten am meisten die von Professor Reimann gespielten, aus dem Nachlaß stammenden Choralvorspiele von Brahms und ein neues Chorwerk mit Sopran- und Baritonsolo und Orchesterbegleitung von Friedrich Gernsheim, betitelt „Der Nibelungen Überfahrt“, ein formgewandtes in seinem zweiten Teile charakteristisches Tonstück. Richard Strauß führte in den „Modernen Konzerten“ die zyklische Darstellung der symphonischen Werke Liszts fort und gab von eigenen Schöpfungen seine schönste, „Tod und Verklärung“, in einer ungemein stimmungsvollen Aufführung.

Nikisch brachte in den Philharmonischen Konzerten diesmal nichts Neues, erwarb sich aber den Dank seiner Hörer mit einer glänzenden Aufführung von Richard Strauß „Till Eulenspiegel“ und einer fast in allen Teilen gleich guten Wiedergabe der F-dur-Symphonie von Brahms. Erika Wedekind trat im Rahmen dieser Konzerte auf, die verwöhnte Koloratursängerin der Dresdener Hofoper. Sie fand in einer Arie mit obligater Flöte aus Händels „L'allegro, il pensioroso ed il moderato“ und Mozarts „Mia Speranza adorata“ reichen Beifall für ihre Virtuosität. Sie kann sehr viel, aber das Letzte und Höchste fehlt, und gerade auf dem Gebiete des Koloraturgesanges ist man undankbar, wenn nicht Vollendung erreicht ist; hier ist das Mittelgut gleich unberechtigt. Die Intonation läßt die absolute Sicherheit vermissen; dagegen war der Vortrag, namentlich der Mozart-Arie, reizend.

Die Hofoper hat unter dem neuen Regime des Herrn v. Hülsen noch nicht allzu lebenskräftige Beweise ihres Daseins gegeben. Eine Neustudierung des „Troubadours“ mit Geraldine Farrar als Leonore, Rudolf Berger als Luna, einer neuen Altistin, Frl. Schröter als Azucena versagte trotz des guten Maurico des Herrn Sommer die erhoffte Wirkung, weil gerade der Geist des Verdi'schen Werkes, die ihm eigene Verve und dramatische Schlagkraft unerweckt blieb. Eine patriotische Festoper von Bernhard Scholz, die ihren Stoff der preußischen Geschichte entnimmt, scheiterte an der Unzulänglichkeit des Librettos nicht weniger als an der charakterlosen, undramatischen Haltung der Musik, die sich in stark veralteten Bahnen bewegt, ohne irgendwie Bedeutendes selbst nach dieser Richtung zu bringen. So blieb das Wichtigste die Wiederaufnahme des „Tristan“ am Todestage Richard Wagners (13. Februar). Leider war Ernst Kraus, der bei dieser Gelegenheit zum ersten Male die Titelpartie sang, so indisponiert, daß die Hälfte des dritten Aktes fortbleiben mußte.

Die größte Sensation, die augenblicklich Berlin in Atem hält, ist die Amerikanerin Miß Duncan. Mit ihren Reformideen über Kleidung, Haltung und Kunst der Tänzerin hat sie wohl einiges an sich Richtige und Neue in die allgemeine Diskussion geworfen; die leicht Suggestionen unterworfene Gesellschaft aber in einer Weise für sich und ihre Person begeistert, die zu dem wirklich Gebotenen nach meinem Dafürhalten in gar keinem Verhältnis steht. Es ist wahr, daß Maler und Bildhauer die Art schätzen, in der sie gewisse Stellungen auf antiken Vasen und Wandgemälden zu reproduzieren sucht. Zum mindesten vom musikalischen Standpunkt jedoch ist es unmöglich, die „Tanz-Idyllen“ der Miß Duncan, in denen sie die Prätension erhebt, Gluck und Chopin interpretieren zu wollen, irgendwie ernst zu nehmen. Die Sache wäre belanglos, wenn nicht der echten und würdigen Kunst durch solche Aberrationen des Zeitgeschmacks Interesse und Förderung entzogen würde! Da ist es Sache der Kritik, mutig ihres verantwortungsvollen Amtes zu walten.

Bücherschau.

Friedrich Ratzel, Prof. Dr., **Die Erde und das Leben**, eine vergleichende Erdkunde. Zweiter Band. Mit 223 Abbildungen und Karten im Text, 12 Kartenbeilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Ätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1902. Lexik. 8°. 702 Seiten. 17 Mark.

Wenig mehr als ein Jahr nach dem Erscheinen des ersten Bandes liegt mit dem kurz vor Weihnachten erfolgten Erscheinen des zweiten das Gesamtwerk: Die Erde und das Leben vollendet vor uns. Ein gewaltiges Stück Arbeit ist es, was der Leipziger Geograph in diesen beiden stattlichen Bänden niedergelegt hat, gewaltig dem Umfange nach, gewaltig auch inbezug auf die geistige Durchdringung des Stoffes, der in der Form, wie er uns hier vorliegt, in der Tat wohl in jedem Einzelabschnitt des Werkes mit Ratzel'schem Geiste durchtränkt ist.

Der erste Band hatte sich vor allem mit der Erdoberfläche beschäftigt; auf eine knappe Übersicht über die Geschichte der Erdkenntnis und eine höchst fesselnde Untersuchung über die Stellung der Erde im Weltenraum war eine lange Reihe von Abschnitten gefolgt, die sich mit den an der Erdoberfläche merkbaren Wirkungen des Vulkanismus, der Verteilung des Festen und des Flüssigen, den Erdteilen, Meeren, Inseln und Küsten, schließlich mit den für die Physiognomie der Erdoberfläche so ungemein bedeutsamen Verwitterungsprodukten und den Bodenformen beschäftigten. In allen Kapiteln war die Betonung der Beziehungen des Anorganischen zum Organischen, zum Leben, dabei das Leitmotiv gewesen; man hatte mit einem Worte eine physische Erdkunde mit biographischem Hintergrunde vor sich gehabt.

Im zweiten Bande ist das Leitmotiv beibehalten worden, ja, es tritt noch stärker in den Vordergrund als im ersten Band, auch ganz abgesehen von dem letzten Abschnitt, der direkt „Das Leben der Erde" betitelt ist. Den Anlaß dazu gibt die Eigenart der beiden großen in ihm behandelten Gegenstände, der Wasserhülle und der Lufthülle selbst. Gewiß, an Großzügigkeit und Bedeutsamkeit der Probleme reicht keine dieser beiden, den festen Erdkern umschließenden Schichten an die interessantesten der im ersten Band behandelten Gegenstände: die Betrachtung der Erde als Weltkörper und den Vulkanismus heran; sie beherbergte zwar das große, noch immer der Lösung harrende Problem der Klimaschwankungen und das biogeographisch noch viel bedeutsamere der Wirkungen des Klimas auf die Lebewelt; was aber wollen diese beiden und eine Reihe anderer Fragen besagen der großen Reihe von Problemen gegenüber, die Ratzel im ersten Bande allein in dem einen Kapitel „Die Erde und ihre Umwelt" anschneiden konnte! Wie hat im Herbst 1901 allein sein Angriff auf die Kant-Laplace'sche Theorie die Gemüter der Gebildeten bewegt!

Hydro- und Atmosphäre, deren Untersuchung im zweiten Bande nicht weniger als 530 Seiten beansprucht, sind, wie gesagt, so reich an ungelösten Problemen nicht, oder richtiger, nicht mehr. Als rein tellurische Erscheinungen haben sie der Erforschung räumlich stets näher gelegen, als die meist kosmischen des ersten Bandes; ihre Erforschung hat daher in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht. Trotz alledem ist dieser Teil des Werkes nicht weniger lesenswert als irgend ein anderer; im Gegenteil, gerade in dem der Wasserhülle gewidmeten großen Abschnitte möchte ich den hervorragendsten, jedenfalls aber den von Ratzel'schem Geiste am innigsten

und tiefsten durchsetzten Teil des Ganzen sehen, hat doch der Meister von allen Gebieten der physischen Erdkunde keins so lange, so eingehend und so vielseitig angefaßt und bearbeitet, wie gerade das Meer, den Schnee, den Firn und das Eis. Keins hat er auch mit soviel Liebe in seiner Wirkung auf den Menschen und seine Kulturentwicklung bearbeitet.

In wenig Worten ein Gesamturteil über ein Werk von der Art und der Eigenart des vorliegenden abzugeben, ist eine kaum lösbare Aufgabe. Über unsere geographischen Lehrbücher geht es seinem Programm und seinem Umfang nach hinaus; mit ihnen läßt es sich auch wegen der durchaus anders gehaltenen, für den Gebildeten an sich berechneten wahrhaft künstlerischen Darstellungsweise nicht vergleichen. Ich persönlich habe viel eher den Eindruck, daß als Maßstab lediglich der Humboldt'sche „Kosmos“ anzulegen sei, mit der Maßgabe freilich, daß Ratzel heute in der glücklichen Lage war, sich auf eine durch halbhundertjährige Forschungen gesicherte Wissenschaft stützen zu können, während Humboldt im großen und ganzen nur neue Felder vor sich gesehen hatte. Der Gefahr des Veraltens, dem der Kosmos ja bereits bei seinem Erscheinen anheimfiel, wird damit „Die Erde und das Leben“ zweifellos weniger schnell ausgesetzt sein.

Über die Ausstattung des Werkes auch nach illustrativer Seite hin ist nur Gutes zu sagen, das beim Bibliographischen Institut wohl kaum einer Hervorhebung bedarf, sie ist reich, aber vornehm. Möge das Werk seinen Weg in die Hände aller Gebildeten, nicht bloß in ihre Schränke finden! Prof. Dr. Weule-Leipzig.

Karl Groos, Der ästhetische Genuß. Gießen 1902. J. Ricker. Pr. 4,80, geb. 6 M.

Die mannigfaltigen Probleme der Ästhetik verteilen sich auf zwei Hauptgebiete, da es zwei verschiedene Tatsachen sind, welche das Objekt ästhetischer Untersuchung ausmachen: erstens die Tatsache, daß es für unsere Wahrnehmung Gegenstände und Vorgänge gibt, deren Betrachtung uns ein selbständiges Vergnügen bereitet, das Problem des ästhetischen Genießens, und zweitens die Tatsache, daß ein Teil dieser Objekte und Vorgänge auf die Tätigkeit besonders gearteter Menschen zurückzuführen ist, die ein innerer Drang veranlaßt, solche Inhalte einer genußvollen Wahrnehmung zu erzeugen, das Problem der künstlerischen Produktion. Die Einzelaufgaben, welche aus der Untersuchung des zweiten Problems erwachsen, werden, wie schon aus dem Titel ersichtlich ist, in dem vorliegenden Werke nicht erörtert.

Die Lehre vom ästhetischen Genießen hat die Bewußtseinszustände zu erforschen, die bei der Betrachtung des ästhetisch Wirksamen hervortreten. Hierbei ergeben sich verschiedene Gesichtspunkte und dementsprechend verschiedene Einteilungsgründe für die Darstellung, je nachdem man die Natur des genossenen Objekts, die Eigenart des genießenden Subjekts oder die allgemeine Beschaffenheit des psychischen Erlebnisses selbst in den Vordergrund rückt. Groos' Buch handelt hauptsächlich von den allgemeinen Bedingungen des ästhetischen Genießens.

Nach einer Einleitung, in welcher Groos über die Aufgabe und Methode der psychologischen Ästhetik spricht, entwickelt er seinen Stoff in sieben, den Schluß mitgerechnet, acht Kapiteln. Der ästhetische Genuß ist ihm ein Spiel, und zwar das edelste Spiel, welches der Mensch kennt; er gewährt uns ein Vergnügen, das hauptsächlich aus dem Inhalt der Beschäftigung als solchem erwächst und als Selbstzweck erscheint. Die große Fülle von Wirkungsmöglichkeiten wird von Groos in Zusammenhang und Ordnung gebracht, indem er zweierlei gibt, eine Peripherie und ein Zentrum. Die Peripherie bestimmt er durch den alles umfassenden Begriff des spielenden Erlebens von überwiegend lustvollen Inhalten, die an die Wahrnehmung eines objektiv Gebotenen gebunden sind. Hieraus ergibt sich ihm die volle Freiheit, dem ästhetischen Genuß in allen seinen nur irgend möglichen Formen

gerecht zu werden. „Ob infolge der monarchischen Einrichtung des Bewußtseins der Reiz einer Einzelform oder einer Farbe oder eines Klangs den Schwerpunkt des Vergnügens bildet, ob die räumliche oder zeitliche Komposition der Sinnesdaten das Interesse gefangen nimmt, ob wir uns mit reaktiven oder sympathischen Gefühlen der Wirkung der reproduktiven Faktoren hingeben, ob wir den Maßstab des sittlich Erhebenden oder des intellektuell Vertiefenden anlegen, ob wir dem Gattungsideal oder dem individuell Charakteristischen nachgehen, ob wir die Naturtreue oder die Zweckmäßigkeit oder die technische Vollkommenheit bewundern, immer ist die Möglichkeit eines ästhetischen Zustandes gegeben, solange wir nur mit diesem oder jenem Verhalten an das spielende, d. h. um der überwiegend lustvollen Inhaltsgefühle willen vollzogene Aufnehmen objektiv gebotener und subjektiv bereicherter Daten gebunden sind." Das Zentrum aber liegt in dem vollen Zusammenwirken sinnlicher und reproduktiver Faktoren, das in der ästhetischen Personifikation und dem inneren Nachahmen seinen Höhepunkt erreicht; denn wenn es im letzten Grunde bei allem ästhetischen Genuß auf die Freude über das Erlebnis ankommt, so wird die stärkste und tiefste Gefühlswirkung da anzutreffen sein, wo uns im sinnlich Gegebenen Lebendiges entgegentritt, wo wir miterlebend an diesem Lebendigen teilnehmen. Beides, Personifikation und Miterleben, ist im intensiven Genuß gewöhnlich eng verbunden. Betrachtet man aber die Fälle, wo ein „Leihen" ohne Miterleben stattfindet, so wird man erkennen, daß erst im Spiel der inneren Nachahmung das Innerlichste und Köstlichste des ganzen ästhetischen Verhaltens erschlossen ist. „Es genügt nicht, daß der Adler sich dem Himmel nahe zu fühlen scheint, sondern uns selbst muß er zum Gefühl der Himmelsnähe emporreißen."

Es ist selbstverständlich, daß wir an dieser Stelle nur den Grundgedanken des sehr lehrreichen, wenn auch für den Nichtphilosophen zum Teil recht schwierigen Buches herausheben konnten. Eine eingehendere Würdigung gehört in eine ästhetische oder philosophische Zeitschrift. Wir müssen daher auch von einer Kritik Abstand nehmen, obwohl man häufig zum Widerspruch gereizt wird. Aber gerade das macht dieses Werk interessant. Die große Belesenheit und Urteilsfähigkeit des Gießener Professors tritt dem Leser auf Schritt und Tritt entgegen, so daß dieser das Buch nicht ohne reiche Belehrung und Anregung aus der Hand legen wird.

Fermersleben. Otto Siebert.

Fr. Paulsen, Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium. Berlin 1902, A. Asher & Co. XII und 575 S. gr. 8°.

Ein Licht und Wärme spendendes Buch, das auf jeder Seite zum Mitdenken einladet und dem Leser nie Steine statt Brotes bietet! Seinem Gesamtcharakter nach ist es eine Rechtfertigung der deutschen Universitäten, so viel der Verfasser auch im einzelnen an unseren akademischen Einrichtungen und Gebräuchen zu bessern findet und zu bessern vorschlägt. Seine Absicht war nicht, wie er im Vorwort versichert, eine enkomiastische Darstellung zu geben; aber die Ausstellungen wiegen nicht schwer gegenüber dem Lobe, welches hier den deutschen Universitäten als Werkstätten der wissenschaftlichen Forschung und Anstalten für den höchsten wissenschaftlichen Unterricht gespendet wird. Auch im Auslande wird von vorurteilsfreien Beurteilern dem deutschen Universitätstypus der Vorzug gegeben vor dem englischen und französischen. In phrasenhaftem Tone zu loben liegt nicht in Paulsens Art, auch wehrt er sich mit kraftvoller Nüchternheit gegen die blind machende Wirkung des nationalen Interesses; aber, alles in allem, gesteht er doch, daß die deutschen Universitäten ihm ihres hohen Rufes würdig schienen. Zunächst schuldet man dem Buche die Anerkennung, daß es eine erstaunliche Fülle zuverlässiger Belehrungen über die geschichtliche Entwicklung der Universitäten, über ihre gegenwärtige Verfassung

und über alle die Lehrenden wie die Studierenden betreffenden Verhältnisse bietet. Aber viel mehr will es sagen, daß hier so viel erkenntnistheoretische, psychologische, ethische Fragen, die sich bei der Betrachtung der Universitätsverhältnisse dem denkenden Menschen aufdrängen, in einer so gründlichen, wahrheitsliebenden, unparteiischen und mutigen Weise erörtert werden. Paulsen verwirft nicht leicht etwas in höhnischem Tone. Der Vernunft in den Dingen nachspürend findet er meist, daß das als unvernünftig meist Verspottete doch auch eine gewisse Daseinsberechtigung hat. Anderseits meint er, daß man schon darin willigen müsse, einen gewissen Preis oft zu zahlen, um das Gute verwirklichen zu können. Läßt man nicht bisweilen auch das Unkraut stehen, um die Wurzeln der daneben stehenden edlen Pflanze nicht zu erschüttern? Besonders interessant ist, was er aus diesem Gesichtspunkte über die an deutschen Universitäten gewährte Freiheit urteilt. Freiheit ohne Möglichkeit des Mißbrauchs, erklärt er, sei ein unmögliches Ding. Er ist gegen alle Einschränkungen und Kontrollversuche. Mit der engen Gebundenheit des schulmäßigen Lebens und Lernens soll auf dieser Stufe gebrochen werden. Die Universität müsse eine Schule der Selbständigkeit sein. Das eben, könnte man einwenden, ist die Schwierigkeit, einen Zustand herzustellen, der noch als frei gelten kann und doch gegen die Auswüchse der Freiheit eine möglichst hohe Sicherheit bietet. Was dem vorliegenden Buche das Interesse eines weiteren Kreises sichert, ist dieses, daß hier nicht bloß ein in stolzer Einsamkeit erzeugtes und ausgestaltetes Ideal der Universität dargestellt, sondern zu gleicher Zeit auf Schritt und Tritt den bestehenden Verhältnissen Rechnung getragen wird. Der Verfasser versteht es, wie weiland Sokrates, die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabzuführen. Mit methodischer Sicherheit führt er seine Betrachtungen über das Universitätswesen trotz aller Windungen des Für und Wider immer wieder auf den Hauptweg zurück; zugleich aber zeigt er eine gewisse epische, allliebende Wertschätzung des auf der Oberfläche des Lebens sich Tummelnden. Er zieht alles bis auf den akademischen Saufzwang in den Kreis seiner Betrachtungen. So ist sein Buch zugleich zu einem Schatzkästlein des guten Rates geworden. Dazu kommt das Gewinnende seiner Darstellung. Vor allem gebührt ihm das Lob, daß er nach Klarheit förmlich ringt. Er hält die deutsche Sprache offenbar für hinlänglich reich, um mit ihren eigenen Mitteln auch philosophische Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Zu den Philosophen, die die Sprache verderben, würde ihn Schiller nicht gerechnet haben. Auf Glanz verzichtet er; aber seine überaus vorsichtig gewählten Worte haben die Kraft, dem Leser in die Bahn seiner Gedanken zu zwingen und darin festzuhalten. Dazu kommt, daß sein Stil etwas in gutem Sinne Persönliches hat. Die Klarheit, die er bietet, ist keine kalte Klarheit: man blickt, in dem Buche lesend, in ein nicht bloß kluges, sondern zugleich ehrliches und wohlwollendes Gesicht. Sein Buch belehrt, aber es gefällt auch und gewinnt für die behandelten Fragen.

Gr. Lichterfelde bei Berlin. O. Weißenfels.

Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten. Dargestellt von **Harry Mayne.** Mit Mörikes Bildnis. Stuttgart und Berlin 1902, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachflg.

Wer Monate und vielleicht Jahre streng philologisch über ein bestimmtes Thema gearbeitet hat, wird eine merkwürdige Erfahrung machen. Er ist den Spuren eines Dichters etwa bis ins Allereinzelste und Genaueste nachgegangen, hat jedes Wörtchen hundertmal gelesen und geprüft, hat sich durch Berge von Briefen durchgearbeitet, hat die Werke der Zeitgenossen studiert, um etwaige Befruchtungen und Anlehnungen festzustellen — und wenn er dann mit allem fertig ist und Bände voll Notizen vor sich hat, wenn er dann daran geht, das Bild des Poeten zu entwerfen, dann sieht er mit Schrecken ein, daß *vor* diesem philologischen Studium die Persönlichkeit, deren Biographie er schreiben will, in viel festeren Linien vor ihm stand. Und da scheiden

sich die Wege: der bloße Philologe wird möglichst passend all' seine Weisheit verbinden; er hat viel zusammengetragen, was dankenswert ist, und läßt sein Buch laufen. Wer darüber hinaus Historiker ist, wird den ganzen Krempel liegen lassen und den notwendigen Abstand zu gewinnen suchen. Es braucht eine längere oder kürzere Zeit, ehe sich die großen Grundlinien wieder vorschieben, ehe die Verwirrung weicht. Und oft muß man hart sein gegen sich selber: über Bord werfen vielleicht grade etwas, worauf man Wochen emsiger Arbeit verwandt hat, weil, was groß und wichtig erschien, nun vom ganzen aus betrachtet sich als nebensächlich und klein darstellt. Das ist fast Dichterarbeit; der Dichter und der echte Historiker sind Brüder. Die Persönlichkeit, die ansieht, ist die Hauptsache. Das hat auch Leopold von Ranke gemeint, als er aussprach, daß Wert, Wirkung und Dauer eines Geschichtswerkes von seinem Stil abhängig seien.

Der junge Germanist, der die vorliegende Mörike-Biographie geschrieben hat, will mehr sein als Philologe und ist mehr. Mit reiner Freude kann man das kluge und warme Buch, das er geschaffen hat, lesen. Er schreibt gewandt und gut; er hat etwas Anschmiegsames, ohne darüber unpersönlich zu werden; er hat von seinem Lehrer Erich Schmidt den modernen Zug, der ihm erlaubt, einen Liliencron in die Nähe Mörikes zu rücken, und wenn er auch nicht über die Schärfe und Prägnanz Erich Schmidtscher Diktion verfügt, sondern mehr ins Aimable und Weiche übersetzt erscheint, so hat er doch ein offenes Herz und offene Augen. Man freut sich immer wieder über ihn und hofft im stillen, daß solch Nachwuchs aus der Studierstube einmal aufs Katheder kommt. Das könnte auch der lebenden Literatur der Gegenwart und Zukunft zu gute kommen. Denn Harry Maync gehört zu diesen jüngeren Philologen, die nicht mehr die blinde Ehrfurcht vor dem Wort, wohl aber Ehrfurcht vor dem Geist haben; die sich dem Dichter wohl unterwerfen, nicht aber blind dem Gedicht. Das ist das Beste, was Erich Schmidt ihn gelehrt hat. So hebt warme Liebe das Buch, ohne das kritische Urteil zu unterbinden; so verschwinden offensichtliche Schwächen nicht im Begeisterungsnebel, und der philiströse Zopf wird nicht wegretouchiert, sondern eben Zopf genannt.

Oft, wenn ich Mörike las, wollte mich neben der Entzückung über seine herrlichsten Gedichte die Ahnung eines Mangels überkommen, der vieles, nicht zuletzt auch die etwas beängstigende Zurückhaltung weiterer Volkskreise, erklärt. „Lebensschwäche" könnte man diesen Mangel nennen; man wird ihn, je nach der Seite, von der man an Mörike herantritt, auch anders benamsen. Hier liegt jedenfalls das tiefste Problem Mörike. Und da erfüllt Harry Maync nicht ganz die Hoffnung, die ich hegte: die ewig gefühlte dunkle Ahnung hat er mir nicht zur hellen Bestimmtheit gewandelt; er geht andeutend an der Stelle, wo der Spaten nicht tief genug eingestochen werden konnte, vorüber. Um so mehr erfreut er durch die Würdigung der Lyrik. Die Lyrik, ward vor einiger Zeit hier gesagt, sei der Prüfstein für jeden Kritiker. Dann hat Harry Maync bestanden; man hat das lebendige Gefühl, daß er nicht nachspricht, sondern erkennend bewundert. Davon zeugt auch die Einschätzung, die er andern Lyrikern, die er mit Mörike in Parallele stellt, zuteil werden läßt.

Noch einmal: ein vortreffliches Werk, an dem der Literaturhistoriker nicht vorübergehen darf und der Freund Mörikescher Dichtung nicht vorbeigehen soll.

Ein Zufall fügte es, daß fast gleichzeitig mit dem großen Mayncschen Werke eine zweite Mörike-Biographie erschien: Eduard Mörikes Leben und Werke. Dargestellt von Karl Fischer (B. Behrs Verlag, Berlin). Sie scheint mit geringerem kritischen Apparat zu arbeiten; sie ist warm und flüssig geschrieben und wendet sich mehr an die harmlos genießenden Mörike-Freunde, die eine liebenswürdige Darstellung der Lebensumstände ihres Lieblingsdichters verlangen. Die Kritik ist hier

fast ganz zurückgedrängt; die Superlative sind reichlicher als in dem Mayncschen Buche; die Fülle der Abbildungen spricht schließlich auch dafür, daß Fischer sich mehr an das größere Publikum wendet. Ohne Zweifel ist die erstgenannte Biographie für den Literaturhistoriker wichtiger und anregender, aber ich sehe keinen Grund, weshalb beide Bücher nicht gemächlich neben einander existieren und auf verschiedenen Wegen und in verschiedenen Kreisen dasselbe Ziel erstreben sollen: die Mörike-Gemeinde zu erfreuen und ihr neuen Zuwachs zu werben. Carl Busse.

Das Taschenbuch der Kriegsflotten für das Jahr 1903. Völlig neubearbeitete Ausgabe. Verlag von J. F. Lehmann in München. Preis elegant gebunden 3 Mark.

Das Taschenbuch hat in der deutschen Marine allgemein Eingang gefunden und von der höchsten Stelle bis zum jüngsten Seekadetten gibt es wenige, die es nicht besitzen und täglich benutzen. Während früher bei den Schiffsskizzen fremde Werke zum Teil als Vorlage benutzt wurden, ist im neuen Jahrgang das ganze Bildermaterial in ganz originaler Art zur Darstellung gekommen; alle Schiffe sind in einheitlicher Weise abgebildet worden. Im ersten Teil finden wir eine ausführliche Flottenliste, die über alle Kriegsschiffe der Welt jede gewünschte Auskunft gibt. Ebenso sind die Schiffstypen aller Kriegsflotten zur Anschauung gebracht und zwar nicht nur in Skizzen, sondern auch in Photographien. Aus dem reichen Inhalt heben wir hervor: Stärkevergleiche der Flotten, die Marinebudgets, Stationsbesetzungen, Flottenpläne, Schiffsgeschütze, Organisation der deutschen Streitkräfte, Eintrittsbedingungen für Schiffsjungen, Marine-Offizierskorps, Deutsche Rhedereien, Weltschiffbau, Welthandelsflotte, Verzeichnis früherer deutscher Kriegsschiffe sowie zahlreiche Reduktions- und Distanztabellen 2c. 2c. Nachdem das Jahrbuch des Flottenvereins eingegangen ist, bildet das vorliegende Taschenbuch das einzige Hülfsmittel für die Kriegsflotte sowie für alle Flottenfreunde.

Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild von **Hermann Mosapp.** Mit 2 Lichtdruckbeilagen und 21 Textbildern. Zweite, vermehrte Auflage. Verlag von Max Kielmann, Stuttgart 1902.

Eine der lieblichsten Frauenerscheinungen aus dem Leben unserer Klassiker ist Lottchen von Lengefeld, die spätere Gattin Schillers. Sie war eng mit dem Glück seines Privatlebens und der Entfaltung seiner reichen Dichtergaben verknüpft; ihr schlichtes, echt weibliches, tapferes Wesen barg soviel feine Herzenseigenschaften, eine so mannigfaltige Empfängnis für die höchsten Bildungseinflüsse, daß wir diesem edlen Wesen nicht nur ein selbständiges literarisches Denkmal schuldeten, sondern aus ihm auch für Herz und Geist gleichermaßen viel Schönes gewinnen konnten. Wohl besaßen wir in Urlichs „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" sowie in dem dreibändigen Sammelwerke: „Schiller und Lotte. 1788—1805" ausgezeichnetes Material zur Verarbeitung. Jedoch fehlte uns bis jetzt ein biographisches Werk, das sich strenge zum Grundsatz gemacht, nur das zu benutzen, was speziell Charlottes Leben und Wirken angeht. Hier sollte das bei allem Reichtum durchaus auf ein zur Anschauung Notwendiges sich beschränkende Buch Mosapps eine Lücke ausfüllen und diese Absicht ist auch völlig erreicht. Das Buch beginnt mit einer malerischen Schilderung von Lottes harmlos-schlichter Jugend; läßt uns das Glück ihres reichen Liebeslebens mit genießen, geleitet uns durch ihre gemütvolle Brautzeit in die an Freud und Leid reichbewegten Ehejahre und schließt mit den Jahren des Witwenleides. Wo es irgend anging, hat der Autor Charlotte und ihre Freunde selbst reden lassen und ihre Äußerungen miteinander verknüpft, nur wo es nötig war. Besonders wird das in zweiter Auflage vorliegende Buch für unsere Frauen von anregendem Interesse sein, denn es ist „menschlich wahr und künstlerisch schön".

Hermann von Blomberg.

Gedichte von Olga Arendt-Morgenstern. Nach dem Tode herausgegeben von Lina Morgenstern. Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung, Berlin N.

Ein Büchlein, das den Freunden der dahingeschiedenen edlen Frau gewidmet ist, in dessen Blättern uns eine überaus sympathische von hingebendster Liebe durchleuchtete Frauenseele entgegentritt, eine arme Dulderin, die in reiner Menschenliebe und Herzensgüte bis zum letzten Atemzuge bemüht blieb für Andere zu sorgen und zu wirken. J. L.

Gedichte von M. E. delle Grazie. Vierte, sehr vermehrte Auflage; mit dem Bilde der Verfasserin, Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Wir zeigen hier nur kurz das Erscheinen der neuen Auflage der Gesamtausgabe dieser Sammlung der hochgeschätzten Dichterin an, die uns eine Fülle neuer Gaben darbringt und behalten uns vor, noch des Näheren auf diesen Band zurückzukommen. G. K.

Burggraf, Schillers Frauengestalten, geh. M. 5.—, geb. M. 6.—, Halbfr. M. 7.—. Verlag von Karl Krabbe, Stuttgart.

Prof. Jul. Burggrafs Buch hat bald eine allgemeine Anerkennung gefunden, die diese feine und sorgfältige Arbeit auch in vollem Maße verdient. Es tritt dem verbreiteten Irrtum entgegen, daß nur männliche Geister wie Goethe, Humboldt, Körner Schillers Lebenswerk hätten fördern können, während der Einfluß der Frauen auf sein gewaltiges Innenleben doch nur ein verschwindender gewesen wäre, wie auch der Dichter die Frau weniger glücklich in seinen Werken verkörpert habe. Diese mehr willkürliche Vorstellung gewinnt noch mehr Nahrung durch den beliebten Vergleich mit Goethe. Bei der Lektüre des Burggrafschen Werkes, das uns Schillers Leben und seine Frauengestalten mit künstlerisch feinem Urteil vorführt, gewinnen wir eine lebenswahre Vorstellung von dem Verhältnis Schillers zur Frauenwelt. Die Ausstattung ist auch bei diesem Werke mit rühmenswertem Geschmack besorgt.

Hermann von Blomberg.

Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie von **Georg Scherer.** Mit zahlreichen Porträts, schwarzen und mehrfarbigen Illustrationen. 1852. Jubiläums-Ausgabe. 1902. In Original-Prachteinband 8.— Mark.

Die berühmte Anthologie des feinfühligen Literarhistorikers gehört zu den geschmackvollsten, die wir besitzen. Sie ist von einer liebevollen, feinen Hand und gereiftem Geschmack aus den Schätzen reicher Belesenheit gewählt worden, und bietet auch aus der neuen Lyrik maßvolle Gaben. Die sorglich ausgebildete Ausstattung steigert den stimmungsvollen Genuß dieser wohltuenden bekannten Sammlung, die wir besonders der Frauenwelt warm empfehlen. J. L.

Till Eulenspiegel. Ein kurzweilig Lesen von seinem Leben und Treiben, ein Volksbuch mit Bildschmuck von **Walter Tiemann,** Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1903.

In der Tat ein echtes, treuherziges Volksbuch in einer kernigen deutschen Ausstattung mit köstlichen, humorvollen Meisterillustrationen, die uns in ergötzlichster Weise in die enge mittelalterliche Kleinstädterei versetzen und die derbe Lustigkeit dieser Schwänke und Geschichten lebendig vor Sinn und Seele führen. Ein hervorragend empfehlenswertes Buch für Jung und Alt. J. L.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Rachel, Paul. Elisa von der Recke. 2 Bände. Bd. I: Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen. Bd. II: Tagebücher und Briefe aus ihren Wanderjahren. Geheftet à Mk. 8.—, elegant gebunden à Mk. 10.—. **Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig.**

Zu den Frauen, die sich vor einem Jahrhundert im ganzen Deutschland einen berühmten Namen gemacht haben, gehört ohne Zweifel die zart gesinnte feingebildete **Elisa von der Recke.**

Sie stand zahlreichen edlen Männern und Frauen, Fürsten und Fürstinnen, Staatsmännern und Gelehrten nahe.

Als Entlarverin des Schwindlers Cagliostro, der auch sie, wie einst viele aus der höchsten Gesellschaft Europas bethört hatte, als Freundin eines Nicolai und eines Mendelssohn, eines Gleim und eines Bürger, als Schützerin eines Sauner und eines Körner, als Freundin Tiedges, als Mittelpunkt eines vornehmen geselligen Kreises, ward sie einst viel genannt. Sie war die erste deutsche Frau, die — 1804—1806 — eine längere Reise nach Italien unternahm und in weit verbreiteten Bänden schilderte.

Als geistliche Liederdichterin, als patriotisch empfindende Deutsche gegenüber Napoleon genießt sie noch heute Verehrung.

In dem I. Bande, des mit interessanten Porträts ausgestatteten Werke, unter denen Nachbildungen zweier bis dahin noch nicht allgemein bekannter Anton Graffscher Ölgemälde enthalten sind, hört man nicht so sehr von den Erlebnissen der reifen Frau, als vielmehr von den höchst fesselnden, oft recht schweren Jugendschicksalen, die ihr beschieden waren. Ein Stück Selbstbiographie und über hundert Briefe aus der kummervollsten Zeit ihres Lebens, die tagebuchartig über ihre Leiden berichten, bieten einen Einblick in die Entwicklung dieser edlen Frauenseele.

Das Schwere, was ihr auferlegt war, hat in ihr den erklärlichen Wunsch hervorgerufen, für die Bildung, für die geistige und rechtliche Befreiung des weiblichen Geschlechtes einzutreten.

So sind diese Veröffentlichungen auch für die Geschichte der Frauen und der Frauenbewegung von grossem Interesse.

Ein Stück aus dem Leben des deutsch gebildeten kurländischen Adels ums Jahr 1770, ein Einblick in die machtvoll wirkende Literaturbewegung jener Tage wird gegeben.

Den Aufzeichnungen und Briefen aus den Jugendtagen Elisas von der Recke folgen Tagebücher und Briefe aus ihren Wanderjahren.

Wie Elisa, so hatten auch ihre Freunde Friedrich Parthey und die liebenswürdige Dichterin Sophie Becker die Gewohnheit, das, was sie für sich und mit ihr erlebten, aufzuschreiben. Wir begleiten in den reichhaltigen Aufzeichnungen sie und ihre Freunde auf weit ausgedehnten Reisen durch Deutschland und Polen. Das Berlin Friedrichs des Grossen, das Hamburg der Klopstockschen Zeit, das Weimar der Glanzperiode, das musikfrohe Dresden der Marcolinischen Epoche, das Leben der fürstlichen Höfe, der Verkehr literarisch-denkwürdiger Männer und Frauen, nicht zum mindesten der Kreis, der sich in Zürich um Lavater gebildet hatte — alles zieht in lebendig gehaltenen Bildern an uns vorüber.

Fesselnd sind die Schilderungen, die die gereifte Frau von Polens letzten Tagen gibt, in denen ein gutmütiger, aber schwacher Monarch, König Stanislaus Poniatowski, dem Elisa und ihre Schwester, die pikante Herzogin Dorothea von Kurland, besonders nahe traten, den vergeblichen Versuch machte, den Staat zu erneuern.

Wer die trüben Bilder betrachtet, die Elisa von dem dem staatlichen Untergange geweihten Adel und Volke entwirft, versteht Schicksal und Zustand der Nachkommen in unseren Tagen.

Wohltuend aber wirkt am Schlusse des zweiten Bandes das schöne Verhältnis, in das die edle Frau zu einem der trefflichsten Fürsten jener Zeit tritt, zum Erbprinzen von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, dem grossmütigen Gönner unseres Lieblingsdichters Schiller, dem Urgrossvater unserer Kaiserin.

Durch die Mandschurei und Sibirien. Reisen und Studien von **Rudolf Zabel.** Mit 146 Abbildungen, zumeist nach phot. Aufnahmen des Verfassers, teilweise gezeichnet von C. Arriens, und dem Porträt des Verfassers. Preis gebunden 20 M. (**Leipzig, Georg Wigand.**)

So umfassend unser Schrifttum der Reisebeschreibungen auch ist, besitzen wir keine Darstellung, die uns die Mandschurei und Sibirien im heutigen Zustande schildert. Der Verfasser dieses Buches hat während des chinesischen Feldzuges die Mandschurei durchquert. Nicht ohne persönliche Gefahren auf sich zu nehmen, drang er in das Aufstandsgebiet ein. Anfangs noch mit der Bahn, dann mußte er sich mit einer Draisine behelfen, die von vier Mandschus gezogen war. Als die Reise zu gefährlich wurde, suchte Zabel bei den Russen um Schutz nach. Er erhielt eine Kosakensonje; auf einem elenden Karren und noch elenderen Wegen gelangte er nach dem mandschurischen Hafen Niutschwang. Von dort ging die Reise nach Port Arthur und nach dem künftigen Endpunkt der transsibirischen Eisenbahn, nach Dalny. Dort hat Rußland in aller Stille seit einigen Jahren gearbeitet und die Grundlage für eine Stadt geschaffen, die in der Zukunft für Handel und Politik von großer Bedeutung werden wird. Die Mitteilungen Zabel's sind überhaupt die ersten, die uns über die dortigen Zustände unterrichten. Sie sind um so mehr wert, als Zabel einen sehr vorurteilslosen Standpunkt innehält, klare Augen besitzt und die Wichtigkeit der russischen Arbeit am Meerbusen von Talienwan vollkommen richtig zu schätzen versteht.

Der zweite Teil des Werkes führt durch die Nordmandschurei und eine 2000 km lange Strecke auf dem Amur in die zentralasiatischen Gegenden Sibiriens. Hier wechseln Völkerschaften und Landschaften in bunter Folge. Besonders aufmerksam mache ich die Leser auf die eingehende Abhandlung, in der Zabel darstellt, wie Rußland in unaufhaltsamer Arbeit durch ganz Asien bis zum stillen Ozean vorgedrungen ist. In dem Bestreben, sich hier das „größere Rußland" zu schaffen, liegt der Schlüssel für das Verständnis der moskowitischen Politik gegenüber China, England und Japan.

Wenn auch der Inhalt bei einem derartigen Buche vor allem den Wert bestimmt, so ist die Form doch nicht Nebensache. Man muß dem Verfasser das Zeugnis ausstellen, daß seine frische Darstellungsgabe sehr unterhält, ohne zu verflachen, und sehr belehrt ohne jemals langweilig zu werden. Die sehr gut ausgeführten Bilder sind zumeist vom Verfasser aufgenommen; auch die von Arriens ausgeführten Zeichnungen behandeln gut gewählte Vorwürfe. Dem Bande ist ein Bildnis Zabel's vorgeheftet.

Das Werk ist in Anbetracht der bevorstehenden Eröffnung der transsibirischen Bahn durchaus zeitgemäß und dürfte für die Gebildeten aller Stände und Berufe eine wertvolle Bereicherung ihres Wissens und eine sehr willkommene Lektüre bilden.

Quo vadis? Erzählung aus der Zeit Neros von **Henryk Sienkiewicz.** Deutsch von Clara Hillebrand. **Einzige korrekte und vollständige Ausgabe** in zwei Bänden. 750 Seiten in gr. 8° und hocheleganter Ausstattung. Preis broschiert 5,50 M., gebunden 7 M. Verlagsbuchhandlung **Schulze & Co.** in **Leipzig.**

Diese Meisterschöpfung des großen Polen gehört, auch nach den neuesten statistischen Erhebungen, noch immer zu den drei gelesensten Büchern der neueren Weltliteratur. Allein in England und Amerika wurden kurz nach Erscheinen der englischen Ausgabe ca. eine Million Exemplare gekauft, ein wohlverdienter Erfolg. Nach der Lektüre des Werkes wird jeder ohne weiteres diesen Erfolg begreifen und nachstehender Kritik seines Landsmannes, des Kritikers Oleski, gern beistimmen:

„Sienkiewicz stellte sich in ‚Quo vadis?' die Aufgabe, den Kampf des Heidentums mit dem erwachenden Christentum zu schildern. Ruhig und leidenschaftslos zeichnet er mit seiner Feder die Gestalten aus der Zeit Neros, läßt er sie denken, reden und handeln. Er schildert, aber erklärt die Verhältnisse nicht; lediglich die Handlungsweise der Charaktere, die er zeichnet, setzt die Gesellschaft, die hinter ihnen steht, ins hellste Licht und auf dem weißen Blatt entsteht von selbst der düstere Hintergrund für Menschen und Ereignisse. . . . . Wie ein zeitgenössischer Zeuge für seine Zeitgenossen, so schildert Sienkiewicz das Rom des neronischen Zeitalters. Mit keinem Gedanken überschreitet er die Grenzen der Welt, deren Abbild seine Erzählung uns geben soll, und eben dadurch schafft er ein Meisterwerk."

Psalter und Harfe. Zwei Sammlungen christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung von **Carl Johann Philipp Spitta.** Illustrierte Prachtausgabe in gr. 4° mit 24 Vollbildern nach Originalen von Professor B. Plockhorst und Professor F. Wanderer, 42 Initialen, dem Porträt Spitta's, Faksimiles und Abbildung von Spitta's Grab, sowie mit einer Einleitung und der Biographie Spitta's von Julius Sturm. **Leipzig, M. Heinsius Nachfolger.** In hochelegantem Einband nach Zeichnung von Prof. Wanderer, mit Goldschnitt, M. 15.—

Diese illustrierte Prachtausgabe von Spitta's Psalter und Harfe ist jedenfalls das würdigste und begehrteste Prachtwerk christlicher Richtung, zu Geschenken jeder Art, vor allem zur Konfirmation ganz besonders geeignet. Beide Sammlungen der herrlichen Lieder sind hier zu einem Ganzen verschmolzen und soweit tunlich nach dem Vater-Unser neu geordnet, wodurch es den Künstlern ermöglicht wurde, die Lieder systematisch zu illustrieren. Nur wenige evangelische Christen mag es geben, denen die hochpoetischen, herzlich frommen und doch kindlich einfachen Lieder des edlen Spitta gänzlich unbekannt geblieben wären. Haben doch diese christlichen Lieder in einer großen Reihe von Auflagen und vielen Tausenden von Exemplaren ihren Weg durch die ganze evangelische Christenheit gefunden.

Die Bergpredigt unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi in der Übersetzung Dr. Martin Luthers. 32 S. gr. 4°, dreifarbiger altdeutscher Druck auf feinstem Kartonpapier, mit stilvollen gotischen Initialen und Randleisten. **Leipzig, M. Heinsius Nachfolger.** Einfache Ausgabe in elegantem, weißem Umschlag mit Goldaufdruck Preis 3 Mk.; Prachtausgabe in stilvollem Ganzleinenband mit Goldschnitt Preis 6 Mark.

In diesem herrlich ausgestatteten Werke werden die Kapitel 5 bis 7 des Evangeliums Matthäus dargeboten. Zum erstenmal erscheint hier dieses Kernstück des Neuen Testamentes als ein gesondertes Ganzes in prächtiger typographischer Ausstattung. Die Kunst am Buche kommt hier zur Geltung, und wir müssen sagen: in würdiger Weise. Schrift, Initialen und Zierstücke sind im Geschmacke der englischen Gotik gehalten und bilden eine in jeder Hinsicht gediegene Fassung für die Juwelen der Heilandsworte. Für die vielen, die gewohnt sind, aus diesem Brunnquell alles geistigen Lebens Stärkung und Labsal zu schöpfen, wird die Bergpredigt in diesem Gewande eine willkommene Gabe bedeuten, die insbesondere auch als Konfirmationsgeschenk warm empfohlen werden kann. — Aber auch alle Bibliophilen und sonstigen Bücherliebhaber werden an diesem aus der Buchdruckerei von J. J. Weber, Leipzig, hervorgegangenen typographischen Meisterwerk des modernen Buchgewerbes, in dem durchweg die Einheit des Stiles gewahrt ist, große Freude haben.

Der Hauslehrer. Wochenschrift für den geistigen Verkehr mit Kindern. Herausgegeben von Berthold Otto. Verlag von **K. G. Th. Scheffer in Leipzig.** Preis Mk. 1.60 durch Post und Buchhandel. Mk. 2.— bei Bezug unter Streifband, direkt vom Verlag, ins Ausland Mk. 2.25.

Von Berthold Otto's Bestrebungen war an dieser Stelle öfter die Rede. Daß er den Versuch macht, Eltern, Erzieher und Lehrer anzuleiten, auf vernünftige Kinderfragen die richtigen Antworten zu geben (Prinzip der Altersmundart!), das dürfte bekannt sein. Ob und wie weit ihm das gelingt, darauf darf ich wohl mit der Mitteilung einer Darlegung antworten, die Fräulein Else Pfleiderer, Leiterin der Reformschule I in Hamburg, über ihre Erfahrungen mit dem Hauslehrer gegeben hat. Fräulein Pfleiderer schreibt: „Kann der „Hauslehrer", dessen Absicht zu antworten mir auf alle Fälle löblich erscheint, kann er uns zum Antworten anleiten? Ich sage: Ja. Ich darf wohl eine persönliche Erfahrung anführen.

Heute am 27. Januar hatte ich die Kaiserrede zu halten und zwar vor sechs- bis dreizehnjährigen Mädchen — das ist, wie mir viele Lehrer zugeben werden, nicht leicht. Was ich jetzt sagen will, sage ich — ich bitte, mir das zu glauben — nicht zu meinem Lob, sondern zu dem des „Hauslehrers".

Ich erzählte den Kindern von dem, was der Kaiser für unser Vaterland will und was er für das Reich schon getan hat. Sie folgten mit leuchtenden Augen und hatten, wie ich nachher aus ihren Gesprächen entnehmen konnte, Alles gut verstanden. Ich habe früher zu Kindern über so schwierige Dinge nicht so verständlich reden können und wunderte mich selbst über das Resultat. Aber ich wußte sehr wohl, wem ich es zu verdanken hatte, denn ich hatte den Stil der Kinder ziemlich genau getroffen auf Grund dessen, was ich vom „Hauslehrer" gelernt habe. — An einfacheren Materien habe ich die Vorteile dieser Darstellungsform schon oft ausprobiert, Otto's Vorübungen zur Mathematik benutze ich fast regelmäßig. Mathematik ist gewiß kein leichtes Fach, so zeigt es sich hier ganz besonders deutlich, wie Otto es versteht, Gedanken, die dem Kinde fern liegen, seinem Begriffs- und Anschauungsvermögen nahe zu bringen. Man benutze z. B. einmal die Aufsätze über Peripherie- und Zentriwinkel und den Thalessatz in Nr. 48 und 49 des vorigen Jahrgangs".

Eine Mitteilung über die neueren Schriften Otto's, vor allem „Die Mütterfibel", wird demnächst an dieser Stelle erfolgen. Dr. Scheffer.

Tafel literarischer Neuerscheinungen.

Besprechung der eingesandten Bücher wird vorbehalten. — Rücksendung derselben erfolgt nicht.

Altburg, J., Bewegte Herzen. Novellen. 2. Auflage. 164 S. Dresden, E. Pierson. br. M. 1.70.

Aschaffenburg, Prof. Dr. G., Das Verbrechen und seine Bekämpfung. 246 S. Heidelberg, Carl Winter.

Bartz, Richard, Gedichte. 75 S. Dresden, E. Pierson.

Bertens, Friedrich, An des Lebens Vormittag. Werdegang eines jungen Mannes. 186 S. Berlin, Iris-Verlag. br. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Beyer, C., Pastor emer., Kulturgeschichtliche Bilder aus Mecklenburg. Zauberei und Hexenprozesse. 131 S. Berlin, W. Süßerott.

Boock, Johannes, Lehrproben zur Bürgerkunde. 1. Beilage zur „Erziehung des Deutschen zum Staatsbürger“. 51 S. Berlin, Horn & Raasch.

Budde, D. Karl, Das Alte Testament und die Ausgrabungen. 39 S. Gießen, J. Ricker. br. M. 0,80.

Burmeister, Dr. Otto, Nachdichtungen und Bühneneinrichtungen von Shakespeares Merchant of Venice. 142 S. Rostock, Warkentiens Verlag. br. M. 4.—.

Curtius, Friedrich, Ernst Curtius, Ein Lebensbild in Briefen. Mit einem Bildnis. 714 S. Berlin, Julius Springer. br. M. 10.—

Dove, Prof. Dr. Karl, Angewandte Geographie. Hefte zur Verbreitung geograph. Kenntnisse in ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirtschaftsleben. 1. Serie, 2. Heft.

Dresser, H. W., Methoden und Probleme geistiger Heilbehandlung. Übersetzung von M. Müller. 92 S. Leipzig, Eugen Diederichs. br. M. 2—.

Frauentrost, Gedanken für Männer, Mädchen und Frauen. 127 S. München, C. H. Beck. M. 1.80.

Franken, Jos., Sehnsucht. Lieder der Liebe. 49 S. Dresden, E. Pierson.

Funke, Alfred, Deutsche Siedlung über See. 80 S. Halle, Gebauer-Schwetschke. br. M. 1.25.

Gedichte aus Riga, 4. Sammlung. 180 S. Riga, R. Kymmel.

Gilm, Herm. **von**, Gedichte. Buchschmuck von Max Bernuth. 247 S. Innsbruck, Edlinger. br. M. 4.—.

Glagau, Dr. Hans, Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle. Eine Untersuchung. 168 S. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchh. br. M. 2.40, geb. M. 3.20.

Goldmar, Jon **von**, Eine Leidenschaft. Mit Buchschmuck von Walter Caspari. 78 S. Köln, Albert Ahn. br. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Günther, Christian, Strophen. Ausgewählt, eingeleitet und herausgegeb. v. W. von Scholz. 182 S. Leipzig, Eugen Diederichs. geb. M. 4.50.

Haake, Paul, König August der Starke. Eine Charakterstudie. 27 S. München, R. Oldenbourg. br. M. 0.80.

Hasse, Dr. K. E., Erinnerungen aus meinem Leben. 444 S. 2. Aufl. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Hennig, Alfred, Die da hungern nach Glück und Liebe. 107 S. Weinheim, Ackermann. br. M. 1.60.

Hettner, Dr. Alfred, Geographische Zeitschrift. 8. Jahrgang. 11. Heft. Leipzig, B. G. Teubner.

Hirundo, E., Till Riemenschneider. Eine Erzählung a. d. 16. Jahrh. 347 S. Leipzig, Breitkopf & Härtel. br. M. 3.—.

Indra, K. R., Südseefahrten. 226 S. Berlin, W. Süßerott.

Kewitsch, Prof. Dr., Die Vulkane Pelé, Krakatau, Etna, Vesuv. Mit Illustrationen. 35 S. Norden, Diedr. Soltau. br. M. 1.—.

Kinkel, Walter, Joh. Fr. Herbart, sein Leben und seine Philosophie. 204 S. Gießen, J. Ricker. br. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Kirchhoff, Prof. Dr. Alfred, Was ist national? 44 S. Halle, Gebauer-Schwetschke. br. M. 0.80.

Klein, Siegmund, Erode und Marina. Epische Sage in sechs Gesängen. 104 S. Dresden, E. Pierson.

Knötel, Dr. Paul, Bürgerliche Heraldik. 2. Aufl. mit 19 Abbildungen. 58 S. Tarnowitz, A. Kothe. br. M. 1.50.

Langer, Adam, Erinnerungen aus dem Leben eines Dorfschullehrers. 350 S. 2. Auflage. Gr. Lichterfelde, E. Runge. br. M. 3.50, geb. M. 4.—.

Laux, Dr. Max und Boock, Johannes, Die Erziehung des Deutschen zum Staatsbürger. Eine Denkschrift. Berlin, Horn & Raasch. br. M. 1.50.

Linde, E. **von der**, Sonnenschein und Schatten. Alte und Neue Lieder. 239 S. Berlin, F. Schneider & Co.

Maß, Konrad, Der Goldschmuck von Hiddensee. 68 S. Stettin, L. Saunier.

O'Meara, Barry E., Napoleon I. in der Verbannung. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. 3 Bände. Leipzig, Schmidt & Günther. br. M. 15.—, geb. M. 18.—.

Meschwitz, H., In Poseidons Lehrstube. Eine Erzählung aus dem Seekadettenleben. 172 S. Dresden, Alex. Köhler. geb. M. 4.—.

Moeller-Brink, Arthur, Die Moderne Literatur. Bd. 11: Der Neue Humor. 46 S. Bd. 12: Propheten. 39 S. Berlin, Schuster & Loeffler.

Mosapp, Hermann, Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. Mit zwei Lichtdruckbeilagen und 21 Textbildern. 267 S. Stuttgart, Max Kielmann. br. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Heinr. Zeiss Union Schreibtische

haben **drehbare** Seitenteile. Man braucht nicht aufzustehen, sich nicht zu bücken, nicht zu suchen, man kann bequem vom Sessel aus den ganzen Inhalt des Schreibtisches erreichen

Beste Ausführung
von Mk. **275.—** für den einzelnen, Mk. **460.—** für einen Doppeltisch an.

Heinrich Zeiss, Hoflieferant, Frankfurt a. M.

Die grösste Freude

macht mir täglich mein **Union-Bücherschrank.** Uebersichtlich und staubfrei sind meine lieben Bücher jetzt aufgehoben. Bekomme ich neue Werke, so kaufe ich mir einfach ein neues Abteil Union für ca. Mk. 20.—, so fahre ich fort, je nachdem ich Bedarf, je nachdem ich Geld habe und komme nach und nach zu einer prachtvollen Bücherei. Näheres sagen die Preisbücher kostenlos und portofrei von

Heinrich Zeiss

Grossherzogl. und Herzogl. Hoflieferant

Frankfurt a. M. K, 36 Kaiserstr. 36.

Niederlagen in allen grossen Städten.

Kürschners

Das ist des Deutschen Vaterland

Eine Wanderung durch deutsche Gaue.

Das schönste Prachtwerk über Deutschland. — 450 Seiten Folio.

Die berufensten Schriftsteller haben sich vereinigt, um eine Beschreibung unseres deutschen Vaterlandes zu liefern, wie solche bisher nicht bestand. Der Text wird durch über 1200 zum Teil ganzseitige, nach der Natur aufgenommene Illustrationen ergänzt, so daß das Werk tatsächlich ein

Prachtwerk

in vornehmster Bedeutung geworden ist, welches von gleichem Interesse ist für Denjenigen, der viel reist und die Gegenden daher aus eigener Anschauung kennt, als nicht minder für Denjenigen, der sich ein Bild zu Hause davon machen will. Kürschners „Das ist des Deutschen Vaterland“ ist deshalb ein überall gern gesehenes

Geschenk.

> Julius Rodenbergs „Deutsche Rundschau“ schreibt über
>
> **Kürschners „Das ist des Deutschen Vaterland“:**
>
> „. . . Nach seinen Gauen geordnet, liegt unser Vaterland hier vor uns ausgebreitet, in einer Vollständigkeit und Übersichtlichkeit, wie das Bild es nicht schöner zeigen, das Wort nicht besser erläutern kann . . . .“

Preis in zwölffarbigem Einband 12 Mark.

Deutschland und seine Kolonieen

Wanderungen durch das Reich und seine überseeischen Besitzungen.

Unter Mitwirkung bedeutender Fachschriftsteller herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Mit 1367 Abbildungen.

Ein starker Folioband in hochelegantem Einbande mit Goldschnitt Mk. 20.

Das überaus große Interesse, welches während der letzten Jahre die breitesten Schichten des deutschen Volkes ergriffen hat, bot Veranlassung zur Herausgabe dieses Werkes, das nicht nur dazu bestimmt ist, die vielen, über den Wert unserer Kolonieen verbreiteten Legenden richtig zu stellen und — unterstützt durch eine große Anzahl authentischer Illustrationen — ein richtiges Bild derselben zu verschaffen, sondern auch vermittelst der prächtigen Ausstattung wie kaum ein anderes geeignet ist, als vornehmes Geschenkwerk

jedem Kolonialfreund

hoch willkommen zu sein.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

An die gebildeten Deutschen aller Stände!

Ein unter den Gebildeten **allgemein beliebtes** Blatt von **führender Stellung** ist die von Dr. **Friedrich Lange** begründete und herausgegebene

Deutsche Zeitung

Unabhängiges Tageblatt für nationale Politik.

Die **Erklärung** für ihren außergewöhnlichen Erfolg finden wir in folgenden Punkten:

1. Zuverlässig **nationale** Gesinnung für **Kaiser** und **Reich**, bei **gesicherter** und **stets bewährter Unabhängigkeit.**
2. **Gediegenster** und **reichster Inhalt** nach dem Zuschnitt, den man von einem Blatte **ersten Ranges** heutzutage erwarten darf.
3. Wegen eigner Postverpackung **im Nachrichten- und Parlamentsdienst unvergleichlich schneller und vollständiger**, als irgend ein Berliner Blatt, welches zu gleicher Zeit bei seinen Abonnenten im Reich ankommt.
4. **Frisch** und **fesselnd**, dabei **übersichtlich** und immer wegen ihrer vornehmen Haltung besonders warm anerkannt. Das **Lieblingsblatt** der **gut deutsch gesinnten Familien.**
5. Bei **Offizieren** und **allen Beamten** wegen der Vollständigkeit und äußersten Schnelligkeit der **Personal-Nachrichten** und wegen der sachverständigen und **wirksamen** Erörterung von **Berufsangelegenheiten** sehr beliebt.
6. **Unter allen Zeitungen ähnlichen Ranges** unbestritten die billigste.

Bezugspreis 3.50 Mark vierteljährlich.

Ohne Preiszuschlag erhalten **alle** Leser der „Deutschen Zeitung“ an jedem **Freitag** die gut geleitete und reich illustrierte Zeitschrift

„Technische Woche“.

Allen Technikern und technisch interessierten Lesern zur besonderen Beachtung empfohlen!

Als **Sonntags-Beilage** der „Deutschen Zeitung“ erscheint eine Wochenschrift **„Deutsche Welt“**, die, wie die lebhafte Nachfrage beweist, sich wegen der gediegenen Beiträge aus der Feder der besten Mitarbeiter rasch die Gunst aller gebildeten Leser gewonnen hat. Für **beide** Blätter beträgt der

Gesamtbezugspreis 4.50 Mark vierteljährlich.

Wie die Leser der „Deutschen Zeitung“ zu ihrem Blatte stehen, das ergiebt sich klar u. A. aus folgenden Thatsachen:

Um die Unabhängigkeit des Blattes dauernd zu sichern, haben sich über 600 seiner Leser an der Verlagskörperschaft beteiligt.

Für die Buren sammelte die „Deutsche Zeitung“ etwa an 100 000 Mk. und rüstete u. A. eine eigene Sanitäts-Expedition aus. Kein anderes Deutsches Blatt hat auch nur annähernd diesen Erfolg gehabt.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Verlag der „Deutschen Zeitung“

Berlin SW., Wilhelmstraße 9.

Probenummern werden sofort nach Bestellung kostenlos gesandt.

Wichtige Neuerungen

enthält unser reich illustrierter Katalog 31 über

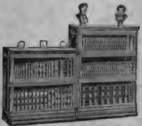
Photographische Hand- und Stativ-Kameras

für Rollfilms und Trockenplatten

welchen wir Interessenten auf Verlangen gern kostenlos übersenden. Unsere Kameras gestatten sämtlich, die hohe Lichtstärke unserer Objektive vollkommen auszunutzen. Man sollte nicht versäumen, vor Ankauf irgend eines photographischen Apparates sich über unsere Konstruktionen eingehend zu informieren.

Google

Amerikanische Schreibtische.

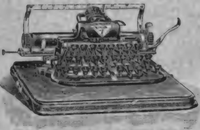


Grösste Auswahl in **Rolljalousie-, Steh-** und **Flachpulten, Diplomatentischen, zusammensetzbaren Bücherschränken, drehbaren Büchergestellen, Akten- u. Notenschränken etc.**

Für Export-Lieferung ab eigenem Transitlager.

Neuer illustrirter Hauptkatalog gratis und franco.

Die Blickensderfer



(D. R.-P. No. 53295, 59697, 64838, 70716, 81061)

vereinigt bei einfachster u. garantirt dauerhafter Konstruktion in einer Maschine die Hauptvorzüge aller Schreibmaschinen.

Ueberall Referenzen: 70000 Maschinen bei vielen höchsten Behörden des In- und Auslandes, Industriellen, Rechtsanwälten, Schriftstellern u.s.w. in Verwendung.

Grösste Leistungsfähigkeit, sichtbare Schrift, direkte Färbung ohne Farbband (daher einzig schöne und klare Schrift, sowie bedeutend geringere Unterhaltungskosten), auswechselbares Typenrad, unveränderliche Zeilengradheit, stärkste Vervielfältigung, Tabulator.

***Die Blickensderfer** ist laut Ministerialerlass vom 4. Juni 1902 zur Ausfertigung notarieller Urkunden zugelassen.*

Preis 175 Mk. und 225 Mk.

Vorführung oder Probesendung bereitwilligst; Katalog franco.

Groyen & Richtmann, Köln,

Mauritiussteinweg 84 u. Hohestrasse 105.

Filiale: BERLIN, Kronenstrasse 68/69.

Wichtige Neuerungen

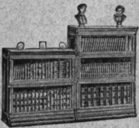
enthätt unser reich illustrierter Katalog 31 über

Photographische Hand- und Stativ-Kameras

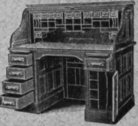
für Rollfilms und Trockenplatten

welchen wir Interessenten auf Verlangen gern kostenlos übersenden.
Unsere Kameras gestatten sämtlich, die hohe Lichtstärke unserer Objektive vollkommen auszunutzen. Man sollte nicht versäumen, vor Ankauf irgend eines photographischen Apparates sich über unsere Konstruktionen eingehend zu informieren.

Amerikanische Schreibtische.



Grösste Auswahl in **Rolljalousie-, Steh-** und **Flachpulten, Diplomatentischen, zusammensetzbaren Bücherschränken, drehbaren Büchergestellen, Akten- u. Notenschränken etc.**



Für Export-Lieferung ab eigenem Transitlager.

Neuer illustrirter Hauptkatalog gratis und franco.

Die Blickensderfer

(D. R.-P. No. 53295, 59697, 64836, 70716, 81061)

vereinigt bei einfachster u. garantirt dauerhafter Konstruktion in einer Maschine die Hauptvorzüge aller Schreibmaschinen.

Ueberall Referenzen: 70000 Maschinen bei vielen höchsten Behörden des In- und Auslandes, Industriellen, Rechtsanwälten, Schriftstellern u.s.w. in Verwendung.

Grösste Leistungsfähigkeit, sichtbare Schrift, direkte Färbung ohne Farbband (daher einzig schöne und klare Schrift, sowie bedeutend geringere Unterhaltungskosten), auswechselbares Typenrad, unveränderliche Zeilengradheit, stärkste Vervielfältigung, Tabulator.

***Die Blickensderfer** ist laut Ministerialerlass vom 4. Juni 1902 zur Ausfertigung notarieller Urkunden zugelassen.*

Preis 175 Mk. und 225 Mk.

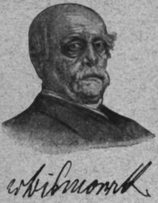
Vorführung oder Probesendung bereitwilligst; Katalog franco.

Groyen & Richtmann, Köln,

Mauritiussteinweg 84 u. Hohestrasse 105.

Filiale: BERLIN, Kronenstrasse 68/69.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Heustrasse 20.



Bismarck als Erzieher.

In Leitsätzen aus seinen Reden, Briefen, Berichten und Werken, zusammengestellt und systematisch geordnet von **Paul Dehn.**

Preis in prächtigem Einband Mk. **6.**—,
broschiert Mk. **5.**—.

Inhaltsverzeichnis nebst Angabe der Zahl der betreffenden Aussprüche.

Politik 84; Diplomaten 21; Diplomatie und Börse 9; Frieden 20; Krieg 50; Europa 25; Weltpolitik 2; Kolonialpolitik 36; England 27; Frankreich 28; Oesterreich-Ungarn 30; Russland 27; Orientfragen 30; Andere Länder 10; Nordamerika 6; Fürst 67; Hof 11; Heer 35; Flotte 7; Reichseinigung 133; Elsass-Lothringen 12; Deutsche Art 43; Ausländerei 24; Deutsche im Auslande 29; Reichsverfassung 17; Reichskanzler 17; Bundesrat 35; Reichstag 49; Inneres 48; Minister 28; Gesetzgebung 17; Verwaltung 31; Konstitutionelles 53; Parlamentarier 54; Parteien 48; Fraktionen 29; Polen 48; Kirchenpolitik 94; Landwirtschaft 48; Gewerbe, Industrie, Handel, Verkehr 50; Handelspolitik 27; Finanzreform 66; Börse 8; Presse 37; Juden 16; Arbeiterschutz 11; Arbeiterversicherung 30; Sozialpolitik 52; Religion 27; Schule 13; Familie 51; Persönliches 112; Allerlei 64.

Einladung zum Bezug auf das führende Organ der evang. Bewegung:

Die Wartburg.

Deutsch-evangelische Wochenschrift.

Herausgeber:
Superintendent **Meyer** in **Zwickau** (Sachsen)
(für das Deutsche Reich)
Rechtsanwalt und Reichsratsabgeordneter
Dr. Eisenkolb in **Karbitz** (Böhmen)
(für Oesterreich)

Schriftleiter:
Pfarrer **Eckardt** in **Windischleuba**
(Sachsen-Altenburg)
(für das Deutsche Reich)
Vikar **Fr. Hochstetter** in **Trebnitz** (Böhmen)
(für Oesterreich).

Preis vierteljährlich **durch die Post** oder den Buchhandel **1** Mk., in Oesterreich **bei der Post 1** K. **20** h., in den Niederlanden **1** K.

Direkt **unter Kreuzband** vom Verleger fürs Deutsche Reich **1.40** Mk., für Oesterreich **1** K. **50** h., fürs Ausland **1.65** Mk. vierteljährlich.

Postzeitungsliste für Bayern Nr. 882, fürs Deutsche Reich Nr. 8278, für Oesterreich Nr. 4387.

Eine gewaltige Bewegung der Geister ist in Oesterreich erwacht. Bald wird das 40ste Tausend derer voll sein, die sich von Rom lossagten und zumeist der evangelischen Kirche sich anschlossen. Auch im Deutschen Reiche beginnt sich die Zahl der Übertritte zur evangelischen Kirche zu mehren, in Frankreich ist eine grosse Bewegung unter den Geistlichen entstanden und auch in der übrigen Welt versuchen die Völker Roms Ketten abzuwerfen.

„Die Wartburg“ will die Übergetretenen tiefer in die evangelische Lebensauffassung einführen, die nach Klarheit Ringenden für das Evangelium gewinnen. **„Die Wartburg“** will aber auch den Freunden der Bewegung über den Fortgang derselben rasch, ausführlich und zuverlässig berichten. Zur Mitarbeit haben sich die bewährtesten Führer der deutsch-evangelischen Sache zur Verfügung gestellt.

Vom ersten Jahrgang, der eine Fülle interessantesten Materials enthält, werden komplette Bände zum herabgesetzten Preis von **2** Mk. abgegeben.

Probenummern stehen in beliebiger Zahl zur Verfügung, auch wird das Blatt gern auf Wunsch direkt an Leute gesandt, die Interesse an der Bewegung haben.

München, Heustrasse 20.

J. F. Lehmanns Verlag
Verlag der Wochenschrift „Die Wartburg“.

Druck von A. Hopfer in Burg.

Digitized by Google